



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

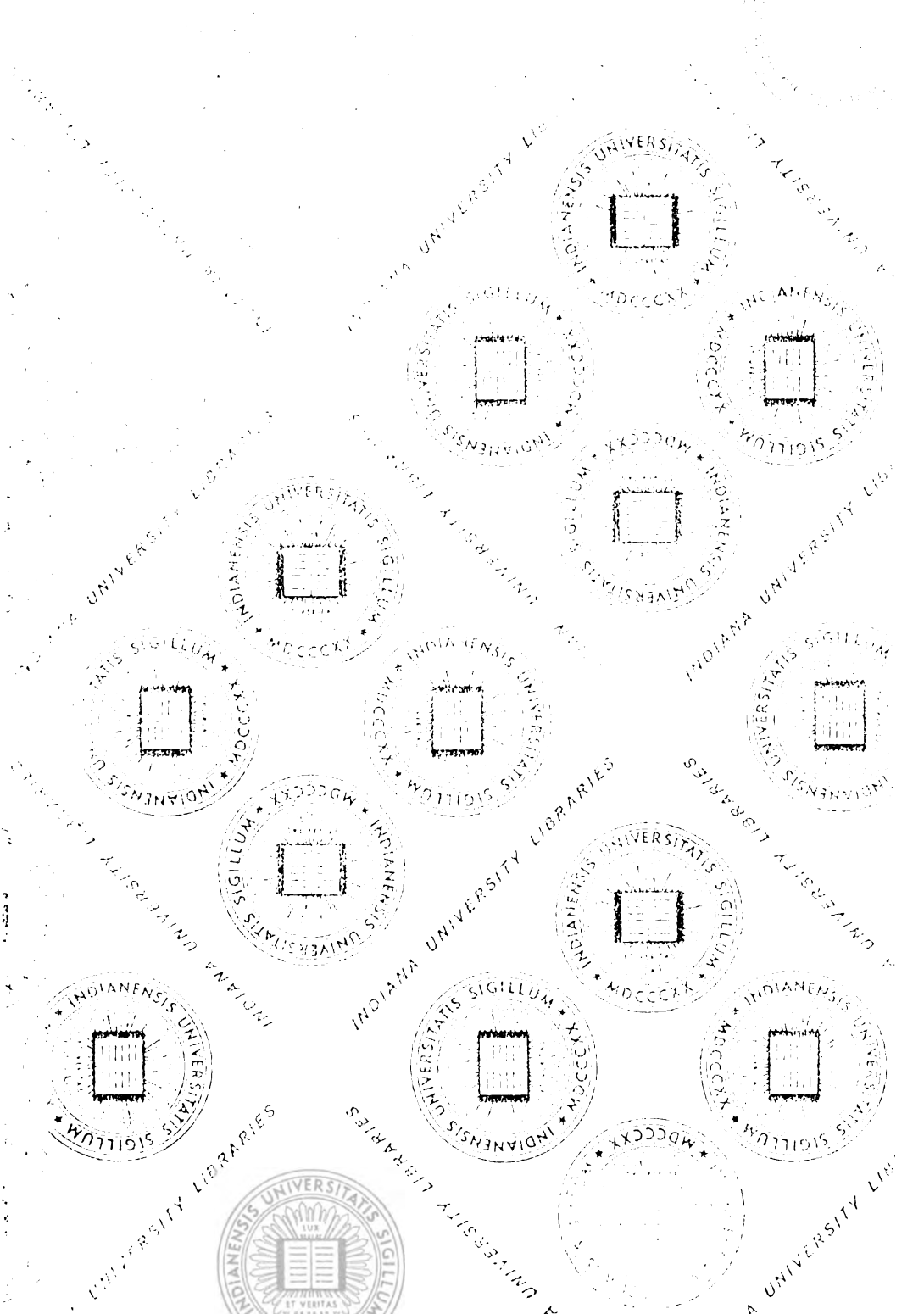
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





Die neue Rundschau

XXIV^{ter} Jahrgang der freien Bühne

1913

Band 1

UNIVERSITY
LIBRARY



CP

Berlin / G. Fischer / Verlag

256013

AP 30
.775
v. 27
pt. 1

VIA BUREAU OF POSTS
VIA AIR

2-15-33

German.

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Gedichte:

Richard Dehmel, Die Musik des Mont Blanc	407
Irene Forbes-Mosse, Zwei Skizzen	830
Gedichte von Gesine Freerichs, Siegfried Trebitsch und Hans Kyser	249
Moriz Heimann, Dr. Wislizenus	745
Friedrich Huch, Der Gast	457
Siegfried Krebs, Der Tod des Arztes	670
La Mara, Musikerbriefe	804
Friedrich Nietzsche, Briefe an Franz Overbeck	339
Franz Overbeck, Briefe an Friedrich Nietzsche	536
Hans Reisiger, Fräul'n Anna	202
Arthur Schnitzler, Frau Beate und ihr Sohn	302, 502, 603
Hermann Stehr, Geschichten aus dem Mandelhause	13, 154, 354
Jakob Wassermann, Lukardis	50

Aufsätze:

* * Festlänge	737
Oskar Vie, Vom Don Juan zur Zauberflöte	69
Oskar Vie, Verdi und Wagner	644
Kurt Eisner, Die neue Lehre von Bethlehem	593
S. Fischer, Otto Brahm †	I
Bruno Frank, Thomas Mann	656
Wilhelm Hausenstein, Der Idealist vor hundert Jahren und wir	629
Robert Hessen, Geburtenrückgang	145
Karl Joël, Geselligkeit und Geisteskultur	779

Emil Ludwig, Durch Britisch-Ostafrika	87
Emil Ludwig, Aus Deutsch-Ostafrika	208
Emil Ludwig, Zanzibar und Zambesia	387
Emil Ludwig, Die Goldstadt	517
Emil Ludwig, Rhodes und Rhodesia	680
B. Lawrence Frhr. von Mackay, Deutschland und England	449
Maurice Maeterlinck, Über das Leben nach dem Tode . . .	231
Julius Meier-Graefe, Das Museum	29
Julius Meier-Graefe, Wohin treiben wir?	479
Emil Schaeffer, Tullia d'Aragona	837
Paul Schlenther, Otto Brahm (1856—1912).	186, 323
J. von Uexküll, Die Planmäßigkeit als oberstes Gesetz im Leben der Tiere	820
Hans Wantoch, Junggesellenbrevier	555
H. G. Wells, Der Sozialismus und die Mittelklassen . . .	4
H. G. Wells, Der Sozialismus und die Familie	289

Rundschau:

Julius Bab, Die Sozialisierung des Theaters	417
Martin Beradt, Falsche Geständnisse	864
Felix Braun, Odysseus	708
Julius Elias, Über Lovis Corinth	429
Herbert Eulenberg, Jüngste Lyrik	425
Edmund Fischer, Die Volksversicherung	413
Lucia Dora Frost, Der große Krieg in Deutschland	266
Moriz Heimann, Der Kinematographen-Umfug	123
Robert Hessen, Hebung der Energie	852
Karl Jentsch, Loyola und seine Compania	252
Karl Jentsch, Das Sexualproblem	713
Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch 130, 270, 435, 578, 726, 871	

Alfred Kerr, Szenisches	720
Karl Leuthner, Deutsch-österreichische Solidaritätsgefühle . .	110
Richard v. Moellendorff, Psychologie und Wirtschaftsleben	258
Robert Musil, Eine dramatische Sendung	127
Arno Nadel, Joseph Joachim in seinem Briefwechsel . . .	571
Engelbert Dernerstorfer, Wells und der Sozialismus	559
Daniel Ricardo, Drei Geldmänner	704
Daniel Ricardo, Wirtschaftslügen	118
Karl Scheffler, Kunst und Genossenschaft	845
Hermann Stehr, Atlantis	567
Hans Wantoch, Antipoden	858
Jakob Wassermann, Hofmannsthals Texte für Musik . . .	263
Georg Wegener, Robert Scott	563

Anmerkungen:

Julius Bab, Speziallyrick	284
Julius Bab, „Die Befreiung“	883
Paul Barchan, Der Verbrecher	143
Oskar Die, Terpsichore auf dem Schaukelstuhl	282
Oskar Die, Französische Farbstoffe	587
Franz Blei, Das gesprochene Wort	445
Carl Driankmann, Der letzte Geschichtsschreiber	735
Arthur Eloesser, Der junge Björnson	442
Paul Fichter, Orlando und Angelica	443
Otto Flake, Strindberg-Lesebuch	138
Hermann Gottschalk, Krieg und Arbeit	286
Willi Handl, Schwammerl	136
Wilhelm Hausenstein, Revolution und Restauration	141
Wilhelm Hausenstein, Glasbrenner	886
Moriz Heimann, Die Sagen der Juden	733
Hermann Hesse, Christian Wagner	445
Kurt Hiller, Ehrfurcht	735
Marie Holzer, Selbstjustiz	591

Karl Jentsch, Wetter, Landschaft und Seele	876
P. King, Li	585
Eugen Lerch, Montaigne	440
Max Maurenbrecher, Arthur Bonus	279
Robert Musil, Die Wallfahrt nach innen	588
Otto Pick, Besonnene Lyrik	590
S. Saenger, Schmoller	135
S. Saenger, Zwei Achtzigjährige	278
S. Saenger, Henri Bergson	732
Friedrich Stieve, Der Dichter-Historiker Werner von Heidenstam	879
Felix Stöbinger, Chesterfield	447
Theodor Tagger, Der erste Bibliophil	880
Emil Waldmann, Die römischen Kaiser	139

Otto Brahm †

„Eine freie Bühne für das moderne Leben schlagen wir auf.

Im Mittelpunkt unserer Bestrebungen soll die Kunst stehen; die neue Kunst, die die Wirklichkeit anschaut und das gegenwärtige Dasein.

Einst gab es eine Kunst, die vor dem Tage auswich, die nur im Dämmerchein der Vergangenheit Poesie suchte und mit scheuer Wirklichkeitsflucht zu jenen idealen Fernen strebte, wo in ewiger Jugend blüht, was sich nie und nirgends hat begeben. Die Kunst der Heutigen umfaßt mit klammernden Organen alles was lebt, Natur und Gesellschaft; darum knüpfen die engsten und die feinsten Wechselwirkungen moderne Kunst und modernes Leben aneinander, und wer jene ergreifen will, muß streben, auch dieses zu durchbringen in seinen tausend verfließenden Linien, seinen sich kreuzenden und bekämpfenden Daseinstrieben.

Der Bannerspruch der neuen Kunst, mit goldenen Lettern von den führenden Geistern aufgezeichnet, ist das eine Wort: Wahrheit; und Wahrheit, Wahrheit auf jedem Lebenspfade ist es, die auch wir erstreben und fordern. Nicht die objektive Wahrheit, die dem Kämpfenden entgeht, sondern die individuelle Wahrheit, welche aus der innersten Überzeugung frei geschöpft ist und frei ausgesprochen: die Wahrheit des unabhängigen Geistes, der nichts zu beschönigen und nichts zu vertuschen hat. Und der darum nur einen Gegner kennt, seinen Erbfeind und Todfeind: die Lüge in jeglicher Gestalt.

Kein anderes Programm zeichnen wir in diese Blätter ein. Wir schwören auf keine Formel und wollen nicht wagen, was in ewiger Bewegung ist, Leben und Kunst, an starren Zwang der Regel anzuketten. Den Werdenden gilt unser Streben, und aufmerksamer richtet sich der Blick auf das, was kommen will, als auf jenes ewig Gestrige, das sich vermißt, in Konventionen und Sägungen unendliche Möglichkeiten der Menschheit, einmal für immer, festzuhalten. Wir neigen uns in Ehrfurcht vor allem Großen, was gewesene Epochen uns überliefert haben, aber nicht aus ihnen gewinnen wir uns Richtschnur und Normen des Daseins; denn nicht, wer den Anschauungen einer versunkenen Welt sich zu eigen gibt, — nur wer die Forderungen der

gegenwärtigen Stunde im Innern frei empfindet, wird die bewegenden geistigen Mächte der Zeit durchdringen, als ein moderner Mensch.

Der in kriegerischen Tagen das Ohr zur Erde neigt, vernimmt den Schall des Kommenden, noch Ungeschauten: und so, mit offenen Sinnen wollen auch wir, inmitten einer Zeit voll Schaffensdrang und Werdelust, dem geheimnisvoll Künftigen lauschen, dem stürmend Neuen in all seiner gärenden Regellosigkeit. Kein Schlagbaum der Theorie, kein heiliggesprochenes Muster der Vergangenheit hemme die Unendlichkeit der Entwicklung, in welcher das Wesen unseres Geschlechtes ruht.

Wo das Neue mit freudigem Zuruf begrüßt wird, muß dem Alten Fehde angesetzt werden, mit allen Waffen des Geistes. Nicht das Alte, welches lebt, nicht die großen Führer der Menschheit sind uns die Feinde; aber das tote Alte, die erstarrte Regel und die abgelebte Kritik, die mit angelernter Buchstabenweisheit dem werdenden sich entgegenstemmt — sie sind es, denen unser Kampftruf gilt. Die Sache meinen wir, nicht die Personen; aber wo immer der Gegensatz der Anschauungen die Jungen aufruft gegen die Alten, wo wir die Sache nicht treffen können, ohne die Person zu treffen, wollen wir mit freiem Sinn, der erfessenen Autorität nicht untertan, für die Forderungen unserer Generation streiten. Und weil denn diese Blätter dem Lebenden sich geben, dem, was wird und vorwärts schreitet zu unbekanntem Zielen, wollen wir streben, zumeist die Jugend um uns zu versammeln, die frischen, unverbrauchten Begabungen; nur die geblähte Talentlosigkeit bleibe uns fern, die mit lärmenden Übertreibungen eine gute Sache zu entstellen droht: denn gegen die kläglichen Mitläufer der neuen Kunst, gegen die Marodeure ihrer Erfolge sind wir zum Kampfe so gut gerüstet, wie gegen blind eifernde Widersacher.

Die moderne Kunst, wo sie ihre lebensvollsten Triebe ansetzt, hat auf dem Boden des Naturalismus Wurzel geschlagen. Sie hat, einem tiefinneren Zuge dieser Zeit gehorchend, sich auf die Erkenntnis der natürlichen Daseinsmächte gerichtet und zeigt uns mit rücksichtslosem Wahrheitstrieb die Welt, wie sie ist. Dem Naturalismus Freund, wollen wir eine gute Strecke Weges mit ihm schreiten, allein es soll uns nicht erstaunen, wenn im Verlauf der Wanderschaft, an einem Punkt, den wir heute noch nicht überschauen, die Straße plötzlich sich biegt und überraschende neue Blicke in Kunst und Leben sich aufstun. Denn an keine Formel, auch an die jüngste nicht, ist die unendliche Entwicklung menschlicher Kultur gebunden; und in dieser Zuversicht, im Glauben an das ewig werdende, haben wir eine freie Bühne aufgeschlagen, für das moderne Leben“.

Mit diesen Worten hat Otto Brahm vor dreiundzwanzig Jahren im ersten Hefte dieser Zeitschrift das Zeichen für den Durchbruch des neuen Geistes in Kunst und Leben gegeben. Seither ist harte Arbeit getan worden, zuerst unter seiner Führung, in seiner geistigen und seelischen Atmosphäre. Er war der Mann, dessen Wahrhaftigkeit jeder Aufgabe ihr Maß zwies, dessen Ernst jeder Arbeit ihr Ethos gab. Und als er daran ging, das Wort in die Tat umzusetzen, da blieb er uns der heimliche Feldherr, aus dessen Beharrlichkeit wir Mut und Kraft zu weiteren Zielen schöpfen konnten.

Unser Wirken, von dem diese Blätter ein Teil sind, bleibt mit dem Werk Otto Brahms untrennbar verknüpft. Zwischen jenen prophetischen Worten und der letzten Arbeit über den jungen Rainz, die er noch im Krankenbett korrigiert hat, die, während sich seine Lippen für immer schlossen, noch einmal Zeugnis von seinem unermüdbaren Eintreten für das als wahr Erkannte ablegen durfte, liegt die Lebenserfüllung unserer Generation. Es war eine Lust zu leben, die Zeit war überreich an jungem Wagen und Hoffen, an Kampf, Enttäuschung und Sieg. Es war ein Vorwärtsdrängen, ein unablässiges Aufnehmen neuen Geistes.

So konnte es geschehen, daß seit zwanzig Jahren in zwei benachbarten Zentren, die im gleichen Geiste wirkten, die Pflege des werdenden mit Hingabe geübt wurde; daß der geistige Niederschlag einer Zeit in Kunst und Leben, zu einer Einheit verdichtet, ins Bewußtsein der Menschen übergeleitet, Macht über sie gewonnen hat.

Die „Kraft der Umwandlung“, die von Otto Brahm ausging, hatte in der rückhaltlosen Emanation seiner schlichten Natur ihre Wurzeln. Diese Natur war geschaffen, um mit der ihr eingeborenen Wahrhaftigkeit den Aufgaben einer neuen dramatischen Kunst bis auf den Grund zu gehen, sie machte aus Schauspielern Menschendarsteller, aus der Darstellung dramatischer Werke lebendig aufleuchtende Erlebnisse und aus dem Theater eine moralische Anstalt.

Otto Brahm hat sich seine Lebensarbeit nur durch eine weise Lebensökonomie abringen können. Um seine Kräfte für das Wesentliche frei zu halten, mußte er sich mit strenger Mäßigung von allem zerstreuenden Leben abschließen. Sein Leben und sein Werk waren eine moralische Leistung.

Wer Brahm näher stand, der wird seine eindrucksvolle Gestalt, den jarten Klang seiner Seele als eine unvergeßliche Bereicherung dankbar bewahren.

Das Werk Otto Brahms wird im nächsten Hefte ausführlich besprochen werden.

E. Fischer

Der Sozialismus und die Mittelklassen

von H. G. Wells

Wir liegt in diesem Aufsatz an der Begriffsbestimmung und Erörterung der Beziehungen zwischen drei gesonderten Dingen: zwischen dem Sozialismus, das heißt einer umfassenden, sich langsam herausarbeitenden Vorstellung eines gesunden und organisierten Staates und einer moralischen Kultur, die an Stelle unserer chaotischen Lebensweise treten soll; der sozialistischen Bewegung; und den Mittelklassen.

Der Sozialismus ist für mich eine sehr große Sache, die Form und Wesen meines idealen Daseins und meine gesamte Religion ausmacht. Ich möchte einfach und klar bekennen. Ich bin durch eine Art von Prädestination Sozialist. Ich empfinde, daß ich über den Sozialismus sprechen und schreiben muß, daß ich ihm Gestalt geben, ihn fördern muß. Ich bin nur einer von einer Reihe, einer aus einer wachsenden Menge von Zeugen, die sich fortsetzen wird. Im großen gesehen macht es nichts aus, wieviel Generationen von uns sich mühen und Zeugnis ablegen müssen. Es verschlägt nur der Rücksicht auf das Individuum, wenn es uns im Einzelfalle glückt oder mißglückt, was wir für Fehler machen, auf was für Hemmungen wir stoßen, was für Dummheiten und Unzulänglichkeiten unsere privaten Hoffnungen verdunkeln und unsere persönlichen Einbildungen dem Staube gleich machen. Wir haben das Licht. Wir wissen, wofür wir uns einsetzen, und daß das Licht, das uns jetzt so trübe durchleuchtet, am Ende zum Durchbruch kommen muß. Uns ist der Sozialismus kein Stück politischer Feldzugskunst, keine wirtschaftliche Gegnerschaft von Klasse zu Klasse. Er ist ein Plan für den Wiederaufbau des menschlichen Lebens, für die Einsetzung der Ordnung an die Stelle der Unordnung, die Schaffung eines Staates, in welchem die Menschheit ein weit über unsere jetzigen Vorstellungen hinausgehend tapferes und schönes Dasein führen soll.

Das ist in großen Zügen meine Auffassung vom Sozialismus. Aber Sozialismus und sozialistische Bewegung sind zwei sehr verschiedene Dinge. Die sozialistische Bewegung ist ein Posten einer ganz anderen Abrechnung.

Ich muß gestehen, daß mir die organisierte sozialistische Bewegung, sämtliche Sozialistengesellschaften und Ligen und Bündnisse und Parteien nur wie der raschelnde Kleidersaum des vortrückenden Sozialismus vorkommen. Jahre lang erschien mir die ganze organisierte sozialistische Bewegung so unwichtig, so ohne Beziehung zu jener fortschreitenden Entwicklung und Verwirklichung eines großen Ideensystems, wie es der Sozialismus ist, daß ich mir mit zahlreichen anderen Sozialisten nicht die Mühe machte, mit irgendeinem feiner Teile in Verbindung zu treten. Ich glaube nicht, daß der

sozialistische Gedanke bis jetzt annähernd so weit zu Ende gedacht und ausgearbeitet ist, daß ein großer Teil davon jetzt schon zielbewußt verwirklicht werden könnte. Sozialismus bedeutet noch wesentlich Erziehung; bedeutet Studium, bedeutet Erneuerung und gründliche Änderung im Bereiche menschlichen Denkens und menschlicher Willensimpulse. Die Institutionen, die diesem veränderten Denken Ausdruck geben werden, sind freilich wichtig, aber erst in zweiter Linie. Der Sozialismus ist noch unvollständig: er ist der noch skizzenhafte und skizzenhaft andeutende Entwurf eines neuen Lebens für die Welt, einer neuen und besseren Lebensweise, eines innerlichen Aufhörens mit der engen Selbstfüchtigkeit und Direktheit und dem feigen Formalismus, dem verworrenen Leben individuellen Zufalls — und das ist das menschliche Leben heute —, einem Leben, das sich selbst und uns alle zu Hemmungen und Elend verdammt. Daher muß man dem Sozialismus durch Gedanken und Ausdruck dienen, in der Kunst, in der Literatur, in wissenschaftlicher Darlegung und Lebenshaltung, in Diskussion und beschleunigender Propaganda; aber die sozialistische Bewegung ist, so wie man sie findet, zu oft nicht mehr als ein hastiger Versuch, die vorzeitige Verwirklichung von irgend etwas, was dieser große, noch modellierbare Entwurf fragmentarisch andeutet, sicher zu stellen unter Vernachlässigung alles dessen, was er sonst noch will. Als meine eigene Auffassung des Sozialismus sich erweiterte und vertiefte, fiel mir der unvollkommene Sozialismus beinahe jeder sozialistischen Bewegung auf; ihre notgedrungen enge und beschränkte Perspektive vom Boden zusammengefilzter Scheinheiligkeit und Angewöhnung an die Dinge, wie sie sind. Einige Sozialisten streiten mit der liberalen Partei und mit der Sozialistengruppe der liberalen Partei, weil sie nicht weit genug geht, weil sie nicht einen kompromißlosen und vollständigen Sozialismus verkörpert, weil sie sich nicht endgültig von den alten Traditionen und den diskreditierten Formeln losgesagt hat, die vor dem Erscheinen unserer großen Idee in Dienst waren. Sie sind blind gegenüber der Tatsache, daß es gegenwärtig ja gar keinen organisierten Sozialismus gibt, der kompromißlos und vollständig wäre, und bloß diejenigen Sozialisten, die entweder niemals erfaßt oder total vergessen haben, was der Sozialismus alles in sich schließt, schmeicheln sich, einen solchen darzustellen. Sie sind gerade einen kleinen Schritt, einen sehr kleinen Schritt hinaus über die existierenden Vorurteile und über die Förderung existierender Institutionen und Imperative.

Man nehme z. B. den Sozialismus, der in New York und Chicago und Deutschland populär ist und typischerweise in England seine Vertreter in den unteren Reihen der sozialdemokratischen Vereinigung findet — die grobe marxistische Lehre. Er harret noch der Durchbringung mit wahrhaft sozialistischen Ideen. Er ist eine Lebensansicht, die der Einbildung des Tagelöhners angepaßt und durch seine Beschränkung beschränkt ist. Er ist die

Vision armer Teufel, denen jahraus, jahrein jeder Montagmorgen die dunkle Langeweile des Daseins, jahraus, jahrein jede Samstaglöhnung den wässerigen Glanz alles dessen heraufbeschwört, was das Leben sein könnte. Eine unter den zahllosen Beziehungen des Lebens, die nämlich zwischen Kapital oder Arbeitgeber und Angestellten, ist dabei zu derjenigen geworden, welche alle anderen in den Schatten stellt. Die in Ordnung bringen, die faulen Reichen enteignen, dem Staate alles Kapital übertragen, den Staat zum humanen, verantwortlichen, universalen Arbeitgeber machen — das macht den Horizont unzähliger sozialistischer Arbeiter aus. Das übrige spiegelt sich ihm in den Lebensformen, an die er gewöhnt ist. Ein kleines Heim, ein bißchen größer und glänzender als sein augenblickliches, ein besser besetzter Tisch, ein gutgelauntes Weib, das der Fabrikarbeit und des ungesunden Wettbewerbes mit den Männern ledig ist, eine frische und gesunde Hausgenossenschaft, deren Mitglieder die öffentlichen freien Schulen besuchen, freie ärztliche Behandlung, allgemeine staatliche Altersversicherung, freie elektrische Bahnfahrten nach Burnham Beeches, kürzere Arbeitsstunden und höhere Löhne, keine Entlassungen, keine Jagd nach Arbeit, die einem doch aus der Nase geht. Die ganze große Welt von Begleitercheinungen, die dem Abbruch des Anstellungssystems unter den Bedingungen individueller Konkurrenz mit entspringen, scheint er nicht zu bemerken. Ausdrücke wie Bürgerrecht und wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau lassen ihn kalt. Daß der Sozialismus etwas über die wirtschaftliche Grundlage der Familie, über die soziale Seite der Ehe, über die Rechte der Eltern zu sagen hat, das kommt ihm, glaube ich, zuerst überhaupt nicht in den Sinn. Auch macht er sich lange nicht klar, daß für den Sozialismus und bei sozialistischen Einrichtungen überhaupt ein System der Selbstzucht und Grundsätze des Betragens nötig sein werden, die über die natürlichen Willensregungen und das dem Menschen angeborene Gute hinausgehen. Er sieht den Sozialismus gerade von der Seite an, die sich an ihn wendet, und nur von der, und es geschieht heutzutage nur ausnahmsweise und sehr langsam auf dem Wege allmählicher Angewöhnung und Erweiterung des Gesichtskreises, daß er zu umfassenderen Konzeptionen gelangt. Und die Folge ist, daß, sowie wir zu einem sozialen Typus übergehen, für den die wöchentliche oder monatliche Löhnung nicht beherrschende Lebensstatfache und ein gedankenloser Glaube an Ja- oder Nein-Entscheidungen beherrschende Gewohnheit ist, daß dann die Redewendungen, die Formeln, Behauptungen und diskreten Auslassungen der Führer des Sozialismus der arbeitenden Klassen keinen Anklang finden.

Einem beträchtlichen Teile der arbeitenden Klassen empfiehlt sich der Sozialismus einfach als ein wohlthuender Wechsel in den Arbeits- und Anstellungsbedingungen; anderen Teilen der Gemeinschaft stellt er sich unter gleich beschränkten Aspekten dar. Gewisse Existenzen scheint er in Grund

und Boden zu verdammen. Für den Makler und viele andere Arten Händler, für den Bucherer, den Gesellschaftsgründer, den pensionierten Hausmeister, der sein Geld spekulativ angelegt hat, ist er z. B. gleichbedeutend mit der Auflösung aller denkbaren sozialen Ordnung. Er verwirft ja einfach die Existenzart, der sie sich ausgeliefert haben. Und für zahlreiche angenehme unintelligente Leute, die von Rente und Zinsen leben, bedeutet er die beabsichtigte Lockerung jeglichen Bandes, das Mensch und Mensch zusammen, Dienstboten in Respekt, Handeltreibende in Ordnung, Eisenbahnen und Hotels benutzbar und den ganzen Lebensprozeß in Gang hält und erhält. Sie werfen Sozialismus und Anarchismus so zusammen, daß der erstere ebenso logisch unrecht bekommt, wie sie von ihrem Standpunkt aus recht bekommen. Beide Kulte haben ja dies gemeinsam, daß sie die ganze Welt des Billenbewohners mit Zerstörung bedrohen. Und dieses Gefühl einer angebrohten, tiefgehenden Störung ihrer Existenz gibt der Haltung fast aller wohlhabenden Klassen dem Sozialismus gegenüber ihre Färbung.

Wenn wir die Haltung der Mittelklassen dem Sozialismus gegenüber erörtern, müssen wir diese ihre schärfere Empfindung dafür, daß er beunruhigende Veränderungen mit sich bringt, nicht außer acht lassen. Es gehört mit zu der sonderbaren Zusammensetzung des menschlichen Tieres, daß seinem Verlangen nach Geschwehnen eine instinktive Furcht vor wirklichen Daseinsveränderungen das Gleichgewicht hält. Die Menschen, besonders voll erwachsene, sind Wesen, die sich an eine bestimmte Art sich zu kleiden, ein bestimmtes System von Mahlzeiten, eine bestimmte Diät, einen bestimmten Apparat, eine bestimmte Routine gewöhnt haben. Im Leben, so wie es ist, kennen sie sich aus. In Utopien wären sie verloren. Ganz kleine Änderungen schon „bringen sie auf“, wie sie sagen — schaffen ihnen ein unbehagliches, „sonderbares“ Gefühl von Unannehmlichkeit. Kleine Erweiterungen mögen sie wohl so in Träumereien in Betracht ziehen, in der Praxis wissen sie, brauchen sie nichts außer etwa ein bißchen mehr von all dem, was sie mögen. So geht es jedenfalls den meisten von uns. Einem durchschnittsmäßigen, anständigen Angehörigen der Mittelklasse mittleren Alters eine einigermaßen vollständige Vorstellung von der Natur des Sozialismus geben, hieße unaussprechliche Schreckgefühle heraufbeschwören, falls nicht dabei schon das ganze Projekt natürlicherweise den Anschein der Unglaublichkeit annähme. Und man wird in der Tat finden, daß sich die Mittelklassensozialisten in zwei Gruppen gliedern; entweder sind es lebenswürdige Leute, die keine Ahnung haben, was Sozialismus ist — und von diesem Schlage sind einige seiner eifrigsten und dienstfertigsten Förderer — oder es sind Leute, die so unselig situiert und so unglücklich sind oder eine so außergewöhnliche Phantasie oder Erziehung besitzen (was vielleicht schon an sich vom praktischen Gesichtspunkt aus ein Unglück ist), daß sie eines

Mißvergnügens am Leben fähig und so leidenschaftlich sind, daß sie der angeborenen Furchtsamkeit und Vorsicht Herr werden. Man sei versichert, daß man, um irgendeinen großen Teil der oberen Mittelklasse zu Sozialisten zu machen, den Sozialismus entweder entstellen, insbesondere abschwächen, oder ihrer Phantasie einen Schwung geben muß, der weit über die gegenwärtige Lage der Dinge hinauszielt.

Einige der eifrigsten und dienstfertigsten sozialistischen Mitarbeiter gehören, wie gesagt, zu dem ersten Typus. Größtenteils sind es Philanthropen oder Frauen und Männer mit dem „Betriebstemperament“, die die allzu auffälligen und sensationellen Grausamkeiten unseres universell grausamen sozialen Systems in eine Art Sozialismus hineingescheucht haben. Es sind die Distriktbesucher des Sozialismus. Sie machen sich nicht klar, daß der Sozialismus eine Änderung in ihnen selbst oder ihrer Lebensweise verlangt, sie fassen ihn einfach als einen hoffnungsvollen Ausweg aus dem Versagen der gewöhnlichen Mildtätigkeit auf. Hauptsächlich bekämpfen sie die schlimme Lage der unteren Klassen. Nicht einen Augenblick lang stellen sie sich eine Zeit vor, wo es keine unteren Klassen mehr geben wird — das liegt ihnen absolut fern. Noch weniger können sie sich eine Zeit denken, wo es keine herrschende und ausgeprägt bemittelte Klasse geben wird. Sie fordern Respekt von den unter ihnen Stehenden. Kein Hauch sozialistischer Wärme und Helligkeit haftet ihrem arroganten Betragen an. Vielleicht weitet sich im Lauf der Zeit ihre Auffassung vom Sozialismus, jedenfalls fangen sie so an. Um diese Typen zu Sozialisten zu machen, heißt es schon anders appellieren als mit dem Gerede von Klassenkampf und Enteignung und Abschaffung der reichen Müßiggänger, das bei einem Zimmer voll schweißiger Arbeiter so gut verschlägt. Das Motiv dieser Leute ist zum Teil Mitleid und bei den besten von ihnen ein Haß gegen den Schmutz und die Verschwendung des gegenwärtigen Regime. Das Gerede von der Enteignung der Reichen bringt ihnen einfach qualende und beunruhigende Bilder von in Not gebrachten feinen Frauen vor Augen. Aber eine notwendige Ansicht des Sozialismus, die dem Sozialisten der arbeitenden Klasse den kältesten Schauer über den Rücken jagt, lockt sie mächtig und ist ihnen kongenial, nämlich die offizielle und organisierte Seite. An Häuser und Fabriken, die kompetenter Aufsicht unterstehen, an Milch, die die Stadtverwaltung ausgibt, versiegelt und bescheinigt an jedes Häuslerbabb, an Altersversicherungen und ein hohes und steigendes Existenzminimum — daran denken, das mögen sie gern. Sie haben einen starken Sinn für das Sanitäre. Sie sind die Humanitäts- und Verwaltungssozialisten im Unterschiede von den Wirtschaftsrevolutionären.

Diese Art Sozialist geht unmerklich in den bloßen sozialistischen Philanthropen der wohlhabenden Mittelklasse über, dem wir soviel nützliche Aus-

gaben für Experimente in Einhausung, in Museum- und Schulbauten, in Erziehungsstiftungen usw. verdanken. Seine Betätigung darf man nicht einen Augenblick verachten; ist sie doch für stumpfe und skeptische Gemüter eine beständige Demonstration, daß die Dinge anders, besser, hübscher, freundlicher und ordentlicher sein können. Viele Leute, die für Traktate unzugänglich sind, kann ein Musterdorf oder eine Musterfabrik zum Nachdenken bringen. Mag viel von dem, was sie erreichen, gering sein — es ist doch erreicht — in Gesetzgebung, in Ziegelstein und Mörtel.

Nach gründlicherem Sozialismus unter den Mittelklassen muß man sich in jenen Schichten und Zeilen umsehen, wo befeuerte Einbildungskraft und minierende Einflüsse zu finden sind. Den Künstler sollte der Sozialismus außerordentlich anziehen. Ein gewohnheitsmäßig der Schönheit als Endzweck zugekehrter Geist muß notwendigerweise ein waches Auge für die häßlichen Kongestionen unserer heutigen Zivilisation, für die frivole Hochproduktion abscheulicher, unfeiner, anstößiger neuer Dinge, für die schädliche Gewinnsucht, welche die Schönheit aus dem Dasein treibt und jedes menschliche Unternehmen vergiftet. Und nicht nur künstlerische, sondern auch die bessere Art wissenschaftlicher, die bessere Art literarischer Arbeit, sowie jede Beschäftigung, die beständiges freies Denken erfordert, muß den Geist mehr und mehr zur definitiven Anerkennung unserer sozialen Zusammenhangelosigkeit und Verschwendung bringen. Doch sind damit keineswegs diejenigen Berufe erschöpft, welche eine ausgeprägte Neigung für den Sozialismus haben sollten. Der Ingenieur, der Architekt, der erfindende Mechaniker, der Fabrikorganisator und jede Art von Fabrikant, sie müssen sich in dem Wunsche nach Emanzipation von der Sklaverei zusammenfinden, in der sie sich dem Agenten, dem Händler, dem Rechtsanwalt und dem Aufkäufer gegenüber befinden, in dem Wunsche nach Emanzipation von der Obstruktion, die jedem großen und hoffnungsvollen Unternehmen aus dem Anspruche des Privateigentümers immerzu erwächst, und eine willige Resonanz abgeben für das ungeheuere schöpferische Element, das in dem sozialistischen Gedanken steckt. Nur handelt es sich dabei eben um dasjenige schöpferische Element, das in der sozialistischen Literatur bis jetzt am wenigsten zum Ausdruck gekommen ist; erscheint es doch weder in der Klassenkampfliteratur des Sozialisten der arbeitenden Klasse noch in den streitsüchtigen, inspizierenden, strafenden und regulierenden Traktaten und Vorschlägen des Verwaltungssozialisten. Nur zu vielen dieser Leute aus den aufbauenden Berufen bedeutet die Einsetzung des sozialistischen Staates an die Stelle unserer gegenwärtigen wirtschaftlichen Methode überhaupt kein Emanzipationsversprechen. Sie glauben, daß eine Arbeit für die öffentlichen Kontroll-einrichtungen, welche eine Annäherung an den Sozialismus schaffen würde, nur noch schlimmer wäre für sie und all das, was sie wünschen,

als das gewinnfüchtige, geldschneiderische, feile Getue des gegenwärtigen Regime.

Nach meiner Überzeugung ist das ein temporärer und abänderungsfähiger Zustand, der in Gegensatz steht zu dem wesentlichen und bleibenden Geiste derer, die an aufbauender Arbeit beteiligt sind. Er entspringt zu großem Teile den vielen Entstellungen und verengenden Darlegungen des Sozialismus, die ihn dem sozialistischen Arbeiter und dem Verwaltungssozialisten mundgerecht und assimilierbar gemacht haben. Einerseits ist der Sozialismus einer lärmenden populären Arbeiterverwaltung, die weit unwissender und betriebsunfähiger ist als eine Versammlung von Aktionären, als Expropriierungsplan dargestellt worden, und andererseits als ein Plan, törichte kleine Stadtverwaltungen heutigen Schlages bei geschäftlichen Unternehmungen unter der Führung umständlicher, energischer, gefesslich denkender und ganz unwissenschaftlicher Anstifter zu ermutigen. Nehmen wir die ganz neuerliche Entwicklung des sozialistischen Gedankens aus, so ist kaum irgend etwas geschehen, um diese verständlichen Befürchtungen zu zerstreuen. Ich sollte meinen, vom Standpunkt der sozialistischen Propaganda ist die Zeit reif, daß man einen neuen und kräftigeren Nachdruck auf die wirklich schöpferische Seite bei der Vision des Sozialismus legt, eine Seite, die bei alledem viel wichtiger und charakteristischer ist als irgendeine andere, die man der Welt bis jetzt systematisch klargelegt hat. Ein gewaltiges Neubauen, gewaltige Neuschöpfung und Ausbreitung ist dem sozialistischen Traum ureigenförmlich. Wir wollen das Land aus der Kontrolle der Privateigentümer, unter die es verschnitten ist, wir wollen Häuser, Fabriken, Eisenbahnen, Minen und Güter aus der zerstreuten Handhabung ihrer Eigentümer heraus haben, nicht um uns ihre jetzigen Gewinne zu sichern und die Entwicklung zu hindern, sondern um diese Dinge in einer gesünderen und feineren Weise neu zu ordnen. Eine unermessliche Arbeit des Neuplanens, Neubauens, Neuverteilens steht im Vordergrunde der sozialistischen Aussicht. Wir erwägen eine ungeheuere Klärung der existierenden Dinge. Wir wollen ungehinderte Hand haben, um schöne und zweckdienliche Häuser, glänzende Städte, geräuschlose große Chaussees, schöne Brücken, saubere, schnelle und strahlende elektrische Eisenbahnen zu machen; uns inspiriert ein Glaube an das Kommen sauberer, großzügiger und einfacher Methoden landwirtschaftlicher Produktion. Aber erst jetzt fängt man an, den Sozialismus so zu formulieren. Formuliere ihn so, und der Ingenieur und der Architekt und der wissenschaftliche Organisator landwirtschaftlicher oder industrieller Zugehörigkeit — jedenfalls all die Besten davon — werden finden, daß er ihrer Denkart außerordentlich gemäß ist.

Natürlich nicht alle. Ein Architekt in mittleren Jahren, der sein Notizbuch voll Stückerhen Gotik und ein Renommee wegen seiner Vorortskirchen,

oder eins voll Stückchen Queen Anne und Konnexionen mit Willenerbauern hat, oder ein Familienvater von Ingenieur, der als Sachverständiger Blut geleckt hat, die kann man durch diese Hinweise nicht gewinnen. Sie sind ein Teil der Dinge, wie sie sind. Das tut dem Sozialismus aber nur zeitweilig Eintrag. In den jungen Leuten findet er ein Echo, und sie sind die Zukunft und das, was er braucht.

Dann gibt es noch einen großen aufbauenden Beruf, der ganz sozialistisch sein sollte, und das ist der ärztliche. Insbesondere erhebt der Sozialismus Anspruch auf die jüngeren Leute, die noch nicht vom Krankendienst zum kaufmännischen Individualismus einer Praxis herabgesunken sind. Ferner sind da die Unterrichtenden, die Lehrer und Lehrerinnen. Dem Charakter ihres Berufes ist der Gedanke einer großen organisierten Schöpfung, der Schaffung gesunder Körper und gesunder Lebensweise, der Schaffung unterrichteter und diszipliniertes Köpfe, eingeboren. Nebeneinander gehalten, repräsentieren diese beiden großen Gegenwartsberufe zwei Typen — der neue Typus: hochbefähigt, auf das Verwalten angelegt wissenschaftlich, gemeinsinnig; der alte Typus: kapitalistisch, anspruchsvoll in Haus und Einrichtung, der Arzt mit Equipage und Apotheke. Wer, mag man fragen, zieht nicht den ersteren Weg vor, wer außer dem, der sich bereits unwiderruflich dem letzteren übergeben hat? Ich, mit meinen sozialistischen Träumen, möchte antworten „keiner“, aber ich lerne meinen hochgemuten Optimismus dämpfen. Phantasie und wissenschaftlicher Sinn rufen wohl im jungen Menschen nach der öffentlichen Stellung, nach tapferer öffentlicher Arbeit, nach harten, ehrenhaften, schöpferischen Jahren. Er sitzt wohl mit seinen Kommilitonen und Mitarbeitern in einer nächtlichen Wolke von Tabakrauch und klugen Reden und weicht sich der Forschung und der schöpferischen Welt. Am Morgen denkt er, ihm habe geträumt; er erinnert sich, was die Welt ist, was Sozialisten sind, was er wilde Sozialisten über Wissenschaft und Kunst hat sagen hören. Er wird für die reale Welt und eine Praxis stimmen.

Noch etwas mehr als diese Unterlassungssünde von seiten der Vertreter des Sozialismus, seine aufbauende und erzieherische Seite nicht ins rechte Licht zu stellen, muß in Anschlag gebracht werden, um das unnatürliche Fehlen einmütigen Zusammenarbeitens zwischen ihnen und der Hauptmasse aus diesen edlen Berufen zu erklären. Ich kann mir nicht verhehlen, daß gewisse, sonderbarerweise gar nicht dahingehörige, Gedankengänge in die unvollständigen Darlegungen des Sozialismus, wie sie in Europa gang und gäbe sind, mit hinein verwoben sind: es ist hohe Zeit, daß die Sozialisten sie zurückweisen. Der Sozialismus ist etwas mehr als eine leere Kritik an unserer zeitgenössischen Unordnung und Lebensverschwendung, er ist ein großer Hinweis auf Konstruktion, Organisation, Wissenschaft und Erziehung.

Zusammengelaufen aber mit seiner Ausbreitung und seiner einreisenden Kritik des kapitalistischen Individualismus von heute ist eine andere, eine wesentlich anarchistische Bewegung, welche der Maschine und dem Apparat, der wissenschaftlichen Heilkunde, der Ordnung, der Erziehung feindlich gegenübersteht, eine rousseauistische Bewegung, welche auf einen sentimentalisierten Naturalismus hinausläuft, eine Tolstoibewegung mit der Richtung auf einen widerstandslosen Pietismus, und diese Bewegung ist nicht bloß mit der sozialistischen verwechselt, sondern auch wirklich von ihr beeinflusst und mit ihr verwoben worden. Die Sache liegt nicht einfach so, daß, wo immer Diskussion und zerstörende Kritik der gegenwärtigen Grundlagen der Gesellschaft austauschen, beide Denkweisen zusammen auffliegen; sie kommen nur zu häufig als alternierende Phasen bei einem und demselben Individuum vor. Wenige von uns sind so klar, daß sie von tiefgehenden Widersprüchen frei wären. Daher ist es bei alledem nicht sehr verwunderlich, daß die Darstellung des Sozialismus mit Rückkehr-zu-Natur-Ideen vermengt worden ist, mit Vorschlägen zu einem Leben im Zustande unreglementierter Tugend in rein mit der Hand gemachten Häusern, zu einem Leben von Regenwasser und ungekochten Früchten. Wir Sozialisten müssen uns jetzt dieser Dinge entledigen. Wir müssen mit allem nötigen Nachdruck jene Ver-spottung der Wissenschaft und des ärztlichen Berufes, der Schulen, der Bücher und des zum kollektiven Denken nötigen Apparates desavouieren. Sie ist eine unserer ornamentalen Schwächen in der Vergangenheit gewesen und hat, ich weiß es, eine sehr beträchtliche Anzahl von intelligenten Berufsmenschen davon zurückgehalten, sich eingehender über sozialistische Theorien und Lehren zu orientieren. Die Folge ist, daß es besonders im Arzteberuf eine ganze Zahl von unbewußten Sozialisten gibt, von Leuten, die die Zentralgedanken des Sozialismus oft weit klarer erfassen haben als viele seiner offenen Vertreter: sie haben diese Gedanken für sich selbst ausgearbeitet und wollen es nicht glauben, wenn man sie sozialistisch nennt.

Geschichten aus dem Mandelhaufe

von Hermann Stehr

Erstes Kapitel

Alle Frauen wachsen und vergehen an der Stelle, der sie entsprossen, gleich Blumen, und würden sie von ihrem Sterne auch durch die halbe Welt geführt.

Die Männer aber werden von der Unruhe immer über die ganze Erde gejagt und fänden ihre Füße auch wenig weiter, als der Schatten des Kirchturmes ins Feld reicht. Dieser Strom der Unrast gleicht einem Winde, der ihre Seele fortwährend in Atem hält. Bald ist er bunt, bald heiß, bald trocken, je nach dem Lebensalter.

Eusebius Mandel, der Schneider von Oberröhrsdorf, war schon in den rauhen, steifen Wind gekommen. Wenn der die Menschenmänner anweht, so stehen sie mit ihrem Leben schon hinter Mariä Geburt.

Die meisten Schwalben sind fort, hie und da auf den Stoppeln nesteln schon Spinnensfaden und sie müssen einen krummen Rücken machen, um vorwärts zu kommen. So stand es um den Röhrsdorfer Schneider. Der Weg, den er ging, schwirrte schon manchmal vor seinen Blicken wie eine gespannte Schnur, die jemand anreißt, und er mußte seine Augen einkneifen, damit er nicht rechts oder links abkam, irgendwohin, wo er nichts zu suchen hatte. Dies genaue Hinlügen hatte schon allerhand Gekrißel auf seine Schläfe geschrieben, und über den Ohren bauschten sich seine Haare weiß.

Manchmal stand er auf der Lehne hinter seinem Hause und betrachtete die Welt: Die Bauern, die über das Feld pflügten; die Holzfuhrleute neben ihren hohen Rädern oder den Bäcker, der in seinem Planwägelchen vorbeischnurte. Und wenn er so eine Weile hinuntergesehen hatte, nahm er sein Taschentuch heraus, breitete es aus, als wolle er etwas hineinpacken, faltete es aber wieder zusammen und schob es in den Rock. Denn man mochte die Gedanken so oder so wenden, Eusebius Mandel konnte es nicht leugnen, die andern kamen leichter und fröhlicher vorwärts wie er.

Und da er eine wieselflinke Seele besaß, blieb ihm auch nicht verborgen, warum das so war. Sie hatten Kinder. Das ist für Menschen aber nicht anders, als wüchsen zwischen den staubgrauen Steinen ihres Weges süße Schwingel des Grases und als bräche aus schwerem Herbstgewölk unvermutet und unbegreiflich der Frühling herein, und der steife Wind des Alters hat keinen rechten Zug an solche Männer.

Und Eusebius Mandel blühte allemal in einer großen Sehnsucht auf, wenn er von der Lehne hinuntergesehen hatte über das Leben. Der ganze Schneider war dann wie ein straff gezogener Faden und auch wie eine

Nadel, die zum Stich ausholt. Aber ehe er nach Hause kam, verlor sich immer die tüchtige Aufrichtung in ihm, und mit dem Kinde war es wieder nichts, nicht einmal mit einem Mädchen, die der Herrgott doch bloß so aus seinen Kleidern schüttelt.

Allein Eusebius hätte nicht Mandel heißen müssen, der mehr gesehen hatte, als hundert Augen aushalten und fünfzehn Hände zu greifen imstande sind, wenn er auf seiner Hoffnung eingeschlafen wäre. Einmal blieb er doch im richtigen Zuge, und drei Tage darauf sah sein Weib, die Agathe, ihn an, erröthete und sagte: „Eusebius, ich dächte, dasmal hats mit dem Windelband seine Richtigkeit.“

Dabei blieb's denn auch; und weil lange Erwartungen keinen anderen Sinn haben als den, die Erfüllung zu bereichern, wenn mans recht bedenkt, so lag es durchaus im Zuschnitt, wie der Eusebius sagte, daß das Kleine, das Agathe gebar, ein Knäblein war. Nicht nur das. Des kleinen Mandels Geburtstag fiel sogar auf einen Sonntag nahe dem Mittsommer. Das nahm sein Vater, der nebenbei sogar noch Christoph hieß, als ein gutes Zeichen, und weil die Hebamme im Kalender nachgesehen und gefunden hatte, daß die Stunde der Erscheinung des Jungen, es war die erste nach Mitternacht, schon in den gesegneten Einfluß der Zwillinge falle, war der Vater doppelt froh.

Kaum, daß der kleine Mandel im zittrigen Lichtkreis der Talgkerze betrachtet worden war, machte die kluge Frau zwei große Kreuze über seine Augen, seinen Kopf, seine Hände und seinen Schoß, damit er wahrhaftig alles Begehrtenwerthe doppelt haben sollte. Christoph nickte zu allem. Nur als die Hebamme das Kreuz über dem Schoß erklärte, hustete er in die Hand und ging aus der Stube.

Am Morgen, nach kurzem Schlaf, war er dieser Bedenten Herr geworden und schritt getrostes Mutes um sein Häuschen. Immer nach vier Schritten sagte er zu sich: „Doppelte Ehre“, oder „doppelt Geld“, oder „doppelt Klugheit“. Nur wenn er sagen sollte „doppelt so viel Kinder“, stand er still und sah durch den großen Horn in den Himmel und dachte: Der droben wirds schon wissen, was sich gehört. So baute Christoph Eusebius Mandel für seinen Sohn Lustschlösser bis in die Wolken.

Des Nachmittags ging die Haschmutter fort. Mandel setzte sich an das Bett seines Weibes und erzählte ihr von dem großen Glück, das ihrem Sohn beschieden sein werde, weil er in den Zwillingen zur Welt gekommen.

Allein seine Frau schüttelte nur schwach den Kopf, denn reden konnte sie noch nicht recht, und was sie zu sagen hatte, war zu viel. In desto größere Erregung geriet aber ihr Mann, weil er meinte, sie hätte lieber ein Mädchen gehabt und gönne ihm den Knaben nicht. Zum Schluß schwor er, ihn

Amadeus zu heißen und nicht davon abzugehen, sollte der Pfarrer auch Himmel und Hölle dawider in Bewegung setzen.

Je tiefer aber Mandel in die Wolle geriet, desto blasser wurde seine Agathe. Deswegen biß er plötzlich den glühenden Faden mit den Zähnen durch und begnügte sich damit, in der Stube auf- und abzugehen und immer beim vierten Schritte mit dem Absätze stärker aufzutreten, wobei er sich das Seinige dachte. So behielt er sein Recht und Agathe bekam ihre Ruhe.

Sie wandte ihr blutleeres Gesicht gegen die Mauer und weinte still für sich hin, weil sie glaubte, was man vorher über alle Massen beschreie, das könne nicht geheißen. Dann tastete sie mit der Hand neben sich und rückte den Kleinen näher zu sich heran, um es ihm abzubitten, wenn ihn Gott doch zu etwas Großem bestimmt hätte.

Gegen Abend kam eine unbegreifliche Angst über sie. Aber sie schluckte den Kummer in sich hinein, bis es gegen Mitternacht nicht mehr auszuhalten war. Da rief sie schwach den Namen ihres Mannes. Der kletterte beim dritten Ruf aus dem Bett, zündete das Licht an und kam herzu.

„Christoph,“ sagte sie, „bin ich nicht vierzig Jahre?“

„Ja.“

„Haben wir nicht lange auf ein Kind gewartet?“

„Und nun haben wirs.“

„Warum soll unsers Jungen Leben schon am ersten Tage verschlungen und verknüpft werden?“

Christoph war schon wieder seinen Freudenrausch los und gab seiner Frau in allem recht. Er bat sie, sich nicht aufzuregen, deckte sie sorgsam zu, löschte das Licht aus und tappte wieder auf sein Lager.

Die Wöchnerin war aber so schwach, daß sie von dem Gedanken nicht loskommen konnte, ihres Mannes Übermut habe Unglück über das Kind gebracht. Die Furcht überwältigte sie, bis der Angstschweiß aus den Poren ihres Leibes brach. Den Mund konnte sie nicht öffnen; denn es war, als habe jemand eine große Hand darauf gepreßt.

In der Morgendämmerung sah sie drei Frauen in grauen Gewändern. Die wurden vom Winde hin- und hergetrieben, so daß sie immer am Fenster vorbeiglitten. Der Spuk wollte nicht aufhören. Deswegen faßte sie all ihre Kräfte zusammen und lehrte sich gegen die Wand, um die Unholden nicht mit ihrem Blick in die Stube zu saugen. Sie versuchte zu beten. Allein die Worte wurden wie ein Feuerwirbel, der vor ihren geschlossenen Augen kreiste. Nach vielem vergeblichem Bemühen wandte sie sich wieder der Stube zu, um sich zu vergewissern, ob die Grauen vertrieben wären. Aber eben sah sie die letzte in die Stube wehen und sich zu den beiden an ihr Bett stellen. Da lag die Wöchnerin still und fühlte heiße

Luft über sich streichen. Die grub sich immer tiefer in sie hinein. Als sie bis an ihr Herz gekommen war, löste sich das Blut aus den Kammern und rann aus ihr heraus.

Nicht lange danach erwachte Christoph und trat an ihr Lager heran, um von den schönen Träumen zu sprechen, die gegen Morgen vor seinem Bette gespielt hatten. Sein Weib aber konnte keine Antwort geben, und der Blick ihrer großen blauen Augen war starr dorthin gerichtet, von wo ihn keine Liebe und keines Menschen Gewalt mehr abwendet.

Er sah, daß sie gestorben sei. Allein so leicht vermag sich kein Mensch mit dem grausen Wunder, das der Tod ist, abzufinden, und indes dem armen Christoph Tränen aus den Augen und Gebetsworte von den Lippen flossen, griff er mit seiner Hand und suchte, ob nicht am Herzen, dieser tiefsten Feuergrube des Lebens, noch ein armes Fünklein brenne, das, mit Hingebung gepflegt, sich wieder aufrichten könne. Allein auch dort hatte sich der Tod eingenistet, und die gefüllte Brust lag wie ein harter Stein darauf. Da dachte Mandel mit Schrecken daran, was nun aus seinem kleinen Amadeus werden solle.

Er sprang auf und lief, wie er war, einen Hosenträger über die Achsel gelegt, den andern noch hinten herabhängend, die Straße hinunter, die Hebamme zu holen. Der Hosenträger, auf den sein Weib mit roter Wolle ein brennendes Herz gestickt hatte, schlug immer an die Weine, während er lief. Immer, wenn er so in Gefahr kam, zu fallen, sprang er, und jedesmal, wenn es ihn zu Boden rucken wollte, sagte er: „Fall zu, Schneider, und stirb!“

Aber jedesmal dachte er doch an seinen kleinen Amadeus und sein kaltes Weib, das vielleicht doch noch nicht tot sei, und nahm seine Verwünschung zurück. Auf diese Weise dauerte es nicht lange, da war er bei der Wehmutter. Die stand vor ihrer Tür im Grafe und schlug mit einem Haselstecken den Staub aus ihrem Sonntagsrock, der am untersten Ast eines Pflaumenbaumes hing. Als sie von Christoph Eusebius gehört hatte, was auf dem Spiele stehe, legte sie den Haselstecken quer in den Baum, duckte sich, ließ den Rock von oben her über sich gleiten und band ihn auf dem Wege fest. Während sie eilig vorwärts kamen, fragte sie den Schneider dies und das, wie das Unglück so schnell gekommen sei, und manches andere. Der aber stierte vor sich nieder und zählte vor Gram die Steine des Weges. Wenn sie ihn anstieß, wandte er ihr sein eingefallenes Gesicht zu und lächelte qualvoll. Da schwieg sie zuletzt, bis sie an das Schneiderhaus kamen, dessen Tür weit aufstand. Unter dem schmalen Bretterbänklein lagen ein Bündel und ein Stock. Die Wehmutter wollte wissen, wer dem Mandel das Haus gehütet hatte, indessen er fort war. Christoph antwortete aber nichts, denn er dachte, es sei die Bürde und der Stock des Todes, der

rastlos über die Erde wandert, und wenn sie zu der Toten kämen, würden sie ihn schon neben dem Stuhl am Bett sehen, in der Haltung eines Menschen, der ein Werk beendet hat und zwischen Gehen und Stehen das Vollbrachte noch einmal mit ernüchtertem Auge überschaut.

Sie gelangten in die Stube, die still war vom stockenden Atem der Toten und doch auch friedevoll im Morgenlicht, das durch die Krone des Ahorns einen grünen Schimmer hereinwarf. Und wirklich, da Christoph, der hinter der Hebamme die Tür eingedrückt hatte, sich umwandte, sah er, wie eine dunkle Gestalt vom Bette der Toten sich lautlos in die Tiefe des Zimmers zurückzog und dort sich niederkauerte, indem sie ihr geneigtes Haupt noch mehr neigte. Christoph war in einer solch verzweifelten Stimmung, daß ihn auch diese schreckhafte Bestätigung seines Einfalles wenig berührte, und trat mit der Hebamme ans Bett der Entschlafenen. Da erkannte er nun freilich an ihren blauen Lippen, daß nichts mehr zu hoffen sei.

„Ist sie an ihrer Seele, das heißt aus dem Zentrum Punktum gestorben oder an ihrem Leibe?“ fragte er so leise, daß es kaum zu vernehmen war, denn er machte sich Vorwürfe, sein Weib durch seine hartnäckigen, lauten Hoffnungen in den Tod getrieben zu haben.

Die Wehmutter aber ergriff mit ihrer fetten, warmen Rechten seine magere kühle Schneiderhand und antwortete: „Es Herzblut is fort. Wer doas wegflisst, doas weeiß ich nich, doas weeiß der Herrgott alleene.“

Damit griff sie hinüber, drückte der Toten die Augen zu und wünschte eine glückliche Reise in den Himmel und gute Aufnahme beim Vater.

Das alles ergriff den Schneider Mandel so sehr, daß er den Tod in der Stubenecke, seinen kleinen Amadeus und alles auf der Welt vergaß. Er sank am Bette nieder und weinte in die starre Hand seines Weibes hinein, die so viele Jahre alles Kummervolle und Liebe mit ihm getragen hatte. Das dauerte gar lange, denn je kleiner und ärmer ein Mensch ist, desto größer ist sein Schmerz. Der Druck einer Hand auf seiner Achsel riß ihn aus den Kreisen der Not. Er erschrak einen Augenblick bis in den Haarwirbel hinauf, denn er dachte, der Tod habe auch ihn berührt und wolle ihn mitnehmen. Als er wagte, sich umzudrehen, war die Gestalt, die er für den Tod gehalten hatte, aus der Ecke verschwunden und ein volles, frisches Weib stand neben der Hebamme, machte ein schmerzlich-freundliches Gesicht und wiegte das kleine Bündel, seinen Amadeus, mütterlich auf den Armen. Da wickelte sich sein Blick vollends aus den Verschlingungen, und er erkannte in dem jugendlichen Weibe die taubstumme Maruschka aus Böhmen, die immer nach Wochen einen Streifzug ins Preussische unternahm, weil man drüben nicht so für die Armen sorgt. Jedesmal, wenn sie mit voller Bürde wieder der Heimat zuwanderte, war sie eine Nacht unter des Schneiders kleinem Dache geblieben. Nun fand sie ihre gute Gastgeberin bei den Toten. Die Seele der

Menschen ist nicht preussisch und nicht böhmisch; in ihren besten Stunden redet sie göttlich, die Sprache aller Menschen.

Obwohl also in der armen Maruschka Ohr nichts hineinging und aus ihrem Munde nichts herauskam, verstand sie der Schneider doch gar leicht: Wenn es der König von Preußen erlaube und der Schneider Mandel nichts dawider habe, wolle sie bei ihm bleiben, bis er eine bessere Pflegerin gefunden habe, sich des kleinen Kindes annehmen und seinem Hause vorstehen samt dem Garten und den zwei weißen Ziegen.

Am dritten Tage in der Frühe riefen die Glocken des Pfarrdorfes Neudeck über die Wipfelbreiten des Hainwaldes herüber ins Schneiderhaus und der Gottesacker verlangte nach der Toten. Das Sterbelied der Kinder schwoll und versank in die blaue Luft hinauf. Der Bretterwagen mit dem schwarzen Sarge in grünen Tannenzweigen fuhr von dannen. Das einzige Mal reiste die Schneidersfrau zu Wagen in die Kirche und diesmal kehrte sie nimmer wieder.

Der Ahornbaum bewegte die Äste und ein Rieseln ging durch seine Krone.

Der kleine Amadeus lag wach in seinen Kissen, und es war, als lauschte er dem Klang in den Lüften.

Zweites Kapitel

Als Christoph am siebenten Sonntage wieder verstoßen den Strauß frischer Blumen auf seines Weibes Grab gedrückt hatte, haderte er nicht mehr so bitter mit dem Geschick, das sie ihm entrückt hatte, und begann sie demütig dem Herrn zu gönnen.

Bis jetzt hatte er den braun- und schwarzgestreiften halbwollenen Rock und die blaugeblümete Jacke, die Agathe am letzten Sonntage ihres Lebens getragen, an dem Wandrechen neben ihrem Bette hängen lassen, um die tröstende Täuschung nicht zu entbehren, sein liebes Weib könne jeden Augenblick über die Schwelle treten und wirtschaftend durchs Haus gehen wie sonst, als sei der Tod nichts als ein langer Kirchgang gewesen. Nun legte er die Sachen in eine Kiste, deckte Zeitungspapier darauf wegen der Motten, nagelte den Deckel mit langen Schindelnägeln fest und stellte die Kiste auf den Boden in einen Winkel.

Diese Ausföhnung mit dem Schmerze verwischte langsam das Totengesicht, mit dem ihn die Gestorbene aus seiner Seele herauf ansah, und mehr und mehr erblickte er sie in allem, worauf beider Augen im Leben geruht hatten. Sie schaute mit dem Licht, das hinter den Bergen hervorging, in seine Stube; das Wässerlein unter der Weide hatte ihre Stimme; die Blumen blickten ihn mit ihren Augen an. Sie summte im Rauschen des Ahornbaumes in seine Träume.

Sein Zwirn fand wie in den guten Tagen wieder von selbst das Ohr. Die Nadel hüpfte regsam auf und ab, und beschlich ihn ja einmal das Leid, so durchlöcherete er es kreuz und quer und schnürte ihm mit dem Faden den Dampf ab. War er solch schwerer Heimsuchungen ledig, dann spann er an den Hoffnungen weiter, die so jäh abgerissen worden. Denn der Pfarrer hatte seinem Knaben den schönen, reichen Namen Amadeus nicht abgestritten, sondern nur gütig dazu gelächelt. Das war doch so, als sei dem Kinde nun die Tür sperrangelweit aufgetan in die weite, reiche Welt, und wenn es groß geworden war, durfte es nur hingehen und mit seinen zwei gesunden Armen raffen nach Herzenslust. Manchmal ward er ganz verzückt über das Glück, das seinem Amadeus einmal beschieden sein könnte. Er warf die Arbeit in den Schneidertisch, nahm den Kleinen in die Arme, zeigte ihm die Sonne, die Blumen, den Himmel und sagte, dort oben sei seine Mutter.

So teilte sich Christoph Eusebius' Leben zwischen seiner Arbeit und seinem Kinde. Am liebsten aber war er bei ihm und vergaß, daß es ein Gasthaus gäbe, darin zu sitzen, und Männer, mit denen man plaudern könne zu seinem Vergnügen. Trug Maruschka den Knaben im Garten vor seinen Fenstern, so hatte er auch teil an ihrer Freude. Da der armen Ziehmutter Mund verschlossen war, wurde der kleine Amadeus nicht so zeitig eingefangen von dem Menschenworte und blühte und sog sich tief hinein in die tausend Lieder, die sich Gott selber vorspielt mit den Bäumen, den Vögeln, dem Wasser und dem Wind. Bald war es möglich, ihn auf den Ziegen reiten zu lassen, indem man seine Achseln unterstützte. Aus dem Kleidchen sprang er ins erste Höschen. Da war er ein richtiger Junge, trieb sich mit einem Stecken im Garten umher und blies auf den hohlen Stielen der Maiblume.

Viel Zeit, und das blieb die schönste seines Lebens, zum Glück und auch zum Kummer, saß der kleine Amadeus neben seinem Vater im Schneidertisch. Wenn ihn der hereinhob, drückte er allemal einen Kuß auf seinen blonden Scheitel, und seine Blicke lugten dann wohl eine Weile bewegt durch den Spalt des Jeshigen auf das, was gewesen war. Allein lange tauchte Eusebius nicht in die Schatten. Denn so ein Schneider bekommt überhaupt in seine Seele etwas von der Nadel, die er handhabt, so etwas scharf Entschlossenes, das wohl freilich bei manchen in komische Eitelkeit umschlägt. Und wie das spitze, glänzende Eisenlänglein eilig und sicher aus wirren Haufen von Flecken ein gemessen ordentlich Kleid zusammenheftet, gelingt es vor allem dem Schneider, die bunten Zufälle seines Lebens zu einer wohlgeordneten Welt zu verwerten und um sich auszubreiten. Dem Christoph Eusebius glückte das noch besser und das gerade darum, weil er eigentlich, mit Respekt zu sagen, nur Flickschneider war. Denn aus diesem Grunde brachte er sein Sinnen niemals ganz in seinem Werke unter. Mit dem Besten seiner Seele, während er mit überschlagenen Beinen bastelte, wandte

und drehte er an seinem Leben herum, bis eine ganz außerordentliche Weltfahrt daraus geworden war, die ihm wohl gestattete, sich ihrer zu freuen.

Da erzählte er denn manchmal dem Amadeus davon. Am besten aufgelegt war er, wenn er auf seinen Hildesheimer Ritt zu sprechen kam. Dieser bildete überhaupt den Glanzpunkt seines Lebens.

Also sagte er:

„In Berlin ist die Hauptstadt der Welt. Da gibt es so viele Menschen, daß sie auf der Gotteserde nicht Platz haben, und deswegen reisen wohl bei tausend fortwährend über die Dächer; andere fahren zum puren Vergnügen in tiefe Löcher hinein und kommen wohlbehalten auf der andern Seite wieder heraus. Dort wohnt auch der Kaiser, wenn er zu Hause bei seiner Kaiserin ist. Mehrenteils aber kutschiert er umher und hält die Welt imstande. Also sah ich ihn nicht, und weil sie damals die Hosen in Berlin gar so weit machten, gefiel mirs nicht lange und ich schnürte meinen Ranzgen, um mit Frankreich anzusehen. Ging und ging. Endlich steht wieder eine solche Stadt vor mir, und die Glocken läuten so laut von den Türmen, daß man meinen konnte, alle Leute hingen an den Stricken und zögen aus Leibeskräften. Wie ich ein Weib frage, das so eilig läuft, als mache sie sich vor dem Lärm aus dem Staube, wie die gute Stadt mit dem starken Geläut heiße, so sagt sie: Hildesheim und rennt weiter. Aha, denk ich: Hildesheim, ein feiner Name! und gehe hinein und frage nach Arbeit. Bekam sie auch in einem schönem Hause, bei einem Meister, der einen Bart wie Napoleon hatte. Das aber ging mir im ersten Augenblick wider den Strich; denn denen der Bart quer wie eine Säge und lang wie ein Stemmeisen steht, die sind allemal auf des Teufels Seite gewachsen. War auch so. Denn kaum hatte ich mich hingesezt, so zerbrachen mir drei Nabeln. Auf diese Art bekam ich gleich wieder Feierabend, denn Napoleon meinte, zum Nabelzerbrechen brauche er keinen Gefellen, dazu seien die Lehrjungen da. Des war ich ganz zufrieden. Bei einem Schneider, der nicht genug Nabeln im Schube hat, steht der Gerichtsvollzieher schon hinter der Tür. Das halte aus, wer wolle, sagte ich und befand mich in einem Augenblicke auf der Straße. Da hatte ich, was ich haben wollte; auch fand ich nicht lange darnach die Straße, die nach Paris führt. Wie ich so geh und die Steine zähle, die am Graben hin stehen, und denke, wieviel tausend wohl an mir vorbeirennen müssen, ehe ich die ersten roten Hosen sehen werde, machts hinter mir: Trapp, trapp und wieder trapp, trapp. Ich drehe mich um. Da kommt ein lediges Pferd daher. Kein Mensch weit und breit zu sehen, und die Zugblätter schleift es auf der Straße. Ich lasse es ein wenig an mir vorbei, laufe ihm dann nach und ergreife ein Zugblatt. Da meint das Pferd, der Wagen sei hinter ihm, und bleibt stehen. Es war ein Brauner und so gut gefüttert, daß ihm die Zaler auf den Backen standen. Nun ich es klatsche, sieht es mich an und blinzelt mit den

Augen, als kenne es mich schon lange. Darum binde ich die Zugblätter herauf, führe es an einen Stein und schwinde mich auf den Rücken. Im nächsten Dorfe fragst du nach, wem es gehört, denke ich. Denn ich wußte wohl, daß der Herrgott keinem Handwerksburschen so mir nichts dir nichts einen spiegelblanken Braunen schenkt. Gehörte es niemandem, so wollte ich nach Frankreich reiten wie Blücher. Indessen laß ich mein Roß den Stecken kosten. Da wirft es die Erde unter sich fort wie einen Pfeffertuch, und die Bäume neben mir ducken sich förmlich, wenn ich vorbeisaufe. Das ging bis zum Abende, und ich fühlte weder Hunger noch Durst, denn wenn ich so rechts und links über das Feld sah, das sich langsam drehte wie ein bunter Mühlstein, war es mir nicht anders, als gehörte mir alles.

Endlich sah ich den ersten Stern über mein Müssenschild lugen. Häuser und Höfe hüpfen vor mir auf und nieder und Leute stehen an den Türen und machen große Augen. Ich reiße mein Pferd an der Halfter, daß es Funken gibt, und ehe ich mich versehe, komme ich herunter. Als alles wieder in Ordnung ist, frage ich christlich nach dem Eigentümer meines wackeren Reisegenossen. Nicht lange, so stand ein Mann vor mir wie aus Bohlen und Balken zusammengeschlagen und sah mir fest ins Gesicht. Als er bemerkte, ein wie guter, handfester Kerl ich sei, schmunzelte er und reichte mir unter vielem Dank seine fette, große Hand und sagte, das Bräunlein gehöre ihm. In meiner Hand aber ließ er einen harten, blanken Mannsfeldischen Taler zurück. Ich war mit dem Handel zufrieden, denn ein ehrlicher Taler ist besser als ein gestohlenes Pferd.“

„Bist du denn nach Frankreich gekommen?“ fragte Amadeus, wenn Eusebius an dieser Stelle abbrach. Aber da sagte der Schneider weder ja noch nein, sondern fuhr fort: „Das war ähnlich wie in Köln oder das lief auf dasselbe hinaus, wie ich in eines Schlächters Hof gelaufen, der halbwegs gen Hamburg steht.“ So blieb es unentschieden, ob Christoph Eusebius je Frankreich gesehen hatte. Für den kleinen Amadeus aber wurde der Name gemacht wie ein großes, leuchtendes Tor, hinter dem alle Wunder leben, und sein Vater, der bald dort gewesen wäre, erschien ihm merkwürdiger als alle Menschen. Der Schneider ging also über dies Faktum, das sein Söhnlein solchergestalt aufregte, in der strengen Sachlichkeit eines weitgereisten Mannes bald zu einem neuen Abenteuer über, und während dem Büblein die goldenen Berge Frankreichs noch vor den Augen lagen, merkte es wohl an seines Vaters Nadel, dieser sei in Gedanken schon wieder fortgereist. Denn je nachdem Christoph Eusebius von dem Dom zu Köln, von den Salzbergwerken zu Halle, dem weiten Meer oder einem Walde, der gar kein Ende nahm, erzählte, führte er seine Nadel so oder so. Alle seine Wanderschaften nähte er in die Kleider, die ihm die Leute brachten. Das schlug nun manchmal durchaus nicht zu seinem Vorteil aus. Denn wenn er einem Bauer

hinten in die Hosen den großen, ebenen Platz vor dem Berliner Königlichen Schloß genäht hatte, so wollte der freilich die überstarke Rundung nicht zugeben, die einem rechten Bauern dort von selbst wächst. Und wenn der Landmann dennoch seinen Willen durchsetzte und, die Beine spreizend, in die Knie fiel, mußte der König von Preußen eben nachgeben und seinen schönen Platz in Fetzen gehen lassen. Nicht viel besser ging es mit anderen Abenteuern aus, die der Mandel Schneider in ander Leuts Sachen unterbrachte, und sein Ruf nahm eher ab als zu. Doch gab es immer noch genug Menschen, denen er zu Dank arbeitete. Seine Nadel spießte Pfennig auf Pfennig aus den Taschen der Kunden, erwarb Balken um Balken seines Hauses, brachte ihn recht und schlecht durchs Leben und gab ihm reichlich Gelegenheit, seines Söhnleins Seele mit bunten, seltsamen Geschichten und Träumen zu füllen.

Drittes Kapitel

Länger als andere Kinder lebte Amabeus in wunderbaren Gesichten. Aber auch bei ihm fügte sich aus Morgen und Abend der erste Tag, und er erwachte zum Leben der andern.

Wie immer saß er mit einem Töpfchen Milch und einer Schnitte Brot, seinem Frühstück, auf der Fußbank vor dem Stuhle und sah durchs Fenster. Doch schaute ihn heute die ganze Welt nicht mit seinen Einbildungen an. Alles bisher traumhaft Vertraute kam ihm rätselhaft vor.

Die Weide auf dem Wiesenplan, die er schon so oft gesehen hatte, stand krumm da, als blickte sie sich auf die Füße.

„Warum steht der Baum auf der Wiese?“ fragte er seinen Vater.

„Weil sie ihn hingepflanzt haben.“

„Warum haben sie ihn hingepflanzt?“

„Wegen dem Schatten.“

„Was ist das: Schatten?“

„Das ist schwarz und kühl und liegt unter dem Baume.“

„Wem gehört der Schatten?“

„Dem Baum, Amabeus.“

Dann nahm der Kleine einen Bissen Brot und einen Schluck Milch. Er rückte herum und sah des Nachbars rotes Ziegeldach.

„Wem gehört das rote Dach?“

„Dem Bauer Schnallke.“

„Warum ist der kein Schneider?“

„Weil er Kühe und Pferde hat.“

„Warum wohnt er neben uns, und wir haben keine Kühe und Pferde?“

„Er gehört zum Dorfe, Junge.“

„Heißt das Dorf auch Schnallke?“

„Nein, es heißt Röhrsdorf, liegt im Kreise Habelschwerdt und gehört zum Königreich Preußen.“

Nach einer Weile bückte sich Amadeus und schaute durch das kleine Fenster hinauf in den Himmel, um zu sehen, wie hoch das Königreich Preußen ginge.

„Wohnt dort der König von Preußen?“

Christoph Eusebius stieg aus dem Schneidertisch, bückte sich auch und blickte an dem Arm des Kleinen entlang.

„Nein, Amadeus, das ist kein Haus, das ist der Lange Busch.“

„Aber dahinter wohnt der König.“

„Nein, da wohnt deine Ruhme, und wenn du groß bist und fleißig lernst, so gehen wir durch den Busch einmal zu ihr.“

Eusebius stieg wieder in den Schneidertisch und schmunzelte, daß Amadeus ein so geweckter Junge sei. Der Kleine vollendete gedankenvoll sein Frühstück. Dann sah er wieder aufmerksam und gründlich zu jedem Fenster hinaus. Zuletzt schüttelte er das Köpfschen und fragte bekümmert:

„Gehört das Dorf Röhrsdorf uns?“

„Freilich, Amadeus,“ antwortete der alte Mandel, „denn wir wohnen ja drin.“

Dieser Aufschluß vertrieb die Kümmeris von des Jünglings Gesicht und aufgehellert verließ er die Stube.

Draußen stieg er, nicht allzuweit vom Hause, auf einen Haufen Lesesteine, um zu erforschen, wie groß seines Vaters Dorf sei. Jedesmal, wenn er ein Haus erblickte, sagte er: „Röhrsdorf,“ und je mehr Dächer vor seinem erstaunten Auge auftauchten, desto froher wurde er und zuletzt sang er den Namen seines Heimatsortes, seines Vaters und flocht auch ein Lied vom Könige von Preußen ein. Das, was er sang, stürmte ganz unbändig, solange es in seiner Nähe war, sobald es aber immer tiefer in die helle Luft hineinflog, wurde es immer glänzender, ihm fremder. Und nichts war imstande, sein Lied zu hemmen. An den Grashalmen glitt es hin, daß sie zitterten, die Bäume berührte es, daß sie grüner wurden, und gar bis an die rote Sonne reichte es hinauf und schien dort oben aus dem Feuerrad an der blauen Decke tiefe, friedsame Laute loszulösen. Manchmal war es, als sanken diese Klänge gerade aus dem Himmel herab, dann wieder kam es ihm vor, als würden sie über den Hainwald herübergetragen. Nun erkannte er deutlich, daß es die Glocken von Neudeck seien, und schwieg bestürzt, weil er meinte, seine Stimme habe sie angestoßen und sie müßten läuten, solange er singe. Wirklich verstummten sie nach einer Weile, und Amadeus dachte, wenn er der König von Preußen wäre, dann hätte sein Singen solche Gewalt, daß es die Kirchenglocken der ganzen Welt weckte. Auf der Straße drüben fuhr hin und wieder ein Wagen nach Berlin oder Hildesheim. Und

Amadeus erkannte, wenn er ein König werden wolle, der die ganze Welt mit seiner Stimme beherrschte, müsse er erst eine Stadt haben. Darum stieg er von dem Steinhäufen herunter und errichtete aus großen Steinen einen Wall, hinter dem er Hildesheim erbaute. Hohe, schmale Steine waren die Türme; lange, plumpe Brocken bildeten die Häuser. Da waren auch kleine Häuschen, pußige Knötchen, daß Amadeus lachte, wie Leute so dumm sein könnten, darin zu wohnen. Als er auf dem Steige eine weggeworfene Streichholzschachtel fand, war ihm um Leute und Glocken nicht mehr bange. Er brach das Schüblein auseinander und hatte vier Leute: zwei große und zwei kleine. Der eine lange Span war die Frau, die aus der Stadt läuft, weil sie darin zu sehr mit den Glocken läuten.

Sie stand vornübergeneigt nahe beim Wall. Damit sie hinauskäme, nahm er einen Stein aus der Stadtmauer und hatte nun das schönste Tor. Die kleinen Spänchen, die Kinder des Weibes, die mit ihrer Mutter flüchten wollen, sind hingefallen und liegen jämmerlich vor der Stadt, auf deren längstem Turme die Glocke wackelt, die Hülse an dem queren Hölzchen. Amadeus gönnt ihr keine Ruhe. Immer stößt er sie mit dem Finger an und läutet mit seiner Stimme dazu, ob auch die Frau ganz verzweifelt ist und ihre armen Kinder auf der Nase liegen. Allein, nun soll doch sein Vater nach Hildesheim hereinkommen, und es ist noch keine Brücke über die alte Wasserfurche gebaut, damit er über den großen Fluß könne. Amadeus hält den reißigen Eusebius, den andern langen Span, in der Hand und weiß einen Augenblick nicht, wie da zu helfen sei. Wie er so über den Wiesenplan nach allen Seiten ausschaut und denkt: Es muß doch wer aus Berlin oder Hamburg kommen, ruft es von des Schnallke-Bauers Schuppen her: „Schmiedla hier!“ und bald läuft hinter einem Spighündchen, das im Grase tanzt und komisch bald das eine, bald das andere lange Ohr umklappt, des Bauers kleiner Junge. Als der den Amadeus erblickt, schreit er noch viel lauter nach seinem Hunde. Der kleine Mandel, der neben Hildesheim steht und seinen Vater in die Steine gesteckt hat, wünscht sich, Schmiedla, der Spiz, möchte herkommen, damit er ihn streicheln könne. Aber er rührt sich nicht, und auch als der Hund bei ihm ist und an seinem Bein hinauffchnobert, greift er ihn aus einer unbehaglichen Empfindung nicht an, die ihm der Schnallke-Junge einflößt. Das ist ein strunkiger, kleiner Mensch mit einer Knopfnase und einem verwogenen, gesunden Gesicht. Seine braunen Haare stehen durcheinander wie die Borsten eines zerstrichenen Butterpincels, mit dem man die Kuchenbleche einfettet, und das eine Lederhöslein ist unten ohne Schnüre.

Als er herangekommen ist, ergreift er den Hund an den längeren Haaren des Halses und fragt:

„Bist du etwa der Schneiderjunge?“

Amadeus antwortet nicht, setzt sich neben die Stadtmauer und deckt seinen Vater zur Vorsicht mit der Hand zu. Diese Schweigsamkeit ärgert den kleinen Bauern offenbar, und um zu beweisen, was er für ein Mensch sei, sagt er:

„Die Wiese gehört uns. Dort ist unser Hof und dort ist unser Korn.“

„Und die Weide?“ fragt Amadeus.

„Die gehört auch uns.“

Der kleine Mandel lacht; denn er weiß es besser. Da ereifert sich der Schnalle-Junge und ruft laut: „Der Baum und der und der dahinter und die andern und der ganze Busch, alles, alles gehört uns, und ich heiße Martin Schnalle.“

Er läuft um den Steinhaufen herum und zeigt auf die ganze Welt. Als er an Amadeus vorbei will, greift ihm dieser an die Hosentasche, um zu erkunden, aus was für Stoff sie seien.

Eigentlich wollte Martin nach Hause laufen, um seinem Vater zu klagen, es sitze draußen auf der Vorderwiese ein Junge, der nicht glaube, daß alles dem Schnalle-Bauer gehöre. Als er aber des kleinen Schneiders Hand an seinem Bein fühlt und ein Verwundern in dessen Gesicht gewahrt, beruhigt er sich und sagt gewichtig: „Ja, ja. Das sind Lederhosen. Glaubst du etwa, die sein nicht meine?“

Amadeus deckt die Hand noch fester auf seinen Vater und fragt: „Und wem gehört das Dorf?“

„Unser Dorf?“

„Nu ja, Köhrsdorf?“

„Doch nicht etwa dir?“

Nun ist des kleinen Mandel großer Augenblick gekommen. Er erhebt sich und sagt mit tiefstem Ernst:

„Das gehört dem König von Preußen.“

Da erschrak der Schnalle-Martin doch sehr und setzte sich neben Amadeus und der erzählte ihm vom Königreich Preußen. Das ginge bis an den Himmel und hinter dem Walde, noch viel weiter als seine Mühle, wohne der König von Preußen, der Hosentasche habe so weit wie Kornsäcke, gar nicht zu Hause zu sein brauche wie die andern Menschen, sondern immerfort mit allen Eisenbahnen fahre.

Dann spielten sie „Hildesheim“. Der Schnalle-Martin wurde der Glöckner von Hildesheim und freute sich, daß die Frau fortließ und daß die Kinder dalagen und schrien. Er wackelte mit der Streichholzschachtel in einem fort und läutete mit seiner Stimme so laut er konnte, um die armen Kinder recht bis in den Tod zu ängsten. Amadeus aber führte seinen Vater unter vielen Gefahren durch den unaufhörlichen Graswald gen Hildesheim und ließ ihn dort am Tore mit dem Weibe ein ganz artiges Gespräch führen.

Der Spieß „Schmiedla“ aber lag in dem Graben ob der Stadt und schlief. Wenn die Glocke einmal gar zu stark läutete, richtete er sich ein wenig auf, hielt den Kopf halb schief und steifte das obere Ohr.

Das wäre mit dem Hildesheimspiel nun schön den ganzen Tag lang gegangen, wenn der Martin nicht auch hätte einmal den Handwerksburschen führen wollen. Amadeus konnte das aber nicht zugeben, weil es doch sein Vater war. Er sagte davon zwar nichts, sondern stellte sich nur vor die Wasserfurche und schützte den Eusebius, der auf seinem Marsche von Berlin her eben tief im Graswald steckte.

Nach manchem Hin und Her verlor Martin endlich die Geduld, stieß ganz Hildesheim um, suchte den Handwerksburschen auf und stampfte ihn unter Schimpfreden in die Erde. Als Amadeus seinem Vater so übel mitspielen sah, stürzte er, um Hilfe schreiend, auf den Schnallke-Jungen. Der aber gab dem kleinen Mandel noch eins vor die Brust und begann dann über die Wiese zu traben, weil in des Schneiders Hause die Tür knackte.

Eben hatte er die Schuppenecke erreicht, als Eusebius auf dem Plan erschien. Er bemerkte wohl gleich, wer der Schuldige an dem Handel gewesen sei. Anstatt aber dem kleinen Unhold zu Leibe zu gehen, machte er sich über seinen Jungen her, der am Boden lag und unter Geschluchz ein zertretenes Spänchen aus der Erde grub. Auf alle Fragen, was der Martin mit ihm vorgehabt habe, rief er nur immer verzweifelt: „Er hat ihn zertreten.“ Mehr war durchaus nicht aus ihm herauszubringen. Deshalb hob ihn Eusebius auf und gängelte ihn dem Hause zu. Ehe er aber unter der Tür verschwand, kam seine Ruhe doch zum Plagen, und er schoß gegen Martins Kopf, der von Zeit zu Zeit hinter der Schuppenecke hervorkam, einen heidenmäßigen Hagel von Verwünschungen und Drohungen ab. Als er aber einmal absetzte, um Atem zu holen, schrie der Schnallke-Junge aus seinem Versteck: „Fabelaffe! Fünfzehnschneider!“

Da fand es Eusebius für geraten, das Feld zu räumen, damit sein Sohn von diesen respektwidrigen Worten nicht noch mehr zu hören bekomme; denn wer mit heißem Eisen zu lange an einer Stelle bügelt, verbrennt das beste Gewebe.

Drin empfing Maruschka den Geschlagenen, reinigte seine Höschen vom Staube und tröstete ihn mit herzlichen Gurgellauten. Den Eusebius stachelte sie durch Faustbewegungen zur Rache auf. Der sah eine Weile in ihr erregtes Gesicht, auf ihre fliegende Brust und zwinkerte mit den Augen, wie es seine Art war, wenn ihm etwas nicht geheuer vorkam. Dann trat er auf sie zu und drückte ihre Arme an dem Körper herunter. Das sollte heißen: Geh und mach deine Arbeit!

Und das tat der Schneider, obwohl es selbst noch in ihm rumorte. Aber es war ihm unmöglich, diese nackten, prallen Arme vor sich zu sehen, denn

dann hätte er hinausstürzen und aufs neue laut schreien müssen, und doch wurde es nicht besser, als seine Hände des Weibes weiches, heißes Fleisch berührten. Nein, ihn packte einen Augenblick gar etwas, wie die fliegende Sucht. Deswegen ließ er die Stumme los und stieg kopfschüttelnd in seinen Schneidertisch. Dort nähte er die ganze Geschichte in den Ärmel, den er eben vorhatte, seinen Zorn auf der Wiese und das Zittern in der Stube. Seine Nadel beschrieb lange, jähe Stöße, und sein Gesicht war gerötet wie damals, als er Napoleon die Arbeit aufgesagt hatte. Das Licht in der Stube schwankte wie trunken, und die Luft darin war dick, daß sie kaum durch Mandels Lunge ging. Als Maruschka die Stube verließ, um im Garten zu schaffen, hörten die Sonnenringel auf, über die Diele zu tanzen, und alles kriegte wieder sein gemessenes Aussehen. Der Schneider richtete sich von der Arbeit auf und suchte mit den Augen seinen Jungen. Der lehnte im Winkel neben dem Topfschrank. Sein Gesicht war blaß und erschreckt, und seine Blicke lagen schmerzvoll auf seinem Vater, als sei eben etwas Schlimmes passiert, was er nicht begreifen konnte. Mandel legte die Jacke hin und führte den Verspüchteten an den Stuhl. Währenddessen redete er gütig auf ihn ein. Er verbot ihm, je wieder mit dem Martin zu spielen, der den Teufel im Leibe habe und eines Vaters Sprosse sei, der sich zwei Weiber halte. Und wenn er ihm verspreche, nie wieder ohne Erlaubnis sich herumzutreiben, so kaufe er ihm eine Tafel und einen Stift, daß er schreiben und malen könne, was ihm einfalle.

Der kleine Amadeus saß neben dem Stuhl auf dem Fußbänkchen und hörte auf alles, was sein Vater sagte. Als der aber wieder in seinem Schneidertisch saß und sänftlich mit der Nadel hantierte, begannen aus den Augen des Knaben die Tränen wieder ganz stille zu fließen. Denn er war traurig, daß der Schnalle-Junge zwei Mütter habe und er bloß eine, die noch dazu weder sprechen noch singen konnte. Dabei war es doch ein ausgemachter Teufelsjunge, der ihm Hildesheim umgestoßen und seinen Vater zertreten hatte. Und als er bei diesem Punkt angekommen war und seinen Vater von der Seite unauffällig ansah, schien es dem Amadeus auch nicht mehr ganz gewiß, daß ihm Köhrsdorf gehöre.

Seine Welt hatte einen Stoß erhalten. Ein Gleiten und Anderssein kam über alles in seiner Seele. Das war manchmal so stark, daß er sich nicht getraute aufzustehen, wenn er saß, und nicht den Mut hatte, stille zu stehen, wenn er rannte. Nicht anders als in eine Fremde war er gekommen und doch stand seines Vaters Stube um ihn wie immer.

Beim Abendbrot sah er plötzlich von seinem Teller auf und richtete seine blaßblauen, ruhigen Augen lange auf die stumme Maruschka.

Dann fragte er seinen Vater:

„Warum kann die Maruschka-Mutter nicht reden und ich kann?“

„Deine Mutter ist im Himmel,“ antwortete Eusebius und kehrte dabei sein Gesicht ab, damit seine Wirtschafterin ihm nicht die Worte vom Munde absehen könne.

„Ist die Maruschka-Mutter nicht meine Mutter?“ fragte Amadeus weiter.

„O ja, sie ist auch dein.“

Darüber geriet der kleine Mandel in große Freude.

„Dann habe ich auch zwei Mütter wie Martin,“ rief er, „und du hast auch zwei Weiber wie der Schnallke-Bauer.“

Eusebius antwortete darauf nichts, trat ans Fenster und fuhr sich mit dem Taschentuch übers Gesicht. Bei seiner Rückkehr zwinkerte er noch immer mit den Augen und sagte, es sei ihm eine Mücke hineingeflogen. Maruschka, die seine Worte auch verstanden hatte, wollte ihm das Tierchen herauswischen und streckte schon die Hand nach ihm aus. Aber um alles in der Welt hätte es der Schneider jetzt nicht ertragen können, daß sie ihn angriff. Er schüttelte den Kopf, ging hinaus und lehnte sich über den Zaun. Der Himmel war schon tiefer blau von der nahen Nacht, und hinter dem Walde des langen Busches stieg ein weißes Glänzen herauf. Dort hinein verlor sich des Mandel Schneiders Sinnen.

Maruschka wartete eine Weile, daß Mandel zurückkehrte und sein Abendbrot vollende. Als er aber zu lange ausblieb, ging sie auch hinaus und stellte sich zu ihm. Amadeus blieb allein in der Stube zurück, denn er war zu glücklich, daß er nun auch zwei Mütter hatte wie der Schnallke-Martin. Und er dachte bald an die eine und bald an die andere. Wenn er die Augen zumachte und über die Stumme nachsann, so wurde das Dämmern in der Stube noch grauer, und die Wände fingen an, ein tiefes eintöniges Brummen auszuströmen. Lenkte er aber sein Träumen auf die andere Mutter, die nach seines Vaters Worten im Himmel wohnte, so tauchte sich alles in ein weißes Licht und ganz ferne hörte er Klängen und Singen. Deswegen wünschte er sich, die beiden möchten miteinander tauschen, daß auch seine himmlische Mutter einmal bei ihm sei, ihm gutes Essen koche, seines Vaters Geschichten höre und ihn am Händchen herumsühre.

Das letzte Fünkchen Sonne war schon lange erloschen, als Mandel und Maruschka ins Zimmer zurückkehrten. Sie zündeten Licht an und fanden Amadeus noch auf dem alten Plage am Tisch. Er lag mit dem Kopf auf seinen Armen und schaute aus großen, stillen Augen geradtaus. Maruschka trat herzu, um ihn zu Bett zu bringen. Bei ihren begütigenden, formlosen Lauten schrak er leicht zusammen. Dann schloß er die Augen und war nicht mehr zu bewegen, sie zu öffnen.

(Fortsetzung folgt)

Das Museum

Dem Andenken Eschudis von Julius Meier-Graefe

Man kommt nicht mit der Beziehung zur Kunst auf die Welt. Wohl aber mit den Organen, mit denen man sie sich schaffen kann. Die hat jeder, der Ärmste, der Reichste. Sie sind im Grunde unabhängig von den Sinnesorganen. Der Blinde, der Taube kann Kunst empfinden. In einem taubstummen Mädchen, das ich kannte, blühte eine märchenhafte Welt von Bildern. Gerade die Abgeschlossenheit von dem Dasein der anderen, über das sie sich nicht äußern, das ihr nichts anhaben konnte, schien ihr Gefühl zu entwickeln. Gefühl gehört dazu. Dessen haben wir Deutsche im Überfluß. Gefühlswerte zeichnen die deutsche Kunst vor allen anderen aus. Keines der frohsinnigen Völker des Südens, denen die Kunst im Blute liegt, hat Meister von dem Schlage unserer Großen hervorgebracht. Das ist unser Stolz. Aus Nacht und Enge drangen unsere Meister zum Licht, ins Freie. Nie ohne Qual. Keiner besaß das wunderbare Geschenk, das einem Tizian, einem Raffael, einem Donatello in der Wiege wurde. Man gibt sich gern der Illusion hin, früher, vor dem Dreißigjährigen Kriege sei unsere Kultur wie die der Italiener und Franzosen gewesen, ebenso harmonisch und natürlich. Das war sicher nie der Fall. Stets hatte unser Kunstleben einen andern, viel weniger regelmäßigen Pulsschlag. Nie war es uns so selbstverständlich wie einem Römer oder Florentiner, von denen man sagen könnte, die künstlerische Form sei ihre Sprache gewesen. Nur in Momenten der höchsten Steigerung wurden wir Meister des Wortes und der Farbe. Wir müssen darum ringen wie unser harter Boden um den Weizen. Nichts wächst von selbst bei uns außer dem Unkraut. Auch davon haben wir Überfluß und hatten es immer. Es umschlang Dürer wie das krause Rankenwerk, das manchem seiner Bilder die Einfachheit schmälert. Auch Rembrandt mußte es mit starken Armen von sich reißen. Glaubt man nicht, wenn man die frühen Bilder sieht, es hätte ein Sentimentaler, ein Manierist aus ihm werden können? Marcées brauchte viel kostbare Kraft, um sich freizumachen. Wer hätte dem jungen Münchener die römischen Bilder vorausgesagt? Quälen müssen wir uns für unser Gefühl und durch unser Gefühl. Es ist uns überall im Wege, wo die andere Klasse naiv nach dem Rechten greift. Wir machen Historien aus harmlosen Dingen und mangeln des Atems, wo es das Höchste gilt. Das Gefühl schadet und nützt uns gleichermaßen. Läßt man es allein gewähren, wie es so viele mindere Leute zu allen Zeiten getan haben, so wird nichts Bleibendes daraus. Daran krankte die ganze deutsche Malerei des neunzehnten Jahrhunderts bis Feuerbach und die deutsche Musik seit Wagner, krankt seit ewigen Zeiten

bis heute unser ganzes Theater. Man malte, sang und spielte mit Gefühl und glaubte, das genüge, um in anderen Gefühl zu erzeugen. Unsere Maler waren romantisch, bevor sie den Pinsel anfaßten, unsere Musiker lobern, bevor ein Ton herauskommt, unsere Schauspieler sind tragisch, bevor das geringste auf der Bühne passiert. Unterdrückt man aber das Gefühl, wie es andere getan haben, wie es heute durch falsch verstandene Exempel fast zur Doktrin wird, so entsteht das farblose Bunt unserer gegenwärtigen deutschen Kunst.

Diese Disposition bedingt ein Mitwirken weit mannigfaltigerer Kräfte als die künstlerische Betätigung anderer Rassen, eine viel höhere Beteiligung der Moral, des Intellekts, des Geschmacks. Bei zahllosen Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts scheint das Bewußtsein einer moralischen Verantwortung so gut wie nicht vorhanden. Sie lassen sich gehen, die Gestaltung entflieht ihnen gleichsam, und doch bringen sie Wunderdinge der Art hervor, einer Art, die vielleicht nicht zu dem höchsten gehört aber gerade die Gesundheit des schöpferischen Genies, eine hohe Norm künstlerischer Gesittung bestätigt. Sie können nicht anders als schöne Dinge schaffen. Der Deutsche kann immer anders, und wehe, wenn er sich gehen läßt. Unsere erste Regung ist immer banal, und nur ein eiserner Wille, dessen Läuterung schwer erkaufte wird, bringt uns zur Höhe.

Wenn es mit dem Künstler so steht, kann es mit dem Laien nicht anders sein! Der Überschuss an Gefühl, das uns früher zuweilen gefährlich wurde, scheint zu einer Reaktion geführt zu haben, die alle ideellen Interessen nur mit materiellen Mitteln regelt. Selten verschließt sich der Durchschnittsfranzose allen künstlerischen Dingen. Seine Beziehungen zur Kunst mögen recht niedriger Art sein — so niedrig, daß man oft wünschen könnte, sie wären überhaupt nicht vorhanden — aber sie lassen sich ungemein schnell kultivieren. Gewisse primitive Beziehungen zur Kunst gehören zu ihm wie eine gewisse Eleganz des sprachlichen Ausdrucks, eine gewisse Sorgfalt in der Frauentoilette usw. Und er ist daran gewöhnt, hat überall Zeugen der künstlerischen Tradition vor Augen und, was das wichtigste ist, wird nicht im gleichen Maße wie der moderne Deutsche von entscheidenden Tendenzen abgehalten, sich irgendwie mit dem Schönen abzugeben. Der Materialismus, der die Menschen zu Arbeitsmaschinen macht, hat in den lateinischen Ländern mildere Formen, und die ganze Lebensauffassung treibt hier dahin, solche Formen zu erhalten. Wir sind nicht umsonst die Sieger auf allen industriellen Gebieten. Der Typus des Fanatikers der materiellen Arbeit, der nur für seine scharf begrenzte Berufssphäre da ist und auch, nachdem er reich geworden ist, daran festhält, ist in keinem Lande so ausgebildet. Minister und Generale, die sich so intensiv mit künstlerischen Dingen beschäftigen wie ein Thiers, ein Piquart oder ein Clémenceau und so viele

andere; ein Waldeck-Rousseau, der sich für eine Sammlung seiner politischen Reden von einem Anatole France die Einleitung schreiben läßt, sind bei uns undenkbar. Uniformen werden zu unseren offiziellen künstlerischen Veranstaltungen nur zugezogen, um das herrschende Regime auch bei solchen Gelegenheiten typisch zu vertreten und die nicht uniformierten Leute zu ersetzen, die eigentlich dazu gehören und nicht zugelassen werden. Wir haben nicht umsonst das beste Heer der Erde.

Daher wird es dem einzelnen nicht leicht, zu einer ernsthaften Beziehung zur Kunst zu gelangen. Und er macht es sich schwer, weil ihm die Harmlosigkeit fehlt. Er muß sich alle die Elemente nicht ohne Mühe zusammensuchen, die der Italiener, der Franzose auf der Straße, auf dem Wege zu seinem Geschäft findet. Man geht nicht ungestraft tagaus tagein durch freudlose Straßen, an wesenlosen Häusern vorbei. Gelingt es ihm aber, irgendeine Beziehung zu finden, so hält er diese Frucht fest wie das kostbarste Gut und duldet keinen Widerspruch gegen das, was er sein Gefühl nennt. Der Unterschied zwischen dem Kommis, der die Mittagspause braucht, um in der Ausstellung das Bild des verehrten Malers zu betrachten, und den anderen Kommis, die lieber Skat spielen, ist so enorm, daß sich eigentlich der Wert jenes Künstlers in der Ausstellung, der solche Ausnahmemenschen zu schaffen weiß, ganz von selbst versteht. Und ebenso natürlich ist das Selbstbewußtsein des Gelehrten, der auf dem mühseligen Umweg über Bücher nach manchen Schweißstropfen zu einer Einsicht in gewisse künstlerische Dinge gelangt ist, auch wenn diese Dinge belanglos wären, oder wenn die Einsicht auf Irrtum beruhte.

Unter solchen Umständen kann die Bedeutung der öffentlichen Kunstpflege, wenn ihr überhaupt eine Bedeutung zukommt, nicht hoch genug angeschlagen werden.

Sie hat bei uns eine ganz andere Aufgabe als etwa in Paris. Es fällt ihr nahezu alles zu, was dort ungreifbare Dinge, der spiritus loci, die Schönheit, die man mit der Luft einatmet, vollbringen. Die Aufgabe ist um so schwieriger, als wir in Deutschland nicht annähernd solche Quellen der Erkenntnis wie Frankreich mit seinem Louvre und seinen unzähligen anderen öffentlichen Sammlungen besitzen. Und selbst wenn Paris nicht seine Museen hätte, wäre es noch unvergleichlich reicher als Berlin mit den glänzendsten Sammlungen. So viel bedeutet dort die lebendige Kraft der Entwicklung, die noch heute den vergangenen Meistern Jünger zuführt.

Wie wird man bei uns jener Bedeutung gerecht? Es fehlt nicht an gutem Willen. Der Staat tut allerlei, der einzelne nicht annähernd das, was reiche Leute in London oder Paris tun, aber immerhin eine ganze Menge. Und trotzdem möchte man in Berlin, der Stadt, wo sich immer mehr alles Treiben konzentriert, geradezu an der Existenz eines Kunstlebens zweifeln.

In München erhält sich noch ein Schein früherer Möglichkeiten. Sonst ist es überall wie in der Hauptstadt des Landes.

Unsere öffentliche Kunstpflege leidet an einem irreparablen Krebschaden. Sie ist nur zum Schein öffentlich, in Wirklichkeit staatlich, königlich, städtisch oder weiß Gott was, nur nicht das, was sie zu sein vorgibt, und was ihr allein Wert geben könnte. Unser ganzer Kunstbetrieb, ein Betrieb, der Tausende von Menschen und viele Millionen von runden Talern in Bewegung setzt, geht in einem sehr großen Hause vor sich, sozusagen hinter fest verschlossenen Türen. Im Grunde gibt es nichts weniger Öffentliches als unsere öffentliche Kunstpflege, nichts Weltferneres als die Weltgeschichte, der sie dienen soll, nichts Geheimeres als den Geheimrat dieser Verwaltung. Der Gedanke, diese würdevollen Beamten könnten irgend etwas mit den Musen gemein haben, ist respektlos und indezent. Gerade so gut könnte man sich einen Apollo im Bratenrock vorstellen. Dieses Abgeschlossene, das den Anschein erweckt, der ganze Apparat wäre nur für die Beamten, die ihn dirigieren da, hat einmal ungeheuerliche Nachteile für die Institution selbst. In keinem Lande passieren ungestraft so kunstfeindliche Roheiten wie hinter den Mauern unserer Museen. Ich meine nicht die Irrtümer und Dummheiten, sondern die Prämiiierung des Irrtums und der Dummheit, während die ganze gebildete Welt darüber in schallendes Gelächter ausbricht. Die Dummheiten und Irrtümer sind auch in Paris möglich, aber dafür, daß sie nicht ungerügt bleiben, sorgt in Paris schon allein die Öffentlichkeit. Das Abgeschlossene des Apparats hebt aber auch die Wirkungen auf, die die gutgemeinte Institution für die draußen Bleibenden haben könnte. Man wird nicht so naiv sein, zu glauben, es sei mit der Erwerbung von Kunstwerken allein schon getan, selbst wenn sie lauter Perlen wären. Der künstlerische Genius läßt sich nicht wie eine zu mästende Gans behandeln. Wäre es anders, so würde Neuyork zu Athen werden, Amerika wäre Hellas und Berlin käme gleich hinterher. Besitz allein bedeutet nicht das mindeste. England, wo seit Jahrhunderten außerordentliche Sammlungen aufgestapelt sind, ist heute ungefähr am Nullpunkte der künstlerischen Produktion angelangt.

Doch haben gute Sammlungen, es ist kaum nötig zu sagen, unübersehbare Bedeutung für die Kunst und die Kunsterkenntnis, können sie haben. In der Biographie aller großen Meister Frankreichs wiederholt sich die Phase, wo der junge Mensch eifrig in den Louvre ging und seine Meister studierte. Wir haben überzeugende Dokumente für die Intensität dieses Studiums. Nur tun es nicht die Sammlungen als solche allein, am wenigsten, wenn sie weit hinter dem Louvre zurückstehen. Es kommt darauf an, welche Leute hineingehen, ob es die richtigen sind und ob sie es richtig tun. Was dazu kommen muß, ist die besondere Öffentlichkeit, die man an deutschen

Sammlungen vermißt. Der Louvre wäre nie so groß geworden ohne die ihm eigentümliche Öffentlichkeit, zu der man zum Beispiel die glücklichen Raubzüge Napoleons rechnen muß, der kein geringes Verständnis für Frankreichs intimste Regungen verriet, als er die eroberten Länder um ihre kostbarsten Kunstschätze plünderte.

Ein Fundus an Werken kann klein sein. Wenn er ausgenutzt wird, wenn Künstler und Laien hingehen, nicht nur um zu schwätzen oder sich zu wärmen, wenn sie dort Erlebnisse finden, die über den flüchtigen Sekundeneindruck hinausgehen, kann ein Raum mit zwanzig Bildern zünden. Die Kapelle mit den Signorellis in Orvieto ist nicht größer als ein Saal im Berliner Museum, die kleine Kirche mit den Fresken Giotto's in Padua kann man in die Pinakothek stellen. Und daraus sind Riesenkerle hervorgegangen. Die Kerle waren danach, wirft man ein, und es ist schwer, dagegen etwas zu sagen. Ich glaube trotzdem eher, der Rest war danach, die Atmosphäre dieser Säle sorgte dafür, ihre Öffentlichkeit, ihr Heiligtum.

Nun ist es gewiß nicht leicht, mit einem unserer Museen den Begriff des Heiligtums zu verbinden, namentlich wenn es von Vode administriert wird. Aber der Louvre zeigt, daß es nicht auf den Heiligenschein des Gebäudes ankommt. Ich behaupte, daß ein Delacroix, ein Corot, ein Courbet, ein Manet nicht weniger inbrünstig von den Werken des Louvre entflammt waren wie Michelangelo von den nackten Gestalten Signorellis. Es handelt sich darum, eine Atmosphäre zu schaffen. Heilig wird sie von selber. Man denke nicht an die niedlichen Wiße, die man heute bei der Aufstellung von Kunstwerken hier und da beobachtet. So einfach ist die Sache nicht. Die sogenannte historische Dekoration von Räumen, in denen Bilder und Skulpturen, Truhen und Teppiche derselben Zeit artig angeordnet werden, hat mit der Frage, die uns hier beschäftigt, nichts oder fogut wie nichts zu tun. Das Meisterwerk wirkt in gutem Licht und gutem Raum am besten ohne solche Schikanen. Was allein einem Museum jene anziehende Atmosphäre, jene produktive Öffentlichkeit, an die ich denke, zu geben vermag, ist eine schöpferische Kraft jenseits der Werke, die aus der zufälligen Sammlung von allen möglichen schönen oder mittelmäßigen Dingen die bewußte Manifestation eines berechtigten Willens macht.

Ein Museum an sich, der Begriff des Museums ist immer monströs, erscheint zumal dem Laien so. Das Verschiedenartige der Werke, die da in einem Haus, in einem Saal, an einer Wand zu sehen sind, kann für den empfindlichen Besucher zur Qual, für den Rohen zu einer Bestätigung seiner geheimen Abneigung gegen das fremde Kunstgetriebe werden. Ganz läßt sich dieser Eindruck nie überwinden. Alle dekorativen Wiße geben einem seinem Platz entführten Altarbild nicht die ursprüngliche Stelle zurück, für die es bestimmt war, noch weniger dem Freskenfragment den Zusammenhang

mit der Architektur, und der Raum reicht nicht einmal aus, um dem Familienbild, dem liebevolle Enkel im Hause die Ehrenstelle gaben, die verlorene Wand zu ersetzen. Aber wenn das Museum hier den Werken unerseßliche Dinge raubt, kann es ihnen auf anderem Wege Stützen geben, die ihnen vorher fehlten, wenn es nicht der neutrale Aufbewahrungsort für entführte Dinge ist, wenn es in den Werken den künstlerischen Sinn entdeckt und nach ihm handelt. Das Museum ein Entdecker, ein handelnder Faktor! Das bedingt eines: die Persönlichkeit des Museums. Ob das möglich ist, weiß jeder, der einmal im Haag oder in Haarlem, in den Uffizien oder in Brüssel war. Der Hauptbesitz vieler europäischer Galerien stammt von fürstlichen Sammlern. Sie dachten nicht daran, ein Museum zu konstituieren, sondern kauften Bilder, die ihnen gefielen, ließen ihre Lieblingsmeister für ihre Paläste malen und bildhauern. Das Echo solcher fürstlichen Neigungen ist noch im Prado, in München und Petersburg, in Stockholm und selbst in den ungeheuren Sammlungen des Louvre zu spüren. Es gibt einen Ton, eine Grundmelodie, die den Charakter bestimmt. Hier Rubens, dort Rembrandt, nicht eins, sondern viele Werke eines Großen, und keine Kleinigkeiten, sondern Hauptwerke. Da fühlt sich der Besucher in einem Zentrum wie in einer Festung, von dem aus er das andere, das noch zu sehen ist, erobern kann.

Und es müßte seltsam zugehen, wenn er von solchen Mittelpunkten aus nicht anderes, das zu dem Mittelpunkt hinkläuft, das von ihm ausgeht, entdeckte. Der Fürst, der Rubens sammelte, sah wohl auch gern Tizian und Veronese und seine eigenen Zeitgenossen im achtzehnten Jahrhundert, die Franzosen, die von Watteau herkamen, um sich. Sofort ist eine Familie, einer der großen Entwicklungsströme der Kunst gefunden. In anderen Galerien war es nicht der Fürst allein, sondern auch die natürliche Beschränkung auf eine lokale Gemeinde. So entstanden die holländischen und kleineren italienischen Galerien, die jede ihr Gesicht haben so gut wie du und ich, die man nicht wie ein Museum besucht, sondern wie das Haus von Freunden, die gut zusammenpassen, wo man sicher ist, nicht mißverstanden zu werden.

Das kann ein Museum geben und ich glaube, es ist unendlich mehr als das, was das Bild, das von seinem ursprünglichen Platz entfernt wird, verliert, selbst wenn der frühere Platz gutes Licht und guten Raum hatte. Schließlich war vor der Kirche, vor dem Prunksaal der Künstler da, der hier eines seiner Bilder hergab. Er isolierte ein Stück, vielleicht ein sehr kostbares, vielleicht das beste, nie das einzige, schied es aus von den übrigen, die er in sich trug. Fromme Leute kamen dazu oder gute Bürger, denen die Geschichte, das Motiv des Gemäldes, vertraut war, oder treue Verwandte. Sie beteten zu dem Heiligtum, begeisterten sich an der Geschichte, verehrten den Ahnherrn. Das gab eine große und bedeutende, aber immerhin

in einem Sinn beschränkte Öffentlichkeit, die der Väter, der Patrioten, der Sippe. Unwillkürlich sahen andere, die nicht dazu gehörten, das Bild mit denselben Augen. Der Geistliche wies sie auf die Gottheit, der Erzähler auf die Heldengeschichte, der Enkel des Ahnherrn auf die Familienzüge; im Grunde Dinge, die, so respektabel sie sein mögen, nicht an das Mystische der Kunst heranreichen, das dauernder ist als alles Kirchliche, alles Geschichtliche, alle Erinnerung an einen Menschen. Indem man das Bild zu den anderen desselben Meisters stellt und in seine Familie, in seinen Kreis, an seine Stelle der Entwicklung menschlicher Gestaltung, raubt man ihm nichts, sondern gibt ihm zurück. Kein Interesse an einem historisch gewordenen Raum, keine Frömmigkeit kommt dem Schauer geheimnisvoller Einsicht gleich, wenn man im Prado den rätselhaften Greco aus wirren Zeichen zu dem unzweideutigen Deuter größter Gefühle werden sieht. Mag die Kreuzigung, die Auferstehung früher in der kleinen Kirche dem Vater mystische Verückung geschenkt haben. Vielleicht hätte auch ein kunstloses Zeichen dafür gereicht, und sicher war er, in seinem Rausch befangen, unfähig das Göttliche des Menschen, dieses irdischen Schöpfers überirdischer Dinge, zu fassen und die ungeheure Realität dieser Mystik zu sehen. Wer ihn aber vorher unfromm ansah oder auch nur mit nüchternem Auge, wem der Born einer für uns Nordländer ungewohnten religiösen Verückung verschlossen blieb, konnte der überhaupt die unerschütterliche Wahrheit des Verkünders begreifen? Kluge Menschen sind, solange es noch keine halbwegs geordneten Sammlungen Grecos gab, auf den Wahnsinn des Griechen gefallen. (Dumme glauben heute noch daran.) Der Irrtum wird vor einem einzelnen Bilde möglich. Ich möchte den sehen, der aus dem zweiten Teil des Faust, ohne sonst etwas von Goethe zu wissen, zu einem Begriff Goethes zu gelangen vermag, oder möchte einen Unvorbereiteten vor die zweite Anatomie Rembrandts oder Spätwerke Michelangelos stellen. Und so stark unser Erstaunen, unser Entsetzen, unsere Abneigung vor dem unbegriffenen Dinge war, so groß wird die Verehrung, sobald uns der Zusammenhang klar wird, den ein paar Stücke im Prado erschließen, sobald uns Tintoretto auf die Spur weist und die anderen Werke Grecos die Vokabeln der Sprache schenken.

Seitdem die Traditionen gebrochen sind und die Autorität des Meisters über den Schüler, die Strenge der Kunstgesetze aufgehört haben, wird das Museum ein notwendiger, ja, ein einziger Lehrer. Ihm verdanken wir die Einsicht in unzählige Zusammenhänge zwischen den Meistern. Was kümmerte sich ein Maler des Dirxhuitième oder ein Rubens darum! Was bedeutete das entwicklungsgeschichtliche Phänomen einem Florentiner! Sie brauchten nicht lange zu suchen, auf welchen Platz sie gehörten. Sie hatten ihn, sobald sie malen konnten. Malen hieß für sie immer nur die eine Art,

zu der sie auf dem natürlichsten Wege bei der unausbleiblichen Auseinanderetzung mit den Lehrern gerieten, und die sich in natürlichem Wachstum weiterentwickelte. Nie sah ein Land so krasse Unterschiede zwischen fundamentalen künstlerischen Auffassungen, wie sie heute das Dach eines Hauses beherbergt, wie sie in Zukunft die Entwicklung eines und desselben Künstlers zeigen wird. Malen lernen heißt heute etwas ähnliches wie schreiben und lesen lernen. Der Gedanke, der Inhalt, zu dem damals Tausende beitrugen, dessen Kern die Epoche produzierte, entsteht heute vergleichsweise nahezu in dem Kopf eines einzigen, muß so entstehen, um Zündkraft zu erhalten. Wir sind nicht umsonst zur Autokratie der Persönlichkeit gelangt. In dieser von allen Göttern verlassenen Zeit wird das Museum zu einem Rettungsanker, zu dem einzigen, wie schon heute die Geschichte der letzten hundert Jahre lehrt. Und der zum Teil nicht unberechtigte Ekel vor unseren Museen ist wohl der wesentlichste Grund für die maßlosen Verirrungen unserer Jüngsten.

Denn dieser Rettungsanker ist weit entfernt davon, realisiert zu sein. Der riesige undurchdringliche Kunstbetrieb, der Streit um nichtige Dinge, das unerträgliches Geschwäg der Allzuvielen erfüllt die Lüste. Mit Millionen wird immer neuer Ballast herangeschleppt, der die Tore zur Erkenntnis versperrt, und das, was unbedingt vor allem anderen in den Museen gelehrt werden müßte, die Entwicklung hoher Anschauungen, die Bedeutung der Werte, verschwindet immer noch unter den Kunststücken kleinlicher Liebhabereien oder verkehrter Wägungen. Die persönliche Atmosphäre, die das Museum allein öffentlich machen kann, heißt in vielen Fällen dreiste Willkür. Wir haben das bedenklichste Beispiel in Berlin. Daß unsere Galerien im allgemeinen besser geworden sind als sie vor fünfzig Jahren waren, ist bei der Bedeutung, die ihnen zukommt, ebenso selbstverständlich wie die Besserung von tausend anderen Dingen, der Post, der Eisenbahn, der Gasthöfe usw. in derselben Zeit. Zu dem phantastischen Aufwand an Menschen und Mitteln, zu der nicht weniger phantastischen Entwicklung der Kunstliteratur steht diese beginnende Besserung der Museen in keinem sonderlich günstigen Verhältnis. Sie hat mit der Post die Errichtung neuer stattlicher Gebäude gemein. Die Reorganisation des Innern steckt noch in den Windeln. Man hat die Künstlerdirektoren der guten alten Zeit durch Beamte ersetzt, die in vielen Fällen die Sammlungen besser geordnet haben; was bei dem Durcheinander, das früher herrschte, nicht viel heißen will. Die höhere Ordnung und vor allem die produktive Ergänzung kann nur Menschen gelingen, die in jedem Beamtenstand rare Vögel sind.

Es muß zugestanden werden, daß die Aufgabe, selbst wenn die Garantien für die Persönlichkeit gegeben sind, nicht leicht ist. Der richtige Galerie-direktor muß die Rolle des Fürsten spielen, der zu seinem Vergnügen

Kunstschätze erwirbt, muß frei sein. Dafür fehlt ihm alles, die Krone, das Geld und die Freiheit. Und das, was ihm am nötigsten ist, das Vergnügen, wird ihm, auch wenn er ein wahres Ideal ist, nach Kräften verleidet. Ist seine Anstalt staatlich, so steht ihm statt der Krone, die er selbst tragen möchte, ein Fürst im Wege, der nach unumstößlichen Gesetzen allen sachlichen Ideen über Kunst spinnefeind ist. Der Monarch ist von Leuten umgeben, die unter hundert Fällen neunundneunzigmal weit schlimmer sind, als er selbst. Entgeht der Direktor wirklich der Ungnade oder der Aufmerksamkeit des Fürsten, so fällt er unerbittlich der Koterie in die Hände, die allen Grund hat, aufzupassen. Tritt der Monarch zurück, so wird die Situation wesentlich schlimmer, dann gibt es nicht eine Koterie, sondern drei oder vier, die alle etwas anderes wollen. Die Umtriebe werden gröber, die Angriffe offener, aber keineswegs weniger gefährlich. Bei städtischen Museen wiederholt der Direktor zu Beginn seiner Laufbahn die Rolle des Deputierten im französischen Lustspiel. Er muß sich überlegen, wo er seine Stiefel machen läßt, um in dem Schuster einen Anhänger zu gewinnen. Er gleicht dem Theaterdirektor. Seine Chancen fallen, je besser die Stücke sind. Vielen, sehr vielen etwas bringen, ist sein Beruf. Ein gutes Bild anf drei schlechte wird ihm zu einem idealen Verhältnis. Darum hat er zu kämpfen mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher, mit Leuten, die schlimmer sind, weil sie zur Zunft gehören. Er hat im übrigen auf alle geistige Tätigkeit zu verzichten. Neun Zehntel seiner Kraft und seiner Zeit gehen damit drauf, seinen Kommissionären und Behörden aufzureden, was er in dem einen Zehntel durch einen glücklichen Kauf, den er auf seine Kappe riskiert, erreicht hat. Und er kann eher an dem einen Zehntel sparen, als an den neun andern. Dazu gehört eine Hingabe, die von keinem gewöhnlichen Sterblichen zu verlangen ist und die schließlich verehrungswürdig erscheint.

Man muß sich vorstellen, wie es in anderen Berufen wäre, wenn mit derselben Ökonomie der Kräfte gearbeitet würde. Ist nicht dieses kaum übertriebene Bild des Museumsdirektors ein Symbol für unsere ganze Kunstmisere?

Ich habe einen gekannt, der aus diesem Dilemma mit Humor hervorging. Er war einer der feinsten Kenner und ließ die Leute gewähren. Wenn wir mal ein besonders scheußliches Beispiel für irgendeinen Unstinn suchten, wies er auf seine letzte Erwerbung hin und sagte wirklich „meine“ letzte Erwerbung. Es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, sich dafür verantwortlich zu fühlen. Er besaß in seiner Wohnung eine Sammlung, in die kein zweifelhaftes Bild hineinkam und schrieb geistvolle Bücher, die bleibenden Wert haben. Einmal sagte er mir: „ich bin der Portier dieses Hotels und nicht für die Leute, die hier wohnen, verantwortlich. Es ist

schon genug, wenn ich ihre Namen kenne.“ Als er starb, schrien die Dummen Zetermordio über sein Banauferntum und die wüste Wirtschast in seinem Museum. Und ein paar andere, es waren schließlich eine ganze Menge, nahmen seine Bücher vor.

Ich habe einen anderen gekannt, der es anders gemacht hat. Er setzte sein ganzes Vermögen, sein ganzes Wissen und seine ganze Tatkrast daran, ein gutes Museum zu schaffen. Das war nicht wenig, er hatte viel daran-zusehen, er war ein seltener Mensch. Es gelang ihm wirklich, ein gutes Museum zu machen, sogar deren zwei. Vor einem Jahr ist er gestorben; klanglos, sehr klanglos. Heute trägt kein Hahn ihm nach.

Dem Museumsdirektor sichtigt die Nachwelt keine Kränze. Das ist im allgemeinen auch ganz in der Ordnung. Wir brauchen unsere Vorbereren für wichtigere Leute. Wenn Deutschland um jeden absterbenden Beamten trauern sollte, käme es nicht aus der Leichenrede heraus. Aber wir hätten allen Grund, die schöpferischen Leute in ein goldenes Buch zu schreiben, Leute, die eine bestimmte, unsere Kultur ergänzende Auffassung geschaffen oder ihr zum Siege verholfen haben, auch wenn sie nur Museumsdirektoren wären.

Hugo von Tschudi, dem diese Zeilen gewidmet sind, war kein Beamter. Ich will damit nicht sagen, daß er nicht den Stundenplan seiner Stellung, die formellen Pflichten des Beamten ordentlich erfüllte. Aber er ging nicht darin auf, er war nicht der Mann der Skripturen. Er kümmerte sich um die Kunst, für die er bestellt war, auch um die, für die er nicht bestellt war. Wer in den oberen Schichten des Kultusministeriums hätte gedacht, was der Assistent Bodes aus der Nationalgalerie Jordans machen würde! In der Tat war es nicht voraus-zusehen. Ich erinnere mich noch flüchtig des Assistenten Tschudi in jener Sturm- und Drangperiode meiner Generation anfangs der neunziger Jahre. Er war uns damals einer von den vielen tüchtigen Leuten, von denen man alles mögliche für die Entdeckung der Charakteristik eines alten vergessenen Niederländers erwarten konnte, nichts für die Ideen, die in unsern jugendlichen Köpfen spukten. Im übrigen verschwand er geflissentlich hinter Bode. Daher kam, als wir den „Pan“ gründeten, niemand auf die Idee, ihn um seine Teilnahme zu bitten. Es war von allen unseren Dummheiten vielleicht die größte. Kurz darauf sah ich ihn in einer Premiere von Hauptmann oder Strindberg im Residenz-theater. Was Teufel, macht der Mann hier? ging mir durch den Kopf. Keiner unserer Kunststrate ließ sich bei solchen Anlässen sehen. Es fiel mir ein, ihn zu beobachten. Er sah gut aus. Man hätte ihm etwa fünfund-zwanzig, allenfalls dreißig Jahre gegeben. Er hatte eine kühle und dabei ganz natürliche Zurückhaltung in allen Gebärden und sehr viel Klasse. Eher hätte er ein Attaché bei der österreichischen Gesandtschaft sein können.

Es ging an dem Abend, wie gewöhnlich bei solchen Premieren, hoch her. Das Publikum spielte ebenso mit wie die Spieler. Mein Mann blieb immer ganz gelassen. Ich gestehe, daß er mir imponierte, und es ärgerte mich sogar ein wenig, weil eigentlich nicht der geringste Anlaß gegeben war.

Ich glaube, dieser Eindruck ist typisch. Es blieb mir jedenfalls etwas zeitlebens davon, auch als Eschubi mancherlei greifbaren Anlaß zu günstigen Urteilen über sich gegeben hatte. Es war ein Eindruck, den man nur mit Mühe analysieren könnte. Die Krankheit des Mannes und sein Tod schützt vielleicht vor Mißverständnissen. Ich kann diese primäre Wirkung, die von ihm ausging, schlechterdings nur im Ästhetischen suchen. Eschubi war für mich einer der schönsten Männer, und ich habe nie die wohl begreiflichen Argumente, die man dagegen vorbrachte, begriffen. Ich fand ihn ebenso schön auch in den schlimmsten Perioden seiner Krankheit, da man von seinem Gesicht kaum noch ein Stückchen normaler Haut sah. Es wird gemunkelt, dieser Eindruck sei von dem weiblichen Geschlecht auch noch in späten Jahren geteilt worden. Jedenfalls hatte er in der Jugend bei Frauen reißenden Erfolg. In dem Kreis der Marées und Böcklin, um das Jahr 1880, nannte man ihn den Adonis, und mit Marées kam er damals wegen einer Frauengeschichte, an der er übrigens unschuldig war, auseinander. Doch das ist ein anderes Kapitel. Ich fand Eschubi schön, wie man als Mann wohl immer den Mann schön findet, dessen Äußeres spontan die instinktive Überzeugung gibt: dem ist nichts Häßliches zuzutrauen. Man muß sich hüten, solche sehr seltenen Fälle zu psychologisch zu behandeln oder gar zu erweitern. Die, die sich erweitern lassen, sind nicht selten. Schon der Zusatz „du kannst ihm vertrauen“, ist eine plumpe Verallgemeinerung, gar erst der utilitaristische Zusatz „du kannst dich ihm anvertrauen“. Das Seltene in meinem Fall war das sichere, ich möchte fast sagen, physische Vertrauen ohne jeden sentimentaligen Beigeschmack, ja, ohne jedes Bedürfnis nach einer intensiveren Beziehung. Es ergab sich nicht aus einer bewährten Freundschaft, aus gemeinsamen Liebhabereien und dergleichen, sondern aus einer instinktiven Empfindung für die unberührte Art des Menschen. Diese Empfindung erhielt sofort die Richtung, sobald er den Mund aufthat. Gleich entstand der Eindruck einer alles andere überwiegenden Sachlichkeit; einer Sachlichkeit, die Frauen nicht ausstehen können, die Männern wohl-tut, nie hart und schroff, von einem mehr gewärmten als warmen Ton vornehmmer Urbanität umhüllt, einer Freundlichkeit, die weniger aus dem Herzen als von guter Kinderstube herkam. Er war ein kühler Mensch und daher eigentlich wenig für Berlin geeignet, dessen kühler Ton sofort an den Geschäftsmann erinnert und gern in platteste Gefühlsmacherei umschlägt. Bei ihm war es Maß, das rechte Nicht-zu-viel, Nicht-zu-wenig, eine vollendete Form und so natürlich, daß sie ihm angeboren schien. Das hat viele Men-

schen weniger gewählter Milieus abgestoßen, unter anderen den Kaiser. Man nahm es für Hochmut. Davon hatte er gar nichts. Er war vollkommener Aristokrat und daher von vollkommener Bescheidenheit, bescheiden in seinen Lebensansprüchen, die sehr groß waren und alles, was schön und gut und komfortabel war, einschlossen, bescheiden in seinem Auftreten, das immer große Allüren hatte, bescheiden in seinen Meinungen. Und diese letzte Bescheidenheit war seine beste, der Schlüssel zu seinen erstaunlichen Fortschritten, der Grund, warum der Assistent am alten Museum so schnell zu einem idealen modernen Gemäldegaleriedirektor wurde. Er war immer bereit, sich eines Besseren belehren zu lassen, auch wenn der andere ein winziger Händler aus der Rue Vassette war. Er war ein idealer Gemäldegaleriedirektor, weil er gar nicht der Herr Direktor war. Ich glaube, darin lag sein Stolz und sein Hochmut. Direktor war ihm zu wenig.

Für Leute, die Sachlichkeit lieben, war Tschudi der beste Gefährte. Er sprach nie über sich und hätte ungerührt zugehört, wenn einer ihm das Herz ausgeschüttet hätte, mit einem gefälligen Lächeln, das in den Mundwinkeln eine kaum wahrnehmbare Dosis Spott erhielt. Ein einziges Mal in den letzten Jahren brachte uns ein medizinisches Thema auf seine heillose Krankheit. Und dabei log er mich so endgültig an, daß ich heute noch nicht weiß, was ich mehr bewundern soll, den Geschmack oder die Stärke des Lügners. Man traf sich mit ihm auf neutralen Gebieten, die im Handumdrehen zu gemeinsamen wurden. Nicht nur im Künstlerischen. Man konnte mit ihm über die gleichgültigsten Dinge so reden, daß das Verständnis plötzlich ganz ungeahnte Bahnen streifte, so halb aus Zufall, ohne viel Worte, zwischen zwei Stößen auf dem Billard. Seine Stärke waren die Serien. Schwierige Stöße mißlangen ihm oft. Er wählte ausschließlich Kombinationen, die ihm Stellung für mehrere Bälle verhießen, auch wenn der andere Ball spielend leicht war. Er war mir durch seine Ruhe fast immer überlegen. Ich weiß nicht, ob wir je des längeren über Kunst gesprochen haben. Doch, über Velasquez und Böcklin. Wir wurden nicht einig. Man konnte mit ihm über vieles uneins sein, ohne eine Schwächung jener primären Sympathie zu spüren. Der Grund lag in der Vorstellung, daß er noch vieles andere war außer Kunstmensch und Historiker. Man stand nie vor der dumpfen Mauer einer markierten Subjektivität, verlor nie die Hoffnung, sich später zu einigen. Übrigens entwickelte er sich rapide und tat frühere Irrtümer ab wie alte Röcke. Böcklin saß dem Schweizer wie ein ehrbares Familienstück im Gehäuse. Er sah alles, was man ihm vorwerfen konnte, sah es in späteren Jahren immer mehr, und es war vielleicht zum Teil eine geheime Abneigung gegen den billigen, revolutionären Schein des blöden Schlagwortes, was ihn abhielt, äußerliche Konsequenzen zu ziehen. Jedenfalls folgte sein Widerstand keinen unedlen Gefühlen, am wenigsten

dem Laster, das so vielen Aussprachen über künstlerische Dinge Würze und Frucht nimmt, der Eitelkeit. Ich habe ihn nie auf einer Eitelkeit erwischt, es sei denn sein Stolz auf seine richtige Art, Importen zu konservieren. Und diese Tugend war die notwendige Ergänzung seiner Schönheit. Sie gehörte mit zu dem ersten Eindruck seiner Eleganz, jener Eleganz, die keine Kleidung bestimmt, die der Körper auch in Lumpen äußert, die seinem Gesicht blieb, auch als es nur noch aus zerrissenen Fetzen bestand.

Im Grunde beruhte darauf das Wesentliche seiner Wirkung. Es überzeugte die reichen Leute, die er um Geld für seine Franzosen anging, seine Vorgesetzten und auch die oberste Instanz besser als seine Worte, die nie mehr sagten, als die Sachlichkeit des Falles verlangte. Ich sah einmal zufällig von dem obersten Stock der Nationalgalerie einem Gespräch Tschudis mit dem Kaiser zu, sah zu, denn ich konnte nicht hören, was sie sagten. Der eine war in der prachtvollen Kürassieruniform, bligte, rasselte und klirrte vor den Schinken des braven Cornelius herum, donnerte und warf die Glieder, daß man Angst haben konnte. Der andere stand in schwarzem Rock daneben und zuckte, während er sprach, mit keiner Wimper. Das dauerte eine ganze Weile und hätte eine drollige Marionettenszene gegeben. Die Haltung des schmalen schwarzen Rockes blieb immer die gleiche, während die Bewegungen des goldenen Ritters merkbar nachließen und schließlich aufhörten. Zuletzt stolzierte er ganz gemächlich aus dem Saal heraus. Ich bin überzeugt, der Ritter in der goldenen Rüstung hörte gar nicht zu. Und was hätte auch das Zuhören genutzt? So eine Rüstung und so ein schwarzer Rock sprechen nicht dieselbe Sprache, können sich auch beim besten Willen nicht verstehen. Das Optische war das einzige Medium der Szene. Was der Goldene von dem Schwarzen verstand, war die Gebärde, diese ungemein höfliche Geste eines verantwortlichen Premierministers mit einer ganz unmerklichen Spur von Spott in den Mundwinkeln. So wie ich die Sache von oben beurteilte, war der Schwarze nur im allerersten Augenblick in Gefahr. Da hätte ihn leicht der andere mit einer kurzen Bewegung des Säbels hinhinmachen können. Verpaßte der Goldene den Moment, war ihm der Schwarze über.

Für andere sprach Tschudi sehr verständlich, schrieb auch so bei den nicht häufigen Gelegenheiten, wo er die Abneigung überwand und die Feder in die Hand nahm. Seine Wirkungsmöglichkeiten lagen nicht im Literarischen, aber es gehörte zu seinem Anstand, sich unzweideutig und in tabelloser Form schriftlich wie mündlich äußern zu können. Vor kurzem hat dankenswerter Weise einer seiner Schüler, Herr Schwedeler-Mayer, die wenigen Schriften Tschudis über moderne Kunst gesammelt und bei Bruckmann herausgegeben. Darunter findet sich eine Rede, die 1899 in einer öffentlichen Sitzung der Kgl. Akademie gehalten wurde, „Zur Feier des Aller-

höchsten Geburtstags Seiner Majestät des Kaisers und Königs". Sie handelt von „Kunst und Publikum“ und widerlegt mit Gelassenheit alle Kunstanschauungen des herrschenden Regime, die plumpen Forderungen des Nationalismus usw. und wird in knappster Form zu einer sehr klaren Propaganda für die moderne Entwicklung des künstlerischen Ausdrucks; eine sehr kluge und sehr vornehme Rede. Das Kuriose daran war, daß man immer an Stelle des Wortes „Publikum“ den Namen des Gefeierten setzen konnte, zu dessen Ehre die Rede gehalten wurde und daß, obwohl alle Anschauungen dieses Publikums unerbittlich gerichtet wurden, jede Nuance einer pietätlosen Herabsetzung der Majestät vermieden blieb.

Schudi war durchaus kein Revolutionär, war es so wenig wie sein Lieblingsmeister Edouard Manet und wäre eher wie dieser ein Erhalter zu nennen. Die geräuschvolle Parteinahme der Öffentlichkeit, auch als sie sich zu seinen Gunsten wandte, war ihm ein Greuel. Als der bekannte Trödel losging, als man einen im Einverständnis mit seiner Behörde und mit Erlaubnis des Kaisers vollzogenen Kauf einiger Hauptwerke französischer Meister (Corot, Delacroix, Rousseau, Troyon) zum Anlaß nehmen wollte, um den Unbequemen zu entfernen, ging er allem Spektakel aus dem Wege und benutzte den unerbetenen Urlaub zu einer Reise nach China und Japan. Er hatte damals die Mittel in der Hand und Helfer zur Seite, um mit den Leuten, die ihm immer im Wege gewesen waren, gründlich aufzuräumen und dem hohen Herrn eine nicht gewöhnliche Mahnung zu geben. Es waren ästhetische Gründe, was ihn zurückhielt, die Unschönheit von Gesten, zu denen ihn vielleicht der Kampf gezwungen hätte, die Abneigung, Diskussionen zu führen, deren Art unter gesitteten Menschen nicht nötig sein dürfte. Er war zu nobel, um mit den Mitteln zu antworten, die man gegen ihn ins Spiel führte. Und glaubte nie so recht an die wirkliche Gefahr. Darin war er von unwahrscheinlicher Einfalt. Es haben ein paarmal Freunde, die weiter sahen, versucht, ihm die Augen über Leute zu öffnen, die sein Vertrauen mißbrauchten und zur Erschütterung seiner Stellung beitrugen. Er hielt die Warner für Phantasten. Der kühle Wäger war ein schlechter Menschenkenner oder wollte es sein. Zu den Illusionen, deren ein Mensch wie er bei seiner undankbaren Aufgabe bedarf, gehört die Annahme, Leute, die sich mit Kunst beschäftigen, könnten in ihrem Wesen nicht un schön sein. Er nahm die Angriffe der Dunkelmänner für leicht zu korrigierende Mißverständnisse und Irrtümer. Als ihm einmal gesagt wurde, man ginge so weit, ihn der Bestechlichkeit zu beschuldigen, lachte er und nötigte den Besucher in das Nebenzimmer, um ihm einen soeben eingetroffenen Feuerbach zu zeigen. Und es war nicht möglich, ihm noch ein Wort über die ekelhafte Machination zu sagen, die damals nahe daran war, zu einer öffentlichen Anklage zu werden.

Das brachte er mit, diese rein menschliche, rein ästhetische Qualität. Alles andere, die Tüchtigkeit des Fachmannes, die Feinsinnigkeit des Kenners, die Klugheit des Organisators, kommt erst in zweiter Linie. Alle diese nicht geringen Fähigkeiten geben nicht die besten Blätter seines Vorbeers. Ein vernünftiger Mensch mit offenen Augen mußte seine Aufgabe da sehen, wo er sie gesehen hat. Dazu gehörte keine irgendwie hervorragende Qualität. Es kommt mir immer wie eine Herabsetzung vor, wenn ich Tschudis Erkenntnis, seine Anschauung über dieses oder jenes, sein Programm loben höre. Leute, die nicht zu dieser Erkenntnis kommen, gehören nicht auf solche Posten. Man darf die Impotenz des Durchschnittes nicht als Diebstahl für ihn benutzen.

Die Art, wie er sein Programm realisierte, konnte schon eher zu einem Ruhmestitel werden; wie er die tausend Kompromisse vermied, wie er nicht das Gute, das dem Programm genügt hätte, sondern das Beste nahm, nie das Bequeme, immer das Schwerste wählte, wie der Nüchterne auch das kühnste Wagnis, das seine Anstalt fördern konnte, entschlossen angriff und durchzuführen versuchte.

Die Jahrhundertausstellung war so ein Wagnis. Ich hatte die Absicht, eine Geschichte der neueren deutschen Kunst zu schreiben, und sprach mit ihm davon. Die Schwierigkeit der Aufgabe lag in der Unzugänglichkeit eines großen Teils des Materials. Man mußte von allerlei verschwundenen Dingen im Norden durch Lichtwark und Grönvold. Hier und da tauchten in München Bilder von Meistern auf, die man nur als öde Manieristen kannte, die irgendwann auch eine bessere Zeit gehabt haben mußten; andere, von denen überhaupt wenig bekannt war und die anscheinend besser waren als hundert bekannte. So war ich auf die Idee einer Ausstellung gekommen, um einmal eine Übersicht zu erhalten. Das Ideal wäre natürlich, eine Ausstellung offizieller Art zu machen, weil vermutlich viele Bilder nur unter solchen Umständen zu erlangen waren. Aber wie konnte man dabei die Hände freibehalten? Man war unter Umständen genötigt, viele feststehende Urteile umzuwerfen. Bei der wenig zuverlässigen Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts mußte man nahezu tabula rasa machen und von vorne anfangen. Wir saßen bei Josty im Garten. „Das muß die Nationalgalerie machen mit privaten Mitteln,“ sagte Tschudi. Mir wurde bei dem Gedanken etwas unheuerlich. Ich sagte ihm alles, was dagegen sprach, ein Rattenschwanz von Unannehmlichkeiten, wohlverstanden, wenn man es richtig machen wollte, so daß wirklich die Ausstellung zu einer Kritik wurde. Es nützte gar nichts, wenn man neben dem Guten auch das bewährte Miserable zeigte. „Man müßte es so machen, wie eigentlich die Nationalgalerie aussehen müßte,“ meinte er. „Sehr richtig.“ „Warten Sie einen Augenblick hier, ich will mit einem Bekannten wegen des Geldes

reden.“ Er winkte einem Wagen. Nach einer Viertelstunde war er wieder da und hatte die Garantie für die ganze notwendige Summe in der Tasche. Am selben Abend war unser Plan fertig. Acht Tage darauf wurde mit der Arbeit angefangen. Wie sie durchgeführt wurde, wie Schudi die internen und externen Schwierigkeiten schrittweise überwand und schließlich das ganze Projekt so realisierte, wie es meinen kühnsten Träumen nie erschienen war — darüber ließe sich ein Buch schreiben. Schließlich wurde noch die halbe Galerie umgebaut. Es wurde wirklich eine sehr schöne, fast eine Ideal-Galerie. Viele zweifelhafte Heiligtümer verschwanden, versanken spurlos in die Tiefe, man wußte selbst nicht wie. Manche wehrten sich mit Höllenspektakel, andere machten hinten herum heillosen Aufruhr. Es half alles nichts. Nur die paar Wochen mußten sie sich gefallen lassen. Was nachher kommen würde, stand auf einem andern Blatte. Es war eine schöne Arbeit. Man sah schattenhafte Umrisse, von denen man nur vereinzelte Züge, die für Zufall galten, kannte, zu Menschen und zu Meistern werden, die nur das Agitieren der Vorlauten im Schatten gehalten hatte, entdeckte bescheidene Leute zu Haufen, die im kleinen Besonderen geschaffen hatten, Vorläufer, denen in winzigen Dachstuben eine neue Sonne erschienen war, selbständige Gestalter, die nur ein früher Tod oder die Misere oder die feindliche Umgebung gehemmt hatte. Man entdeckte Spuren alter Kultur in bäuerischen Malern und fand in anderen, die bis dahin als die am tiefsten Stehenden galten, sichere Zeichen hoher Gesittung. Es war keine Museumsarbeit. Sie war in mancher Hinsicht allen Museumstroutinen entgegengesetzt, aber schöpferisches Tun, zu dem viel Courage und auch viel Enthaltbarkeit und Vorsicht gehörten, ein Urteil, das über der lokalen Bedeutung eines Fundes nicht alles übrige übersah und der Überschätzung verblichener Zeichen zu widerstehen vermochte. Auch Liebe gehörte dazu.

Und so kam es, daß dieser Schweizer, dem man unsachliche Beziehungen zum Ausland vorwarf, den man verkehrte, weil er in der Zeit, da es noch möglich war, Hauptwerke der europäischen Meister der Gegenwart erworben, mit dem Gelde seiner Freunde erworben hatte, so kam es, daß Schudi die Deutschen lehrte, wo deutsche Kunst zu finden war. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man ihn den entscheidendsten Förderer deutscher Kunst nennt. Höher als die Entdeckungen abgelegener Dinge, die ihm zuzuschreiben sind, steht seine Entdeckung der wesentlichen Werte in unsern bekannten Meistern, die aus seiner Wahl und Unordnung der Werke bei jeder Gelegenheit hervorging. Er half einem neuen Menzel ans Licht, dem Jungen, den der Alte selbst verleugnete und der hundertmal bedeutender und wertvoller ist. Ähnlich machte er es mit Veibl, Trübner, Lenbach und zahllosen anderen. Er war der erste der offiziellen Leiter unserer Kunst, der Marées in würdiger Weise auszustellen wagte. An Böcklin und Feuerbach legte er Seiten bloß,

die das Bild dieser Meister nicht wenig vervollständigen. Er tat für die Großen, was er für die Kleinen tat, gab jedem den rechten Platz in seinem Haushalt.

So war er auf dem Wege, die Nationalgalerie aus einem kunterbunten Gestapel von Nichtigkeiten zu einem wohnlichen Haus der Kunst zu machen, an dem das Museumshafte der Institution nichts verdarb. Ein einheitlich erdachtes Haus, in dem ein Wille regierte, der seine Gültigkeit durch seine Taten erwies. Nicht der Wille eines glänzenden Fürsten — dazu reicht die Atmosphäre nicht aus — sondern der eines schlichten Bürgers, eines Deutschen, der unsere besten Eigenschaften, Gefühl, Sachlichkeit, Bescheidenheit in rechter Mischung besaß. So einer Galerie, wie sie ihm vorschwebte, wäre die Öffentlichkeit, die höhere Öffentlichkeit, von der ich vorhin sprach, nicht versagt geblieben. Dafür hätte der Zweck des Instituts, die vollkommene Erfüllung dessen, was sein Titel „Nationalgalerie“ verspricht, sicher gesorgt. Die Jordansche Galerie brauchte nicht zu sein, sie war ein Vergnügungsort für leicht befriedigte Leute. Ein Haus, wie Tschudi es wollte, war notwendig, war, wenn einmal geschaffen, nicht mehr wegzudenken aus dem geistigen Leben des Volkes, mußte, wenn einmal als gültiges Zentrum erkannt, unentbehrlich werden. Tschudi konnte unsere Kunst nicht besser machen als sie ist, und seine Idee, eine Auswahl der besten Ausländer daneben zu hängen, war gut, um uns die Züge zu zeigen, in denen uns andere überlegen sind, und den Künstler zu mahnen, bei seiner Heimat nicht die größere Heimat der Kunst, das von keinen Grenzen beengte Reich des Schönen, zu vergessen. Wäre eine solche Darstellung der Eigentümlichkeiten unserer Art, wie sie sich in unserer Kunst gezeigt hat und zeigt, nicht geeignet, zu leiten, anzufeuern, zu warnen, zu befruchten? Helfen solche Mittel nichts, so gibt es keine Hilfen.

Größer wurde der Stil in München. Alle Geschichten haben ihr Gutes, auch die Schikanen, die Tschudi von Berlin vertrieben und ihn 1907 unversehens zum obersten Leiter der bayerischen Sammlungen machten. München nahm den Fremdling, dessen Art wenig zu der Gemütlichkeit des Bierkellers paßte, freundlich auf. Es hatte Sinn für den Unterschied zwischen der Reserviertheit des Mannes und der Kaltschnauzigkeit des waschechten Berliners. Koterien, Umtriebe gab es in Menge. Ein Wunder, wenn sie bei seiner sofort einsetzenden, sehr weitgreifenden Reorganisation, deren Einzelheiten viel Leute, die weder ihn noch seinen Plan kannten, bestürzt machen mußten, gefehlt hätten. Aber die Gegner waren sichtbar, versteckten sich nicht im eigenen Ressort, waren der Klugheit des Diplomaten, dessen größte Tugend die Offenheit war, nicht gewachsen. Und dann, ich kann mir nicht helfen, es gibt weniger generöse Spender in München, aber wohl doch mehr Generosität in der Luft der alten Kunststadt. Auch mag es Tschudi von Vorteil

gewesen sein, daß die goldenen Rüstungen mehr in der Oper und zum Fasching benutzt werden.

Ohne die sehr kurze Tätigkeit Eschubis an der Pinakothek würde Fernstehenden ein Teil seines Bildnisses fehlen. Kaum seinen Freunden. Die wußten, daß er sich mit der Nationalgalerie nicht verausgabte hatte, daß das Berliner Amt nicht dem Umfang seines Könnens und Wollens entsprach. Er bekam in München alte und neue Kunst unter seine Hände. Mit der neuen fuhr er in breiteren Geleisen auf den in Berlin beschrittenen Wegen fort, froh, jetzt nur noch um das Kaufgeld für die Bilder sorgen zu müssen und der Beschwichigung der Besenkten enthoben zu sein. Zu Duzenden kamen Hauptwerke der Deutschen und Franzosen in den Besitz des ahnungslosen Staates oder vielmehr in jenen dunstverhüllten zukünftigen Besitz, der allen außer den Hauptbeteiligten ein metaphysisches Rätsel war. Er kaufte nun wirklich wie ein Fürst, nicht mehr für die Tausende wie in Berlin, wo er als einziger großer Käufer die fabelhafte Konjunktur benutzt hatte, sondern für fünf- und sechsstelligen Ziffern, richtig erkennend, daß es ohne solche Opfer überhaupt keine Gelegenheit mehr gab. Und manchmal zahlte er die Riesensummen für Bilder, die ihm in Berlin zu kleinen Preisen verweigert worden waren. Das heißt, er zahlte nicht, sondern machte Schulden wie Gott in Frankreich. Als Kreditbrief stellte er den Verkäufern in Berlin und Paris nichts als sein ruhiges Lächeln aus. Gar manche Schuld hat erst nach seinem Tode der Eifer seiner Jünger eingelöst.

Die alte Pinakothek Eschubis, der seine größte und dringendste Arbeit galt, deren Gestalt er wenigstens noch in den Grundzügen fixieren konnte, wurde gewissermaßen zu einer Probe auf das Berliner Exempel. Er übersetzte die Anschauung, die in Berlin zu Courbet, Manet, Cézanne und Renoir geführt hatte, auf eine jahrhundertlang zurückliegende Epoche, und siehe da, es kamen Tizian, Rubens, Tintoretto, Greco, Goya und große Primitive heraus. So erhielt die alte Galerie ein junges, siegreiches Gesicht, mit neuen Werken, die er kaufte, unter denen die beiden Grecos — die größte Unterlassungssünde des neunzehnten Jahrhunderts, die entscheidendsten waren; mit alten, denen er den Moder nahm und würdige Plätze gab.

An sich war diese schnell vollzogene Wandlung der Pinakothek wiederum keine Tat, an der ich die Bedeutung Eschubis messen möchte. Jeder Vernünftige mußte sehen, was hier zu tun war, und Leute ohne die Bildung Eschubis haben die Meister, die er erwarb, schon vor ihm gekauft. Das Schöpferische liegt eher in der exklusiven Wahl, daß er auch hier wie bei der modernen Kunst das Bedeutendste, der Entwicklung Nötigste und noch ungenügend Erkante entschlossen hervorhob. Als ein Besonderes konnte das repräsentative Erzieherische seines Programms in seinem Beruf gelten. Er wirkte dadurch binnen zwei Jahren und mit verhältnismäßig bescheidenen

Mitteln fruchtbarer als ein Bode mit seinem ganzen Dasein und mit unbeschränkten Mitteln. Fruchtbar war das Organische seiner in Vergangenen und Zeitgenössischem gleich sattelsicherer Anschauung, der Hinweis, daß man in jeder Kunst, in jeder Epoche das Richtige finden müsse, sobald man sich an das „Moderne“, d. h. das Lebendige hielt. In seiner letzten Schrift, der Vorrede für den Katalog der Nemes-Sammlung, hat er in der denkbar objektivsten Form das Natürliche und Nützliche einer Anschauung angedeutet, die von der zeitgenössischen Kunst ausgehend die alte betrachtet. Bode, den auch nach dem Tode Eschubis der Ruhm des Konkurrenten nicht schlafen läßt, hat vor kurzem in der denkbar subjektivsten Weise und mit erstaunlicher Komik diese Ansicht angegriffen. Er fragt entsetzt, was unter diesen Umständen aus der Ausbildung der Museumsbeamten werden würde, wie solche Leute fähig wären, richtig zu katalogisieren, zu etikettieren und zu tapezieren. Herr Schwedeler-Mayer, der Herausgeber der Schriften Eschubis, wagt freimütig, die Erzellenz auf den kleinen Mißgriff hinzuweisen, im Grunde, scheint mir, nicht ganz mit Recht. Bodes Ansichten über die Ausbildung sind, wie die Verwendung der Assistenten in der Lionardo-Affäre zeigte, ein wenig persönlich aber praktisch. Er erreicht das Material, das er braucht: Beamte. Mehr hat er nicht behauptet. Und die Beamten erreichen auch, was sie brauchen, wie die Folge derselben Affäre zeigte: Die Anstellung. Das ist alles in Ordnung. Man muß höchstens Eschubi gegen die Vermutung in Schutz nehmen, er habe an solche Früchte des Museums gedacht.

Es wird schließlich nicht so genau darauf ankommen, von welcher Epoche man ausgeht. Sicher wird das Zeitgenössische in allen Künsten wie in der Literatur stets der natürlichste Anfang sein. Was in dem jungen naiven Menschen zuerst zündet, ist nie die Kunst als solche; die ist ihm ein viel zu künstlicher, fernliegender Begriff; sondern eine Manifestation des Gefühls, das die Einzigkeit der beginnenden Persönlichkeit vergrößert, die Isoliertheit des Individuums aufhebt oder mildert, es irgendwie an der noch fremden Welt teilnehmen läßt und mit den Nebenmenschen verbindet. Das kann ein Zeitungsfeuilleton, ein patriotisches Bild oder eine Karikatur, kann der Takt eines Walzers bringen; Dinge, die unter Umständen an der äußersten Peripherie des Künstlerischen liegen und nachher wie die Windeln des Kindes verschwinden. Es kann einer mit Kandinsky und den Kubisten anfangen und nie darüber hinauskommen. Ein anderer, der anders angelegt ist, bleibt in Manet und Renoir stecken, ohne zu der alten Kunst in irgendeine Beziehung zu gelangen. Man kann sein Leben lang mit Böcklin und Thoma genug haben. Wesentlicher als die Anfangsstation ist die Reiselust, und wesentlicher als das Reisen die Art, wie man reist, was man von den Dingen hat, wie man sich entwickelt. Wie für die Güte eines Museums, ent-

scheidet auch für die Bedeutung eines Menschen nicht die Masse des Gebotenen, sondern die Qualität. Doch soll man reisen, so viel, so gut man kann. So tief die Eindrücke sind, die ein einziger Meister schenkt, so mächtig die Glut von Empfindung sein mag, die ein Rembrandt, ein Michelangelo, ein Rubens entfacht, jeder ein gigantisches Gewölbe des Geistes, das nie der Sucher, und setzte er sein ganzes Leben an das eine allein, vollkommen zu ermessen vermag — die Welt ist immer noch größer. Und wer in ihr Bescheid weiß, der findet sich wiederum leichter in dem einzelnen zurecht. Wer dabei zu dem Flüchtigen wird — und davor bleibt unter Tausenden kaum einer bewahrt — wird auch nicht in den viel verschlungenen Wegen einer Künstlerseele das Weltbild zu finden vermögen. Den Festlebenden bedroht das Spezialistentum, die schlimmste Frucht des Museums. Er glaubt durch niedrigen Fleiß das mangelnde Bedürfnis zu ersetzen und genug zu tun, wenn er ohne Grund gründlich ist. Die Begeisterung an Großem, die einen Suchenden, da wo es nottut, zur Emsigkeit im Allerkleinsten treibt, kann herrlich sein, und kein Geringstes, das von ihr berührt bleibt, wird unschön und überflüssig erscheinen. Die vielgerühmte Gründlichkeit der meisten Fachleute ist im Ursprung kleinlich und unnütz, das Surrogat des Krämers, der mit vermeintlichen Geheimnissen aus dem Reich des Schönen haustieren geht. Gar viele Forscher sezieren die Kunst wie Studenten der Anatomie eine Leiche und vergessen, daß sie dazu da sein müßten, das Leben nachzuweisen und zu erhalten. Der Schaden, den sie dem Kult des Göttlichen zufügen, wiegt tausendmal schwerer als der Nutzen, den sie im besten Fall in Nebensachen bringen. Man zerstört mit peinlicher Exaktheit gerade das, was uns als kostbarste Frucht der Kunst erscheint: die Einheit des Weltbildes.

Kunstforscher sollen Gestalter sein wie alle Forscher. Und nur denen dürfte der Staat die hohe Aufgabe anvertrauen, Museen zu gestalten. Daneben muß es Beamte geben, hohe und niedere, soviel man will, zum Aufpassen und Reinemachen, zum Etikettieren, Tapezieren und Katalogisieren. Sie müßten säuberlich geschieden sein. Am besten wäre, sie trügen Uniformen wie unsere Soldaten. Würde dies zum Gesetz, würde den Unberufenen verboten, die losen Finger an der Kunst zu üben, so hätten wir bald Mangel an Historikern, aber der Ring, der unsere öffentlichen Galerien um die wahre Öffentlichkeit bringt, verschwände. Forschen ist bauen. Wer baut aus den zerfetzten Zeilen den Tempel wieder auf?

Unabänderliches soll man nicht bereden, und es ist leichter, phantastische Wünsche zu äußern als präzise Vorschläge zu machen, die unerfüllbar sind. Das ist richtig, aber mit präzisen Vorschlägen, mit staatlichen Dekreten usw. wird in unserem Fall, auch wenn sie noch so klug wären, nichts erreicht. Die Mängel rühren nur zum Teil von einer falschen staatlichen Disziplinierung des Standes her und wären nur zum Teil mit einer Änderung dieser Dis-

ziplin zu bessern. Dabei käme noch viel heraus. Der Staat könnte die Situation nur noch mehr komplizieren. Je weniger er sich einmengt, um so besser. Ist deshalb das Verlangen nach einer Besserung eines unserer wichtigsten Erziehungsmittel wirklich unerfüllbar? Man vergeße bei den tausend Hindernissen nicht, was ein einziger Mensch binnen wenigen Jahren und unter den denkbar kompliziertesten Verhältnissen aus zwei unserer größten Galerien gemacht. Man soll die Schwierigkeiten, so groß sie sind, nicht überschätzen und sie nicht an der verkehrten Stelle suchen. Genie ist in allen Berufen selten und käme es darauf an, wäre alles Diskutieren zwecklos. Vergessen wir nicht, daß es sich nicht um Produktion, sondern um Verständnis des Künstlerischen handelt. Die Gestaltungsfähigkeiten eines idealen Galerieleiters sind durchaus nicht genialer Art. Eschubi, alles, was in ihm zusammentraf, die Nuance des Menschen, war größte Seltenheit, aber was von seinen vielen Eigenschaften der Qualifikation für den Posten diente, war es durchaus nicht. Wenn ich feststellen sollte, welche Eigenschaften für seine Karriere die entscheidenden waren, würde ich sagen: seine Bildung, sein Anstand, seine Klugheit; rein menschliche Dinge, und sie können nicht rein genug verstanden werden. Das Spezifische des Fachmannes gehört nicht dazu. Die Wahrheit wissen, war das erste. Das gelingt in dem für den Posten notwendigen Umfang auch ohne besondere Anlage jedem klugen und gebildeten Menschen, der seine Erziehung und seine Energie darauf richtet. Die Wahrheit sagen, wo es nottut, das zweite; vielleicht käme es mit Recht zu allererst. Hunderte wissen Bescheid und handeln nicht nach ihrer Einsicht, bestochen von ihrer Eitelkeit, die frühere Irrtümer nicht bekennen will, oder von der willkürlichen Macht der anderen. Solche Leute müßten von ihren Berufsgenossen so konsequent geächtet werden wie unanständige Offiziere. Das Wahre klug zu sagen, ist das dritte und schwierigste. Dazu gehört der Sinn des Diplomaten, der zur Erreichung seiner Ziele alle Mittel nimmt, die den beiden anderen Tugenden nicht widersprechen.

Ist das Postulat dieser Eigenschaften unerfüllbar? Ich möchte es nicht glauben. Der Optimist findet eine gewisse Stütze in der Tatsache, daß Eschubi hier und da Schule zu machen beginnt, nicht nur mit seiner viel besprochenen Liebe für die Meister der Franzosen und seiner Einschätzung der höchsten deutschen Werte, auch mit seinem Menschentum. Man könnte sogar schon heute von zwei Richtungen unserer Museumsleiter reden, die sich weniger durch ihre kunsthistorischen Ansichten als durch das, was ich an Eschubis Persönlichkeit hervorgehoben habe, unterscheiden. Die eine Schule ist noch winzig und erfreut sich nicht des Nimbus der anderen. Es steht zu hoffen, daß sie die andere mit der Zeit verdrängt, zum Besten der Kunst in unserem Lande und des Andenkens an Hugo von Eschubi.

Lufardis

Novelle von Jakob Wassermann

Im Verlauf der schleichenden Revolution, von der das russische Reich während des letzten Jahrzehnts heimgesucht war, kam es eines Tages zu einem Straßenkampf in Moskau. Den unmittelbaren Anlaß hatte die Verschickung von fünfunddreißig Studenten und Studentinnen gegeben, die das Jubiläum eines verehrten Lehrers, welcher der Polizei verdächtig geworden war, in überschwenglicher Weise gefeiert und die Feier durch heimliche Zusammenkünfte vorbereitet hatten. Einige der angesehensten Familien der Stadt wurden durch die grausame Maßregel betroffen, und die Trauer und Entrüstung so vieler bis dahin ruhiger Bürger erregte eine gefährlichere Stimmung, als es die Aufwiegelung der politisch Tätigen vermocht hätte.

Unter den mit tückischer Eile Deportierten befand sich auch ein junges Mädchen namens Anna Pawlowna Nabinska. Es lebte in Moskau ein Bruder von ihr, Eugen, oder wie es im Russischen heißt, Jewgenji Pawlowitsch, Offizier bei einem Dragonerregiment, ein schöner, stolzer Mensch von dreiundzwanzig Jahren, dem man eine rühmliche Laufbahn vorher sagte. Eugen Pawlowitsch Nabinsky liebte seine Schwester, sie war die vertraute Freundin in allen Angelegenheiten seines Lebens gewesen. Als er sie nun verloren sah, für sich wie für die Welt verloren, der Erniedrigung und den Entbehrungen preisgegeben, welche der jahrelange Aufenthalt in Sibirien mit sich bringen mußten, war sein Schmerz so groß, das Gerechtigkeitsgefühl in ihm so tief beleidigt, daß die Fundamente seines Daseins wankten, und er eine Ordnung nicht mehr anerkennen wollte, der er sich bis zu dieser Stunde bereitwillig gefügt hatte. Es geschah fast von selbst und zu seinem eigenen Erstaunen, daß er, als das Regiment wenige Tage nach jenem Gewaltstreich der Polizei zur Beschwichtigung der in der Stadt ausgebrochenen Revolte unter die Waffen treten und in die Straßen reiten mußte, plötzlich die Spitze des von ihm geführten Zuges verließ, von seinem Pferd sprang und gegen eine aus Pflastersteinen, Balken, Karren, Körben und allerlei Hausrat zusammengesetzte Barrikade eilte, wobei er den Verteidigern lebhafteste Zeichen gab, welche sie nicht mißverstehen konnten, zumal ja Überläufer aus den Reihen der Soldateska, auch während des Kampfes, nicht selten waren. Kaum aber war Nabinsky auf der Höhe der Barrikade angelangt, die er übersteigen wollte, um sich gegen die wahren Feinde seines Vaterlands zu wenden, als ihn aus den Duzenden wider ihn gerichteten Gewehren der Dragoner zwei Schüsse trafen. Von der anderen Seite der Barrikade streckten sich ihm Hände entgegen, die Augen strahlten ihn begeistert an, es war wie ein Dank und stillte die letzten Zweifel, die ihn noch beunruhigten

mochten; auch sein Name wurde gerufen; einige kannten ihn also, und der Jubel in ihren Stimmen belohnte ihn noch in dem Gefühl der Todeschwäche. Er kehrte sich um, zog den Revolver aus dem Gürtel und feuerte gegen die Anstürmenden, denen sein empörtes Herz die Kameradschaft gekündigt hatte, dann stürzte er auf die Brust, und die Finger seiner rechten Hand krampften sich in das Strohgeflecht eines zwischen Bretter geklemmten Stuhls.

Sogleich ergriffen ihn zwei junge Leute und trugen den Bewußtlosen auf die steinerne Treppe eines Haustors. In großer Eile öffneten sie Nadinskys Rock und Hemd, rissen Streifen aus dem Hemd, verbanden die Wunden, die stark bluteten, und sahen sich dann hilflos um. Da erblickten sie den Wagen eines Grünzeughändlers; der Besitzer war verschwunden; das magere kleine Pferd stand an der Deichsel wie gestoren. Rasch entschlossen betteten sie den Offizier mitten in Gemüse und Salat und deckten ihn mit Blättern zu. Der eine von ihnen kehrte zum Kampfplatz zurück, der andere nahm das Ross beim Zügel und führte es die Straße hinunter, dann durch mehrere Nebenstraßen, schließlich auf einen freien Platz, wo die Universitätsklinik war. Er fuhr in das geräumige Tor und ging in das Zimmer eines Assistenten, der alsbald Auftrag gab, den Verwundeten in einen der Krankensäle zu schaffen. Die Verletzungen waren schwer. Eine Kugel hatte zwar nur den Hals gestreift, die andere jedoch hatte unterhalb des Schulterblattes die Lunge getroffen, steckte noch im Körper und mußte durch eine Operation herausgenommen werden. Erst am dritten Tage erwachte Nadinsky aus fieberhafter Ohnmacht und wußte lange Zeit nicht, wo er sich befand und was mit ihm geschehen war.

Nun hatte aber die Polizei durch einen ihrer zahlreichen Spione in Erfahrung gebracht, wo sich der junge Offizier befand, von dessen Desertion ganz Moskau sprach. Es erschien ein Isprawnik in der Klinik, um den todkranken Mann zu verhaften. Er wurde an Nadinskys Lager geführt und trotzdem er sich von der Gefährlichkeit seines Zustandes überzeugen konnte, beharrte er auf seinem Verlangen und pochte auf den schriftlichen Befehl. Indes der Assistenzarzt noch mit ihm zu unterhandeln versuchte, trat der Professor hinzu, warf einen schnellen Blick auf Nadinskys apathisches Gesicht, in welchem ein Zug von Knabenhaftigkeit Sympathie und Rührung erweckte und sagte: „Wenn man ihn jetzt von hier wegbringt, wird er in der ersten Viertelstunde sterben. Es ist vorteilhafter für die Polizei, zu warten.“ Der Isprawnik wurde unschlüssig. Er war noch Neuling und wenig verhärtet; überdies hatte er in der Fülle der ihm obliegenden Geschäfte und Aufträge den Kopf verloren. Er überlegte eine Weile und erklärte sich hierauf damit einverstanden, den Offizier noch so lange in der Klinik zu lassen, bis seine Kräfte den Transport erlauben würden.

Damit waren einige Tage für Nadinsky gewonnen; in diesen Tagen wuchs die Teilnahme des Professors für ihn zusehends, und er trug Sorge, sein Interesse auch andern Personen einzuflößen. Es meldeten sich Freunde, die ihm zur Flucht verhelfen wollten und eines Morgens wurde er in ein Zimmer gebracht, worin außer ihm niemand lag. Am selben Abend besuchte ihn ein junger Mensch, der die Absicht hatte, ihn, als Krankenträgerin verkleidet, nach Sokolnikin, einen Park in der Nähe von Moskau, zu schaffen, was bei seiner Schwäche und noch immer fieberhaften Verfassung ein Wagnis auf Leben und Tod bedeutete. Nadinsky war jedoch bereit, ihm zu folgen, denn blieb er, so war ihm der Tod oder das Schlimmere, ewige Kerkerhaft im entlegensten Sibirien, gewiß. So fuhr er also in tiefer Nacht, bei Schnee und Kälte, es war Mitte des Monats März, nach Sokolnikin und wohnte in der Villa eines Gelehrten, der bei der Polizei für unverdächtig galt. Es dauerte aber nur vierundzwanzig Stunden, da kamen wieder Boten, die sich als Spaziergänger unauffällig dem Haus genähert hatten, in dessen Mansarde der kranke Nadinsky lag, und meldeten, daß die Polizei neuerdings auf seine Spur geraten und daß für die folgende Nacht seine Verhaftung befohlen sei. Es blieb also nichts übrig, als einen andern Zufluchtsort für ihn ausfindig zu machen. Der Haushalt des Gelehrten, eines Deutschen von Geburt, wurde von seiner Schwester Anastasia Karlowna geführt, einer ebenso beherzten wie gutmütigen Frau, die seit mehr als vierzig Jahren in Moskau lebte und nicht nur in der Gesellschaft einflußreiche und wohlwollende Bekannte hatte, sondern auch bei vielen Leuten im Volk sehr beliebt war. Sie hatte dem jungen Offizier Speise und Trank gebracht, ihn gepflegt und seine Anwesenheit klug zu verbergen gewußt. Nun sorgte sie zunächst für eine neue Verkleidung, und als es dämmerte, brachte sie ihn mit Hilfe eines Menschen, der ihr ganz fremd war, sich aber zu diesem Dienst angeboten hatte, im Gewand eines einfachen Arbeiters zu der Familie eines Drechslers in die Vorstadt. Dort blieb er nur eine Nacht, am Morgen weigerte sich der Mann, der Argwohn geschöpft hatte und für sich und die Seinen gegründete Furcht empfand, den Flüchtling länger zu beherbergen. Fünf Tage lang wurde Nadinsky auf diese Weise von Haus zu Haus geschleppt, von dem des Drechslers in die Wohnung einer Fuhrmannswitwe, dann in die eines Maurers, dann zu einem Gärtner, schließlich zu einem Laboranten. Immer merkten die Leute nach wenigen Stunden, wem sie ein Asyl gewährt hatten, die Angst vor der Polizei überwog das Mitleid und verstockte sie gegen die Beredsamkeit Anastasias, die in ihrem Eifer keineswegs erlahmte. Sie war die Nächte über bei Nadinsky, denn er konnte sich nicht selbst überlassen bleiben; man mußte ihn ankleiden, waschen und zweimal täglich die Wunden verbinden, deren Heilung bei der unregelmäßigen und

aufregenden Lebensweise nur langsam vorstatten ging. Als nun auch der Laborant, den sie mit Geld und vielen Worten bestochen hatte, den aufgezungenen Gast fortzubringen befahl, verzweifelte Anastasia Karlowna daran, Nabinisky retten zu können. Die Freunde, die ihr bisher beige standen, vermochten nichts mehr zu tun, die Polizei war auf ihren Spuren, jeder fernere Schritt mußte sie ins Verderben ziehen, auch sie selbst fühlte sich bedrohlich überwacht. Zum letztenmal versuchte sie den Laboranten durch Bitten und Flehen zu erweichen; nur noch eine einzige Nacht möge er christliche Nachsicht üben, das Leben ihres Bruders — denn sie gab Nabinisky für ihren Bruder aus — stehe auf dem Spiel; umsonst, sie schürte bloß das Mißtrauen des Mannes und alles, was sie erreichte, war, daß er ihr drei Stunden Frist gab; wenn nach Verlauf dieser Zeit Nabinisky nicht aus dem Haus geschafft sei, werde er die Anzeige machen.

Es war jetzt drei Uhr nachmittags. Bis sechs Uhr mußte also Anastasia eine Stätte für ihren Schützling gefunden haben. Sie irrte eine Weile durch die Straßen, ging bald in dieses, bald in jenes Haus, kehrte aber immer vor den Türen wieder um, weil sie überall eine abschlägige Antwort oder gar Verrat fürchtete. Da verfiel sie in ihrer Bedrängnis auf den Gedanken, Nabinisky in eines jener Häuser zu bringen, in denen an Liebespaare Zimmer vermietet werden, nur dort war es nicht notwendig, einen Paß vorzuweisen; wenn er noch zwei Tage Ruhe und Pflege haben konnte, war er gerettet, so hatte ihr der Arzt versichert, den sie am Morgen zu ihm geführt hatte, dann konnte er zur Grenze gelangen. Um den kühnen Plan durchzuführen, mußte sie aber eine Helferin haben, ein Geschöpf, dem man die Liebe glaubte und das stark, verschwiegen und klug war. Sie ließ alle jungen Damen, die sie kannte, an ihrem inneren Auge vorübergehen, aber keine schien ihr geeignet, eine solche Tat auf sich zu nehmen. Unter den Revolutionärinnen hatte Anastasia keine Bekannte, auch war es nicht geraten, einer Person zu vertrauen, die möglicherweise den Nachspähungen der Polizei ausgesetzt war; an eine Angehörige der untern Klasse oder gar an ein Geschöpf, das man bezahlen konnte, war nicht zu denken, es mußte eine Frau oder ein Mädchen aus der Gesellschaft sein.

Sie war ermüdet von den Anstrengungen der letzten Tage, und mehr um zu rasten als um eine Erfrischung zu nehmen, ging sie in eine kleine Konditorei an der Straße, trat in ein Nebenzimmer, in welchem ein dämmeriges Halblicht herrschte und wo zwei Frauen an einem Tischchen saßen und Schokolade tranken. Anastasia setzte sich in ihre Nähe, ohne sie zu beachten, merkte aber dann, daß die eine, die ältere Dame, sie fixierte und mit freundlichem Nicken herübergrüßte. Da erkannte sie die Frau; es war Anna Iwanowna Schmoll, die Gattin eines pensionierten Generals, die taubstumm war, und ihre Tochter Lukardis, ein etwa neunzehnjähriges

Mädchen von nicht gewöhnlicher Schönheit. Kaum hatte Anastasia einen Blick auf sie geworfen, so sagte sie sich: Die muß es vollbringen und keine andere. Sie hatte vor Jahren im Hause des Generals Schmoll verkehrt, als Lukardis Nikolajewna fast noch ein Kind gewesen war, aber sie erinnerte sich ihrer wohl, sie hatte sich oft mit ihr beschäftigt, oft mit ihr gesprochen; sie erinnerte sich, daß das damals dreizehnjährige Geschöpf ihr stets in einer Weise aufgefallen war, wie es nur Menschen tun, die eine besondere Eigenschaft, eine besondere Kraft in sich verschließen; was für eine Eigenschaft oder Kraft es war, hatte sie nie ergründen können, soviel sie auch darüber gegrübelt hatte. Die Mutter war eine ziemlich einfältige Frau, fromm, apathisch und harmlos, sogar ihres Gebrechens nur dumpf bewußt.

Anastasia nahm am Tisch der beiden Platz und begann, nachdem sie die Generalin durch Mienen und Gesten nach ihrem Befinden gefragt, leise mit Lukardis Nikolajewna zu sprechen. Die Generalin blickte forschend auf ihren Mund, aber da sie der Unterhaltung nicht zu folgen vermochte, senkte sie bescheiden die Augen und störte das Gespräch durch kein Zeichen der Neugierde mehr. Anastasia spürte die Verwegenheit ihres Vorhabens mit beklommenem Sinn. Sie durfte keine Zeit verlieren; sie mußte sich kurz fassen; sie mußte in wenigen Sätzen alles sagen, das Außerordentliche verlangen, Lukardis' innerstes Menschengefühl aufrühren und doch vorsichtig und listig sein, weil Zufall alles vereiteln, Ungeschick alles verraten konnte. Lukardis wußte wenig von den revolutionären Umtrieben; sie ahnte vieles, hatte jedoch weder Einblick noch Urteil; sie lebte in einer Sphäre sanfter Träume, mit der Erinnerung an Puppen und der Gegenwart hübscher Schmuckkästchen, mit dem Echo der neckischen Galanterien verheirateter Herrn und der vorsichtigen Beteuerungen lediger und witterte doch, wie ein junges Waldtier, das fernes Jagdgetöse vernimmt, eine ungeheure Bewegung, Blut, Schmerz und Tod. Sie war zu handeln bereit, ohne es zu wissen; es gab Augenblicke, in denen sie eine leidenschaftliche Unruhe empfand, eine grundlose Ergriffenheit, einen Trieb, den Bezirk heuchlerischer Stille, in dem sich ihr Dasein formte, zu verlassen. Aber sie fürchtete die Welt, sie fürchtete die Menschen, sie erbebte vor jeder fremden Hand, die ihr gereicht wurde, ihr war, als ob alles trübe, ja schmutzig sei, was außerhalb ihres Hauses, ihrer Kammer war, sie hörte Leute auf der Gasse nie ohne Schauder reden, sie vermochte keine Zeitung zu lesen, ohne daß sie neben dem Wilden und Rätselhaften, als welches sich ihr das Leben, das Draußen darstellte, auch etwas unendlich Beflecktes und Befleckendes fühlte, selbst die meisten Bücher, ein Vers, ein Gassenhauer, ein Witzwort erweckten diesen schrecklichen, nicht zu besiegenden Eindruck.

Regungslos hörte sie Anastasia zu. Ihr ovales Gesicht färbte und entfärbte sich wieder. Da war keine Lockung, kein Prickeln des Unbekannten,

keine mädchenhafte Lusternheit und ungestandene Aufregungslust; nichts anderes vernahm sie als den Ruf zur Pflicht. Nichts anderes las sie in den harten Zügen Anastasia Karlowna. Sie brauchte nicht einmal einen Entschluß zu fassen; was sie zu tun hatte, stand sogleich und unabänderlich fest. Sie war Braut. Seit sechs Wochen war sie mit einem Petersburger Adligen, dem Staatsrat Alexander Michailowitsch Kuffin, verlobt. Ihre Eltern und die Freunde des Hauses glaubten, daß sie an der Seite des reichen Mannes einem beneidenswerten Schicksal entgegengehe, auch sie selbst fühlte sich glücklich. Wenn es etwas gab, das sie irre machen konnte, war es der Gedanke an ihn, dem sie mit schwesterlichem Gefühl zugetan war. Aber als Anastasia, welche dies spüren mochte, eine Andeutung fallen ließ, um sie darüber zu beruhigen, runzelte sie die Stirn und erwiderte, sie bedürfe des Zuspruchs nicht, ihr Bräutigam werde niemals die Meinung hegen, daß sie etwas Schlechtes oder Häßliches begangen habe.

„Sie sind also dazu entschlossen?“ sagte Anastasia leise, indem sie den Blick ihrer grauen Augen auf die Hand des Mädchens heftete.

„Ich bin dazu entschlossen,“ antwortete Lukardis ebenso leise, ohne die Lider zu erheben. „Es ist nur noch eine Schwierigkeit —“

„Gibt es noch eine Schwierigkeit, wenn man dazu entschlossen ist?“ fiel ihr Anastasia rasch und mit einem fanatischen Ton der Stimme ins Wort.

„Wie soll ich es anstellen, zwei Tage und zwei Nächte vom Hause wegzubleiben?“ fragte Lukardis, die Finger ihrer weißen Hände verschränkend.

Anastasia starrte düster sinnend auf einen Kuchenteller.

„Nur das eine ist möglich,“ fuhr Lukardis flüsternd fort, „ganz in der Stille zu verschwinden, der Mutter einen Brief zu schreiben . . .“

„Ja, ja, ein paar Zeilen, irgend was, und um Verschwiegenheit bitten und versprechen, bei der Rückkehr alles zu sagen. Aber auch Sie selbst müssen schweigen, Lukardis Nikolajewna,“ setzte sie fast drohend hinzu, „Sie müssen schweigen, als ob Sie es nie gelebt hätten.“

Lukardis nickte bloß; ihre Augen waren jetzt weit geöffnet und blickten geradeaus. Anastasia schärfte ihr aufs genaueste ein, wie sie sich zu kleiden und wie sie sich zu betragen habe, und nachdem sie ihr noch gesagt hatte, wo sie sich einzufinden habe und zu welcher Zeit, flocht sie an das sehr ernste Gespräch, das trotz seiner Wichtigkeit kaum eine Viertelstunde gedauert hatte, einige Scherzreden an, um Lukardis zum Lächeln zu bringen und in der Generalin keinen Argwohn keimen zu lassen, erhob sich dann erleichterten Herzens und verabschiedete sich.

Sie ging zu Nadinsky und teilte ihm mit, was sie ausgerichtet. Er lag in dem armseligen Zimmer des Laboranten auf dem Sofa, und nachdem er sie angehört hatte, drückte er ihr die Hand und sagte: „Mein Leben ist so vieler Umstände nicht mehr wert, Anastasia Karlowna. Es ist ein verlorenes Leben.“

Anastasia verwies ihm diese Worte; sie entgegnete, daß sie sich bessern Dank erhofft habe, als so mutlose Klagen zu hören, und fing an, den Verband seiner Wunden zu erneuern. Nadinsky seufzte. „Was solls auch,“ sagte er mit müder Stimme, „mir ist nun alles anders, Auge, Hand und Gefühl. Wie von Gespenstern bin ich umgeben, ich empfinde gar nicht den Abschluß gegen die Welt. Ich sehe meine Mutter auf dem Gut. Sie ahnt noch nichts. Sie hat ihr Medaillon vom Hals genommen und betrachtet das Bild darin. Es ist ein Bild von mir. Sie weiß nicht, daß sie mich nie wiedersehen wird, sie weiß es durchaus nicht, trotzdem weint sie über dem Bild. Aber ich, ich fühle nichts. Mir ist alles so wesenlos geworden, weil ich nichts mehr zu lieben vermag.“

Anastasia hielt diese Reden für einen Ausdruck des Fiebers und schüttelte unwillig den Kopf. Eine Weile nachdem es dunkel geworden war, fuhr ein Wagen am Toreingang vor. Anastasia hatte einen hübschen Anzug für Nadinsky besorgt, sie hatte ihm bei der Toilette geholfen, besah ihn jetzt noch einmal prüfend und geleitete ihn dann hinunter. Im Wagen saß Lukardis Nikolajewna Schmoll, tief verschleiert. Anastasia reichte ihr ein Paket mit Verbandzeug und sagte zu Nadinsky, daß sie ihn am zweiten Morgen zu einer gewissen Stunde und an einer gewissen Stelle des Bahnhofs erwarten und daß sie sich bis dahin einen Auslandpaß für ihn verschafft haben werde. Dann gab sie dem Kutscher die Adresse, winkte grüßend ins Fenster und der Wagen fuhr davon.

Schweigend saßen Lukardis und Nadinsky nebeneinander. Die Situation war zu ungewöhnlich, zu drohend, zu schicksalsvoll, als daß sie Verlegenheit hätten empfinden können. So oft der Schein einer Laterne hereinfiel, sah Lukardis, daß Nadinsky die Augen geschlossen hatte und daß sein Gesicht bleich war. Er hatte ihr die Hand gegeben, als er sich neben sie gesetzt hatte, das war alles. Sie ihrerseits fand, daß seine Nähe sie nicht schreckte und daß sie schweigen durfte.

Das Haus, zu dem sie fuhren, stand in einer entlegenen Gasse. Nadinsky mußte alle Kraft zusammennehmen, als sie ausstiegen. Er reichte seiner Begleiterin den Arm, doch führte sie ihn mehr als er sie. Er forderte zwei Zimmer. Man war sehr beflissen, ihm gefällig zu sein. Er schleppte sich mit Mühe die Treppen hinauf, bewahrte mit Mühe die Haltung des Lebemanns, den ein flüchtiges Abenteuer beschäftigt. Dem Gebrauch des Hauses entsprechend, wurde ihnen ein Angestellter zu ihrer besonderen Bedienung überwiesen. Dieser Mensch stak in einer silberbetrefften Livree, hatte boshafte, aufmerksame Kugelaugen, ein unveränderliches, abgeschmackt einladendes Lächeln auf den dicken Lippen und war demütig wie ein Sklave. Lukardis spürte, wie sich ihr Herz bei seinem Anblick zusammenzog. Er deckte den Tisch, blieb hündisch lauschend stehen, während Nadinsky mit erschöpfter

Gleichgültigkeit die Speisen, die Weine, den Sekt bestellte, und sein messender Blick schien zu verlangen, daß die beiden auch wirklich waren, was sie zu sein vorgaben. Lukardis war geschminkt; sie hatte ein dekolletiertes Kleid angezogen; sie durfte sich nicht geben, wie sie sonst war; die kindische Unschuld, von der ihre Miene sonst strahlte, mußte sich in Leichtfertigkeit verwandeln; sie mußte gesprächig sein, Koketterie zeigen, mußte lachen, mußte den Arm um Nadinstys Schultern legen und sich bisweilen auf seinen Schoß setzen, sie mußte passionierte, übermütige, verführerische Gebärden haben; was sie nie beobachtet, nie zu sehen gewünscht, nie anders als schauernd bedacht; nur durch flüchtige Worte und flüchtige Bilder mit abgewandtem Ohr und Auge erfahren, das mußte sie tun, um jenen Menschen zu täuschen, der mit Tellern, Schüsseln, Gläsern und Flaschen hereinkam, den Sekt in den Eiskübel stellte, die Speisen servierte und dann schweigend, lächelnd, hinter niederträchtig gesenkten Lidern spähend auf Befehle harrte. Sie mußte es um der üppigen Lichter, der bunten Polster, der spiegelnden Wände willen tun, um dieses Hauses willen, dessen lügenhafter Prunk ihre Gedanken in Aufruhr versetzte. Damit nicht genug, durfte sie auch keinen Zweifel an der Echtheit und Natürlichkeit ihres Benehmens erregen; alles mußte wie von ungefähr sein, raffiniert und durchsichtig, ohne Zaudern und ohne Hast; sie mußte von den Speisen essen, sie mußte Wein und Champagner trinken, sowohl aus ihrem eigenen Glas, als auch, wenn der Diener draußen war, aus dem Glas Nadinstys, der nicht trinken, aber das volle Glas nicht vor sich stehen lassen durfte. Des Genusses geistiger Getränke durchaus ungewohnt, ward ihr bang und schwer zumut, und es kostete sie immer größere Anstrengung, die Rolle durchzuführen, die sie mit solcher Instinktgewalt und Aufopferung spielte. So oft der Kellner das Zimmer verließ, erhob sie sich; in ihrem Gesicht löste sich die furchtbare Spannung, um einem Ausdruck der Verstörtheit und der angstvollen Erinnerung Platz zu machen, denn ihr war, als seien viele Jahre verfloßen, seit sie aus dem Elternhaus gegangen war. Nadinsty schaute sie dann mit einem schmerzlich verwunderten Blick an, suchte sie wie hinter Masken, beklagte sie stumm, klagte sich selbst mit einer Gebärde an und es wurde ihm nicht leicht, das studierte Lächeln wieder auf seine Lippen zu zwingen und mitzuspielen, wenn der Aufpasser zurückkehrte.

Als der Tisch abgetragen war, kam eine Magd, die ein weißes Häubchen auf dem Kopf trug; sie war jung und sah alt aus, ihr Gesicht war fahl vom beständigen Leben im Lampenlicht und in schlecht gelüfteten Räumen. Sie hatte Wasser zu bringen, das Feuer im Ofen zu nähren und nach den Wünschen des Paares zu fragen; sie rebete mit süßlicher Stimme, aber ihre Züge waren gleichsam versteinert vor Haß gegen die obere Welt, gegen die, die da kamen, um verächtlichen, eiligen Genüssen zu fröhnen. Die Knie wankten

Lukardis, wenn sie den Blick auf die Person richten mußte, und sie schämte sich ihrer Füße, ihrer Hände, ihres Halses und ihrer Schultern. Endlich war auch diese Prüfung vorüber und sie konnte die Türe zusperren; sie waren allein. Von einer Turmuhr schlug es zehn Uhr. Die ausschallenden Klänge vibrierten durch das Gemach. Nadinsky ging ins andere Zimmer und zu dem Doppelbett, über welches ein blau seidener Baldachin gespannt war; er fiel kraftlos darauf nieder. Erst nachdem er eine Viertelstunde geruht, konnte ihm Lukardis beim Auskleiden helfen. Die Decke bis an die Brust gezogen, lag er mit nacktem Oberkörper da. Es ist ein Mensch, sagte sich Lukardis, der plötzlich die Tränen in die Augen stiegen, und mit einer Art von Schrecken erinnerte sie sich an das rotwangige Antlitz Alexander Michailowitschs, ihres Verlobten. Sie wusch Nadinskys Wunden und erneuerte den Verband. Nadinsky spürte die zarte Hand, wie man in einem Halbtraum Wohlgerüche spürt; zu danken war er nicht fähig; er fürchtete ihr Auge, er fürchtete sie zu beleidigen durch einen Blick des Dankes, er wünschte, sie möchte ihn nur als Leib ansehen, als Gegenstand ohne Gesicht und ohne Gefühl. Und so wie sie, halb entsetzt und halb erbarmend dachte: ein Mensch, so dachte er, halb beseligt und halb in Angst um sie: ein Wesen.

Er schief ein. Lukardis setzte sich in einen Sessel und rührte sich nicht. Sie hatte in ihrem Täschchen ein Buch mitgenommen, aber sie wußte, daß sie nicht würde lesen können. Sie versuchte, an ihre Mutter, an ihren Vater, an ihre Freundinnen, an den letzten Ball, an die Oper zu denken, die sie zuletzt gehört, aber sie konnte nicht denken, alles verschwamm, alles enteilt. Sie hörte Nadinskys tiefe Atemzüge, sie sah sein blaßes, hübsches, von Schmerzen ermüdetes Gesicht, aber auch er, den sie pflegen und bewachen sollte, war ihren Gedanken seltsam unerreichbar. Ihr schien, daß von ihrem Platz bis zu seinem Bett ein Weg von vielen Meilen sei. Sie lauschte. Sie vernahm ein Richern auf der Treppe und schlürfende Schritte im Flur. Stimmen, Frauen- und Männerstimmen, drangen gedämpft durch die Wände, auch von oben herunter und von unten herauf. Gläser klirrten, dann wurde ein Klavier gespielt. Es war ein Walzer. Eine Saite des Instruments mußte gerissen sein, denn immer, wenn eine gewisse Stelle kam, entstand ein Loch in der Melodie wie die Zahnlücke im Mund eines Lachenden. Von irgendwoher schallte Geschrei, dann schwieg das Klavier, und an der Mauer zur Linken raschelte es. Dann war ein Seufzen, bei dem Lukardis das Blut in den Adern gerann. Sie roch den aufgespeicherten Parfüm aus verschlossenen Zimmern, sie hörte das Rauschen von Gewändern und wie man Türen öffnete und wieder schloß. Die Laute riefen Bilder hervor, sie konnte sich ihnen nicht entziehen, sie zitterte, und zitternd mußte sie schauen. So hatte sie die Welt nie verstanden, so das Leben nicht geglaubt. Begnungen im Finstern, Hände, die einander fremd waren und einander

dennoch hielten, ein Taumeln gegen jäh erhellte Spiegel, Übereinkommen in Worten ohne Scham, das Unbekannte entschleiert, das Geheimnisvolle leer, die Weihe besudelt, die heimlichen Schätze der Phantasie entwertet, ach, sie griff an ihr Gesicht, wurde der Schminke auf den Wangen inne und ihr Herz füllte sich mit Grauen.

Nadinsky schlug die Augen auf und stöhnte. Sie schritt den meilenlangen Weg bis zu ihm und reichte ihm ein Glas Wasser. Als sie seine Stirn befühlte und sie heiß fand, legte sie ein feuchtes Tuch darüber. Da erwachte er völlig und fing an zu sprechen. Er redete in kurzen Sätzen, sprach vom Hospital, vom Professor und von Anastasia Karlowna. Lukardis ließ jaghafte Worte in die Pausen fallen. „Morgen werde ich mich kräftig genug fühlen, um das Haus zu verlassen“, sagte er. Sie entgegnete: „Das ist unmöglich, Sie haben noch Fieber und Anastasia Karlowna erwartet Sie erst übermorgen früh um sieben Uhr.“ Die sanft gesprochenen Worte durchleuchteten ihm irgendwie ihr Gemüt, ihre bisher ungetrübte Jugend, ihre reinen und starken Sinne, aber er gewahrte nicht, daß sie fast beständig zitterte. Jetzt wurde das Klavier wieder gespielt, von einer andern Hand, roh, tumultuarisch und trunken, und während der ganzen Dauer des Spiels sahen Nadinsky und Lukardis einander gepeinigt in die Augen. Es war Mitternacht vorüber, und auf einmal wurde drunten dumpf gegen das Tor gepocht. Eine Glocke erschallte mit frechem Lärm. Nadinsky richtete sich halb empor. Seine Finger krampften sich zusammen, sein Blick war voll düsterer Erwartung. Lukardis stand auf und lauschte ohne Atem. Das Klavier schwieg. Es währte lange, bis das Tor geöffnet wurde. Schon hörten sie Schritte auf der Treppe, schauten entgeistert beide auf die Türklinke, harrten auf das Klopfen an die Tür, das ihr fürchterliches Los entscheiden mußte, und wirklich drangen Stimmen in hastiger Wechselfrede bis zu ihnen. Aber dann wurde es still, und ihre Pulse begannen wieder regelmäßig zu schlagen. In diesen drei oder vier Minuten fühlten sie sich sonderbar vereint, ihre Kraft und ihre Furcht war gegen ein gemeinsames Ziel gerichtet, es war ihnen, als würden sie von einem Sturmwind in die Luft gehoben und Brust an Brust gegeneinander geschleudert, so daß sie sich mit den Armen umfassen mußten, um einer dem andern Hilfe zu gewähren beim drohenden Sturz. Lukardis vergaß sich selbst und Nadinsky vergaß sich selbst, er spürte nur die Angstglut in ihr, Verlust alles Glückes, Schande und Elend, sie aber ergab sich seinem Geschick, mutig und jetzt erst ahnend, wofür er sein Leben in die Schanze geworfen hatte.

Indessen übermannte den Fiebernden der Schlaf von neuem. Doch konnte er festen Schlummer nicht finden, solange die grellen elektrischen Flammen ihn blendeten. Aus Rücksicht für Lukardis enthielt er sich, den Wunsch nach Dunkelheit zu äußern, aber an der unruhigen Bewegung seiner Lider merkte

sie, was ihn störte. So löschte sie die Lichter und zündete im Nebenzimmer eine Kerze an. Auch sie war müde, die späte Stunde wirkte wie ein lähmendes Gift auf sie und sie sah sich nach einer Lagerstatt um. In diesem Raum war kein Bett, nur eine Ottomane; ihr ekelte vor dem Plüsch, mit dem das Möbelstück bezogen war. Ihr ekelte auch vor den Stühlen und vor dem Teppich. Bei der Schwelle zu Nadinstks Zimmer rollte sie den Teppich auf, warf ihren Pelzmantel auf den Boden und legte sich hin. Die Kerze ließ sie brennen. Aber so war sie dem Haus näher als vordem, hörte sie abgeteilt die bisher verschwommenen Geräusche, einen Ruf, ein Gelächter, ein einzelnes Wort, aber sie hörte auch, wie der Schnee an die Fensterscheiben schlug, und das milde Knistern beruhigte sie; sie hörte die Atemzüge Nadinstks, und dies mahnte sie an ihre Verantwortung. Jeder Atemzug knüpfte sie fester an sein Geschick. Die Wichtigkeiten ihres früheren Lebens wurden bedeutungslos, was sie dort getan, gewollt und gewesen, dünkte ihr ein kindisches Tändeln. Sehnsüchtig blickte sie zurück wie vom Bord eines Schiffes auf die versinkende Heimat. Sie schlief und schlief gleichwohl nicht. Nadinstky sprach ihr Trost und Mut zu, das war geträumt; er röchelte in einem Fiebertraum, das war Wachen. Im Traum war sie über ihn gebeugt und behütete ihn; im Wachen war sie an den Boden gekettet und vernahm den mänadischen Schrei eines Weibes. Als der Morgen graute, sah sie eine Ratte über den Teppich laufen. Das Tier schien phantastisch groß, daß es sich bewegte, war gespensterhaft; sie richtete sich kniend auf und suchte den Himmel zwischen den Spalten der Vorhänge. Sie gewahrte nur etwas Graues oben und weiter unten ein Fenster, aus welchem ein knochiges Gesicht lugte. Eine Sekunde zermalmender Hoffnungslosigkeit; sie schlich, nein, flüchtete zu Nadinstks Lager. Sein rechter Arm hing schlaff herab, Schweiß perlte auf seiner Stirn. Sein Anblick war ihr erschreckend fremdartig; schmerzlicher Haß loderte in ihrer Brust. Doch gab es auf der Welt keinen andern Menschen mehr, den sie so anblicken konnte; sie hatte viel von ihm zu fordern, ja alles, ohne ihn blieb ihr nichts übrig in der Welt als dieses Haus.

Bei ihrer Ankunft hatten sie nicht gesagt, wie lange sie in den Zimmern bleiben wollten; es war nicht gebräuchlich, sie länger als eine Nacht zu benötigen. Anastasias Plan war gewesen, daß sie sich über Mittag einschließen und dann den Wirt wissen lassen sollten, sie wünschten auch die folgende Nacht hier zu verbringen. Zu diesem Zweck sollten sie dem Diener und dem Stubenmädchen ein Goldstück geben. Aber man brauchte frisches Wasser für die Wunden, und Nadinstks Zustand heischte Nahrung. Es mußte auffallen, wenn sie zu früh läuteten, und wie sollten sie das Verweilen über den ganzen Tag rechtfertigen? Nadinstky war mit offenen Augen wortlos dagelegen, jetzt fing er selbst davon zu sprechen an. Er bat sie um seinen Rock und reichte ihr sein Portefeuille; zwei Goldstücke seien zu wenig, meinte

er, man müsse fünfzig Rubel geben; Lukardis erwiderte, das verschwenderische Übermaß werde Verdacht erregen, und man müsse gewärtigen, daß der Eigentümer käme, um zu spionieren. Sie hielt die Geldnote mit bebenden Fingern, und nie war ihr Geld etwas so Wirkliches und zugleich so Unbegreifliches gewesen. Sie verhandelten beide mit äußerer Kälte, doch ihre Stimmen klangen erstickt. Eine Bemerkung Lukardis' über das gemeine Gesicht des Aufwärters veranlaßte Nabinsky, ihr, spöttischer als er beabsichtigte, zu entgegnen, sie habe gewiß allzu behütet gelebt, wie in Wolle, und von denen, die da unten hausten, in Schmutz und bösem Wetter, könne keiner ihr Gefallen finden. Es war ein Empörungsversuch gegen das Joch der Dankbarkeit, das sie ihm auferlegte, die Begierde, sie aus sich herauszulocken und Licht und Dunkel in ihren Zügen wechseln zu lassen. Sie blickte traurig zu Boden. Sie gab ihm recht, und er war entwaffnet. Ihre Sanftmut rührte ihn, stachelte ihn aber immer wieder zur Grausamkeit an. Er wollte den Zufall nicht gelten lassen, der sie für achtundvierzig Stunden als Gefährtin an seine Seite gezwungen hatte, er fand sich schuldig an der Erniedrigung, unter der sie litt und zürnte ihr deshalb. Ihm war, als hätte sie, ehe sie ihn getroffen, nur weiße Gewänder getragen und von ihren schönen Lippen hallten nur leere Worte nach, die sie geredet, Abschäum ihrer verwöhnten Klasse. Jetzt erst wurde er zum wahren Rebellen, jetzt, in ihrer Nähe; seine Verborgenheit und seine Flucht kamen ihm schimpflich vor, und er hielt es für wahrscheinlich, daß ihn dies in Lukardis' Meinung verkleinerte. Darum sagte er plötzlich, er wollte aufstehen und das Haus verlassen; er wolle sich zeigen, es läge ihm nichts daran, ja es sei seine Pflicht, das Los so vieler Gerichteter zu teilen, die mehr erreicht und mehr gewagt hätten als er. Wem könne er noch nützen, nachdem er über die Grenze geflohen? Dem Volke nicht, den Freunden nicht, seiner unglücklichen Schwester nicht.

Lukardis beschwor ihn, sich zu fassen. Nur allgemeine Gründe konnte sie nennen, nur mädchenhafte Argumente finden. Aber als er verstockt blieb, nahm sie einen gebieterischen Ton an und sah aus wie eine junge Königin. Plötzlich verstummte sie. Sie hatte Schritte gehört. Sie hob den Zeigefinger der rechten Hand und preßte ihn auf ihren Mund. An der Tür stand jemand und lauschte. Ihr stolzer Blick wurde schußfliehend, und Nabinsky senkte den Kopf. Da entschloß sich Lukardis zu dem, was nötig war. Sie schritt auf den Zehen zur Tür, schob den Riegel auf, eilte dann gegen das Bett zurück, schlüpfte schnell unter die Decke neben Nabinsky, zog die Decke bis an ihren Hals, griff nach dem Knopf der elektrischen Klingel, der an einer langen Schnur zu ihren Häuptern herabhing und läutete. Atemlos lagen sie beide da, bis es an die Türe klopfte. Es war die Magd, und sie empfing, an der Türe stehen bleibend, mit nonnenhafter Dürstereit Nabinskys Befehl, frisches Wasser zu bringen und den Kellner zu rufen, damit man das Früh-

stück bestellen könne. Sie holte zwei Krüge voll Wasser und dann kam der Aufwärter. Sein lauernder Blick durchmaß den Raum und auch den andern, soweit er ihn erspähen konnte, und es war Lukardis, als suche er ihre Kleider, mit denen sie im Bette lag, ein Umstand, der seinen Argwohn zu erregen geeignet war. Sie schloß die Augen, denn diesen Menschen zu sehen war ihr entsetzlich. Nabinsky hatte die Fünfszigrubelnote wieder genommen und gab sie jenem. „Zwanzig sind für das Mädchen, dreißig für dich,“ sagte er in einem bemeistert lässigen Ton, „wir wollen noch bis morgen früh bleiben, wenn es geht.“ Der Aufwärter verbeugte sich fast bis zur Erde; ein so reiches Geschenk hatte er nicht erwartet. Auch die Magd, die Kohlen in den Ofen warf, kam herzu und wollte Nabinsky die Hand küssen. Er wehrte sie ab. „Wenn es den Herrschaften gefällt, ist sicher nichts einzuwenden,“ sagte der Kellner mit einer lässigen Gebärde und blinzelte. Nabinsky verlangte ein Frühstück. Es dauerte eine Viertelstunde, bis der Tee mit allem Zubehör gebracht wurde. Indessen lag Lukardis wie auf glühendem Rost. Ihren ganzen Leib durchdrang etwas, das sie nicht bezeichnen konnte, ein Gefühl, aus Kummer und Furcht gemischt, und ihr Antlitz überzog sich mit tödlicher Blässe. Nabinsky rührte sich nicht, ihre Empfindung teilte sich ihm mit, er begriff ihre Qual und vermied es, die Augen gegen sie zu wenden. Der Aufwärter hatte den Tisch gerichtet, verbeugte sich abermals bis zur Erde und entfernte sich. Auch die Magd war fertig, und nun schleuderte Lukardis die Decke weg und erhob sich wie vor Feuer flüchtend. Sie verriegelte die Türe und öffnete ein Fenster. Ihr Haar hatte sich gelöst, sie ließ es ruhig hängen, denn es bedeckte ihre entblößten Schultern. Eine Stunde früher hätte sie sich so vor Nabinsky nicht zeigen mögen, doch seit sie neben ihm gelegen, hüllenlos trotz aller Hüllen, preisgegeben ohne Maß, empörten Blutes, seiner Gnade völlig überwiesen, war es nicht mehr von Belang, daß die Haare von ihrem Haupt herabhingen.

Als das Zimmer von frischer Luft erfüllt war, schloß sie das Fenster und sagte zu Nabinsky, es sei notwendig, den Verband zu wechseln. Schweigend entledigte er sich des Hemdes. Da erwies es sich, selbst Lukardis' unkundiges Auge konnte es feststellen, daß die Heilung der Wunde beträchtlich fortgeschritten war, auch hatte Nabinsky kein Fieber mehr. Lukardis war schon gewandter als gestern im Legen und Knüpfen der Binde, und nachdem sie die Berrichtung beendet hatte, reichte sie ihm Milch und Brot. Er wünschte ein wenig Tee in die Milch, und sie gehorchte. Sie selbst nahm nur etwas in Hast zu sich, als grolle sie dem Körper wegen seines Hungers. Im Hause war es sonderbar still. Auf der Straße rollten Wagen und schrien Kinder. Nabinsky verfiel wieder in Schlaf. Lukardis begab sich ins Nebenzimmer. Sie zog ihre Halbstiefel aus, um kein Geräusch zu machen und ging stundenlang auf und ab, wobei sie in beiden Händen Strähne ihres Haares hielt.

Manchmal blieb sie stehen und sann. Manchmal betrachtete sie die Bilder an den Wänden, ohne sie wirklich zu sehen. Eines stellte eine Leda dar, die den Schwanz zwischen ihren Knien hielt. Neben der Tür hing ein anderes: ein deutscher Student mit einem Känzel auf dem Rücken schwenkt die Kappe gegen ein Haus, aus dessen Fenster ein Mädchen mit zwei langen Zöpfen schaut. In den großen Spiegeln spiegelten sich die zwei Zimmer und die gegenüberliegenden Spiegel, und es zeigte sich das Bild einer endlosen Folge von Räumen; in allen Räumen war die Leda in ihrer häßlich fetten Nacktheit und der sentimentale Student und viele, viele Male das Bett mit dem schlummernden Nadinsky und darüber ein Bild des Kaisers Nikolaus, viele Male bis in eine dämmernde Ferne. Oft stand sie auch am Fenster und sah die Wagen und die Kinder, den Schnee auf den Sims, Gesichter hinter trüben Fensterscheiben und es schien ihr, als ob sich auch dies viele Male wiederholte bis in die dämmernde Ferne. Wo war die Welt hingeschwunden? Wo war alles, was sie geliebt, mit arglosen Sinnen umfassen? Wo war sie selbst, Lukardis, die in einem zierlichen Mädchenboudoir gelebt? Wo Alexander Michailowitsch, der immer rote Backen hatte und immer lächelte? Und wo war das glänzende Moskau mit den verlockenden Auslagen seiner Läden, den freundlichen Bekannten, die man überall traf, den eleganten Offizieren und heiteren Frauen? Wo war die Welt hingeschwunden? Sie sah nur den Mann, der in den vielen Räumen vieler Spiegel lag; sie sah seine Wunde vor sich, in vielen Spiegeln die Wunde auf der weißen Haut, und sie glich einer Flamme, der sie verzaubert folgen mußte.

Die Glocken schlugen Mittag, und dann dauerte es noch lange, wie lange, konnte sie nicht ermessen, bis Nadinsky erwachte. Er setzte sich aufrecht, und sie näherte sich ihm zögernd. Mit unerwarteter Entschiedenheit sagte er, sie müsse gehen, wenn die Dunkelheit eingebrochen sei, er fühle sich jetzt kräftig genug, um allein zu bleiben und werde dem Kellner zu verstehen geben, daß sie in der Nacht zurückkehren wolle. In der Nacht werde sich dann niemand mehr darum kümmern. Lukardis schüttelte den Kopf. Sie antwortete, es geschehe ebensowohl um ihres, als um seinetwillen, wenn sie bleibe; die Wunde sei erst im Beginn des Vernarbens und müsse mindestens noch zweimal gewaschen und verbunden werden; wenn sie ging und ihn danach ein Unglück traf, würde sie nie wieder schuldlos atmen können. Nadinsky schaute forschend in ihr Gesicht; dann streckte er den Arm aus, so daß sie ihm die Hand reichte. In demselben Moment erschrakten beide. Es war wie eine beglückende, aber unheilvolle Verwandlung, die jeder in des andern Augen erlitt. Da trat Lukardis klopfenden Herzens vor einen der Spiegel und steckte ihr Haar wieder auf, aber ihre Finger zitterten dabei. Wenn er ihr jetzt befohlen hätte, zu gehen, hätte sie wahrscheinlich keinen Widerstand mehr geleistet. Doch fing er an zu klagen,

daß er nicht den ehrlichen Tod im Kampf gestorben; was wolle er in den fremden Ländern, ewig wandernd, ewig den nagenden Gram um die gequälten Brüder in der Seele und mit der Sorge um das bloße Leben. Denn er sei nicht reich, habe viele Schulden und das mütterliche Gut sei in Gläubigerhänden. Durch so viel Mutlosigkeit entmutigt, blieb Lukardis still vor dem Spiegel stehen und schaute ihr übernächtiges Gesicht an. Er fuhr fort und schmähete seine Tat; er habe nicht gewußt, was er auf sich genommen, es sei ein Trieb gewesen, kein Entschluß; so seien Helden nicht beschaffen, daß sie sich dem Ungefähr auslieferten, um zermalmt zu werden. Und sie, nun wandte er sich gegen Lukardis, die mit ihm in diese Kloake der großen Stadt geflohen, habe sie in klarer Erkenntnis gehandelt oder nicht vielmehr sich hinreißen lassen durch ein Gefühl, dem Mitleid nachgegeben, dem Reiz des Absonderlichen, der Verführung einer schwärmerischen Freundin? Sei sie nicht erschüttert und durchwühlt, von medusischen Visionen aller Kraft beraubt? „So sind wir alle,“ rief er zum Schluß und warf sich in die Kissen zurück, „Ausgelieferte, Hingeworfene, Bettler der Phantasie, Opfer des Augenblicks, Getäuschte unserer Taten.“

Da ging Lukardis und setzte sich auf den Rand seines Bettes. Ruhig und fest blickte sie in sein Gesicht. Ihr Auge leugnete seine Worte, im Ausdruck ihrer Züge war eine seelenvolle Harmonie. Es war als ob die göttliche Natur in einfacher Stummheit der Verwirrung seines Herzens zu Hilfe käme. Ein Strahl von Glück flog über Nadinskys Stirne, und sein zweifelsüchtiger Geist beugte sich beschämt. Unbeirrbarere Zuversicht strömte von ihr aus und trug ihn über Stunde und Raum hinweg. Es dunkelte und wurde Nacht; sie blieben im Finstern und ohne zu sprechen. Als dann die Zeit gekommen war, wo sie die Komödie wieder spielen mußten, die das Haus forderte, machte Lukardis Licht, zog die Gardinen zu und ging ins zweite Zimmer, damit sich Nadinsky ankleiden konnte. Nach einigen Minuten rief er sie, weil er ohne Hilfe nicht in die Ärmel seines Rocks zu schlüpfen imstande war. Wie am Abend vorher wurde das Diner serviert; wie am Abend vorher bediente der Aufwärter in silberbetreffter Livree, noch demütiger, noch abgeschmackter lächelnd, noch wachsam hinter seiner heimtückischen Grimasse. Lustlos aßen sie und vermieden es einander anzuschauen; nur ihre Hände waren bewegt, wie lautlos gehorsame Geister huschten sie hin und her, den Augen des Spions Harmlosigkeit vorliegend. Lukardis spielte ihren Part heute schlecht: ihr Lachen klang gekünstelter, ihr Getändel weniger glaubhaft. Nadinsky erleichterte ihr die Aufgabe, indem er ihr in einer Pause, wo sie allein waren, zuflüsterte, sie wollten streiten. Er erfand den Namen einer Gräfin und behauptete, das Perlenkollier, das die Gräfin Schuilow beim letzten Jour der Fürstin Karamsin getragen, sei falsch gewesen. Lukardis widersprach. Er nahm eine verdrossene

Miene an und beharrte auf seiner Meinung. Eine glühende Röte überzog Lukardis' Wangen, denn diese Heuchelei innerhalb der Heuchelei erweckte ihr Erstaunen und eine dunkle Furcht vor Nabinsky. Der livrierte Mensch ging und kam, schenkte den Sekt in die Gläser, und seine Miene zeigte ein albernes Bedauern, als sei er nur an täubchenhaftes Girren gewöhnt. Zum Schluß erhob sich Nabinsky unmutig und herrschte den Kellner an, er möge abräumen. Lukardis' bittender Blick setzte ihn in Verwunderung. Er tat, als bereue er sein Ungestüm und schritt mit ausgestreckten Händen auf sie zu. Der Kellner grinste erfreut. Lukardis stand ebenfalls auf und schmiegte nun den Kopf an seine Schulter, aber nur, um ihm zuzuraunen, er dürfe nicht vergessen, für den nächsten Morgen den Wagen zu bestellen. Nabinsky nickte, wandte sich an den Diener und gab den Auftrag, der Wagen sollte um die sechste Morgenstunde am Tor sein. Der Mensch verbeugte sich schweigend und wollte gehen.

Auf einmal erschallte ein durchdringender Schrei. Ein zweiter, ein dritter Schrei folgte. Lukardis faltete erschrocken die Hände, und Nabinsky blickte unruhig zur Tür. Der Kellner hatte die Tür geöffnet; er trug eine metallne Platte und hielt die Tür offen. Ein halbnaektes Frauenzimmer stürzte vorüber. „Die Türe schließen,“ hauchte Lukardis wie entseelt. Da krachte ein Schuß. Das schauerliche Brüllen eines Mannes erfüllte das ganze Haus. Nabinsky schob den Aufwärter über die Schwelle und schlug die Türe zu. Ein paar Minuten lang blieb es still, dann gings treppauf, treppab in schnellen, gleichsam bestürzten Schritten. Stimmen murmelten, eine befehlende Stimme klang von unten, eine jammernde antwortete von oben. Darnach kam ein so herzerreißendes Schluchzen, daß Lukardis händeringend zur Ottomane lief und sich, das Gesicht vergrabend, darauf niederwarf. Auch auf der Straße schien es nun lebendig zu werden. Es wurde ans Tor gepoltert. Man hörte deutlich die Stimme eines Polizisten. Im Flur tönten Schritte als ob jemand vorbeigetragen würde. Der Diener kam herein; mit zerknirschtem Gesicht wandte er sich an Nabinsky und sagte: „Ich bitte Eure Erzellenz ganz unbeforgt zu sein, ich bitte die Dame, sich zu beruhigen. Es ist ein unbedeutendes Malheur passiert. Eure Erzellenz werden nicht mehr gestört werden.“ Darauf verschwand er. Nabinsky trat zu Lukardis, setzte sich neben sie und streichelte mit bebenden Händen ihr Haar. Zusammenschauernd bei seiner Berührung, erhob sie den Kopf und verbot ihm dies zu tun. Er entfernte sich von ihr und war des Lebens überdrüssig. Sturm rüttelte an den Fenstern und plötzlich, wie zum Hohn, erschallte wieder das Klavier, derselbe Walzer wie gestern mit derselben zahnlückigen Melodie. Aber lag nur ein Tag dazwischen? nur ein Tag und eine Nacht? waren nicht Jahre seitdem verflossen? hatten diese Jahre nicht alle Bilder und Stimmungen des Daseins vorübergetragen, Lust und Schmerz, Glanz und

Armut, Erwartung und Enttäuschung, Gewinn und Verlust, Traum und Tod? Und war dies schon das Ende? Stand nicht eine Nacht bevor, eine unendliche, geheimnisvolle Nacht? Nabinsky war es zumute, als ob er seit jenem Augenblick, wo er die Barrikade erstiegen und die Wunde erhalten hatte, in eine neue Existenz mit bisher unbekanntem Bedingungen und Forderungen getreten sei, als ob die frühere Existenz mit allen ihren Beziehungen von ihm losgelöst sei und als ob er in dieses Haus gekommen wäre, um sein eigentliches Schicksal auf sich zu nehmen, von Vergangenheit und Zukunft geschieden, ja ohne Brücken dahin und dorthin.

Bekommen und erregt fiel er auf sein Bett. Nach einer Weile kam Lukardis. Es war kein Licht im Zimmer, nur im Speisezimmer brannten die Lampen. In den Spiegeln dehnten sich die Räume grau und unbestimmt. Lukardis sah nach, ob noch Wasser da war; der eine Krug war noch voll, und nachdem Nabinsky sich entblößt, wusch sie die Wunde. Während sie aus ihrer Handtasche das frische Verbandszeug nahm, fiel ein Buch heraus, und als Nabinsky verbunden war, bat er, sie möge ihm vorlesen. Sie setzte sich auf einen Stuhl und las aus dem Buch vor. Es waren Vermontows Gedichte. Nur wenige Minuten hatte sie gelesen, da fielen ihre Arme schlaff nieder, der Kopf sank zur Seite und der Schlaf überwältigte sie. So ohne Widerstand und Übergang entschlummern Kinder; Nabinsky hütete sich vor jeder Bewegung; seine Blicke hingen an ihrem Antlitz, und es war ihm, als müsse sein eigenes Gesicht an jedem Wechsel des Ausdrucks teilnehmen, welchem ihre Züge unterworfen waren. Wunderbarer Friede kam in sein Gemüt. Er streckte die Glieder und atmete wie in der Luft eines Gartens. Nun regten sich ihre Lippen. Sie flüsterte, sie lächelte zärtlich, die Hände ballten sich und das Buch fiel von ihrem Schoß auf den Teppich. Sie erschrak, öffnete die Augen, ein entsetzter Blick flog durch das halbdunkle Zimmer, dann schließ sie weiter. Doch nun schien die Gewalt des Schlafes immer größer zu werden, der Oberkörper verlor das Gleichgewicht, sie wäre zu Boden geglitten, wenn sie Nabinsky nicht in seinen Armen aufgefangen hätte; er umschlang ihre Schultern und legte die Schläferin vorsichtig quer über sein Bett. Ihre Beine blieben auf dem Sessel liegen, ihr Kopf ruhte auf seinen Oberschenkeln, ihre Arme waren über dem Haupt gekreuzt, die Brust hob und senkte sich in starken Rhythmen. Allmählich fühlte sich Nabinsky beschwert, das Blut in den Schenkeln stockte und er hatte Mühe, so regungslos zu bleiben wie am Anfang. Er ließ sich langsam auf die Kissen zurückfallen, schob die Hände unter die Decke und unter den Rücken des Mädchens und versuchte, die Schlummernde auf diese Art zu stützen. So gelang es ihm, sich Erleichterung zu schaffen; einmal trugen die Arme, einmal die Schenkel und Knie die Last. Dabei empfand er eine glühende Freude, nicht nur,

weil er ihr die Sorgfalt und Mühe vergelten konnte, sondern auch, weil sie so dicht bei ihm war, so nahe als Kreatur, so unbedingt in seiner Hut. Oftmals betrachtete er sie, gedankenvoll entzückt, und ihr Leben, ihr Schlaf, ihr unbewußtes Dasein, die Gliederung des Menschenkörpers, an dem jede Linie eine sinnvolle Schranke gegen das Chaos der Welt bildete, gab ihm ein unendlich beglückendes Gefühl der wiedergewonnenen Herzskraft.

Stundenlang hatte sie geschlafen, als die Trommel einer auf der Straße vorübermarschierenden Militärpatrouille sie erweckte. Nadinsky hatte sich eben zum Sitzen aufgerichtet, da begegnete er ihrem Blick, in dem sich eine dumpfe Verwunderung malte. Zuerst schienen die Augen heiter strahlen zu wollen, dann hüllten sie sich in Schleier der Scham; sie stieß einen hellen, kleinen Schrei aus, sprang empor, und ihr Gesicht war wie mit Blut übergoßen. Sie drückte die Hände gegen die Brust und sah stumm vor sich nieder. Ihre Befangenheit schwand nicht, auch als Nadinsky mit ihr sprach. Er zwang sich gleichgültige Worte ab, erkundigte sich nach dem Wetter und nach der Zeit. Sie antwortete zerstreut, und ihre Miene war bald scheu und ängstlich, bald dankbar und heimlich fragend. Zum letzten Mal wusch und verband Lukardis die Wunde Nadinskys, und während sie es tat, hatte sie Mühe, ihre Fassung zu bewahren; die Welt draußen erschien ihr wie der aufgesperrte Rachen eines Tieres. Die Uhr zeigte ein Viertel vor sechs, sie mußten ihre Vorbereitungen treffen. Nadinsky war immer stiller und stiller geworden; als er angekleidet zu Lukardis ins Nebenzimmer trat, war er sehr blaß. Er setzte sich an den Tisch. Lukardis setzte sich gleichfalls, ihm gegenüber; sie hatte den Hut auf, den Pelzmantel an und die Handtasche stand zu ihren Füßen. So warteten sie stumm, mit abgekehrten Blicken, bis es Zeit war, daß sie gehen konnten.

Endlich vernahmten sie von der Straße her das Knattern von Wagenrädern, und bald darauf klopfte es an die Tür. Der Kellner trat ein, diesmal ohne Livree; er trug einen verschmierten Schlafrock, die Haare hingen ihm in öligen Bündeln über die Stirn und sein Gesicht war mürrisch und böse. Er präsentierte die Rechnung, Nadinsky zahlte, gab auch gleich das Fahrgeld für den Kutscher, dann gingen sie hinab. Zwei Eimer voll Kehricht standen am Fuß der Treppe, und auf der Torschwelle lag ein schwarzer Hund, der ihnen schnuppernd bis zum Wagen folgte. Kein Mensch war in den Gassen zu sehen, schweigend fuhren sie den langen Weg.

In einem der inneren Räume des Bahnhofs stand Anastasia Karlowna an einer Säule. Sie begrüßte die beiden und fragte nach Nadinskys Befinden. Dann übergab sie ihm den Paß und einen Koffer, der die notwendigen Gegenstände für die Reise enthielt. Sie eilten auf den Perron, und Nadinsky stieg in das Kupee. Nach einigen Minuten kam er wieder heraus, schritt auf Lukardis zu und reichte ihr die Hand. Eine unbesiegbare

Schwäche im Nacken verhinderte sie, den Kopf zu heben und ihm das Gesicht zuzuwenden. Dann ergriff er noch ihre andere Hand, die linke mit seiner linken, und die vier Hände lagen beieinander wie Glieder einer geschmiedeten Kette. So verharrten sie einen Augenblick und erschienen sich selbst als Figuren in einem Traum. Anastasia Karlowna machte warnende Zeichen, da kehrte Nadinsky mit schleppendem Gang zum Waggon zurück und kletterte die Treppen hinauf. Er trat ans Fenster; in dessen schwarzer Umrahmung und im Grau des Nebels war sein Gesicht ein kreideweißer Fleck. Nun ertönte die Pfeife, und langsam rollte der Zug aus der Halle.

Als Lukardis nach Hause kam, fand sie ihre Mutter in Tränen aufgelöst. Die arme Frau hatte nicht gewagt, ihrem Gatten von dem Brief der Tochter Mitteilung zu machen und ihm deren Verschwinden durch mühevollen Listen verheimlicht. Es gab eine sonderbare Auseinandersetzung zwischen Lukardis und der Mutter, eine Szene, bei der die stumme Frau in der erregtesten und stehendsten Weise gestikulirte, während das Mädchen nur den Kopf schüttelte und mit keinem Laut, keiner Gebärde sonst antwortete. Allmählich wurde die Generalin von einer heftigen Sorge um Lukardis ergriffen, die sich in Bestürzung verwandelte, als Lukardis sich beharrlich weigerte, den Staatsrat Kussin zu sehen, der für einige Tage nach Moskau gekommen war. Auch der Zorn des Vaters fruchtete nicht, sie sah nur still und ohne zu sprechen vor sich nieder. Die Verlobung mußte gelöst werden, und beflissener noch als zuvor wich Lukardis den Menschen aus, den Freunden, den Fremden, der Mutter, dem Vater, den Schwestern. Sie war ganz in sich gesunken, ganz verwandelt, und da die Ärzte den Rat erteilten, sie auf Reisen zu schicken, ging die Generalin mit ihr nach Paris, später ans bretonische Meer. Eines Nachts überraschte die Mutter sie, wie sie auf den Fliesen der Terrasse ihres Zimmers lag, die Hände hinter dem Kopf verschränkt und mit weitgeöffneten, unbeschreiblich strahlenden Augen in den gestirnten Himmel schaute. Der Ausdruck ihres Gesichts zeugte von einer grenzenlosen, den meisten Menschen unbekanntem Einsamkeit.

Nadinsky blieb verschollen. Einige Leute behaupteten, er lebe auf einer Farm im westlichen Kanada. Niemals hat Lukardis seinen Namen erfahren, niemals er den ihren.

Vom Don Juan zur Zauberflöte

von Oskar Wie

Am 29. Oktober 1787 sitzt Mozart in Prag am Dirigentenklavier und leitet die erste Aufführung seines „Don Juan“. Warum in Prag? Die Wiener waren nicht dankbar genug für den Figaro. Sie bejubelten Martin mit seinem *Burbero di buon core* und erst gar mit seiner *Cosa rara*, sie zogen Dittersdorf vor, der ihrem populären Buffogeschmack mehr zusagte, sie gaben sogar zwei Jahre lang den Figaro gar nicht mehr. Wogegen er in Prag unbeschreiblich reüssierte, fast jeden Abend gespielt wurde, dem Theaterunternehmer alles Glück brachte, und es gab keinen Harfenisten auf der Bierbank, der nicht das *non più andrai* hören ließ. Was hatte Mozart viel von Wien? Er arbeitete nach Kräften, er schrieb Arien für die Sänger, besondere Arien auf Texte alter Opern und Einlegearien in die Opern anderer (eine ganze schöne Literatur von Opern-Parerga), er enthüllte eine staunenswerte Vielseitigkeit in sämtlichen Genres der Musik von der Messe bis zum Kanon für lustige Gesellschaften, dirigierte, spielte — eine Stellung bekam er erst Ende 1787, als Kapellmeister in wirklichen Diensten, also eine Art Nachfolger des eben verstorbenen Gluck, als k. k. Hofkompositeur, nur gab ihm der k. k. nichts zu komponieren auf und seine amtliche Tätigkeit bestand in dem Arrangement der Maskenballmusiken. Der Vater war im Mai dieses Jahres gestorben. Da war es ihm ganz recht, daß der Prager Direktor ihm den Wunsch geäußert hatte, das nächste Werk für die Saison 87/88 zu bekommen. Da Ponte wurde zitiert und er schlug Mozart den Don Juan-Stoff vor, sie fanden sich schnell einig. Mozart reiste mit dem halbfertigen Werk hin und erlebte in Prag eine Zeit voll Lustigkeit und Wohlbehagen, die Sonnenzeit seines späteren Lebens, die Zenithzeit, die fast schon ein wenig Mythologie angefegt hat. Er liebelt mit den Sängern, er komponiert fünfmal um, bis es den Herren gefällt, er plaudert mit Da Ponte über den Text von Fenster zu Fenster des Hofes, er bringt der Zerline auf eine gehörige Weise den Angstschrei bei, er debattiert mit den Posaunisten (der Figaro war ganz posauenlos gewesen) über die berühmte Akkordbegleitung des Komthurs in der Kirchhoffzene und gibt ihnen schließlich, da sie streiken, die Holzbläser zur Stärkung zu, er schreibt diese und jene Arie neu hinein (man sieht das an den Einlegeblättern des Autographes) und in der letzten Nacht, wohl vor der Generalprobe, entschließt er sich endlich noch die Duvertüre hinzuschreiben, so eins, zwei, drei aus dem Kopf — vieles davon mag nicht wahr sein, aber alles ist schön erfunden. Der Duft von Mozarts Persönlichkeit, der noch immer an einigen Erinnerungen in Prag haftet, hat Mörke zu einer Novelle begeistert, die freilich

weder für Mozart sehr charakteristisch ist, noch für Mörke selbst. Immerhin — es ist ein Kokotokranz auf dies göttliche Haupt.

Der Prager Erfolg des Don Juan hat sich nicht sogleich fortgesetzt. Am 7. Mai 1788 fiel er in Wien ab. Das Publikum war mehr für Salieris „Arur“, dessen Text Da Ponte, gleichzeitig mit dem Don Juan, aus dem Französischen umgearbeitet hatte. Der Kaiser sagte, Don Juan sei schöner als Figaro, aber keine Speise für die Zähne seiner Wiener, und Mozart antwortete: „Lassen wir ihnen Zeit zu kauen“. Allmählich kauten sie sich auch in dieses wirklich neue Genre hinein und dann ging es. Mozart hatte Konzessionen gemacht. Er schrieb für die Elvira der Cavalieri die schöne Es-Dur-Arie hinzu, mit den wunderbaren Akkompagnatostellen, und dem Ottavio des Morella nahm er die große Arie ab und stellte ihm die in G-Dur zur Verfügung. Beide Wiener Arien sind heut noch in Gebrauch, aber man hat längst beobachtet, daß die Es-Dur-Arie der Elvira nur einen Sinn hat nach einem, als dritte Einlage für Wien geschaffenen Duett, in dem Zerline den Leporello beschimpft und festbindet — ein Stück, so mäßig in Geschmack und Phantasie, daß man es mit Recht jetzt wieder fortläßt. Daher kommt es, daß die Elvira in Es heut in der Oper so verlassen und stellenlos umherirrt, wie im Leben! Opfern wir doch den Ehrgeiz der Cavalieri und lassen wir die Prager Form zu Recht bestehen. Muß eine Oper heut verschoben sein, weil vor 125 Jahren eine Sängerin ihre Brauvour zeigen wollte? Schade, daß die Arie so gut ist. Opernschicksale! Schicksale des Don Juan, der durch die Welt zieht, nicht heiter und froh wie Figaro, sondern an allen Ecken und Enden mißverstanden, zugestuft, entstellt, im Genre zwischen Buffo und Seria, Gefühl und Virtuosität, das sich nirgends sofort einregistriert, weil es nirgends die gewohnten Rubriken trifft. Die Berliner sagen: Grille, Laune, Stolz, aber nicht das Herz war Don Juans Schöpfer. Italien, überhaupt nicht mehr sehr mozartfreundlich, lehnt ihn vielfach als langweilig ab. In Paris wurde er zunächst nur durch unglaubliche Zutaten und Verstümmelungen möglich: in demselben Paris, das heut durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit Deutschlands, als Erbe der Biardot in der Konservatoriums-Bibliothek die Originalhandschrift des Don Juan besitzt.

Der Mozartsche Don Juan hat eine Literatur für sich, die man bei Jahn findet — bis zu der „mathematisch-harmonischen Analyse“ Gustav Engels, die die Zerstörung eines Kunstwerks durch die ägende Wissenschaft bedeutet. Dort wird man auch über alle die Inszenierungsfragen nachlesen, was der Bremenser Vultaupt in seiner Dramaturgie der Oper *Schlechtes* sagte, was der Wiener Kalbeck und andere Vernünftiges. Und man wird die ganze Reihe der Übersetzungsversuche finden, von Mozarts eigenen Anfängen über die schrecklichen, naiven Entstellungen späterer Zeit bis zu den vielfachen, leider unpopulären Reinigungen in unserer hygienischen Epoche. Es ist nicht

viel zu sagen: gibt man heut den Don Juan in der Prager Form, in italienischer Sprache und mit einfachen, historisch nicht gerade falschen, aber auch nicht zu phantastischen und stilisierten Dekorationen, in einer vernünftigen Einrichtung des Ab- und Zugangs der Personen, so läuft man keine Gefahr, mehr Probleme zu stellen als Musik zu genießen. Nur keine Philosophie über so ein unbefangenes Werk! Keine großartigen Deutungen der Charaktere und mystischen Dämonien. Da Ponte hat sich kaum den Kopf darüber zerbrochen. Es gab eine ganze Herde von Don Juan-Dichtungen vor ihm, auch ein paar Opern, zehn Jahre vorher die von Righini, 1787 allein drei andere, von Fabrizi in Rom, von Garbi in Venedig und von Gazzaniga auch in Venedig, von denen die letzte besonders im Anfang der Mozartschen so ähnlich ist, daß man im Ernst darüber disputiert hat, nicht nur ob die Librettisten sich benutzten, sondern ob auch Mozart — nun in der großen Geschichte des Don Juan-Motivs ist sicherlich weniger durch Da Ponte, der einen sehr bescheidenen Text lieferte, als durch Mozart hier ein gewaltiger Einschnitt geschehn. Don Juans Diener hieß bis dahin noch Arlekin oder Sganarell oder Pasquariello. Jetzt bekommt er seinen bürgerlichen Namen Leporello. Der Arlekin ist gestrichen. Das Stück wird motivierter und menschlicher. Die früheren Don Juan-Opern hießen meist „Der steinerne Gast“. Da Pontes Stück hieß *Il dissoluto punito o il Don Giovanni*. Der bestrafte Wüstling fällt langsam ab. Es bleibt die Figur eines dämonischen Don Juan, zu der Mozarts Musik das Bild liefert. So entzündet er Hoffmanns Phantasiefeele, so geht er in Byron, in Grabbe, in Lenau ein, so kehrt er sich in Shaw um. Die Wendung in der Operngeschichte wurde auch eine Wendung in der Sagen Geschichte — durch die innere Wendung Mozarts.

Diese innere Wendung geht von der Tradition der *Buffa*, vom *dramma giocoso*, als das Don Juan begonnen wurde, an die Grenze des Tragischen, dort wo aus tiefen Menschlichkeiten der Ton in das ernste Bekenntnis sich erhebt und die Musik Seelenlandschaften schildert, die in des Lebens wahren Leiden leuchten. Die antike Marke ist fortgeschleudert, die *Buffonerie* in eine untere Etage verwiesen, wo sie als Kontrapunkt fortwirken mag, aus der Realität des Stoffes wächst die Angst und die Gewalt und die Erlösung der hohen Funktionen des Lebens, Lust und Tod, Genuß und Rache, eine enorme Machtsteigerung dieser Gefühle, die zwischen der harmlosen Idylle und der eiteln Virtuosität sich ein Reich von unwiderstehlicher, wahrer und tiefer Wirkung erobern. Dies hat Mozart so aus sich heraus gemacht, es wuchs ihm schon während des *Figaro*, hier stürzte er alle Überlieferung. Der Text war mäßig, aber dieser Stoff war grandios für ihn. Und darum soll man Da Ponte dankbar sein, auf dessen Schemen von diesem mächtig hervorbrechenden Licht ein Schimmer zurückfiel.

Masetto und Zerline, deren Wesen sehr gut eine alte Buffooper ausgefüllt hätte, sind in die untere, freilich sehr freundliche Etage verwiesen, wie das zweite Liebespaar, das in der hohen Zeit der deutschen Literatur die Erinnerung des Schäferspiels gegenüber der ernstern Tragödie vertritt. Ihr liebliches Tanzlied mit dem Chor, die lustige Masettoarie *Ho capito* ganz im populären Schnitt, das unnachahmlich entzückende Rondo der Zerline *Batti, batti* mit dem obligaten Cello, nicht weniger das überaus anmutige *Vedrai carino* sind Blumen an diesen Fenstern: die graziösesten Melodien, die diese Zeit erfand. Leporello ist Satire. Die Registerarie ist ein Muster parodistischer Laute, das pickende, rollende Orchester, in das er schließlich hineingerät, malt ihm in einem zweiten Menuettsatz die Typen der schönen Frauen (bekanntlich haben die alten Übersetzungen hier alles zerstört) in einer reizenden Galerie von ausdrucksvollen Persiflagen. In der Arie *Ah pietà* erregt er ein komisches Mitleid, indem er eine stehend gestreckte Dreiklangfigur dauernd mit seiner Stimme herzieht. Seine Ensembles mit Don Juan bleiben im Buffoton: selbst bei der Einladung der Komthurstatue, mit den zappelnden Nonen, den plötzlichen Wechseln der Tonart, verharret die Malerei der gespenstischen Angst im Stil der Karikatur, den Don Juan nicht unterbricht. Ein merkwürdig einheitliches Stück ist das Zerzett geworden: Don Juan und Leporello tauschen nicht bloß die Kleider, auch die Phrasen nehmen sie sich ab und geben sie an Elvira weiter. Eine eigenartig schürfende Melodie geht motivisch durch die Szene, sie lockert das Erdreich in einer Freudigkeit der Gesangs-Imitation, daß kein Pathos aufkommt. Diese drei verstehen, sich gut anzufingen. Die reine Gesangsfreude, die bloße schöne Form der Melodie, die man aus einer guten Laune bildet und wie einen Tanz der Sinne durchkostet — diese Buffokunst hat Don Juan selbst durchaus nicht vergessen. Ja, sie ist seine natürliche Äußerung, wenn ihn niemand stört. Er bleibt ein Buffo und ist weit entfernt davon, großartige romantische Expektorationen über seine Weltanschauung loszulassen: zumal das einem Bariton in dieser Zeit gar nicht anständig. *La ci darem*, so ist er. *Fin ch'an dal vino*, so fängt er den Atem, *Deh vieni alla finestra*, so singt er zur Mandoline und — nicht bloß als Leporello verkleidet — wenn er die Leute verteilt, sich selbst zu fangen, *Meta di voi quà vadano*, verfaßt er eine Musterbuffoarie mit höchst spaßiger Malerei und höchst genialen melodischen Einfällen. Er ist und bleibt Buffo, und deswegen muß er untergehn. Denn Mozart liebt Donna Anna. An ihr erwacht sein Ernst und seine Tiefe, ihr gibt er das letzte, was er zu geben hat, aber dem Don Juan hat er nur edlere Singemelodien gegeben, als Zerline, nur feinere Buffomanieren, als Leporello, er hat niemals zu Da Ponte gesagt: mir fehlt noch die Hauptarie, in der ich Don Juans Abgründe zeige. Er ließ ihn singen und spielen. Don Juan ist ein Bufforitter, Leporello ein Buffodiener, Zerline eine Buffobäuerin.

Die Atmosphäre um Donna Anna schuf das Gewitter, unter dessen Blitzen Don Juan sein Gesicht faltete. Sie sammelt seine Sünden, die ihn zum großen Sünder machen. Sie treibt die Vergeltungen, die sein Leben zum großen Schicksal machen. Sie offenbart die Tiefen, die diese Oper zum Beginn einer musikalischen und romantischen Liebe der Tragik machen. Das Gewitter bricht in der ersten Szene los. Tod und Feuer. Leporellos dumme Klagen, die den lustigen Opernton markieren, werden verschlungen von diesem dramatischen Leben, das noch keine Oper gekannt: im schüchternen Buffobass klingt Leporellos feige Stimme zum Liebesringkampf Don Juans mit Donna Anna, zum Tode des Komthur. Ein Verbrechen ist geschehen, leise weinend sinken die Bläser darüber herunter. Eine ungeheure Klage erhebt sich, ein Duettrezitativ Donna Annas und Don Ottavios, von seelenvollen Zwischenspielen gedeutet, und die gewaltige Vereinigung im Schwure, von gebrochenen Akkorden geleitet, an die die Stimme angstfliehend sich klammert, in trotzigen Septimen, schluchzenden Synkopen, schaurigen Pausen, das Bild einer tragischen Verzweiflung, so erschütternd, musikstark, wie es Glück niemals geschrieben hatte. Anna hat den Mörder ihres Vaters erraten. Das Orchester krallt sich, Trompeten schneiden hinein, es zieht den Schmerz aus, es dehnt ihn und bereitet das Feld für die Rachearie, die in ihrer maßlosen Leidenschaft nun ihrerseits das Orchester bis zur Raserei aufwühlt: die Erinnerung der Virtuosität, die Steilheit des Ausdrucks, die Lust am stilisierten Schrei, als Schönheit geboren in den Grenzgebieten Italiens und Deutschlands, zwischen Passion und Bravour, wo die Tragik sich ihres Pathos nicht schämt und das Pathos sich im Stil wieder festigt. Das Gemüt beruhigt sich. Die F-Dur-Arie bringt in das vorangehende Rezitativ schon ihre melodisch süße Ahnung, dann breitet sie ihre feingezogene, seelenartige Stimmung über Annas Wesen, das wie in einer Erinnerung an seine Herkunft noch einmal, in dem Allegro-Nachsatz, der bloßen Koloratur und virtuosen Werve Leberwohl sagt. Sie ist darüber längst hinausgewachsen und ist entschlossen, ihren tatenlosen Ottavio und ihre sentimentale Helferin Elvira dort zurückzulassen, wo das bloße schöne Ariensingen und der konzertmäßige Vortrag rührender Empfindungen dem Bedürfnis nach Aussprache genügt. Es ist merkwürdig, daß Don Juan und Leporello in der Arie Nr. 3 ihre Elvira nicht erkennen, die bei der Ausdrucksweise der gewohnten Abbandonata beharrt, obwohl ihr die beiden durch das reizend neckische Spiel über der federnden Dominante allen Anlaß dazu geben, an ihrem Rutschpathos irre zu werden.

Schon im Quartett versucht Elvira die Sphäre der Anna einzusaugen: *Te vuol tradir ancor*, so schlägt sie dieses einsam klagende Motiv an, das sich durch den ganzen Satz in den Stimmen, im Orchester durchzieht, um ihm noch nachklingend seine mahnende Einheit zu geben. Aber während Ottavio

durchaus in den ernsten Bann des gemäßigten Stils der Donna Anna gerät, versagt sich Elvira nicht einige koloraturfreudige Ausbrüche und findet sich teilweise mit Don Juan, der sie im Buffoton für verrückt erklärt, in diesem Genre zusammen. Die alte Operntradition muß noch besser eingefangen werden. Don Juan vermag es nicht, aber Mozart versucht es. In den beiden Finales und im Sertett ist das geschehen.

Das erste Finale, in vielen kleinen Stücken aneinandergereiht, sogar szenisch unterbrochen (man sollte es möglichst ohne Pause arrangieren) hat vier große Teile, die, wenn man es kurz sagen will, die Zerstörung des Tanzfestes in Don Juans Schloß durch den Geist der Rache und Verschwörung wachsend schildern. Zuerst idyllisches Vorspiel mit heimlicher Erregung: Masetto, Zerline, Don Juan, die liebliche F-Dur-Stelle, aus dem Palast bringen acht Takte des Kontres, alle drei finden sich zusammen, aber nur musikalisch. Dann zweiter Abschnitt, die drei Rächenden kommen, eine innerliche Dreiheit, zitternde Bewegung im Orchester, das Menuett tönt aus dem Palast, Leporello ruft sie hinein und der Augenblick ergibt ihr wunderbares Terzett, zu dem alle Streicher schweigen, in einer absolut musikalischen Gesangschönheit, auf dem dunklen Fond der Bläser, wiegend und wechselnd und drohend und fliegend, Anna und Elvira einig in der Figuration und Koloratur, die sie aus ihrer Vergangenheit zu einer neuen zeitlosen Monumentalität verbindet. Das Fest, drittens, findet statt und der Tanz erringt die Herrschaft, er kompliziert sich, nach der vergnügten $\frac{6}{8}$ Einleitung, zu einem Ensemble von drei Tänzen, dem Menuett für die Edlen, der Follia (Kontre) für Don Juan und Zerline, der Alemana (Walzer) für Masetto und Leporello. Die Tänze, von verschiedenen Bühnenorchestern gespielt, staffeln sich, trotz ihres verschiedenen Taktes, ineinander ein. Der Schrei der verführten Zerline unterbricht diese Epoche und leitet den letzten Teil ein: den Sieg des Rachegefangs über das Tanzfest. Immer gewaltiger steigt das Drohen, Rollen, Fugieren, Schlagen der Angreifer gegen das Paar des stolzen Don Juan und des affigen Leporello an, immer breiter und breiter, die Katastrophe scheint vor der Tür — aber es geschieht nichts, sie treffen sich schließlich alle im gemeinsamen C-Dur, wie sie sich immer am Ende der katastrophalen Finales trafen, und statt zur Tat zu schreiten, bleiben sie im Gesang stecken. Der Tanz scheint besiegt, aber die Buffotradition hat sich doch durchgesetzt. Mozart muß weiter gegen seinen Don Juan streiten.

Das Sertett gruppiert sich um den als Don Juan verkleideten Leporello. Donna Elvira hat eine kurze Szene mit ihm, in Es, plötzlich Trompeten, D-Dur, Ottavio und Anna treten ein (welcher unsagbare Schwung in ihrer Gebärde), eine schleichend chromatische Figur senkt sich herab, wir sind in Es zurück, Masetto und Zerline kriechen mit unter diese chromatische Decke, alle gegen Leporello, der dieselbe Figur in seine flehenden Finger nimmt —

er wird erkannt. Alle andern schließen sich in rhythmisch knappen Massen gegen ihn zusammen — che mai sarà! Und doch, so lächerlich sie den Moment empfinden, sie erheben sich zu einem absoluten, philosophischen, schicksalschweren Stil, in Akzenten der Tonarten, im Wettstreiten der Konturen, zuletzt fast in reiner Acapella-Mystik, immer wieder von dem tragischen Gefühl ihrer Mission aufbegeistert, die an dem Gesetz der Buffos zu scheitern scheint. Wird Mozart über Don Juan siegen?

Das letzte Finale beginnt lustig mit dem schmausenden Don Juan und hungernden Leporello. Die anderen Don Juan-Opern brachten an dieser Stelle Loaste, die das Publikum apostrophierten. Mozart hatte eine geistreiche Idee: er läßt die Tafelmusik erst aus Martins „Cosa rara“, dann aus Sartis „Fra due litiganti“, endlich aus seinem Figaro spielen — in Worten gesagt, Ihr kennt den Martin und den Sarti, deren beliebte Arien mich überall verdrängen wollen, Euch, meine Prager, danke ich den Erfolg des Figaro, der mich stolz macht. Man stelle sich diese Wirkung bei der Premiere vor. Alle wiegen sich in Wohlbehagen, alle fühlen sich persönlich angesprochen von diesem Komponisten, diesem Dirigenten, der einen Tafelschmaus beliebter Opernstücke veranstaltet, ein freudiges Murmeln geht durchs Theater — da öffnet sich die Tür und der weiße Komthur erscheint, das Lächeln erstirbt, es hebt eine Szene an, wie sie noch keine Buffooper kannte, wie sie mehr Bedeutung und Erfolg und Zukunft für Mozart und alle Opern wurde, als diese Zitate je ahnen ließen: von Elvira, der Warnenden, von Leporello, dem Zitternden vorbereitet, von Trompeten und von Posaunen begleitet, auf schwerlastenden Akkorden, von klagenden ziehenden Streichern umgeben, eingehüllt in die Wolken steigender und plötzlich im Piano fallender Skalen, drängend, hart, steinern bis auf das unweigerliche D, ausweichend im Kampfe des No und Si, der nun einen neuen tragischen Klang erhält, durch Tonarten der Nähe flüchtend, in gewaltigen Schlägen zusammenbrechend und im D-Moll versinkend, vollendet sich das Schicksal Don Juans. In D-Moll? Im Momente seines Höllensturzes wandelt sich die Terz f in die Terz fis, das Moll in Dur und ein heiterer Schluß in G setzt ein. Sie kommen alle, zu fragen, ein artiges Varghetto besänftigt den Schrecken, ein Endenssemble vereinigt sie in einer Art kirchlicher Weltanschauung, in der die einzelnen Charaktere noch tiefer untertauchen, als sonst in solchem Finale. An diesem Schluß hat man herumprobiert. Er wurde schon in alter Zeit ganz fallen gelassen, oder nur teilweise, oder in das Camposanto verlegt, oder durch ein Stück aus Mozarts Requiem oder gar fremde Kompositionen ersetzt. Aus der Sphäre dieser Oper muß er bleiben. Bei aller Tragik — Don Juan hat sich sein Los allein bereitet und der Komthur tut nichts als Gleiches mit Gleichem vergelten. Ja, eine Gewitteratmosphäre ist um Donna Anna, es zuckt und donnert, aber diese Wolken hängen nur

über Don Juan, sie sind es nicht, die ihn treffen. Noch im Tode hat seine Buffoehre Macht genug, alle seine Feinde in versöhnlicher Stimmung zu vereinen und einen schönen Schlußgesang verfassen zu lassen. Sein Buffoschicksal liegt eingeschlossen in dieser Landschaft hoher und heiliger und tragischer Gefühle, die nun einmal erst erschaffen war, um dann ihre Menschen zu finden und zu erhalten, die nur ihren eigenen Gesetzen folgen. Es ist eine stehende tragische Landschaft, noch beziehungslos, noch unverbindlich, aber schön bis in alle Tiefen des Herzens, die hier gebildet wurde. Deutsches und Italienisches, Ernstes und Komisches, Virtuoses und Empfindungsvolles, Ausdruck und Stil haben von beiden Seiten an ihr gearbeitet. Die Insel ist im Meere geboren und dort legt Donna Anna den Kranz auf Don Juans Grab, der für sie starb. Die Oper ist fertig. Mozart geht an das letzte Stück, die Ouvertüre. Er setzt die Klänge der Komthurszene an den Anfang. Er gibt dem folgenden Allegrosatz ein drohendes, faustballendes, diatonisches absteigendes Motiv, inmitten ritterlicher Zwischenrufe und neckischer Ablenkungen, er vervielfältigt, verstaffelt, verbohrt dieses Motiv, aber dann läßt er es milder werden, und bescheidener, und leitet mit sanfter Hand ohne Schluß in die Späße Leporellos hinüber. So zeichnete er seine Oper und seine eigene Bestimmung.

Zu einem sonderbaren Späß wurde er einige Jahre später berufen. *Così fan tutte* erscheint von ihm am 26. Januar 1790 in Wien. Ein Auftrag des Kaisers und zwar mit diesem Text Da Pontes, der ihm befohlen wurde. Wenigstens ein Auftrag. Glücklich war er nicht. Es fehlt an Geld und die Frau tränkelt. Er hatte wieder mal eine Künstlerreise versucht und wäre beinahe in Berlin stecken geblieben, wo ihm der interessierte König die erste Kapellmeisterstelle für 3000 Taler angeboten hatte. Unnütze Träumerei, was geworden wäre, wenn er es annahm! (Ich glaube, er wäre von Intrigen erstickt worden.) Rechnerisch war er gar nicht, er schlug es ab, um in Wien zu bleiben. Der Dank des Kaisers war *Così fan tutte*. Wirklich nicht: tutti. Der Kaiser hatte wenig Ahnung von ihm. Er hätte ihm Goldoni und Molière vor die Füße legen sollen. *Così* wurde kein großer Erfolg. Es ist damals nur zehnmal in Wien gegeben worden. Dresden wachte erst an dieser Oper auf: es war 1791 dort die erste Mozartpremiere, aber bis 1812 folgte in der Originalform keine andere. Bis heut ist das Stück nicht populär geworden.

Man hat den Text dafür verantwortlich gemacht. Man sagte, zwei Liebhaber, die sich verkleiden, um kreuzweise ihre Bräute zu verführen und sich so von ihrer Untreue zu überzeugen, der Freund Alfonso als malitioser Anstifter, die Zofe Despina als verkleideter Arzt und Notar, das sei zu unwahrscheinlich, ja sei zu frivol, um irgend jemanden zu fesseln: also unwahr-

scheinlich frivol, durch die beste Musik nicht zu retten? Man änderte. Man machte Alfonso zu einem Zauberer, Despina zu einem Ariel; man schob eine lange Reise vor die Wette; man verkleidete statt der Liebhaber helfende Freunde; man ließ sie parallel verführen, statt kreuzweise; man verriet den Personen vorher ihr eigenes Stück, so daß sie die Täuschung nur vortäuschten. Oder man eliminierte den ganzen Text und setzte einen funkelnagelneuen unter die Musik, Barbier und Carré schoben Shakespeares „Verlorene Liebesmühe“ unter, Scheidemantel hat soeben einen ähnlichen Versuch gemacht. Geholfen hat das alles nichts. E. T. A. Hoffmann war ziemlich der einzige, der das Stück als „Ausdruck der ergößlichsten Ironie“ verteidigte, in dem weisen Gespräch, das Dichter und Komponist in den „Serapionsbrüdern“ führen. Man nehme es mir nicht übel, wenn ich mich ihm anschließe. Ich brauche nicht zu versichern, daß ich das nicht mit literarischem Kennerblick tue, sondern im Gegenteil, ich bin froh, daß ich dies Kennerauge zudrücken darf. Es ist mir möglich, die Unmöglichkeit dieses Stückes mit der ganzen Heiterkeit meiner Buffoseele zu empfinden. Ich weiß, sie verkleiden sich; ich weiß, das geht alles nicht und ist ein Spiel mit singenden Scherzen; ich weiß, daß das Leben ernst ist und die Wahrheit langweilig und die Logik tödlich und die dramatischen Geseze nach einem Bremenser Kodex zu untersuchen sind. Aber ich fühle ein wenig von Don Alfonso in mir, der mit einem behaglichen Lächeln diese Künste, obwohl er sie kennt, spielen läßt, und, obwohl er sie verachtet, anstiftet, und ich bin imstande mich so buffonesk zu stilisieren, daß ich alle Frivolität der Croisés und alle kleine Tierquälerei der Liebe wie einen Maskenscherz mir vormachen lasse, hinter dem ich ein Leben sehe, das ich vergessen will. Vern gebe ich dabei zu, daß der Librettist seine Sache noch viel besser hätte machen können, und ich stimme Jahn vollkommen bei, der den zweiten Akt für zu gleichmäßig hält und statt des Quartetts, in dem Alfonso und Despina die Parteien der Zögernden übernehmen, lieber ein großes verwickeltes Ensemble gesehen hätte. Aber Da Ponte zu monieren, ist weder ein Grund mich zu entrüsten, noch mich zu langweilen, da ich ihn in Mozarts Gesellschaft finde. Sein einziger Misserfolg ist die Unfähigkeit der Hörer, sich auf eine feine Ironie einzustellen. Mozart fand den inneren Ton. Die Leute finden ihn nicht.

Es ist eine köstliche Feinheit, eine spielende Ironie, mit der er diesen Maskenball der Wahlverwandtschaften in Töne setzt. Hinter den Figaropersonen hatte er Menschen gesucht, hinter Don Juans Frauen ein Schicksal, immer gesucht, nicht vollendet, denn er hatte keine Probleme und Tendenzen — hier suchte er gar nichts, sondern er spielte nur, und darum ist diese Oper vielleicht die problemloseste, aber auch die einheitlichste von allen geworden, eine wunderbare Selbstzerfetzung dieser Gattung, eine Vollendung der Ironie, ein Ziel des Buffowesens, das seine Wesenlosigkeit kennt und in

schöner Musik befriedigt. Dieses Stück läßt sich vernichten, wenn man von Charakteren, Logik und Gefühl spricht, aber am nächsten Tage steht es wieder auf und lächelt uns so verführerisch an, daß wir uns schämen und fragen: wissen wir noch, was Wahrheit ist? Ist alles nur Spiel? Wäre es doch — —

Elvira ist zur Fiordiligi geworden, die Ferrarese singt sie. Doktoranden arbeiten über die Arien, die Mozart für einzelne Sänger und Sängerinnen schrieb und rekonstruieren deren Stimmgattung aus diesen Indizien. Mozart verwechselt und vertauscht während der Arbeit die Rollen der Schwestern. Einmal ist Fiordiligi oben (Da Ponte hatte ein Verhältnis mit der Ferrarese), einmal die Dorabella, die die Villeneuve singt, selbst wieder eine Schwester der Ferrarese. Dorabella ist entschieden impulsiver, Fiordiligi treuer und stolzer. Das Spiel verwechselt sie, das Spiel bringt den weicheren Ferrando zur herrischen Fiordiligi, den unbesorgten Guglielmo zur temperamentvollen Dorabella. Hat das Spiel vielleicht recht? Sie werden sich nach dem Austausch weniger gut vertragen. Denn dann beginnt das Leben und hier ist noch die Kunst, die sie mit einer Fülle von Phantasie und Illusion beschützt, an die sie sich gern erinnern werden. Wie schön war diese Ouvertüre, sie sagte nur *Così fan tutte* und dann jagte sie die Instrumente in einem Wirbeltanz nacheinander, daß sie sich ihr Feuer holten, in dem sie das ganze Stück durch sprühten, so beweglich und zierlich und fein und verständnisvoll, die liebenden Klarinetten, die pochenden Oboen, die kriegerischen Pfeifen, die klingenden Pizzicati, die eiteln Hörner, die philosophischen Fagotte, alle sie, die den großen Vorteil haben nicht sprechen zu müssen, was man von den Personen da oben verlangt, um ihnen ihre Gedanken nachzurechnen, die ihre ungefragt blühende Musik verraten. Wie töricht. Diese Musik blüht wie die Wiesenblume. Ist Wolfsmilch unecht? Ist der Mohn ein Unkraut? Wir wissen nur noch, zu wieviel schönen Sexten und Terzen die Melodien dieser Paare führen mußten, wie zierliche chromatische Wendungen im Diskant lagen, wie viel neue und zarte Durchgangstöne in den Mittellagen, wie drollige Ecken die Akkorde bildeten, wie frisch die Tonarten sich ablösten. Diese unaufhörlichen Ensembles, in denen sich die Stimmen immer wieder in anderen Nachahmungen fanden und das Orchester immer wieder neue Farben ihnen hinterspannte. Zerstören wir uns nicht die Erinnerung durch die Erzählung aller dieser Feinheiten, deren unermüdlchen Zauber wir in unseren glücklichsten Stunden nur stumm am Klavier wiederherzustellen versuchen. Gab es eine hoffnungsvollere Zeit als, da wir in dem Quintett Abschied nahmen und uns eine nie gefühlte deutsche Romantik überschlich, von wiegender Begleitung getragen, langsam sich verdichtend, bis diese eine melodische Phrase sich von Fiordiligis Lippen löste, diese eine Melodie, die uns mehr rührte, als alle gesprochene Literatur es je vermochte? Und weißt du, dieses Motiv im folgenden Terzettino, dieses Flehen und Schmeicheln der Winde und Wellen

umwogt von flüssigen Terzen, umhaucht von weichen Harmonien, sagte es uns nicht mehr als alle Librettisten ahnten? Es kam irgendwoher aus weiter silberner Ferne, wo wir es kannten, als wir noch keine Menschen waren. Der gute Alfonso zitierte indessen Metastasio und sang immer so zweideutig sein finem lauda, Despina und die beiden Männer machten entzückende chromatische Durchgänge, wenn sie vor den Damen knieten, um in einem Walzer abzubrechen, Fiordiligi stürmte mit ihren weiten Intervallen in der Felsenarie los, Guglielmo überlegte sich, ob er sein anmutiges G-Dur-Liedchen singen solle oder die große Arie mit der Mythologie und den Nachtigallen, beide waren sie hübsch, aber schließlich entschied er sich für die spielende Grazie und reichte die pathetische Parodie dem Autor mit Dank zurück, der ihm lachend recht gab. Die Männer lachten im Terzett, Ferrando sang ein wundervolles Andante cantabile, dessen Motive das Orchester wie in einem gerechten Stolz auf ihre schöne Erfindung weiterspann und hoch hob, die Herren wanden sich chromatisch in ihrer simulierten Vergiftung, in reizender Verwirrung, staccato hüpfend, dann legato biegender, näherten sich ihnen die Damen, sie sangen gar erhebend und kunstvoll zusammen, Despina kam als Arzt, apostrophierte den alten Freund Mesmer, machte höchst amüsante altmodische Sperenzien und es ging in reißendem Laufe dem Schlusse des Finale zu. Kinder, welch ein Finale war das. Welcher Bau, welches Tempo, welcher süße Zwang in unseren verschiedensten Maskeraden. Welcher Alfonso gibt uns heut eine solche Erziehung? Wir lebten unter einem Rausch von Rhythmus und Melodie, der unsere Fähigkeiten, unsere Lust zur Musik gegeneinander trieb, daß wir kaum merkten, wie er sie dirigierte. Despina singt ihre verlockenden Walzer, die Damen nehmen sich die reizenden Phrasen vom Munde ab, die Herren eröffnen eine artige Serenade, Guglielmo und Dorabella finden sich in einem Duett von einer unbeschreiblich atmenden Süßigkeit, die beiden andern machen ein großartiges Akkompagnato, Ferrando läßt das A von F-Dur und das A über E-Dur in fröhlichster Laune zusammenstoßen, Fiordiligi konzertiert mit den Hörnern, und eine Arie fällt ihr ein, deren erstes Motiv den Kuß Ferrandos verdient, der endlich nach vielen lustigen Liedchen, erhabenen Schmerzschreien und wüthigen a parts, an einer prachtvollen Stelle der Partitur erfolgt. Was wollt ihr? Die Croisefüße verraten den Parallelismus der Liebe, aber die Musik feiert gerechtere Triumphe. Die zwei Paare vereinigen sich im zweiten Finale zu einem Larghetto von solcher Pracht und Schönheit, daß man ihnen die Gedanken streichen müßte, die sie aussprechen. Nur die Gedanken, die Pflicht, die Loyalität bringen sie wieder auseinander, die im Gesang so zärtlich zusammenpaßten. Sie kleiden sich um, sie singen ihre Leitmotive und die Komödie ist zu Ende, die Ehe beginnt. Was ist die Seligkeit des Buffo? Das Opfer der Vernunft an die Musik.

In Prag ist am 6. September 1791 wieder eine Mozart-Premiere: die *Clemenza di Tito*. Sie hatten sich dort gern an ihn erinnert und zur böhmischen Krönung des neuen Kaisers Leopold II. die Oper bei ihm bestellt. Er war nie mehr ganz froh und fühlte sich nicht sehr wohl. Er war wieder gereizt, aber es kam nicht viel dabei heraus. Diese Musik mußte er ganz schnell machen, im Wagen, im Gasthaus. Der Text war der alte von Metastasio, den schon viele Großen komponiert hatten, er wurde etwas gereinigt und verändert, die Ensembles kamen hinzu. Besser wurde er schließlich nicht. Diese tiefende Milde des römischen Kaisers gegen alle Kabale und Liebe seiner Umgebung, diese Intrigen, die immer zu früh kommen, und Arien, die immer zu spät kommen, können selbst als Festspiel keine Entschuldigung finden. Sertus und Annius waren als Weiberrollen gedacht, das ganze Stück ist ein Weiberstück. Und wie regten sich die Zeitgenossen auf. Manche verglichen es im Ernst mit Torquato Tasso. Stendhal versichert in der kleinen (zum Teil entlehnten) Schrift über Mozart, Haydn und Metastasio: beim Titus könne man kaum die Tränen zurückhalten. Metastasio ist für ihn Ideal. Diese Klarheit ohne Träumerei! Metastasio sagt gleichsam: *soyez heureux au fond de votre loge*. Wie macht er das? Seine Technik sei so: es gibt sechs Personen, tous amoureux, der erste Sopran, die Primadonna, der Tenor haben jeder fünf Arien, patetica, bravura, parlante, demi-caractère und brillante, die ordentlich gemischt werden; der 1. und 2. Akt schließen mit wichtigeren Arien, der 2. und 3. haben in schönen Nischen das obligate Rezitativ und das große Liebesduett. Fallt ihr, o Tränen? Nun, der Titus in der Mozartschen Form hat diese Regeln schon verlassen, er hat seine Ensembles und Finales. Weinet, weinet! Stendhal hält Idomeneus und Titus für die besten opere serie. Er sah Titus nach dem Rückzug aus Rußland, in Königsberg, wo sie zwanzig Tage ausruhten. Vielleicht war er besonders empfänglich. Er hält Mozart für eine Mischung von Geist und Melancholie, ohne jeden Humor. *Così fan tutte* hätte Cimarosa machen müssen — der kann badiner avec l'amour, die Liebe zerstört bei ihm nicht das Wesen der Menschen, wie bei den Deutschen. Gewiß, hier versteht man die südlische Laune Stendhals, das Unitalienische von Mozart — aber darum den Titus ernst zu nehmen, heißt den Schatten zum Licht machen. Damals, 1814, verachtete Stendhal noch Rossini. Die Seigné hatte gesagt, der Café und Racine werde vorübergehen. Sie hat ebenso recht behalten wie Stendhal über Rossini und Mozart.

In den Essais über Haydn zählt Stendhal einmal die Legenden der verschiedenen Komponistenmethoden auf: Glück arbeite auf der Wiese mit Klavier und zwei Sektflaschen, Sarti im einsamen finsternen Zimmer, Cimarosa im Lärm der Freunde, Sacchini mit seiner Maitresse und seinen Käsen, Paisiello im Bett, Zingarelli nach der Lektüre der heiligen Väter, Anfossi

beim gebratenen Huhn — jedenfalls schmecken alle Opern dieser Herren nicht so nach ihrem Milieu wie Mozarts Titus nach Post und Hotel. Er hat eilig etwas ziemlich Wertloses zusammengeschrieben und nicht einmal seinen Idomeneo, zumal er diesen später veränderte und verbesserte, erreicht. Was bleibt in Erinnerung? Die Melodie des Duetts von Annus und Servilia, gefühlvoll geschwungen, im Nachspiel auf sinnige Harmonien gesetzt. Vitellias zerrissene Sertusrufe im Terzett des ersten Akts. Die trauernden Ensembles im ersten Finale nach dem Kapitolsbrand. Einige rührende Wendungen in Annus' Trostarie an Sertus. Die schwere Ruhe der Szene, da der verurteilte Sertus vor Titus erscheint: gleich wieder aufgehoben durch die unfreiwillige Komik des A-Dur-Allegro, das eines Buffo würdig wäre. Was noch? Das Menuett der Servilia ist ein reizendes Stück, weil es ganz herausfällt. Sertus' Reuegesang zu Beginn des zweiten Finale — es ist ein Klang darin — aber die Schablone siegt, Einfälle gibt es wenig, wahres Gefühl ist ausgeschlossen, kaum erkennt man Mozarts Züge. Seine Sonaten, seine Symphonien haben eine organisierte, steigende Entwicklung. Die Kirchenmusiken schon weniger. Die Opern sind ein Spielball. Man kann nicht mehr sagen, als daß er an diesem Tage die opera seria schnell noch einmal in die Hand nahm und für immer wegwarf. Metastasio kann zu Lüten gedreht werden.

Wierundzwanzig Tage nach dem Titus hatte Mozart die Premiere der Zauberflöte, in einem privaten, aber k. k. privilegierten Theater an der Wieden in Wien, das Schikaneder leitete. Schikaneder war ein Filou, wahrscheinlich ein sehr netter Kerl, frech, lebenslustig und eine Va Banque-Natur. Vielleicht hatte er von einer Art Chanteclerdichtung, die er einmal verbrochen, noch einen Fundus von Vogelfedern übrig und erfand daraufhin den Papageno, den er selbst spielte. Den übrigen Text schuferte er aus dem Zauberflötenmärchen in Wielands Dschinnistan zusammen und fügte allerlei hinzu, wer weiß woher. Seine Ungebildetheit ist in seinen Versen monumental geworden, sein Leichtsin in der Fabel des Stücks. Die Königin der Nacht wird mittendrin ein schlechter Charakter, im Augenblicke, da Sarastro, der ursprünglich ein böser Zauberer war, menschenfreundlich und freimaurerisch wird. Wohin die schönen drei Knaben gehören, weiß man nun schon gar nicht mehr: die Nacht sendet sie zum Geleit, aber sie führen Tamino und Pamina zum Licht. Monostatos, der Mohr, besinnt sich rechtzeitig auf seine Herkunft und desertiert zur Nachtkönigin. Die Mission und die Liebe Taminos sind miteinander so verquickt, daß die ursprünglich ganz dummnave Pamina in schreckliche Verlegenheit kommt. Diese Widersprüche im Text haben die Philologen längst erklärt. Gerade als Schikaneder in der Arbeit war, kam in der Leopoldstadt Wenzel Müllers Kaspar der Jagottist

oder die Zauberzither heraus (die einen „zweiten Teil“ zeugte, wie die Zauberflöte, wie *Cosa rara*, wie einst die Bettleroper und „Der Teufel ist los“ und viele andere). Es war derselbe Inhalt. Um der Konkurrenz zu begegnen, drehte Schikaneder den Spieß um und leitete die Fabel in die heiligen Hallen Sarastros: es stimmte zwar nicht, aber er hatte die Neuheit und die Brüderlichkeit auf seiner Seite. Und den Erfolg. Denn bei aller Haltlosigkeit wirkten der Volkston, die tiefende Ethik, die überzeugende Symbolik von Nacht und Licht, und nicht zuletzt die vielen drastischen Späße und eleganten Ausstattungsmöglichkeiten so gewinnend auf die Sinne der Leute, daß sie auch bessere Geister irritierten.

Die größte Frechheit Schikaneders war gewesen, sich an Mozart um die Musik für sein Stück zu wenden. Der größte Übermut Mozarts war, sich darauf einzulassen. Jenem half der Instinkt, diesem das Genie — eine lustige Brüderschaft, die das nicht mißzuverstehende Feuer einer Sängerin, der Papagena Madame Gerl, kräftig schürte. Mozart sitzt in einem Gartenpavillon neben dem Theater und arbeitet unter Klausur die Musik. Schikaneder verwirft dies, lobt jenes, manches wird mehrere Male vorgenommen, bis es dem Herrn Direktor gefällt. Die erste Aufführung hat einen mäßigen Erfolg. Aber langsam setzt es sich durch und es wird der größte Sieg, den Mozart erlebte: volkstümlich durch alle Welt. Schikaneder schwindelt weiter. Bei der 135. Aufführung zählt er auf dem Zettel die 200. Er wird reich und baut sich davon ein neues schönes Theater mit seinem Bildnis als Papagena.

Mozart aber war tot, noch nicht ein Vierteljahr nach der ersten Aufführung, so unbegreiflich, wie er gelebt hatte.

Man sucht und reißt sich um die einzelnen Blätter der in die Partitur nicht aufgenommenen, von Schikaneder verworfenen Stücke. Man überschüttet die Zauberflöte mit allen Phantasien der Dekoration, von den ägyptischen Bildern bis zu den klassischen Edelarchitekturen, die Schinkel für Berlin entwarf, von den Stilisierungen Rollers in Wien bis zu den Prachtmönstern der modernen Technik. Und man nimmt den Arbeitspavillon Mozarts und setzt ihn als Museumsobjekt in seine Vaterstadt Salzburg.

In dieser Zauberflöte war uns eine Welt von Musik hinterlassen worden.

Ich sage: eine Welt — denn in diesem Libretto hat Mozart eine Summe von musikalischen Formen erfunden, die in ihrer Kombination ebenso einzig ist wie in ihrer lebenswürdigen Schönheit. Er hatte endlich wieder mal einen deutschen Text, ohne Rezitativdialog, ohne strenge Buffotradition, märchenfrei und zauberleicht, mit vielen Ensemblemöglichkeiten, gemischt aus Ernst und Spott, Moral und Kaprice, miserabel, aber dankbar, und er schlug ein Album auf, in dem jede Gattung ihr reizendes Plätzchen fand. Eine Welt von Musik, eine Welt als Musik — so mußte er von uns Abschied nehmen. Gehen wir diesen Garten durch, indem wir Schikaneder

zurücklassen und die Mozartbeete ordnen, pflegen, begießen, diese Blumen des Unvergeßlichen.

Als Vorplatz empfangen uns die alte feierliche, orchesterliche Einleitung, der Priestermarsch zum Beginn des zweiten Akts, melodisch ernst bewegt, koloriert von der Flöte, dem Fagott, dem Bassethorn, gefüllt von Hörnern und Posaunen, die die drei hieratischen Akkordgruppen im Rhythmus des Freimaurerzeichens wiederholen.

Zum Wort leite uns das große dramatische Rezitativ Laminos mit dem Priester, im ersten Finale, ein ausgedehntes Akkompagnato von einer ganz neuen Kraft und Wahrheit des Ausdrucks, wenig stilisiert von den einfallenden unsichtbaren Chören, frei dem Inhalt der Sprache und der wechselnden Empfindung hingegeben.

Und schon sprießen die Lieder. Da ist Papagenos Vogelfängerlied mit der Rohrpfife und den Hörnern, auf Harmonien süß sich schaukelnd, und vom Glockenspiel begleitet, sein „Mädchen oder Weibchen“, das alten Choral- und Volksmelodien folgt. Da ist das Schnell-Lied des Monostatos, stockiger Wirbeltanz der Stimme mit der Päckelflöte. Da ist Sarastros Isis- und Osirisarie, auf den tiefen Streichern, nur Bratsche und Cello mit sonoren Bläsern, vom Chor restrainiert, ein schönes Baslied, das den ruhigen und ernstesten Charakter dieses Registers auch melodisch in einer beglückenden Reinheit herausbrachte, die neu war, neu auch den Oberpriestern der Pariser Opern. Deutsch und gut sind alle diese Lieder, und sie geben der Zauberflöte ihren nationalen Halt. Und da ist das zweite Baslied Sarastros, die heiligen Hallen, in denen eine romantische Luft wehte, die die Skalen der aus mächtigen Tiefen schön aufsteigenden Kantilene in einer träumerischen Großartigkeit belebte, wie Schatten und Kühle des Waldes.

Allmählich aber (denn eine ägyptische Landschaft ist in dieser Musik nicht) bewegen wir uns von dem französischen Marsch durch die deutschen Lieder in die Gefilde der italienischen Arie, wenn wir auch niemals mehr in ihre Neapler traditionellen Bezirke gelangen. Paminas G-Moll-Arie, die Mozart nicht zu langsam nahm, ist das gefühlvollste Stück dieser Oper, getragen von einem unendlichen Wohlklang in schmerzvoll steigenden und bald versöhnten Septimen, auf einem dumpf pulsenden Orchester, das ihr wundervolle Tränen nachweint: nicht ohne das Pathos südlichen Temperaments und seine Lust, in Figuren sich zu ergehen. Tamino, da er ihr Bildnis bezaubernd schön findet, nimmt die Gelegenheit wahr, eine Arie in bewegter Nührung zu singen, die zwar frei und fließend in der Form ist, aber die Ornamentik italienischer Bauglieder zu vermeiden keinen Grund findet. In der C-Dur-Arie des ersten Finales spielt er sich das Ritornell selbst auf der Flöte und gestattet sogar ein baldiges Da Capo und eine Coda, die ins Presto stürzt, das einzige Mal, daß er seine italienische Erziehung offen eingesteht.

Wir sind vor der Grenze der Bravour, die das Reich der Nachtkönigin ist. Sie zielt, ohne große Formbindung, auf die Koloratur, die in der Kehle von Mozarts Schwägerin Josepha saß. In der ersten ihrer Arien macht sie noch die solenne Entwicklung der Einleitung, des Rezitativs, des langsamen, melodisch gehobenen Satzes, des verzweifeltsten Allegro durch, um dann am Schluß mit einem Virtuosenlächeln ihre Kunstfertigkeit zu preisen. In der zweiten Arie mischt sie schneller Pathos und Koloratur, die in doppelten Zügen einander folgen. Kein Mensch wird sie deswegen in Schutz nehmen, und Mozart hat sie früher gerichtet als sein Textdirektor. Aber im Garten der Zauberflöte stehen nun einmal auch diese Figuren.

Wir haben ihre Prüfungen überstanden und nahen uns dem Tapis der Ensembles. Es wächst in wunderbarer Vielgestaltigkeit auf. Das Edikt des Schweigens, das über den Tenor und seinen Bassbuffo zeitweise verhängt wird, hindert sie nicht sonderlich: denn singt man nicht Ja, dann singt man eben Nein. Da stehen zuerst ein paar reine Duette. Papageno singt mit Pamina von den Männern und Weibern, welche Liebe fühlen: eine Situation, die der Regisseur retten kann, wenn er sich daran erinnert, daß diese Dame die Tochter der Nacht ist, aber eine Musik, die so einschmeichelnd und schmiegzaam ist, daß man ihnen auch so die Sünde verzeihen wird. Dann das Duett der beiden Priester, das uns in E-Dur vor Weibertücken bewahren soll, aber eine so verführerische Wendung nach G-Dur hat, daß wir der Erfahrung dieser Herren mehr glauben, als ihrem Räte. Jetzt geht es in die Terzette. Die drei Damen haben die Schlange getötet und verlieben sich in Tamino, mit reizenden imitatorischen Wendungen, die dritte immer höchst selbständig, mit rührenden Schlußbildungen, ein fein geschriebener und eingeteilter Satz, der gleich am Anfang uns das klangliche Symbol dieser Oper ins Ohr zaubert: weibliche Terzette. Ein wenig dahinter das Terzett, in dem Papageno den Monostatos erschreckt, da er der Pamina den Hof macht: ein rhythmischer Spaß ohnegleichen. Am Beginn des Finales das schöne Knabenterzett, so seltsam feierlich punktiert, ohne Kontrabässe, mit Posaunen, gedämpften Trompeten und Pauken, ein lichtiges Himmelsbild. Und da sie zum zweitenmal kommen, eine ganz andere Farbe: irdisch heiter bewegt, so unnachahmlich lustvoll die Stimmen auseinander und gegeneinander fließend, das Orchester ein Heer von Schmetterlingen. Wie lieblich ist diese Gegend, welcher Duft und welche Anmut einer überirdischen Seligkeit. Welches Gleichmaß und welche Bescheidenheit. Aber bald dabei ist das Terzett Sarastros mit den beiden Liebenden, das wiederum ein Muster darstellt an dramatischer Bewegung und gegenseitiger Wendung im Fluß der vollendenden Musik. Wie sie sich bald zweifach, bald dreifach gruppieren nach der Stellung der Gefühle, wie sie jede Biegung des Gedankens mit einer neuen harmonischen Abzweigung und einer freudigen melodischen Blüte er-

widern, wie sie sich die Schönheit der musikalischen Phantasie in einer gemeinsamen Erregung untereinander teilen und wieder überraschend zurückgeben, wie sie beim Abschiedswort in einer plötzlichen Hingebung eine kurze Phrase in dreifacher Erhöhung zu einem wundersamen hängenden Blumenkelsch hinzaubern! Regen wir uns ein wenig ab beim Terzett der Pamina und des Papageno mit Monostatos im ersten Finale. Es ist ein lockeres Buffstück voll schnell singenden Übermuts mitten in der Jagd, die Taminos Flöte und Papagenos Pfeife miteinander anstellen: der Glöckchentanz bringt die Mohren auf die Beine, und ein Duettliebchen im Volkston bleibt übrig, ach Schikaneder!, eine sprudelnde Folge lachender Musik. Das klinget so herrlich, das klinget so schön; nie hab ich so etwas gehört noch gesehen.

Aber schon erweitert sich der Garten. Da ist die wundervolle Gegend, am Beginn des letzten Finales, wo die drei Knaben in einem lyrisch reizenden Gesange den Sonnenaufgang verkünden, um sich bald in eine Szene mit der leidvollen Pamina einzulassen, die ihre Stimmen gegeneinander und wieder gegen Pamina und erregter mit ihr zusammen zu einem einzig schönen Gewebe verbindet, in immer neuen Gängen und immer rührenderen Rufen. Wir können nicht aufhören, in diesem Wohlklang, in diesem natürlichen Gegenspiel einer heiteren Traurigkeit zu wandeln. Doch schon locken uns die Quintette. Da ist das eine, wo die beiden Kandidaten der Seligkeit von den drei Damen ihre Geschenke, die Flöte und das Glockenspiel erhalten, aus einer Bufflustigkeit zu einem sinnigen Märchen entwickelt, das freundlich nachklingt. Und dann das andere, zwischen denselben Personen, wo die Damen ihre Helden so lange warnen, bis sie vom Teufel geholt werden — durchzogen vom Silberfaden einer synkopisch wiegenden Figur, die den Fond dieser wunderlichen Begebenheit belebt. Und erst die vielgestaltigen Ensembles des letzten Finale! Denn wir trennen gern die losen Stücke dieser Finales, um in ihren Bezirken frei nach unserer Wahl zu spazieren. Feuer und Wasser drohen als letzte Prüfung. Die geharnischten Männer mit Tamino, dann dieser mit Pamina, und beide mit beiden in einer schmeichelnden Figur, die sich um die Dominante dreht, wandeln durch des Zones Macht und tragen das Volkslied durch Feuer und Wasser, die von dem Marsch der Flöte bezwungen werden, so seltsam fremd und mystisch auf den Spitzen der Akkorde von Blechbläsern und den Schlägen der Pauke. Folgt mir gleich darauf in die große Papagenoszene, ein Tal von geschäftiger Lustigkeit und Betulichkeit, auch da er sich den Tod geben will, so schön aufschluchzend „drum geschieht es mir schon recht“, und immer wieder diese schluckende Phrase, und Sterbewalzerchen, und gar ein überzeugtes Moll — aber schon kommen die Knaben, das Glockenspiel ertönt, die Papagena steht da, und aus allen alten Erinnerungen aller Buffonarrenliebeleien wird ein Staccato- und Plapperstückchen, Papageno, Papagena von porzellanener Puppensüßigkeit. Folgt

mir in die nächste Szene: immer wieder ein andersfarbiges neugestaltetes Ensemble. Monostatos mit den drei Damen und der Nachtkönigin versuchen in den Tempel zu bringen: ein ergößliches Motiv von dämonischer Tapferkeit begleitet sie bis zur Versenkung. Durch grüne, gelbe, schwarze Beete lustwandeln wir, und die reizende Verwirrung der Stimmen löst sich in eine wohlgeordnete musikalische Regie auf. Die Wäldchen der Chöre, lauter verschiedene Wäldchen, umfassen uns jetzt. Der einfache Isis- und Osirischor, auf tiefen Streichern, metallischen Bläsern, von Flöte und Oboe konturiert, erhebt sich wie ein würdiger Hain. Der Chor der letzten Apotheose spielt als freudige, ins Allegro sich steigende Bewegung, ein Schwingen von Zweigen. Der Schluß des ersten Actes hat die Elemente des Finale in schneller Dramatik auf nivelliertes Terrain gesetzt: in herzlicher Rührung Sarastro mit Pamina und Tamino, von kitzelnden Küsten geheßt Monostatos, alle im heißen Wechselspiel ihrer Empfindungen, von Jubelchören gerahmt. Welche Blumen pflücken wir dazwischen! Aus dem Herzen Sarastros blüht es und glüht es im zarten Leuchten der Melodie. Wir sind reif, daß uns der Meister auch in die Regionen der strengen und gebundenen Musik führe. An der Grenze des Kirchlichen stehen die Gesänge der geharnischten Männer vor den Wasser- und Feuertoren. Sie singen einen Cantus firmus als Choral, umspielt von fugiertem Orchester und tropfendem Ornament in altem Stil, vielleicht sogar nach einem Muster des Kirnberger. Wie aufrecht sie stehen in dieser flirrenden und bunten Welt! Aber die Fuge, das äußerste System der gefehmäßigen Kontrapunktik, erleichtert sich zu einem transparenten Spiel neckisch absichtlicher Stimmen in der Ouvertüre, die zwischen den Priesterposaunen aus einem überbrachten Motiv, wohl von Clementi, in allen Mustern der Schule und doch so genial frei im leichten Wurf aller Beantwortungen und Engführungen und Verstaffelungen des schnellfüßigen Themas das letzte Zauberland der Musik eröffnet. Einen herrlichen Weg sind wir bis dahin gegangen, oft umgekehrt als der Weg Schikaneders, nicht in den Tempel, wo Tamino die Tochter der bösen Nacht aus Liebe zum Licht führt und sich zur Erkenntnis der Menschlichkeit reift, sondern einen anderen, viel schöneren und aussichtsvolleren Weg, den Mozart uns durch die Welt der Musik führte und dessen Lehre heißt: mache dein Leid zum Lied und deine Widerstände zum Ensemble. Wir sinken vor dir auf die Knie, göttlicher Mann, und danken dir, daß uns dieser Garten täglich geöffnet ist. Niemals wirst du gestorben sein.

Durch Britisch-Ostafrika

von Emil Ludwig

Tropische Einfahrt

Zwischen Palmenwipfeln glänzt die Bai. Ein geschmücktes Boot rudert näher. Unser Anker fällt. „Das ist der neue Hafen,“ sagt der erste Maschinist, der neben mir am Geländer lehnt. „Er ist so groß, daß alle Flotten der Welten darin Platz fänden.“ (Dieser Dithyrambus wird bei der Einfahrt in sämtliche Häfen der Welt gesungen.)

Alles rennt durcheinander, viele steigen mit uns aus. Mit Büscheln brennend roter Blüten überschüttet, glich das Boot, in dem der Italiener seine Braut abholte, einer Lustbarke mehr als einem Brautschiff. Ich dachte: Vulkanisch werden die tropischen Leidenschaften, eruptiv. — In höchster Aufregung suchte der Missionar im Suaheli-Wörterbuch das Wort für Gepäck, das er gar nicht brauchte, zugleich sprach er von Vasco da Gama und zeigte die Stelle, an der der böse Vorse ihn scheitern lassen wollte. Das war zwar drüben in Mombassa, im alten Hafen, aber ich sah gläubig zu ihm auf.

Wir ruderten an Land. Plötzlich tauchte das Boot in den Schatten eines Kriegsschiffes ein, das die schwarze Silhouette seiner Türme grausam in den blendenden Aether streckte. Und drüben war die Welt mit Wellblech vernagelt. So empfängt England zu Wasser und zu Lande.

Jenseits des Wellblechs wartet die Menschenbahn, und die ersten Neger, die er sieht, stoßen den Weißen auf Gleisen in die Stadt Mombassa.

Nun blieb das Meer im Rücken. Ungewiß, voll von rasch aufsteigender Trauer, die Freiheit des Wassers zu verlassen, um eine staubig heiße Welt zu sehn, blickte sich Diana zweimal um. Doch die Tropen breiteten die Arme und umschlangen den Fremden mit der sinnlichsten Gebärde.

Auf abwärts sinkenden Gleisen rollte der Wagen, die Schwarzen hockten auf dem Trittbrett. Wütend prallte das Licht des Nachmittags durch die breiten Lappen der Bananen und schien die Dolben ihrer prangend schweren Früchte aufzurufen. Brennend kehrten die Büschel des Brautschiffes wieder, niederhängend von hochgewipfelten Bäumen, die Mimosen glichen; ihr Bild und Wesen lag in dem galanten Namen Flamboyant. Mit einem Male war alles dreifach hoch, die Luft, bisher von flirrendem Licht durchzuckt, stand völlig still, lange Schatten schlugen über den Weg. Wieder fuhren wir auf der Ebene. Hoch wölbten sich die ziselierten Blätter der Palme, die zehn, die fünfzig oder hundert Früchte trugen. Grau schimmerten riesige Zedern empor, und was von Etage zu Etage zu wachsen schien, horizontal sich auseinanderstreckend, war der Limebaum. Mit sinnlicher Bitternis starrten stachlig

Katzen empor, von Blüten bedeckt, die rot und gelb und lila praffelten. Schattig umhagte Bungalows zogen vorüber, schwarzes Militär und braune Frauen, die Kinder rückwärts eingebunden, und ein nackter Neger trug die Art geschultert.

Aber auf weiten Flächen stand das tropische Wunder, der Edelkastanie ähnlich, doch tiefer behangen, stand die große buschige Silhouette des Mango. Vergebens suchte ich daran die Früchte, die ich wie hesperidische Äpfel einst am Mangobaum in Indien hängen sah. Nur das große mütterliche Blattwerk streckte sich tausendfach. Plötzlich sah ich nahe einen weiten Strauch, sprang ab und brachte die Tempelblume von Ceylon her, von der ich oft erzählte. „Frangipani!“ riefen die Neger und lachten. Aus den langen Blättern löste sich die reiche Dolbe. Jede Blüte hatte ihre ovalen, lebernen Blätter wie Schaufelräder geordnet, jede Blüte ist der Narzisse ähnlich. Aber im Innern strebt ein überzartes Gelb tief in den Kelch hinab, um Gold zu werden, und taucht zuletzt in glühendes Orange. Doch ohne Fäden liegt der Grund und ohne Stempel. Geschlechtslos scheint die Blüte, und so ist ihr Geruch, bittersüß umschleiert, melancholisch, kühl und gefährlich. Nun lag die Dolbe in Dianens Händen.

Als ich ausblickte, war plötzlich alles zu Ende. Auf staubiger Straße hielten wir zwischen einer Kirche mit Turmhahn und einem Tropenhôtel, vor dem in Kübeln Palmen standen, — in Kübeln. Im Speisesaal bröckelte der Stuck, die Bäder waren nicht zu betreten, fragwürdige Moskitoneze verhüllten stockige Betten, und der Vorhang wehte grünlich und geflickt umher. Nur der höchste Komfort macht die Tropen erträglich. In den afrikanischen fehlt er noch fast überall. Ich dachte zurück an „Laj Mahal“ in Bombay, das schönste Hôtel der Welt, bedeckt mit Mosaiken, umschwebt von edlen Seiden, überkuppelt wie von Filigran.

Bis wir in die Gassen kamen, war es dunkel. Ich suchte den Markt. Vor schmutzigen Läden saßen Inder, unter einer trüben Lampe bligte das Gold ihrer Kappen. Um eine Fackel hockten Neger, im Kreise spielend, ungewiß sprang das Weiß aus ihrem Auge, wenn sie die Kugeln warfen und die Münzen. Wir tappten uns im Flackerlicht zum Markt. Ich forderte Mango. „Hapana!“ hieß es, und ich hörte zum ersten Male diese Negation, deren stoische Monotonie jeden Weißen zur Verzweiflung bringt. Ich schlug auf den Tisch und schrie „Mango!“ Es sammelten sich Neger, und sie lachten. Als ich die Hippopeitsche aus dem Stiefel zog und damit wippte, begann der Neger zu suchen, und fand in einem Korb noch eine einzige Frucht. Später fragte ich in ganz Afrika: es war zu spät im Jahr. Ich hielt beim Flackerschein die letzte Mango dieses Jahrs in Händen. Bittersüß und flüssigreif, so umschließt sie einen dreieckigen Stein, der undurchdringlich ist. Es ist die Frucht des Gotama Buddha. —

Wie die Neger dienen, wie sie ernst und lautlos auf- und niedergehen. Djuma, der Don, den ich hier angeworben, war freilich ganz verdorben. Er konnte schon englisch, trug Schuhe und einen Kalfianzug, forderte am ersten Tage ein Paar neue Gamaschen und beschränkte seine Tätigkeit auf das Weißen der Tropenschuhe. Wollte ich etwas von ihm, so sagte er das famose: Labda kescho, das heißt: Vielleicht morgen! Als er mir schließlich vorschlug, auch seine Familie mit auf die Reise einzuladen, schickte ich ihn zum Teufel, den er übrigens verehrte.

Schön sind die Suaheli nicht, doch ihre Bewegung ist gerundet, möglichst vertikal. Vollenbs die Frauen scheinen Arme und Beine nur in der Senkrechten zu bewegen. Wie sie die Arme einzubinden wissen, Knie und Schenkel mit der Linie des Rumpfes gleichsam verbindend: darin ähneln sie den Japanerinnen. Bei Tische schleichen sie lautlos umher, in langen Hemden, ohne Schuh. Lautlos bringen sie die Schüsseln, halten Zettel und Bleistift hin, wenn man bestellt, haben alles bereit, was man sucht. Unvergeßlich sind die Negeraugen, wenn sie von einem zum andern gehen, wenn sie schweigend einen Brief hinhalten, den rechten Empfänger zu finden. Einer muß es doch sein, sagen die Augen. Und sie gehen weiter und versuchen es wieder; bis sie ihn finden. Kaum aber sind sie außer Bereich des Weißen, des Herrn: so höre ich sie schreien und klappern, zanken, stoßen und kreischen. Alle Aktivität scheint plötzlich frei geworden. Und ich dachte wieder: tropische Leidenschaft.

„Wollen Sie das Gefängnis sehen?“ fragte der Konsul. Wir fuhren zum alten Jesus-Fort, dem Kolossus, das Vasco erbaut, aus Steinen, die auf großen Seglern Stück für Stück aus Portugal kamen. Damals baute man für die Ewigkeit: die Reste, praktisch heute unverwendbar, steht unerschüttert. Eine Festungsbrücke führt hinauf, starrend von Spitzen. Durch helle Höfe schreiten wir, durch dunkle Gewölbe, lange Korridore, auf Türme, von denen der Hafen sichtbar wurde und weithin das Meer. Still kauern die Gefangenen und machen Stroh- und Schneiderwerk. Mit langen Ketten sind ihre Füße verbunden, mit uralten Ketten, die vielleicht Vascos Sklaven schon geschleppt, als sie diese Mauern für unbekannte Brüder der Zukunft bauten. Zwei Küchen, indisch und mohamedanisch, geben noch dem Verbrecher frei, nach seiner Sitte Schwein oder Rind zu meiden.

Plötzlich stehn wir mitten in einem Hof, vor fünf Käfigen, fünf nackte Männer stehn hinter den Gittern. Wuchs und Schönheit zeigen sogleich, es sind Somali. Der indische Soldat steht stramm auf die Frage und meldet: „Sie haben ihren Sultan umgebracht. Am Freitag werden sie gehängt.“ Er sagt es mit einer Stimme, als erklärte er: das sind bengalische Tiger, sie sind selten und kostbar.

Zwei waren alt, bössartig und verkniffen sahen sie durch das Gitter, Marbern ähnlich. Sie schienen nur mißvergünstigt, boshaft blickten sie auf den Tod. Der dritte mochte über vierzig sein. Er kniete vorn am Gitter, er zog zwei Falten senkrecht über die Stirn, er grübelte noch immer. Er hatte die Tat erdacht, es war Cassius. Im Käfig neben ihm lag auf dem Rücken der schönste, nicht über siebzehn. Er schien gewillt zu schlafen, aber er wachte. Er dachte: War dies alles? Es war kurz. Und als er mich gewahrte, stand er auf, hob die Hände über den Kopf, bat um sein Leben: Dieser Weise ist gewiß zulezt mein Retter.

Im letzten Käfig stand der edelste. Ein Mann von vollendetem Bau, hochgerichtet stand er da, drückte die Stirne stark gegen das Gitter. Sein Auge war halb geschlossen. Aber wenn ich auf ihn blickte, hob er das obere Lid und durchstach mich mit seinem Blick, voll Verachtung. Brutus vor dem Tode. Und ich dachte zum dritten Male: tropische Leidenschaft.

Der indische Soldat trat heran und meldete, die anderen warteten am Ausgang. Aber als ich noch einmal nach dem letzten Wilden blickte, sagte plötzlich der Inder, mit verändertem Ton, eindringlich, leise: „Sir, don't look to him. He thinks, you will take his soul.“

Am Ausgang las ich über dem Portal die Worte: In dei honorem et gloriam.

Das Land durchs Fenster

Britisch-Ostafrika kennt im ganzen, wer es mit der Bahn durchquerte: sie schließt die Seele des Landes auf, wie die sizilische. Diese Bahn, die die Küste mit dem Viktoriassee und Uganda verbindet, war zunächst zum Truppentransport gedacht. Jetzt exploriert sie seit einem Jahrzehnt das Land, wird gegenwärtig zum Albertsee fortgesetzt und in einiger Zeit die Nilbahn berühren, die man schon heute vom Indischen Ozean in vierzehntägigem Karawanenzug erreicht.

Die Uganda-Bahn ist eine koloniale Großtat ohne Beispiel; zugleich eine der schönsten Bahnen der Welt. Sie hat hundert Millionen gekostet und rentiert seit dem achten Jahr. In zweiundvierzig Stunden führt sie im Aussichtswagen den Reisenden vom Meer zum See, den zu erreichen er bisher vier Monate brauchte. Sie schließt ein Land vollständig auf, das, vor dreißig Jahren jungfräulich, erst heute anfängt, sich zu entwickeln. Sie steigt von 0 auf 2600 Meter und fällt wieder auf 1200. Dennoch ist sie keine Bergbahn, überwindet keine Gebirge, hat nur einen Tunnel und wenige Viadukte: sie steigt und fällt mit der Ebene.

Großzügig wie dies Werk ist die Landschaft. Sie hat keinerlei „Bedeutung“, ist nicht „pittoresk“, wie unsere Väter es liebten. In großen Linien liegt sie da. Großzügig wie Bahn und Landschaft sind hier die Träger der

Kultur. Und Landschaft, Völker, Wild und Farmer: alles lernt man vom Kapee aus kennen.

Noch einmal stieg das Meer empor, bald hinter Mombassa. Durch Wälder von Palmen entschwinden die schönen Buchten, hinter Wäldern steiler Kakteen, großlappiger Bananen, umschatteter Mango. Zwei Engländerinnen sitzen uns gegenüber. Die Mutter, unbefangen, erzählt sehr bald, sie zögen hinter die Nilquelle, wo der Mann seit einem Jahre farmt. Ihre Stellungen geben die Generationen kund: Vorgebeugt sitzt die schlanke Tochter, aufs Fenster gestützt, immer blickt sie der Fahrt voraus, voll Unklarheit, Hoffnungen, Wünschen. Weit zurückgelehnt mit breiten Knien liegt die schöne Mutter in den Kissen, ruhend, erschlossen.

Dörfer von Bambushütten fliegen vorüber, nackte Kinder laufen schreiend zum Zuge. Plötzlich hält er vor einer Wellblechhude, die in den Bananen steht. Schwarz gegen den Himmel des blauen Nachmittags bewegen sich Gestalten, laden von einer Art von Bühne Holz auf die Maschine, leiten Wasser aus eisernen Tanks hinein. Zwei Farmer kaufen Früchte auf der Station. Ihre Karihenden haben viele Taschen, zwischen kurzen Hosensack und Samaschen leuchten verbrannte Knie. Doppelte Cowboy-Hüte beschatten verbrannte Gesichter. Hellblond, englisch kurz geschneitten liegt der Schnurrbart über dem schmalen Mund. Aber diese Augen blicken stählern. Nie in Europa hatte ich solche Männer gesehn. Viel fremder und hinreißender erschienen sie mir als die Neger. Von ihnen, fühlte ich, geht der wunderbare Strom des Willens aus. Ungebrochen quellen aus ihnen Kühnheit, Macht und farbige Entschlüsse. Naturen, zugleich schlicht und heldisch, umweht von einem solchen Maß von Freiheit, wie niemals der Flieger von heute, der Abenteurer wird, statt Ingenieur zu bleiben. „Sind sie nicht die Herren der Erde?“ sagte Diana. „Sie fordern den Tag heraus und das Jahr, sie kommen her, besetzen diese unberührte Erde, knechten sie! Männer sind es, und sie wissen zu befehlen.“ Der eine wählte stachelige Kakteen aus, und als er sie aufschnitt mit dem Riesenmesser, das er hinten aus der Tasche zog, waren sie zartrosa.

Neben ihnen wiegt ein Araber die Kokosnuß bedächtig in der Hand, ihre Milch zu schätzen, ehe er zahlt. Gefährlich schwankt sein Fes, als er mit beiden Armen den Preis verringern will. Er geht ins Innere, tief bis zum Kongo, um mit den letzten naiven Negern Glasketten gegen Elefantenzähne zu tauschen. Drüben steht ein anderer Asiate. Mattbraun glänzt das Haupt, dessen Leint und Schnitt wie von Giorgione ist. Fest ums Haar geschlungen drückt der blaue Turban. Aber die Augen, auf das Rechteck gestellt, wie auf das geheime Zeichen des Buddha, verraten den Inder. Nun beginnt er auf und ab zu gehen, unablässig auf zwei Hölzer in seiner Linken blickend, die er mit der Rechten in sonderbaren Abständen

zusammenschlägt: es ist das primitive Modell eines Morse-Apparates, und er übt, was er gelernt. Morgen wird er in Nairobi auf dem Postamt an- gestellt.

Wie die Neger hin und wieder laufen, ängstlich mitzukommen. Aus den Ohren ragen ihnen eine Masse Bambusstäbchen, an den Haarbüscheln klingeln Münzen, manche tragen in den riesig erweiterten Ohrläppchenlöchern metallene Scheiben. Sie sind, wenn sie reisen, im Staat. Ganz operetten- haft stehn da drei Weiber in den bedruckten bunten Tüchern, die sie sich schwer beim weißen Mann erarbeitet: der einen läuft eine Lokomotive über den Rücken, die zweite hebt mit ihrem Busen eine Bogenlampe, doch der dritten, ach, der dritten fährt ein Auto quer über den Schoß. Diese trägt in jedem Ohr eine runde Konservenbüchse. Monstra, Traumgebilde, schwer lastend und stöhnend ertragen, — zu entsetzlichen Phantomen aufgebläht, wenn der Wind die Zeichnung bauscht! Ich dachte: Auf! Deutsche Christen! Bringt euren schwarzen Brüdern und Schwestern im dunkeln Erdteil die Segnungen eures bedruckten Kattun! (*Graciae Africanæ minores*).

Plötzlich pfeift es, im selben Augenblicke zieht der Zug an, alle springen auf die Wagen. Nun wird die Struktur der Ebene deutlich bis zum Rande der Wälder. Um ein paar hundert Meter muß sie sich gehoben haben, denn schon bleiben die tropischen Formen zurück, und einzeln ragen neue Bäume in die Klarheit. Helle weiße Stämme fliegen vorüber, mit dornigen Wipfeln, das sind Akazien mit Doppelstämmen. Sie umschlingen sich elastisch, dann breiten sie lustvoll die doppelte Krone aus. Alle Bäume sind niedriger, viele schicken aus gemessener Höhe ihre Äste breit und quer über die Fläche. Wie alles ins Horizontale strebt. Es ist, als wollte sich alles zerdehnen, und selbst die Bäume vergessen ihr Los, in den Äther auf- zusteigen.

Plötzlich gleiten senkrechte Linien vorbei. Gleichen sie nicht den sieben- armigen Leuchtern, die im Titusbogen gemeißelt stehn? Wie künstlich strecken die glatten Euphorbien sieben Finger steil in die Luft: Das sind Kakteen, blätterlos und grausam gleichen sie entgötterten Gebilden, aus der Nacht hervorgebrochen. Andere winden Blatt in Blatt, wie Wendeltreppen. Aber diese dort durchglüht scharlachenes Gesträuch, das sie zerwuchert.

Von Stunde zu Stunde hält der Zug, Wasser und Holz zu nehmen. Die Sonne steht schief, bald wird sie sinken. Purpurblüten steigen auf vom Straßenrande, wie Korallen starr am Meeresgrunde. Riesige Winden fliegen vorüber, die mit tausendfältigen Zweigen helfen den Damm zu- sammenzuhalten. Aber dazwischen strahlt aus den Büschen die Erde, kupferrot.

Plötzlich bildet sie barocke Formen, unhold aufgebaut. Wie sie sich

mehren, wie sie vorübertauchen, Hunderte. Sind es Türme? Oder Kastele? Fort sind sie, ehe ich sie begriff. Auf einmal steht auf solcher roten Pyramide ein nackter Neger, auf sein Beil gelehnt. Wieder die drolligen schreckhaften Türme. „Das sind Termitenbauten,“ sagt die Engländerin, die unser Staunen bemerkt. Da drinnen wirken lebendige Kräfte Staaten und Monarchien aus, und jeder Turm hat seine Weltgeschichte. Aber sie haben auch einen König, nicht bloß eine Königin. Eingeschlossen sitzt das Königspaar, flügellos, in einer dunkeln Zelle, indes die Arbeiter und Krieger in die Welt hinausfliegen. Aber sie bringen Holz herbei, um den Erdbau zu verstärken. Jedes Stück ist von ihnen verdaut, und jedes Erdkorn wird zementiert: dann werden die Türme Steingebilde, und oft muß man mit Dynamit zersprengen, was winzige Ameisen mit Schnelle aufgetürmt.

Mit einemmal ist alles dunkel. Nacht lastet auf der Ebene. Ein Feuerwerk beginnt, Funken zu Tausenden umsprühen den Wagen, den vorgebaute Eisenplanken schützen. Der Boy legt Kissen auf und Decken. Ich stehe, um das Couche der drei Damen nicht zu stören, draußen im Funkenregen auf dem Trittbrett. Der Wind hat sich gedreht. Nun kommt das Feuer von beiden Seiten. Darum also nennen die Neger den Zug „den Kleiderfresser?“ Der Tritt ist schmal auf afrikanischen Wagen, es läßt sich nur ein einziger Haken fassen . . . Das blonde Mädchen braucht lange für ihre Nachtfrisur . . . Dearest, quousque tandem? . . . Wie hübsch muß jetzt die Szene da drinnen sein und ich muß hier draußen schwanken, in Feuer, Wind und rasender Fahrt . . . Himmel, bis drei Damen . . .

Um fünf serviert mein Boy den early-tea, den alle im Dunkel trinken. Dann versuchen drei liegende Damen sich unter ihrer Decke anzuziehn. Koboldartig in der Dämmerung heben und senken sich die Decken, notgedrungene Vertenkungen verhüllend. Plötzlich bricht der Tag hervor, doch die Landschaft ist durchaus verwandelt. —

Ist es das Meer? Zu welchen Horizonten dehnen sich diese Steppen, umwogt von hohem Gras? Leicht gehügelt ziehn sie in die Breite, als wären es jene langen Wellen, die nach dem Sturme kommen. Gleicht nicht das Land dem mare di sotto, während das Wogen der Gräser im Morgenwinde den letzten Eindruck der Erstarrung mindert? — Mit einemmal bewegt sich die Landschaft.

Was rennen dort langhalsige Gestalten mit dem Zuge um die Wette? „Strauße! Strauße!“ ruft Diana. Es mögen dreihundert Schritte sein, aber die Klarheit des Lichtes trägt. „Da wieder, ganz nahe!“ Fünf, acht, zwanzig grasen ruhig, graue und schwarze, kaum blicken sie auf.

Auf der Station spricht alles durcheinander. Ein Löwe hat sich diese Nacht einen Neger geholt, wie er schlafend unter dem Schuppen lag, dicht bei seinem Kameraden. Den umkreisen alle und fragen ihn aus, zitternd

und weinerlich steht er inmitten. Man kennt ihn genau, es ist ein man-eater, der sich schon vorige Woche zwei Neger gestohlen. Eben ist Militär requiriert. Wir sind nahe vom Simba, das „Löwe“ heißt, weil dort beim Bahnbau in kurzem mehr als fünfzig Inder geholt wurden.

Natürlich schwört ein Herr, er hätte nachts von der Bahn den Löwen gesehen.

Raum fährt der Zug, da wird alles lebendig. Es ist, als durchflögen wir einen Wildpark. Jeder ruft den andern, winkt und streitet. „Look here: Kongoni!“ ruft die schöne Engländerin. Ich laufe hinüber. Schräg vor uns ist eine Antilopenherde aufgesprungen. „Das sind 200 Stück Wild!“ — Nein, mehr! Viel mehr! — Wie sie springen: es wirkt wie Lebensfreude, nicht wie Furcht. Das hohe Gras verdeckt ihre Beine; wie aus der Flut, Delfinen gleich, springen sie empor, tauchen auf und nieder. Wir holen sie ein. Vorüber.

Es ist das Meer. Auf der bewegten Fläche spielen Wolken Schatten und Sonnenflecke, am Rande gleichen blaue Berge entfernteren Ufern. Plötzlich ruft Diana von der andern Seite: „Zebras! Zebras!“ Wie sie galoppieren, lacht alle Welt. Dreißig, achtzig sind aufgesprungen, nun laufen sie neben dem Zuge her, im Wettrennen. Mitten aus ihrer Herde lösen sich ein paar hellbraune Tiere los, wie Rehe, doch mit langem, spitzen Gehörn: die kleinen Gazellen können nicht mit, bleiben zurück, äßen, zeigen ihre schwarzweiße Rückseite. Vorüber, vorüber. Dort stehen drei Gnus, äugend, ihre Ziegenbärte und kleinen Hörner machen sie Satyrn ähnlich. Große Vögel, grauschimmernd, deren Flügel schwarz enden, Kraniche fliegen auf, schlagen mit großen Schwingen wenigemale, lassen sich nieder. Nun stolzieren sie ruhig zwischen den Antilopen.

Die Steppen dehnen sich, man plaudert wie in einer Theaterpause. Ein junger Mann steigt ein, sein Englisch klingt nach der nordischen Küste: „Sind Sie Normanne oder Holländer?“ Er lacht. „Ich bin Bur“. Er kommt aus einem Land herauf, es ist ihm schon zu alt. Hier knüpft er eine neue Zukunft an die Steppe. „Sehen Sie dort den Ochsenwagen? Da fährt mein Bruder nach der Farm zurück.“

„Ein Büffel!“ Schwarz gegen das Licht steht er auf dem Hügel, einzeln, riesig. Er sieht auf den Zug und rührt sich nicht. Es können keine fünfzig Meter sein. Da fährt ein schwarzer Vogel langsam vor die Sonne, das ist ein Kasuar.

Und während der Zug stundenlang das Wildreservat durchfährt, verlieren wir das Bewußtsein realer Kräfte, mehr und mehr entwickelt sich die Dampfmaschine, und wir durchgleiten ein erneutes Land des Friedens, in dem alles grasen mag, laufen und fliegen, durcheinander, paradiesisch vertraut, heiter und furchtlos. Vorüber, vorüber. —

Hinter Nairobi, der Hauptstadt, verwandelt sich zum drittenmal die Landschaft. Nun gleiten Pflanzungen vorbei. Weite Maisfelder dehnen sich, aus denen schwarze Männer und Frauen aufblicken, meilenlang streckt sich mimosenhafte Walbung, schnurgrade zu durchblicken. Es sind Akazien, jung, doch schon zehn Meter hoch und werden mit fünfzehn Jahren gefällt, um Rinde zum Gerben zu liefern. Mich fällt eine Beklemmung an, zu denken, wie diesen wundervollen Wäldern die Häute abgezogen werden.

Station Kituju. Zwischen handelnden Suaheli, die von der Küste mit heraufgezogen, zwischen kühlen Indern und breitlachenden Farmern, — plötzlich zieht eine Reihe von Riesen auf, streng, zeremoniös. Sind das Indianer? So rotbraun glänzt die Haut von Kokusöl und Tierfett. Es sind die ersten Massai. Im Kriegspuße erscheinen sie hier am Zug, nur um sich zu zeigen. Sie starren von Löwenmähen, Kolobus-Fellen, Straußenfedern. Ihr Schild ist von Leder, die Keule von Holz. Das Schwert steckt in der Lederscheide, aber der große Speer mit dem riesigen Blatt, nach beiden Seiten geschärft, blüht auf in der Sonne. Zwei sind älter: Sie tragen nur Pfeile und Bogen. Hinter ihnen stehen ein paar Weiber, die Köpfe rasieren. Jene, mit dem riesigen Zellertragen aus Draht wie Senatoren-Krausen, mit Draht an Händen und Schenkeln, sind die verheirateten. Dies Volk lebt beinahe monogam. Und nach der Ehe essen die Männer kein Fleisch mehr, und als Jünglinge bis zu dreißig stärken sie sich mit Blut, Milch und Honig. Sie wirken kaukasisch, und wirklich sind sie keine Bantu-Neger, sondern gelten für Semiten. Sie haben einen einzigen Gott, kennen die Sintflut und das erste Vinsengericht! Ihr erstes Gebot ist: Gott hat uns alles Vieh der Erde verliehen. Und darum sind sie Viehdiebe aus Religiosität und stehen es aus Passion, monoman, vorbildlich, genial.

„Djuma, kaufe einen Speer!“ Der Boy übersetzt: „Gib meinem Herrn einen Speer“. Die Riesen treten in einen Kreis und hören gespannt. Der tödliche Ernst weicht nicht von ihrer Miene. Dann nimmt einer den Zehnrupeeschein; auf dem ich vermerken muß, daß es der Preis für einen Speer sei. (Kein Schwarzer darf Papiergeld haben.) Dann tritt der Riese vor und rammt den Speer Diana vor die Füße. Ehe wir fahren, zogen sie ab, feierlich die Lokomotive umschreitend.

Wieder fühlte ich den tragischen Zusammenstoß der Mächte: wie Macht im Speer der Macht im Golde weicht.

Dieser Speer ist der Stolz des Massai. Mit ihm erlegt er den Löwen. Aber der Schmied, der ihn macht, ist dennoch verachtet als Kaste, und tritt er in die Hütte des Massai, so verbrennt dieser die Hütte und baut eine neue. Stolz ist er, Verächter alles Fremden, ein Hasser der Weißen. Kürzlich brach an einem Orte eine sonderbare Krankheit aus. Alle Massai fielen in Krämpfe, wenn sie einen Weißen sahen: das hatten ihre Zauberdoctoren

angestiftet. Die Engländer haben diese Krankheit rasch und erfolgreich mit Militär bekämpft. —

Die Landschaft öffnet sich. Auf Viadukten sichtbar steigt hier die Bahn. Da, plötzlich entbreitet sich östlich in ungeheuren Massen ein Riff. In die verbämmernde Unendlichkeit dehnt sich ein Graben, kolossalisch an Größe, Licht und Struktur: wie das Bett des Gottes der Erde. Seiner sonderbaren Regelmäßigkeit folgt der Blick auf aberhundert Meilen, aber aus seiner Mitte heben sich zwei schlankte Berge auf, Zwillingen gleich, niedrig. Es sind Vulkane, und sie heißen Vongenot und Sufura. Das Riesensbild überfliegen sehr hoch die Wolken, Seen von Licht bilden sich und Wälder von Schatten.

Das ist der Afrikanische Graben, der, vom Zambesi bis nach Palästina, Zehntausende von Meilen, fast ganz den Erdteil in immer gleicher Breite durchzieht. Bahnen, Minen, Messungen, alles wird von ihm unterbrochen. Die Geologen nennen das eine Überschiebung. Aber es ist das Bett eines Gottes.

Nirgends gibt es ein Bild, das afrikanischer wäre. Denn das ist die Seele dieser Landschaft: aus unendlicher Ebene steigen mit leichtem Anlauf gebuckelte Berge, nicht hoch, doch unvermittelt. Afrika ist das Land ohne Vorgebirge. Dennoch ist diese Landschaft grundsätzlich verschieden von der südamerikanischen, die ihre plötzlichen Erhebungen steil aus den Ebenen steigen, steil in sie stürzen läßt. In Afrika bestimmt diese Natur der überraschenden, dennoch an- und abschwellenden Erhebungen im ganzen das Spiel der Lichter und den Kampf der Schatten, bestimmt Freiheit und Gebundenheit, bestimmt den gesamten Rhythmus der Landschaft dieses Erdteils. Noch einmal, als die Bahn gestiegen, breitet sich dies Bild, das keine Maße kennt, zu unseren Füßen. Und der Gedanke ergreift die Seele, wie dieses Riff den Erdteil spalten konnte. —

Später wird die Landschaft wildromantisch, meilenlange Zedernwälder erschüttert der Zug, Viadukte folgen einander, wieder taucht Wild auf. Ein großes Schild kommt näher und während die Maschine stöhnt, lese ich: „Summit 8520 Feet“, und unmittelbar daneben grasen genau auf dem Kulm vier Zebras, keine zwanzig Schritt entfernt. Dann senkt sich die Ebene rasch und verliert an Reizen. Wir nähern uns dem See. Nun sind die Dörfer, die vorüber ziehn, umzirt von hohen Bambuswällen, Festungen ähnlich. Dort wohnen die Kavirondo, schön wie ihr Name und nackt wie sonst kein Stamm.

Da kommen sie schon an die Geleise gelaufen, Männer und Frauen selbst ohne Lendenschurz, lachend, zutraulicher sind sie, unbefangener als die andern Stämme. Ein braunes Weib steht still, erhöht, den Zug betrachtend; kupferrot ist der Tonkrug und von edler Form auf ihrem Kopfe; zugleich

raucht sie aus einer meterlangen Pfeife. Manche Körper sind vollkommen. Auf der Station tritt ein Mädchen von vierzehn dicht an unser Fenster, nackt, unausgesetzt fixiert sie die blonde Engländerin. Diese, indem sie mich neben sich am Fenster lehnen fühlt, und meine hin- und zurücklaufenden Gedanken spürt, errötet, und ist so unvorsichtig, der braunen Nacktheit ihren Schal zuzurufen, den sie in Händen hält. Die Braune, ahnungslos, was damit zu tun sei, ballt ihn zusammen, legt ihn auf den Kopf. Sie lacht und zeigt die schönen Zähne. Die Lady erblaßte. Ich dachte: Der Weißen gehört die große Welt. Aber der Braunen gehört das kleine Paradies.

Schneller glitt der Zug auf sich senkender Bahn dem Ziele entgegen. Wieder stand die Sonne tief und glühte. Da tauchten auf breiter Ebene Gestalten auf. „Sie tanzen!“ rief Diana, noch ehe ich sie deutlich untersah. Schon waren wir nah. Eine Masse Kavirondo tanzten neben den Schienen des 20. Jahrhunderts ihren uralten Waffentanz. Nackt warfen sie ihre Speere hoch, rufend stießen sie die Schilde zusammen, Schienen voll Lust, springend, kämpfend, lachend. Braune Häute vermochte das kreisende Blut von innen her nicht zu röten, aber das Feuer des späten Lichtes spiegelte sich auf den bewegten Gliedern. Dies alles mußte das Auge in Sekunden trinken. Schon wurden sie kleiner, entschwandten, versanken. Und so entstand und löste es sich auf, in Augenblicken: eine Phantasmagorie aus Griechenland.

Und als ich die Augen wieder geöffnet, die sich nach solchem Bild von selbst geschlossen, glitt ein hochgewachsener Knabe vorüber, am Bahnrand sitzend, gestützt auf seinen Stecken. Beglänzt, so saß er in der Hirtenstellung, war nackt und trug eine Mütze. Es war Paris in Bronze.

Wellblech oder: Die Herren der Erde

All sind in diesem Lande Vulkane und Elefanten, Federn und Waffen, aber jung ist der Sinn und die zukünftige Gebärde der Herren dieses Landes. Sie allein scheinen von dem „Neuen Geschlecht“, wovon die spekulierenden Köpfe des alten Europa erfüllt sind. Aber es gibt ein neues Geschlecht nur im Verstande taumelnd erhellter Philosophen und im Gefühl romantischer Künstler. Es ist das alte. Es ist das Geschlecht, das seit Jahrtausenden der Welt ihre Herren schenkte.

Haltung ist in ihnen und Wille zur Ordnung. Macht strömt aus ihnen und die Blicke von Herrschern.

An Bord, in den leichten Gesprächen, die Stufungen und Charaktere blühhaft zu enthüllen vermögen, hatte ich mit nicht zu bändigendem Mißtrauen gewissen gebildeten Deutschen zugehört, deren Vorwissen von kolonialen Dingen sich rasch zu Vorurteilen auswächst; die mit guten Sprachkenntnissen, aber auch mit deutlichem Programm, erfüllt von Systemen und

persönlichen Winken heraustraten. Nach vielen Wochen traf ich einige wieder, noch irrten sie im Land umher — und stritten. Nichts paßte zu ihrer Erwartung, alles war anders, und das nahmen sie übel. Denn jeder war eine Persönlichkeit und wollte sich „unterscheiden“. — Beispiele, heißt es, zufällig herausgegriffen? Sind es nicht typische?

Die Engländer aber hatten mich an Bord verblüfft durch völlige Unkenntnis des Landes, in das sie gingen. Weder geographisch noch historisch, nicht einmal wirtschaftlich schienen sie orientiert. Keiner konnte die Sprache, sie wußten von dem Lande kaum mehr, als daß es englisch wäre. Völlig als Improvisatoren kamen sie heraus. Aber sie schienen alle gleich und wollten sich „vergleichen“. Kaum traten sie diesen Boden, der ihnen mütterlich erschien: schon faßte Blick und Erfahrung die Dinge ins Auge, wie sie hier und wie sie heute liegen, und in kurzem saßen sie fest: auf ihrer Farm, in ihrem Office.

Und so improvisiert ist auch die Geschichte, ist der Aspekt der Hauptstadt.

Vor zehn Jahren, als man eine neue Zentrale suchte, weil Mombassa zu heiß und zu weit vom Victoria-See liegt, stand eines Morgens die Lady . . . auf dem Hügel und sah: hier sind wir gleich weit vom Meer und vom See, hoch und gesund gelegen, das Tal ist weit, Wasser ist nahe. Man prüfte und beschloß, hier sollte die neue Hauptstadt stehn. Das Wichtige: Landagenten, Landbehörden, Bahn und Post zentrieren hier, Zoll und Finanz sind in Mombassa, an der Küste. Später soll der Gouverneur im Sommer hier, in der kühlen Zeit am Meere wohnen, genau wie der Viceroy von Indien Kalkutta mit Simla wechselt.

Hier in Nairobi ist alles Wellblech. An einer Bude, sechs Meter im Geviert, las ich: „Provincial government“. Aber draußen gibt es schon Sport- und Rennplätze. Ich glaubte mich auf einer Ausstellung vor der Eröffnung. Vieles ist angefangen, nichts ist fertig. Rasch hat man allenthalben vier Wände aus Wellblech zusammengesetzt, auf Füße gestellt, Dach, Boden und Türe gefügt. Viele Schilder weisen hin und her. Das Wichtige ist da, ohne Ausstattung. Niemand repräsentiert. Kein Kaufmann preist dienstbereit seine Waren, er hält sich, als wollte er sagen: dies brauchst du von mir, und jenes werde ich morgen von dir brauchen. Von Gegnerschaft zwischen Behörden und Farmern hörte ich kaum. Unausgesprochen herrscht Verbrüderung zwischen allen, und zugleich: ein Wettlauf.

Schwer ist das Reisegepäck des auswandernden Deutschen, stets hat er Überfracht an Vorurteilen, Stand und Gefühl. Leicht wandert und beweglich der Engländer aus: er trägt nichts als ein Scheßbuch im Portefeuille. Jener zieht meistens hinaus, gestärkt vom Bewußtsein, Kulturträger zu werden. „Wir Pioniere!“ Hat er aber ein anderes Ziel als der Engländer, der ins benachbarte Ostafrika geht, und deutlich sagt: I come to make

money? Der lacht, wenn man ihn Patrioten rühmt, denn er liebt sein Land nicht mehr als jedermann zu Hause. Und da er mehr Geld mitbringt (wie die Statistik zeigt), des ferneren mehr smart and clever ist; da er endlich im Umgang mit dem Landsmann jedes Vorurteils entbehrt: darum ist er auch in diesem Erdteil der große Kolonifator.

Gewiß, er hat die Trambition. „Wozu haben wir denn unsere Kolonien?“, sagt jemand bei Thackeray, als ein „jüngerer Sohn“ versorgt werden soll. Aber auch unter den bürgerlichen Familien gibt es in England kaum eine, die nicht ein Mitglied draußen hätte. Bei uns gilt der Auswanderer noch immer als etwas Dunkles, man denkt in Deutschland immer noch an Zwischendeck und Freiligrath. Die besten haben keine Lust, herauszukommen. Dort aber hat Lord Delamare allein weit über 100 000 Acker Land und wohnt darauf. Und weil in der Tat die besten Engländer, vorläufig aber nicht die besten Deutschen in ihre Kolonien zu gehen pflegen: auch darum hat der Aspekt bei uns weniger Großzügigkeit.

Norfolk-Hotel in Nairobi gleicht einer Börse. Da es kaum Frauen darin gibt, sind die Männer frischer und jünger untereinander. Sie sitzen auf den Geländern, baumeln mit den gamaschenumwickelten Beinen, sprechen von Preisen, Ernten, Vieh. Alle fahren Rad oder Motorrad. Niemand scheint über den „Grad von Menschlichkeit“ zu grübeln, den der Schwarze genießen müsse. Man rechnet mit ihm, das ist alles. Einen Fehler hat freilich ihr System: der Schwarze darf nicht geschlagen werden. (Zynische Unschuld.) Sonst aber ist alles leichter, alles scheint ein Spiel. Ein unbändiger Sinn für jede Realität hockt sprunghaft im Herzen dieser Männer. Wie fassen sie an, drehen alles, verwenden. Sie sind buchstäblich frei, und was sie spielen, ist: der Wettlauf.

Dies Land der ungeheuren Steppen ist ein Land der Viehzucht. Nur an gewissen Stellen eignet es sich zur Pflanzung. Das Hauptproblem ist darum hier die Kreuzung des Viehs, die Erzeugung einer dem Klima gewachsenen Rasse.

Als wir durch Naivasha fuhren, standen Zelte neben der Station, davor der typische Farmer, in Kalihemd und -Hose; blond, braun, herrisch und blauen Blicks. Neben ihm auf einem schönen Koffer saß eine vornehme Frau. Sie war ihm offenbar nachgekommen, saß noch im eleganten Reisekostüm, der Rock war noch zu eng für dieses Land, noch suchten Schleier und Schirm den hellen Teint zu schützen. Hellblond stand ein großes Mädchen dabei, mit offenem Haar, sehr kurzem Rock und Knien wie ein Knabe. Daneben schob ein nackter Neger einen lackierten Kinderswagen hin und her und erregte Ärger oder Neugier eines Terriers, der seine Wade liebte.

Ich stand auf dem Perron und sah hinüber. Ich dachte: Noch vor vier Monaten saßen sie jeden Abend im evening-dress an ihrem Tisch, dann

las sie ihr Magazine und er die große Zeitung, das Kind streichelte die Kasse. Morgen fahren sie mit ihren Zelten ab, von vierzehn Ochsen gezogen, und sie folgt ins Innere auf eine Farm dem Manne, dem sie angehört.

„Du möchtest auch so sein. . .“ sagte Diana lachend. „Du tätest nichts als immer Mango pflanzen, unten an der Küste, und sädest dann darunter und dächtest an Buddhas Tod!“ Ich rief: „Und du? Glaubst du, du hättest schon was getan, wenn du mit hohen gelben Reistiefeln kräftig über die Steppe schrittest? Komm in den Zug, gleich fährt er davon. Hast du gehört, wie gestern der Hotelier dem Konsul leise sagte, was wir wären? Distinguished visitors! Ich haßte ihn!“

Am Viktoriafee

Nun schimmert blau ein Ostermorgen über der Kairondobucht. Der italische Name, die nackten Schwarzen, die am Strande stehn, ein Licht wie von den überirdisch blauen Augen jenes todgeweihten Knaben, den ich einst gekannt: Beklemmung steigt empor und nimmt die Freiheit fort, mit der der Blick zu suchen und zu ruhen liebt. Der kleine Dampfer sticht in See.

Dann aber taucht mit dem steigenden Lichte die scharfe Linie niedriger Berge herauf, senkt sich zum schmalsten Streifen Land herab, an diesen hängt sich schwer ein Berg; der trägt das Kap. Jenseits des Kaps, das unsere Bucht bedrängt, eröffnet sich die Weite, wie das Meer. Locker geballt, schweben die kleinen Wolken empor. Ich muß an Hoblers letzte Bilder denken, so sehr ist dies vereinfacht: der See.

Mit geschlossenen Flügeln sitzen weiße Vögel auf winzigen Graserhebungen mitten im See. Nun fliegen sie auf, vom Geräusch der Schraube geschreckt, und sie sind größer als sie schienen, Edelreißer, die man hier schützt. Mit dunklen Flügeln fliegen die Kormorane davon, — schwarze Magier neben den weißen. Und wie der tödliche Pfeil eines Gottes fährt aus unbekannter Höhe ein Adler nieder, dem fremden Element den Fisch zu entreißen.

Aber die Inseln rings sind einsam. Wenig gehügelt, meist von Wäldern dunkel liegen sie ohne Hütten, ohne Boote ausgestorben da. Ich staune hinüber und suche den Grund, vergeblich.

Ich lese: wie zwei Jahrhunderte vor Christus der See, auf dem wir fahren, von Eratosthenes als Quelle des Nils genannt wird, und wie Ptolemäus vom Mondgebirge spricht, das an diesen Seen des Äquators liegen müsse. Ich denke an einen goldenen Saal, dort hängt im Vatikan eine alte Karte, vor den Entdeckungen gezeichnet, und wieder liegen in Afrikas verzeichneter Gestalt die Seen des Äquators und das Mondgebirge. Und darum klingt es fast unglaublich, daß erst vor fünfzig Jahren der erste Weiße

diese Welt betrat und nur vor einem Menschenalter Stanley ein Binnenmeer zum erstemal umschritt, dessen Lage man seit zwei Jahrtausenden gekannt.

„Und doch hat niemand,“ sagte der Kapitän, der mir ins Buch über die Schulter blickte, — „niemand hat den ganzen See durchfahren. Vielleicht giebt's Inseln darin, vielleicht auch nicht. Boote sind nie ans Ufer gekommen, nur daraus schließen wir auf ihre Unbewohntheit, — wenn es welche giebt.“

Ich blickte auf ihn und auf das Wasser. Dann fragte ich nach Booten und nach Dauts. „Alles wird ausgerottet“, sagt der Kapitän. „Niemand darf segeln, niemand fahren. Es gibt, von Uferfähren abgesehen, kein Boot mehr auf diesem See (er ist größer als Bayern). Alle Bewohner mußten die Inseln verlassen. Denn dort herrscht die Ise-Ise-Fliege.“

Nachmittags wurden die Vögel selten, der See ward breiter, nach zwei Seiten schwand das Land. Noch immer mußte ich nach jener Seite sehen, wo vielleicht die unentdeckten Inseln liegen. Dort glänzte alles in westlich farbiger Helle. Aber im Rücken fühlte ich die andern, jene wohlbekanntem, einst belebten Inseln, und ich wußte, daß dort an diesem Abend nur ein paar Sumpfantilopen im Papyrus rascheln und manche Vögel ihre Nester suchen. Mit ihnen lebt nur die unheimliche Seuche. Und es war von jener Seite, daß das Dunkel heraufkam und fraß das Licht über den unentdeckten Inseln. Dann stürzte die Nacht in aller Schwärze nieder.

Ich merkte kaum, wie langsam wir nun fuhren. Plötzlich fielen die Anker. Ich sprang auf, der Offizier lachte. „Wir haben keine Leuchfeuer hier, und ohne Mond ist es gefährlich zwischen den Inseln.“ Wir übernachteten mitten im See. —

Früh kam das neue Ufer rasch heran. Wir hatten den See nördlich durchquert: von Port Florence nach Entebbe. Es ist Mittag und wir gehen an Land.

Ist dies der Strand der Glücklichen? Ist es ein Park? Auf weiten roten Wegen steigen wir durch grüne Pflanzen auf. Einzeln stehen, über die Massen schön, maßlose Bäume. Kaum daß ein Schwarzer zu sehen wäre oder ein Weißer. Wie flimmernd bebt im Mittagsglanze uralte die Kuppel der Mimose, hoch über uns, sie gleicht dem silbergewirkten Baldachin arabischer Moscheen. Eschen von unermessener Höhe, niemals in Gruppen, unter ihnen wenige Palmen, mäßig hoch, die grüne Fläche am Boden, und der breite Weg ist rot. Doch weithin schwingt sich blau die Bucht des Sees.

Nicht fern, so leuchtet ein Haus durch die Zweige. Dort wohnte früher der Gouverneur. Jetzt ist es unser Hotel: altholländischen Stils, groß, aber niedrig, mit gerundeten Mauern, um die sich die breite Terrasse zieht.

Auf langen Tropenstühlen liegt man hier, ohne tropische Hitze. Immer fließt der Wind über das Wasser.

Langsam zieht der Neger unsere Ricksha durch die kleine, weite Kolonie. Keine Hütte, nur in großen Schatten halb versteckt gleiten die hübschen Bungalowws vorüber, und dort weht die deutsche Fahne neben dem Union Jack. Bambusgitter, durchsichtig und locker, zäunen Tennisplätze ein, und die jungen Damen spielen Golf. Selbst die Händler sind „hellbunke!“, Goanesen, die man vielfach trifft an diesem See, eine Art Euraster aus Goa; wenig Inder. Es ist eine weiße Stadt.

Hierher verlegte man vor fünfzehn Jahren das Gouvernement von Uganda, weil drüben in Kampala Fieber herrschte. Auch hier bestimmt die Schlafkrankheit den Aspekt. Denn da die gefährliche Fliege am besten in der Verbindung von Wald und Wasser gedeiht, rodet man allenthalben am Ufer eine gute Strecke aus, brennt und haut nieder, was dort Jahrhunderte lang wild gewachsen: Darum die schönen einzelnen Bäume, die man aus hohem Urwald stehen ließ. Wo dies unmöglich scheint, entvölkert man die Ufer meilenweit, von Mensch und Vieh. Hat dann einmal die Fliege ihre Fähigkeit zur Infektion verloren, dann kann man die Striche wieder bewohnen. Das war Kochs Theorie, der Jahre hier verbrachte.

Vor einem Menschenalter war hier die Seuche unbekannt. Aber die Soldaten, die Emin Pascha aus dem Sudan nach Uganda führte, haben gewöhnliche Fliegen, die sie hier gestochen, mit dem Bazillus infiziert, den sie von drüben mitgebracht: da brach die Krankheit aus und warf sich auf Zehntausende. Ist es nicht eine diabolische Ironie, daß so der Mensch zuerst die Fliege angesteckt, die nun den Menschen ansteckt? Es ist die Rache böser Wesen, die jeder haßt, weil sie im Lichte leben. —

Trommeln von überall. Sechs Stunden braucht die Ricksha nach Kampala. Der Führer zieht und die drei andern stoßen. Und unablässig geht ihr Gesang. In Quart und Oktave singt der Führer einen Vers, und die drei andern geben eintönige Responsorien. Das geht im Takt mit Lauf und Atem. Es sind Leute von bestimmten Stämmen, hier wie in Indien und Japan, deren Lungen sie zum Wagenziehen prädestiniert. Der erste singt:

Wir fahren jetzt zwei Weiße fort,
Die kommen von Uleia her.

Chor: Richtig! so ist es! Oder:

Der gute Herr gibt uns viel Geld,
Dann werden wir Bananen kaufen!

Chor: Bananen kaufen. Oder, wenn ihm nichts mehr einfällt, singt der erste nur die Städtenamen, die er kennt. Dazwischen Trommeln von überall.

An die Stelle des niedergeschlagenen Urwalds sind junge Gummipflanzen getreten, locker und weit. Ein Vogel mit ungeheurem Schnabel

kehrt wieder, wie mit schrecklich krummer Nase, das ist der Nashornvogel. Entfernt sich die Straße vom See, so glänzen allenthalben im breiten Licht Bananenwälder. Dazwischen stehen Schwarze vor ihren Hütten, in Lächer gehüllt, aus kurzen Pfeifen rauchend. Die Frauen tragen den rasierten Kopf, ziehn die Schultern zurück, rauchen und lachen, gleichen ganz den Männern. Nur wenn sie Kinder nähren vor den Hütten, unterscheidet man sie. Sie scheinen glücklich. Nichts als Bananenbrei ist ihre Nahrung, und wenn sie keine Bäume haben, so kaufen sie ihn täglich für 5 Cent. (Koch schwärmte für dies Gericht und aß es jeden Morgen.)

Quart, Oktave, — immer über den Hügel hinweg. Was mögen sie nun singen? Ihre Stimmen sind müde, ihre Rücken sind nasser. Dazwischen Trommeln von überall. Drei Radler kommen des Weges, ganz in Weiß, mit blonden Vollbärten, Pfeifen im Mund, und Ketten fliegen um den Hals dem Winde nach. „Bonjour“ im Vorüberreiten. Das waren die Weißen Väter, die ich mir eher dachte wie die Priester aus der Zauberflöte. Bald hinter ihnen ein Inder mit weißem Turban, radelnd. Plötzlich springen vier nackte Kerle, baumlang, aus dem Gebüsch. Sie spannen sich in den Wagen, reißen uns mutig in doppeltem Tempo davon. Es sind Relais, die hier seit gestern abend auf uns warten, einer gibt einen wilden Pfiff, dann fällt er in Quart und Oktave, die andern singen den Chor.

Bananen allenthalben. Wie sie verschieden sind. Manche sind klein und hellgelb, das sind die süßeren, sie hängen herab wie Glühlichter-Kastaden, die von Kandelabern aus den Ecken großer Säle tropfen. Manche sind lang und kupferrot, in dicken Dolden hängen sie herab, wie die zahllosen Brüste der indischen Gottheit. Es gibt zwanzig Arten.

Trommeln von überall. Uganda heißt das Trommelland, es ist Brauch, Sage und Spiel dieser Stämme. Dazwischen tönt Quart und Oktave von vorne, Stunden um Stunden, immer schwächer die Antwort im Rücken. Da zeigen die Neger vom Hügel über das Tal auf andere Hügel, und schreien: Kampala! Ich wußte, das ist die schwarze Stadt. Hier wohnen 30 000 Neger zusammen, ohne Weiße. Hier herrschten die Kaiser von Uganda. Und auf sieben Hügeln ist sie gelegen.

Nun aber, da ich die Stadt erblicken soll, ist nichts zu sehen als Bananen. Wir suchen die Stadt überall. Sie ist unsichtbar, und dennoch liegt sie da. Noch als wir nahe kommen, ist nichts zu sehn als eine einzige Straße, wo Inder und Neger in Wellblechbuden verkaufen, ein paar englische Gebäude, ein Schornstein. Diese eine Straße ist voll von Negern. Tausend drängen sich, und doch ist heut nur ein Tag wie gestern. Hier endlich sind sie Herren, nicht mehr Diener. Hier grüßen sie den Weißen nicht, stolz und aufrecht gehen sie vorüber. Hier kaufen, leben, spielen sie auf unbestrittenem Grund. Im ganzen Erdteil gibt es eine so große schwarze Stadt nur noch einmal.

„Wo ist die Stadt?“ Zwischen Ärger und Lachen frage ich den Inder. Wo wohnen diese Tausend und wo die 30 000?“ Er lächelt und zeigt ins Grüne: „Die wohnen in ihren Hütten, unter den Bananen.“ Und ich dachte: Die Stadt auf sieben Hügeln, unsichtbar.

Ihr Zustand ist nur zur Hälfte paradiesisch. Auf ihre Hütten fällt ein großer Schatten: Baumwolle, Geld. Sie sind nicht so schlicht als sie scheinen. Sie gelten für leidenschaftlich: es soll schwer sein, die nötigen Jungfrauen, auch unter dreizehn Jahren, zur Hut für ihre Götter aufzubringen. Sie gelten für zeremoniös: weit und breit als einziger Stamm pflegen sie eine komplizierte Regierungsform. Sie gelten für intelligent: auf Tausende von Meilen sind sie die einzigen, die eine Art von Industrie selbständig pflegen. Ein kluger Gouverneur führte hier Baumwolle ein. (Ehedem war er ein kleiner Zoll-Clark, jetzt ist er Gouverneur von West-Indien. Das ist englisch.) Erst mußte die Regierung auf die Schwarzen drücken, sie sollten Wolle pflanzen. Doch seit sie gesehen, daß sie dafür Gramophone kaufen können und Fahrräder, sind sie industriell. Uganda soll die größte Baumwollen-Zukunft haben in ganz Ostafrika. Man baut dafür Bahnen und Spinnereien, auch eine deutsche. Arbeitermangel suchte auch hier der Gouverneur durch Zwangsarbeit, zwei Monate im Jahre, zu heben. Da schrien die Weißen Väter und die Negrophilen in London hinderten solche Politik. Nun wollten sie eine Kathedrale bauen, aber der Gouverneur, den sie um Arbeiter befragten, erwiderte: „Unmöglich, das wäre ja Zwangsarbeit!“

Die schwarze Stadt wird schrittweis erobert.

Die beiden Könige

Where is the grave of old King Mtesa? Der indische Händler schüttelt den Kopf: „I dont know. You must ask the present king!“ Ich konnte drei Worte Suaheli, aber hier sprach man Baganda. Es bildete sich ein schwarzer Kreis, jeder wollte mich verstehn. Einer trug eine Mütze aus Leder, unten mit Muscheln, oben mit Pelz wie ein Husaren-Tschako. Ein Weib trug einen Milchtopf auf dem Kopfe, er war von Elfenbein, mit Zebrafell überzogen. Ein Alter, offenbar von höherem Range, trug einen Messinghelm, in den er Hosenkнопfe eingelassen, und die er, die Ösen nach oben, zu einem burlesken Kranz verbunden hatte. Ich hörte nicht mehr, was er dringlich sagte, sondern las auf seinem Helm: „Special quality, made in Austria“, daneben: „Birmingham“. In mir klang es wieder: Gebt unsern schwarzen Brüdern Anteil an den Segnungen der Kultur!

Ich floh entsezt. Zuletzt verstand ein Boy meine Gebärden. Bergauf, bergab, lange durch strahlenden Mittag, fuhren wir weit aus Kampala hinaus zum Grabe des Königs. Der höchste Hügel war eben recht, den großen

König zu begraben, der ganz Uganda vereinte: Mtesa, der zweitausend Weiber hatte, der tausend Neger an einem Morgen schlachten ließ, weil ihm ein Traum den Blutdurst seines toten Vaters übermittelt, der wildeste Jäger und zugleich der beste Diplomat, der Heide, dem Stanley wochenlang die Bibel überlesen mußte. Man hat ihn dem Napoleon verglichen, aber eher war er ein schwarzer Borgia.

Hoch auf dem Berge umgibt ein Kranz von Bambushütten einen inneren Hof. Das Hoftor einer doppelten Hütte läßt uns ein. Ein alter Riese steht darin, steckt an den Bambusstab einen Zettel, hält ihn stumm hin. „Zahle zwei Kupie!“ steht auf englisch. Viel Schwarze drängen nach, in den Hof. Eine Anordnung von Wachtürten. Wir stehen vor einem riesigen Bambusbau, zehnmal so groß als eine Hütte, aber genau wie diese konstruiert: Zwei ineinander geflochtene Halbkugeln, gestützt durch gedrehte Bambusstricke. Doch läuft dieser Bau zu einer Spitze aus und ähnelt einem großen Zelt. Ich kann nicht sagen, warum ich deutlich Theodorichs Grab in Ravenna vor mir sah.

Drinnen herrscht gotische Dämmerung, schmal bringt das Licht durch die Pforte. Der Schritt ist dumpf, dicke Matten ersticken den Schall. Ein Wald von Stämmen wächst empor. Allmählich unterscheidet das Auge sechs parallele Reihen, die fünf Schiffe bilden. (Kein Neger hatte eine Kirche gesehen, die Missionen kamen später). Sie nahmen keine Palmbäume, sie haben die stärksten, die edelsten Stämme gewählt, die rings die Urwälder bergen.

Das Mittelschiff ist breit. Ein Funkeln lockt zu einer Art von Apsis. Da sperren dreißig Lanzen den Zutritt zum Grabe. Die hohen in einer Reihe, die niedrigen davor, so blißen sie mit goldenen, mit Kupferspitzen. Zu beiden Seiten je ein Schild. Nirgends sah ich zuvor, wie sich ein Held im Grabe noch mit seinen eigenen Waffen schützt. Hinter ihnen breitet sich ein flacher Stein, überdeckt von kostbarem Tuch, senkrecht, dahinter als Plafond ein Tuch aus Schachbrettfeldern; daneben lehnen zwei Speere, wie eben abgestellt. Ein Heidengrab: es blißt, naht man der Ruhestätte dieses Königs.

Durch das Dunkel schwanken zwischen den Stämmen die schwarzen Gestalten, die nachgedrängt. Plötzlich schimmert aus der Ecke eines Seitenschiffs aus schwarzem Grund ein silbernes Kreuz hervor. Ein Kreuz? Ein kleiner Stein darunter, und ich stuße. Dort liegt Mtesas Sohn, hörte ich später. Ich konnte nichts für diesen Christ gewordenen Heidenkönig fühlen. Erst als ich erfuhr, daß er, der mit den Engländern den ersten Vertrag geschlossen, zweimal gegen sie aufgestanden, nach den Seychellen verbannt und dort gestorben wäre, fragte ich nach seinem Namen. Zu nah den starrenden Waffen leuchtete in solcher Heldengruft das Kreuz. —

Den Berg hinab, durchs Tal, den Berg hinauf: so ging es zu Mtesas Enkel, Daudi, dem sechzehnjährigen König von Uganda. Gegen die Gewohnheit, da England ihn klug abschließt von Reisenden, die ihm seine Stellung deutlich machen könnten, erlangten wir Erlaubnis, ihn aufzusuchen.

Die Wache ist stark. Gut wachen die Engländer über Könige, die sie protegieren. Dann führen uns ein paar Neger zu Fuß.

Das war wie in Tausendundeiner Nacht. Höfe mündeten in Höfe, alle von hohen Bambuswänden umschlossen, dazwischen biegsame, sehr breite und hohe Pforten. Mühsam heben sie die Schwarzen, daß es knarrt, und nur durch Spalten lassen sie uns ein. Neue Höfe, in den Ecken Wachtstätten aus Bambus, hoch wipfeln darüber Bananen. Ein Haus ragt über die Gitter: dort wohnt der erste Minister, und er heißt Apolon. Er führt die Regentschaft und zwanzig Häuptlinge beraten ihn.

Plötzlich liegt ein Häuschen da, englisch, offen. Auf der Veranda salutiert der kolossale Leibnegel in grüner Uniform, barfuß. Unsere Karten reicht er durchs Fenster.

Ein Mann von vierzig im Sommeranzug begrüßt uns herzlich und zugleich ganz anonym. Es ist der englische Instrukteur, er führt uns hinein. Deutlich spricht der Anblick des Raumes von der tragischen Rolle des Enkels, des Erben, der Dekadenz. In schweren Rahmen hängen groß der König und die Königin von England, täglich muß sie der junge König sehn, die ihn um Macht und Land zu bringen entschlossen sind. (Sein Großvater wick ihnen keinen Schritt). Unter Glas steht ausgestopft ein Leopard. (Der Großvater galt als erster Jäger Innerafrikas). An der Wand hängt der Schild und die gekreuzten Speere, das Wappenbild von Uganda, angebracht wie in dem Vorzimmer eines Zahnarztes, der in Kairo unechte Waffen kaufte. (Der Großvater unterwarf mit diesen Waffen in der Runde hundert Stämme.) Eine Schale mit Visitenkarten, Albums.

Durch den Vorhang tritt ein riesiger junger Mann, schwärzer als die meisten Baganda. Der Erzieher sagt: That is the present king. Man reicht sich die Hände.

Während das Gespräch über die Schönheit des Landes und seine Entwicklung huscht, habe ich Zeit, die beiden Köpfe anzuschauen.

Es ist der Löwe und sein Dressieur. Stahlharte Züge stehen still im Antlitz des ergrauenden Engländer, mit stählerner Güte ruht sein Blick zuweilen auf seinem Kunstprodukt, das er in acht schweren Jahren herangebildet. Die Sprungbereitschaft des Wändigers ist in ihm, der, wenn das Tier je aufbegehrte, lieber sterben würde, als entfliehn.

Neben ihm sitzt, körperlich ganz erwachsen, der große, gutmütige, schwarze Mensch. Über das lange weiße Negerhemd hat er, wie zu deutlicher Symbolik, einen englischen Rock gezogen, ohne Übergang, ohne Kragen. Eng-

lische Stiefel, groß und gelb, kommen aus dem Hemd hervor. Das erstarrte Lächeln aller Könige liegt auch schon auf seinen Lippen. Kaum scheint er sich seiner Körperstärke bewußt. Und weiß er schon, was alles dies bedeuten mag: Gefangenschaft fürs Leben, in königlichen Ehren? Erbe sein von kriegerischen Ahnen, Sohn eines Vaters, der sich unterworfen hat, wieder aufgestanden, verbannt, gestorben ist? Kennt er die Größe seiner Partei, die Macht der eingeborenen Häuptlinge, die ihm zugeschworen? Wird er aufbegehren, oder wird die suggestive Kraft des Bändigers nie schwinden? Er liebt ihn.

Weißer Frauen sieht er nie. Kein Auge wendet er von Diana. Er spricht wenig, in gutem Englisch, irgend etwas. Nur einmal zeigt er wie ein junges Raubtier das weiße Gebiß: als wir vom Grabe Mtesas sprechen. Aber ihm bleibt nichts, als ... ein Bild hervorzuholen: er hat es photographiert.

Als vierjährigen Knaben, erzählt später der Erzieher, haben ihn die Engländer übernommen. Sein Vater war verbannt. Ein Sturm von Intrigen mag den Erzieher umdrohn, vom Gouverneur und von den Häuptlingen, vom Kolonialamt und von den Missionaren. „Lernt er die Geschichte seines Landes?“ — Kaum. Aber die alten Häuptlinge, die ihn besuchen, die erzählen sie ihm ganz genau. „Diese Häuptlinge?“ Einer hat, der Sohn von Mtesas Freunde, zwei Bücher geschrieben. Über die letzten Kriege und über die Bräuche des Volkes. Er hat sie in Baganda verfaßt und eigenhändig gedruckt.

Sind dies die Erben? Wie in Europa? Rhapsoden ihrer Ahnen?

Zur Quelle des Nil

Mittags treten die schwarzen Matrosen des kleinen Seedampfers an, und der schwarze Feldwebel läßt sie unter soviel Püffen exerzieren, als wäre er weiß und aus Preußen. Wie sie in ihren kurzen Kakihosen und Jacken, schwarze Gamaschen um fast schwarze Beine gewickelt, barfuß vor den belustigten Passagieren das Deck entlang marschieren, gleichen sie halbwüchsigen Jungen, deren selbstvergessener Eifer von einer gewissen Gene unterbrochen wird, weil sie sich beobachtet fühlen.

Das kleine deutsche Mädchen ruft zwischen die Kommandos, es plappert Baganda und Suaheli, weiß aber von der Heimat nichts, als daß es zur Großmama nach Uleia fährt. Nun ist es müde, streckt die Arme zu ihrem geliebten Beschützer auf und will getragen sein. Der Schwarze nimmt sie hoch, mit unerschüttertem Ernst. Nie lacht er, stets folgt er ihr, nimmt sie fort, wenn es gefährlich wäre: treu wie ein Thronwächter, servil wie ein Sklave, seriös wie ein Kammerdiener. „Wie schön der schwarze Fes dem schwarzen Kopfe steht“, sage ich seiner Herrin. „Ja, die roten Schmußen so schnell“, erwidert die junge Frau. Alle Weißen nehmen hier Mohamedaner

ins Haus, und noch lieber Heiden als Missionschüler. (Der üble Ruf der meisten Missionen ist der einzige Zug, den ich allen Teilen Afrikas gemeinsam fand.) Ich rühme die Sorgfalt des Negers. Die junge Frau erwidert: „Wir haben ihn drei Jahre, fast so lange wie das Kind. Und doch verliere ich nie die Furcht und zittere beständig. Immer wieder gibt es plötzlich Gewalttätigkeiten, verübt an Kindern von den treuesten Schwarzen.“ Und ich suchte vergeblich in dem Antlitz dieses Negers nach den Spuren der Bestialität.

Ein Elefantenjäger war an Bord gekommen. Sie werden immer seltener, sie sterben aus, damit die Elefanten nicht aussterben. Man gibt dem Jäger nur noch Lizenzen für zwei Elefanten pro Jahr, in Britisch- und in Deutsch-Ostafrika. Früher nahm die Regierung als Steuer einen Zahn, . . . aber da sammelte sie nur die kleinsten.

Dieser Mann kam aus dem Kongo und hatte viele geschossen. Er war Engländer, klein, gedrungen, gebräunt, mit buschigem Haar. Er sprach wenig und mit schrecklichem Akzent. Seine schwarze Frau und das dunkle Kind brachte er zu Freunden an die Küste, um sie, wenn er von seiner weißen aus England zurückgekehrt, wieder abzuholen. Die Negerin, in Tücher gekleidet, sehr still, hatte zum erstenmal einen Dampfer gesehen und viel Weiße zusammen. Doch staunte sie nichts an, als die Stewards: daß auch weiße Menschen dienen, der Gedanke warf ihr Weltbild um. „Ein paar schöne weibliche Zähne bringen 200 Pfund“, sagte der Jäger zu einem, der ihn ausfragte. „Das Kilo kostet heut 2—3 Pfund, frei Liverpool. Aus einem Zahn kann man 3—4 Billardkugeln machen.“

Ich dachte an diese vorzeitliche Waffe, und wie sie durch blaues Geäder geadelt an Kostbarkeit gewinnt. Ich dachte an diese letzten Phänomene einer kolossalischen Natur, wie sie, aus jener Zeit zurückgeblieben, unwirklich durch die alten Wälder ziehn. Und daß sie der kleine gedrungen Mann geschäftsmäßig erlegt, damit sich ein paar Billardkugeln runden.

In Jinja kam ein Kanu heran, das als Fähre diente. Das war, wie wir's als Indianerjungen träumten: aus einem roten Baum herausgeschnitten, und zehn Schwarze ruderten den Weißen heran. Im Rhythmus dreier Töne, die sie sangen. Sie steuerten zugleich, indem sie die selbstgeschnittenen Ruder hoch und steil ins Wasser stachen: so wie man nach Delfinen mit dem Messer sticht.

Wir gingen eine Stunde ins Land. Da rauschen die versteckten Fälle, über Platten und Blöcke erreichen wir die Ripon-Falls. Von ferne gleichen sie einem Wehr. Nicht eben hoch, doch reißend stürzt das Gewässer nieder. Starke Fische wagen den Weg entgegen dem Strom. Immer aber verläßt sie das Wasser für den Bruchteil einer Sekunde, dann fallen sie aus der Luft herab und fangen von neuem an, den Wasserfall zu erklimmen. Fischreicher schweben darüber und Adler, stoßen hinab in den Gischt, reißen die

kleinen Fische heraus. Ewig übersprüht glänzten Büsche aus der Mitte auf, an denen Nester schweben, von Webervögeln. Weiße Streifen drüben am Ufer sind Reiher, die stillstehn.

Jenseits der Fälle fährt ein Fluß breit zwischen vielen Inseln hin, bis ihn die Wälder engen. Dies gleicht der Themse. Auf einem Block im Wasser stehn gegen das Licht eine Masse schwarzer Figuren, wie alte Trauerweiber. Es sind Kormorane, nebeneinander hockend.

So wird der Nil geboren. Wäre es eine Quelle, klein, aus der Erde sprudelnd: wie strömte die symbolische Kraft mit ihr empor! Aber es ist bloß ein Wasserfall des großen Sees. Nur die Namen wirken phantastisch. Hier läuft das Wasser des Napoleongolfes ab. Ist das ein Spiel von Worten oder mehr? Französische Missionare nannten diese Bucht des Sees einst nach dem Kaiser. Dort stürzt sich sein Wasser hinab und plötzlich heißt es Nil. Und fließt nach Norden tausend Meilen weit und schleppt sich gelb und langsam vorüber an den Tempeln des Rhamses, an den Pyramiden von Giseh, an der Sphinx. Doch wo es mündet, . . . dort liegt Abukir.

K u n d f c h a u

Deutsch-österreichische Solidaritätsgefühle

von Karl Leuthner

Die deutsche Politik spinnt seit zwanzig Jahren die Träume gehemmter Kraft. Sie überkompensiert erzwungene Ruhe durch eine schweifende Phantasie, grenzt am Tigris Einflusssphären ab, hadert sechs Jahre um Marokko und vergißt, daß der Schlüssel zur Nordsee in den Händen der Nebenbuhler und Gegner liegt. Der Traum kennt kein wo und wann, die deutsche Politik hat Länder- und Völkerkunde aus ihren Plänen verbannt. In seinem Buche „Unsere Zukunft“, das erschienen ist nach der Schlacht bei Kirkilisse und geschrieben wurde zur Zeit des anhebenden Balkankriegs, wertet General Bernharbi eine befreundete Türkei als notwendige Ergänzung des Dreibunds und stellt ihr Heer mit der vollen Ziffer von 700000 Mann ein. Wie klar hat er in seinem Werke „Vom heutigen Kriege“ die Bedingungen einer raschen Versammlung der Truppen, die Bedeutung ihres rechtzeitigen Eintreffens im Aufmarschraum dargelegt; als Politiker übersieht er, daß die asiatische Türkei keine Eisenbahnen hat, und daß diese „große Macht“ nur eine weiträumige Unmacht ist. Er übersieht auch, daß die Türken in der Türkei eine geringe Minderheit sind, obwohl er und alle deutschen Militärschriftsteller seit 1870 den Krieg als höchstes Aufklappen der geeinigten Nationalkraft preisen. Der plumpe geistlose Kuropatkin, der in seinen Memoiren Staaten und Heere als bloße Mengen nebeneinanderstellt gleich Mehlsäcken, wie er in der Wandschurei eine zur Niederlage unabwendbar verurteilte reine Zahlenstrategie verübte, weiß genau die potentielle Energie eines Staates von dessen lebendiger Kraft zu unterscheiden, und rechnet dem Zaren in seiner Denkschrift sorgfältig vor, was jedes Nachbarland, nach den Verhältnissen der Zeit, des Raums, der Kulturhöhe und der nationalen Zusammensetzung seiner Einwohnerschaft vermag. Als hätte er Rakels Lehre von den Grenzgebieten als Wachstumsorganen der Länder inne, so setzt er die russische Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in eine Darstellung der Grenzerweiterungen und des Drangs nach dem freien Meere um. Kuropatkin lebt im Reiche der weitesten geographischen Möglichkeiten, der Grenzen, die über tausende von Kilometern hin, wie die Meereswoge an der Küste, nagen. Deutschland

steckt eingeklemt zwischen Grenzen und Meeren, hinter denen Millionenheere und die drei Flotten Englands lauern. Das spiegelt sich denn wieder. Der Daseinswille eines Volkes gestaltet die Möglichkeiten seines Landes zu Erkenntnissen, seine Hemmnisse verdrängt er im Bewußtsein. Als der englische Marineminister bekannte, daß er den Kraftmaßstab zwei gegen eins der deutschen Seemacht gegenüber aufgeben müsse, stellte der größte Teil der deutschen Presse mit Genugtuung den Durchbruch des Zweimächtestandards fest. Die Schriften des Flottenvereins, von Schulze-Gävernitz, Onken und Bernhardi tun desgleichen. Und doch ist der Zweimächtestand für England heute bloß ein theoretischer Fall und in Wahrheit hätte Deutschland im Seekriege zwei Mächte sich gegenüber. Ja, genauer gerechnet drei — aber während die britische Politik die drei Dreadnoughts Österreichs als lähmendes Gegengewicht empfindet, verfahren die deutschen Zukunftsschlacht-maler als ob die französischen und die russischen Schiffe zu vernachlässigende Größen wären.

Ob der Deutsche besser ist als sein Ruf, kann ein Deutscher nicht entscheiden, daß er anders ist, wird beim genaueren Zusehen jeder erkennen. Die brutale Realpolitik, die ihm die Franzosen nachsagen, das alle engumschließende Nationalgefühl, das von Kuropatkin bis zu dem Gelehrten der Nowoje Wremja die russischen Publizisten ihren Landsleuten als Beispiel vorhalten, sind beides nur eine holde Sage. Die Realpolitik unserer Alldeutschen zum Beispiel hat mit Bismarcks Anschauungen nichts mehr zu tun. Ihm raubte die Angst vor Koalitionen den Schlaf der Mächte, ihm erschien fraglich, „ob Frankreich 1875 unserem Anfall gegenüber in seiner Verteidigung so schwach gewesen sein würde, wie unsere Militärs annehmen . . . wir hätten die russische Macht schließlich wohl nicht wohlwollend neutral, sondern feindlich hinter uns gehabt“. Er verlangt für Deutschland eine Politik, die sich befriedigt und friedliebend erklärt. Was würde er zu den Ausschweifungen der Einbildungskraft der Alldeutschen, der Flottenvereinsliteratur, der Generale Keim und Bernhardi sagen, die heute eine gegen England erlittene Niederlage durch ein Frankreich genommenes Faustpfand wettmachen wollen, morgen eine Kriegsmöglichkeit berechnen, wobei Deutschland nicht nur „die russische Macht feindlich hinter sich hat“, sondern gegen Frankreich, Rußland, England und womöglich noch gegen Belgien und Dänemark zu Wasser und zu Lande kämpfen muß, während ihm bestenfalls das im Süden gebundene und dadurch geschwächte Österreich-Ungarn zur Seite stände. Die Gründe, warum Deutschland trotzdem und trotz seiner schwer zu verteidigenden Ostgrenze siegreich bleiben mußte, wie sie die deutschen Imperialisten aller Schattierungen anführen, mögen als Trostgründe, wenn ein Überfall jener furchtbaren Koalition Deutschland trafe, gut und gütig sein, als Beweggründe einer ausgreifend aktiven

Politik Deutschlands muten sie kindisch an. Doch wird die säbelrasselnde Unreife der schriftstellernden Offiziere noch überboten von den Spintistereiern der Gelehrten des Imperialismus. Für den Soldaten ist der Krieg „eine sittliche Pflicht“, ein Gedanke, der als Leitgedanke einer staatlichen Politik so viel wert ist wie seine Antithese, die Friedensidee der Pazifisten. Allein er entspringt der Berufsenge des Militärs, und bleibt deshalb wenigstens psychologisch begreiflich. Wie aber, wenn selbst ein Mann wie Rohrbach Deutschland vor „Verzicht oder Wagnis“ unabweislich gestellt sieht, und als Preis des Wagnisses angibt: „es müsse für das deutsche Wesen soviel Spielraum bleiben, daß es mit als konstituierender Faktor des zukünftigen Kulturganzen diesseits und jenseits des Ozeans erscheint“. Wie naiv, um wie viel weniger großartig dachte Bismarck über Kriege: „Ich habe,“ schreibt er, „während meiner Amtsführung zu drei Kriegen geraten, dem dänischen, dem böhmischen und dem französischen, aber mir auch jedesmal vorher klargemacht, ob der Krieg, wenn er siegreich wäre, einen Kampfpfeil bringen würde, wert der Opfer, die jeder Krieg fordert und die heute viel schwerer sind, als in dem vorigen Jahrhundert. Wenn ich mir hätte sagen müssen, daß wir nach einem dieser Kriege in Verlegenheit sein würden, uns wünschenswerte Friedensbedingungen auszudenken, so würde ich mich, so lange wir nicht materiell angegriffen wären, schwerlich von der Notwendigkeit solcher Opfer überzeugt haben“. Der Erwerb von Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen-Nassau und Elsaß-Lothringen, die Schaffung des Norddeutschen Bundes und die Gründung des Deutschen Reiches schienen ihm solcher Opfer wert: ob aber auch die „sittliche Pflicht des Krieges“ die „Männlichkeit der Waffentat“ und „der konstituierende Faktor des zukünftigen Kulturganzen“, das darf man bezweifeln, ja meinen, daß er mit den Worten einen Begriff zu verbinden so wenig vermögend gewesen wäre wie wir.

Und doch sind diese Worte nur die abstrakten Ausdrücke dessen, was als ein trübes Gemenge von Gefühl und Gedanken durch die alldeutsche und großdeutsche Vorstellungswelt wogt. Internationale Streitigkeiten aus dem Gesichtspunkt des Göttinger Kommentars und der Privatmensurenlehre aufzufassen, wies Bismarck höhrend von sich; gerade das ist der Standpunkt derer, die sich auf seinen Namen berufen. Studentische Hochgefühle, vermischt mit Nießschefchen Gedankenabfällen, die zu Losungen trivialisiert sind, und mit den Kraftphrasen des Imperialismus, bilden den keimkräftigen Ideenkern der deutschen Aktionspolitiker, der Aktion um jeden Preis. Mahans Lehre wollten sie anwenden, als Riberlen-Wächter um Agadir zankte, sie vergaßen, daß die Lehre der Imperialisten in dem Lande entstanden ist, das sich in Weltteilsgröße zwischen zwei Ozeanen erstreckt und daß Kuba in der Reichweite der Union liegt, sie vergaßen, daß Kanada und

Mexiko Nachbarn anderer Art sind als Frankreich und Rußland. Nie hat man etwas Wirklichkeitsfremderes als politische Strömung in einem großen Volke lebendig werden sehen, als den Imperialismus alldeutscher Gestaltung, und nicht gering sind die Einbußen, die er dem deutschen Ansehen zugefügt hat, indem er der im Auslande schleichenden Verleumdung der deutschen Politik Stichwort und Vorwand lieh. Weit schlimmer aber ist, daß sein Einfluß mit den Nachwirkungen der dekorativen Politik der neunziger Jahre und mit dem unseligen Hang der Deutschen zusammentrifft, die Gründe des politischen Handels aus dem Gemütsleben zu holen und Weltangelegenheiten mit dem Maßstabe des Privatlebens moralisch abzuschätzen. Daraus entsteht eine Volksrichtung des politischen Denkens, die ebenso irrationell schillernd, gefühlsmäßig, unklar und schwankend ist, wie es die Stimmungspolitik des persönlichen Regiments war. Will man also der deutschen Staatskunst die Irrwege nachweisen, die sie im Orient gewandelt ist, so darf man ihr nicht abstreiten, daß sie die Volksempfindungen zur Seite hatte. Man schämt sich, es zu sagen, aber es ist so: der Deutsche hat sein Verhältnis zum Türken nach der Gemütsseite hin vertieft, er empfand als Freund und war entschlossen, mit der Illusionsfähigkeit der Freundschaft alle Mängel der Türkei in Tugenden anzuschauen. Das Geheimnis der Orientfrage dünkte ihn gelöst mit dem Worte Moltkes, daß der Türke der einzige Gentleman des Balkans sei. Über den Kräfteverfall, der im Gefolge der Spitzelwirtschaft des angstbetörten Despoten Abdul Hamid am türkischen Staate allenthalben offenbar wurde, tröstete sich das deutsche Gemüt mit einer Überwertung der Kalifenwürde und der staatenbildenden Triebkräfte des Islam, die augenscheinlich Märchenerinnerungen entsprangen. Die französisch frisierten Jungtürken wurden als ein „Hervorbrechen gewaltiger nach dem Fortschritt gewendeter Kräfte“ angestaunt. Sah ein Deutscher etwa bei dem sinnlosen Wüten der Prätorianer in Albanien zu, so urteilte er nicht, daß die jungtürkischen Offiziere zur Lenkung eines Staatswesens ebenso unfähig seien wie jedes Soldatenregime, sondern er lieh den preussischen Pflicht- und Autoritätsbegriff den postierenden Klubhelden aus Saloniki und ließ den kategorischen Imperativ Kants die Karaulen einschern und die Verschlußstücke aus den albanischen Mannlichergewehren herausnehmen. Niemals hätte man den Fall der Türkei mit dem deutschen Ansehen verflechten können, hätte die deutsche Presse nicht von einer Freundschaft gefabelt, die zu erwidern den phlegmatischen Osmanen nie beigefallen war, hätten nicht deutsche Schriftsteller von internationaler Geltung phantastisch die Möglichkeit ausgemalt, „einem englischen Überfall in der Nordsee mit der Türkei vereint im Orient zu begegnen.“ Und lehrte man in Deutschland: „Die Vernichtung der Türkei würde das europäische Gleichgewicht in einer solchen Weise zugunsten Englands und seiner Teilhaber verschieben,

daß die von der Einkreisung betroffenen Mächte geradezu einen Schlag gegen die Grundlagen ihres politischen Großmachtdaseins erhielten," so war am Ende die Regierung, durch die Wucht der Tatsachen bezwungen, die Klügere, indem sie beim Zusammenbruch des osmanischen Reichs das Schwert ruhig in der Scheide ließ und ihr „Desinteressement“ verkündete.

Jetzt gibt sich ein starker Umschlag der Stimmungen kund. Die Enttäuschungen einer unglücklichen Liebe lassen nun auch die asiatische Türkei einem raschen Verfall entgegenwanken und gefallen sich in Schilderungen der türkischen Desorganisation. Eine Ernüchterung möchte ich das jedoch nicht nennen, sondern bloß eine Explosion des Gemüts nach der entgegengesetzten Seite. Es war der Grundfehler der deutschen Orientpolitik, die Bedeutung der kleinen Balkanstaaten und die Stimmung der unter osmanischer Herrschaft lebenden Christen zu übersehen. Man erblickte in beiden nur Werkzeuge der russischen oder der englischen Intrige ohne Eigenleben und wirksame Eigeninteressen; man tat sie mit den moralischen Urteilen „Eroberungsgier“ und „chauvinistische Hege“ ab. Aber wären sogar diese Bewertungen richtig, was besagen sie über die politische und militärische Bedeutung der bewerteten Erscheinungen? Wenn doch die deutschen Realpolitiker lernen wollten, moralische Fragen von Sachfragen zu unterscheiden, und zu erkennen, daß das nach ihrer Meinung sittlich Nichtseinsollende eben doch ist und besteht. Allein das lernen und erkennen sie nie; nicht anders stehen sie jetzt dem serbischen Konflikt gegenüber wie vor drei Monaten dem Balkankonflikt. Man darf wohl sagen, die Freunde des Friedens in Österreich haben die Reichstagsdebatte über die Balkanfrage mit großer innerer Unruhe verfolgt. Sie gehören, sofern sie Deutsche sind, durchaus zu Anhängern des Bündnisses mit Deutschland. Die Deutschen Österreichs, ohne Unterschied der Parteifarbe, halten den Bund mit dem Reiche hoch, er entfernt die Möglichkeit eines Bruderkriegs, er entfernt überhaupt die Möglichkeit dieses schrecklichsten der denkbaren Kriege zwischen zwei Reichen, deren endlos verlaufende Grenzen beiderseits die verletzlichsten Teile des Staates berühren. Aber der Bund mit Deutschland hat bisher überdies die stärkste Gewähr des Friedens geboten. Ihm lag von Bismarck her der Stiftungsgedanke zu Grunde: „Keine große Nation wird zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen.“ Da sonach die Interessen beider Staaten die Grenzen des wechselseitigen Eintretens füreinander bilden sollten, konnte das Bündnis nur ein Friedensbündnis, ein Verteidigungsbündnis sein. Denn gemeinsam waren sie daran interessiert, die Gegner im Osten und Westen von Mitteleuropa fernzuhalten; wo jedoch des einen oder des anderen Sonderinteressen angreifend vordringen möchten, dort hören des anderen Interessen auf. Deutschlands See- und Kolonialinteressen durften ebenso-

wenig Österreich, wie die Balkaninteressen Österreichs, nach dem grundlegenden Bündnisgedanken Bismarcks, Deutschland berühren: Dessen Uninteressiertheit in den „künftigen orientalischen Händeln“ zu erörtern, wird er ja nicht müde. So mußte der Offensivpolitik beider Staaten das Bündnis zur Hemmung werden und selbst seine Gefühlsgegner in Österreich konnten es sich aus opportunistischen Gründen gefallen lassen. Es war dem Geiste des deutsch-österreichischen Bundes durchaus gemäß, daß Aehrenthal es ablehnte, in die marokkanischen Handel hineingezogen zu werden, und nur die kühl abwehrende Art, in der er es tat, verletzte und überraschte bei der Erinnerung an 1908. Indem aber jetzt in Deutschland der Grundsatz aufgestellt und verfochten wird, ein Bundesgenosse habe, wenn er zur Hilfe aufgefordert wird, nicht das Recht zu untersuchen, ob die Sache des Streitenden auch den Kampf auf Tod und Leben wert sei, wird das Bündnis auf ganz neue Fundamente gestellt, Beweggrund und Ziel seiner Existenz haben sich völlig verändert. Man muß sich bloß vorstellen, daß ein ähnliches Prinzip im russisch-französischen Bündnisse vorwaltete, daß Frankreich sich verpflichtet hielt, alle orientalischen Wünsche der Russen mit Heer und Flotte zu vertreten, oder daß Rußland wäre gehalten gewesen, Marokko den Franzosen an der poseschen Grenze zu erstreiten! Sicher, daß dann der Friede keine Stunde länger bestünde.

Ein Bündnis, das in der wechselseitigen schrankenlosen Hingabe des einen Bundesgenossen an die Wünsche und Pläne des anderen besteht, vermehrt die Gefahren und Möglichkeiten des Krieges, statt sie zu mindern. Trat früher der Freund, wo er nicht unmittelbar beteiligt war, mäßigend und abmahnend ins Mittel, so muß jetzt der Anblick seiner auf den Wink bereistehenden Macht, bald in Wien, bald in Berlin, wo eben eine Begehrlichkeit sich entzündet hat, dazu verleiten, alle Vorsicht fallen zu lassen. Denn wie leicht und leichtfertig führt man Gefahren auf fremde Kosten herbei! Nur daß dies zuletzt unmöglich wird und das Bündnis, weil es bald gegen die Lebensinteressen des einen, bald gegen die des anderen verstößt, schließlich zu Scheitern gehen muß. Dies ist es, was jetzt die Freunde des Bündnisses und des Friedens bange macht. Bismarck wußte noch, daß „die Eindrücke und Kräfte, unter denen die Zukunft der Wiener Politik sich zu gestalten haben wird, komplizierter sind als in Deutschland wegen der Mannigfaltigkeit der Nationalitäten, der Divergenz ihrer Bestrebungen, der klerikalen Einflüsse und der in den Breiten des Balkans und des Schwarzen Meeres für die Donauländer liegenden Versuchungen.“ Die deutschen Politiker von heute scheinen keine Ahnung mehr zu haben von der Divergenz der Bestrebungen der Völker Österreich-Ungarns; daß Tschechen, Polen, Südslawen, an die 16 Millionen Menschen, dem deutschen Bündnis kühl oder feindlich gegenüberstehen und größtenteils die

Balkanpolitik des Wiener Kabinetts heftig befehlen. Sie haben auch nichts bemerkt und vernommen von den wechselnden Sympathien der ungarischen Bundesstützen. Das alles setzen sie wohl — wie vor kurzem noch die Politik der Balkanstaaten — unter den Begriff der Heterie und Quertreiberei. Sie kennen bloß die Wiener Ringstraße, ihre Stimmungen müssen nun auch die in Prag, Lemberg und Agram herrschenden sein. Und vor allem verschließen sie die Augen davor, daß bei der großen und schmerzlichen Loslösung von den Balkanhoffnungen, deren Stunde jetzt geschlagen hat, das Wiener Kabinett „Versuchungen“ hat, die im Grunde genommen doch schon halb aufgegebene Lieblingspläne sind, auf deren Inhalt man verzichten würde, wüßte man bloß, daß man im Verzicht die gute Haltung zu bewahren vermag. Ist es Sache des Lebens oder Sache des Prestige, was das Wiener Kabinett in Albanien sucht — gemeinsam mit den Italienern, seinen feindlichen Nebenbuhlern auf albanischem Boden von je und je? Die Deutschen haben das nicht zu untersuchen, sondern, wenn aus Wien oder Rom der Ruf ergeht, ihre Soldaten in den Aufmarschraum zu schicken. Eine einfachere Politik hat noch nie ein Staat betrieben, und sie ist alldeutsch, bringt den „deutschen Gedanken in der Welt, den sittlichen Idealgehalt des Deutschthums als gestaltende Kraft in gegenwärtigem und zukünftigem Weltgeschehen“ zur Geltung.

Aber wir deutschen Österreicher, das heißt die wenigen Urteilsfähigen, Unbezahlten und Selbstdenkenden, die das Interesse ihres Vaterlands nicht mit den guten und üblen Einfällen des Grafen Berchtold verwechseln, wissen und wollen es anders. Bismarck hielt noch den Raum zwischen dem Schwarzen Meere und der dalmatinischen Küste für einen freien Zummelplatz der Wünsche Österreichs, wollte dessen Ausdehnungsbedürfnisse nicht beschränken, bestritt aber „die Aufgabe des Deutschen Reichs, seine Untertanen mit Gut und Blut zur Verwirklichung von nachbarlichen Wünschen herzuliehn.“ Heute ist der Balkan durch den Balkanbund verschlossen, aber die Untertanen des Reichs stehen marschbereit. Nun, wohin wollen wir denn gemeinsam vorrücken? Selbstverständlich in den Sieg, der Niederlage Schrecken und Greuel möchten wir gar nicht ausdenken. Doch wenn wir nun Rußland und Serbien — mit französischem und wer weiß noch welchem Anhang — niedergerungen haben: was dann? Dann — nun, da preussische Generale und Kolonialkommissäre träumen dürfen, darfs wohl auch ein österreichischer Abgeordneter — dann trägt Österreich Kongresspolen und Serbien aus dem Strauß heim. Das ist fast gewiß. Serbien stand schon 1908 auf dem Programm, sagen die, die alles wissen, weil sie auf dem Ballplatz Beziehungen haben, und die Einverleibung Polens wäre bei der Stimmung, die unter den galizischen Polen herrscht, auch mit dem stärksten Widerstreben Wiens nicht aufzuhalten,

ebenso wie Wien niemals in die Teilung Kongreßpolens willigen dürfte, ohne den jetzt so patriotischen Sinn der heimischen Polen in Haß und Wut zu kehren. Wo Deutschland seine Kompensationen hernähme — bei der Undurchbrechbarkeit der französischen Volkseinheit — das braucht mich nicht zu bekümmern, das müssen die wissen, die in Berlin schlagbereit auf das Kommando der Bundesgenossen warten und als Schüler Bismarcks gewiß schon zum voraus „wünschenswerte Friedensbedingungen“ ausgedacht haben. Wir österreichischen Deutschen hätten also des Segens die Fülle: dreizehn Millionen Polen und neun Millionen Südslawen. Das ist doppelt so viel als wir selber zählen. Und da Österreich und Ungarns Häuser zu unansehnlich sind, um eine so große und glänzende Gesellschaft darin unterzubringen, und wir auch verpflichtet wären, den neun Millionen Polen und drei Millionen Serben, die neu hinzukämen, das Eingewöhnen zu erleichtern, so würde aus unserem Dualismus flugs ein Quadratismus werden. Wenn dann bei der starken kongreßpolnischen Industrie Galizien für die deutschböhmischen Fabrikanten und die Wiener Kaufleute ein verlorenes Land wäre und die ganze Adriaküste an den südslawischen Reichsteil fiel: was tut es, die Deutschen überhaupt und die Deutschen Österreichs insbesondere haben doch zum Schwerte gegriffen, „weil den Germanen der Weg zum Südmeer nicht verschlossen werden soll.“ Nur eins macht uns ein wenig besorgt. Nicht zwar, wie die Deutschen in Königsberg, in Danzig und Bromberg auf ein österreichisches Warschau erstaunt hingucken werden. Das darf uns nichts kümmern. Die Wiener Staatsanwälte haben den Auftrag, scharf auf die bundesfreundliche deutsche Presse bis hinauf zu den Monatschriften aufzupassen. Es ist nicht viel dabei zu tun. Die reichsdeutschen Blätter in ihrem rührend treuherzigen Zutrauen empfangen die Wiener Korrespondenten entweder unmittelbar vom Preßbüro des Auswärtigen Amtes oder stellen wenigstens ihren Kandidaten seiner Genehmigung vor. Darum sieht denn Deutschland die österreichischen Dinge sozusagen durch die zwei Augen des Grafen Berchtold, also im reinsten Licht der Wahrheit und der Weisheit. Nur wenige räudige Schafe holen nicht die tägliche Information in den Vorzimmern des Ballplatzes, zu ihrer Zähmung sind eben die Staatsanwälte da . . . Nun also, trotz aller Rücksicht und trotz allem Patriotismus bin ich doch besorgt, daß wir wieder einmal, liebe Blutsbrüder jenseits der Grenzen, die Waffen kreuzen könnten. Kommen wir aus diesem Krieg, den der Reichskanzler angedeutet hat, so haben die Deutschen in Österreich nichts mehr zu sagen, sind ja dann bloß zwölf Millionen neben sieben- unddreißig Millionen Slawen. Diese werden kommandieren und wir werden marschieren.

Wirtschaftslügen von Daniel Ricardo

Die Engländer unterscheiden drei Arten von Lügen: lies, damned lies, and statistics. Auch Nietzsche liebte die Statistik nicht und nahm sie nur als kennzeichnendes Merkmal für die letzte Klasse der Menschen. Die Volkswirtschaft kann ohne die Statistik nicht leben; und dieses Verhältnis ist ihr schlecht bekommen. Der letzte Trumpf, den man ausspielt, ist das „statistische Material.“ Und dieser Trumpf ist *Atout*. Er sticht alles — sogar die Wahrheit. Wenn sich die Zahl mit der Würde statistischer Herkunft schmückt, erscheint sie als Faktum von unbefiegbarer Beweiskraft. Sie stützt den Glauben; richtet eine Welt ohne Zweifel auf; und gründet den Ruf wirtschaftlicher Epochen. Sie stellt sich schützend vor die Szene, auf der die lebendigen Voraussetzungen der toten Zahlen zu sehen sind. Da die Zahl der prägnanteste Ausdruck des Urteils oder der Erkenntnis ist, so spielt sie im Bereich der Werte eine wichtige Rolle; denn hier soll die Erkenntnis nicht nur ein ideelles Vergnügen vermitteln, sondern sehr reale Schlüsse ermöglichen. Sie bildet als Ergebnis das Schlußglied einer Entwicklungsreihe. Wer nicht imstande ist, die fortlaufende Handlung zu sehen, begnügt sich mit dem Resultat und gründet sein Urteil darauf. So entstehen Widersprüche, die schließlich zu den Lebensbedingungen der Menschheit gehören. Irrtümer, die so tief im Glauben wurzeln, daß man sich hüten sollte, an ihrer Existenz zu rütteln. Tut man es doch, so geschieht es in der beruhigenden Überzeugung, daß wirtschaftliche Paradoxien unausrottbar sind. Sie halten den Nährboden des Kapitals zusammen.

Das Volksvermögen „statistisch zu erfassen“, ist ein Vergnügen des Schweißes der Edlen wert. Manche Leute gründen ihr ganzes Dasein auf die Suche nach der richtigen Zahl; und Zwei, die verschiedene Ziffern gefunden haben, gehen wie die Montecchi und Capuletti auseinander los. Es ist in der Tat von bedeutender Wichtigkeit, genau zu wissen, ob der Geldwert der deutschen Nation 300, 350 oder gar 400 Milliarden beträgt. Wenn aber die zwölfstellige Zahl glücklich zur Welt gebracht ist, wird sie ein Gegenstand des Nationalstolzes. Die Statistik hat ein Dokument geschaffen; die Börse pfeift darauf. Nämlich: der dritte Teil des Volksvermögens besteht aus Papieren. Die haben aber keinen stabilen, sondern einen labilen Wert. Sie sind schlechte Objekte für die Statistik, weil sie von Gefühlen und Empfindlichkeiten abhängig sind. Man darf nicht feinnervig sein, wenn man in der Statistik eine Rolle spielen will. Es wurde berechnet, daß der Gesamtwert der an der Berliner Börse notierten Papiere Ende September 1912 rund 115 Milliarden Mark betrug. Ende Oktober waren

es nur noch 113 Milliarden. Zwischen beiden Ergebnissen lag der Beginn des Krieges auf dem Balkan. Der schmetterte von dem riesigen Milliardenstück 2000 Millionen herunter. Keine Gefühlsfrage; denn der Anfang des Kampfes zeigte noch keine drohende Gefahr für Europa. Die kam erst später. Die Lüge, die Illusion, das Paradoxon — wie man will — besteht darin, daß die Summe des Reichtums als eine von der Statistik festgehaltene, unabänderliche Größe erscheint, während ein sehr beträchtliches Stück des Wertlozes von der allgemeinen Nervenverfassung abhängt. Die Bedeutung der Neurasthenie für die Entwicklung des Nationalvermögens. Ein Thema für Doktoranden. Die Börse hat über die Statistik ihre eignen Ansichten. Der Börsenmann fragt den Leidensgefährten nach der Schlacht: „Haben Sie sich schon an Ihre neuen Vermögensverhältnisse gewöhnt?“ Das ist die ganze Weisheit in der Nußschale. Aber das statistische Ergebnis wirkt monumentaler.

Zum Volksvermögen gehört auch das Geld. Man sagt: „Bargeld lacht“ und bringt damit ein ganzes Prunkgebäude sorgfältig registrierter Anschauungen in Gefahr. Es klingt so brutal, was man da in zwei Worten sagt; denn bares Geld sollte doch nur ein Diener des Kapitals, des Herrn und Gebieters der Wirtschaft sein. Kaum daß die Kriegsdrommeten schallten, ging die ganze Herrlichkeit von Prinzipien, Dogmen, Lehrsätzen zum Teufel. Alle Welt wollte sich am Anblick des baren Geldes den Glauben stärken. Eine Lüge war die Lehre von der zinstragenden Kraft des arbeitenden Geldes: nur das Geld im sicheren Versteck der Kommode oder des Kamins wurde als glaubhaftes Vermögensobjekt betrachtet. Banken und Sparkassen, die gepriesenen Errungenschaften reiner Wirtschaftskultur, erschienen dem geängsteten Volk als persönliche Feinde. Der ganze Firnis der wirtschaftlichen Bildung ging ab: der Angstschweiß hatte die Auflösung beschleunigt. Leute gingen hin und legten Tausendmarkscheine auf den Zehlfuß. Man solle ihnen Gold geben. Das wollten sie zu Haus in den Schreibtisch legen; denn Gold sei doch schließlich die einzig sichere Vermögensanlage. Zinslos im Kasten liegendes Gold! Gefrorenes Geld.

Die Scheine der Deutschen Reichsbank wurden wie Assignaten abgetan. Eine mühsam geschaffene Welt ging in Trümmer. Was über Noten und Golddecke gelehrt wurde — eine Lüge. „Wir glauben euch nicht und wollen lieber Gold als Papiergeld.“ Und da gibt es Leute, die sich abmühen, um nachzuweisen, daß viel zu viel Gold im Verkehr sei und das einzige Heil in der Häufung von Goldschätzen bei der Reichsbank bestände. Das Volk macht sich seine Währungstheorie nach eigenem Rezept. Goldwährung heißt, nach seiner Meinung, so viel wie: „Nur das Gold ist gutes Geld.“ Die Suggestion spielt auch mit: wo viel Gold im Gebrauch ist, setzt sich der Reiz dieses beliebtesten aller Metalle fest. In Österreich hat der selige

Guldenzettel die Volkstümmlichkeit des Papiergeldes begründet. Die Landeswährung sieht sich keiner beschämenden Skepsis ausgesetzt; denn das Gold ist nur Chimäre. In Frankreich hat Erfahrung weise gemacht. Nach dem Guillotinegeld von 1790 war jede Währung, die metallische Sicherheit besaß, eine Errungenschaft.

Beim Russen ist der Rubel Gattungsbegriff. Im Finanzministerium hat man Wichtigeres zu tun, als für nationalökonomische Aufklärung des Volkes zu sorgen.

Gold ist eine Ware, ein Handelsobjekt. In der Wandelbarkeit des Preises, der von Nachfrage und Angebot abhängt, kommt der Charakter der Ware zum Ausdruck. Es liegt also ein Widerspruch in der Anwendung eines Stoffes, der Wertveränderungen unterworfen ist, als Wertmessen für alle übrigen Waren. Wenn man für eine bestimmte Quantität des Goldes eine gewisse Menge anderer Produkte bekommt, so kann dies nur unter der Voraussetzung geschehen, daß der Maßstab geacht ist. Dem Gold mußte also ein bestimmter Wert aufgedrückt werden. Nur so ließ sich der Widerspruch lösen. Es geschah; aber gewaltsam blieb das Vorgehen trotz allen Gründen der Zweckmäßigkeit. Eine Lüge wurde sanktioniert. Die Folge ist der ewige Streit ums Gold. Das bleibt die Zentralsonne, obwohl es nur einen Bruchteil der gesamten Zahlungsmittel und -methoden darstellt. In England, dem wichtigsten Goldmarkt der Welt, ist die Summe der dem Scheckverkehr dienenden Depositen viermal so groß wie der Goldvorrat. Der soll, nach einer Schätzung, 140 Millionen Pfund Sterling betragen. Im Deutschen Reich aber sind etwa 3000 Millionen Mark gemünzten Goldes vorhanden. Zwei Daten, die für die Legende vom Gold Bedeutung haben. Zu ihr gehört auch die Vorstellung vom Einfluß der Goldmenge auf den Warenpreis. Für die allgemeine Feuerung mußte eine höher organisierte Erklärung gefunden werden. Was lag näher, als zu sagen: „Das Wachstum der Goldproduktion hat den Kaufwert des Metalls verringert.“ In der Wirklichkeit fehlen alle Beweise für einen Überfluß an Gold. Von den europäischen Notenbanken hat nur die russische Reichsbank zu Zeiten ihren Notenumlauf ganz mit Gold gedeckt, vorausgesetzt daß die in den Ausweisen veröffentlichten Zahlen richtig sind. Soll das ein Argument für eine Überproduktion an Gold sein? Ein Irrgarten von widerspruchsvollen Ideen tut sich auf. Man denke: es besteht ein fester Preis für eine Ware, die angeblich in mehr als reichlichen Mengen vorhanden sein soll. Und diese Ware ist der allgemeine Wertmesser! Das Übermaß ist natürlich zu streichen. Das gibt es eben nicht. Dann bleibt nur die Zwiespältigkeit des Charakters (Ware und Geld), die durch einen Akt der Staatshoheit entgiftet wird. Nur so ist es möglich, der Landeswährung die nötige Achtung zu verschaffen.

London ist reich an wertvollen Überlieferungen. Noch heute gilt die Londoner City als Sanctuarium des Welthandels; und die Bank von England wird für das mächtigste Finanzinstitut der Welt gehalten. Eine fromme Lüge, die als Hüterin einer Tradition waltet. Die englische Bank ist nicht imstande, den Geldmarkt souverän zu beherrschen. Die Reserven, die in den übrigen Banken der Vereinigten Königreiche liegen, sind so beträchtlich, daß mit ihrer Hilfe ein eigener Zinsfuß für den Verkehr in der City aufgestellt werden kann. Der Londoner Privatdiskont ist ebenso wichtig wie die Rate der Bank, die nur eine Waffe gegen die Entziehung der letzten Reserven besitzt: Die Suspendierung des Bankgesetzes. Der berühmte Paragraph 14, der in Oesterreich aufmarschiert, wenn die Parlamentstruppen revoltieren — die gelegentliche Aufhebung der Verfassung —, hat ein Gegenstück in der erwähnten Befugnis der Bank von England. Solcher Nothelf ist kein Zeugnis zugunsten einer Konstitution. Und die Bank hat mehrere Male Schutz hinter der Ausnahmebestimmung suchen müssen. Damit bezahlte sie die historische Treue; denn der Engländer ist stolz auf das Alter seiner Bank und die Ehrwürdigkeit ihrer Verfassung, die 1844 durch Robert Peel geschaffen wurde. Was seit 70 Jahren in der Weltwirtschaft geschah, und die Bedingungen, die sich für die Geldzentralen ergaben — es galt nichts für die Bank von England. Sie bleibt eingezwängt in eine enge, sehr vornehme, aber gar nicht praktische Kleidung, die es ihr unmöglich macht, den Umlauf ihrer Banknoten allen Bedingungen des Wirtschaftslebens anzupassen. Nur eine bestimmte Summe von Noten darf, in England und Wales, ohne Metalldecke sein. Zurzeit sind es 18½ Millionen Pfund Sterling. Über diesen Betrag hinaus gibt es kein ungedecktes Papiergeld. So hat die Bank keinen Spielraum, wenn der Bedarf nach Umlaufmitteln sehr groß ist. Man vergleiche mit dieser ungeeigneten Lebensform die glückliche Organisation der deutschen Reichsbank. Deren Verfassung wurde zweimal revidiert, damit das richtige Verhältnis zur Wirtschaft hergestellt werde. Dafür fehlt ihr die geschichtliche Würde und die Gelegenheit, der Bank von Frankreich für Freundschaftsdienste verpflichtet zu sein. Britannien ist das älteste Goldwährungsland. Der englische Sovereign war der Herr der Welt. Und diese Hochburg der edelsten Valuta bedurfte wiederholt der Hilfe des bimetalлистischen Freundes an der Seine! Die Bank von Frankreich, die keine Banknote des eigenen Landes in Gold einzulösen braucht, ist die letzte Zuflucht für das mächtigste Bankinstitut der Welt. Die Ironie der Weltgeschichte ist selten zu so drastischem Ausdruck gekommen wie in dem Verhältnis der beiden großen europäischen Notenbanken. Das stolze Albion wird der unerbittlichen Beweisführung der Geschichte zwei Heiligtümer zum Opfer bringen müssen: die Bank von England und die Konsole. Die berühmten Goldgeränderten, die den höchsten Gipfel der

Vollkommenheit unter den Staatspapieren darstellen, sind deklassiert. Sie wurden zuletzt nur noch genannt, wenn neue Tiefenrekorde zu verzeichnen waren, und heute sind sie ein vernachlässigtes Rentenpapier wie viele andere.

Der Weg zur Wahrheit ist mit Enttäuschungen gepflastert. Das Volk glaubt, es stünde mit seinem Besitz im Mittelpunkt aller geschäftlichen Unternehmungen. Dem Rentner täuscht die Verteilung des Einflusses einen solchen Zusammenhang vor. Er sieht sich als Miteigentümer gewaltiger Wirtschaftsbetriebe, läßt die neunstelligen Zahlengrößen auf sein Selbstbewußtsein wirken, und glaubt an das Märchen von der Demokratisierung des Wirtschaftskapitals. Da der Aktionär nur eine Marionette in der Hand einer Übermacht des Geldes und der geschäftlichen Kenntnis ist, so kann die Gesamtheit dieser Spezies nur eine, von wenigen Persönlichkeiten gelenkte, Vermögensmasse sein. Die letzte Entscheidung hat das Individuum, nicht die Menge. Man will im Deutschen Reich ein Petroleummonopol schaffen, um dem amerikanischen Öltrust die Selbstherrlichkeit auf deutscher Erde zu nehmen. Es wird ein Plan ausgearbeitet, der dem deutschen Petroleumkäufer das ersehnte Heil niedriger Preise, unter dem mächtigen Schutz des Deutschen Reiches, bringen soll. Aber die schöne Idee erntete Mißtrauen; denn es zeigte sich, daß die Gedankenarbeit von Bankmännern in dem Gesetzentwurf ihren Niederschlag gefunden hatte. Eine ganz natürliche Erscheinung. Das Geld verändert sein Wesen in dem Augenblick, wo es in den Bereich schaffender Gehirne tritt. Ein ähnlicher Prozeß findet sich in den Schlachthäusern von Chicago. Die Hammel ziehen in langen Scharen ihren Weg zu den Messern. Sobald sie hinter der Tür sind, die in den Schlachtraum führt, bekommen sie einen neuen wirtschaftlichen Charakter. Man gibt ihnen eine Funktion. Sie werden kapitalisiert. Geld in der Bank ist etwas anderes wie Geld im Volke. Über den Unterschied wird nicht viel gesprochen, damit der Schein gewahrt bleibt. Ein Bankdirektor, der große Pläne hat und genügend Geist besitzt, sie in Angriff zu nehmen, fragt nicht nach der Herkunft, nur nach dem Maß der verfügbaren Mittel. Ängstliches Abwägen von Rücksichten führt nicht zu erfolgreichen Geschäften. Es ist ein den Banken schädliches Vorurteil, die Kapitalisten, mit denen sie arbeiten, als Spargelder anzusehen. In den deutschen Sparkassen sind 16 Milliarden niedergelegt; in den deutschen Aktienbanken sind noch nicht vier Milliarden an Depositengeldern. Das Größenverhältnis zerstört den Irrtum über den Charakter der Bankdepositen. Man preist die Nation glücklich, die die gehaltreichsten Spartöpfe hat, sieht aber nicht die Enge des Horizonts im Sparbezirk. Das französische Volk, dessen Leistung im Anhäufen von Ersparnissen gerühmt wird, hat seit dem Tage von Agadir seine Sparkassen geplündert. Der nationale Stolz konzentriert sich in dem Wunsch, sein Geld möglichst gut zu verstecken. Auch in Osterreich-Ungarn ist in das ersparte

Kapital Bresche gelegt worden. Jedes kleinste Teilchen wirtschaftlicher Erkenntnis wird aufgesogen durch Wahnvorstellungen über die Raubgier des Feindes oder die Macht des Staates, der seine Kriegskasse mit den Ersparnissen des Volkes ausstattet. Eine Lüge sind die oft erwähnten Fortschritte im wirtschaftlichen Distanzschätzen. Es gibt keine geistige Überlegenheit vor dem Gelde. Der eine vergewaltigt es mit Projekten, der andere mit der Angst. Und niemand kümmert sich um Theorien, wenn er den Stoff greifen kann. Selig allein macht der Glaube; denn er ist der stärkste Verbündete des Kapitals. Und es heißt bekanntlich, die Größe des Reichthums der Nationen sei die sicherste Gewähr für den Weltfrieden. Oder ist das vielleicht auch nur eine Lüge? —

Der Kinematographen-Unfug

von Moriz Heimann

Nichts versteht unsere Zeit besser, als eine einleuchtende Philosophie zu einer gemeinen Praxis zu finden. Wenn die Philosophen einestunden: wir gehen in Kinematographentheater, weil wir, uns allein überlassen, es vor Langerweile und Widerwillen nicht aushielten, so wäre nichts dawider zu sagen. Aber weit davon, sich zu einer so unschuldig schuldvollen Seelenverfassung zu bekennen, puzen sie ihre kalte, öde Zerstreuungslust mit Redensarten auf, und die Vorgesrittensten unter ihnen machen aus ihrer Gedankenlosigkeit den allermodernsten Geist. Es kommt ihnen nicht darauf an, die Kinematographen-Vorstellung über den Durchschnitt des Theaters, nein, über das Theater schlechthin zu setzen, und, die einen zynisch, die andern resigniert, nehmen sie das Lichtbild als einen Triumph oder zumindest als ein Sinnbild des neuzeitlichen Menschengeistes an. Das ist die eine Seite des Publikums: die Lehrer des Volkes. Auf der andern Seite steht das Volk selbst, das stur und stumm zu den stummen Bildern läuft. Während man sich von den verschiedensten Seiten, bald als Ratgeber, bald als Vormund, um die Kunst für das Volk bemüht, hat es sich auf eigene Faust ein Vergnügen geschaffen, wo man ihm, im wörtlichsten Sinne, nichts dareinredet. Wer gegen diese Pest antiseptisch aufwaschen will, wird sich von Tag zu Tag in kleinerer Gesellschaft finden. Schon ist soviel Kapital, soviel Menschenarbeit, und Menscheneristenz an die Betätigung des Kinematographen gebunden, daß alle Angriffe mit wirtschaftlichen Erschütterungen drohen, und wir ein neues Beispiel für den automatisch eintretenden tückischen Selbstschuß des Kapi-

tals haben. Wo das Kapital sich zu einem bestimmten Zwecke versammelt, ist auch sogleich der entsprechende Geist zu seinen Diensten. Die Großbrauereien lassen das Evangelium der Lebensfreude verkünden, es erscheinen Artikel, in denen die Unschädlichkeit des Alkohols bewiesen wird, — als ob es nötig wäre, zu beweisen, was alle Welt praktiziert und glaubt. Ganz ähnlich wie mit dem Alkohol steht es mit dem Kinematographen: auch er ist unbesieglich; kämpfen wir gegen ihn.

Um zu kämpfen, nehmen wir nicht das Mittelmäßige oder Erbärmliche, sondern das Beste dieser neuen Erscheinung vor. Ich sah einmal eine Salambo, wo die kleine schmale karthagische Prinzessin eine tausendstufige Treppe herniederschritt, auf den Zuschauerraum zu, endlos, mitten hinein in die unruhig wimmelnde Masse der riesenhaften Söldner; je näher die Frau kam, um so mehr schwand die Unruhe aus dem Haufen und wuchs in den Herzen, und endlich schritt sie durch zwei Reihen fast erstarrter Männer, deren jeder bis zum Erstickten von Erregung schwoh. Der Eindruck war ungeheuer. Kein Dichter vermöchte die Wut und Macht des Geschlechts mit solcher Gewalt drohen und beseligen zu lassen. Aber als ich das Theater verließ, fühlte ich von diesem Eindruck nichts zurück als eine fast schreckliche Leere, eine unbeschreiblich öde Traurigkeit, den ganzen peinigenden Vorwurf des Müßiggangs. Und keineswegs etwa, weil das Drama nach jener Söldnerszene weiter ging und ein Meisterwerk der Literatur roh zerschnitt. Jene frierende Öde ist mein typisches, ich wage zu sagen: ist das typische Gefühl, selbst wenn man es sich nicht eingesteht, beim Verlassen einer Kinematographen-Vorstellung. Sie war nur bei der Salambo ungewöhnlich groß, weil der vorhergehende Eindruck ungewöhnlich groß gewesen war. Nach jeder wahren Kunsterregung aber steht es anders; und ob man nun ein Drama oder ein Ballett gesehen hat — denn die andern Künste entziehen sich dem Vergleich — so spürt man eine Durchdringung, die unter den Augenblick des Eindrucks nicht nur nicht herabsinkt, sondern sich weit, zuweilen unendlich weit, darüber hebt. Da sich das Kinematographenschauspiel frech in die Sphäre des Dramas drängt, so muß man es mit diesem auseinander setzen. Der Unterschied ist der, daß im Filmschauspiel der Stoff in seiner kruden Tatsächlichkeit erhalten bleibt und sogar zynisch damit auftrumpft, während im echten Schauspiel der Stoff durch die Form, vornehmlich aber durch ihr Hauptelement, das Wort, bis auf den letzten Rest aufgezehrt wird. Das ist der Unterschied im Wesen. Für die Wirkung kommt hinzu, daß das Auge ein isolierender, das Ohr ein vereiniger Sinn ist. Der Hall, der aus dem Munde fährt, ist Träger der Botschaft von Seele zu Seele. Das Wort, die Sprache ist zugleich Zeugnis und schöpferisches Element des höheren Gemeinnes, der zwischen den Menschen waltet. Im Wesen und in der Wirkung erfährt das Drama durch das Wort die Ver-

geistung. Das Kinofchauspiel aber, gerade wenn es sich dem Wortdrama nähert, wird um so sinnloser. Die Kinematographentheater werden, wie verständlich, von Taubstummen viel besucht; und diese beklagen sich darüber, daß die Handlung und die Gebärden mit dem von der Lippenbewegung abzulesenden Sinn immer im dümmsten Gegensatz stünden. Würde das nun auch gebessert werden, so hätte man immer nur erst Schauspiele für Taubstumme. Für den vollsinnigen Menschen aber, aus dessen Konstitution allein Geseße für die Kunst abgeleitet werden können, würde das Filmschauspiel nur dann eine echte Existenz gewinnen, wenn es sich vom Worte so weit wie möglich entfernte; es müßte zur Pantomime werden, und seine Handlung dürfte nie an die Wirklichkeit rühren, sondern sich bis zur Abstraktion, bis zum Symbol verflüchtigen. Auch dieses wäre eine Aufhebung des Stoffes durch die Form; und wer dafür arbeiten will, mag es tun, wofern er seine Verantwortlichkeit nicht vergißt. Wer aber für das in allen Gassen sich einnistende Kinoschauspiel von heute Erfindungen macht, wer gar durch das Wort erlöste menschliche Geseßnisse wieder preisgibt und in die Hölle der blöden, maulaufspeuerenden Tatsächlichkeit zurückstößt, der versündigt sich, so ahnungslos er es auch tue, gegen die Kunst, — ja gegen die Humanität selbst.

Haben wir es in den Lichtspiel Dramen mit Darbietungen zu tun, wo sowohl die Filmaufnahme, als auch ihre Wirkung verwerflich ist, so sind die in das Gebiet der Naturwissenschaften gehörenden Aufnahmen an sich rühmlich und schön, aber sie werden durch Mißbrauch in ein doppelt gefährliches, weil schleichendes Gift, verwandelt. Durch Mißbrauch kann jedes gute Ding in ein Übel verwandelt werden? Gewiß; aber die Tempel und Speulunken des Films treiben überhaupt nichts anderes als Mißbrauch. Wer eine Menschenmenge durch Moritaten zur Stupidität erzieht, und dazwischen eine Jagd auf fliegende Hunde oder die Entwicklung des Vogels im Ei vorführt, darf sich nicht einbilden, daß er die Menschen belehre. Und wer da glaubt, daß er auf diese Art lernen könne, der irrt sich, er wird vielmehr nur über seine Unwissenheit narkotisch hinwegbetrogen. Man kann nun einmal nicht urteilen, ohne zu wissen; nicht wissen, ohne zu lernen; nicht lernen, ohne sich anzustrengen. Zehn Kenntnisse, die man sich erarbeitet, wiegen mehr zum Aufschluß der Welt, als tausend, die einem gebraten in den Mund fliegen; sonst müßten ja die Prinzen und Fürsten zu ihrer sonstigen Überlegenheit auch die der Bildung im allergrößten Maße besigen. Schon die Reduktion auf den einen Sinn des Auges hindert die Natur-Jdyllen und Dramen im Kino daran, etwas Besseres zu werden, als Zeitvertreib. Der Forscher — und das ist schon jeder Knabe, der zum ersten Mal Papierstückchen nach der geriebenen Siegellackstange springen läßt — gebraucht die Augen nur mit Unterstützung der andern Sinne. Es ist verhängnisvoll, zu glauben, daß die gesteigerte Möglichkeit zur Rezeption von Kulturwerten

gleichbedeutend mit der Steigerung der Kultur sei. Alles wahre Lernen hat seinen Schuß Tun und Schaffen, und wo dieses ausgeschaltet wird, fehlt der Kern des Wissens und des Verstehens. Wer heute in ein Kaffeehaus geht und für fünfunddreißig Pfennige seine schwarze oder braune Brühe trinkt, kann dazu gratis die *H-Moll-Symphonie* von Schubert hören, für Kontrabaß, Geigen, Klavier und Harmonium, zum Erfaß der Holzbläser, zurecht gemacht. Aber ein Lied gesungen ist mehr Musik und schenkt mehr Musik, als die schwarzbraune Eroika mit dem Löffel in der Kaffeetasse zerrührt.

Gescheite Leute, Menschen, die wissen, was es mit dem Wissen für eine Bewandnis hat, die können freilich unbeschadet, ja mit Nutzen Kunst und Wissen auch auf die bequeme Weise nehmen; die andern nicht.

Freilich, Kapuzinerpredigten pflegen am lächerlichsten den Kapuziner zu machen. Aber wenn man den Kinematographen, nur weil er vorhanden und eine bewundernswerte Sache ist, wahllos auf die Menschen abschießen müßte, so wäre das nicht besser, als wenn man ein neues Sprengmittel nicht nur im Bergwerk und an Baumstubben oder am Ackerboden betätigte, sondern in unsern Markthallen, Gemeindeschulen und Warenhäusern. Da man den Kinematographen nicht aus der Welt schaffen kann — so wenig wie den Phonographen, den der Teufel benützt, um bis in die entlegensten Dörfer den letzten Rest von Musik zu zerfressen — so muß man ihn zähmen. Zuerst versuche man festzustellen, was Gutes er leisten könne; danach, wie er das Gute leiste. Dieses ist nicht Sache eines einzelnen, sondern die hoffentlich zu gewärtigende Zusammenarbeit aller, denen die Gesundheit des Volkes am Herzen liegt; jenes fasse ich im ungefähren Umriß kurz zusammen.

Für die Wissenschaft hat der Kinematograph eine unbegrenzte archivarische Bedeutung.

Zum Unterricht, in jedem Sinne, dürfte er nur mit äußerster Vorsicht und Sparsamkeit benutzt werden, nie selbständig auftreten, er kann die Anschauung günstigen Falles unterstützen, aber nicht ersetzen.

Wo er eine Art von neuer Kunst sein will, sollte er kritisch gegängelt werden. Er hat ein paar phantastische und märchenhafte Möglichkeiten aus seiner Technik, und die wären eigentlich die einzigen legitimen. Streichholzmännlein spazieren steif wie Soldaten auf das Tuch, purzeln übereinander, die Streichhölzer zucken und rucken und bilden das Wort „Pause“. Das war manchmal das Hübscheste eines ganzen Abends.

Der Kreis dieser Darstellungen würde natürlich zu klein sein, und es bleiben doch die beliebten Dramas, wie die kleinen Mädchen sagen, übrig. Starrt man auf diese, so wird der Blick, besonders wenn sie aus französischen Salons berichten, wie von einer Flachsbroche zerstückelt. Einzig die Amerikaner haben begriffen, daß die sinnlose Verteilung unzähliger grellweißer und tiefschwarzer

Punkte in ihrem stummklappenden, unaufhörlichen Wechsel eine Tortur an den Augen ausübt; und sie haben es erreicht, daß das Dunkel und Hell auf ihren Films sich in Flächen gegeneinander absetzt. Das ist der erste Schritt zum Stil des Kinoshauspiels. Von da braucht es nur einen weiteren Schritt, und die Gebärde verliert ihre rohe Naturalistik, und noch einen, und das Drama wird zur Pantomime. Wenn eines Tages der Kinematograph uns einen eigens dafür geschaffenen Relieftanz Nijinskys vorführt, so wird er so gerechtfertigt sein, wie der Phonograph es ist, weil er die Stimme Carufos für ewig bewahrt.

Eines jedenfalls ist nötig: daß man dem Schlendrian im Gewährenlassen des Kinematographen ein Ende mache, und wenn man den besagten Teufel nicht mehr austreiben kann, so soll man versuchen, ihn zu bekehren.

Eine dramatische Sendung*

von Robert Musil

S hätte dieser Dichter auch nicht sein Stück eine dramatische Sendung genannt — mit jenem empfindsamen Doppelsinn, der das über eine Gestalt des Spiels sagt und zugleich auf der eigenen Zunge zergehen läßt, — das Wesentliche bliebe für mich ein seltener Seelenzustand; nicht im Dargestellten, sondern des Darbietens:

Wenn ein Theaterenthusiast in die Worte ausbricht, „Cassio, tu Geld in deinen Beutel,“ oder: „Von seidnen Fahnen flüsternd überbauscht . . .“ empfindet er einen betäubenden Genuß. Er bläht sich den Hals bis in den Leib hinein mit Luft auf und seine Worte haben einen Klang, wie ihn nie Worte — weder eines vernünftigen noch eines kranken Menschen — haben, wenn sie ein Gefühl, einen Willen oder eine Sachlichkeit zwischen dem Sprechenden und der Außenwelt vermitteln. Ihrer Ausdrucksfunktion und natürlichen Möglichkeit sich zu entladen beraubt, in den Sprechenden zurückgeholt, belauscht und echohaft vergrößert, scheinen sie einen blasigen, stofflosen, aber dicht aufschäumenden Gefühlsüberschwang zu erzeugen. Lächerliche Worttrunkenheit, gewiß; aber weiß man, was Bühnentrausch ist, wie weit, wie nahe davon? Man hat sich noch wenig um diese paradoxen Verwandtschaften, um Grenzen und Übergänge gekümmert.

Etwas von dieser Theatralik und rasenden Unnatürlichkeit, die im Dilettanten zur Manie wird, steckt in der keuschesten Bühnendichtung. Strecken, wo der Umweg, aus den Gestalten selbst herausprechen zu lassen, was man

* Reinhard Sorge, der Bettler (S. Fischer, Verlag).

doch heimlich in sie hineingelegt hat, nur noch ganz lässig gewahrt wird; wo die Ungeduld des Dichters plötzlich seine Menschen entfleischt und als Sprachrohr für Worte gebraucht, die ihren Sinn kaum noch in irgendeiner vorgetäuschten psychologischen Kausalität finden, sondern in einem frenetischen Gefühl des Ganzen. Es ist, als ob um die Logik der Absicht herum die erschaffenen Leidenschaften zu einer allgemeinen Erregtheit würden, die weder dem Dichter noch den Gestalten des Spiels mehr angehört, sondern einer seltsamen Zwischenwelt, voll eines bewegsameren, symbolischeren, etwas an die kaum mehr verständlichen Kurzschlüsse zwischen Gefühl und Ausdruck bei manisch Entrückten erinnernden Zustands des Denkens und Fühlens; dessen Erlaubtheit, dessen Bemessung — eine der Willendreherfragen des Künstlers bleibt.

Einem ganzen Stück unmittelbar von daher das Feuer zu holen, ist für mich das Eigentümlichste Sorges. Seine Bühne ist bald Szene, bald Proscenium, bald — Metaszzenium. (Mit einer häufig meisterhaften Ausnützung des Sichtbaren für das Unsichtbare). Aber auch innerlich sind seine Auftritte gleichsam in Bildflächen aufgebaut, die ganz verschiedenen Abstand haben. Sie liegen seelisch bald in der gewöhnlichen Bühnenwirklichkeit, bald im Dichter, bald an irgendeinem unbestimmbaren Ort dazwischen. Sie folgen nicht in einem Kausal- oder psychologisch erklärbaren Zusammenhang aufeinander, der stellenweise durch Lyrisches, Gesteigertes, Visionäres unterbrochen oder überhöht wäre, sondern dieses ist legitime Fortsetzung, bis es unvermittelt wieder abgelöst wird. Die Handlung, die wie irgendeine begonnen hat, läuft ein Stückchen, versinkt dolinenhaft und plötzlich fliegt sie eine Strecke über den Köpfen; wenn sie sich dann wieder senkt, ist sie um diese weiter.

Ein Sohn tötet — auf inneren Befehl — in Liebe seine Eltern. Es fängt alles bühnennormal an. Innere Gewichte werden aufgewunden. Sie sind erst auf halber Höhe, da beginnt der Vater, der geisteskrank ist, in schönen, gesunden Versen den Wunsch nach Gift zu äußern. Es ist durchaus nicht mehr er, der jetzt spricht, sondern seine lyrische Abkürzung im Dichter, seine Bedeutung für den Sohn nur als Zeilklang im Ganzen. Ebenso vollzieht sich die Entscheidung, die darauf folgt, nicht in der Seele des Gebetenen, sondern in einer „Gestalt des Dichters,“ in die er sich in diesem Augenblick verwandelt; die bald er zu sein scheint, ins Ekstatische gehoben, bald nur der lebend gewordene Gefühlsablauf in ihm, bald seine Idee, noch unabgelöst in die Eingebung des Dichters gebettet und leise von da ins andere wechselnd. Solche Übergänge aber gibt es vorher und nachher; großsprüngige und bloße weiche Gleitungen des Tons; manchmal leer lassend, manchmal befremdlich erregend. Das Entscheidende ist, daß alle diese Änderungen nicht eigentlich außen vollzogen werden, — wie ein phantastisches

Spiel glatt an dem unbewegt eingestellten Auge vorbeizöge, — sondern an dem Verhältnis von Zuschauer und Stück. Wenn der Held, nachdem er seine Eltern getötet hat, plötzlich bei verfinsteter Bühne eine „Stimme, erzen durch das Dunkel“, wird, hat sich nicht er verandelt, sondern seine Bedeutung, sein Gefühlswert für den Zuschauer, der Standpunkt, das ganze Sehen; was jetzt geschieht, ist die innere Gipfelung des äußeren Geschehens im Zuschauer (oder im Dichter), von einem Bühnenvorgang bloß orchestriert. Dieser fortwährende Wechsel, der nie ganz in einem Bewußtsein der Willkürlichkeit verloren geht, diese innere Zumutung, die nie ganz die Art eines äußeren Ereignisses einbüßt, schafft um Bühne, Dichter und Zuschauer ein trübes, durchzucktes, fortreisendes Wogen. Es ist etwas von den Spitzfindigkeiten der scholastischen Transsubstantiationslehre um dieses Erlebnis, wenn man es zu erklären sucht, aber etwas von verschollenen Auflösungsreizen und überpersönlichem Verströmen, wenn man sich ihm überläßt.

Es stehen auch Stellen in dem Buch, die von einer wundervollen Wirklichkeit sind. Stimmungen einer Familie, Neigung und Scheu rings um einen Geisteskranken. Zueinander von Liebe und daß es das Beste wäre, wenn ein Ende käme; Liebeszenen zwischen zusammen gealterten Leuten; väterlicher Terror, noch nach dem Untergang gewohnheitslieb ertragen, mit einem sanft merklichen Nebeneinanderbringen der Gleichheiten von Zerstörung und Aufstieg, Vater und Sohn. Dann eine Szene, voll eines in alle Falten leuchtenden Lichts, wo der Vater einem kleinen Vogel eine Reißfeder in den Leib sticht, um rote Farbe zu haben; sie ist wie von Hebbel erfunden. Und noch zwischen dem jungen Dichter und seinem Mädchen gibt es Augenblicke, deren Jünglinghaftigkeit mit zwar körperfremd ist, aber in einer hageren Weise ergreift.

Dies alles wird durch das gewaltsame Aufschwingen ringsum in dem Stück und rings um das Stück statt gehoben, eher verblasen. Man wird das gegenüber genialischen Auslegern festhalten müssen. Durch das ständige Unterbrechen der Realität bleiben schließlich Voraussetzungen unerklärt, ohne die der Sinn nicht feststeht. Die symbolische Zwischenmusik vermag solche Lücken nicht auszufüllen, denn sie ist zu unkontrollierbar und gefühlhaft irrational. So wird es irgendeinem vom Leben blankgewaschen Kopf nicht schwer fallen, Grundlinien dieser Dichtung für Jugendlichkeiten zu erklären. Er braucht nicht unrecht zu haben, denn es kommt wenig darauf an. Das Schweben des Werks zwischen Objektivierung und Gefühlserlebnis macht es wehrlos. Es ist das wahrscheinlich nichts als der notwendige Zustand des Herausholens gewesen, mit dem Versuch, aus seiner Notwendigkeit eine Tugend zu machen; eine Diesmaligkeit, liebenswert in ihrer Kraft. Dampf der Zeugung, in dem Augenblick, wo er überall schon von Kristallen durchzogen ist, entschlossen vor den Scheinwerfer gebracht.

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Die Saison ist in vollem Gange und die Parlamente „tagen“. Auch diese Tagungen gehören zu den Saisonengenüssen, denen kaum noch jemand ausweichen kann, der neben seinen privaten staatsbürgerliche Gefühle hegt und aus seiner Berufszelle ins Weite und Öffentliche strebt. Aber was wird ihm heute in Deutschland geboten? Weder die nüchterne Sachlichkeit eines Geschäftsbetriebes und die klare Parteilichkeit von Händlern, die nach den Möglichkeiten der Konjunktur auf den Honig des Austauschverkehrs erpicht sind, noch der Fluß hoher Gedanken und die starke politische Leidenschaft, die sich an der Morgenröte des kommenden Tages entzündet.

Die Etatsberatungen gehören sonst zu den parlamentarischen Feierlichkeiten. Das „souveräne“ Volk will durch seinen Vertreter wissen, wie und wozu und mit welchen Mitteln regiert wird. Wehe der Unfähigkeit oder dem bösen Gewissen, das sich zu verantworten hat. Die Parteien schicken ihre besten Männer ins Gefecht; ihrem Scharfblick (nicht wahr?) entgeht keine Schwäche, keine Parteilichkeit der Regierenden. Sie wissen der Debatte Niveau zu geben, den Stumpfsinnigsten in dem Gewimmel da draußen in den politischen Strudel zu ziehen, ihre Kritik zu pointieren und die Parteifahne mit imposanter Gebärde zu entfalten. Die Wirkungen eines so hohen Niveaus sind unberechenbar tief und weitgreifend. Leider kennen wir es nur vom Hörensagen; und das ist der Jammer . . . Es ist ein (hauptsächlich von ungeduldbigen Ästheten gepflegter) Unsinn, zu sagen, der Parlamentarismus sei auch bei uns schon durch hippokratische Züge verzerrt, noch ehe er recht zur Blüte gelangt sei. Was ist denn seine ideale Bestimmung? Dieses: als Ventil aller schlechten Säfte der Unzufriedenheit zu wirken und durch Bereden die Gegensätze so lange zu erweichen, bis sie sich entspannen. Die technisch-gesetzgeberische Arbeit liegt (oder soll liegen) in den Kommissionen, und das Dirigieren bei dem Regierungsausschuß, dem Kabinett, das normalerweise irgendwie den Mehrheitswillen vor dem ganzen Lande zu realisieren strebt und im grellen Lichte der öffentlichen Verantwortung amtiert. Unsere Parlamente haben diese ihre letzte positive Bestimmung noch nicht erreicht, und darum können sie den Krisen noch nicht ausgesetzt sein, denen aus besonderen Ursachen der ausgereifte Parlamentarismus der Westländer anheimfällt. Ihre Leiden stammen aus einer ganz anderen Wurzel: aus dem Zwange zur Kritik, zur Negation; ihre Leiden sind bestimmungsgemäß mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Man hindert sie — besser: sie lassen sich hindern — bauend und aktiv zu werden. Um ein Paradoxon zu wagen: unser Reichsparlament ist eine reale Irrealität. Sein Hauptgeschäft ist, neben der Kritik, die Kontrolle und der Versuch, die Gesetze, die von dem großen „Unparteiischen“ eingebracht werden, nach den Wünschen und Bedürfnissen der Volksmehrheit umzubiegen. Aus dieser Be-

schränkung fließen aber auch Vorzüge. Kritik macht alle Geister flügge, und gerade bei der Generaldebatte gibt es Gelegenheiten die Fülle, den Geist funkeln zu lassen. Diesmal. . . zog er vor, sich zu verhüllen. Die Debatte hatte kein Niveau. Es war ein larmoyantes Geplätscher, ein Geknatter von Plagpatronen; und hätte nicht das Gezänk um die Jesuiten-Behandlung für ein Privatsensationschöckchen gesorgt und Bethmann Hollwegs Erklärung über Deutschlands Fechterbereitschaft gar die Völker Europas in Rätselrater verwandelt, so käme den Beichtübungen unsrer Volkstribunen nicht die geringste Bedeutung zu.

Die Debatten über die auswärtige Politik des deutschen Reiches genossen auch früher nicht den Ruf besonderer Höhe und Fruchtbarkeit. Bismarck hielt, solange er herrschte, große oder kleine Monologe, je nach der Gelegenheit. Man hörte und schwieg. Oder man sprach und blamierte sich. Die Sozialisten gaben ihre stereotypen Proteste ab gegen alle auswärtige Politik und den bösen Dämon des Staates als Gewaltorganisation, der jene inspirierte. Das war soweit in Ordnung; denn man war ja noch in der intransigenten Phase, man stand außerhalb des Gegenwartstaates, man glaubte direkt und ohne Übergang eines baldigen Tages das neue Heim der klassenlosen Gesellschaft beziehen zu können. . . Dann verschwand Bismarck und die Bühne blieb leer, wie Voltaire, den großen Corneille bemängelnd, verstimmt zu notieren pflegte. Es folgten Caprivi, Hohenlohe, Bülow, Bethmann Hollweg, — Männer, so wesensungleich wie nur denkbar, aber die Debatten über das Auswärtige blieben sich wesensgleich. 'Eigentlich' war man zunächst immer einverstanden; den Unterschied machte immer nur der Stimmungsausdruck für die Bereitwilligkeit, die Erhöhung der Militärlasten zu tragen, in die das Auswärtige gewohnheitsgemäß zu münden pflegte (und pflegt). Und auch dieser Unterschied ist hinfällig geworden, seit die Liberalen und das Zentrum sich 'nationalisiert' haben. So blieb der Presse überlassen, das Wesentliche zu sagen; und wenn endlich dem 'Untertanen' die Augen aufgingen über die unselige Kette von Mißverständnissen, falschen Einstellungen, fehlerhaften Methoden, Willensschwankungen, grotesken hinterherigen Aufklärungen und Berichtigungen, Beschwichigungen und Beschwörungen, in die seit dem Knall der Krügerdepesche und den Tagen von Damaskus und Tanager bis zur Aufdeckung von Marschalls großtürkischen Trümpfen die deutsche Weltgeschichte gespannt ist, — wenn auf dieses System der Systemlosigkeit je und je das Blislicht besorgter Kritik fiel, so geschah es durch die und in der Presse. Von hier aus schlich sich die kritische Stimmung auf die Parlamentstribüne. Aber ihre Basis war nur die nervöse Besorgtheit des aufgeschreckten Patrioten, nicht das Pathos des Kenners und Sehers, das allein der Kritik schöpferische Resonanz gibt. Und so stehen die Dinge noch heute, vier Jahre nach den Novemberergüssen über das persönliche Regiment.

Leider hat auch Herr Frank, der sozialistische Etatsredner, enttäuscht. Er gilt vielen als die Hoffnung der Partei, als der Mann, um dessen Schultern dereinst der Königsmantel Bebels gelegt werden wird. Man darf also Anforderungen stellen, um so mehr, da Deutschlands Zukunft davon abhängt, daß und wie die Sozialisten sich endlich an der Aktivität des parlamentarischen Lebens beteiligen. Die Aufgabe verlangt unendlichen Takt. Noch hängen die Bleigewichte des in gedankenlosen Klassenhaß oder kleinbürgerliche Betulichkeit versunkenen Proletariats an der Partei; noch drückt auf jede weitere Regsamkeit Lassallischen Geistes der Pharisäismus der Marxisten; noch lauert in abertausend Genossenaugen der Vorwurf der Charakterlosigkeit gegen jeden Politiker, der heute die schöpferische Gewalt der Klassenkampfsphrasen leugnet oder sie höchstens noch als provinzialen Agitationsdünger gelten läßt. Hat Frank diesen Takt? Es könnte sein. Über seine starke Begabung besteht kein Zweifel mehr; ein Blick auf den ungewöhnlich klug dreinschauenden Mann überzeugt. In der Tat: er ähnelt Lassalle, wenn man schwarz für blond setzt — und auch sonst allerhand Abstriche macht. Eine lecke und trotzig hervorspringende, auffallend schön gemeißelte Stirn, große quellende saugende Augen, das Kinn kräftig, aber ganz und gar nicht brutal, unter dem dünnen Flaum eine fast lyrisch geschwungene Lippenlinie, und zu diesem grundgescheitern Semitenkopf ein wohl proportionierter Körper von anständiger Mittelgröße: wahrlich, dieses raffige Ensemble hebt sich sehr merklich vom Haufen ab und weckt Interesse. Und Herr Frank spricht gut; seine Rede wird von einem unterirdischen Strom gespeist und verstimmt nicht, obwohl sie sich ohne viel Hemmung entfaltet, durch die glibberige Selentigkeit der nervösmachenden Schnellredner. Ja, auch Sinn für Klang und Wirkung ist vorhanden, dazu natürliches Stilgefühl und Temperament. Freilich, das Temperament des Dialektikers, der sich ab und zu auch spontanen Ausbrüchen zu überlassen vermag. Da liegt der Haken. Herr Frank kann leuchten und funkeln (besonders in einer Dunkelheit rings herum), aber er wärmt wenig. Es scheint nicht genug Naivität in ihm, nicht genug Hingegenheit und unterbewusste Triebkraft, ohne die Massensuggestionen a la Bebel undenkbar sind; zu viel Intellektualität. Er ist immerhin schon heute eine Kraft, die aus Reih und Glied tritt. Leider verpuffte die letzte Etatsrede. Einmal sachlich: die Demokratie hat noch kein System der auswärtigen Politik. Und auch formell: die hübschen Pointen machten nicht den Eindruck der Improvisation und das Wort vom „Rebellentrog“, als Rhetorenrumpf bei ganz zahmer Gelegenheit in eine Arena von Spießern geschleudert, wirkte beinahe komisch. Herr Frank ist seinem bürgerlichen Beruf nach Advokat. Hoffentlich lernt der Politiker der Verlockung zu leeren Schällen ausweichen. Dann kann er aus einer Hoffnung vielleicht eine Erfüllung werden.

Ueber die wichtigste Seite der Balkankrise, die deutsch-österreichischen Solidaritätsgefühle und die gefährlichen Verwirrungen der deutschen Imperialisten, hat oben Karl Leuthner das Wesentliche gesagt. Mit edlem Anstand und warmem Mut, der in einer starken Überzeugung und einem reichen Wissen seine unzerreißbaren Wurzeln hat, der sich aber durch innigen Zusammenhang mit einem wirklich edlen Nationalgefühl nicht verkrüppeln läßt; mit der stehenden Verachtung eines schädlichen Mehrheitsunsinns kämpft er in der trüben Wiener Atmosphäre gegen die gut österreichische polizei-schikanöse Praxis. Nun soll dieser mannhafteste Mann von der kindisch faselnden liberalen Presse ohne Bedenken preisgegeben und den Geboten des Ballhausplatz-Patriotismus geopfert werden. Was hat er verbrochen? Il appelle un chat un chat et Rollin un fripon. Er hat nur ein paar sonnenklare Wahrheiten verkündigt. Er hat von der Türkei an der Donau gesprochen. Er hat gesagt: das Haus Habsburg empfindet den Zusammenbruch der Türkei wie einen Schlag gegen sich selbst. Er hat gezeigt, wie das Prinzip, das gegen die Türkei zum Siege gelangt ist, das schon innerlich ihre Ordnungen aufgelöst hatte: das Nationalprinzip, ja zugleich auch der gefürchtete Feind der international gestalteten, über ein Völkergemenge gebietenden habsburgischen Hausmacht sei. Der Seismograph hat der Wiener Hofburg nicht nur die Erschütterungen eines fernen Vulkanismus angezeigt: sein Zeiger notierte mit fiebernder Hast die schweren Schwankungen im eigenen Boden; er schwankt taumelnd mit. Es sind nicht bloß ähnliche Fragen, es ist dieselbe Frage da und dort. Und als derselbe Mann, der diese Selbstverständlichkeiten in den Blickpunkt eines politisch geschulten Auges nahm, bei den ersten Siegesfanfaren der Balkanvölker ausrief: „Seht Ihr, nun regt sich das böse Gewissen unserer hohen Herren. Gestern erst mißhandelten sie Slawonien und Kroatien und annektierten Bosnien und suchten das arme Serbien durch eine es einschnürende Grenzverkehrs- und Handelspolitik wirtschaftlich zu erdroffeln und politisch zum ohnmächtigen Satrapen zu erniedrigen: und heute machen sie die Lebensnotwendigkeiten des überlegenen Kulturstaates geltend, um . . .“: da wurde er als Verräter gebrandmarkt. Von wem? Von elenden Wichten zumieist, die sich von ihrem Patriotismus der Mühe erheben lassen, die Annalen der österreichisch-serbischen Beziehungen während der letzten zehn Jahre zu überfliegen. Sie bilden eine grausame Anklage des Mißbrauchs der Gewalt des Stärkeren. Andrassy hat wiederholt erklärt: Der Westbalkan gehört von „Rechts“ wegen in die „natürliche“ Einflußsphäre der Habsburger; er ist geographisch und politisch und wirtschaftlich den Attraktionszentren Wien und Budapest zugeordnet, Serbien muß im „wohlverstandenen“ eignen Interesse das Schielen nach dem Moskowiterreich aufgeben. Man kennt diese Sprache der Kanzleien: die Geschichte desavouierte sie noch stets. Man kennt die Schicksale dieses Jahrzehnte alten Programms; es wurde in zahl-

reichen Besprechungen mit Gortschakoff und in Geheimverträgen seither oft besiegelt und oft neu aufgebügelt. Man weiß auch, wie dieses Instrument der Diplomatie zur Beglückung Serbiens angewendet wurde. Es wurde das Objekt volkswirtschaftlicher Vergewaltigung, in rührender Harmonie von den austro-ungarischen Agrariern betrieben und von der Wiener und Budapester Vorsehung devotest gefördert. So waltet die Staatsräson. Jeder Handelsvertrag, der dem kleinen Lande aufgenötigt wurde, war eine Peitsche zur Züchtigung für elementare wirtschaftliche Existenzregungen. 1906 wurde die serbisch-bulgarische Union durch Drohung noch verhindert. Aber schließlich trieb nach der letzten und krönenden Demütigung im Annexionsjahr 1908 die nackte Verzweiflung die Serben ihren Todfeinden, den Bulgaren, in die Arme, und Leuthner hat recht, wenn er dem Wiener Kabinett den Ruhm zuerkennt, der eigentliche Urheber des Balkanbundes zu sein. Darum nennen ihn alle Schmöcke unter dem Schutze des k. k. Doppeladlers Landes- und Volksverräter. Darum gehen die Feuilletonisten-Politiker, die sonst unter dem Strich ihre schönen Gefühle verhökern, winselnd in den beiden Bruderreichen herum und lispeln: wo-zu? wa-rum? wie-so? Zum Glück gibt es zeitgemäße Erheiterungen. Herr August Journier veröffentlicht eben eine Untersuchung über das Treiben des Spitzeltums beim Wiener Kongreß. Die lieben Spitzelchen gehören nun einmal zu den Hausgöttern der — metternichischen Kanzlei, sie sind vielleicht, trotz dem Insektenpulver in den Staatsarchiven, nicht einmal gestorben. Zuweilen leistet historische Gelehrsamkeit dem Leben doch wirkliche Dienste. Der sie übte, ist k. k. Hofrat und Universitätsprofessor in Wien. Wird man auch den des Hochverrats bezichtigten?

Anmerkungen

Schmoller

Gustav Schmollers Lehrtätigkeit an der Berliner Universität hat ihr Ende erreicht, und damit entschwindet der mit offiziellem Lorbeer schwer belastete Mann unserm Gesichtskreis, den er, rüstig und rosig unter bleichendem Haar, neben so vielem gelehrten Dünkel rings herum durch Jahrzehnte wohlthuend belebte. Das junge Geschlecht hatte sich gewöhnt, in ihm eher einen großen amtlichen Einfluß, eine Art Macchiavellismus des Gelehrtentums, als eine wegweisende Gesinnung oder die Zentrale zwingender sozial-ökonomischer Ideen zu sehen. Es sah nur seine freundschaftlichen Beziehungen zur höchsten ministeriellen Amtsstelle und hatte ihn in dem Verdacht des ewig Zeitgemäßen. Seine historiographischen Ämter, seinen Kultus des Geschichtlichen, seine Anpreisung der historischen Arbeitsmethoden legte es ihm als die Flucht des Diplomaten vor den Unbequemlichkeiten der Gegenwart aus. Seine Arbeiten zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte der neueren Zeit (besonders Preußens im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert), die sich zu Bergen häuften, ohne sich je in sinnlose Einzelheiten zu verlieren, empfand die Ungeduld der Systematiker beinahe als Raub an einer reichen Kraft, die sich eigentlich dringenderen Zeitaufgaben schuldete. Und als Schmoller endlich den Tag sich neigen fühlte und sich in dem 'Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre' an die Zusammenfassung und Gesamtreaktion seiner Wissensschätze und Einsichten machte: da versagten die bauenden Kräfte und es blieb der Enzyklopädist eines nie er-

müdenden Lern- und Aufklärungseifers. Aber — dieses junge Geschlecht vergißt die Tat, die dieses Leben adelt und durch ihre Folgen die soziale Atmosphäre mit bestimmt, die wir alle atmen. Als Schmoller für den Kathedersozialismus eintrat, den die Enge und Blindheit eines manchesterlichen Maulwurfs als Schimpfnamen in Umlauf gesetzt hatte; als er und seine Genossen der abstrakten Güterlehre den Satz entgegenschleuderten: der Mensch ist das Höchste aller Güter, auch der Wirtschaftsgüter; als er mitten im Jubel über die neuen imperialen Herrlichkeiten und den sich ankündigenden Triumph von Kohle und Eisen und Papiergeld an das Menetekel kommender Klassenkämpfe mahnte und in Eisenach auf der Vorversammlung der Freunde der sozialen Reform den Begriff der sozialen Gerechtigkeit aus den Mahnungen revolutionärer Epochen zu konstruieren unternahm; als endlich der Verein für Sozialpolitik aus der Laufe gehoben war, ein Sammelbecken für alle schöpferische sozialökonomische Einsicht, die im Rahmen der Tradition in Unbeteiligten keimen konnte (oder durfte): da war auch er ein Unzeitgemäßer und die Banalität von heute war ein großer Mut von gestern. Ich lese in den schon vergilbenden Blättern der Streitschrift, die Schmoller den Angriffen Treitschkes in den Artikeln „Der Sozialismus und seine Gönner“ entgegenhielt, und finde neben nunmehrigen Selbstverständlichkeiten noch so viel Kluges und Wahres und eigen Gefaßtes über die paar entscheidenden „Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft“ (1875), daß auch die jüngste Generation mit Vorteil daraus schöpfen könnte. Die Abwehr

so geräuschvoller Pathetik war nicht leicht; Treitschke suchte mit der rasselnden Phrasologie des Staatsaktionspatrioten die tiefere soziale und geschichtliche Einsicht zu überschreien und fühlte sich nicht einmal geniert, als Männer wie Ludwig Bamberger ihm die ‚Weltanschauung‘ der Bankokraten als Waffe zur Verteidigung der ‚idealen‘ Ordnung anboten. Was so die *sève ascendante* in der sich entfaltenden Volksseele bedeutet, wie sie wachsend und sich verändernd neue Ordnungen hervortreibt, realer und mächtiger als alle Idealitäten von gestern: daran ging dieser stürmische Liebhaber der großen Gebärde stumpf und hochmütig vorüber. Schmoller zeigt ihm, daß die Hierarchie der Natur nie ohne weiteres als Hierarchie der Kultur gegolten hat und gelten konnte. Beider Stufungen und Spannungen für identisch, für identitätsfähig zu halten, ist ja auch unsinnig und widergeschichtlich; ihre Ausgleichung unter Entladungen ist die Revolution, ohne Entladungen: die Reform; die soziale Gerechtigkeit ist daher keine Sentimentalität, sondern ein notwendiger Anpassungs- und Erhaltungsprozeß der Gesellschaft, die sich selbst versteht. Diese Sprache war neu im Munde eines hohen beamteten Forschers, der im übrigen den auf Schwalt ruhenden Oberbau des Staates bejahte. Aber nach den Beweisen, die Treitschke später in seinen Vorlesungen über Politik geliefert hat, darf man zweifeln, ob sich Schmollers Grundsätze je seinem Verständnis erschlossen haben.

Diese berühmte Bekenntnisschrift hat keine Stilreize. Schmoller war auch alles andere als ein suggestiver Sprecher. Der Ton ist ruhig und beherrscht und der Ausdruck schmucklos, das Pathos der grundehrlichen Gesinnung ist unterdrückt; das Bedürfnis nach sachlicher Klärung und Orientierung tritt unpersönlich auf. Wie anders hatte zwei Jahrzehnte vorher John Ruskin seine Entdeckung vom Menschen als höchstem Reichtum vorgetragen, wie aufwühlend und mitreißend: wie der Ruf eines Ver-

zweifelnden nach Erlösung. Aber darum übte Schmollers ganz unzweifelhaft an den großen Sozialisten genährte Sozialkritik und sein Reformprogramm eine heilbringende Wirkung auf die Kreise der Gesinnungsbereiter, der Professoren. Das Programm ist fabelhaft radikal, nicht nur für jene Zeit; was in den vierzig Jahren seither geschehen ist, mutet wie eine schrittweise Verwirklichung dieses Programms an. Freilich, es ist ein Radikalismus von oben, den hier ein überzeugter Monarchist und Bismarckverehrer verfißt; ein Mann, der den Geist Steins in der Aristokratie des Landes und im höheren Beamtentum nicht erstorben glaubt und der politischen Emanzipation des arbeitenden Volkes nur ein bescheidenes Recht einräumt. Ich will an Schmollers politische Überzeugungen hier nicht rühren; sie sind im Rhythmus seines historischen Temperamentes verwurzelt. Was wir ihm schulden, hat mit diesen Differenzen um so weniger zu tun, als seine Staatsphilosophie sich zum Teil gegen seine spätere Politik wendet. Es bleibt neben einem imponierenden Stück deutscher Gelehrtenarbeit ein mannhafter, unvermutterter, fast süddeutsch akzentuierter Wandel und eine würdevolle Lebensbejahung. Wir sollen uns hüten, sie in Verdruf zu bringen, weil sie sich stets weltmännisch klug zu gebärden wußte.

S. Saenger

Schwammerl

Bartsch, der musikalische, über Schubert, den Musikanten. Es war vorauszusehen, daß dieser Stoff diesem Dichter einmal zufallen würde. Nur, wie es oft bei Schauspielern vorkommt, daß sie gerade in Rollen, die ihr Persönlichstes zu enthalten scheinen, dann doch irgendwie enttäuschen: so mag auch hier die allzuleichte Annäherung unversehens am vollen Gelingen vorbeigeführt haben. Denn dieser

Schubertroman* ist nicht stark genug, um die Erinnerung und die Erwartung, die der Name des Bedeutenden aufweckt, ganz in lebendige Gegenwart umzuschaffen. Es fehlt an Geschlossenheit. Die liebe daseinselige Ländelei, die alle Dichtung von Bartsch so bunt und flüssig, so locker und gerüstlos macht, hat auch diesmal wieder ihr bedenkliches Spiel. Sie zerwirft, was tragisches Schicksal sein sollte, in verdrießliche Episoden, dreht den ganzen psychologischen Komplex eigensinnig immer um dieselbe ziemlich derbe Mittellinie und entgleitet gar zu gern aus haltbarer Sachlichkeit in Stimmung, Stimmung, Stimmung! Das gewollte Menschenbild löst sich nur undeutlich aus dem stümmernenden Nebel von kosmischen oder erotischen Schwärmerereien; was kräftiger sichtbar wird, sind allenfalls ein paar kleine stumpfe Züge. Das Gefühl, das vom Namen Schuberts mächtig angereizt war, verliert sich ungestillt in der üppigen Planlosigkeit dieser Erzählung.

Streicht man die berühmten und die historisch beglaubigten Namen aus dem Buch, so verbleibt eine willkürlich lockere Kette anmutig kleiner Novellen; sehr gelungen in jeder Art von landschaftlicher und gesellschaftlicher Malerei, aber in der Entwicklung und Zergliederung des menschlichen Erlebnisses doch recht belanglos. Sie berichten alle von einem kurzgewachsenen rundlichen Menschen, der das zuwidere Schicksal hat, jeden Erfolg in der Liebe unrettbar zu verschlampen. Im Augenblick des Zugreifens stockt jedesmal sein Wille, wie in geheimnisvoller Lähmung; und natürlich ist jedesmal auch schon ein anderer da, rührt sich und gewinnt. Der kleine Dicke aber darf schwärmen, saufen und komponieren. Ein lächerlich ungeschickter Kerl und kaum des Mitleids würdig. Der Dichter beschwört uns nun bei Franz

* „Schwammerl“, ein Schubert-Roman von Rudolf Hans Bartsch, bei Staackmann in Leipzig.

Schuberts Namen, an das Genie und an die göttliche Sendung des armen Fingergüchens zu glauben; er zählt die Werke Schuberts nacheinander her, läßt jedes aus einem kleinen Erlebnis oder — viel lieber noch — aus einer großen weltweiten Stimmung entstehen, die von nirgend herkommt und nichts zwingend Persönliches enthält. Das Schicksal — so wird da versichert — hat diesen Schubert immer knapp an der Liebe vorbeigelenkt, damit die wertvollsten Kräfte seines Gefühls nur stetig angeregt, aber nicht zwecklos verausgabt werden. So hilft persönliches Pech zur künstlerischen Selbstbewahrung. Das ist gewiß eine sehr feinsinnige Theorie; die praktische Durchführung möchte ich nicht unbedingt anraten. Denn die Spazien in der Hand . . . es sind doch manchmal gar zu liebe Tierchen drunter!

Das heikle Problem, ein Künstlerwesen glaubhaft in die Dichtung hinzustellen, ist hier nicht gelöst. Der Mann und sein Werk bleiben unverbunden nebeneinander, ohne gegenseitige Bestätigung und ohne innere Kongruenz. Die bedeutenden Musikstücke Schuberts werden gewissenhaft aufgezählt und schwungvoll umschrieben; aber die Seele, aus der sie kommen müßten, löst nicht in diesem Buche. Und doch ist in Bartsch selbst soviel lebendige, weiche, schwärmerische Musik! Aber gerade darum: das Musikalische und das Psychologische sind allzuschwer vereinbar. Hier ist ein (in der Natur des Dichters begründeter) technischer Mißgriff. Ein Roman, in dem es fortwährend summt und faust, klingt und seufzt und stöhnt, kann die ruhige Kraft nicht haben, einen Großen groß zu gestalten. Freilich, aus dem psychologischen Zerfall der Dichtung blüht um so üppiger die Poesie der Wälder und der Wässer, der gütigen Erde, der starken Sonne und auch der gemüthlichen Freuden bei Tische. Da singt der helle Frohsinn, die Lebensverliebtheit und die freundliche Melancholie, die von je das beste und verlässlichste Element aller Schönheit in den

Büchern von Bartsch gewesen sind. Aber er hätte über diese erprobten und stets bereiten Mittel seiner Wirkung diesmal um Beträchtliches hinauskommen müssen. Seine musikalische Art des Erzählens drängt gerade in diesem Musiker-Roman allzu fühlbar gegen ihre bestimmten Grenzen.

Willi Handl

Strindberg=Lesebuch

Fünfhundert Seiten Strindberg, auf gutem Papier gedruckt, von einem anständigen Einband zusammengehalten und für drei Mark käuflich, das ist eine Probe,* die wir begrüßen, weil sie ein Werbebuch für Strindberg darstellt, weil sie mühelos erkennen läßt, daß Strindberg ein Faktor unfres modernen Bewußtseins geworden ist.

Er hat sich noch nicht allenthalben in dieses Bewußtsein eingeordnet: nichts vermag da einen besseren Dienst zu erweisen als eine solche Auswahl aus der großen Gesamtausgabe. Solange Strindberg lebte, war man immer noch auf neue Wandlungen des ewigen Protheus gefaßt, man fand den feststehenden Pol der Betrachtung nicht, man war Rückschlägen in der eigenen Sympathie ausgesetzt, man wartete unbewußt auf den Augenblick, wo diese Welt erstarrten und mit allen ihren Falten eine endgültige Form annehmen würde. Er war ein Gelände, auf dem man sich nicht ruhig ergehen konnte, vor den Füßen wurde einem der Boden aufgerissen, von Kräften, die man nicht in ihrer Gesetzmäßigkeit, sondern nur in ihrer unaufhörlichen Explosion sah. Das hatte etwas Beunruhigendes und auch Ermüdendes, man lehnte sich gegen diesen qualvollen Verbrauch von Nervenkraft wohl auf und dachte an Größe, die wirkten, ohne sich selbst zu zerstören.

* Unter dem Titel „Strindberg. Aus seinen Werken.“ Verlag Josef Singer.

Heute, wo der Katastrophenzustand des Dichters auf den Leser nicht mehr wie eine persönliche Aufforderung, hinzugehn und ein Gleiches zu tun, fortwirkt, erkennt man die Gesetzmäßigkeit. Man stellt Notwendigkeit und Logik fest, und das macht frei und zugleich bereitwillig. Alle Zerrissenheit der Erscheinung Strindberg hebt sich in ihrer inneren Bedingtheit auf. Es kann sein, daß man mit einer gewissen Überlegenheit konstatiert, wie abhängig er von dem Gesetze war, „wonach er angetreten“, wie er sich an ihm abzerrte, wie er in den Grenzen seiner selbst wie ein Raubtier im Käfig ruhelos, ruhelos hin und her strich und sich den Kopf an den engen Mauern seiner Existenz anrannte — aber die Überlegenheit tritt bald zurück, an ihre Stelle tritt das Gefühl: das ist Menschenlos, so sind wir unserem Schicksal untertan, so müssen wir es tragen und die Zeit, die uns gesetzt ist, erfüllen. Wenn man andere betrachtet, scheint es immer, als könne und müsse man ihnen zeigen, wo sie gebunden und unfrei sind, aber selbst kann man doch nie frei werden. Das ist die Menschenlehre, die Strindberg gibt. Er ist so ganz Mensch gewesen. Und mag auch die Härte, mit der sein Antipode Ibsen die Spuren seines Ringens mit dem Stoff, das ja nur ein Vorbereitungsstadium ist, verwißte, vorbildlicher, und die Verbissenheit, mit der er Abstand von sich selbst gewann, endgültiger sein; wir wissen doch auch, daß man ein großer Dichter nur wird, wenn man sich, sein Leben, sein Glück der ewigen Gottheit Chaos opfert, wenn man sein Glück und Behagen in diesem Leben zurückstellt, um die Bürde der Zerrissenheit und der Ruhelosigkeit auf sich zu nehmen.

Die Ruhe ist eine Fiktion, sie ist sogar für deutliche Existenzen die große Gefahr, unsere Politik und unsere Kunst leiden darunter, daß wir immer eine Stabilität zu errichten versuchen. Vor Erscheinungen wie Strindberg wird es klar, daß, was der Mensch das „Gesunde“ und das

„Normale“ nennt, nur Ideen bedeuten, die er sich schafft, Ideen, die allen andern Blasen, die sein Hirn treibt, und seien es die grössten, gleichgeordnet sind. Normen erfindet er nur, um eine Planke in dem Dahintreiben zu gewinnen, um einmal aus dem dunklen Strom an festes Land zu gelangen und sich von dem Geseß des Daseins zu befreien. Es ist eine Auflehnung gegen den blinden Zwang im Menschen, und diese Auflehnung, die gegen den Strom schwimmt, das ist Strindberg. Siehe seinen Kampf um das Weib. Nicht eigentlich gegen das Weib. Denn alles, was er schreibt, ist nur immer wieder eine Untersuchung, wie es kommt, daß die Aufforderung des Mannes an das Weib, ein Schutz- und Trutzbündnis mit ihm gegen die Ruhelosigkeit des Lebens einzugehen, mißglückt, warum das Experiment dieses Bündnisses mißglückt. Und erst jetzt wird es bei ihm ein Kampf wider das Weib: wider dessen Abhängigkeit von sich, von dem primitiven Egoismus, den jedes Lebewesen aufweist — wider den Gehorsam des Weibes gegenüber der Augenblicksregung, der ganzen nervösen Frauenkonstitution, die unmännlich ist, weil sie sich nicht wehrt, die kleinlich, hilflos wirkt. Er vertritt den stärkeren Freiheitswillen des Mannes, das Besondere ist nur, daß er selber nicht brutal genug ist, sondern vor der Frau weich und mild wird. Er hat gewiß eine Frau nicht weinen sehen können.

Und daß die Frau diesen guten Willen, dieses Angebot von wirklicher Kameradschaftlichkeit, nicht erkannt hat, sondern in dem Kämpfer um die Frau den Feind sah, das hat ihn jenem Verfolgungswahn nahegebracht, der voll Grauen abgründige Bestialität und eine Verschrobrung zwischen allen niederen Instinkten und absichtlichem Hohn zu fühlen glaubt. Das ist die Tragik des anbetenden Strindberg, das ist auch seine organische Schwäche, die ihn sekundär in die Arme der Mystik und ähnlicher Dinge trieb, denn er vollführte nie den Schnitt durch die Nabelschnüre, den man

doch einmal auf der Höhe des Lebens tun muß, um ein Wesen für sich zu werden.

Das Strindberg-Lesebuch, das bei dem Vorwiegen der Ehegeschichten ein wahres Ehelesebuch ist, hat nur einen Fehler: es gibt nicht an, woraus die Stücke genommen sind, und es gibt keinerlei chronologische Zahlen, deren Wert nicht groß wäre, die aber doch eine gewisse Übersichtlichkeit ermöglichten. Es beschränkt sich im übrigen auf die erzählenden Werke. Die Einleitung ist von J. Aug. Lur, die Auswahl von Aug. Schering.

Otto Flake

Die römischen Kaiser

Wenn man vor ein paar Jahren in Rom im kapitolinischen Museum vor den Kaiserbüsten stand, wenn man sich diese Physiognomien betrachtete und gerne wissen wollte: Wer war das nun eigentlich, Augustus, und was waren das für Menschen, dieser Vespasian und Trajan und dieser Marc Aurel, den man da unten auf dem Platz reiten sah, so mußte man sich gestehen, daß man sie nicht kannte. Es gab keine Bücher über die römische Kaiserzeit, und so las man eben weiter Montesquieu's „Grandeur et Décadence des Romains“ trotz des sicheren Bewußtseins, daß das nicht alles stimmen konnte. Sueton zu lesen ist auch keine lohnende Tätigkeit. Und Mommsen? Ja, auch Mommsen las man schließlich nicht. Trotz aller modernen Ausdrücke, die er auf antike Dinge anwandte, trotz aller Subjektivität und allen Glans ist Mommsen doch historisch farblos geblieben. Die Verfassung interessierte ihn (mit Recht) mehr als die Persönlichkeit. Was sein Fehler ist trotz seiner Riesenleistung in den Augen heutiger Leser, ist der Mangel an Distanzgefühl; er wollte den Abstand überbrücken. Und den einzigen Menschen des antiken Rom, den wir auf diese Weise wirklich kennen könnten, Cicero, hat er grausam verkannt. Zudem

war ihm die ganze Kaiserzeit nicht sympathisch; er glaubte, sie sei eine Zeit der Stagnation gewesen. Und seine politischen Überzeugungen — aber auf die kommt es hier nicht an.

Jetzt hat einer der bedeutendsten Kenner des römischen Altertums, der Heidelberger Professor A. v. Domaszewski, eine Geschichte der römischen Kaiser „deutschen Lesern gewidmet“.* Aus dem ungeheuren Wust von tausenden von Einzeldokumenten, von Inschriften, Bildwerken, Münzen, Livius, Tacitus, Sueton, Cassius Dio und einem ganzen Wirrwarr von alten Angaben und neuen zum großen Teil eigenen Forschungen hat er den Bau der Geschichte dieser Kaiser und dessen, was sie taten, neu aufgeführt. Nun sind sie lebendig. Die Gespenster, von denen er im Geleitwort erzählt, sie hätten da im Kerker seines Bücherzimmers gehockt, auf den Borden, auf den Stühlen, ja auf dem Schreibtisch, die hat er gebannt und zu prachtvoll klaren plastischen Bildern geformt. Nun kennen wir sie, nicht wie unsresgleichen, das wollen wir nicht — aber in jener historischen Distanz, die allein den Charakter gibt. Was uns diese Zeit angeht? Wer den Glauben hat, daß die Wurzeln unsrer heutigen Zivilisation, ja unsrer Kultur, in der Antike liegen, daß über die Jahrhunderte hinweg der Boden des Abmerreiches unsre eigene Heimat geblieben ist, weil die von der Natur für das Entstehen der antiken Kultur gegebenen Bedingungen auch die Voraussetzungen unsres eigenen Lebens sind — der stellt diese Frage erst gar nicht.

Den wissenschaftlichen Wert dieses Buches kann ich hier nicht einmal andeuten. Daß es die Lücke ausfüllt, die Mommsens nicht geschriebener vierter Band (der die Reichspolitik enthalten sollte) gerissen hat, ist vielleicht noch nicht sein größtes Verdienst. Höher steht uns das Menschliche.

* „Geschichte der römischen Kaiser.“ 2 Bände, bei Quelle u. Meyer, Leipzig.

Es redet einer, der eine heute nicht sehr häufige Vielseitigkeit der Bildung besitzt und einen gleichfalls seltenen Ernst der Gesinnung. Politische Historie, Verfassungsgeschichte, Staatsrecht, Staatshaushalt, strategische Geschichte — alles das gehört dazu; und dann der tiefere historische Blick, der auch die Inponderabilien sieht, der das Psychologische in den Sachen und in den Menschen aufspürt. Was aber dem Buch über das hinaus seine größere Bedeutung gibt, ist dies, daß der Verfasser feste Maßstäbe besitzt für Wertungen. Nur deshalb konnte er eine so gemiale und so schwer faßbare Persönlichkeit wie Augustus uns verständlich machen, nur deshalb für einen so vielgeschmähten Menschen wie Cicero eine gerechte sympathische Würdigung finden. Und weil er weiß, was groß und was klein ist, deshalb liegen auch die Akzente in dem ganzen Drama so, daß wir das Gefühl bekommen: Hier müssen die Höhepunkte sein, hier, bei Augustus und dann bei den großen Kaisern des zweiten Jahrhunderts, bei Trajan.

Es ist ein durchaus männliches Buch, fernab von aller ästhetenhaften Bewunderung des brutalen Kraftmenschentums und fernab auch von der entsetzlichen Messalinerverzücktheit und der kunstgewerblichen Orientekstase gestriger Literaten. Es geht um Haß und Liebe; die größte Liebe aber fällt der ethischen Persönlichkeit zu. Darum ist es — so weit sind wir — ein fast pathetisches Buch, von jenem wundervollen Pathos, bei dem sich der Ton mit dem Inhalt deckt und bei dem noch die Gerechtigkeit eine positive Tugend ist.

Noch eine andre auch beinahe altmodisch gewordene Eigenschaft hat das Buch: Es weiß zu erzählen. Nicht schlechter als Hermann Grimm. Wie v. Domaszewski die Vorgeschichte des Kaisertums, des Prinzipats, erzählt, seit Cäsars Tode, wie er von allen Enden die Fäden herbeiholt, diese so verwickelten Fäden, und dann den Verlauf schildert, mit allen Verschlingungen,

und ihn auch dem einfachsten Menschen klar macht, das ist so gut wie wenn Hermann Grimm irgend etwas aus der Florentiner Geschichte vorträgt. Sein Stil aber ist herber als Grimms. Nicht immer ganz leicht und nicht so artistisch gepflegt. Einmal hat er einen Satzansatz stehen lassen, der heißt: „Die, die die“ (Städte verlassen), anstatt in die Korrektur zu schreiben „Wer die“ (Städte verließ); und andere kleine Vorstigkeiten sind nicht ganz selten. Aber wir möchten sie nicht missen, sie gehören sozusagen mit zur Kraft des Ausdrucks und schädigen die Schönheit seines Deutsch durchaus nicht. Die kurze Charakteristik des Augustus (bei seinem Tode) ist in der stolzen Pracht ihrer Rede eines der herrlichsten Stücke deutscher Prosa, die man überhaupt lesen kann. Das kommt gleich nach Winkelmanns Brief über den Apollo vom Belvedere.

Und ungeheuer wohltuend ist die künstlerische Distanz, die der Verfasser beobachtet. Kein modernes Wort für einen antiken Begriff angewandt, nicht dieses ewige seit Mommsen grassierende Gerede von „Generalstabschef“ usw., das so tut, als seien die römischen Legionen preussische Armeekorps und das die Sache eher verschließt, als daß sie sie einem „näher brächte“. Weil wir die Distanz empfinden, fühlen wir erst die Größe. Das ist der einzig richtige Stil und so wurde ein großer Gegenstand groß behandelt.

Emil Waldmann

Revolution und Restauration*

Man begreift es, daß die gescheite Frau von heute den Ehrgeiz hat, die entfesselte Erregung der Volkspolitikerin mit der tabellosen Zivilisation der Dame von Geburt zu vereinen. Man freut sich darüber und ist nicht erstaunt, wenn den Liebes-

* Lily Braun, Liebesbriefe einer Marquise. Verlag Albert Langen, München.

briefen einer Sozialistin die Memoiren einer Marquise folgen. Das Problem ist sympathisch. Savoir vivre ist in allen Fällen eine wertvolle Sache. Ganz besonders für die Sozialisten. Denn der Sozialismus will einer organisierten Kultur vorarbeiten; er bedeutet Form. Interesse am Rokoko ist darum keineswegs unsozialistisch. Im Gegenteil. Ich wage zu behaupten, daß man die durchgebildete Formalität des Dixhuitième um so voller empfindet, je weiter man geschichtlich von ihr abrückt. Fatale Umkehrung: am Ende folgt daraus, daß eine problematische, von einem fremden Temperament künstlich pointierte Darstellung des achtzehnten Jahrhunderts mehr auf einen problematischen Sozialismus schließen läßt?

Wir wollen aber nicht von Lilys sozialistischem Part sprechen, sondern vom Salon der Marquise a la Louis seize. Was ist das Buch? Will es eine Parabel sein, die in der Kultur von 1770 oder 1780 ein Beispiel geformten Lebens erkennt und sich von diesem Beispiel in die Welt kommender Ordnungen und neuer ebenbürtiger Konventionen hinüberschwingt? Das Buch müßte dazu nicht feierlicher sein als es jetzt ist — keine Sorge. Es müßte im Gegenteil sehr viel mehr ironische Leichtigkeit haben. Ich denke an den Revolutionsroman des Anatole France. Es gelingt einem Sozialisten nicht ganz schmerzlos, die große Revolution ironisch zu betrachten; France vollbringt es mit feiner Gelassenheit, und dennoch hält er die geradesten, fast sagt man kindlichsten Wege der Begeisterung offen, die ihn, den Sozialisten, zu den ewigen Menschenrechten zurückführen. Anatole France erwidern und „les dieux ont soif“ — das heißt nun dem Meister rufen, der lebenswürdig genug wäre, korrespondierenden Marquisen einige Schmeicheleien zu sagen, weil der politisch-ästhetische Dilettantismus der femme au dixhuitième siècle um so entzückender sei, je mehr er sich der Grenzen seiner Bedeutung bewußt bleibt.

La femme au dixhuitième siècle? Aber unsere Dichterin erinnert uns immerhin, daß sie im zwanzigsten Jahrhundert lebt und die Komplimente nicht annehmen kann, die andere und sie selber dem achtzehnten machen.

Das Buch ist nicht nur keine Parabel; es ist auch kein stilles kulturgeschichtliches Faktum. Um Parabel zu sein, ist es nicht entschlossen genug. Nicht eine einzige neue Einstellung. Präventiv trägt es beziehungsreich unausgesprochene Klagen der Frau von heute wie einen interessanten Trauerschleier. Allein man weiß nicht genau, um was es trauert und um was es klagt. Um morgen? Um gestern? Um heute?

Um Stilsfaktum zu sein, hat dies Buch die Zeit, die es erzählt, noch lange nicht genug empfunden. Um einfaches Kulturbildnis zu sein, ist es stilistisch allzu zwieschlächtig. Der Gedanke, an der Sprache des Rokoko die lebensanregende Möglichkeit einer unperfönllichen, sprachlichen Konvention zu zeigen, ist an sich bezaubernd. An sich — doch nicht an Lily Braun. Zwar baut sie nicht selten Perioden, die der lateinischen, fast forensischen Syntax der altfranzösischen Konversation überraschend ähnlich sind und geradezu den Reiz des Überreichten haben. Und nicht selten ist die Epigrammatik aufreizend hübsch. Aber leider wissen wir nicht, wieviel davon eifrig gesammeltes und geschickt interpoliertes Quellengut ist, und wieviel eigene Nachempfindung. Ich weiß nur das eine, daß sehr viele Wendungen des Buches mit der köstlich fixierten Steereotypie des style Louis quinze und des style Louis seize nichts zu tun haben. Ich bin zum Beispiel überzeugt, daß der Kardinal Rohan nie „auf dem Wege von oder zur Bastille“ ging, daß die Intrigantinnen vom Hofe Marie-Antoinettes, so unbedenklich und so pastoral sie waren, Frankreich nie mit klassischem deutschen Pathos als „mellende Kuh“ betrachteten, daß sich ein Cicisbeo von 1780 nie „um“

das Befinden seiner Dame erkundigte — denn das hätte ihre konversationelle Kultur als einen kleinen Affront empfunden. Ich bin weiter überzeugt, daß niemals ein Aristokrat von 1780 von sich und anderen „Stellungnahme“ verlangte und daß er noch weniger je irgendeine Erklärung als „keine ausreichende“ oder eine Empörung als „eine allgemeine“ bezeichnete. Ich bin gewohnt, daß die Neuesten Nachrichten von einem „Verein Berliner Künstler“ oder einem „Klub Münchner Schachspieler“ erzählen; aber ich bezweifle, daß jemals Beaumarchais der schönen Delphine ein „Bild Pariser Lebens“ zu malen wagte — wiewohl ihn das wahrnehmbare genitive s in unseren grobsehenden Augen noch einigermaßen entschuldigen könnte. Indessen ist es mir einleuchtend, daß es „bitter für den Grafen Guibert“ gewesen sein muß, „als Erfas für die Liebe über Liebe philosophieren zu müssen“ — doppelt bitter, da er „als Erfas“ für die originale philosophisch-erotische Phrasologie des achtzehnten Jahrhunderts plötzlich die des Generalanzeigers von 1912 zu sprechen gezwungen wird. Ich soll nicht an diesen Einzelheiten hängen bleiben? „Ich, der ich“ bequem ein ganzes Register solcher — „sagen wir höflich als Cavalier“ — lapsus linguae zusammenstellen könnte? Zudem ist es mißlich, daß das achtzehnte Jahrhundert den lapsus linguae grundsätzlich nicht anerkannte und daß es in der bedingungslosen Sicherheit des sprachlichen Ausdrucks das peinlich gehütete höchste Symbol seiner durchgebildeten formalen Kultur besaß. Man darf ein Buch nicht auf das Problem der vollendeten formalen Bildung stellen, wenn man „die Berührung mit solchen Elementen“, wie es die genannten Sprachphänomene sind, nicht mit unfehlbarer literarischer Disziplin vermeidet. Wenn man an Delphine Montjeu schreibt, dann hat man nicht nur die Verpflichtung, sie nie als „holdseligste Inkarnation des achtzehnten Jahrhunderts“ anzureden, sondern sogar die kleine Schuldig-

keit, in ihrer Gegenwart die lärmende Verstärkung eines Fragezeichens durch ein Ausrufungszeichen zu unterlassen. In der Welt der Pastelle des dixhuitième bleibt kein Strich so stehen, wie er zuerst gezeichnet wird.

Kurz: das achtzehnte Jahrhundert gebietet vor allem den Respekt vor der Bagatelle. Aber den wirklichen, nicht den literarisch affektierten. Es gebietet eine Kenntnis der Mythologie, die jedes Mitglied der guten Gesellschaft davor bewahrt, Daphnis und Daphne zu verwechseln. Es gebietet auch, daß man selbst mit der languissanten Terminologie des sterbenden Rokoko bewußt konventionell manipuliere und nicht mit feierlicher Überzeugung von Perlen rede, die vor Sehnsucht nach einem Frauenhals trüb werden. Das ist Gartenlaube, nicht Rokoko. Und endlich gebietet das achtzehnte Jahrhundert, die Bagatelle etwas nach ihrem spezifischen Gewicht zu beurteilen und nicht ein Buch zu schreiben, das durch verhältnismäßig äußere, allzu universalhistorische Gewichtigkeit den Reiz der formalen Wirkung von vornherein gefährdet. Mit einem Wort: Das dixhuitième ist nie langweilig, so weltgeschichtlich und enzyklopädisch es sein mag. Wie konnte Lily Braun im Strom der entdeckten Ereignisse das vergessen? Sollte sie nicht wissen, „daß das Geheimnis zu langweilen, darin besteht, alles auszusprechen“, was man erlebt oder gelesen hat? Zum Glück sind die Korrespondenzen aus der Revolutionszeit, die das „Lockenöpfchen“ der Marquise „umbraust“ hat, verloren gegangen.

Delphine selber, die Marquise, spricht überhaupt nicht. Sie wird nur in den Geistern sichtbar, die ihre vielverbergende frauliche Diskretion anzieht. Ich will nicht sagen: wie hübsch — wie nachahmenswert! Denn wir leben in der Lat im zwanzigsten Jahrhundert: im Sturm und Drang der Dinge, nicht in der Ruhe der Formen. Aber wenn das Genie, wie George Moore sagt, immer exzentrisch ist: wo bleibt in diesem Buch die exzen-

trische Konsequenz? Oder ist am Ende Lily Braun kein Genie? Weder ein Genie des Sozialismus noch ein Genie des ancien régime?

Sondern eine Frau, die zwar weiß, daß sich Marquisen um 1793 ohne ein Wort, selbst ohne ein Wort der Verachtung, Köpfen ließen, die aber weder Marquise noch Sozialistin genug ist, um sich samt ihrer Wichtigkeit durchbohrendem Gefühl endgültig irgendeinem stummen Rhythmus der Gegenwart oder der Vergangenheit unterzuordnen.

Die subjektive Tragik machte ein Leben noch nie objektiv ungewöhnlich — weder um 1789 noch um 1912.

Wilhelm Hausenstein

Der Verbrecher

Wir sind uns gleich . . .
Der Sinn zur Selbsterhaltung, der bis zum Instinkt großgezogene staatsstützende Geist, der Kindertrieb zur Gerechtigkeit und die Solidarität im Eigentumsbewußtsein — identifizieren uns mit den Gefährdeten, den Geschädigten, den Verfolgern. Wir rufen mit: „Haltet ihn!“ „Faßt ihn!“ „Richtet ihn!“ So verfolgen wir ihn mit über Dach und Keller, durch Feld und Wald, durch Nacht und Heimlichkeit; in acht Sprachen, durch acht mal acht Länder, auf achtzig mal achtzig Meilen. Wir dürsten nach Rache, und die Rache wird uns schier Selbstzweck, bis wir grausam geworden. Wir wollen das Opfer, pollice verso. Wir kosten aus in Gedanken die Freude, da wir ihn gestellt haben, wir uns an dem Schächer weiden werden, und wir verzeihen es nicht, wenn er entronnen . . .

Aber kaum hat ihn sein Schicksal, was man Gerechtigkeit nennt, ereilt, kaum steht der Sünder da, umzüngelt, verloren, wie eine Maus in der Falle, wie ein Türck, der der Pfählung harret, kaum steht er da, unschädlich gemacht, und er legt Zeugnis ab von seinen Geschicken — sind wir mit

ihm, identifizieren uns mit dem Verbrecher. Mit ihm reißt etwas in unserm Innern — das Erschrecken über das Gelingen des Verbrechens im Moment, da die Würfel glücklich gefallen; mit ihm fliehen wir auf dem Rad durch Feld und Wald, das Echo von tausend verfolgenden Radlern in unserm hämmernden Pulsen, durch Nacht und Heimlichkeiten, tausend schattenhaft greifende Hände aus Dunkel und Nebel, tausend heßende, stampfende Geister in unserm schuldigen Rücken. Und mit ihm werden wir hart und kalt und entschlossen im Troge der Gefahr, im Kampfe mit der ganzen Welt, einer gegen alle. Verkümmerte, atrophirierte Instinkte regen sich, schwingen mit wie verwandte Saiten, hallen wieder ...

Etwas ist in uns aufgeblüht: vielleicht sind wir nicht der Verfolger, vielleicht sind wir der Verfolgte!

Und der Schwächer wächst zur Gestalt, und wir beginnen ihn zu empfinden, „literarisch“, „künstlerisch“, das bedeutet: ein Funken hat in uns aufgeschlagen, Ziel und Zweck verschleucht, etwas Menschliches hat uns erhellt.

Dieser Bruning war kein Domestike. Der intime Umgang mit den unermeßlichen Schätzen hat den Sklavensinn in ihm weggeweht, und die Selbstverständlichkeit des Reichtums hat sich in ihm gebildet, noch als er der Handlanger der Reichen war, der Mundschenk des Mammons, als in seinen Gedanken und dem sich immer mehr zusammenballenden Willen er schon als der durch Gold Freie da stand. So trätirt er souverän seine Sippe in der Heimatstadt, so geht er jenseits auf gleichen Füßen mit dem Millionär auf die Jagd und verkehrt (nicht etwa ein Abenteuerer, nein, im Geiste längst ein Gleicher) mit des Millionärs Töchtern, sie umäugelnd.

Dieser Bruning ist kein Verbrecher. Er hat, ein John Gabriel Borkman, die famosen Erze singen hören. Wie den meisten von uns fehlte ihm beim Anblicken der Reichthümer einer Bank das Bewußt-

sein, dahinter stehe ein Besitzer. Er hat sie als gefesselte Millionen, sozusagen, körperlich empfunden, sie als das schlafende Dornröschen mit den Augen eines Erzkorenen betrachtet. Nur einmal diesen leblosen Papierkörper mit der harten Hand des Besizergreifenden aufheben, und dem schon lange pochenden, nun entfesselten Willen springen weit auf die Lere zu den Möglichkeiten; nein, zu der Unbedingtheit!

Der Streich ist einfach, und doch phantastisch, und das heißt Talent. Und genau so ist Bruning. Ein Bürger und Pedant, durch und durch solid, ja, einfach solid; ein nüchterner, praktischer Kopf und rundweg zuverlässig; mit einer ökonomischen Umsicht, von einer präzis funktionierenden Intelligenz (eine Masche geht jedem Netzstricker auf). Und dabei die Kühnheit, den ungeheuerlichen Plan durchzuführen und die Konsequenzen aufzunehmen. Ein absolut moderner Mensch.

Man sollte solche Figuren nicht nach den Maßen der Mindertüchtigkeit abtasten, nicht die Grimasse des Verbrechers in sie hineinzerrern, nicht mit der hochmütigen Blendlaterne der Wissenschaftlichkeit und der Räson das läuternde Licht unwahr verteilen. Man dürfte vielmehr ihren hämmernden Willen zu erkennen suchen, ihre rücksichtslosen, einseitigen Fähigkeiten erspähen, den Drang zu ihrem Platz zu gelangen, der, durch eine Manie geführt, explodiert.

Ein Moderner, ein Zeitgenosse Wedekinds, einer der Macht besitzt und den Mut, schon jetzt bei uns Amerika zu machen, könnte vielleicht diesem Menschen, der auch kein Verirrter ist, sondern mit vollem Bewußtsein ein Verbrechen mit in den Kauf genommen (nachdem er seine „gerechte Strafe“ abgebüßt) — den verantwortungsreichen Posten eines Organisationsvertrauens. Denn Bruning besitzt solches Talent, das selten ist (Zeitgenossen sagen: jetzt). Emsig, gewissenhaft und zäh. Umsichtig und sich zusammenkullende Finger. Und, weiß Gott, kein Gemüt.

Paul Barchan

Geburtenrückgang von Robert Hessen

Nach der durch den Norddeutschen Bund bewilligten Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, nach der 1871 endlich errungenen nationalen Einheit und der durch einen siegreichen Feldzug gehobenen Unternehmungslust erfolgte bekanntlich in Deutschland ein wirtschaftlicher Aufschwung, der hauptsächlich wohl durch seine riesenhafte anschwellenden Arbeitsgelegenheiten, auch der deutschen Fruchtbarkeit zugute kam. Sie kulminierte in den Jahren 1875 und 76 mit je 42 Geburten auf 1000 Einwohner, hielt sich aber noch zwei Jahrzehnte hindurch auf nicht viel geringerer Höhe. Unterstellen wir jene Fruchtbarkeit unserm heutigen Sexualleben, so hätten wir bei der letzten Zählung (von 1910) statt 1,9 Millionen vielmehr 2,7 Millionen Neugeborene buchen müssen. Worin ausgedrückt ist, daß von den Frauen, die sich an der nationalen Fortpflanzung hätten beteiligen können, nahezu 800,000 sich dieser Beteiligung entzogen.

Wir waren in den zwei meistgesegneten Jahren ein Volk von 42 zu 43 Millionen und hatten mit rund 1,8 Millionen Kindern im Jahr fast soviel wie heute, wo wir über 65 Millionen Einwohner zählen. Man erblickt also ein zwar noch ungleich verteiltes, doch stetiges und gerade während der letzten Jahre beschleunigtes Nachlassen. Vorweg sei bemerkt, daß es bisher noch keinem Sozialökonomem eingefallen ist, die deutschen Männer als rechtsschuldig, wegen objektiver Unkraft, anzuklagen. Fast ausnahmslos wünschen sie sich, wenn verheiratet, einen Buben, der des Vaters Art und Namen weiterträgt.

Mit dem zweiten Kinde pflegen, mindestens innerhalb der Arbeiterschaft, auch die Schwierigkeiten einzusetzen, weil der Mann für sein Sparkassenbuch zu zittern beginnt. Familien mit mehr als zwei Kindern aber finden in Berlin und andern Großstädten nur schwer noch Wohnung, weil, ganz abgesehen von ihrer Unbeliebtheit wegen zu vielen Lärmes, die Erfahrung lehrt, daß sie infolge von Unfähigkeit zur Mietzahlung leicht der Exmission verfallen. Das vierte Kind macht einen normalen Fabrikarbeiter schon wütend, weil es seinen stillen Ehrgeiz, sich eines Tages mit tausend Mark „selbständig“ zu machen, endgültig abknickt.

Wo die Frauen selbst sich gegen Mutterschaft wehren, erfordert es die Gerechtigkeit hervorzuheben, daß der weibliche Partner des Zeugungsaktes durch seine direkten Folgen ganz erheblich mehr behindert, ja bis zur Lebensgefahr belastet ist. Weshalb es bei einer aufgeweckten Bevölkerung schließlich nicht erstaunen kann, wenn kränkelnde oder unbedingt auf Eigenerwerb angewiesene Frauen sich nicht erst gegen die Folgen der Empfängnis, sondern schon gegen die Ursachen wenden.

Dagegen hat die Natur die Frauen eigens für jenes Geschäft eingerichtet, und sie kommen spielend nieder, wo sie noch unverdorben sind. Führen die Wehen ihren Namen auch nicht umsonst, so ist es hier doch wie bei andern Gelegenheiten: der Mann ist sensibler, die Frau irriter; die Männer fühlen tiefer und schmerzhafter, die Frauen kreischen leichter.

Wo Frauen, denen Zeit und Mittel das Aufziehen von Kindern erlauben würden, heute dem Vermischungsakt ausweichen, oder ihn prinzipiell unnatürlich gestalten, oder gegen seine Folgen vorgehn, geschieht es also nicht, weil die Natur ihnen etwas Ungeheuerliches zugemutet hätte, sondern weil ihre gesunkene Leibeskraft den Pflichten und Lasten der Mutterschaft nicht gewachsen ist. Wenn sie an ihren Schwestern beobachten, wie die ganze Lebensfrische durch eine einzige Entbindung für immer vernichtet wurde, fliehen sie ein ähnliches Los und unterdrücken den mütterlichen Instinkt, wenn sie ihn überhaupt noch hatten. Unstre Fabrikarbeiter lehnen die Fortpflanzung ab, weil sie ihre Spareinlage lieber haben als ein Kind; unstre Damen, weil sie in der Annäherung des Mannes ein Attentat auf ihr Leben wittern.

Das Kurze und Lange von der Sache ist: unser gesamtes Frauengeschlecht hat die Umwandlung der Deutschen aus einem Landvolk in ein Industrievolk nicht vertragen, der Jubel über den Schritt aus dem Agrarstaat heraus in den Industriestaat hinein war verfrüht. Jener Schritt hat nur staatsfinanziell und parteipolitisch Vorteile mit sich gebracht, hingegen den Volkskörper angekränkelt, wie das von vielen besorgten Vaterlandsfreunden schon in den achtziger Jahren vorhergesagt worden war. Aber wie die Knaben im allgemeinen gegen die Schulschäden weit widerstandskräftiger als die Mädchen sind, die diesen Schäden in geradezu erschreckendem Maß erliegen, so hat auch der Industrialismus auf die weibliche Konstitution weit vergiftender und auflösender gewirkt.

„Kinderzucht und Viehzucht gehören aufs Land,“ sagt Professor Oldenberg. Das ganze Verhältnis zwischen Mutter und Kind ist auf dem Land ein anderes, wo die Bäuerin oder Tagelöhnerfrau das Jüngste bei der Gartenarbeit im Bereich ihrer Augen sitzen hat oder aufs Feld mitnimmt und nur in der guten Jahreszeit weibliche Hände auf dem Felde gebraucht werden. In der Stadt geht die Fabrikarbeit Sommers und Winters vor sich, die Mutter wird vom Kinde abgeschnürt, das auch die Brust verweigert, wo die

heimkehrende Frau noch stillen könnte; denn die Milch schmeckt nun meistens nach Maschinenöl. Das Aufziehen, das Belauschen des geistigen Erwachens, die Anleitung zum Sprechen, Stehn und Gehen, alles was den Müttern diese innige Genußtunung gewährt und sie für die Lasten der Schwangerschaft entschädigt, fällt weg, und aus dieser Auflockerung einer einst naturgegebenen Beziehung erwächst allmählich ein Abscheu vor Kindern überhaupt.

Freilich entbehrte der Versuch, das Bevölkerungsproblem durch den städtischen Industrialismus zu lösen, keineswegs einer inneren Logik und Notwendigkeit. Wir behielten nun die großen Menschenmassen daheim, die früher ins Ausland abwanderten, um uns da glatt verloren zu gehen oder sich gar in schlimme Konkurrenten umzuwandeln. Aber auf diesem riesigen Bevölkerungszuwachs ruhte kein Segen. Er trägt die Keime der Verwesung in sich, und sein Nachwuchs, wo er noch zustandekommt, entpuppt sich mehr und mehr als biologischer Schund, ist mit allen möglichen Mängeln und Verkümmierungen behaftet. Wo zähnt ein städtisches Kind noch leicht, wo lernt es rechtzeitig gehen? Gnädig verdeckt später die Kleidung krumme Beine und zu dicke Enkel, aber man spricht von Rachitis bei 90 Prozent, und in manchen städtischen Schulen zeigen die Kinder bis zu 75 Prozent eine positive Pirquetsche Reaktion, d. h. schleichende Tuberkulose, die beim Eintritt ins geschlechtsreife Alter aufflammen kann. Die Schulmädchen wieder sind überwiegend wack in den Muskeln, appetitlos, müd, werden früh schon lüstern durch ein ungesund angeregtes Phantasieleben und verfallen beim Übergang zur Reife der Bleichsucht.

So wenig aber, selbst wo die Lohnkonjunktur ihn ermuntern sollte, der Schritt aus der Industriestadt aufs Land zurückgetan wird, so selten gelingt die Wiedergewinnung robuster Natürlichkeit, die sich städtischer Verfeinerung hingegeben hatte. Es ist einfach nicht wahr, daß hohe Zivilisation ihre Schäden aus sich selbst heraus wettmacht; sie gleicht der Sphinx, deren Lagen gräßliche Wunden schlagen, während ihre Annehmlichkeiten berauschen. Den Völkern, die ihr süßes Gift allzu willig und gläubig einsogen, vertrocknet sie die Säfte. Heute sinkt bei den Franzosen die Geburtenziffer nicht nur, sondern schon die Bevölkerung selbst, mitten im Frieden, trotz den zahlreichen Naturalisationen von Ausländern. Die ganze Volkszunahme des letzten Rechnungsjahrzehntes hat in Frankreich nur 500,000 betragen, bei uns fast 10 Millionen, und es braucht nicht erst gesagt zu werden, welch eine enorme Machtverschiebung das bedeutet hat. Von nur 801,000 Geburten im Jahr 1910 aber fiel dort in grausigem Sturz die Ziffer des Jahres 1911 auf 742,000, während schon im Jahr vorher die Sterbeziffer mit 771,000 höher gewesen war.

Auch im Wesen unsrer Zivilisation liegt es, daß sie Bequemlichkeiten und Verweichlichungen in solche Kreise hineinträgt, die sich früher bei einem

weit rauheren Leben wohlfühlten und der nationalen Arterhaltung als etwas Selbstverständlichem oblagen. Das Hauptmerkzeichen des Komforts: das Freiseinwollen von Unbequemlichkeit, ist heut ein leidenschaftlicher Trieb der Mehrzahl großstädtischer Gattinnen. Wenn Berlin im Jahre 1876 mit 47 Geburten auf 1000 Einwohner den Reichsdurchschnitt weit übertraf, so lag das daran, daß die deutsche Gesamtbevölkerung vor vierzig Jahren noch frischer, durch Komfort weniger verweichlicht, durch Hinarbeit weniger ermüdet, durch hohe Zivilisation weniger geschwächt war und gewaltige, nach Berlin vom Lande herzuströmende Arbeitermassen jetzt in Lohnverhältnisse kamen, die ihnen eine ausgiebigere Kinderhaltung erlaubten.

Hier durchschauen wir den Wohlstand als doppelte Pol; er steigert das Menschenwachstum an seinem rauhen Ende, er hindert oder zerstört es an seinem weichen. Dort wo die Fruchtbarkeit rein aus Mangel an Lebensmitteln nicht zu ihrem Rechte kam, bietet steigender Wohlstand erst die Möglichkeit tatsächlicher Volksvermehrung; dort wo er eine gewisse Grenze überstieg, macht er das Volk ekel, überhaupt noch länger die Lasten und Pflichten der Fortpflanzung auf sich zu nehmen.

Leider ist von den wohlhabenden, verfeinerten Städten aus auch unser Landvolk vielfach verdorben worden. Es gibt in Deutschland Gegenden, wo die Weiber nicht mehr melken wollen, weil sie dann zu früh aufstehn müßten, und es auch unter ihrer Würde halten. Sie wandern lieber, weil sie es „leichter“ haben wollen, in hellen Haufen zu den städtischen Fabriken, um hier in die allgemeine generative Versumpfung hineinzugeraten. Über neun Millionen Frauen und Mädchen sind heut eigentätig, d. h. für unsre Fortpflanzung so gut wie verloren. Denn es bleibt mehr als fraglich, ob die Frau unbedingt erst dieses Berufslebens bedürfe, um auch der Arterhaltung erfolgreich und in höherem Sinne dienen zu können. Da dieser — an sich achtbare und fast unvermeidliche — Eigenerwerb ein Ausbiegen vor der ehelichen „Versorgung“ bedeutet und bedeuten soll, die Mädchen aber auf den Umgang mit Männern keineswegs verzichten, sondern ihn als ihr gutes liberales Recht fordern, gelangen sie häufig nur nach wiederholten Prozeduren mit halb oder ganz erschöpfter Sexualkraft zur Ehe, und die „Qualitätszuchtung“, die dann beginnen soll, ist ein Humbug.

Augenscheinlich schmeichelt es ja vielen Kreisen, ein früher unheimliches, für gottgesandt und unabwendbar geltendes Geschick in die Hand zu bekommen und verstandesgemäß zu modeln. Dies ist es, was Professor Julius Wolf „die Rationalisierung des Sexuallebens“ genannt hat. Er geht bis zu der Behauptung, daß Elementarbildung dazu hinreiche, die Kinderzahl zu beschränken. Ganz folgerichtig rufen hier die Reaktionäre: „Also züchten wir Analphabeten!“ Wollen wir auf diese Weise die Bildung, weil sie uns die Zukunft abgrabe, nicht anrücklich werden lassen, dann müssen wir endlich

lernen biologisch zu denken, um durch eine aufbauende Akti vhygiene gewissen schwächenden Einflüssen ein Paroli zu bieten. Vor zwanzig Jahren, als eine bestimmte Sorte von Aufklärung ihre Arbeit begann, haben deutsche Hebammen den Dörflerinnen die Kinder von der Brust genommen mit der Belehrung: das sei jetzt nicht mehr. Und wenn man auch im Frauenlager an gewisse Dinge, wie die Verspottung des „Muttertiers“, oder die Bonkotierung des deutschen Säuglings auf jenem Kongreß in Zürich, wo Clara Zetkin das Wort führte, neuerdings nicht gern mehr erinnert sein will, so geht doch dem wirklichen Mutterschutz eine Frauenkunde nebenher, der die Feinheiten von Prävention und Abortion, als das unerläßliche Rüstzeug moderner Weiblichkeit, viel zu wichtig sind, als daß man noch an ein Interesse für unsre nationale Weiterexistenz glauben könnte. Im neunzehnten Jahrhundert hat sich der Protestantismus in der Welt um das Fünffache, der Katholizismus nur um das Doppelte vermehrt. Heute sieht es fast aus, als ob sich der bisherige Träger wirtschaftlichen und geistigen Fortschrittes durch ebendiese „Rationalisierung“ selbstvergiften und unfruchtbar machen wollte, um Schädlingen das Feld zu räumen, die er bisher schon durch sein bloßes Wachstum niederhielt. Der Kreis Münster, wo in einem niedersächsischen Kernschlag die Ultramontanen gebieten, steht heute mit 45 Geburten auf 1000 Einwohner an der Spitze der deutschen Fruchtbarkeit; nächst ihm teilen sich zumal polnische Gegenden in die Ehren eines Kindersegens, der dem protestantischen Deutschtum abhanden kam.

Jedenfalls werden auch von der so geringen Kinderzahl, die wir bei einem Bevölkerungsstande von 65 Millionen verzeichnen, ganze Hunderttausende durchaus gegen den Wunsch der Eltern geboren. Unsre biologische Zukunft ruht ganz wesentlich, wie von jeher, auf den bei der Väter Art verbliebenen, unverfeinerten Landarbeitern, Ackerbauern und Bürgern. Diese stellen heute mit vielleicht 20 Millionen Häuptern kaum noch ein Drittel der Gesamtheit. Sie liefern aber im Durchschnitt immer noch etwa doppelt soviel Nachwuchs wie die Städte, obgleich sie statistisch zurzeit beeinträchtigt sind, weil die jungen Leute in solchen Scharen zur Stadt abwandern, daß die auf dem Lande gezählten Ehepaare hauptsächlich älteren, weniger fruchtbaren Jahrgängen angehören. Dazu ist leider die landwohnende Bevölkerung längst nicht mehr auch wirklich landwirtschaftlich. Zahllose Dörfer, zumal im Westen, sind mit Stadtgewohnheiten angesteckt, seit die Fabriken so vielfach aufs Land vorgeschoben werden. Vor fünfzig Jahren lagen die Dinge umgekehrt. Da waren wir, mit vier Fünfteln Landvolk gegen ein Fünftel Stadtvolk, eine Nation voll Saft und Kraft.

Wird es möglich sein, einer bisher unaufhaltsamen Entwicklung, die politisch und finanziell manches löbliche Ziel erreicht, aber biologisch so furchtbare Nachteile mit sich gebracht hat, ihre Schrecken zu nehmen? Wird

es möglich sein, sie an der entscheidenden Stelle zu hemmen und das Massiv gefunden Volkstumes, über das wir tatsächlich noch verfügen, nicht nur zu erhalten, sondern zu verstärken?

Es ist ja freilich ein alter Trick, unbequeme Forderungen dadurch zu parieren, daß man schnell zur Genügsamkeit abschwenkt oder den üblichen Idioteneinwand erhebt: „Sehn Sie doch mal unsre Nachbarn an, die sind auch heruntergekommen!“ Worauf dann alles in schönster Ordnung wäre.

Die Biologie vertritt hier die mahnende Stimme des nationalen Gewissens. Sie wird sich nicht beruhigen, auch wenn es rundumher heißt: „Wozu eigentlich die Aufregung? Wir nehmen ja jährlich immer noch um etwa 800000 Seelen zu! Wollen wir vielleicht 130 Millionen Einwohner in Deutschland haben? Heute, wo bei 65 Millionen alles ohnehin schon überfüllt und ungemütlich ist? Wachsen wir so weiter, wie sollen wir dann jemals unsre Renten in Ruhe genießen, weniger lästig fallen und auf dem Erdenrund wieder angenehmer werden? Beseitigen wir doch zunächst einmal die schmachliche Säuglingssterblichkeit! Und warten wir ab, ob die allgemeine Sterbeziffer nicht immer noch weiter sinkt. Die Geburtenziffer mußte sinken, weil die Sterbeziffer sank.“

Läge das warnende Beispiel Frankreichs nicht vor, dann könnte man sich allenfalls bei der Perspektive bescheiden: Gelingt es die jährliche Sterbeziffer auf 13 pro tausend Einwohner zu drücken (1910 waren es 17, 1875 waren es 29), dann wäre uns mit einer Geburtenzahl von nur 14 pro tausend immer noch die „irdische Ewigkeit“ sicher. Allein ganz wie in Frankreich werden Kinder auch bei uns nur in den Familien geboren werden, die sich welche wünschen; und jede Bemühung, diesen Wunsch durch die *salus publica* anzuregen, war dort bisher vergeblich. Im übrigen ist die Abhängigkeit der Geburtenziffer von einer sinkenden Sterbeziffer eine Behauptung, für die der Beweis fehlt.

Umgekehrt, jawohl, besteht zwischen beiden Ziffern ein oft und viel beobachteter Zusammenhang. Nach dem Erlöschen der Pest, die in den Schreckensjahren von 1347 zu 50 Deutschland heimsuchte und fast ein Viertel der Bevölkerung hinwegraffte, ward von den Chroniken eine wunderbare Fruchtbarkeit der Frauen berichtet. Da galt es eben, vorhandene Lücken auszufüllen. Und diese Beobachtung wiederholt sich im alltäglichen Leben.

Man wird finden, daß der Tod von Kindern die Eltern, je nach der Eigenart, verschieden beeinflusst, hier aufmunternd, hier abschreckend. Häufiger mag es wohl sein, daß einfache Menschen lediglich deshalb erneut zur Paarung schreiten, weil ihnen ein Kleines entrisen wurde. In verfeinerten Kreisen dagegen wirkt das Hinsterben des Erstgeborenen, mit der Erinnerung an den schrecklichen Kampf um Leben oder Tod, oft so erschütternd, daß zarte Frauen die Wiederkehr einer solchen Möglichkeit hartnäckig ablehnen. Der

Amerikaner Mac Kinley war auf diese Weise kinderlos geblieben; und ich selbst kannte einen wahren Prachtmenschen, der bei dem Verlust zweier Nissen so Entsetzliches durchlitten hatte, daß er für sich die Ehelosigkeit wählte.

Zugegeben also, daß im Einzelfall das Lebenbleiben von Kindern keinen Anlaß bietet, Erfaß vorzusorgen, so fällt es doch keinem Fabrikarbeiter ein, seiner Frau mit dem Statistischen Jahrbuch in der Hand nachzuweisen, wie die Sterbeziffer zu tief gefallen sei, als daß man sich noch weiter zu bemühen brauche. Nichtsterben und Kinderarmut stehen eben in keinem allgemeingültigen Kausalitätsverhältnis, wir haben nicht Mutter und Tochter da vor uns, sondern zwei Geschwister. Ja die Tabellen früherer Jahrzehnte zeigen mehrfach ein beträchtliches Schwanken der Sterbefälle von Jahr zu Jahr bis zu drei Promille, während die nebenhergehende Geburtenziffer sich nicht im mindesten in ihrer stetigen Entwicklung dadurch stören ließ. Gerade auch die Säuglingssterblichkeit hat erst in den allerletzten Jahren infolge besserer Fürsorge bei uns abgenommen, nachdem der Rückgang der Fruchtbarkeit längst eingesezt hatte. Neuerdings aber sind Sterbe- und Geburtenziffer bei uns aus der gleichen Ursache so schnell gesunken: hohe Zivilisation hat die Gefahren der Umwelt immer mehr herabgemindert, jedoch zugleich den biologischen Bollwert der Einzelnen ausgehöhlt.

Aus allen diesen Gründen kann die Rettung nur liegen in der Erhaltung des Gesunden und in der Besserung da, wo nicht schon der Kern angefressen war. Vor allem ist eine biologische Schulreform und innere Kolonisation nötig. Biologisch, und nicht wieder nur schultechnisch, muß die Schulreform werden, damit die tyrannische Ausschachtung des jugendlichen Leibes zugunsten gewisser späterer Annehmlichkeitswerte endlich aufhört. Es ist ein Unsinn, fruchtbare Frauen zu erwarten, nachdem man die Mädchen biologisch verwaarlost und ruiniert hatte. Denn wie der Knabe der Vater des Mannes, ist das Mädchen die Mutter der Frau.

Bodenreform aber brauchen wir, weil die Fabrikbevölkerung wie die gebildeten Stände mehr und mehr versagen und allein das Landvolk unsere nationale Reserve bildet. Schöneberg steht heute (nach Prof. Julius Wolf) mit ganzen 16,4 Geburten auf 1000 Einwohner am tiefsten in Deutschland und wird überhaupt nur von den unfruchtbarsten Gegenden Frankreichs erreicht. Die anderen Großstädte folgen in geringen Abständen. Das Mene-tel ist uns damit an die Wand geschrieben, die Existenzfrage gestellt. Es kommt alles darauf an, jenen Stand zu erhalten und womöglich zu stärken, der durch seine intime Berührung mit den Freuden wie mit den Unbilden der Natur sich eine gewisse Rauheit der Lebensführung bewahrt hat. Wir haben in Deutschland Rittergüter, auf denen fünfundzwanzigtausend Besitzerfamilien leben, während, wenn sie zerschlagen würden, das gewaltige Areal Heimstätten für eine weitere Million Bauern schaffen könnte. Der deutsche

Bauer aber, mit wenigen lokalen Ausnahmen, pflegt im Gegensatz zum deutschen Fabrikarbeiter dem Beispiel seines französischen Kollegen mit dem Zweikindersystem nicht zu folgen. Gerade deshalb ist es außerordentlich zu bedauern, daß an einer sehr hohen Stelle in Deutschland gar kein Verständnis für diese Möglichkeit zu bemerken ist, so daß, unsrer Volksgesundheit und Rassenzukunft entgegen, die Ausbreitung und Festlegung von Latifundien vielmehr Herzenssache zu sein scheint.

Gewiß können weder Schulreform noch Bodenreform von heute auf morgen Erfolg haben; wohl aber werden sie es auf die Dauer. Dem, was nur so aussieht, als ob nun mit Gewalt schnell etwas „geschähe“, wird man dafür, nach vielen gelieferten Proben, desto gründlicher mißtrauen. Daß vollends die heutigen Schäden der „Rationalisierung“ durch immer weitere Aufklärung wettgemacht werden könnten, hat so wenig Wahrscheinlichkeit wie irgendeine andere Selbstheilung kranker Zivilisation. Am besten gedeiht Fruchtbarkeit naiv, auch in Hinsicht der Genialität. Des Martin Luther, des Werner Siemens Mutter haben sicher weder von Prävention noch Abortion etwas gewußt. Beides waren kinderreiche Frauen. Darum ist auch die „Qualitätszuchtung“, sofern sie bewußt und rationalistisch dem Kinderreichtum gegenübergestellt wird, nichts als blauer Dunst. Nationen, die aus lauter Offizieren ohne Soldaten bestanden, sind noch überall eingegangen. Daher können wir die heilige Dreizahl als Durchschnittsminimum beim Kindersystem nicht entbehren, falls wir weiterexistieren wollen; zwei sind zu wenig. Prämiiierung von Mädchen mit guter Leibestüchtigkeit könnte anspornend wirken. Aber wie das Wort „biologisch“ unsrer gelehrten Statistik noch fehlt, so sind ja auch von der Mehrheit des vorletzten Deutschen Reichstages die Stillsprämien von acht auf vier Wochen heruntergesetzt worden.

Was über Schulreform und Bodenreform hinaus zur Lösung unsres Problems vorgeschlagen wurde, trägt vielfach leider zusehr die Farbe der Parteipolitik, um ernsthaft genommen werden zu können. Andres dagegen, wie der Kampf gegen das Wohnungselend, ist zeitgemäß. Heutige Fabrikarbeiter beziehen oft auch ohne Not für ungesund geltende Wohnungen, nur weil sie billig sind, um dafür etwas mehr in die Sparkasse legen zu können. Ökonomisch sehr gewißigt werden sie, was wirkliche Leibeszucht betrifft, von Kaffern und andern Wilden übertroffen, und die in Deutschland herrschende Passiv-Hygiene, die immer nur nach Bazillen sucht, um sich maßlos vor ihnen zu ängstigen, hat sie vollends verdummt.

Von unsern Reaktionären wird der Geburtenrückgang ausgenutzt, insofern sie auch in ihm eine Gelegenheit begrüßen, das Privatleben unter Aufsicht zu nehmen. Trotz dem „erzwungenen Zweikindersystem“ beruht nach Ansicht dieser Staatsretter unser Übel rein auf falscher Willenseinstellung, die polizeilich korrigiert werden kann, und die Häufigkeit der Geburten nimmt ab,

weil Vorbeugungsmittel angezeigt werden. Nicht so sehr die Fruchtbarkeit, sondern in erster Linie die Unfähigkeit, Untauglichkeit zu ihr sucht vorzubeugen; mit solchen Begriffen wie Bedürfnis und Nachfrage rechnet aber jene Weisheit nicht. Biologische Reform würde den Buralisten keine Gelegenheit bieten, sich wichtig zu machen, darum bevorzugen sie die leider auch sonst übliche Methode mechanischer Zurückpressung mit Verbot, Schnüffelei, Denunziation und Strafe. Bei dieser Methode wird nichts herausgehauen als eine höchst unerwünschte Zunahme der Geschlechtsleiden, gegen die ja die gleichen Vorbeugungsmittel wie gegen Empfängnis zur Anwendung gelangen, die Justizmühle wird klappern, weil, wenn man keine Vorbeugung leiden will, ein ungesunder Anreiz für spätere Abtreibung gesetzt wird, die Gefängnisse werden sich füllen, und die Fruchtbarkeit wird abnehmen wie bisher, weil man für das Wichtigste, das Entscheidende, kein Auge hat.

Wie kann sich die Zukunft gestalten? Sinkt die Geburtenziffer in so reißendem Tempo weiter wie die letzten Jahre, dann sind wir heute schon bei dem Durchschnitt von 28 auf 1000 Einwohner angelangt. Die Franzosen zählen 20 auf 1000 im Jahr, soviel wie heute Berlin. Es mag ein, zwei, höchstens drei Jahrzehnte dauern, bis Geburten- und Sterbeziffer bei uns im Gleichgewicht sind; wir können bis dahin ein Volk von 80 Millionen geworden sein. Dann beginnt, nachdem die biologische Vollwertigkeit verschwunden war, auch die ziffermäßige Volksabnahme, und in vielleicht hundert Jahren schon mögen wir wieder nur soviel Einwohner zählen wie bei Beginn des letzten französischen Krieges. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß die starken und gesunden Rassen, die uns im Osten vorgelagert sind, so lange warten werden. Sie dürften sprechen: „Wozu diese verweichlichten Schwächlinge langsam verfaulen lassen? Nehmen wir ihnen ihr Land lieber vorher!“

Wollen wir diesem schmachlichen Untergang ausweichen, dann dürfen wir nicht ermüden, die Tatsachen unserer heutigen Gesittung vor ein biologisches Forum zu ziehen, wo sie ja leider der Prüfung nicht standhalten.

Optimisten mögen sich vielleicht mit der Hoffnung tragen, es könnte eine kühne, ausgreifende, sich durchsetzende Politik den deutschen Daseinsmut wiederum beleben, so daß der kostbarste Besitz, den wir im Lande haben, die deutschen Zuchtmütter, endlich bis zum vollen Wert geschätzt würde, weil an allen Ecken und Enden der Welt nach kräftigen, tatfrohen Deutschen Nachfrage herrscht. Bevor dies geschehen kann, müßte folgendes eingesehen werden: Fruchtbarkeit, so wenig wie Gegenliebe oder Erfolg, läßt sich befehlen. Wollen wir sie haben, dann müssen wir die Zahl der Frauen vermehren, die gern in die Wochen kommen, weil sie es ökonomisch dürfen; weil es ihnen körperlich leicht fällt; und weil sie vom ganzen Volk dafür geschützt, geehrt werden.

Geschichten aus dem Mandelhaufe

von Hermann Stehr

(Fortsetzung)

Viertes Kapitel

An diesem Abende lag Amadeus wach, bis das Licht ausgelöscht war. Denn er wollte aufpassen, wie Maruschka in den Himmel fliegen würde.

Draußen stand die blaue Nacht, und das Mondlicht lag im Fenster. Und er sah immer dort hinein, in den weißen Schimmer.

Ganz fern erblickte er goldene, zitternde Zweige, die auf- und abschwannten. Das rührte gewiß von den Engeln her, die der stummen Mutter winkten, daß sie heraufkommen möge. Nun begannen die Zweige gar zu drehen, erst langsam, dann immer schneller bis es ein blißender Wirbel wurde. Endlich hatten sie ein kreisrundes, goldenes Türlein in den blauen Himmel gebohrt. Das stieg allmählich höher und eine silberweiße Straße floß daraus hervor, die Nacht herunter, durch das Fenster in die Stube.

Auf dem Boden über ihm wurden Schritte laut, schwebten die Stiege herab ins Haus, und als sie an der Stubentür anlangten, ging diese von selbst auf. Maruschka trat lautlos ein. Sie hatte ein langes, schleppendes weißes Gewand an und führte die zwei weißen Ziegen an ihrer Seite. Amadeus verhielt es den Atem. Die Ziegen schnupperten am Boden hin, als suchten sie nach Hälmschen. Als sie aber an die silberblanke Straße kamen, die aus dem Himmel in die Stube hing, stiegen sie auf die Hinterbeine. Seine stumme Mutter wurde lang und fuhr die glänzende Bahn hin durch das Fenster in die Nacht hinaus. Ein Brausen zog hinter ihr drein. Das war bald über dem Dach und versummte zuletzt im Ahornbaume.

Dann lag der weiße Weg in den Himmel wieder ganz vereinsamt da, und es sah nur aus, als ob er fortwährend fließe. Das Türlein in der blauen, hohen Nacht draußen wurde nicht kleiner und finsterner, ob auch noch so viel Silberweg daraus hervorschoß. Nein, es zuckte sogar manchmal ein schärferes Blitzen zwischen den Pfosten des himmlischen Ausganges auf und jedesmal durchfuhr dabei den Amadeus ein freudiger Schreck, weil er dachte, seine andere Mutter würde nun bald erscheinen und durchs Fenster zu ihm in die Stube hereingleiten. Aber er wartete und wartete vergeblich, und die Finsternis kroch aus allen Winkeln der Stube immer dichter an den silbernen Weg heran und verschlang ihn. Wie leicht konnte der Schatten einmal stärker zupacken und heftiger daran ziehen, daß die weiße Bahn mitten entzwei riß. Dann fand seine Mutter nicht zu ihm durch das Schwarze, und er mußte ganz allein im Bett liegen. Das überfiel ihn so, daß er aus Leibeskraften schrie. Eusebius, dessen Bett in der andern Ecke stand, hörte

ihn endlich und kam heran, um ihn zu beruhigen. Amadeus klammerte sich an seinen Vater und wimmerte immerzu: „Die Mutter. Die Ziegen.“ Als der Schneider das Fenster verhängt hatte, schlief das Büblein ein.

Zief am andern Morgen, da Christophs Arbeit sich schon in lauter Sonne wendete, trat die Stumme an des Amadeus' Bett und weckte ihn. Das Knäblein fuhr schnell herum, und als es die Maruschka vor sich sah, erstarrte sein Gesicht in einem Ausdruck, der halb aus Überraschung und halb aus Bestürzung gemischt war. Dann schob er die Hände des Weibes weg, die ihm über die Stirn fahren wollten, und sah sich ratlos in der Stube um. Maruschka war mit demselben Rock wie je bekleidet, sein Vater saß und nähte und von den goldenen Zweigen, die das Türlein in den Himmel geböhrt hatten, war auch nichts mehr wahrzunehmen. Nur das Fenster stand angelweit auf und der Lerchengesang klang in die Stube herein. Aha, dachte Amadeus, während ich geschlafen habe, ist meine stumme Mutter wieder hereingeflogen ins Haus. Aber da mußten die zwei Ziegen doch auch wieder daheim sein. Schnell kletterte er aus dem Bett und lief, wie er war, hinüber in den Ziegenstall. Die beiden Tiere standen wirklich in der halben Finsternis hinten an der Wand und drehten die Köpfe nach ihm hin. Er aber getraute sich nicht an sie heran. Um die zwei Ziegen, die gestern abend in den Himmel gesprungen waren, hatte ein heller Schimmer gestanden. Die beiden andern da vor ihm im Stall trugen hartes Haar, das wirt durcheinander lag. Es waren böse Tiere, die sich mit den Hörnern stießen, und jetzt, da er nicht zu ihnen kam, meckerten sie leer und schreiend und stiegen mit den Vorderbeinen auf die Raufe, als wollten sie sich von den Stricken losreißen und auf ihn stürzen. Amadeus flüchtete, so eilig ihn seine Beinchen tragen konnten, in die Stube und kauerte sich in die hinterste Ecke. Dort schloß er die Augen und wartete bekloffen, was sich nun ereignen werde.

Eusebius sah wohl, daß sein Sohn von etwas Unsichtbarem gejagt würde, daß nicht alles wie sonst bei ihm im Lot sei, und mischte sich lange nicht hinein, mochte Amadeus mit noch so scheuen Augen umherschauen, minutenlang mit blassem Gesicht regungslos an der Wand lehnen und dann bis zu Tränen erschrecken, wenn er angerufen wurde. Zuletzt wurde es ihm mit diesen „Allfanzereien“ doch zu viel, und wenn man da beizeiten nicht einen Knoten knüpfte, so gewöhnte sich am Ende das Kind solcherlei Lustnacht an, weil es denkt, es sei schön, und verpuscht sich seine Zukunft, noch ehe es anfangen kann. Deswegen setzte es der Schneider durch, daß Amadeus übers Anziehen und Waschen in geordneter Laufbahn auf den Fußschemel zu seinem Frühstück kam. Dort hantierte er dann mit dem Löffchen und dem Brot gar aufmerksam. Eigentlich zu vorsichtig und gemessen, das Köpfchen geneigt, fast wie ein Alter. Und Eusebius dachte bei sich:

Ein starker Junge; der hat alles von mir! und spißte seinen Mund noch einmal so froh, als er den Faden näßte, um ihn ins Ohr zu führen. Dann kümmerte sich niemand mehr um den Knaben, der zu essen aufgehört hatte. Die Händchen lagen vor ihm auf dem Stuhle, und sein Köpfchen war noch immer geneigt. Von Zeit zu Zeit nur lugte er unter der Stirn hervor. Denn die Stube da vor ihm, alle Geräte darin, überhaupt sein ganzes Leben waren ihm ganz fremd geworden. Der Ofen hatte am Fuß ein schreckhaft gähnendes Loch, aus dem ehedem die tausend Menschen von Berlin hervorgefahren und mit großem Geräusch über die Dächer weitergereist waren. Heute stand nichts als ein alter Stiefel seines Vaters darin und ließ den Schaft auf die Seite hängen. Die Schemel stemmten ihre steifen Beine hölzern gegen den Boden, und ehedem waren es doch Pferde gewesen, mit denen man nach Hamburg oder Halle reiten konnte. Der Blechrichter blies nicht mehr so laut, daß man schon springen mußte, wenn man nur darauf sah, und der bauchige Krug, der früher als eine dicke Frau so possierlich im Topfschrank auf- und abmarschiert war, streckte starr seine Schnauze von sich und rührte sich nicht, als sei er gar tot.

Amadeus bekam schwer Atem in dieser heimlichen Fremdheit. Dazu schoben sich auf einmal draußen dicke Nebel um das Schneiderhaus, und die Sonne lag darin, daß die Federn der Frau Holle da und dort goldig schimmerten. Durch jedes Fenster flossen blaßgoldene Lichtsträhne in die Stube und hingen bebend in der Luft wie Saiten, auf denen jemand spielt; immer vier nebeneinander, gerade so viel wie Scheiben im Fenster waren. Amadeus horchte, was für eine Musik daraus hervorgehen würde; aber es blieb still. Manchmal stiegen die goldenen Saiten nur gegen die Decke oder sanken zu Boden. Als der Knabe das sah, fiel ihm die Silberstraße ein, auf der Maruschka gestern nacht in den Himmel geflogen war, und er dachte: Wenn das nicht aufhört, kann es soweit kommen, daß mein Vater auch noch zum Fenster hinausfährt. Aber er verhielt sich doch ruhig, schloß die Augen und lauschte, weil er das Klingen der goldenen Zweige hören wollte, mit denen die Engel die Menschen von der Erde locken. Nachdem er so eine Weile in seiner Nacht gefessen hatte, begann es ganz weit vorüberzuwandeln, so leise und so hoch wie der Ton einer kleinen Glocke. Je näher das Läuten aber in ihm kam, desto mehr vermischte es sich mit einem Rauschen und ging endlich ganz darin unter, daß zuletzt nur ein Geräusch in seinen Ohren war, als wenn der Wind die Kleider eines Menschen treibt. Da wurde dem Amadeus angst bis in seine Seele hinein, denn er meinte, jetzt hätte es seinen Vater gefaßt und trüge ihn zum Fenster hinaus.

Deswegen öffnete er schnell wieder seine Augen und sah nach seinem Vater im Schneidertisch hin. Was er da sah, war zum Erschrecken. Ein kleiner, magerer Mann hockte dort. Sein großer Kopf, an dem vorn eine

lange Nase war, hing tief herunter. Alle Augenblicke stieß ein Rucken durch den dünnen Körper, und dann war es jedesmal, als sei das gar kein Mensch, geschweige denn sein Vater, sondern ein großer schwarzer Vogel, der ohne Unterlaß nach etwas pickte. Niemand anders war schuld daran als der Schnallke-Martin, daß sich sein Vater gar so unähnlich geworden war, weil er ihn gestern so mit den Füßen zugerichtet hatte. Da wurde es ihm weh und weher zumute, was werden sollte, wenn er einen großen, schwarzen Vogel zum Vater habe. Endlich war das nicht mehr zum Aushalten. Er rief mit ausgehender Stimme nach seinem Vater und ließ dabei in Furcht seine Augen wieder zurücksinken. Ehe er den Ruf noch einmal wiederholen konnte, stolperten schon Schritte über die Diele zu ihm. Er fühlte eine feuchte Hand an seiner Wange herabfahren, und dabei sprach eine zirpende Stimme: „Was is dr denn, Amadeusla? He, sag och, was hats denn um Gottes Wille mit dir?“

Der Knabe bebte am ganzen Leibe. Denn sein richtiger Vater, ehe der Schnallke-Junge mit den Füßen über ihn geraten war, hatte weiche, warme Hände gehabt und seine Stimme hatte geklungen, wie wenn die Sonne in stiller Sommerluft über uns singt. Darum fürchtete er sich, den Verwandelten anzusehen. Auf vieles Bitten wagte der kleine Mandel endlich, doch seinen Blick ins Licht zu führen. Da sah er das erstemal seinen Vater wie er war: Ein schmales, windschiefes Männchen in einer speckigen Jacke, die auf dachschrägen Schultern hing. Mit langen, dünnen Fingern ergriff der jetzt seines Söhnleins Hand und zirpte, sie herzlich pressend: „So ein Tausendassa! Was du bloß schon aso fir Flausen in deinem Köppel hast.“

Dann stieg er wieder in den Schneidertisch und flatterte weiter. Amadeus aber war noch immer so betroffen von der unbegreiflichen Wirrsal des Lebens, daß er sich nicht zu rühren getraute, weil er dachte, dann könne vielleicht noch etwas Schlimmeres passieren. Die Balken der Decke hingen, als sollten sie jeden Augenblick herunterfallen. Die Maruschka war in den Himmel gefahren und ging mir nichts dir nichts immerfort ein und aus, und er konnte nicht herausbringen, ob es seine Mutter sei oder nicht. Von seinem Vater wußte er nicht genau, reise er mit dem König von Preußen in der halben Welt umher oder habe ihn der Schnallke-Junge in einen schwarzen Vogel verwandelt oder sei er bloß ein krummer Schneider. Alles das bedrückte ihn so sehr, daß er aufspringen und hinauslaufen mußte.

Da flogen die Wolken am Himmel. Die krumme Weide schlug mit ihren langen Ästen, als möchte sie für ihr Leben gern mit droben in der Luft reisen. Der Wind warf die Vögel in die Höh, als wären kleine Steine, und die Bäume neigten sich und fingen sie auf. Aber alles, was Amadeus da sah, passierte ganz weit von ihm, wie in einem andern Lande, und er

konnte mit seinen Augen nicht einmal dahin gelangen. Deswegen setzte er sich auf das Bänklein neben der Thür und wartete, daß alles, was er einst gehabt hatte, zu ihm kommen möge.

Allein es wurde Abend und änderte sich nicht. Seines Vaters Stimme klang fremd durch die Wand. Der Hainwald stand blau drüben und rückte immer weiter in die Wiese hinein, daß man kaum seine Stämme mehr unterscheiden konnte, und Amadeus dachte, der Wald wandert fort, und wenn er verschwunden ist, bin ich ganz, ganz allein. Eben, als er das sann, sah er hoch in der Luft einen Schwarm Krähen ziehen. Über dem Ahornbaum, unter dem er saß, schwenkten sie ein paarmal im Kreise umher, und in der Mitte war eine, die wäre gern heruntergefliegen und hätte sich in den Zweigen niedergelassen, aber die andern rissen mit lautem Geschrei an ihr, daß sie davon abließ und mit den übrigen weiter in der Höhe dahinschwamm, bis sie alle in den Wipfeln des Waldes verschwanden. Vielleicht war sein Vater doch ein Vogel geworden und wollte gern wieder herunter in sein Haus. Aber die andern ließen das nicht zu und hatten ihn mit sich fortgenommen.

Das preßte dem Amadeus so die Brust ein, daß er an seinem Atem gestorben wäre, hätte er nicht angefangen zu singen. Er ließ die Augen zufallen und hing sich mit seiner ganzen Seele an seine Stimme. Die führte ihn sachte aus seiner Angst heraus in eine Welt hinein, die er noch nicht gesehen hatte, und wenn er so oder so sang, wurde sie Himmel oder Wolke oder Wald oder sein Vater oder seine Mutter. Alles, wie es gewesen war und noch viel, viel schöner.

Endlich, als es schon ganz dunkel geworden und die Zeit zum Schlafengehen herangekommen war, trat der Mandel-Schneider zu seinem Söhnlein und fragte, was er Schönes singe. Aber Amadeus konnte nicht sagen, was ihm geschehen sei, sondern fiel seinem Vater um den Hals und preßte sich an ihn.

Fünftes Kapitel

Das Türlein, durch das unser Leben im Schlafe zu dem Traum hineinschlüpft, hat so niedrige und enggestellte Pfosten, daß von der lauten und weiten Last des Tages nur das Allerheimlichste, Kostbarste, was dem Herzen zu allernächst liegt, Eingang finden kann.

So blieb die Not und der Kummer des Amadeus um seinen Vater, um seine Mutter, die ganze schwere Sorge wegen der Fremdheit seines Lebens an der Schwelle des Schlafes liegen, und sein nacktes, süßes Seelchen nahm nichts in den Traum hinüber als die Ereignisse des Abends, da er mit seiner Stimme die ganze Welt in sich hineingezogen hatte. Die lange Nacht wurde ihm eine einzige Reise durch bunte Verwandlungen: Bald flog er über den

Wipfeln eines blauen Waldes; bald wehte er so nahe über die Wiese hin, daß die Blumen ihn berührten; bald lag er wunschlos in der höchsten Weite des Himmels verloren, und nichts war um ihn, als das Licht der Sonne. Das rann immer an ihm nieder wie ein unaufhörliches, goldiges Wasser. Aber alles, was er im Fluge streifte, mit seinen Händen berührte oder auch nur mit seinem Blick umfaßte, ertönte wie eine Harfe, durch deren Saiten der Wind streicht. Alle Dinge traten aus der Verslossenheit ihres Wesens hervor, und die Gebärde ihrer Gestalt, ihre Farben offenbarten sich ihm in Klängen, die gleich einer hörbaren Verklärung um sie standen.

Beim Erwachen am andern Morgen jedoch riß dieses klingende Seil, das ihn mit allem verbunden hatte, und bei sehenden Augen sank das Bewußtsein seiner geheimnisvollen Gewalt in ihn zurück. Das Traumtürclein schloß sich hinter seiner Seele, und er stand wie am Tage vorher in einem Wirrsal unerklärlich schweigsamer Dinge, mit denen ihn nichts verband als ein Ahnen von einer tönenden Buntheit, die verwunschen in allem schlummerte.

Und Amadeus hätte vielleicht wieder eine Reihe schwerer Tage an finsternen Wundern gelitten, wenn Mandel nicht, durch die Unruhe seines Knaben recht gewiesen, sich seines Versprechens an ihn erinnert und dadurch dem Zufutnäh, wie er es in Gedanken nannte, ein Ende bereitet hätte.

In einem der nächsten Morgen fand Amadeus neben seinem Töpfchen das Geschenk des Vaters, wodurch sein Schweifen gebunden werden sollte, eine Schiefertafel und einen säuberlich gespitzten Stift darauf liegen. Mit stillem Ernst, Hunger und Durst vergessend, ging er an die Untersuchung dieses Gerätes, stellte die Tafel auf das Töpfchen und ließ sie ein Dach sein, unter das er zwei Pferde und einen Wagen schob, alles aus Brot zurechtgebroschen. Eusebius duckte sich auf seine Arbeit und gab sich den Anschein eines übereifrigen Mannes. In Wahrheit schielte er nach seinem Jungen und dachte, nun muß es sich zeigen, ob ein Herr in ihm steckt. Natürlich war er darauf gefaßt, daß Amadeus kurzerhand den Stift fassen und das ganze ABC und noch mehr auf den Schieferstein schreiben werde, und sein Erwarten tat ihm ordentlich weh in der Seele. Da er ihn die Tafel als eine Wand an den Stuhl lehnen sah, machte er vor freudiger Bestürzung schon zwei lange, tiefe Striche, weil er sich sagte, „der Mordskerk überlegt wie ein Alter“. Die Sache mit dem Dache, die dann wieder an die Reihe kam, war dem Eusebius nicht ganz klar, und er räusperte sich. Als aber nun gar der zukünftige Herr die Brotdroffen mit Hott und Hü unter dem Dache hin- und herführte, ließ der alte Mandel die Hübnerjacke fallen, ging hin und unterwies sein Söhnlein über die Bedeutung des Tafelsteines und des Griffels, legte dessen Fingerchen um den Stift und leitete seine Hand auf und ab. So wurden richtige Berge auf der Tafel, und

Amadeus freute sich darüber, was alles in dem Stift steckte. Am Ende zeigte ihm der Vater, wie man das „i“ schreibt, und immer, wenn er es fertig hatte und zum Punkte kam, rief er den Namen des Schriftzeichens, lang und mit einer fröhlich-dünnen Stimme, daß es einem Krählaut nicht unähnlich klang.

„Ist das ein Hahn?“ fragte Amadeus nach einigem Hinsehen.

„Warum ein Hahn?“ lautete des Vaters verdußte Gegenfrage, und es war ihm anzumerken, daß er sich ein klein wenig gekränkt fühlte.

„Weil er schreit wie Schnallke-Bauers junger, weißer Hahn“, antwortete Amadeus und mußte sich nicht zu erklären, warum es wie auf Mausfüßchen zornig um des Vaters Nase zitterte.

„Ein Hahn!“ rief Eusebius endlich höhniisch aus, „ein Hahn! Ein Buchstabe ist das, Junge, merk dirs!“

Amadeus suchte den Stab und fand keinen, und weil sein Vater so grob geredet hatte, traute sich der Junge nicht mehr, etwas zu sagen.

Nach dem Frühstück machte sich das Büblein auch darüber her, das „i“ zu schreiben. Aber das waren komische Dinge, die aus dem Stift kamen, wenn man ihn in die Hand nahm und darauf drückte. Sie kletterten auf allen Linien umher, hingen bald oben in einer Ecke und krochen bald unten in einen Winkel. Jetzt lagen sie platt wie die Kinder vor der Hildesheimer Mauer, nun standen sie aufrecht wie ein Glockenturm. Wenn man auf den Topf sah und dann den Stift laufen ließ, so fuhr er rund herum und es wurde, was er sich dachte. Das dünne Steinstänglein kannte den Ofen und den Stuhl, den Tisch und den Trichter. Amadeus fand gar kein Ende, den Zauber zu versuchen, der in dem Stift verborgen war. Als ein unbegreiflicher Kundschafter führte er das Knäblein in die Heimlichkeit aller Dinge zurück. Und immer, wenn er aufgestanden war, um etwas anderem nachzugehen, hörte er den Stift ganz leise picken, als rufe er nach ihm. Sah Amadeus dann hin, so lag er zwar noch, wie er ihm aus der Hand geglitten war; sobald er ihn aber zwischen den Fingern hielt, floß schon wieder etwas anderes aus ihm heraus. Nichts blieb dem Stift verborgen. Durch die Tür konnte er in den Hausflur sehen. Er mußte, was im Stall war; ohne ihn durch das Fenster schauen zu lassen, malte er alles, was draußen in der Welt stand. Gemach auch erlöste er die Laute, die in den Dingen schliefen. Das Traumtürlein in des Amadeus Seele öffnete sich. Das klingende Seil, das ihn an jenem Abend mit allen Weiten verbunden hatte, ging strahlend daraus hervor, und die tönende Verklärung, die in den Wesen der Erde schlummert, wurde in dem Herzen des kleinen, blaffen Schneiderjungen erschlossen. Er ließ die Krähen durch das Blau der nahen Nacht tauchen und in den Lüften Zwiesprach halten. Seine andere Mutter kam auf der glänzenden Straße zu ihm aus dem Himmel gefahren, sein Vater war weder

ein schwarzer Vogel, noch ein windschiefes Männlein, sondern wanderte wieder mit dem König von Preußen umher, und alles, was Amadeus malte, sang er mit weicher, glockenheller Stimme.

Oft stand Eusebius auf und sah dem versunkenen Knaben über die Schulter, ohne begreifen zu können, wie von den Strichen und Ringeln, die wirt die Schiefertafel bedeckten, so wunderfame Sachen in seine Seele und solch niegehörte Lieder von seinen Lippen kommen konnten.

Dann saß er wieder auf seinem Platz und war oft nicht imstande, die Hände in gewohntem Fleiße zu rühren. Denn der Gesang seines Jungen brach den Bann des Schweigens und Verstummtseins, der seine Vergangenheit gefesselt hielt. Bunte Schleier stiegen aus vergessenen Schächten und Lichter glommen aus Dunkelheiten seines Lebens. Der Hainwald, durch den sein Weib auf Nimmerwiedersehen gefahren war, hüllte sich in Schimmer, und einmal sah er Agathe gar selbst aus dem Schatten der Bäume auftauchen, leibhaftig, wie sie gewesen war: den Kopf geneigt, daß das lange, ruhige Gesicht unter der Bänderhaube nicht zu sehen war. Das Gebetbuch mit stiller Hand an die Brust gedrückt, und der Rock rührte sich langsam von ihrem festen, ruhigen Gange. So schritt sie daher, wie sie Mandel wohl tausendmal von diesem Fenster auf sein Häuschen hatte zukommen sehen. Als er aber klopfenden Herzens sich vorneigte, um die Erscheinung genauer zu erkennen, verschwand alles in nichts. Nur das Sonnenlicht zitterte eine Weile goldiger über der Stelle, wo sie gewesen war.

Durch dieses Gesicht wurde es dem Eusebius klar, von wem Amadeus die vielen Lieder empfangen hatte, mit denen er das Schneidersübchen unter dem Ahornbaume zu Oberrohrsdorf erfüllte. Gerade so weich und leise hatte Agathe einmal gesungen, da Mandel als junger Bursche, hinter einem Kornfeld liegend, sie zu einem Lustgange durch die Wiesen erwartet hatte. In jener Spanne Zeit waren vor seinen Augen auch rote, glänzende Ströme über die Ähren gefahren von ihrem heranwandelnden, versonnenen Gesang. Hernach war zwar in den Mühen des Lebens der Gesang in ihrem Munde verwehlt und verdorrt; allein in ihren Augen wohnte unverfälscht ein tiefer Klang, der erst mit dem Tode erlosch. Nun sang seines Weibes Seele, jene verschüttete ihrer fernen Jugend, aus dem Munde seines Söhnleins, so daß es ihm oft war, als sei alles so schön wie früher und kein Grauses habe dies Strüblein je berührt, noch auch sein Herz, das in seiner Brust hockte, wie ein unflüggcs Vöglein im Nest, glücklich und überaus unruhig, weil sich die Welt vor ihm aufstut.

Deswegen plagte Eusebius seinen Jungen auch nicht mehr mit dem „i“, denn er dachte: Wenn Amadeus auch nicht „einer vom Gericht wird“, so führen doch tausenderlei Wege auf Erden an ein goldenes Ziel, wenn im Kopfe nur jeder Zwickel an der richtigen Stelle sitzt.

Sechstes Kapitel

So genoß es Christoph Eusebius Mandel noch lange voll Behagen, daß sich sein Bürschlein mit dem Stifte in der Welt umhertrieb, wie er einst mit seinem Wanderstecken, und aufspießte, was ihm merkwürdig erschien. Die kleine Stube klang tagaus, tagein von dem Liebe der kindlichen Stimme, und alles Junge, Bunte und Ungehegte, was je in diesem Raum gelacht, geschimmert und begehrt hatte und seit lange im Dämmern enger Winkel eingeschlafen war und in seinen Schrotwänden vergessen ruhte, wachte aus der Verwunschenheit auf und wurde zu jenem Schleier unwirklicher Bilder, um dessen willen dem Menschen das Leben so kostbar ist. Die Dachkammern wiederholten den Gesang wie ein undeutlich versunkenes Echo, und der Wind, der vor den Fenstern spielte, trug ihn bis an die krumme Weide, die sich deshalb vor Kühlung noch ein wenig tiefer neigte und dabei mit den langen Ruten zitterte, als denke sie ihrer eigenen Jugend.

Alles hatte seine helle Freude an dem malenden Sänger, der oft schon so tief in die selbstherrlichen Wunder des Liebes vordrang, daß er die Bilder des Stiftes auf seiner Fahrt in die tönende Verklärung gar nicht mehr gebrauchte, sondern an Pünktchen, wie an winzigen Fußstapfen, in das Spiel der Klänge hineinfand und wieder heraus. Das Traumtürlein in des Amadeus Seele schloß sich gar nicht mehr. Es wurde immer weiter und weiter, und endlich wohnte das Jünglein mit dem blaffen Gesicht nur noch in jenen Beglückungen, welche Menschen von der Welt erfahren, die an einem Herrgotts-sonntag geboren sind. Fernher wandelte das Lied in seinen Mund, aus Weiten, wo Mächte am Werk sind, die kein Danken fassen, kein Wort ausschöpfen kann.

Auch in des Christoph Eusebius' Seele grub das Lied des Amadeus, seit es losgebunden, nur Klang, Farbe und Licht geworden war, Tiefen auf, über die der alte Mandel keine Gewalt besaß. Umsonst wartete er darauf, daß der Gesang seines Jungen ihm wieder einmal das Bild seines Weibes aus dem Hainwalde hervorzaubere. Es schien ihm erloschen und verschüttet für immer. Und ob er sich noch so viel Mühe gab und mancherlei Listen anwendete, er kam in seiner Erinnerung stets nur bis zu dem Punkt, wo er als junger Bursch, in die Feldergasse geduckt, auf Agathe gewartet hatte. Je öfter er an diesem Bilde stockte und sich mit seinem Gemüt in den Zauber jener weit zurückliegenden Zeit verfing, desto unentrinnbarer wurde er wie in einem Feuerkreis gefangen genommen. Ja, manchesmal vergaß er ganz, daß er als alter Mann, dem die Haare schon grau an den Schläfen stockten, auf hartem Brett in enger Stube hockte, und es schien ihm, er liege wirklich draußen unter dem sommerlich heißen Himmel und das reife Korn woge mit leisem Rauschen um ihn. Dann wandelte wohl aus seines Söhnleins Munde Agathes Gesang zu ihm heran wie damals. Aber die Klänge, die

in solchen Augenblicken ihn trafen, waren nicht die versonnen milden, die er ersehnte. Es wehte ihn eine leidenschaftliche Glut an, daß er wie an lustvollem Ersticken würgen mußte.

Dann lockte es ihn von seiner Arbeit weg und führte ihn in leichtem Gange über die Diele. Seine Füße vergaßen, daß sie auf mühseligem, acht- und vierzig Jahre langem Wege schon hart und steif geworden waren und setzten im Übermut zwischen das gewohnte Schreiten einen schottischen Hüpfert oder das Schleifen eines Ländlers. Oft faßte ihn auch ein ganz ausbündiger Geist. Er fiel mit krähebnd hoher Stimme in seines Amadeus' Lied ein und marschierte mit sägenden Armen in solch kühner Haltung durch die Stube, als sei er entschlossen, ein neues, unerhörtes Abenteuer seiner vielfältigen Lebensfahrt anzugliedern und direkt nach Rußland oder womöglich gar in die Türkei hineinzuwandern.

Von solcher Fröhlichkeit angezogen, trat selbst die stumme Maruschka an den kleinen Sänger heran, entzündete sich an seinem eifervollen Gesicht, seinem schimmernden Blick und sog die Gebärde seiner Töne mit den Augen von seinem Munde. Auf diese Weise strömte auch in ihren vollen, üppigen Leib die unbändige Jugend, daß sie nicht mehr, bedrückt von ewigem Schweigen, schwer und benommen umherwandelte. Sie reckte die Schultern. Ihr Gesicht glühte. Die Augen bekamen jungen Glanz. Ihre Schritte wurden frei und fest, daß sich die Dielen unter der Last ihres Körpers bogen.

Sobald aber Maruschka auf dem Plane erschien, rettete sich der alte Mandel zu seiner Jacke und sah verstohlen und scheu ihrem Ausblühen zu. Der heiße Dunst aus dem Liede seines Jungen umnebelte ihm wie ein leiser Schwindel den Kopf. Und das Gesicht seiner stummen Wirtschafterin nahm dann die Züge seiner Agathe an, die Kleider flossen wie bei ihr um den Schritt, ein Duft wie von reifem Getreide strömte auf ihn ein, und sein Herz zog sich furchtsam bei dem Gedanken zusammen, daß das Weib zu ihm herankommen und ein Schläglein gegen seinen Rücken führen könne, wie es ihre Art war, um ihn mit dem Spiel ihrer entblößten Arme zu fragen, weshalb er gar so versimpelt über der alten Jacke kauere.

So flochten sich die beiden alten Menschen durch das Lied des Knaben ineinander, und ohne daß sich Amadeus umzudrehen brauchte, wußte er, wen sein Gesang hinter seinem Rücken bewege: Bald wurden seine Töne von leidenschaftlicher, flimmernder Heiterkeit beflügelt, bald strömte bändigend und schwer ein Dunkles, Gewaltfames in sie, je nachdem sein Vater oder Maruschka in sein Bereich kamen. Da ereignete sich eines Tages etwas Selbstames, das dem Singen des Amadeus für lange ein Ende bereitete.

Gewöhnlich fährt das Schlafwäglein uns mit hartem Ruck an den Rand der Wirklichkeit, und wie mit einem Stoß werden wir in den Tag

geschleudert. Am Morgen jenes Tages aber, der für das Mandelhaus unter dem Horn so bedeutsam werden sollte, weil das Schicksal aller Menschen, die darin wohnten, einen merkwürdigen Schritt tat, war der kleine Malfänger gleichsam ohne Erwachen in die Welt des Lichtes gehoben worden. Alle Gegenstände schienen hinter glasigem, durchsichtigem Wasser zu stehen, ungewiß, schwank und fern, und Amadeus selbst fühlte sich nicht fest in seinem Bett, sondern eher auf einer Welle sitzen, mit der er in die Tiefe fauste, wenn er seine Augen schloß, die ihn heraufatmete, sobald er die Lider hob.

Sein Vater hatte vor ihm das Bett verlassen, das schon sauber geordnet, die graugestreifte Decke glatt über die hochgebauchten Federkissen gestrichen, gleich einem Planwagen in der Ecke stand, von dem die Pferde abgespannt sind. Der alte Mandel war fadenleise von seinem Lager in die Kleider gestiegen, als gelte es, an einer Gefahr vorüber, zu seinem Tagewerk zu schleichen, und auch jetzt, da er vor dem kleinen Spiegel an der Wand die letzten Handgriffe zu seiner vollkommenen Ausrüstung besorgte, verhielt er sich gebückt und still. Mit peinlicher Genauigkeit verteilte er die spärlichen, grauenden Haarsträhne über den blasig aufgetriebenen Vorderkopf. Dabei wendete er sich hin und her, um die schwierige Arbeit von allen Seiten auf ihre Wohlgelegenheit zu prüfen. Nachdem alles zur Zufriedenheit beendet war, legte er unter einem schmeckenden Laut seiner Lippen den Kamm in das strohgeflochtene Kästchen unter dem Spiegel zurück, näste die Flächen seiner Hände mit Speichel und fuhr säubernd über seine Hosen. Dies war so seine Art am Ende jeder Zurüstung, wenn sie auch, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, nie so gründlich betrieben wurde.

Amadeus verfolgte alles mit der Aufmerksamkeit des Frühwachen und dem Erstaunen, das ihm vom Traume noch in den Augen hängen geblieben war. Er sah seinen Vater weit draußen in einer Ungewißheit, daß er es für unmöglich hielt, ihn mit seiner Stimme zu erreichen. Und doch hätte er ihn gern zu sich gerufen; aber er fürchtete zu sprechen, weil er hätte seine Worte gar zu dünn und ängstlich machen müssen, um sie bis in die Ferne zu bohren.

Allein, als er seinen Vater eifrig an den Hosen hinabfahren sah und bemerkte, wie er dann aufgeregt von einem Fenster zum andern trat, in Purzelstößen murmelte und dazu die Schultern hochzog, bekam Amadeus Furcht, er habe etwas Besonderes vor. Vielleicht könne er gar fortreisen wollen. Deswegen faßte sich das Jünglein ein Herz und redete durch das gläserne Fenster zu dem alten Mandel hin: „Wohin willst du denn gehen, Vater?“

Der Schneider, versunken nur mit sich selber beschäftigt, glaubte, sein Söhnlein schlafe noch. Jetzt, da er von dessen zaghafter Stimme getroffen wurde, drehte er sich jäh herum und krächte fröhlich:

„Ach, du bist ja auch schon aus den Federn! — Ich, Amadeusla, fort? — Ach nee, nirgends will ich hin. Nicht nach Rußland und nicht in die Türkei.“

„Aber warum bist du denn in einem solchen weiten Wasser und puszt die Hosen wie am Sonntage?“ fragte der Knabe und stockte ratlos.

„Das is doch kee Wasser, das is doch Luft. Das plätschert ja nich. Sieh doch! Na?!“ sprach der Schneider sprudelnd und schlug mit den Armen nach allen Richtungen, um sein Söhnlein von diesen Einbildungen zu heilen. „Du bist schon ein komischer Junge! Mit dem rechten Auge muß man aufwachen, nich mit dem linken. Sonst geht's einem den ganzen Tag konträr.“

Dann kam er mit seinen ungleichen, etwas hüpfenden Schritten eilfertig heran, nahm das Kinn des Kindes zwischen Daumen und Zeigefinger, kehrte dessen Gesicht zu sich herauf und redete ermunternd in seine fragenden Augen:

„Sieh deinen Vater an, das is ein Kerl, verstehste mich! Wenn mich heute der Herr Gufernement sähen tät, ha, der würde Augen machen! Denn in Rußland geht dir's zu, mein Junge, daß einer manchmal nich sicher is in seinen eigenen Stiefeln. Da darf eens nich lange strizeln, wenn eem der Morgen amal gegen den Strich über die Nase fährt. Da muß man, hopps, raus und drauf zu, verstehste. Aber das erzähl ich dir ein andermal. Jetzt steh auf und sei hübsch artig. Welt, Amadeusla?“

Damit verließ er den Kleinen jäh und begann, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, ein eifriges, unruhiges Wirtschaften in der Stube, im Hause und im Gärtlein, ohne eigentlich etwas Rechtes zu fördern. In seinem schrankenlosen Kopfe garte ein Wirbel von Bildern. Und während er in seiner Stube zu Oberrohrsdorf auf- und abhüpfte, glaubte er, in einem weiten Saal sich zu einem gefährlichen Unternehmen zu rüsten. Die Wiese im heißen Morgendunste verwandelte sich in eine unendliche Ebene, durch die ein Gewirr von Wegen hastete, kreuz und quer, und er wußte nicht, welchen er einschlagen und wohin er sich wenden sollte. Der Hainwald stand verschwommen im Frühdunst, wie eine ausgedehnte, fremdländische Stadt. Bäume verloren sich als tausend Türme, Häusergiebel, Essen und Fahnenstangen in der rauchigen Höhe. Überall aber, wohin seine erregte Einbildung ihn führte, witterte er eine gewichtige, unerbittliche Person, zu der ihn ein unbegreifliches Anliegen hindrängte und vor der er zugleich auf der Hut sein mußte.

Amadeus war seiner Aufforderung, das Bett zu verlassen, nicht nachgekommen, sondern hockte, das Hemd über die Knie gezogen, auf seinem Lager.

Bald strich Maruschka an ihm vorüber: Gerötet, schwer und stark, daß alles schütterte und die Zeller im Topfschrank leise klirrten; bald rettete sich

Christoph Eusebius aus der russischen Ebene in seine Behausung, um schnell wieder von der Scheu vor diesem verwandelten Raume vertrieben zu werden. Durch dies ziellose, leidenschaftliche Umherfahren wurde ihm sein Vater wieder fast so fremd, als da er einst ein Vogel gewesen und jeder verfehlte Gang brachte ihn ein Stück weiter von ihm. Dazu verdichtete sich das glasige, durchsichtige Luftwasser immer mehr und hüllte den alten Mandel zuletzt wie in Flimmer ein.

„Mein Vater ist jeze in Rußland,“ dachte Amadeus, weil er sich das Unbegreifliche nicht anders erklären konnte.

Dann verließ er sein Bett und saß nicht lange danach wieder vor dem Stuhl am Fenster, seinem gewohnten Träumerplatz. Denn er sehnte sich nach einem schönen Liede aus der Unrast, die von seinem Vater auf ihn eingedrungen war. Aber auch draußen fand er keinen Halt. Die Luft war ein silberweißes Zittern, ein unruhiger, zuckender Schleier, hinter dem alle Gegenstände halbverweht aussahen. Nur das Blau des fernen Bergwalbes baute sich finster und sicher in den hellblauen Himmel hinauf.

ließ Amadeus seinen Blick auf diesem schönen Dunkel ruhen, so machte sich, ganz leise gehaucht, der Prunk schwerer, samtener Töne irgendwo auf und strich windzerblasen wie aus einer fernen Holzharfe an seinem Ohr vorüber. Sobald aber eine Sonnenschwinge über den Wald tauchte oder sein Vater die Stube betrat, erlosch das Klingen und war auch nicht zu erhaschen, wenn er die Händchen auf seine Augen presste und in das Dunkel in sich hineinkroch. Nichts nahm er wahr als die Gebärde der dahinwandelnden Töne, aber wie hinter Flören, und spürte nur ihren lautlosen Takt gegen sein Herz schlagen.

„Vater, ich kann das Lied nicht kriegen,“ sagte er endlich vorwurfsvoll zu Christoph Eusebius, der eben wieder von der fremdländischen Stadt in die Stube geflüchtet war.

„Welches Lied?“ fragte der alte Mandel zerstreut und trat zu ihm.

„Nu, das Lied, das im Schwarzen ist und hinter dem Langen Busch,“ antwortete das Kind.

Aber der Schneider war zu tief in den Wirbel der Bilder verstrickt, die ihm sein kochend gewordenes Blut in das Hirn trieb. Er murmelte Unverständliches unter der Nase hin und heftete in ungeduldig-furchtsamem Erwarten seine Augen auf die Tür, die er zum Schutze hinter sich ins Schloß gezogen hatte, obwohl doch eine unbewegliche Hitze in der Stube lagerte.

In diesem Augenblick hörte Amadeus Schritte durch das Gras auf das Haus zusteuern und sah, wie sein Vater, der sie auch erlauscht haben mußte, davon erblaßte, sich tief vor einem Unsichtbaren neigte und anfing, stammelnd zu sprechen:

„Sie wer'n verzeihen,“ redete er, „Herr Gufernement, daß ich und ich erlaube mir, bei Ihnen einzutreten. Ich bin zwar bloß ein eesacher Schneider, aber . . .“ Allein er konnte die Szene des Empfanges, in die unbezwingliche Einbildung seine Sucht hüllte, nicht zu Ende spielen, denn Maruschka trat hochaufgerichtet, breit und fest in die Stube. Wieder glommen ihre Augen in ungewöhnlichem Glanz. Ihre Arme blühten in brauner Frische und ein unterjochender, aufreizender Strom ging von ihr aus. Der drang auch auf den zarten Knaben ein, daß sich etwas wie Furcht seiner bemächtigte, denn noch nie war ihm seine stumme Mutter so stark und gewaltsam erschienen, und während er auf seinem Fußbänklein ein wenig hinrückte, um aus ihrem Bereich zu kommen, bemerkte er, wie auch sein Vater scheu in den Schneidertisch kletterte und von dort aus nach Maruschka hinblinzelte, indes Blässe und Röte über sein Gesicht jagten.

„Herr Gufernement . . . Herr Gufernement . . . Herr Gufernement . . .“ murmelte er fortwährend demütig — bittend — heiß — erstickt.

Ein unnennbares Bangen packte da den Amadeus, und er vermochte nicht mehr in die Stube zu sehen, die von Drohen und Schwüle ganz erfüllt war. Aber kaum, daß sein Blick wieder das tiefe Blau des Bergwaldes hinter dem Zittern der Luft traf, schlug es wie das Rauschen großer, feuriger Flügel über ihm zusammen, die Flöre seiner Seele zerrissen und gleich einer tönenden Flamme sprang das ersehnte Lied in ihm auf. Erst waren es lange, süchtige Schreie, die er singen mußte. Dann wurde sein Gesang ein Spiel besonnener, schneller Flügel über Wipfeln tief drunten. Endlich schwang es ihn fort wie ein heißer Sturz ins Raumlose, bis er mit stammeln-süßen Lauten vor einem Tor schwebte, in dem sich der Tanz schwerer Schatten drehte. Und während er so an dem Zauber des Liedes litt, von dem er getragen wurde, spürte er, wie hinter ihm die Klänge seinen Vater aus dem Schneidertisch hoben und über die Diele führten, immer näher an ein Dunkles, Gewaltfames heran, das an ihm sog. Dem Knaben ging fast die Stimme aus vor dem, was dem Vater und seinem Lied drohte. Aber er vermochte sich nicht aus dem Bann zu retten. Es unterjochte ihn derart, daß sein Gesang zuletzt sich in ein leidenschaftliches Hauchen auflöste.

In dieser höchsten Not der Verzückung fühlte er einen Schlag durch seinen Körper gehen, wie er uns durchzuckt, wenn nach langer, schneller Fahrt unvermutet der Wagen hält, auf dem wir sitzen. Zäh und schmerzend brach das Lied in ihm zusammen. Erschöpft, wie im Zaumel, saß Amadeus eine Weile, als erwache er aus einem schweren Traume.

Endlich wagte er sich umzuwenden.

Da sah er seinen Vater dicht an die stumme Mutter geschmiegt, die ihn, glühenden Gesichtes, wie eine wehrlose Beute in den starken Händen hielt. Des

Schneiders Finger lagen im Fleisch ihrer Arme vergraben. Er war blaß, trug den Ausdruck tiefen Schmerzes im Gesicht und zitterte wie vor Frost.

Dem Knaben traten die Tränen in die Augen, weil Maruschka seinem Vater so übel mitgespielt hatte. Er stand auf, löste Mandels Hand von dem Arm des Weibes und zog ihn zur Stube hinaus. Der Schneider war keines Wortes mächtig und verließ mit seinem Jungen das Haus. Beide gingen über das Wiesenstreiflein bis an die krumme Weide. Dort setzten sie sich nieder und sahen lange, ohne ein Wort zu reden, in das kleine Wasser, das vor ihnen durch das Gras zog.

Am Ende holte Christoph Eusebius tief Atem, strich über den Scheitel seines Knaben und sagte, furchtsam bittend;

„Amadeusla, gelt, du singst nich mehr?“

Das Kind wagte nicht aufzublicken und nickte nur trauervoll mit dem Kopfe.

Der Vater schlich sich windschief und gedrückt von ihm auf das Bänklein hinter dem Hause, wo man den Oberröhrsdorfer Weg in den Hainwald laufen sah. Dort verharrte er, ohne nach Speise und Trank zu verlangen, wie stumm und taub, bis es stockfinster war.

Siebentes Kapitel

Sags darauf schwang sich der Mandel-Schneider trotzdem mir nichts, dir nichts auf seine Bank und wickelte den Faden, als sei nichts gewesen.

Den Erfolg der Arbeit konnte man freilich an einen Nagel hängen, der in die Luft eingeschlagen ist, und ob der alte Mandel scheinbar noch so heftig hantierte, hüpfte seine Nadel nur immer in die Höhe, ohne zu stechen; doch regierte ihn dies Treiben nicht aus Verlegenheit, sondern er vollführte es in bedeutsamer Absicht.

Der Meister hatte sich vorgenommen, an das Erlebnis des gestrigen Tages nicht mehr zu denken und ruhig seinen gewohnten Weg zu gehen. Und das war das einzige Mittel, die ganze Geschichte aus der Welt zu schaffen. Denn mit Sachen, die uns aus dem Hinterhalt aufhocken, hat es so seine eigene Bewandnis. Sie reiten uns eine Weile. Aber wenn man im ersten Augenblick, da ihr Quengen ein wenig nachläßt, sie abwirft und entschieden die Tür hinter sich zuschlägt, stehen sie gewöhnlich noch eine Weile und warten, ob man sich wieder zu ihnen findet. Bleibt man aber hartnäckig auf dem Platze, den Überlegung uns angewiesen hat, so schaben sie wohl an der Tür wie ungeduldige Bettler, gucken einem gar mit rotem Gesicht ins Fenster, als sei man ihnen etwas schuldig und verlieren sich dann doch, daß man unangefochten wieder Herr in seinem Hause ist.

Das sann Eusebius, während seine Nadel immer in die Luft schnappte,

und je fester er diesen Vorsatz dergestalt zusammenheftete, desto sicherer geriet er in seine alte Laune.

Ja, alles hätte sich in dem Schneiderhause wieder an die alte Stelle gefunden, wenn Maruschka nicht gewesen wäre. Ging sie über die Stube, so zog ein weißes Wehen durch die Luft, irgendwo nestelte sich ein Klingen los und der Meister mochte wollen oder nicht, er mußte sich ducken und mit weiten Augen hinter dem blühenden Weibe herfahren.

Auch Amadeus paßte mit einem gewissen Bangen auf, wenn die Stumme in die Nähe seines Vaters geriet, und lugte, ob sie ihm wieder das Zittern über den Körper und die blasse Wehthat ins Gesicht treiben würde wie gestern.

Diese Störungen, deren Vermeidung nicht in der Hand des Schneiders lag, heizten der Mandelstube so ein, daß Eusebius einsah, er müsse sich auf ein anderes Pferd werfen, wollte er in Ehren aus dieser Schwemme reiten, in die er geraten war.

Der Förster auf dem Rimberge hatte vor einiger Zeit etwas von dem schadhafsten Zustande seiner Montur zu ihm gesagt. Wenn er ihn noch zu Hause traf, ließe sich vielleicht ein Geschäft andrehen.

Ohne lange zu sackeln, stieg Mandel aus der Schneiderbank, begann im Hin- und Wiederschreiten sich zu entkleiden und seine Einführung in das Försterhaus durchzuproben.

Also: Er klopfte an. — Guten Morgen, Herr Revierjäger! — Morgen, Meister! Was Tausend bringt Sie mal hier herauf? — Sie wissen, Herr Revierjäger, Schwalben und Schneider haben die gleiche Vorliebe — Na und inwiefern? — Nu, es leid't sie nich um die niedrigen Trausen. Am liebsten gehn sie hoch naus. Ja, deswegen komm ich eben zu Ihnen . . . und so weiter. Er wollte Hannes, nicht Christoph Eusebius heißen, wenn er dem Förster nicht eine Uniform machte, wie noch keine in einem Jägerschrank gehangen hatte, solange der Rimberg stand: Militär! Schneid! Einen Schnitt zum Reißer!

Jawohl, so wollte es Mandel deichseln. Diese bunten Blasen kochte seine Seele, indes er bei ruhloser Wanderung die Vorbereitungen zum Weggange beendete.

Zuletzt stand er mitten in der Stube und schätzte ab, welchen Stock er nehmen sollte, den aus Berghasel mit der geschnitzten Krücke oder das blanke Pfefferrohr mit der schönen Meltonfarbe. Er entschied sich für den letzteren, das vornehmere Gehgerät, weil er sich überlegte, daß nichts einen Handwerker, insbesondere einen Schneider, besser bei den Kunden einführe, als eine unausdringliche Vornehmheit im Äußeren. Aus diesem Grunde hängte er auch den grünen Flausch wieder in den Schrank, tat seinen schwarzen Spenser um und bedeckte sich mit dem halbharten Filz.

So ausgerüstet, winkte er Maruschka herbei, und als sie vor ihm stand, wie immer die drallen Arme friedsam ergeben unter der hohen Brust verschlungen, und die Blicke achtsam auf des Meisters Mund gerichtet, erschien dem Eusebius die ganze russische Geschichte als ein belangloser Schwanz und seine gestrige Unruhe bis in den Abend hinein als ein unsinniges Nebel-einsacken.

Wenns irgendwo in das geheime Nadelbüchsen seines Innern ein Loch gebohrt hätte, so wäre er doch jetzt, da er stand und sie ansah, nicht so knopf-kühl gewesen. Nein, nein! Und wenn trotzdem das Amadeuslied ein Unkrautsämlein bei ihm eingeschmuggelt hatte, so konnte er es ja gleich mit dem ersten Faserchen herausreißen.

Um einen Anlaß war er nicht verlegen. Er richtete sich auf, legte die Hand auf seine schadhafte Hüfte, setzte den Fuß ein wenig vor und sagte dann in verweisendem, aber durchaus würdigem Tone:

„Die Beete im Garten sind voller Melden.“

Maruschka sah ihn erst verduzt an und brach dann in spöttisches Gelächter aus.

Mandel ließ sich nicht aus dem Konzept bringen und wiederholte standhaft: „Melden!“

Und als die Stumme, anstatt von der ernststen Unbeirrtheit des Schneiders zerschmettert zu sein, ihr Gelächter nur vergnügter wiederholte, schnitt der Meister ein Paar messerscharfe Lippen und sagte drohend: „Melden, dumme Meste, Melden!“ Dazu versetzte er ihr andeutungsweise mit der flachen Hand einen Schlag auf den bloßen Unterarm. „Ich werd dir's zeigen!“

Dann ging er mit ihr hinaus, lehnte sich an den Zaun des Gartens, und obwohl die Beete nicht ein Speierchen Unkraut aufwiesen, lachte er der Stummen frech in das jetzt blasse, eingekniffene Gesicht, fuhr mit der Hand über allem hin und sprach rücksichtslos: „Wenn ich dir sage, Melden, da hat's eben Melden! Das merk dir ein und für allemal.“ Dann schwenkte er sich aufgerect in die Straße nach dem Rimberge und weiter durchs Dorf.

Hinter den ersten Häusern blieb er einigemal stehen, suchte sich einen kleinen Stein auf dem Wege aus, stieß seinen Stock darauf und lachte dabei in höhnischem Triumph.

Auf den Rimberg zu seinem großen Geschäft kam der Schneider trotzdem nicht.

Zunächst geriet er dem Fingerkrämer ins Garn, der am Ende des Dorfes, etwas abseits in einer kleinen Mulde unter Obstbäumen seinen winzigen Handel trieb. Er saß mit ihm auf der Hausbank und hörte den Neuigkeiten zu, die der bartlose, endlos magere Mann mit hoher, fast singender

Stimme zusammenschwahte. Beim Nesselmüller erfuhr er, daß der Förster an der äußersten Grenze seines Reviers beim Begebau sei und vor dem Abend nicht nach Hause komme. Er verweilte sich auch hier ein Viertelstündchen und stieg dann, in eine gehobene Zerstreung verfallend, doch den Rimberg empor. Ein Singen, in dem des Fingerkrämers und seines Amadeus' Stimme durcheinander gingen, lief neben dem Schneider her.

„Wo willst du denn hin? Der Förster ist doch nicht zu Hause,“ schrie ihm der Müller nach.

„Daß ich den Weg schon weiß, wenn ich wieder rauf muß“, rief Eusebius zurück, und beide Männer lachten.

Auf der halben Höhe stand eine Wirtschafft unter zwei mächtigen Linden, und ein Weg führte zwischen Scheuer und Wohnhaus in die Felder hinaus und dann in mäßlicher Steigung den steilen Abhang hinauf, bis er am Rande einer Waldwiese sich zu einem Fußsteige einengte und unter wilden Kirschbäumen hinlief.

Die singende, hohe Krämerstimme, durch die fortwährend doch eine unbestimmbare Trunkenheit blakte, verlor sich nicht aus des Schneiders Ohren. Bald war es, als gehe der lange, bartlose Mann an seiner linken, bald an seiner rechten Seite. Atemlos vom schnellen Steigen, in Schweiß gebadet von der Hitze, wie im Zaumel von diesem „Fingergemäre“, kam Eusebius unter den Kirschbäumen an. Er setzte sich in den Schatten, nahm den Hut ab, kühlte sich mit dem bunten Taschentuch das Gesicht und überließ sich ein wenig dem Behagen der Ruhe. Sowie ihm aber die Augen zufielen, gab es einen Ruck und dem Eusebius war es, als falle er vom Berge in die Luft. Er schrak auf und sah über die Wiese, um zu erkunden, wer das gewesen sei. Da gewahrte er ein tanzendes Mädchen, das in solch leidenschaftlichen Wirbeln gerade zwischen den Büschen verschwand, daß ihre Kleider weit über die Waden hinaufflogen. Schnell wischte sich Mandel die Augen aus, um genauer zu sehen; aber da erblickte er nichts als zwei junge Birken, die ihre Kronen auf den weißen Stämmen wiegten.

Der Schneider sprang unter Verwünschungen des Krämers auf, trat ärgerlich einen Rainfarnbüschel nieder und machte sich wieder auf die Strümpfe. Gegen Abend fand er sich erschöpft und ausgehungert, ohne rechten Überblick über den Erfolg seiner Geschäftstour, in der Sauerborner Mühle ein. Die war zugleich ein Finkkehrhaus.

Die Müllerin, sauber und gepuht wie immer, neugierig und zutulich, wie es ihre Art war, setzte dem Eusebius zu, wo er herkomme und weswegen er im Sonntagsstaat sei. Aber sie kriegte nichts aus ihm heraus. Das verdrückte Männchen biß gierig in das Brot und den Käse und trank das Glas Einfaches Bier ohne zu schlingen. Dabei schaute er in einer Art verzückter Trauer zum Fenster hinaus. Als die Müllerin ihm mit Fragen und

Schwaßen gar zu lästig fiel, stopfte er ihr einige schnell zusammengeraffte Lügen ins Ohr. Nach dem Eintritt der Dunkelheit machte er sich auf den dreiviertelstündigen Heimweg. Schon in der Finsternis kam er auf dem Steige, der von den Berghäusern herführt, seinem Hause nahe. An dem Gebüsch hinter dem Schnallkehof stand er still und lauschte. In seinem Hause mußte ein Fenster offen sein; denn er hörte, wenn er den Atem anhielt, doch seinen Amadeus singen: erst weich, wie stehend; dann ließen leichte Triller hin, wie Fächeln durch goldblondes Haar bebte. Eusebius blieb unbeweglich, wo er war, solange das Lied dauerte. Es huschte schnell vorüber und endete mit Klängen von solch leiser Inbrunst, daß dem Meister jeder Ton wie ein siedender Tropfen den Rücken hinunterlief.

Im Hause lag dagegen alles schon in tiefster Ruhe. Amadeus schlief, einen Arm unter den Kopf geschoben und lächelte im Traume.

Der alte Mandel kam sich rein wie verheert vor, lehnte den Pfefferrohrstock in den Winkel und schüttelte den Kopf.

Den andern und die folgenden Tage kam der Eusebius-Schneider aus dem Sonntagsstaat und den unruhigen Unternehmungen nicht heraus.

Wenn der erste Hahnenschrei im Schnallkehofe aufzückte, wurde er wach und lag mit umgehenden Augen, als gelte es mit Blicken ein ganzes Dorf hinter seine Stirn zu fegen. Immer war er im Mandelhaus zuerst auf den Weinen, machte sich reisefertig und verlangte nach dem Frühstück. Das Erstaunen seiner Wirtschasterin übersah er vollkommen. Indes die Stumme eifrig am Herde hantierte, stand er am Fenster und sah sinnend hinaus. Hastig trank er dann den Kaffee, steckte Modenblätter in die Seitentasche des Rockes und machte sich davon.

Aber jedesmal kehrte er nach den ersten hundert Schritten ins Feld zurück und gab Maruschka Anweisungen für den Tag: Die Ziegen seien zu striegeln; das Gras müsse gesichelt werden; das Holz im Schuppen sei zu nachlässig gestößelt. Alles sagte er mit Entschiedenheit, und als die Stumme einst mit höhnischen Gebärden fragte, ob der Schornstein etwa gescheuert werden sollte, fuchtelte er eine so erregte Antwort in die Luft, als säßen keine Arme, sondern scharfgeschliffene Messer an seinem Leibe.

Er stieg in die Berghäuser hinauf, streifte durch den Ranser, eine Bauernsiedlung unter dem Langen Busch; wanderte nach dem Sauerborn, zerstreuten Wirtschaften, die weltflüchtig eine jäh geneigte, liebliche Talrinne füllten, und trieb sich auch in Bauerröhrsdorf umher. Immer eilig, immer atemlos, den Pfefferrohrstock in der Rechten, den Hut in der Linken, trabte der Schneider durch den Sommerdunst von Hof zu Hof. Er breitete seine Modenblätter aus, redete von den Vorzügen der neuesten Tracht, suchte hier zu einem neuen Anzug, dort zu einer gefälligen Hose oder auch nur zu einer

blumigen Weste zu überreden, rollte sein Maßband auf, entfaltete das Merk-
buch, war unerschöpflich in seinen Anpreisungen und nähte fortwährend die
Spitze seines Bleistifts mit der Zunge. Es nuzte nichts. Die Frauen
lächelten versteckt über seine Sprünge, die Bauern riefen ihm lose Grüße auf
dem Felde nach, wenn er die Raine schief entlang hüpfte, oder ließen ihn
verborgen-schwelenden Spott kosten, wenn er sich zu ihnen auf den Graben-
rand setzte und seine Manöver machte.

Und alle Tage kehrte der alte Mandel erst in der Finsternis zurück, blieb
stehen, betrachtete sein Haus erwartungsvoll aus der Ferne und fühlte sich
jeden Abend beklommener, wenn er alles immer dunkel, leer und schweig-
sam fand.

Denn in ihm kauerte hinter Schleiern die Hoffnung etwa auf einen über-
raschenden, festlichen Empfang: prangende Stimmen, fliegendes Bunt,
fröhlich-geschwungene Arme; aber all dies voll Tagen tief in die Brust zu-
rückgeschoben und doch voll Inbrunst zugleich schreiend gesteigert, wie nur
die Seele eines geborenen Schneiders leiden kann. Die Sehnsucht, sich ins
Ungemessene, Fessellose zu verlieren, trieb ihn zu diesen Geschäftsgängen,
auf denen der unmächtige Mann fuderweise prahlte, von großen Verände-
rungen in seinem „Metzir“ sprach und dabei höchst seltsame Wendungen
gebrauchte. Er wolle die Zeit reiten, das Glück umarmen, das Geschick ins
Dünne stoßen und die Gunst ins Bein kneifen. Und von all dem bunten
Rausch, den er in den ruhelosen Tagen um sich spann, blieb am Abend,
wenn er jagend in sein Haus zurückschlich, nichts als ein schwimmendes
Fiebern, eine verzückte Trauer in seinen Augen hängen.

Dem Amadeuslein entging die Veränderung seines Vaters nicht. In
den kurzen Augenblicken der morgendlichen Vorbereitungen zu den „Louren“
hatte der Junge reichlich Gelegenheit, über das Zucken zu erstaunen, das dem
alten Mandel fortwährend übers Gesicht lief, und vor der Unruhe sich zu
fürchten, die bald als Erblassen, bald als fliegende Röte über ihn flatterte.
Er sah ihn Maruschka aus dem Hinterhalt anfunkeln und hörte ihn vor
jedem Weggange scharf und schneidend mit ihr sprechen. Wenn er seinen
Hut dann in den Ahrenfeldern schief untergehen sah, dachte der Knabe alle-
mal, das tut der Vater nur wegen der Maruschka-Mutter. Er ist vielleicht
noch in Rußland und sie soll ihn nicht mehr in die Arme nehmen, daß er
krank und blaß wird. Bei diesem Gedanken fühlte Amadeus seinen Vater
so nahe, als ob er hinter ihm stehe, und hörte ihn mit leiser Trauer sagen:
„Amadeusla, gelt, du singst nicht mehr.“ Da brachte der Knabe seine
Lieder zum Schweigen, auch wenn Eusebius fort war. Am meisten aber
litt der Kleine, daß sein Vater ihn gar nicht mehr liebte und kaum ein
Wort zu ihm redete. Amadeus nahm sich immer vor, ihn anzusprechen.
Doch kaum, daß er Miene machte, sich ihm zu nahen, schrak der Schneider

herauf, wandte sich betroffen ab oder fragte ungeduldig: „Na, was willst du denn schon wieder, Amadeusla?“ Dann brachte der Junge nichts heraus, schlich zum Fenster und preßte das Gesicht an die Scheiben, daß die Stirn weiß wurde. Ein Blumensträußlein, das er dem Vater in einem alten Fasskopf auf den Schneidertisch stellte, verwelkte und wurde zuletzt von Maruschka heruntergestoßen und hinausgeworfen.

In einem Tage endeten des Meisters Unternehmungen schon am frühen Nachmittage in dem Birkenwäldchen, durch das der Kirchsteig von Oberrohrsdorf nach Neudeck gleich einem trödelnd hingeworfenen grauen Salende läuft.

Mandel wußte eigentlich nicht genau, wie und warum er dahin geraten war, lag, von einer Weißdornhecke gegen die Blicke Vorübergehender geschützt, hatte eine Schmele zwischen den Rippen und trommelte manchmal mit den Fingern auf seinen halbhartem Hut, den er neben sich ins Gras gestellt hatte. Zwischen den weißen Stämmen sah er den kochendheißen Sommerdunst über den gelben Ährenweiten zittern und manchmal bligte da und dort eine Sense aus den falben Wogen grell auf. Das Weßen der Mäher hörte sich an wie das Schleifen eherner Grillen. Zu Zeiten polterte eine unförmige Männerstimme in der Weite auf. Schläfriges Radknarren zog in den Ährengassen.

„Es wird eine gute Ernte,“ sagte Eusebius leise, und ihm war, wenn er hier liege und warte, wachse auch für ihn ein Reichthum.

„Es wird eine gute Ernte,“ wiederholte er und setzte nach langem lustreichen Verlieren in einem Gewölk bunter Träume hinzu: „Ich werd's schon machen. Ja, ja, ich mach's.“

Auf dem Wege hinter der Weißdornhecke gingen gerade zwei Menschen vorüber.

„Du! — So? — Und was hast du denn da gemacht?“ fragte eine vor Erregung rauhe Männerstimme.

„Was ich gemacht habe?“ fragte schnippisch eine Frau wieder.

„Na ja.“ Dumpf und lauernd klang es.

„Stehn gelassen hab ich ihn. Was denkst du denn etwa weiter, he?“ Die Frau lachte voll boshafter, doch wie er empfand, nicht ganz ehrlicher Geringschätzung. Dann fuhr sie, in überstürztes Schwätzen verfallend, fort: „Er hatte sich schon immerfort ums Haus rumgetrieben. Was kann ich denn da dafür, wenn er . . .“ Die Stimmen wurden undeutlich und verloren sich über den Abhang hinunter.

Eusebius ließ die Schmele aus dem Munde fallen, raffte Hut und Stock an sich und zwängte sich durch die Weißdornhecke auf den Weg. Aber die beiden waren schon hinter einer Biegung verschwunden, und nachlaufen

mochte ihnen der Schneider nicht. Der Tag stand zudem schon in tiefer Neige. Deswegen schlenderte er bis an das Ende des Wäldchens und sah gespannt nach Oberhörsdorf hinüber, dessen Wirtschaften und Häuser aus den Effen einen blauen Schleier über die im abendlichen Rot spielenden Schindeldächer in die ruhige Luft hauchten. Das Mandelhaus konnte er nicht finden. In der Richtung, wo es liegen mußte, stand eine Frau auf einem Hübel und sah angestrengt nach der Straße hin, als warte sie auf jemand. Die sinkende Sonne hing gerade hinter ihr über dem Langen Busch. Scharf umrissen und schwarz hub sie sich gleich einem übermenschlichen Wesen gegen das rote Licht ab, drohend und regungslos.

Je länger der Schneider hinsah, um so unabweislicher drängte es sich ihm auf, daß in der Gegend, wo das Weib stand, sein Haus liegen mußte.

„Heda, gehn Sie gefälligst dort weg. Sie da!“ rief Christoph Eusebius für sich. „Mein Haus ist doch nicht dazu da, daß es ihn unter den Rock kriecht.“

Als hätte das Weib die Worte gehört, die er in spaßigem Ärger rief, streckte sie jetzt die Arme zur Seite und beschrieb mit ihnen einige Bewegungen, die wie Ratlosigkeit und Sehnsucht ausfahen.

Da erkannte er Maruschka in ihr.

Zugleich hörte er neben sich die Worte der Frau aufklingen, die er hinter dem Strauche erlauscht hatte: „Er hatte sich schon immerfort ums Haus getrieben“, und unterlag einem unsinnigen Grimm, der wie seit jeher unterirdisch nur auf das Emporspringen in ihm gelauert hatte.

„Was hat sie da rauszulaufen? — Wenn sich die Ziegen losreißen! — Oder es kommt ein Kunde. — Alles läßt sie wieder fünfe gerade sein, das ganze Haus und den Amadeus.“

So bohrte Mandel in sich hinein und hieb zornig mit dem Pfefferrohrstock ins Gras, in einen Heckenrosenstrauch, in den grünen Hafer, daß die Körner prasselten. Blindlings schlug er zu, wo es hintraf.

Er wartete, bis die Dämmerung eingebrochen war, und schlich dann, gewunden wie ein Schraubenzieher, in sein Haus.

Alles war schon wieder finster. Amadeus lag auch schon im Bett und schlief. Niemand, niemand erwartete ihn. Alles war still, wie ausgestorben. Das Essen stand auf dem Tisch, so wie für den ersten besten.

Seufzend hing er den Rock an den Nagel, stand eine Weile mitten in der Stube und horchte. Nichts rührte sich. Deswegen setzte er sich verstockt hin und aß.

Aber er verschlang achtlos und eifertig die Speise, als müsse er vor dem Schlafengehen noch zu irgend etwas Zeit gewinnen und lag indessen voll heimlichen, blinden Grimmes weiter mit seinem Gehör auf der Lauer.

Doch nichts als die gewohnten Laute der Sommernacht ließen sich ver-

nehmen: der Horn rauschte verhalten über dem Dache; das Wässerchen regte unausgesetzt sein winziges, pinkendes Glockenspiel in der Wiese; ein Wachtelkönig schnarrte durch das heiße, finstereinsame Feld, und dann und wann trug der Wind aus den fernen Wäldern einen leisen Brummelaut durch das geöffnete Fenster, der klang wie das traumhafte Spiel einer eingeschlafenen Bassgeige.

Da mischte sich unerwartet in dies versunkene Konzert der Sommernachtsfinsternis ein seltsames Geräusch: ein dumpfes Rasseln, und manchmal klang es auch wie das brodelnde Schnarchen eines großen, sterbenden Tieres, wie das Weinen der stummen Kreatur; brach jäh ab, setzte drucksend ein und verlor sich in hohem Wimmern. Jetzt klang es gerade über dem horchenden Schneider durch die Decke, nun schien es von der andern Ecke des Hauses zu kommen, sich im Holzstall zu verlieren und nun glaubte Mandel, es trage sich von draußen herein. Es wehte über den Hausflur an der Stubentür hin. Darauf erlosch es ganz und klang nicht wieder auf. Eusebius hörte alles zwischen Angst und Erraffen eingeklemmt. Durch dies regellose, tagelange Wandern und Buchern über die Grenze seines Wesens hinaus, befand er sich in einer Seelenverfassung, in der er es mit wollüstigem Grausen selbst hingenommen hätte, wenn durch die Thür der Schatten eines Abgeschiedenen getreten wäre. Denn das Mandelhaus war in gar seltsamen Schicksalen seiner Bewohner alt geworden. Dem Großvater des Schneiders, dem Mandel-Fuhrmann, hatte hinter der Neudecker Mulde in einem engen Schlinge, der seitdem die Schwarze Duhne hieß, der Teufel einst ein Bein gestellt. Den Mandel-Weber, seinen Vater, hatten endlose Not- und Hungerjahre mit geräuschlosen, unbarmherzigen Zangen gezwickt, bis er an dem wunden Glanze seiner Hoffnungen gestorben war.

Wer weiß, welchen von beiden es nächstlicherweile wieder einmal aus dem Grabe durch das Haus trieb. Eusebius starrte lange an die Wand, ob sich dort die tränenden Augäpfel des Vaters als blutrote Flecken sehen ließen oder ob etwa der Tote an dem zernommenen Stuhle unter dem Dache zu weben beginne. Es ließ sich nichts mehr hören. Darum wagte der Schneider endlich mit behutsam eingedrückttem Atem das Geschirt vom Tisch zu räumen. Dann ermannte er sich vollends, verschloß die Haustür, schob den Sperrbalken vor, untersuchte jedes Fenster und war so in die Sorge um Abwendung einer möglichen Gefahr verstrickt, daß er nicht bemerkte, wie Amadeus halbaufgerichtet vom Bett aus alles mit ansah und traumbefangen überlegte, warum sein Vater, in einer roten Kugel eingesperrt, immerfort durch die Nacht baumele. Jetzt, da der Schneider noch einmal an das Lager des Jungen trat, lag Amadeus schon wieder in tiefem Schlafe. Nur sein Gesicht war blaß und von Kummer leicht entstellt.

Christoph Eusebius sann über die Veränderung aber nicht nach, sondern

löschte das Licht aus und suchte sein Lager auf. Während er in die Nacht über sich sah, erblickte er noch einmal ganz deutlich Maruschka vor der Abendsonne auf dem Hübel stehen und sehnsüchtig die Arme in die Luft werfen. Dabei huschte ein Wiederklang des Lierweinsens durch sein Erinnern. In diesem Augenblicke lag er schon im Traume. — — — — —

Mitten in der Nacht fuhr er entsezt in die Höhe und sah um sich; denn irgendwo hatte es einen Krach gegeben, als schleuderte jemand einen Stein gegen die Bohlenwand des Hauses oder breche ein Brett los.

Sein waches Ohr konnte nichts vernehmen.

Sobald er sich jedoch ins Schummern verlor, ging das Gepolter wieder los, nicht immer in derselben Weise. Manchmal klang es ganz leise, als sei es nur ein Rumoren im Schneider selbst. Das wurde dem Eusebius endlich zu arg, daß es ihn nicht mehr im Bett litt. Nordbürtig bekleidet, mit einem langen Lineal bewaffnet, rückte er aus, um der Störung auf den Grund zu gehen. Er durchstöberte alle Winkel, in den Ziegenstall, ja sogar in den Holzschuppen hinein. Zuletzt kam er, ohne etwas Verdächtiges gefunden zu haben, wieder im Hausflur an, stand an der Bodenstiege zu Maruschkas Kammer still, hob die Laterne, horchte hinauf und zählte die Stufen. Es waren ihrer acht bis dahin, wo die Treppe die jähe Kehre machte. Wenn es einen Eindringling gelüstete hinaufzugehen, so war das ein kleiner Sprung. Denn acht Stufen und die paar, die im Schatten lagen, boten keine Schwierigkeiten. — Warum sollte er nicht hinaufsteigen und sich überzeugen, ob alles in Ordnung sei?

Maruschka mit ihrem doppelten Fehler war schußlos wie eine Kummelbolde auf dem Rain, die austlopfen kann wer will, und er war doch als Mann und viel mehr noch als Dienstherr für ihre Sicherheit verantwortlich. Außerdem ließ sich ja bei dieser Gelegenheit auch mit ihr über die Gründe verhandeln, weswegen sie heut abend den Jungen samt dem Hause verlassen und auf dem Hübel jemand herangewinkt hatte.

Zögernd öffnete er die Laterne und blies das Licht aus. Sowie der Schneider aber den Fuß auf den ersten Sprossen setzte, um hinaufzusteigen, begann sein Atem zu flattern. Dieser lächerliche Furchtanfall ließ ihn nicht zum zweiten Schritt kommen.

Er setzte sich auf die Treppe und wartete im Finstern, bis die Kälte ihm die Knie aneinanderschlug.

Der Mandel-Schneider saß eine Stunde und noch länger im Dunkeln. Endlich ließ der unvernünftige Zwang in ihm nach, und er fand gegen Morgen einen tiefen Schlaf. In der nächsten Nacht wiederholte sich der gleiche Spektakel, und in der folgenden Nacht war es kein Haar besser. Ja, es nahm eher zu als ab, und Eusebius konnte sich keinen Vers darauf

machen, was ihm allnacht solcherlei Schabernack mitspiele, daß er nur zu ein paar Stunden der Ruhe kam.

Um der Sache auf den Grund zu kommen, ob es mit natürlichen Dingen zugehe, gab Mandel sein geschäftliches Umherstreifen auf, hing den Spenser in den Schrank, kroch wieder in seine speckige Jacke und verlegte sich auf ein geheimes Vigilieren in seinem Hause.

Er konnte es ja mit Händen greifen, daß mit seiner Wirtschafterin eine Veränderung vorgegangen war. Sie tauchte nur selten in der Stube auf. In unruhigem Fleiß irrte sie durch den Schuppen, vom Stall in den Garten, über den Hausflur auf den Boden. Mußte sie am Herd hantieren, so duckte sie sich förmlich in die Ecke der Ofenhölle. Ihr Gang war unhörbar geworden, ihre Handgriffe waren ohne Geräusch. Unversehens dampften die Gerichte auf dem Tisch und verschwanden fast auf unerklärliche Weise nach der Mahlzeit, zu der die Stumme nie an ihrem Platz erschien. Nie sah man sie essen, nie ruhen. Sie sah blaß und mißmutig aus, und manchmal erwischte sie Mandel dabei, daß sie ihm einen bitterbösen Blick zuwarf.

Es gibt Menschen, die uns ins Unrecht zu setzen wissen, sobald sie sich zu einem Verrat an uns anschicken. Dies Fremd- und Beleidigtun faßte der Schneider, der in allen Finten des Lebens wohl bewandert war, nicht anders als den Verweis verborgener Unternehmungen auf, die von der Stummen gegen ihn begonnen worden waren. Er sah in seiner Phantasie Strickleitern aus Dachfenstern baumeln und nächtliche Besucher in die Kammer seiner Wirtschafterin steigen. Deswegen verdoppelte er seine Wachsamkeit. Kein Picken in der Nacht entging ihm. Das verschlafene Meckern der Ziegen erschien ihm als unterdrücktes Gelächter. Er hörte den Schlüssel der Haustür vorsichtig knacken, und strich der Wind übers Dach, dann war es ihm, als schleiche jemand in Strümpfen über den Boden.

In einer Nacht peinigte es ihn mehr als je vorher. Er vernahm sogar etwas wie lustvolles Seufzen bis in den Hausflur hinunter, wo er stand und in fliegender Sucht alle Geräusche mit den Ohren verschlang; da, nun ächzte es wieder! Das ging so nicht weiter. Nein! Die Zähne fest geschlossen, zu allem bereit, stieg der Schneider die Hälfte der Stiege empor, bis er mit dem Kopfe die Diele des Bodenraumes überragte, und beobachtete lange das Bett Maruschkas. Er sah es ganz deutlich im Dämmer des Mondlichtes stehen, das durch das Dachfenster daran vorüberstreifte. Jetzt nahm er genau wahr, wie es unruhig darin wurde. Die Decke wogte, ein nackter Arm streckte sich auf und fiel taumelnd aufs Bett zurück.

Dem Schneider stockte der Atem und er bebte am ganzen Leibe.

„Pff!“ machte er laut und setzte in Gedanken entrüstet hinzu: „Was ist denn das! Wirst du wohl rausgehn, verdammter Auidiat!“ Dann wiederholte er abermals sein empörtes: „Pff!“ Da wurde es stockstill.

Das Bett stand ruhig wie ein Sarg in der grauen Bodenluft, die stimmend heiß geworden war. Das runde Giebelfenster hing als bleiches Gesicht droben vor ihm in der Finsternis und stierte ihn mit drohendem Entsetzen an.

Eusebius hätte für sein Leben gern noch einmal sein warnendes „Pfiff“ unter dem Dache hingeschickt, befann sich aber und stieg unhörbar hinunter auf sein Lager.

Am andern Morgen war er entschlossen, es koste was es wolle, diese Deule aufzuschneiden. Maruschka trat nach ihrer Gewohnheit achtlos und gleichgültig in die Stube. Allein Mandel ließ sich nicht mehr auswattieren. Er nahm sie aufs Korn und richtete sein streng untersuchendes Auge lange auf sie.

Aber da kam er schön bei ihr an.

Sie hielt nicht nur seinen Blick aus. Nein, sie kriegte rote Flecken im Gesicht, richtete sich zur ganzen Höhe auf, maß ihn vom Kopf bis zum Fuß und bewegte unter geringschätzigem Lächeln den Kopf, als wolle sie sagen: „Was bildst du dir denn ein?“ Und als er zum Beweise der Berechtigung seines Verdachtes auf das nächtliche Spektakel kommen wollte, fing sich seine Zunge in einem glühenden Faden und die Arme saßen ihm so fest an der Seite, als seien sie überwindlich angenäht.

Mit höhnischem Lachen machte die Stumme der Szene ein Ende und schritt der Thür zu. Dort aberkehrte sie sich auf dem Absatz um und ging, aufs höchste erregt, abermals gegen den Schneider los.

Ihr Gesicht glühte. Die Brust kochte wie im Krampf. Der ganze Körper zitterte. Aus ihrem Munde kam Sprudeln, Stampfen und Poltern, und mit den Armen schleuderte sie alles entrüstet heraus, was sich gegen den Schneider in ihr angesammelt hatte: Er solle sich weder um Ziegen, noch um Melken, weder um Stiegen, noch um Kammern scheren, sondern lieber seinem Handwerk nachgehen. Alle Tage kämen die Leute und mahnten ihn an die Ablieferung der bestellten Sachen, und wenn er sich nicht dazuhalte, so werde der Hübnerbauer die Jacke halbfertig abholen lassen und zu einem andern Schneider schicken.

Christoph Eusebius war sprachlos und sah voll Bewunderung in den Wirbel ihrer Arme, der wie ein rotes Feuer vor ihm in der Luft sprühte.

Achtes Kapitel

So weit war der Mandel-Schneider durch das letzte Lied des Amadeus gekommen.

Sein Haus lag auf ihm wie ein Alp. Maruschka versank nach dem wilden Auflobern ganz hinter die Mauer ihrer doppelten Abgeschlossenheit. Sein Junge stahl sich wie ein Fremder in weitem Bogen um ihn. Alles

Schimmern und aller Tanz war in die Schrotwände des Hauses zurückgesunken und Eusebius brachte es zu nichts weiter, als zu leerem Trödeln, und wußte nicht ein noch aus.

Sicher rührte es von jenem Abende her, an dem Amadeus in seinem Bett hinter des Vaters Rücken das seltsame Tierweinen mit erlebt hatte, daß der Knabe von dem Wilde befaßen war, Eusebius und Maruschka hingen, in einer roten Kugel gefangen, hoch in der Nacht am unsichtbaren Seile. Die mürrische Trauer, von der die Stumme umfangen war, machte ihm die Ziehmutter noch unheimlicher als es früher der Fall war. Ja, der Junge konnte sich des Schneiders Schweigsamkeit nicht anders erklären, als daß er dachte, Maruschkas Stummheit läge wie eine böse Hexerei auf seinem Vater und raube ihm die Worte. Tagelang schlich er der Wirtschafterin nach, um zu ermitteln, wohin sie das Reden tue, um das sie seinen Vater brachte. Aber Amadeus erliefte nicht mehr, als daß er sie einmal im Holzstalle ertappte, wie sie in der Ecke stand und weinte. Die Laute, die sie dabei ausstieß, klangen seinen empfindlichen Ohren so furchtbar, daß er erschreckt davonlief.

So hatte in diesen Wochen das Kind in Wahrheit weder Vater noch Mutter. Kaum eine rechte Freude hatte es. Denn sobald es versucht wurde, seine Seele durch ein Lied ins Glänzen auffliegen zu lassen, durfte es nur auf seinen Vater sehen, der blaß und eingeknickt im Schneidertisch hockte, und das klingende Wogen verlief sich in ihm. Um alles in der Welt hätte es der Junge nicht über sich gebracht, seinen Vater der Stummen ein zweitesmal in die Arme zu singen, daß er weiß werden und zittern mußte wie dazumal.

Nur manchmal grüßte den einsamen Amadeus aus den Wolken frühesten Tage eine weiße Gestalt, jenes Traumwesen, das er einst in dem leuchtenden Tore des Himmels hatte verschwinden sehen und das er seine Mutter nannte.

Die Seele des Kindes brach in ihr eigenes Innere auf. Um dieses Bild wob und kreifte alles, was ihm als Lied verwehrt war und von dem er doch nicht loskommen konnte.

Wie von Rausch und Betäubung wurde er erfüllt, wenn sich der Strom verborgener Töne in ihm aufmachte.

Dann, ob er stand oder saß, lief oder lag, war er wie verwunschen: seine großen Augen wurden noch weiter und schimmerten, sein langes Gesicht nahm den Zug tiefen Leidens an. Und verließ ihn der Zauber, dem er innerlich lauschte, so ging er mit Schritten davon, die unbeholfen und stolpernd waren, sein Kopf hing zur Seite, und der Ausdruck seines Gesichtes war erloschen, fast dümmlich. Er saß auf Steinen, scheinbar mit nichts beschäftigt, und ließ das Sonnenlicht über sich rinnen; ging versonnen, Un-

begreifliches summend, im Felde und schrak mit tiefem Atmen auf, wenn ihn jemand anredete. Er erschien allen Leuten als beschränkter Tölpel.

Aber die Wäglein des Lebens sausen ohne Unterlaß an dem Menschen vorüber, und ist man von einem heruntergefallen, so nimmt uns das andere wieder auf. Vor allem aber die Kinder gleichen den Vögeln, die immer auf ihre Flügel stürzen.

An dem Tage, der den Amadeus ein gut Stück weiter in sein traumhaftes Leben führen sollte, hatte der Hübner-Bauer, unwirsch über die Lüßigkeit, sein kleines Mädchen mit einem Zettel zu dem Mandel-Schneider geschickt und ihm darauf mitgeteilt, daß die bestellte Jacke spätestens am Sonntage der sieben Schmerzen, das heißt in der dritten Woche des September, abgeliefert werden solle. Im anderen Falle möge er das Tuch behalten und sich einen Schlafrock daraus machen.

Die kleine Veronika Hübner traf in den frühen Vormittagsstunden in dem Mandelhause ein. Eusebius steckte mit einem sauer süßen Lächeln die Ohrfeige ein, entschuldigte sich ein langes und Breites und versprach, sicher eher als an dem gedachten „Zermus“ sich mit der Arbeit in Bauerröhrensdorf einzufinden. Dann gab er dem Mädchen abgespulte Garnwickel zum Spielen und ließ sie die sichergestellte Nähmaschine treten. Er suchte das Kind auf alle Weise zu erfreuen und hinzuhalten, daß sein Junge sie noch treffen und mit ihr moßen könne. Durch solche Artigkeiten hoffte er den erzürnten Bauern wieder zu besänftigen.

Doch Amadeus blieb aus. Er war schon zeitig hinausgestreift zwischen Stoppel- und Rübenfelder, in Gräben und Kartoffelfurchen, nicht allzuweit von seines Vaters Hause, daß er dessen Esse gerade noch als ein weißes Müßlein auf dem First balancieren sah. Dort fing er Käfer, sperrte sie in Blätterkästchen, sah die Wasserspinnen über die Lämpel sausen, sammelte sich das winzige Samengeld aus den Klappertöpfen und geriet dabei immer weiter gegen das Ende des Dorfes hin, schweigsam und verführt wie immer.

Der Weg, auf dem er sich verlor, strebte sacht bergunter, einer Felsenschwelle entgegen, die, stark umbuscht, sich wie ein grüner Wall quer in die Felder legte. Ehe das schmale Sträßlein sich aber in das Dunkel einer Höhle bohrte, bog es sich in ein paar Windungen und schoß dann schnurgerade und steil bergab.

An dieser jähren Stelle stand der Schneiderjunge, als Veronika nicht länger im Mandelhause auf ihn warten wollte und sachte davonging. Er maß die Örtlichkeit mit kritischen Blicken. Und ob es ihm auch gelüstete, es dem Wege gleichzutun und in schnellem Lauf hinunter zwischen die kühlen Bäume zu jagen, er setzte sich auf einen Stein am Straßenrande und schaute versunken so lange auf das Buschwerk drunten, bis ein zauberhaftes Glänzen um die Bäume zu gaukeln begann.

Die Bäume hielten erschöpft ihre Kronen in der stillen Hitze, und Amadeus erstaunte darüber, wie sie so regungslos auf ihrem einzigen Beine stehen konnten, ohne umzufallen. Tief im Grün klopfte irgendwo ein Specht wie mit einem kleinen Hämmerchen gegen das Holz, und der Knabe, der den Vogel weder kannte noch sah, dachte, das müsse ein gar winzig Männlein sein, das so leise schlage und wartete, daß es hervorkomme und ihm Geschichten erzähle, weil sein Vater nicht mehr mit ihm reden mochte. Vielleicht wußte es gar den Weg zu seiner Mutter. Nicht lange danach, als es das gesonnen hatte, hörte es hinter sich leichte, kurze Schritte und war der Meinung, was es gewünscht habe, geschähe und das Klopfmännlein komme gerade auf ihn zu, konnte aber nicht begreifen, wie das auf einmal hinter ihn geflogen sei. Das Trippeln kam näher und näher und Amadeus schloß vor lauter Erwarten die Augen, um es nicht zu vertreiben. Da stand das Männlein endlich bei ihm, und der Schneiderjunge hörte es über sich atmen.

„Hast du dich verlaufen, Junge, und weißt du nicht mehr nach Hause?“ fragte es nach einigem Warten mit einer Stimme, die so schön war, wie Amadeus noch keine gehört hatte in seinem Leben.

Er antwortete aber nicht, sondern schüttelte nur den Kopf, damit das Wundermännlein weiterspreche.

Aber das verlegte sich auch eine Weile aufs Schweigen. Dann fuhr es ihm mit weichen Fingern über die Augen und fragte:

„Warum machst du deine Augen nicht auf und siehst umher? Bist du denn blind?“

„Nein,“ antwortete Amadeus, „aber, wenn ich nicht aufseh, hör ich alles besser, was du sagst, und du kannst mir auch den Weg zu meiner Mutter zeigen.“

„Wo ist denn deine Mutter?“

„Ja, der Vater sagt, die ist im Himmel. Und wenn es licht ist, kann keine Straße sein. Aber wenn ich es finster mach vor mir, wie in der Ziegennacht, da kann wieder eine silberne werden und ich geh hinauf zu ihr und kann wieder singen.“

Das sagte das Büblein alles mit aufgelöster, süchtiger Stimme und saß dann wieder ganz still mit gesenktem Kopfe.

„Wie heißt du denn?“ wurde es weiter gefragt.

„Das wirst du schon wissen. Denn bist du nicht das Wundermännlein?“

Da ertönte auf einmal ein so lustiges Gelächter, daß der Schneiderjunge verdußt die Augen aufschlug. Allein er hätte sie gern wieder zugemacht; denn neben ihm stand ein Mädchen, nicht viel größer als er und nicht viel anders angezogen als die Kinder der Bauern zur Sommerzeit. Ein ge-

blühtes Tüchlein saß ihr auf dem Kopfe und ein rotes Rattunkleidchen ging ihr wenig weiter als über die Knie der nackten Beinchen. Es lachte noch immer, wie wenn es sich ausschütten wollte, und sah dabei den Amadeus vergnügt an.

„Gelt, du bist Mandel-Schneiders Junge?“ fragte es dann. Aber Amadeus konnte noch immer nicht reden. Denn wenn auch das Wundermännlein aus dem Walde nicht gekommen war, so war das Mädchen da ihm aus dem hellsten Zauber seiner Seele geschenkt worden, daß es nicht minder wunderbar erschien und er kaum glauben konnte, es habe Vater und Mutter wie die andern Kinder und sei von der Welt, und er sah sie ohne Wenden mit großen, erstaunten Augen an.

So hatte das Mädchen Zeit genug, den Schneiderjungen zu betrachten, von dem es schon allerhand Absonderliches unter den Kindern gehört hatte, und der stille, betrachtsame Ernst dieses frühwachen Gesichtes ging ihm zu Gemüt. Denn es sah aus, als traure der Knabe immerfort darüber, keine Mutter zu haben.

Deswegen kam die Kleine aus Betretenheit in ein überstürztes Plaudern und erzählte mit vielen Umschweifen, daß sie Veronika Hübner heiße und bei des Amadeus Vater, dem Schneider, gewesen, damit er endlich die Jacke mache, die schon so lange bestellt sei.

Ihre Worte klangen hurtig, und dem Knaben war es, als singe ein Vöglein. Darum stand er nur immer und hörte zu und wünschte, es möchte kein Ende nehmen. Doch endlich hatte Veronika alles erzählt, was ihr einfiel, von den vielen Kühen in ihres Vaters Stall daheim zu Bauerröhrsdorf, von ihrem weißen Schafe, das ihr nachlaufe wie ein Hund, und von der Schule. Sie wußte nichts mehr, bückte sich, zupfte da und dort am Grafe und fragte den Amadeus dies und das. Der aber war, als sei ihm Maruschkas Stummheit aufgehoct und antwortete kaum mit einem „Ja“ und „Nein“. Doch da er bemerkte, daß Veronika Anstalten machte, nach Hause zu gehen, ergriff er leidenschaftlich ihre Hand und bat, sie möchte ihn mitnehmen. Obwohl er sich fest machte, nicht zu weinen, so klang seine Stimme doch traurig.

Das Mädchen war von der unvermuteten Hitze des Mandel-Jungen etwas betroffen, noch mehr freilich von seinem Schweigen und eigentümlichen Schauen, das ihr besser gefiel als anderer Knaben Schreien und tolles Gespringe.

Deswegen sagte es zu Amadeus, er solle hier warten, bis sie zurückkomme, und lief das Stücklein Weges zurück ins Mandel-Haus. Dort bat sie den Meister, seinen Jungen mit ihr gehen zu lassen, und kehrte bald darauf mit einer Mütze zurück, denn der Knabe war barhäuptig.

So gingen sie beide auf dem Hohlwege durch die Felsenschwelle und

sahen nicht lange danach den felderbunten Kessel von Bauerröhresdorf unter sich liegen. Die weißen Höfe standen im grünen Grase und waren so groß, daß sie dem Schneiderjungen vorkamen, wie ebensoviele Städte. Zwischen den Gehöften machten sich Teiche breit, und auf jedem schwammen Gänse und Enten, daß das Wasser wie mit winzigen weißen Schiffen übersät war.

Amadeus staunte über alles und schaute ein über das andere Mal Veronika von der Seite an, weil er glaubte, all das gehöre ihr. Seine beredsamen Augen, die voll des Glückes im Staunen waren, schlossen in Veronika manches Türlein auf, von dem sie kaum etwas gewußt hatte, und das Mädchen geriet in rechtes Schweifen mit Worten, wie es wohl alle Reichen übersfällt, wenn die verwunderten Blicke der Armut ihren Wert ins Ungemeßene steigern.

So langten sie im Hübner-Hofe an, und die Bäuerin war betroffen von dem Knaben, der keine Mutter hatte als nur die taubstumme Maruschka und doch so gehalten und klug vor ihr stand, als behüte ihn Tag um Tag ein achtsames Herz. Sie streichelte seinen Scheitel und rebete zu ihm in Güte und Liebe, daß sich Amadeus wie bei seiner Mutter im Himmel vorkam. Es gab auch fettes Butterbrot und Milch und Honig, so viel er wollte, und als die Kinder sich gesättigt hatten, liefen sie durch den Hof. In dem Stalle nannte Veronika jede Kuh beim Namen. Die Tiere drehen den Kopf nach den beiden um und sahen sie aus großen, verwunderten Augen an. Alle Scheu und Ferne wich von Amadeus, und als sie vor den Pferden standen, sagte er, sein Vater sei auch einmal auf einem fast bis nach Frankreich hineingeritten, und wenn er groß sei, dann werde er ebenfalls in alle Welt wandern, nach Hildesheim, Hamburg und Berlin. Veronika hörte zu und lachte ein über das andere Mal, daß dem Schneiderjungen sein Leben so schön und licht vorkam, wie vorher. In all dem Reden waren sie aus dem Hofe, durch den Garten an den Teich gewandelt. Dort saßen sie und warfen Blumen in das Wasser. Das Rot des nahen Abends stieg schon herauf. Der Teich lag wie eine blanke, große Glasscheibe und der Himmel mit all seinen verzückten Wölkchen hauchte sein Abbild hinein, und wenn man es sehen wollte, durfte man sich nur vorneigen und auf den Grund schauen. Da war es, als käme die ganze Herrlichkeit der hohen Luft durch ein dunkles Tor aus der Erde herauf. Veronika sagte, das mache der Wassermann, um die Kinder zu verlocken und zu sich in den Teich zu ziehen. Deswegen liefen sie weg, ein Stück in die Wiese hinein und suchten die Federn der Enten und Gänse, die im Grase zerstreut lagen. Amadeus bekam so viel, daß er seine Taschen füllen und sie kaum mit zwei Händen fassen konnte. Darauf ließen sie die Federn fliegen. Manche schwangen sich auf und verschwanden als kleine Luftschifflein in der Höhe; andere setzten sich ins Gebüsch, als wollten sie Vögel sein und in den Zweigen Nester bauen. Die Kinder sangen

ihnen auch die Reimlein vom Maikäfer und bliesen sie lachend davon. Überdem begann es zu dunkeln und plötzlich stand der Mandel-Schneider bei ihnen. Nicht wie ein Mensch, wie ein Gnom tauchte er auf, der von den Bäumen fällt oder aus der Erde wächst, schaute versunken auf das Spiel der beiden und rückte unschlüssig an seiner Mütze. Amadeus, der merkte, worauf das hinaus wollte, flüchtete sich zu Veronika, und ehe noch Eusebius was sagen konnte, erklärte das Jünglein, daß es bei seiner Freundin bleiben wolle. Erst als das Mädchen sagte, Amadeus dürfe nur eine Feder nach Bauerröhrsdorf zu in den Wind lassen, so werde sie kommen und ihn besuchen, willigte er ein. Sie gab ihm zum Abschiede auch einen Kuß und lief dann schnell dem Hofe zu.

Die beiden gingen in das dichte Dämmern hinein. Die Höfe lagen bald unter ihnen, und ehe der Weg in das Gebüsch kroch, langte Amadeus in die Hosentasche und ließ eine Feder fliegen. Er war so voll des neuen Reizes, daß er des Erzählens kein Ende finden konnte. Aber je fröhlicher die Worte des Jungen sich drängten, um so einsilbiger wurde der Vater. Das verschobene Männchen strebte, in sich hineinbrütend, vorwärts. Sein Gang war noch ungleicher als sonst.

Als das Haus unter dem Ahorn vor ihnen auftauchte, blieb er stehen, nahm des Kindes Hand und schaute sich nach allen Seiten um, ob jemand in der Nähe sei, und sagte dann mit schmerzlicher Stimme: „Sieh, Amadeus! der Vogel weiß dirs nicht, ob er einen Kuckuck ausbrütet, und was der Mensch manchmal als Stein wegschmeißt, das ist vielleicht das Auge aus seinem Kopfe.“ Dann ging er gebückt unter sein Dach und das Kind, das ihn nicht verstand, folgte ihm zaghaft und furchtsam.

An demselben Abende ließ es sich nicht waschen und schlief, mit dem Händchen den Mund bedeckend, ein, um Veronikas Kuß nicht zu verlieren.

(Schluß folgt)

Otto Brahm (1856—1912)

von Paul Schlenker

Er lebt ganz für ein Prinzip, und das wird ihm eine spätere Zeit noch anrechnen.

Lh. Fontane über Brahm.

I

Es sind jetzt genau dreiundzwanzig Jahre her. Der Verein Freie Bühne hatte sich durch seine ersten vier Aufführungen Platz gemacht. Aber den literarischen Führern fehlte eine Möglichkeit, ihre Ideen rückhaltlos auszusprechen und gegnerische Ansichten ohne Hindernis zu bekämpfen, denn die Organe, an denen wir damals mitwirkten, verhielten sich gegen Bestrebungen der Freien Bühne äußerst spröde und suchten uns durch desavouierende Fußnoten einzuschränken. Der freien Bühne fehlte das freie Wort. Eines Abends saßen wir in der Weinstube von Frederich, Potsdamer Straße, beisammen und beklagten diesen Mißstand. Da sprach Julius Stettenheim mit dem ihm eigenen jugendfrischen Glanz das befreiende Wort. Er, der sich schon öfters in Zeitschriftengründungen versucht hatte und damals noch in den „Wespen“ nach Herzenslust seine Wütchen kühlen durfte, erklärte, das einzige Mittel, dem Übelstand abzuhelfen, sei ein eigenes Wochenblatt. Der Gedanke schlug Wurzel. Über die Wahl des Verlegers und Redakteurs konnte kein Zweifel sein. Beide saßen mit erleuchteten Gesichtern am Tisch, und wenige Wochen später, am 29. Januar 1890, erschien das erste grüne Heft der „Freien Bühne für modernes Leben“ mit Otto Brahms weit ausschauender, tief eingehender Programmrede, die S. Fischer vor einem Monat hier wieder zum Abdruck gebracht hat. So steht Otto Brahm am Ursprunge dieser Zeitschrift, der vor zwei Monaten auch seine letzte Arbeit galt. Über Kainz. Vor allem andern ist daher die „Neue Rundschau“ berufen und berechtigt, das jäh abgebrochene Leben dieses Mannes aufzuhellen.

Selten ist der Tod eines hervorragenden Menschen so emphatisch beklagt worden wie der Otto Brahms. Er selbst hätte sich in seiner klaren, bedächtigen und maßvollen Art darüber gewundert. Bei der Gedekfeier im Lessingtheater stieg Alfred Kerr bis zu hymnischer Begeisterung auf, und Ernst Hardts schöne Verse dankten dem Mann von Wort, dem weisen Befähigtigen künstlerischer Erregtheit. Schon vorher hatten am Sarge Hauptmann und Schnitzler gesagt, wie nah er ihnen stand, und der Generalintendant Graf Hülsen-Häseler hatte mit ergreifender Wärme Brahm als konkurrierendem Kollegen vielleicht die feinste Ehre erwiesen. Zu seinen Lebzeiten lag Brahm viel in offener Fehde und pflegte seine schärfsten Waffen nicht zu schonen. Es gab Zeiten, da er von wütenden Gegnern

umringt war; und nun, da sich grausam früh sein Geschick erfüllte, schien es, als sei er ohne Feind dahingegangen. Noch am Sarge sah man Teilnehmende, die einst mit ihm in bösem Unfrieden lebten. Das alles kann sich nicht aus Hyperbeln der Nekrologstimmung erklären. Das muß seinen Grund in der Entwicklung dieses Mannes haben. Darum scheint es notwendig, dieser Entwicklung von ihren Anfängen bis ans Ende nachzugehen. Darum wage ich den Versuch, sein Werk aus seinem Leben zu erklären. Wir haben es hier nicht mehr mit dem beklagten Toten zu tun. Wir wollen versuchen, ihn wieder lebendig vor uns zu sehen und von ihm zu sprechen, als wäre er nie gestorben.

Otto Brahm — in Hamburg am 5. Februar 1856 geboren — kam aus kleinbürgerlichen Verhältnissen her. Sein Vater, der Kaufmann Julius Abrahamson, der bis 1888 lebte, ein kugelrundes Männchen, konnte bei aller Energie und Betriebsamkeit nicht dazu kommen, seine Familie in Wohlstand zu setzen. Die Mutter sah dem Vater ähnlich. Ohne wohlhabend zu sein, machte das blonde Paar einen wohlhabigen Eindruck; es schien, als ob ihnen Schicksalsschläge die gute Laune nicht so leicht nehmen könnten. Obgleich die Mutter aus Brandenburg an der Havel stammte, erinnerte sie in ihrer rötigen Breite doch an jene hamburgischen Kleinbürgermadams, wie sie auf der Lokalbühne Lotte Mende im Hamburger Tonfall mit genial-naiver Komik zu treffen wußte. Diese Mutter verlor den zutraulichen Humor auch dann nicht, wenn sich ihr Sohn irgendwie herum-schlug. Die kleine jüdische Dame benahm sich dann so tapfer wie nur je eine Burgfrau aus den Kreuzzügen oder eine gracchische Cornelia. Eines Tages strebte der Hamburger Theatergewaltige Pollini auch noch über die Theater in Frankfurt a. M. die Alleinherrschaft an; Leopold Sonnemann, dem ein solches Städtemonopol verdächtig war, veranlaßte den geborenen Hamburger Otto Brahm für einige Zeit an Ort und Stelle zu gehen, um über Pollinis Wirksamkeit in der „Frankfurter Zeitung“ ein Gutachten abzugeben. Dieses Gutachten wurde ein Übelachten. Brahm fand die Theaterzustände seiner Vaterstadt künstlerisch tief verwahrlost, nur den Geschäftsspekulationen und „Staroperationen“ des „großen Handelsmanns im Norden“ ausgeliefert. Das gute alte Thaliatheater, dessen sich Pollini gleichfalls bemächtigt hatte, war tief gesunken. Gewohnheitsgemäß nahm Brahm als Kritiker, der obendrein in seiner lokalpatriotisch-künstlerischen Jugendliebe verletzt war, kein Blatt vor den Mund und sagte den Frankfurtern über ihren Kandidaten gründlich die Wahrheit. Die Folge davon war, daß Pollini nicht bloß von Frankfurt fern blieb, sondern auch das Thaliatheater wieder verlor. Pollini entbot seinen ganzen Heerbann von Agenten, Schauspielern und Hausautoren gegen den Störer eines faulen

Friedens. Es kam zu erbitterten Zeitungskämpfen und sogar zu Beleidigungsprozessen. Man wollte auch Brahms bürgerliche Stellung erschüttern. Da rief ihm mitten im ärgsten Tumult seine Frau Mutter aus Hamburg zu: „Hast recht, Otto, laß dir nichts gefallen, hau zu, hau noch mehr zu!“ Für den Streibaren ist es ein Glück, wenn ihn Frauensorge nicht zu erweichen sucht. Von solcher Seite hatte Brahms zeitlebens nichts zu fürchten; er hat es der Mutter, deren Erbteil seine Unerfrohenheit war, gedankt. Als wir vor dreißig Jahren in der Berliner Kunstausstellung vor einem Frauenbildnis von Ludwig Knaut standen, sagte er zu mir: „So möcht' ich meine Mutter malen lassen!“ In dieser Art pflegte er ein Gefühl seines Herzens zu äußern; nie durch Überschwang des Worts, nie durch Klang des Pathos, sondern durch Kundgebung einer realen Absicht oder eines möglichen Wunsches. Freilich war es zu jener Zeit noch ein frommer Wunsch, denn um ihn zu erfüllen, um ein solches Meisterporträt zu bestellen, hätten zwei, drei Jahre seines damaligen Gesamteinkommens nicht hingereicht.

Im unscheinbaren Elternhaus wuchs Otto Brahms mit seiner älteren Schwester heran; er wuchs nicht hoch in die Luft empor, aber desto weiter und breiter mit scharfen Sinnen um sich forschend. Er war schon fast sieben Jahre alt, als noch ein Bruder kam. Diesen Bruder Ludwig hielt er wohl schon von frühester Knabenzeit an wie sein eigenes Kind, und auf den geweckten Jungen übertrug sich die Theaterpassion der Eltern und Geschwister in gesteigertem Grade. Ludwig nahm schon mit sechzehn Jahren beim alten Görner dramatischen Unterricht, wurde Schauspieler und ist jetzt der Zettel-Pyramus und Lancelot Gobbo des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg. Er ist auch im Leben „a fellow of infinite jest, of most excellent fancy“. Zeitlebens vergnügte sich der gestrenge „große Bruder“ über seine Witze und Einfälle, über nachherzählte und selbstgefundene. Oft sehr glücklich mit ihm wetteifernd, erklärte er sich leicht und gern für besiegt. Er pflegte dann zu sagen: „Ich möchte mich totlachen — aber ich tu' es nicht.“ Als Ludwig Brahms den eigenen fünfzigsten Geburtstag feierte, vergaß er alle seine Poffen; einen halben Tag lang saß er am Bette des Sterbenden, der ihn nicht mehr erkannte und auf alle seine Fragen keine deutliche Antwort gab. Die bewährte Kraft der Aufheiterung versagte, der arme Morrik war am 28. November 1912, seinem fünfzigsten Geburtstage, selbst zu Tode betrübt. „Wer ist dieser kalte Mensch?“ hat einmal der Tiroler Bildhauer Natter gefragt, als Otto Brahms mit einem gemeinschaftlichen Freund in sein Atelier getreten war. Eltern und Geschwister mußten, wie wenig von dieser äußeren Kälte zu halten war. Auch ohne es in Worten und Gebärden auszudrücken, fühlten sie gegenseitig ihre Zugehörigkeit und den angestammten Familiensinn.

Die Brüder mußten sich früh trennen. Als Ludwig schulpflichtig geworden war, kam Otto von Hamburg weg. Er hatte die Bürgerschule des Dr. Anton Kée besucht und war schon mit zwölf Jahren so weit, daß es für ihn auf dieser elementaren Bildungsstätte nichts mehr zu lernen gab. Da er noch zu jung war, um nach des Vaters Willen ins praktische Leben zu treten, so blieb er noch ein Jahr dort, und zwar auf den Rat des Schulhalters. Dieser ehrliche Pädagog mochte gedacht haben, wie jener Meißner Rektor Lessings: „Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß.“ Der kleine Otto war nun zu einer Art Wiederkäuung des Lehrstoffs verurteilt, und da sich übers Jahr dieselbe Verlegenheit wiederholte, so schlug er selbst, der dreizehnjährige, vor, in eine Schule zu gehen, auf der er das Zeugnis zum einjährig-freiwilligen Dienst erwerben könnte. So kam er im April 1869 nach Perleberg. Den Namen des guten Städtchens in der Priegnitz sprach er später selten aus, ohne sofort hinzuzufügen: „Glanzwische!“ Denn in diesem Schönheitsmittel glänzt die Perleberger Industrie ganz besonders. Durch Glanzwische unterhält sie den Geschäftsverkehr nach zwei Großstädten hin, nordwestlich nach Hamburg, südöstlich nach Berlin. Der künftige Berliner Kritiker und Dramaturg war schon damals in den Regierungsbezirk Potsdam, in den Heimatbezirk seiner Mutter eingekehrt. Etwas vom Alsterpatriotismus war schon in der Richtung nach Berlin hin abgebröckelt. In Perleberg hatte ein Optiker aus Prißwals, Louis Blumenthal, der mit Brahms Mutter entfernt verschwägert war, neben seinem Geschäft aus pädagogischer Neigung ein Pensionat für jüdische Knaben gegründet. Dort wurde Otto Brahm untergebracht und auf die Realschule erster Ordnung geschickt. Er kam nach Obertertia. Da bei Dr. Kée fremde Sprachen nicht getrieben waren, so suchte sein Pensionsvater, ein dreißigjähriger eifriger Mann, durch Privatunterricht nachzuhelfen. So wurde der Junge ein Jahr später nach Sekunda versetzt, und wieder ein Jahr später, Ostern 1871, ging er mit dem erwünschten Zeugnis für den einjährig-freiwilligen Militärdienst ab. In Perleberg erlebte er den Krieg, und sein deutscher Aufsatz über die Vorteile eines Krieges wurde als Musterarbeit vom Lehrer Peter der ganzen Klasse vorgelesen. Anfangs mußte er in der Schule seines unbescheidenen Betragens halber mehrmals getadelt werden, später befriedigte sein „sittliches“ Verhalten und wurde zuletzt laut Abgangszeugnis sogar gut; diese Stufenfolge des Benehmens durfte auch im nachmaligen Leben manch einer an Brahm erfahren. Die „Aufmerksamkeit“ blieb befriedigend. Über den „häuslichen Fleiß“ konnten sich die Lehrer nicht einigen. Im Deutschen, in der Geschichte und in Naturwissenschaften, besonders Chemie war er gut, hingegen ließ er in fremden Sprachen, die er bei Dr. Kée nicht hatte treiben können, zuerst im Englischen, dann insbesondere im Latein zu wünschen übrig. Dem entsprach die Note bei den Leistungen. Auch das ist für spätere

Zeiten bezeichnend. Brahms besaß nie ein formales Sprachtalent, hatte aber stets für Realien einen offenen Sinn, auch wenn sie auf entfernten Gebieten lagen. Um Goethes *Götz* und die nachfolgenden Ritterdramen zu verstehen, studierte er quellenmäßig die Geschichte des ausgehenden Mittelalters; Ibsens wegen vertiefte er sich in Darwin und befreite sich von manchen Irrtümern, die an den populären Auffassungen der Darwinschen Lehre zu kleben pflegen. Das Perleberger Abgangszeugnis sagte dem Fünfzehnjährigen nach, er habe ein ernstliches Bestreben gezeigt, allen Anforderungen der Schule zu genügen. Einer seiner damaligen Mitschüler, der später selbst Lehrer und Schuldirektor wurde, erinnert sich seiner „als eines freundlichen lebenswürdigen Menschen“. Der Pensionsvater Blumenthal sprach von zurückhaltendem Wesen und von Gleichgültigkeit gegen die Jugendstreiche der Mitschüler.

Mit fünfzehn Jahren kam er nach Hamburg zurück und erörterte nochmals mit dem Vater die Wahl des Berufs. Es scheinen darüber mehrere Monate vergangen zu sein. Obwohl der Alte selbst nie Glück als Kaufmann gehabt hatte und seine Familie mit knapper Not ernähren konnte, hätte er es damals für unsinnig gehalten, wenn seine Söhne etwas anderes geworden wären. Ottos Wunsch nach einer höheren Ausbildung erklärte er für verrückt. Aber wahrscheinlich verhehlte er dabei sein wirkliches Gefühl unter dem Zwang der Umstände. So trat Otto am 1. Januar 1872 in das mittlerweile eingegangene Bankgeschäft von Eduard Frege & Co. zu Hamburg als Lehrling ein. Hier blieb er, bis über das Ende der Lehrzeit hinaus, länger als drei Jahre. Lust und Liebe zur Sache konnten seine Kollegen im Kontor nicht an ihm bemerken. Sie nahmen ihn als Kaufmann nicht voll. Dennoch erwarb er damals jene Geschäftskennntnis und Rechenkunst, die ihm zwanzig Jahre später als Theaterdirektor zu statten kam. Jedes gut und sicher geleitete Theaterunternehmen braucht einen kaufmännischen Kalkül. Den besaß Otto Brahms. Seine Geldgeber, seine Verpächter und alle die vielen, deren Brotherr er wurde, konnten sich in Zeiten frivoller und leichtfertigster Theatergründungen bei ihm sicherer fühlen, als irgendwo anders. Er handelte mit äußerster Vorsicht, ehrte den Pfennigswert auch bei großen Umsätzen, kam seinen Verpflichtungen pünktlich nach und hinterließ den Geschwistern ein Vermögen. Sein alter Vater hat die Freude, daß er doch noch Geschäfte machte, nicht mehr erlebt. Er hätte es nie für möglich gehalten. Denn um Ostern 1875 kam Otto eines Tages, lange vor Geschäftschluß, nach Hause. Als Mutter und Geschwister erstaunt nach der Ursache fragten, erwiderte er kühl und ruhig: „Ich geh' nicht mehr ins Geschäft!“ Der Vater wurde erst zur Tischzeit erwartet. Mit höchster Sorge sahen die Angehörigen einer fürchterlichen Szene entgegen. Nur Otto blieb kalten Bluts. Endlich kam Papa, rechtzeitig, abgehört und hungrig, wie immer. Otto bat noch vor Tisch um eine Unterredung ohne Zeugen.

Das Gespräch dauerte lange. Die Geängstigten im Nebenzimmer konnten nicht hören, was Ottos leise, dünne Stimme sprach. Jeden Augenblick befürchtete man einen wörtlichen und tätlichen Losbruch väterlicher Gewalt. Nichts von alledem geschah. Der alte Herr war weitsichtiger gewesen, als die andere Familie. Er mochte längst erkannt haben, daß sein Ältester kein Kaufmann bleiben könne. Auf die Frage: „Was willst du werden?“ antwortete Otto Brahm kurz und bestimmt: „Schriftsteller“. Die andere Frage, woher die Mittel nehmen, drängte der Vater einstweilen zurück. Die einzige Bedingung, die er stellte, war Prüfung der Fähigkeiten durch einen Fachmann. Darauf hatte sich Otto vorbereitet. Er übergab dem Alten das Manuskript einer kritischen Arbeit über Paul Lindau, der damals als „Mann der Gegenwart“ mit moderner Literatur beinahe identisch schien. Mit diesem Aufsatz schickte Otto seinen nachgiebigen Alten zu einem ihm bekannten Hamburger Arzte. Dieser Professor Lazarus sollte seinen Schwager, Julius Rodenberg in Berlin, um ein Urteil bitten. Der umständliche Weg führte zum Ziel. Rodenberg erkannte Begabung zu kritischer Polemik und zur Charakteristik. Mit solchem Befähigungsnachweis gab sich Papa Abrahamson zufrieden. Otto brauchte nicht mehr zurück zu Eduard Frege & Co. Als er dort von seinem ältern Kollegen Gustav Lessmann Abschied nahm, fragte ihn dieser, was er studieren wolle. Er entwickelte seine Pläne genau so, wie er sie später durchgeführt hat. Lessmann war selbst Theaterfreund und kommt sogar in Brahms Doktorarbeit vor. Beide hatten sich oft über den allzu blütenreichen Stil eines Hamburger Kritikers lustig gemacht. Nun sagte Lessmann zu ihm: „Wenn Sie jemals dazu kommen, über Theater zu schreiben, so versprechen Sie mir, nicht so zu schreiben, wie Doktor F.“; und er antwortete lachend: „Das kann ich Ihnen versprechen.“

Die Geldgeschäfte war er los. Allein das Geld fehlte auch. Die Eltern konnten nicht für mehr sorgen als für Wohnung, Verpflegung, Bekleidung. Da setzte sich Otto zu Haus hin und lernte ohne fremde Anleitung und Hilfe auf eigene Hand weiter. Er ließ die Realien und die neuern Sprachen diesmal weg, suchte sich im Latein zu vervollkommen, lernte Griechisch ganz neu vom Alphabet an und studierte besonders Geschichte und Literatur. Dieser zähe autodidaktische Fleiß, der ihm nur zu zwei kurzen täglichen Spaziergängen Zeit ließ, wurde bloß durch Adolf Wohlwills historische und literarhistorische Vorlesungen im Johanneum, einer spezifisch hamburgischen Zwischenstufe von Gymnasium und Hochschule, unterstützt. So eifrig diese Studien anderthalb Jahre lang betrieben wurden, so konnte doch kein Reisezeugnis für die Universität erzielt werden, weil die Bildung nicht „allgemein“, der Bildungsgang nicht vorschriftsmäßig war. Daher erklärte sich eines Tages Otto Brahm selbst für fertig zur Universität und ging im Oktober 1876 nach Berlin. Es ist mir nicht

bekannt, wie er und sein Vater die Kosten für das Universitätsstudium in fremden Städten und für die damit verbundenen Reisen aufbrachten.

Was den jungen Bankkommis über alle Schwierigkeiten hinweg zur Literatur und Schriftstellerei trieb, war zweifelsohne das Theater. Die Theaterpassion hatte er von seiner Mutter geerbt. Während seiner Lehrlingszeit war regelmäßiger Theaterbesuch die Erholung. Schwester Emma und er hatten ihre Sparpfennige auf ein Sonntagsabonnement im Thaliatheater angelegt und versäumten keine Vorstellung. Hier fand er zugleich Zerstreuung und Sammlung, vor allem Anregung. Von hier aus vervollständigte er seine literarische Bildung und seinen künstlerischen Geschmack. Das Hamburger Thaliatheater hatte damals schon ein Vierteljahrhundert lang unter der Leitung von Chéri Maurice schauspielkünstlerisch geblüht, und diesem großen dramaturgischen Erzieher stand, gleich groß und literarisch ernster, Heinrich Marr zur Seite. Marr starb freilich noch in demselben Jahre, als Brahm aus Perleberg heimkehrte, aber Marrs Geist wirkte auf seinen würdigen Nachfolger E. A. Görner hinüber und sicherte ein Zusammenspiel, wie es nur noch im Wiener Burgtheater zu sehen war. Daß das Thaliatheater in seinem realistischen Darstellungsstil wenig beschönigte, jeder Übertreibung, auch ins Edle, Ideale, Liebliche, abhold blieb, mußte für Brahms offene, nüchterne Sinne als Vorzug gelten. Seine dramaturgische Hochschule war das Thaliatheater, dessen überragende Bedeutung er in Berlin lange nicht vergessen konnte. Aber er wurde selbst so ganz Berliner oder vielmehr Reichshauptstädter, daß er von seinen ersten kritischen Spatenstichen an darauf hinarbeitete, für Berlin etwas Ähnliches zu erreichen, zumal da in Hamburg selbst die Schauspielkunst allmählich sank, weil Marr tot, Maurice alt und Pollini Trumpf war. Auf die Künstler war ein Impresario gefolgt. Wo irgend hier in Berlin sich etwas regte, was auf künstlerische Ensemblewirkungen des Thaliatheaters hinielte, war Brahm ermutigend dabei, und wenn es sich nur um die flitterhaften, aber glänzend einexerzierten Possen Adolph Ernsts handelte. An Adolph Ernsts szenischer Exaktheit und Flottheit erkannte er die Regiekunst eines ehemaligen Thaliemitgliedes, eines gelehrigen Schülers von Maurice und Görner. Besonders wählerisch im Repertoire war auch das Hamburger Thaliatheater niemals gewesen. Aber man machte die Birch-Pfeiffer und Benedix menschenmöglich, man stellte die kleinen Lebenszüge im deutschen Philisterlustspiele mit intimster Naturwahrheit hin und bot unabhängig von den Autoren realistisch-psychologische Kunstindrücke, die den Geschmack eines zum Realen gerichteten Geistes bilden und heben konnten. Unter dieser Bildungsmacht stand Brahm schon zu einer Zeit, in der ich z. B. nur erst Provinzschmierer kannte und mir höchstens ein „falscher Haase“ zur Bewunderung aufgedrängt wurde. In Hamburg selbst hatte das Thaliatheater dem alterühmten Stadttheater am Dammthor seine große Lessing-Ethos-

Schrödersche Tradition naturwahrer Schauspielkunst weggenommen und wirkte fortbildend sogar bis nach Sankt Pauli hin. Mit jener Lotte Mende, an die mich Brahms Mutter erinnerte, bildeten Heinrich Kinder, Carl Schulze und viele andere ein mundartliches Lokalpossestheater, wie es nur in alten Kulturstädten entstehen kann. Auch das Streben dieser saftigen Humoristen war es, innerhalb der Komik treueste Lebenswahrheit zu geben. Ihrer schauspielerischen Kraft fehlte nur der Dichter, um von Julius Stinde hinauf zu Gerhart Hauptmann zu gelangen. Wenn sich Kinder und Lotte Mende vom Hamburger Missingsch hätten befreien können, so wären sie die alten Voocerats in Person geworden.

Weniger Einfluß hatte auf den jungen Adepten das einst so berühmte Hamburger Stadttheater. Die Oper, Pollinis Favorit, ließ ihn kalt. Das Schauspiel besuchte er dort wohl nur, wenn Gäste kamen. Es lehrte ihn früh den Unterschied von Echtem und Unechtem mit fast untrüglich klarem Blick erkennen. Otto Brahm bewährte später als Kritiker und besonders als Direktor die „Hamburger Schule“, die in der deutschen Theatergeschichte von größter Bedeutung ist. Es geht eine Stammbaumlinie von Lessing bis zu Brahm. Er verpflanzte sie von Hamburg nach Berlin. Wohlgerüstet für seine zukünftige theatralische oder vielmehr untheatralische Sendung kam Otto Brahm mit zwanzig Jahren in die junge Reichshauptstadt. Ein kleiner, dicker, bartloser, aber nicht immer glattrasierter Mensch mit neugierig vorgeschobenem Kopf. Hinter der großen goldgeränderten Brille konnte man die klugen und klaren braunen Augen noch nicht nach Gebühr würdigen. Auch die hohe, freie Stirn trat noch nicht bedeutend genug hervor, denn das dichte, kurze, fahle Haar sträubte sich stachlig empor und verschattete sie. Vorherrschend waren Mund und Nase, nie das Gewinnendste in diesem damals breiten, schon ältlichen Gesicht. Ein kleines, rundes Filzhütchen, verwogen zur Seite gesetzt, und ein Stöckchen, das noch nicht, wie später in der Journalistenzeit, einen Entenschnabel trug, rückten mit wechselndem Erfolge den entlaufenen Kontoristen in die Sphäre studentischer Reckheit. So kam er im Herbst 1876 nach Berlin. Er wohnte auf das allerbescheidenste in der Weinmeisterstraße bei einer Wirtin, die seinen reizbaren Magen kurgemäß, aber reichlich mit Kalbsbratenbrötchen und Rotwein versorgte. Freitische bei Geschwistern seiner Mutter halfen der kümmerlichen Kasse auf.

Damals lernte ihn sein Hamburger Landsmann Emil Heilbut kennen, mit dem ihn seither eine brüderliche Freundschaft bis an den Tod verband. Heilbut, ein werdender Maler, war wohl die erste tiefere Künstlernatur, mit der Brahm in nähere Berührung kam. Mit Heilbut zusammen besuchte er Museen und Kunstsalons, nicht zuletzt die Vorlesungen Herman Grimms. Er scheint sich während dieses ersten Studienwinters auf dem Nachbargebiete der bildenden Künste mehr bewegt zu haben, als in der Lite-

ratur. Er hatte hier viel nachzuholen und wußte, daß ein Journalist in manchem Sattel sitzen muß. Wie ein regelrechter Student mit großem Wechsel, ging er zum Sommer 1877 nach Heidelberg und brachte das Wunder fertig, auch hier ohne Schulden durchzukommen. Denn so wenig Geld er hatte, so hatte er doch immer Geld. In Heidelberg im Café Veers lernte ich ihn kennen. Der Kreis junger Deutsch-Amerikaner, Rheinländer, Berliner und Ostpreußen, in dem ich verkehrte, hielt sich von ihm fern. Der Kleine schien nicht geeignet, unser Bummelleben mitzumachen, das mehr feuchtsfröhlich als gescheit war und von den Bowlen der Tante Felix in Handschuchsheim bisweilen über nächtlichen Straßenunfug und Polizeiwache bis in den keineswegs gefürchteten Karzer führte. Für derlei Romantik hatten Brahms und sein schmales Portemonnaie wenig Verständnis. Ebenso wenig teilte er unsere jugendliche Schwärmerei für Kuno Fischers Rhetorik. Wir hatten ihm gegenüber damals ein ähnliches Gefühl wie Gretchen vor Mephisto:

Kommt er einmal zur Tür herein,
Sieht er immer so spöttisch drein.

Spott wird am besten durch Spott bekämpft, und so höhnten wir ihn, wenn er mittags im Falken und abends in Bremeneck ohne Rücksicht auf seine Magenverhältnisse immer wieder Kalbskotelett aß. Kulturkämpfer, wie wir alle waren, haßten wir Windthorst und verglichen ihn mit Brahms. In dieser allgemeinen Antipathie folgte ich mehr der kompakten Majorität als dem eigenen Gefühl. Wie ich ihn eines Tages fragte, wen er denn unserm gefeierten Kuno entgegensetzen könne, antwortete dieser Geist, der stets verneinte, sehr positiv: Herman Grimm und Wilhelm Scherer. Um ihrer willen wollte er zum Winter nach Berlin zurückkehren. Er sprach so verführerisch, daß ich mich entschloß, mitzugehen.

Gerade damals eröffnete Scherer, der seither in Straßburg gewesen war, seine segensreiche, nur allzu kurze Berliner Lehrtätigkeit. Schon in der ersten Stunde saßen Brahms und ich auf einer der ersten Bänke. Die flotte weltmännische Art des jungen Professors, sein frischer lebendiger Ton, der leichte Anflug von Dialekt, die bestimmte, herausfordernde Polemik, das Hurtige und Tapfere der ganzen Persönlichkeit mutete trotz dem Wiener Akzent Lessingisch an. Dabei fehlten die aufgekünstelten Konstruktionen, der Beweis a priori und a superiori, zu denen uns Kuno Fischer auf gut Hegelisch überredet hatte. Scherer ging von Tatsachen aus. Er sammelte Fälle und suchte daraus nach einer Einheit. Er deduzierte nicht, sondern er verglich, zählte und wog. Man merkte keinen metaphysischen, sondern einen naturwissenschaftlichen Einfluß auf die Erforschung geistigen Lebens. Man ging Schritt für Schritt vorwärts, tastend, zweifelnd, aber fest und sicher. Auch Scherers reiche Phantasie verstieg sich leicht zu kühnen Kombinationen und Konjekturen, aber er brachte Gründe herbei und gab seine Hypothesen

nicht für unumstößliche Wahrheiten aus. Er offenbarte sich in seiner Werkstatt und ließ mitarbeiten. Brahm trat in persönliche Beziehungen zu ihm und fand im Privatverkehr einen noch zwingenderen Geist als im Kolleg. Er bat Scherer um ein DokortHEMA. Scherer pflegte seine Schüler aus methodischen Gründen auf irgend etwas Altdeutsches, Textkritisches oder Grammatikalisches, hinzuweisen. Aber darauf ließ sich Brahm nicht ein. Das paßte nicht in seinen wohlüberlegten Lebensplan. Bei seinem vorschriftswidrigen Bildungsgang sah er die akademische Laufbahn versperrt. Es blieb ihm nur übrig Journalist zu werden. Wie zielbewußt er seinen Weg suchte, beweist die Auswahl der Kollegien, die er während seiner drei Berliner Semester belegte. Ob er sie wirklich alle gehört hat, weiß ich nicht, aber man könnte nach ihnen eine Zeitung in Rubriken einteilen. Sicher hörte er alles, was Scherer und Grimm lasen. Auch Karl Werders dramatische Vorlesung über Macbeth besuchte er regelmäßig. Daneben steht Harms mit Logik, Adolf Wagner mit „Sozialismus“, Treitschke mit politischen Theorien, du Bois-Reymond, den er später scharf angriff, mit Anthropologie, Curtius mit griechischer Kunstgeschichte, Carl Robert mit antiken Bildern, Benno Erdmann mit Einleitung in die Philosophie, Zeller mit literarischer Kritik. Manche dieser Themata mögen in dem angehenden Journalisten Erwartungen geweckt haben, die der Vortrag selbst nicht erfüllte, aber in ihrer Summe zielen sie sehr geschickt auf eine möglichst vielseitige Vorbildung für den journalistischen Beruf. Dazu hätten ihm Textkritik und Grammatik, mit denen ich mich gleichzeitig plagte, nichts genügt. Lieber saß er stundenlang im akademischen Lesesaal hinter massenhaften Zeitungen und Zeitschriften, um zu sehen, wie es gemacht wird, und wie es besser gemacht werden könnte. Sein Fortbildungsstreben konzentrierte sich auf Dichter, die noch im Volke lebendig sind und also im Feuilleton interessieren. Aber die wissenschaftliche Erforschung der Größe traute Scherer Anfängern nicht zu. Überdies war es ihm bequem, daß Niederungen der Literatur, „Wellentäler“ durch Dissertationsübungen ausgemessen würden. Deshalb schlug er auch Brahm allerlei Entlegenes, Abgetanes aus dem achtzehnten Jahrhundert nur zum Zwecke literarhistorischer Untersuchung vor. Aber ganz wollte Brahm vom Wesentlichen und für uns alle noch Wichtigen nicht lassen. Der Lehrer lernte die eigenwillige, aber „zielstrebige“ Widerstandskraft seines kleinen Schülers kennen und lächelnd schätzen. Sie einigten sich schließlich auf „das deutsche Ritterdrama.“ Gewiß war es ein „Wellental,“ eine Niederung, in der vergessene und unselbständige Dichter, wie der bayrische Graf Lörring, strebend sich bemüht hatten; aber es war doch eine Modegattung gewesen, die von einer großen Dichtung ausging, an große Dichtungen grenzte und mit einer großen Dichtung abschloß. Von Goethes „Götz“ bis zu Kleists „Räthchen von Heilbronn“ sollten Verbindungsfäden aufgedeckt

werden, in deren Nähe auch Schillers „Jungfrau von Orleans“ und Schillers „Tell“ vorbeigingen. Nach allen Regeln der induktiven Methode verwendete Brahm einen erstaunlichen Fleiß und seinen ganzen Scharfsinn darauf, allen Motiven, allen Typen, allen Wendungen nachzuspüren, die einer dieser Dichter und Halbdichter vom andern übernahm. So fand er klärende Aufschlüsse über das Werden dramatischer Werke im Dichter und über das Entstehen einer Richtung des Dramas. Das grundgelehrte Buch, für einen Laien kaum genießbar, ist dennoch seinen „teuern Eltern in Liebe und Dankbarkeit zugeeignet.“ Als der Hamburger Papa es aufblätterte, fand er bestätigt, daß Otto nie Kaufmann werden konnte.

Auf Scherers Rat ging er mit der vorgerückten Arbeit im Herbst 1878 nach Straßburg, wo Scherer seinem Nachfolger Erich Schmidt ein vorzüglich eingerichtetes literarhistorisches Seminar zurückgelassen hatte. Hier schien dem Perleberger Obersekundaner die Promotion wohl auch leichter als in Berlin unter den Argusaugen Müllenhoffs, Mommsens und Zellers. Erich Schmidt erkannte Brahms wissenschaftlichen Kopf sofort an, förderte seine Arbeit lebhaft, und zwischen dem „grünen Dozenten“ und dem „reifen Studenten“ bildete sich schon damals ein freundschaftlicher Verkehr aus, der für Lebenszeit vorhielt und durch abweichende Meinungen nie getrübt wurde. Erich Schmidt, später auch in Berlin Scherers Nachfolger, hat es im letzten Hefte der „Deutschen Rundschau“ seinem toten „Bramunculus“ in stillen, wahren Worten bezeugt. Damals in Straßburg war Erich Schmidt mit seinen 26 Jahren erst Extraordinarius und hätte beim Rigorosum keine Stimme gehabt. So zog Bramunculus mit fehlendem „Zeugnis der Reise“ wieder eine Universität weiter und kam Ostern 1879 nach Jena. Für den armen Perleberger war es eine Genugtuung, daß ihn hier ein sprachwissenschaftlicher Gegner Scherers, Eduard Sievers, auf Grund einer methodisch musterhaften, den Stoff erschöpfenden Dissertation am 13. Juni promovierte. Er fragte ihn im Kolloquium mit Erfolg über Geschichte der alten Literatur, lobte bei der Übersetzung und Erklärung einer Stelle des Nibelungenliedes Gewandtheit und gutes Urteil, und nur bei der Grammatik nahm der berühmte Grammatiker geringere Kenntnis wahr. Auch Rudolf Eucken fand in der nachsookratischen Philosophie des Altertums und in den Problemen des 17. Jahrhunderts Wissen und Urteil durchweg tüchtig. Ebenso überzeugte sich Gaedechens von guten Kenntnissen in der alten Kunstgeschichte. Das Resultat war „cum laude“. Die Prüfungskommission kam wohl zu der Überzeugung, daß dieser Schlaupkopff in den Doktorhut sicher hineinwachsen werde. Brahm ist nicht der einzige, der sich die Dokortürde erst nachträglich erdient hat. Für ihn selbst war die akademische Würde nur eine Etikette. Er wollte nicht scheinen, was er nicht war. Da alle deutschen Journalisten, auch wenn sie von Sexta abgehen,

mit „Doktor“ tituliert werden („Doktor der Presse“, pflegte Friedrich Dernburg zu sagen), so wollte er ein verbrieftes Recht auf diesen Titel haben.

Seit dem Sommer 1879 stand nun der neue Berliner Journalist in Bereitschaft und wartete mit Verstand auf das Glück. Auch dabei war Scherer hilfreich. Er empfahl ihn an die Nationalzeitung, die Brahms als Student mit Vorliebe gelesen hatte, und an die Augsburger Allgemeine, in deren wissenschaftlicher Beilage die ersten Kritiken erschienen. An Julius Rodenberg brauchte er nicht erst empfohlen zu werden. Von anderer Seite knüpfte sich bald eine Freundschaft mit Friß Mauthner, der ihn an das vielgelesene Deutsche Montagsblatt brachte, wo die ersten Artikel unter dem Pseudonym Otto Anders erschienen. Auch in der Augsburger Allgemeinen blieb die Chiffre D. A. noch längere Zeit bestehen. Jedoch auf Scherers Rat entschloß er sich in jenen Zeiten des wildesten Antisemitismus seinen ehrlichen, aber unbequemen Vatersnamen zu verkürzen. So entstand für alle Zukunft „Brahms“. Später erwarb er auch vom Hamburger Senate das bürgerliche Recht auf diesen Namen, den er literarisch zu Ehren gebracht hatte. Von „Otto Brahms“ erschien zunächst außer seiner Doktorarbeit über „das deutsche Ritterdrama des achtzehnten Jahrhunderts“ (Straßburg, Trübner) 1880 eine Festschrift „Goethe und Berlin“ zur Enthüllung des Schaperschen Denkmals im Tiergarten. Auf Scherers Empfehlung hin hielt die akademisch ehrbare Weidmannsche Buchhandlung das ephemere Heftchen für würdig, in ihrem Verlag zu erscheinen. Doch die kleine Broschüre ist das Unselbständigste und Schulaufsatzmäßigste, was Brahms geschrieben hat. Der dankbare Stoff ist flüssig, aber ohne tiefere und feinere Perspektive aufgearbeitet; der Stil, nichts weniger als festlich, verrät stellenweise den Einfluß Herman Grimms und seiner Vorlesungen über Goethe. Zum Schlusse gibt sich der nüchtern gebliebene Festschreiber etwas Schwung und versteigt sich zu einer gerade bei ihm überraschenden Wendung. Er fordert seine Zeitgenossen auf, „an den Überlieferungen jener Kunst festzuhalten, die das Poetische nicht in der platten Wiedergabe der allgemeinen Alltäglichkeit findet, sondern die in klassisch-durchgebildeter Form das erhöhte Abbild der edeln Wirklichkeit festzuhalten trachtet“. Goethe wird hier noch „Olympier“ genannt, sein Verhältnis zu Berlin wird in Epochen eingeteilt und Goethes Einbiegen in die Traditionen der Renaissancelunst, Goethes Vordringen zu dem Ideal des Klassizismus wird zügellos als das Einzigwahre bewundert. Der klassizistische Schüler Scherers und Grimms stand noch nicht in eigenen Schuhen.

Dagegen sprach er schon hier eine Anschauung aus, an der er zeitlebens festhielt. So unselbständig und äußerlich hier noch seine Ansicht von Goethe ist, so begründet war schon damals seine Ansicht von Berlin. Brahms erklärt, daß sich Berlin schon durch den Goetheskultus der Romantik als

werdende Zentrale Deutschlands zeigte, weil diese Stadt dem Künstler das gab, was er braucht, ein Publikum. Nicht in der Zersplitterung des Vaterlandes sah Brahm ein Heil für die Entwicklung unserer Poesie, nicht im Fehlen einer geistigen Hauptstadt den Vorteil. „Ein ewiger Schaden ist es vielmehr für unsere Dichtung gewesen, vor allem für das Drama, daß wir keine Kapitale besaßen, keinen Brennpunkt alles nationalen Lebens, wie die Spanier, Engländer, Franzosen. Glücklicher als wir erfreuen zumal die Franzosen sich einer sichern und durch Jahrhunderte gefestigten Tradition, einer niemals abreißen den Kontinuität und Stetigkeit des Geschmacks, die wohl auch durch die literarischen Gräuel der neuesten Zeit, durch die wüsten Orgien des Naturalismus nicht erschüttert werden wird.“ Also sprach Brahm dreiunddreißig Jahre vor seinem Tode. Der letzte Angriff richtete sich gegen Zola, den er damals kaum kannte und deshalb nach vielen berühmten und unberühmten Mustern noch mit Pornographie und Schundliteratur verwechselte. Diese Irrtümer hat er später gründlich berichtigt. Aber den Glauben an die Kapitale und Zentrale Berlin hielt der Hamburger Kulturstädter fest und tat das Seinige, auf dem Gebiete des Theaters dahin zu wirken. Die Stadt Berlin hat jetzt neue Straßen nach Döring, Helmerding, Niemann, Matkowsky genannt. Sie besitzt seit vielen Jahrzehnten eine Pfandstraße. Sie würde sich nichts vergeben, wenn sie in dieser Weise auch Otto Brahm verewigte, obgleich er den wohlblöblichen Stadtvätern die Lust an der Lustbarkeitssteuer gründlichst vertrieben hat. Vielleicht verdient er schon deshalb seine Straße. Uns Werk, Herr Burgemeister! In Berlin als geistigem Mittelpunkt suchte Otto Brahm zwei Jahre lang nach einer festen Kanzel, von der aus er ständig zu hören gewesen wäre. Endlich fand sie sich im Berliner Urblatt, im Leiborgan des Urberliners. Im Mai 1881 hatte die Bossische Zeitung ihren Referenten für die Privattheater, Max Kemp, durch den Tod verloren, und sein Nachfolger wurde Otto Brahm. Den Zeitungseigentümern und dem Chefredakteur mag das Schriftchen über Goethe und Berlin in seinem Berlinismus, noch mehr in seinem Klassizismus und Traditionalismus zugesagt haben. Brahm trat an die Seite Theodor Fontanes, der neben ihm das königliche Schauspiel besprach. Zwischen beiden entwickelte sich sehr bald ein reger geistiger Verkehr; der große Alte hatte es sehr gern, wenn ihn sein „kleiner Brahm“ gegen Abend zur Teestunde besuchte und in die stille Stube allerlei Kuriosa aus dem Weltgewimmel mitbrachte. Auch die Debatte setzte von beiden Seiten immer lebhafter ein und vollzog sich in scharf zugespitzten Pointen. Auf Harmonie der Gesinnungen und Auffassungen kam es ihnen weniger an, als Klingen zu kreuzen. Wie es sich bei Fontanes Brieffschreibegenie von selbst versteht, wurden diese Gefechte auch schriftlich fortgesetzt, aber wenn wieder ein Brief Fontanes anlangte, so zog Brahm es doch vor, die drei Treppen der

Potsdamerstraße 134c hinaufzusteigen und mündlich zu entgegnen. „Sie sind wie zum Kritiker geboren,“ schrieb ihm der Alte Ende Oktober 1882, „scharf, klar, fein und, was bei dieser glücklichen Dreierheit kaum ausbleiben kann, ein brillanter Stilist. Alles, was Sie schreiben, les' ich mit Vergnügen, wie man einen klugen Menschen gern sprechen hört.“ Durch so gehäufte Elogien pflegte Fontane einen Widerspruch einzuleiten, und so war es auch hier. An der Hand eines Essays über Paul Heyse wandte er sich gegen die literarische Objektivitätsmethode, die nur darstellen, nicht zugleich judizieren will. Brahm wird die Antwort mündlich, „wortspielproduktiv“ gegeben haben.

Der Verkehr mit Fontane hörte nicht auf, als Brahm im Frühjahr 1885 aus der „Vossischen Zeitung“ entlassen wurde. Über die Gründe dieser Entlassung ist falsches verbreitet; wir sind es dem Andenken unseres Freundes schuldig, die Sache so harmlos aufzuklären, wie sie war. Anderthalb Jahre lang hatte Brahm in der „Vossischen Zeitung“ neben den lebenswürdigen Überschwenglichkeiten Ludwig Pietschs und der weltmännischen Milde Fontanes eine ziemlich scharfe, wenigstens für damalige Zeiten scharfe kritische Feder geführt, die unter den Angegriffenen und ihrem Anhang großes Argernis erregte. Redaktion und Eigentümer wurden durch mancherlei Klagebriefe behelligt. So erließ Hugo Lubliner einmal ein offenes Schreiben an die „Erben Gotthold Ephraim Lessings“, das mit Bezug auf Brahm in den Satz auslief: „Es ist eine Schmach! Ergebenst Hugo Lubliner“. So war Brahm kein ganz bequemer und, da er sich mehr und mehr zu modernen Richtungen der Literatur bekannte, auch ein unheimlicher Mitarbeiter. Denn das Leitblatt der Berliner Fortschrittspartei war in künstlerischen Dingen stockreaktionär, und zwar trotz Fontane, der für seine Person eher politisch als literarisch konservativ war. Besonders heftig bekämpfte Brahm den Direktor des Wallnertheaters, Theodor Lebrun, der aus finanziellen Gründen sein Personal auf mehrere Schauplätze verteilte und dadurch überall den Wert der Vorstellungen herabminderte. Als im März 1883 nach mehrjähriger Ruhepause Karl Helmerding wieder in „Mein Leopold“ bei Wallner auftrat, hatte es der Direktor nicht für angemessen gehalten, den Großmeister der Berliner Posse in die gewohnte würdige Umgebung zu bringen. „Am meisten“, schrieb Brahm, „wurde Engels vermisst, dessen Pianist Wehlmeyer als eine Glanzrolle allgemein bekannt ist. Er fehlte ohne Entschuldigung, wie die Parlamentssprache sagt; denn die Entschuldigung, daß man ihn am andern Ende der Stadt braucht, ist für uns keine; ein Theater, das noch irgend künstlerischen Ehrgeiz hat, sollte an einem Abend, wie dem gestrigen, alles dransetzen, seine besten Kräfte (auch Kadelburg hatte dazu gehört) vorzuführen. Aber der rechte künstlerische Ehrgeiz — es muß endlich einmal ausgesprochen werden — scheint den Leitern des Wallnertheaters mehr und mehr abhanden zu kommen . . .

Aus ebenso kleinen Anfängen erwachsen, wie einst das Wallnertheater, steht heute das populäre Unternehmen des Herrn Adolf Ernst da, das schon jetzt an Frische und Präzision der Darstellung den ältern und vornehmern Konkurrenten übertrifft; möge dieser bei Zeiten sehen, dem deutlich wahrnehmbaren Niedergang zu steuern und zu retten, was noch zu retten ist.“ Lebrun befolgte diesen guten Rat, diesen Rat zum Guten nicht. Drei Jahre später war er fertig und ist, einst ein angesehener Schauspieler und höchst begüterter Direktor, arm und vergessen gestorben. Damals glaubte er noch aufstrotzen zu dürfen. Mehr als der Tadel seiner eigenen Person hatte ihn das Lob des Rivalen erbost. Als Brahm das nächste Mal wiederum an der Abendkasse des Wallnertheaters erschien, um gewohnheitsgemäß die dort hinterlegte Eintrittskarte abzuheben, umkreiste ihn Lebrun mit bösen Blicken, und der Kassierer zuckte die Achseln, es sei ihm verboten worden, die Karte auszuhändigen, sie stehe aber jedem andern Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung“ gern zur Verfügung. Brahm ging am grinsenden Todfeind vorüber heim in die Breitestraße. Seitdem war für die „Vossische Zeitung“ das Wallnertheater nicht mehr vorhanden. Es wurden weder Kritiken noch Mitteilungen noch Inserate gebracht. Darin lag ein Opfer; denn gerade das altberlinische Wallnertheater war die Lieblingsbühne eines großen Teils der Abonnenten. Vom tragikomischen Schicksale Brahms fühlten sich einige andere Kritiker mitgetroffen. Dennoch scheiterte eine gemeinsame Boykottierungsaktion am Widerstand anderer, der sich zum Teil auch gegen Brahms Person richtete. Es gab Kunsttrichter in Berlin, die erwarteten, daß ein Kollege auch ihre Stücke kollegial behandle; dafür war Brahm nicht zu haben. Der Fall gelangte auch vor den Verein Berliner Presse, zu dem Brahm damals noch nicht gehörte. Diese Vertretung journalistischer Berufsinteressen ging am 4. April 1883 zur Tagesordnung über, weil das Recht der Presse, ihre Kritiker selbständig zu bestellen, durch eine Erklärung der „Vossischen Zeitung“ genügend gewahrt erscheine. Die „Vossische Zeitung“ hielt an ihrem Standpunkte fest, solange Lebrun am Ruder war. Aber ein Jahr zuvor, im Frühling 1885, trennte sie sich von Brahm. Brahm war bei der „Vossischen Zeitung“ nicht so gut gestellt, um nicht noch Nebenbeschäftigung suchen zu müssen. Er hatte sie als Berliner Kunstkorrespondent der „Frankfurter Zeitung“ gefunden. Er mußte über alle Theatervorkommnisse dorthin berichten. Obwohl das Wallnertheater nach dem Tode der Wegner, nach dem Übertritt von Engels und Kadelburg ans Deutsche Theater immer tiefer sank und immer Belangloseres brachte, durfte es der Vollständigkeit halber hier nicht übergangen werden. Brahm half sich damit, daß er sich von andern, meistens von mir, über die Aufnahme der wichtigen Stücke erzählen ließ und im Vertrauen auf den Gewährsmann einige Zeilen nach Frankfurt schickte, wo sie ohne die Chiffre des Absenders anonym erschienen. Dieses

vielleicht nicht allzu gewissenhafte, aber in der Tagespresse nie zu vermeidende Verfahren dauerte zwei Jahre. Eines Tages gelangten wieder auf meine Autorität hin einige Zeilen über einen höchst minderwertigen, sanft durchgefallenen Wallnerschwank, ich glaube von Julius Rosen, nach Frankfurt. Aus Versehen setzte der dortige Redakteur die Chiffre D. Brm. darunter, womit Otto Brahm auch in der „Bosfischen“ seine Theaterkritiken zeichnete. Aus Bosheit und Rachsucht fand sich ein Denunziant, der den Machhabern der „Bosfischen Zeitung“ einbildete, Brahm sei im Wallnertheater gewesen und habe darüber geschrieben, während seiner wegen das Leitblatt der Berliner die Lieblingsbühne der Berliner noch immer nicht kannte. Man zog ihn nicht erst zur Verantwortung, sondern kündigte ihm ohne weiteres. Was eine Unvorsichtigkeit gewesen sein mag, jedenfalls eine Lappalie betraf, wurde seinem Charakter zur Last gelegt. Die Entlassung erfolgte in schroffer Weise, weil man von der falschen Voraussetzung ausging, daß Brahm selbst im Wallnertheater gewesen war. Andere, die wenigstens den Sachverhalt einsahen, erklärten es für die schlimmere Pflichtwidrigkeit, zu referieren, ohne dabei gewesen zu sein. Jeder Journalist weiß, daß kaum eine Zeitungsnummer ohne auf Treu und Glauben berichtete Berichte zustande kommt. Die „Frankfurter Zeitung“ wußte, daß Brahm selbst das Wallnertheater nicht betrat und druckte dennoch seine Mitteilungen ab. Tante Bos aber — man sagt, er sollte sterben — machte aus der Quisquillie eine Frage der Ethik. Dadurch verlor sie, wie sich Hans v. Bülow ausdrückte, ihren „Erythilistozifizienten“. Der Verein Berliner Presse, der bei Aufnahme neuer Mitglieder scharf auf Standesehre sieht, wählte vier Jahre später Otto Brahm zum Mitglied und nahm dadurch noch nachträglich für ihn Partei.

Nun hatte Brahm seine Kanzel, auf der ihn ganz Berlin hörte, ohne triftige Gründe eingebüßt. Er verlegte sie an einen stillern und geschüßtern Platz, auf dem er in die geistig vornehmste Gesellschaft kam, in Theodor Barths freisinnige Wochenschrift „Die Nation“. Hier durfte er die tageskritischen Notizen gegebenenfalls zu kleinen Essays vertiefen und den Kleinram, wie Wallnerschwänke, links liegen lassen. Er wirkte weniger in die Breite, fand aber ein desto gewählteres Publikum. Auch persönlich trat er hervorragenden Mitarbeitern der „Nation“ wie Bamberger, Heinrich Homberger, besonders dem Freiherrn v. Stauffenberg näher. In dieser Wochenschrift lernte er selbst eine Wochenschrift redigieren und blieb bei der „Nation“ so lange, bis er die ersten Hefte der „Freien Bühne für modernes Leben“ vorzubereiten hatte. Dieser frische, von vielen neuen und jungen Talenten belebte Moniteur der wirklichen Freien Bühne war Brahms letzte und höchste journalistische Staffel. Auf ihr entwickelte sich der bedeutsamste Wendepunkt seines Lebens, der Übergang vom Kritiker zum Dramaturgen.

(Schluß folgt)

Fräul'n Anna

Novelle von Hans Reisiger

Fräul'n Anna steht in bescheidener Groteske auf dem bunten Grunde meiner Erinnerung. Vertraute Schatten heimischer Häuslichkeit und glücksdämmeriger Kinderzeit umspielen ihre beblümete und nicht ganz säuberliche Jungferntugend. Ich rühre sie an, und sie beginnt sich zu bewegen.

Fräul'n Anna lebte seit Anbeginn ihrer Existenz in derselben Stadt. Sie hatte auch die Straße nie gewechselt; nur war sie nach dem Tode ihrer alten, von Krankheit verkrümmten und verschrobenern Mutter drei Häuser weiter und noch einen Stock höher, das heißt ganz unter's Dach, gezogen.

Hier hatte sie eine herrliche Aussicht, denn vor ihrem Fenster bewegten sich die Wipfel der alten Kastanien und Ahornbäume des großen Gartens, der sich hinter dem Regierungsgebäude erstreckte, das dort stand. Die Straße tief unten war schmal und still, von Kinderstimmen hallend.

Eine solche Wohnung paßte zu Fräul'n Anna, denn sie hatte einen romantischen Sinn, der sich bei ihr in doppelter Weise äußerte: erstens in einer glühenden Verehrung der klassischen Dichter, insbesondere Goethes, Schillers und Körners, deren Werke sie, herrlich rot gebunden, besaß; und zweitens in einer souveränen Gleichgültigkeit gegen die Forderungen irdischen Wohlbefindens und irdischer Reinlichkeit.

Fräul'n Anna erschien stets in einem blumigen, verblichenern Kleide, das sie sich aus einem Vorhang verfertigt hatte, mit dem das Schmerzenslager ihrer guten Mutter baldachinartig verziert gewesen war. Einige Rüschen schmückten den bescheidenen Busen. Ihr dünnes Haar war grau und flach an den Kopf gestrichen und hinten in einer kleinen Rundform, wie man in Schlessen sagt: einem „Kicks“, zusammengequält. Zu jeder Seite des Gesichtes aber pflegte sie eine Strähne loszulösen und still herunterzuhängen. Ihre Augen waren blau.

Fräul'n Anna übte den Beruf einer Flickschneiderin aus. Bei den meisten Familien, zu denen sie gerufen wurde, war sie eine alte gute Bekannte. Überall wurde, besonders von der Jugend, ihr Wesen, ihre Haltung und Sprechweise mit „Lust und freudigem Bemühen“ nachgeahmt, und es hatte sich geradezu eine Überlieferung für die Form und den Inhalt dieser Schauspielkunst gebildet.

Man zog, wenn man Fräulein Anna darzustellen beabsichtigte, beide Schultern, mit Betonung der linken, hoch und spitz zusammen, neigte den Kopf zur Seite und bewegte ihn beim Sprechen heftig und mit gelenkigem Halbe vor und zurück, ähnlich wie es die Hühner beim Gehen tun. Zugleich

schob man bei jedem betonten Worte das Kinn weit und schief vor und gab der Stimme einen hohlen Brustton, halb fragend, halb klagend und erstaunt, wobei man die Lider wie schämig senkte, oder im Gegenteil mit einem etwas zu hohen Augenaufschlag empor schmachete.

Was die Sprache des blumigen Vorbildes anging, so war sie durch stark provinzielle Färbung ausgezeichnet. Die Vokale dehnten sich im Munde Fräul'n Annas zu überraschender Länge und Breite; sie verweilte auf ihnen wie auf Orgelpunkten; sie drangen wie lautgewordene Seele tief aus ihrem Innern hervor, gleich als ob ihr Herz ein Gong gewesen wäre, daran jedes Gefühl oder jede Frage mit Macht schlug.

Insbondere bediente sie sich in ausgiebigster Weise des guten Wörtleins „auch“, das bei ihr jedoch „ooch“ hieß. Mit dumpf schmelgendem Kellerlaut quoll es in jeden ihrer Sätze, jede ihrer Erklamationen hinein, wie Kartoffeln in ein Blumenbeet. „Nu aber ooch!“ erklang hundertmal aus dem Wust von Stoffen, Papier und Zwirnsfäden, der die Nadelromantikerin umgab, wenn sie bei der Arbeit war und ihre magern, knochigen Hände die riesige Schere hantierten oder in dem unscheinbaren Detail, sozusagen den Eingeweiden oder der Anatomie der weiblichen Hüllen herumgriffen.

Die Sprache, deren sie sich bediente, war im übrigen ein Gemisch größter Verbheit und schöntönender Anklänge an die Werke der großen Dichter.

Was den Inhalt der Monologe angeht, die bei den jugendlichen Darstellern Fräul'n Annas im Schwange waren, so wurde er durch eine Anzahl haarsträubender Geschichten bestritten, die sich fast insgesamt auf ihre Gleichgültigkeit gegen das irdische Übel, das Schmutz heißt, bezogen.

Da sie alle mit jubelnder Phantastik ins Ungeheuerliche gesteigert wurden, so sei hier als Beispiel — leider — nur eine der gelindesten angeführt.

Einmal erschien Fräul'n Anna völlig blau gefroren bei uns in der sogenannten Kinderstube, dem γυμνασιον unserer Jugend, wo sie gewöhnlich ihre Näherei zu verrichten pflegte. Als man besorgt und entsetzt nach der Ursache dieses kühlen Zustandes forschte, sagte sie mit hochgezogenen Schultern und spitzem Kinn: „Is ooch kalt zu Hause! Is ooch der Ofen eingefall'n, liegt ooch überall der Dreck!“

Kurz danach ging Fräul'n Anna aufs Land zu einer Gutspächterin, die aus alter Anhänglichkeit sie für einige Wochen bei sich beschäftigte. Sie war schon seit drei Tagen wieder in der Stadt, als sie eines Nachmittages wieder bei uns erschien, wiederum in eisig-blauem Zustand. Man bestürmte sie mit Eifer und mit Besorgnis, die nicht ganz frei von vergnüglicher Begier war, worauf sie zur Erklärung sagte: „Is ooch kalt zu Hause! Is doch ooch der Ofen eingefall'n, liegt ooch ieberall der Dreck!“

Nun muß man dabei bedenken, daß in ihrem eigenen Sinn alles, auch das Triviale, sich zu romantischen Proportionen und dramatischen Kon-

traften auswuchs. Sie gab dicta, wie das eben angeführte, nicht gleichgültig, nebenbei zum besten, sondern — um gleichnißweise zu sprechen — mit fliegenden Haaren und wehenden Gewändern! und in ihrer eingezogenen schieffschultrigen Hühnerpose war irgendwie das Schemen oder die Ahnung einer grandiosen Komödiantengeste! irgendwie war angefichts der sie umdrängenden und umlächelnden Kinder und jungen Mädchen das Gefühl von „Publikum“ in ihr lebendig, und ein Tröpfchen der Wollust des Sich-zur-Schau-Stellens quoll süß in ihrem Herzen — ein Tröpfchen aus der Blut, die brausend die Brust der großen Bühnenweiber erfüllt!

In unserer Familie tauchte damals von Zeit zu Zeit ein Mann in mittleren Jahren auf, ein Verwandter, der allgemein „Onkel Albert“ genannt wurde.

Er erschien bei seinen seltenen Besuchen immer mit einer gewissen agrarischen Eleganz, in einem Anzug aus grobem Stoff, mit Stiefeln an den Beinen und einer Reitpeitsche in der Hand, obwohl er kein Pferd zum Reiten hatte. Sein Gesicht war braun gebrannt, sein hellbrauner Backenbart am Kinn straff auseinandergebürstet, was ihm etwas von dem Ansehen eines Korsaren gab. Seine hellblauen Augen waren wässrig und unsicher; das rührte davon her, daß er dem Trunke ergeben war. Auch wir Jüngeren spürten manchmal eine gewisse uns halb beängstigende, halb erfreuende Gehobenheit an ihm. Es konnte uns nicht entgehen, daß die Erwachsenen nur in sehr zweifelhaftem Tone von Onkel Albert sprachen und seine Besuche mit geteilten Gefühlen aufnahmen. Sehr wahrscheinlich waren Geldnöte des Onkels mit im Spiele.

Einen Beruf übte Onkel Albert offenbar nicht aus. Er war früher Offizier, dann eine Zeitlang Weinreisender gewesen. Obwohl er niemals auch nur die Grenzen der Provinz überschritten hatte, so war doch etwas an ihm, was vermuten ließ, daß er sich jahrelang in allen fernsten und buntesten Ländern der Welt und auf allen blauen und schäumenden Meeren herumgetrieben habe.

Er hatte ein gewisses robustes Talent für das Klavierspiel. Wenn er zu uns kam, so saß er meist schon nach den ersten fünf Minuten auf dem kleinen Drehsessel und griff gewaltig — mit allen zehn Fingern — in die Tasten. Er spielte alles nach, was er hörte, erdachte sich kleine Walzer und Polkas und piff sehr energisch dazu.

Seine Besuche waren immer nur sehr kurz. Noch vor Einbruch des Abends pflegte er, mit der Reitpeitsche gegen seine Stiefelschäfte klopfend, zu verschwinden.

Dieser Ritter ohne Furcht, doch nicht ganz ohne Tadel, war als Schicksal in das Leben Fräul'n Annas getreten. Er hatte nie auch nur einen Blick auf sie geworfen, nie ein Wort zu ihr gesprochen, er wußte kaum etwas von ihrem Dasein.

Aber sie hatte, gleich beim ersten Mal, da er ihr erschienen war, ihn gleichsam auf Knien, im Staube begrüßt, demütig, mit tiefgesenktem Kinn, und hatte ihm ihr Herz in ihren nicht mehr allzu gelenkigen Nähsfingern dargeboten, es ganz leise und vorsichtig und angstvoll in seine achtlose Männerhand geschoben, so wie eine Bettlerin eine geringste Gabe in die Hand eines vorbeisireitenden Gottes schmeichelt.

Alles was an Hohem, Eblem und Schöuem ach, so lange in ihr bereit gewesen war, hing mit bescheidenem Gligern an diesem Weihgeschenk.

Er war nun der so lange begehrte Zuschauer für alle die dramatische Pracht, die sich ihr zwischen den Kulissen der roten Klassikerbände entfaltetete: und in allen herrlichen Dichterworten war ein Etwas, dem sie Sprache lieb!

Von alledem kam kein Wort über ihre Lippen. Nur wurde ihr Wesen ernster und bedeutungsvoller, ihr Blick glänzender! Öfter als je stiegen dumpfe Seufzer aus ihr empor, die alsdann ebenfalls meist wie „ooch“ klangen, denn dies schien nun einmal der Grundton ihrer Seele zu sein.

Sie warf sich jedoch wiederholt, wenn unter den Erwachsenen zufällig die Rede auf das in der wackern Provinz Schlesien nicht allzu seltene Laster des Trunkes kam, zur Fürsprecherin des Alkohols auf, sagte mit gesenkten Lidern und leidenschaftlich zusammengezogenen Schultern: „Is ooch gesund, der Wein! desinfiziert ooch, der Alkohol!“ und bekannte sich ebenfalls dazu, einem guten Glase gar nicht abgeneigt zu sein.

Es geschah nur einige ganz wenige Male, daß der Held ihres Herzens in das Zimmer kam, wo sie arbeitete. Er blieb kaum fünf Minuten, da er in ewiger Unruhe war. Er neckte sich mit den größeren Mädchen, strich und zerrte unablässig an seinem korsarischen Backenbart, klopfte an die Stiefelschäfte, pfiß und redete allerhand witzige Hastigkeiten.

Solange er da war, saß Fräul'n Anna in Musselin, Krepp, Leinwand und Zwirnsfäden vergraben, die große Schere hantierend, ohne nur ein einziges Mal aufzuschauen. Die beiden grauen Strähnen hingen tief zu seiten ihres Gesichtes herab und ihr Kopf und Kinn bewegten sich wie in lautlosem Selbstgespräch kaum merklich hin und her, gleich als ob sie ungezählte Male unhörbar „ooch“ sagte.

Ein einziges Mal nur war Onkel Albert, der an diesem Tage recht gehoben erschien, beim Hinausgehen mit sehr unsicherem Blick an ihr vorbeigegangen, hatte sie leicht in den Arm gezwickt und mit einer gewissen schneidigen Entrücktheit und glücklichen Gegenstandslosigkeit gesagt: „Na, schöne Mamsell, wie gehts?“ Da hatte sie eine Sekunde, zurückweichend, die Augen aufgeschlagen, die blauer waren, als sonst, und von Tränen glänzten.

Der Eroberer Albert verschwand während der nächsten Jahre vollkommen.

Nur ganz selten und unsicher klang irgendeine Nachricht von ihm herüber, man wußte nur, daß er sich in der Hauptstadt und zeitweise im benachbarten Polen aufhielt.

Wie man später erfuhr, hatte Fräul'n Anna während dieser Zeit mehrere Male mit großer Mühe die Adresse des Onkels Albert ausfindig gemacht und ihm, ohne ihren Namen oder sonstwie ein einziges Wort von sich zu verraten, den größten Teil ihrer Spargroschen geschickt.

So im Wesenlosen verschmachteten und verendeten ihre Gefühle.

Einmal hatte sie Besuch von den älteren Mädchen, die damals im Flügelkleide zur Schule gingen.

Sie hockte an ihrer Nähmaschine, an dem Fenster, das auf den Regierungsgarten sah. Wünsche von Stoff und alten Kleidungsstücken umgaben sie, noch weit hin über den Fußboden brandend. Der famose Ofen war inzwischen wieder aufgebaut worden, und ein schwächtiges Feuer brannte darin, denn es war kalter Herbst. Das Bild der gedrückten „Mama“ hing an der Wand.

Vor dem Fenster bewegten sich in starkem Winde und von Nässe blind glänzend die Wipfel der Kastanien und Ahornbäume mit Gewalt hin und her und auf und nieder. Ihr Rauschen drang durch die kleinen Scheiben herein, die manchmal, vom Winde voll getroffen, klirrend erzitterten. Losgerissene Blätter taumelten wild in der Luft, fuhren geschwind in die Höhe, standen hoch im Hellen, als wollten sie die Wolken begrüßen, und wankten schräg, zerklüftet, in die Tiefe. Ein Hauch von dem scharfen Geruch des Vergehens drang aus Erde und Laub durch die Ritzen des Fensters in die kleine Stube.

Die Mädchen saßen fröstelnd, aber mit roten Wangen, um Fräul'n Anna herum, mit ihren Schultaschen in den Händen oder auf dem Schoß, und sprachen lichernd, lachend oder mit heiligem Ernst, mit glänzenden Augen von den süßen Angelegenheiten ihres Herzens, sprachen schmollend von Enttäuschungen, die ihnen im Laufe der Woche widerfahren und die sie mit ewiger Verachtung zu ahnden gedachten, oder huschten mit einem Worte über Hoffnungen hin, die in ihnen blühten.

Fräul'n Anna saß und nähte, ihre große Schere klapperte und sägte durch die Stoffe hindurch; die Maschine schnurrte hell, von den jungferlich umfangreichen, in dicken Pantoffeln steckenden Füßen gleichmäßig getreten.

Fräul'n Anna hörte mit zuweilen erhobenem, teilnehmendem Blick den Herzensergüssen zu. Gegenüber auf dem Fensterbrett lag einer der teuern roten Bände, aufgeschlagen an der Stelle, die Fräul'n Anna über alles liebte: wo Johanna, die Jungfrau von Orleans, zum ersten Male dem ritterlichen Lionel begegnet.

Und mochte es nun sein, daß die stürmische, gefangene Bewegung der

Wipfel draußen und das Brausen der Luft tiefe Erregung in Fräul'n Annas Seele hervorrief, oder daß angesichts der harmlosen Liebesorgen, die hier vor ihr wie Gänseblümchen aus den Herzen der jungen Mädchen sprossen, ein unbewußter, schwermütiger Stolz dunkel und überwältigend in ihr aufstieg: — Sie schob plötzlich mit krummen, leidenschaftlichen Fingern die sich um die Maschine aufbausenden Stoffe zurück, die Schere klappte gegen das Holz, und indem sie mit weitgeöffneten, blauen Augen in den zerrwühlten Braus draußen hinsah, sagte sie, die Schultern hoch und spitz zusammenziehend, das Kinn weit und schief vorschiebend, aber sonst ganz bewegungslos: „Ja, ja die Liebe, die Liebe! — — Wenn das Herz ooch jung is! — — Ich mecht ooch a Baum sein, den der Wind schittelt!“

Dabei strömten ihr die Tränen über die spärlichen Wangen, und ein Seufzer quoll so hohl und dumpf aus der Tiefe ihrer Brust, wie der Ton eines verborgenen Hongs, das dort angeschlagen, so daß die Mädchen nicht wußten, ob sie sich das Lachen oder das Mitweinen verhalten sollten.

Fräul'n Anna verweilt in bescheidener Groteske auf dem bunten Grunde meiner Erinnerung. Ich berühre sie, und sie steht wiederum still.

Aus Deutsch-Ostafrika

von Emil Ludwig

Visiten

Im Höhenland von Usambara ist eine dauernde Siedelung im Entstehen, die in Tropenkolonien die erschöpfende Hitze der Küsten und Ebenen mit ihren Fiebern meistens verbietet. Bei 1000 Meter Höhe fängt am Äquator die Möglichkeit dauernden Wohnens für den Weißen an, hier geht das bewohnbare Land bis auf 2000. Dernburg hat die hohen und malariafreien Flächen in Deutsch-Ost auf ein Areal von der Größe Preußens berechnet. Zugleich drängen sich um ihrer Fruchtbarkeit willen in dieser Provinz die meisten Unternehmungen zusammen. Der romantische Wunsch des Kaisers, bei der Grenzregulierung den ganzen Kilimandscharo zu bekommen, hat also eine eminent praktische Folge.

Hier am Abhang des Gebirges gibt es viele Italiener: ihre große Genügsamkeit macht sie den Deutschen sehr gefährlich. Der dicke Bauer, der in Erythrea zehn Jahre lang vergeblich geschuftet und nun in Deutschlands reicherer Kolonie in wenigen Jahren ein Vermögen erworben, behauptet mit breitem Lächeln, er verdiene hundertundfünfzig Prozent.

Allenthalben spricht draußen der heraufgekommene Farmer mit Festigkeit von seinen Anfängen, wie er Kutscher oder fliegender Händler war. Selten wird er Parvenu, meist hat er jenen Stolz, mit dem Napoleon beim Diner in Dresden die Könige erschreckte, als er begann: „Als ich noch ein kleiner Leutnant war . . .“ In diesem Sinn sind alle Farmer Republikaner, — und wehe, wenn sie Bourgeois sind! Nach den tragikomischen Ritten am Kilimandscharo, dem „Vater“, wie sie ihn nennen, der ewig uns verschleiert blieb, reiste unstre kleine Gesellschaft der Ebene zu: die alte sprühende Exzellenz nebst melancholischem Adjutanten, (beides Italiener), der tapfere deutsche Beamte (die „Verantwortung“) und wir Laugenichtse nebst zahllosen Askaris (Soldaten).

Über der herrlich gestreckten Ebene führt der Italiener uns durch seinen Kaffee. Wie die glänzenden Büsche in Reihen stehn, und zwischen ihnen leuchtet rot die Erde. Dicht beieinander, grün und wie lackiert, sitzen die Früchte an den Zweigen, gedrängte Sinnbilder der Fruchtbarkeit. Die „Usambara-Bohne“ gilt als eine der feinsten der Welt, und Millionen sollen noch in diesem Boden stecken. Freilich, das kostete teures Lehrgeld: unfähige Plantagenleiter kamen zuerst heraus, und gerade damals sauste ein Preissturz ohne Beispiel über den Weltmarkt. Jetzt bauen schon viele Deutsche Kaffee an, zumal solche, die aus Südrussland hier und drüben am Meru angesiedelt wurden, weil sie das frühere Steppenleben vorbereitet hatte.

Die Kavalkade setzt sich in Trab. Eine halbe Stunde abwärts liegt ein anderer Hof. Hoch wipfelt sich die Allee von Eukalyptus, durch die wir zu dem Haus des Böhmen reiten. Erschrocken hält das blonde Kind sein Wiegenpferd und trägt es fort, als es die vielen fremden Reiter sieht. Der Herr des Hofes kommt heran, der wirre Blick des Slawen springt aus ihm. Die Frau, durchaus Französin, mustert uns jüngere Herren. Sie ist reizend, aber ihr Kaffee steht schlechter.

Ein anderer Italiener. Er hat es darauf angelegt, gut Freund mit seinem vornehmen Landsmann zu werden, mit dem wir diese Reise gemacht. Ein nagelneues Sattelzeug ist in dem kahlen Zimmer so plaziert, daß mans bewundern muß. Nun will er es ihm schenken. Es ist ein martialischer Bauer mit dem Umberto-Schnurrbart, und an dem wilden Dialekt — sch statt s, — erkenne ich ihn als Romagnolen. „Sono dai contorni da Ravenna“. Wie klingt dies Wort in Afrika! Und in diesen Ländern der Zukunft steigen jene Kuppeln vor mir auf, die anderthalb Jahrtausende dort leuchten.

Gegen Abend eröffnet sich eine neue Pflanzung. Durch einen Weg, gesäumt von hohen Kakteen, unter einer Girlande von Orangenzweigen, an die der Tropenhelm des Reiters stößt, reiten wir in den Orangenhof. Wir treten ein, Jagdstiche hängen an den Wänden, ein Flintenschrank, Gehörne, ein paar sentimentale Bilder; der typische Teetisch (wie in Kensington), der typische Mann. Er ist Manager einer englischen Gummipflanzung, die hier langsam gedeiht. England hat uns viel weggekauft, zur Zeit des Königs Eduard einige der besten Strecken. Unten, am Rand des Gebirges, exportiert allerdings eine Reihe deutscher Gesellschaften Gummi mit großem Erfolge. Er gilt für gut, doch für geringer als der brasilianische und auch als der deutsche aus Kamerun. Der Engländer ist wortkarg, gibt ein paar Zahlen. Dann tritt eine stille und vornehme Dame ein. (Man denkt: daher der Teetisch.)

Spät reiten wir in einen großen Hof und sitzen ab. Hunde haben angeschlagen, Schatten mit Laternen bewegen sich eilig. Ein Grammophon kreischt einen Marsch. Der dicke Bauer vom Abhang des Gebirges hat hier, wo er neue Pflanzungen beginnt, ein leeres Haus für uns herrichten lassen. In einem weißgealkten Raume steht ein langer Tisch, mit Brot und Wein bestellt, sauber und karg, wie auf einem Abendmahl des Trecento. Dann aber wird ein Bauernmahl gebracht, salzig und endlos. Alles spricht italienisch, und der deutsche Baumeister sucht sich auf Suaheli mit seinen Bundesgenossen zu verständigen. Der Romagnole mit dem neuen Sattel läßt seine Erzählung nicht aus den Augen, leert große Gläser Whisky und trinkt dreimal seine Gesundheit. Dann fragt er ihn fordbial über den Tisch weg, was er denn nun von Tripolis hielte.

Warm fließt die Nacht herein, man sitzt auf einer Terrasse, glänzend, wie nie zuvor, sehe ich das Kreuz, schon ein wenig geneigt, zwischen schmalen

Wolken seinen Leidensweg zu Ende sinken. Das Grammophon wird in die Mitte geschoben und erbarmungslos aufgezo-gen. Nun spielt es die National-hymne. Der todmüde alte Herr steht automatisch auf, wirft seinem Adjutan-ten einen Wutblick zu, denn der läßt alle Verse spielen. Am Schlusse brüllt der Romagnole: *Evviva il re!* Der Adjutant preist in lateinisch ge-bauten Sätzen die Schönheit des Landes.

Sämtliche Farmer bitten die einzige Dame um einen Tanz, und Diana wird von den Bauern der Romagna über die afrikanische Steppe gedreht. Ich trete hinaus, ich höre die Stimmen der Nacht rascheln und zirpen, die die andrängende Verbrüderung der Bauern übertönte. Weit hin scheint die Fläche zu leuchten. Hinten baut sich der dunkle Wolkenumriß auf, der den Riesenberg, den „Bater“ verschleiert. Plötzlich ertönt gepreßt Otto Reuters unsterbliche Stimme und aus dem Trichter hallt das schöne Lied in die äquatoriale Nacht hinaus: „Na, wo is er denn? Na, wo is er denn? Nu is er wieder weg! . . .“

Wir fliehn. Ich höre noch einmal den Romagnolen brüllen. Plötzlich ist alles verwandelt. Durch das Dunkel wühlen sich die roten Blicke eines Drachen ihren Weg. Wir nähern uns. Rufe von Männern, selten und mit dem ganzen Wohl-laut dieser vokalreichen Sprache, fallen uns zu wie große Kugeln aus der Dunkelheit. Wir kommen zu den Feuern der Askari. Sie hocken umher.

Wie die dunkeln Glieder überschimmert liegen. Wie die Kupferteile ihrer Waffen glühn. Es knackt und kracht auf den Feuern. Über jedem brät ein Stück des Vockes, den gestern der Sultan Mareale uns geschenkt. Kaum sind wir nah, so springt ein Riese auf, erstattet stramme Meldung. Da ich nichts verstehe, quittiere ich mit Geld. Er strahlte. Über seinem Kopfe stand, völlig geneigt und wie ermüdet, vor seinem Untergang das südliche Kreuz.

Früh kamen Flüsse, die man durchreiten konnte, es kam ein Fluß, den man nicht mehr durchreiten konnte. Über einen quergefallenen Stamm ging es auf allen Vieren, die Maultiere konnten nicht nach. Der Baumeister hatte eben dem alten Herrn hinübergeholfen und war zurückgekehrt, den Übergang der Tiere zu ordnen. Da stieg das Wasser in zehn Minuten um zwei Meter, und riß die Stämme weg. Kolossale Bäume kamen herunter, völlig entwurzelt. Ich dachte: Dies sind die Boten des verschleierten Baters. Eine Stunde lang wurde alles versucht. Indessen steckte der Adjutant kleine Hölzer ins Wasser, „um das Steigen zu messen“. Die Regierung war abgeschnitten. Ein riesiger Baum, ein doppelter Brotbaum gab uns noch Schatten. Wir schrien hinüber, das Getöse nahm zu. Ich sah die Tiere drüben sich bäumen, wenn ein Askari versuchte, sie heranzuführen. Es blieb unmöglich, und auf das Fallen des Wassers war nicht zu rechnen. Wir mußten zu Fuß voraus.

Es stieg die Blut, und wenn sie ihre tropische Höhe erreichte, stürzten neue

Güsse herab. Ein Marsch von acht Stunden machte uns dreimal sehr naß und sehr trocken. Durch Schlamm, der unsere Stiefel abwärts zog, ging stundenlang der Trott, zwischen tausend flirrendem Getier. An den Bäumen taumelten unheimliche Phantome, Fässer, die die Schwarzen für die wilden Bienen aufgehängt. Nun stieg die Steppe auf, nun fiel sie wieder. Immer war sie voll von summenden und saufenden Geräuschen. Wir hatten eine Richtung, keinen Weg. Keiner hatte auch nur eine Frucht in der Tasche. Es gab kein trinkbares Wasser. Lauchten Bäume auf, die Schatten versprochen, bald wurden sie verflucht, denn immer waren es Galeriewälder, die einen neuen Fluß ankündigten. Was nicht mehr zu durchwaten war, durchschwamm dies afrikanische Quartett, das führerlos durch eine unbekannte Steppe leuchtete, mit triefend-schweren Tropenkleidern. Der alte Herr sah kläglich drein und spottete, wenn man ihn tief im Sumpf bei seinem Titel rief. Er schwor, seinem Freund, dem Minister, außer dem amtlichen noch einen offiziellen Bericht nach Hause zu senden und entwickelte schon seine dramatische Struktur.

Drei- oder viermal kamen Neger des Weges. Der Adjutant, der seine Kenntnis der Sprache betonte, stürzte sich auf sie und schrie: Bana — karibu? (Ist ein Herr in der Nähe?), und jedesmal erwiderte der erschrockene Neger grinsend: Hapana! Aus Karibu und Hapana machte er eine Art verzweifelten Gesellschaftsspieles. Im übrigen zeigte er seine gymnastischen Fähigkeiten, wettete, daß er mit einem Ast als Sprungstab mit einem Satz „hinüber käme“. Dann sprach er über die Psychologie der Schatten.

Plötzlich stand, ganz überraschend, das Blockhaus eines Deutschen da. Er schien gar nicht erstaunt, offerierte uns Bananen, Portwein, Hemden und Röcke. Er war ehemals Philolog, hatte Bücher, trug eine Brille und bezeichnete uns den weiteren Weg durch „Hypotenuse und Katheten“ eines Dreiecks, dessen rechten Winkel er selbst mit seinen langen Armen darstellte.

Wir trotteten auf der schlammigen Kathete dahin. Kurz vor dem breitesten der Flüsse, dessen Rauschen wir entgegenzufßten, erschienen mit einem Male hinter uns die Pferde. Sechs Stunden hatte das gebraucht, um sie mit Hilfe von Seilen über den steigenden Fluß zu bringen. Nacht mußten die Askari und ihr Führer hinüber, die wilden Tiere an den Seilen zertrend. Wir stiegen auf, Moschi glänzte wie eine Verheißung.

Als es neun Uhr war, sollten wir noch wenige Minuten reiten. Es gab wieder Wege, es gab Häuser. Plötzlich riß jemand eine Türe auf, hell fiel der Lichtstrahl über den Weg. Deutsche traten heraus, ein Wachmeister bat uns abzusißen. Drinnen saßen ein paar Leute, schweigend. Er meldete, die große Brücke gleich bei der Station wäre hin. Er hätte aber mit seinen Beuten Ersatz geschaffen. Wir ritten zum Fluß, zwei Laternen mühten sich durch das Dunkel, durch Wald und Regen. Wir saßen ab, es brauste tief

in einem Abgrund. Ein riesiger Urwaldbaum an unserem Ufer war gefällt, so glücklich, daß er im Niederbrechen genau quer über den Abgrund fiel. Das war eine schwarze Pionierarbeit, wie sie zu Hause nicht besser gelingt. Aber die Rundung des Baumes nahm uns die Fläche, und wir mußten auf ein Drittel Meter Breite mehr als 30 Meter hinüber. Draht oder Handgriff gab es nicht, es hieß balanzieren. Eine einzige Laterne hielt der erste, wir gaben uns die Hände und schritten in einer Kette hinüber. Tief unter uns warf sich Welle an Welle, ich hörte, aber ich sah sie nicht. Ein einziger Fehltritt mußte alle vernichten, gewisser und unrettbarer als auf einer Hochtour. —

Ehe ich schlief, dachte ich an den Berg, den Vater. Eine Abendviertelstunde lang hatten wir ihn gesehen. Aus Wolkenmassen, die sich schiebend bewegten, löste sich die reinste Kuppel eines Schneeberges los, und so, dem Glanz der Wolken überhoben, stieg er in den Äther, milde leuchtend, mitten aus der tausend Meilen weiten Fläche. Mit seiner weißen Kuppel am Äquator glied er aus den verschobenen Wolken steigend, sacht umnebelt, einer Phantasmagorie.

Unholde Mächte der Unterwelt warfen ihre Wut empor, so hoch, bis Götterkühe die Spitze ihres Werks umweht. Oben aber öffnet sich im Eis der Feuerkrater. Eine rote Blüte steht am Rand.

Er verhüllte sich aufs neue, und es war, als wollte er nur vor dem Nachtfrost sich fester in seinen Mantel hüllen. Rasch verschwand er wieder, der Vater.

Zrente

Der Feldwebel schrie: „Ganze Kompagnie rechts um! Halb links! Knie nieder! Laden! Feuer! Sturmschritt, marsch, marsch!“ Und am Schluß stürmte die schwarze Kompagnie mit dreifachem deutschen Hurra den Hügel.

Wir lachten alle, wie Diana und die Erzellenz die kleine Parade abnahmen. Die Askari waren famos. Am Kilimandscharo lernte ich sie wahrhaft bewundern, in Wilhelmstal sah ich sie exerzieren und staunte, wie sich der preussische Drill mit der Wurzel nach Afrika verpflanzen läßt. Während sie keine Silbe verstehn, folgen diese Schwarzen Befehlen mit der Automatik eines preussischen Füsiliers, der ja auch keine Silbe versteht. Man weiß, wie sich die Askari im Aufstand bewährt haben, und sooft die Massai aus dem Englischen, wohin die Überlebenden nach der großen Pest gegangen, über unsere Grenze fallen und Weißen und Schwarzen Vieh rauben wollen, werden sie gefangen.

Ebenso erstaunlich sind die vielen halbwüchsigen Neger, die deutsche Depeschen abzählen, deutsch telephonieren und morfen. Es heißt, mit den Jahren werden sie dümmmer.

Die Feldwebel haben viel Macht über die Truppen, auch eine Art Gerichtsbarkeit. Zu ihnen kommen zwei Askari mit ihren Privatklagen, dann macht er „Amini“ (Dialekt für Frieden). Einer findet den andern bei seinem Weibe. Der leugnet die Schuld, jener klagt ihn an. Der Feldwebel schickt sie zum Zauberdoktor, der bereitet in einem Topf aus hundert Kräutern einen Trank, den muß der Verklagte trinken, und dann den Topf zerbrechen. Jetzt weiß er: wenn ich gelogen habe, muß ich nun daran sterben! Die merkwürdigste Art von Gottesgericht, von der ich je gehört: nach innen gewandt, „protestantisch“.

Wilhelmstal ist der Stolz der Kolonie. Von Tanga fahren die Leute in einem Tag herauf, wie die Berliner ins Riesengebirge. Es liegt noch etwas höher. Auf der ersten Chaussee, die man hier draußen gebaut, geht das Automobil. Es ist eine schöne Fahrt. Durch breite Täler in schmale Täler, über Pässe in neue, vorbei an Sturzbächen und Wasserfällen, durch Hänge gelappter Bananen und Wälder gefiederter Akazien. Aus Felsengrotten steigen starre Euphorbien, die Schäfte der Lobelien, in einem herabspringenden Bach stehn die braunen Körper bronzener Knaben und sie schreien dem Wagen nach, als wären es Weiße.

„Dort sehen Sie die Boma“, sagen die Kolonisten stolz, wenn man in deutsche Niederlassungen einfährt. Sie liegt prachtvoll, in Stein gebaut, zweistöckig auf dem Hügel, mit Auffahrt, Fahnen, Posten. „Dort ist das Hospital, dort die Kaserne, die Post, die Försterei, hier das Hotel.“ Dies ist der Ort, und außerdem gibt es Negerhütten und indische Händler. Die Siedelungen liegen weit zerstreut, verdeckt hinter Bergen und Wäldern. —

Mit allen Stimmen sang um uns der morgendliche Urwald. Zedern, grau gefasert, strebten auf, Lorbeer prangte. Kasuarinen berührten den Reiter mit ihren weichen Seidenfransen, Akazien wölbten die Waldung. Der schmale Weg verschwand in grüner Dämmerung, aufwärts ritten wir durch Tau und Strahlen, unten, sehr tief, vom Baumschwarz versteckt, brach gurgelnd sich ein Wasser seine Bahn. Aus dem dunkelfeuchten Grunde strebten große Lilien auf, wild und begehrtlich.

Plötzlich wendet sich der Weg, — und Deutschland liegt in der Lichtung. Zwischen vielen Weichsen und Rosen liegt ein norddeutsches Gutshaus, in schönen Feldern wächst der Kohl, ein Deutscher, etwas wasserblauäugig, führt in geweihte Zimmer, mit Bibelsprüchen und Nähmaschine. Er gibt den Negern, die er zur Arbeit aus dem Innern beziehen muß, eigene Plantagen: die mit den Hütten außerhalb liegen, damit Leopard und Eber erst ihre und nicht seine Pflanzungen zerstören.

Der Weg wird steiler, das Tal wird schmal. Nach ein paar Stunden ist der Wald verstummt: es ist Mittag. Plötzlich hören alle Bäume auf, Berge schließen sich zu einem Sacktal. Breite Wege, vom Huf des Viehs

wie Mosaik gehämmert, führen zu großen Gutsgebäuden, länglich und weiß, mit tiefen Dächern, die rechtwinklig zueinander stehn, wie auf schlesischen Gütern. Die Pferde bäumen sich, sie wittern die fremden in den Ställen. Steil führt eine Treppe zu einem schönen Haus mit breiter Holzveranda. Viel deutsche Blumen ordnen sich zu Beeten, aber tropische schlingen sich ums Haus. Der dicke, freundliche Hausherr entschuldigt die Frau, die das Mittagessen bereite. Viel Gehörne sind zu sehen und merkwürdige alte Neger schnitzereien. Drei kleine schwarze Spize werden vertrieben. Dann kommt die gute Frau mit dem jungen Gesicht, etwas befangen.

Die Ställe sind von Schweinen und Ochsen voll. Weiß glänzt eine Milchwirtschaft, alles ist sauber, und hat breiten Stil. Sie machen Wurst und Konserven, versenden Butter und Käse. Der schöne Gemüsegarten ist voll von Kräutern und Gurken. Deutsche Äpfel und Birnen hängen an den Bäumen, Erdbeerbeete schimmern grün und rot. Die Frau klagt gegen Diana sofort über die „Dienstboten“, sie ist Bauerntochter und hat alles auf Afrika übertragen. Es scheint, sie sind glücklich. —

Im weiten Bogen durch erneute Täler steigen wir empor. Mit einemmal blüht aus den Bananen ein Türmchen. Ein kleiner Klosterhof, ganz schlicht, doch voll von Ebenmaß und Stille tut sich auf. Dies ist Trente; schön gelegen, wie sein Name. Hier saßen die Trappisten. Aber schweigend Missionar zu sein, ist schwer, und so gab man ihnen allerhand drollige Befreiung. Sie hatten keinen Erfolg und zogen nach Natal, wo nun ihr Orden blüht.

Ein breiter, junger Mann tritt auf uns zu, fränkischer Bauer. Ihm gehört nun Farm und Kloster, und wirklich führt er uns mit vielen Bauernweisen in eine geweihte Zelle, schmal und dunkel. Er reicht uns über das weiße Tuch zu trinken, und sieht Diana unverwandt ins Gesicht. Plötzlich sagt dieser fränkische Bauer in der Trappistenzelle am Äquator: „Ich glaube, Sie sind die verschwundene Mona Lisa!“

Durch wildes, schönes Land führt er uns, wie zufällig tauchen reiche Maisfelder darin auf. Er ärgert auf Bauernart die schwarzen Weiber, die vor den Hütten Mais zu Mehl zerstampfen. Eine, die ich photographieren will, verkrümmt sich und schreit: „Gib mir erst eine Kupie! Du wirst mit meinem Bild in Ulaia viel Geld verdienen.“ Die Kinder singen eintönige Verse. „Das ist ein Spottlied auf den Vater, wenn er die Mutter mit dem fremden Mann erwischt!“ (Ich begann negrophil zu empfinden.)

Mit brennendroten Blüten, blätterlos, wölbte sich ein Götterbaum über der Höhle, der Magnolie ähnlich, doch doppelt so reich. Wir treten in die Höhle, dort liegen sonderbare Löpfe, Speisereste, die verwesten: das waren Opfer für den Teufel, denn auch diese Stämme glauben an einen einzigen Gott und einen einzigen Teufel, dessen Macht sie zu beschwichtigen trachten.

Ich starrte auf die Drolerie der Töpfe, es war, als hätte sie ein Wesen umgeworfen. Es schimmerte, ich hob die Münze auf, die ein geängstigter Neger dem Teufel hingelegt hatte. Es war eine ganze Rupie, und der Kaiser blinkte darauf, herrisch beschattet vom Adler der Garde-du-Corps. Jeder dachte der Symbolik dieser Szene nach, stumm und patriotisch. Plötzlich lachten wir alle zugleich.

Wald erhob sich der Wald, enger stieg der Weg empor. Da traten wir mit einemmal aus dem Gezweige einer unendlichen Ferne und Tiefe entgegen. Felsen, von jeder Seite drängend, türmten sich hoch, wir traten auf eine Platte rötlichen Steines, die weithin ragte. Dies ist die Tente-Platte, und ich habe in Deutsch-Ost nichts Größeres gesehen.

Steil und über tausend Meter stürzt der Fels vollendet senkrecht vor uns nieder. Es war, als läge der Erdteil ganz gebreitet, und wieder dachte ich, es wäre das Meer. Glichen nicht jene plötzlichen Kuppeln langen und kurzen Wellen? Formten die Seen, von Ferne blendend, nicht doppelt die Illusion des Wassers aus? In unendliche Ferne dehnte sich die Steppe der Massai, verschwamm im Dunst. Die grenzenlose Fläche, wie auf Karten unbekannter Länder; doch nicht die Wüste mit ihren süß abschwingenden Linien, vielmehr synkopisch geordnet von Kuppeln und Kuppen in einer Weite, wie sie Europa nirgends, auch nicht in Rußland zuläßt, beschattet und besonnt im Wechsel der Wolken: dies ist das afrikanische Bild und in Tente doppelt zu genießen, weil diese Platte auf der Aussicht liegt, der Fläche tausend Meter überhoben.

„Hier hauste der Sultan Simbodna,“ sagt der Franke, und er erzählt von seinen Moritaten, wie Führer auf den deutschen Burgen tun. Es ist nicht erstaunlich, daß der schwarze König vor fünfundzwanzig Jahren noch Weiße und Schwarze hier um die Wette herunterstürzen ließ. Erst als ich hörte, daß ein deutscher Professor, den er eigentlich henken wollte, hier oben von ihm — — begnadigt wurde, gewann ich Interesse an diesem farbigen Humanisten. Ich dachte, wie dieses wilde Geschlecht begeneriert (auf seine Art) und wie der Großvater meines Boy noch Menschen fraß, während ihm selbst die Vorderzähne zwar kreuzweiß abgeschliffen sind, aber nur noch „zur Zierde“.

Der Franke sagte: „Dort auf dem Hügel lagen noch vor kurzem Hütten von Indern und Arabern. Sie zogen mit dem Bahnbau und verdienten Vermögen an Sekt und Whisky . . .“

In diesem Augenblicke löste sich unmittelbar an meinen Händen aus dem Kelch der unheimlichen Passionsblume ein Falter los. Noch wippte das Kreuz in der Blüte nach. Er hob sich auf, klein, ganz orangefarbig, und während mein Blick den Flügeln folgte, wie sich die Ränder färbten, mit den schmalsten schwarzen Streifen eingefäumt, — da war er schon über den Felsen hin und gaukelte über dem Abgrund, sinnlos und frei, schwebend mit der Kraft der

Götter über die Tiefe, in die der Sultan Simbodya die Schwarzen und die Weißen zu Tode warf. Und als der Falter ferne war, flog er wie zauberisch über die Landschaft, über die Bahn und den Bahnbau, über deutsche Farmer, Feldweibel und Professoren, über die Kuppeln und Seen, über die Steppe von Afrika.

Ritt durch die Nacht

Langsam schob sich der offene Wagen der Kleinbahn bergauf. Wir hatten einen Extrazug nach Sigi, aber es war spät geworden. Die Bahn ist für den Transport von Zedernholz gebaut, das man von dort in Massen exportiert. Alle halbe Stunden mußte sie umspannen, in spitzem Winkel schräg zurückfahren, auf diese Art die Steigung überwindend. Sie brauchte immer lange, um Holz und Wasser zu nehmen, und so ging es langsam zu und still.

Im vollen Monde wölbte sich der tropische Wald. Silber schimmerten die engen Schienen. Blauweiß rieselte das kühle Licht durch das blätterreiche Geheimnis der Mango, bald aber zog die Bahn zu hoch empor, als daß die Mango hätte folgen können. Mild bestrahlt zog der Zedernwald vorüber, mit unendlichem Gedäste, und die schweigend kühnen Stämme strebten auf in eine überglänzte Höhe. Große Männer kamen wortlos an die Wagen, wenn wir lange hielten, ihre weißen Tücher glänzten bleich, matt wie getönte Bronze schimmerten die braunen Glieder. Zuckerrohre, doppelt manns hoch, trugen sie in Händen, deren Schatten fantastisch auf die Wege fielen, manchmal schlugen sie mit ihrem Messer Stücke weg, zogen langsam die seidigen Fasern ab, und wenn sie nun schlürften, glichen sie antiken Flötenbläsern. Wie aus Atlas glänzten die Blätter des Mais, die breitbelastete Banane stand bewegungslos, und man sah, sie wuchs nicht mehr, wie sonst am Tage.

Ich gedachte der vielen Tiere, die hier haufen, und an die wir immer nur auf Jagden denken oder im Angriff: wie sie nun im vollen Mond, ganz nahe, draußen lagen auf den grünen Flächen, Antilopen, — oder durch das Dickicht schlichen, Leoparden, — oder sich in ihrer Höhle bargen, eines neuen Raubs gewärtig, die Hyänen.

Es regte sich kein Vogel, kein Wild, kein Wind. —

Plötzlich war das Gleis zu Ende und es stürzten zwanzig Neger brüllend auf den Wagen zu, rissen das Gepäck an sich, führten Maultiere herbei, wiesen den Weg hinauf nach Umani. Wir sollten eine Stunde reiten.

Alles war mit einemmal verwandelt, wurde schnell, wild, laut. Nun flogen Wolken vor dem Mond vorbei, das Licht ward ungewiß. Vorsichtig vortappend suchten sich die Tiere ihren steilen Weg zwischen Blöcken und hölzernen Stufen. Riesige Schatten fielen querüber, dann war es düster, dann wieder grell. Unheimlich warfen bewegte Bananen die inneren Blätter. Licht rieselte durch die Akazien, und die blaßgrünblaue Krone schwankte. Von

allen Seiten flackerten Glühkäfer auf, verdunkelten sich wieder, glühten aufs neue, hell in der erhellten Nacht. Schimmernd zogen wie silberne Schlangen Züge von Ameisen über den Weg. Blätter standen auf, wie Straußenfedern auf den Hüten der Herolde: das war Mlang-Mlang, und die Blüten warfen einen Duft, stark wie die Essenz, uns Reitern zu, die sie streiften. Die Neger, vom raschen Laufen erhitzt, strömten stärker als am Tage den Geruch der Rasse aus.

Unaufhörlich schrien sie eine einzige Melodie:

Zu uns kommt eine junge Bibi,
Die kommt jetzt von Uleia her,
Sie ist weiß,

Wir aber werden oben zu trinken bekommen. . .

Je höher wir kamen, so wilder lärmten sie. Sie brüllten in das flackernde Licht durch die hundertfältigen Gerüche. Die Maultiere wieherten, als sie einander nicht mehr spürten, stolperten im Wechsel der Schatten, suchten einander. Jemand fluchte: „Corpo Madonna!“ Der Sturzbach, den wir entlang ritten, war fast verdeckt von riesigen Stauden, er gurgelte leise. Plötzlich zischte er, schäumte er. Wilder sangen die Schwarzen. „Sie singen aus Furcht, sie spüren Leoparden!“ Gefiederte Schatten fielen auf sie nieder, von ungeheuren Phönixpalmen, fielen quer über die meterhohen Bretterwurzeln der steilen Riesen. Immer lauter trieben die Frösche ihren Brunstruf und die Grillen ihre peitschende Musik. Manche kletterten die Tonleitern hoch, es klorrte wie das Tyllophon. Alles schien plötzlich zu rotieren, zu tönen, zu riechen; alles Pflanzliche schien sichtbar zu wachsen, alles war fruchtbar, vegetativ, Ton, Geruch, Helle. Die Schwarzen brüllten. Die Nacht umtoste uns. Ein leises Rollen aus der Richtung der Kolonie blieb mir noch unerklärlich. Konnte das ein Gewitter sein? Es kam näher, wurde stärker, endete immer mit einem Knall. Ich sah nicht mehr, wohin mein Maultier trat, es stolperte, stand auf, rannte einen geebneten Weg davon, und hinter ihm die andern. Als es stand, sprang ich ab.

Ich fühlte, hier könnte nur eine Hütte sein, eine Höhle oder ein Schloß. Eine Welt, unendlich neu oder alt, mußte diese Nacht und diesen Wald betönen. Umnachtet und zugleich von vielem Licht geblendet, trat ich näher. Dort stand ein deutsches Bürgerhaus, drei Häuser, mehr. In einem Vestibül blinzelte eine Schale nach Visitenkarten aus. Durch eine offene Tür sah ich Plüsch. Eine Klingel schrillte. Ein freundlicher Gelehrter trat hervor, begrüßte uns mit gutem Blick durch seine Brille, und sagte sogleich mit hamburgischem Akzent: „Heut ist nämlich mal eben unser Regelabend! Spielen Sie Regel?“

Der enträfelte Urwald

Mit zwei Dingen ragt das koloniale Deutschland über alle Länder der Welt empor, natürlich mit dem Militär und mit der Wissenschaft.

Ich habe die holländischen Versuchsanstalten auf Java nicht gesehen, nach deren Muster Amani angelegt ist, aber ich dachte zurück an Ceylon, an die Gärten von Peredenna, wo Alleen riesiger Palmen gotische Bogen wölbten und Bostette tropischer Gesträuche wie blühende Zauberformeln fremde Laute sprachen. Dennoch zeigt der erste Blick auch dem Laien, wie viel bedeutsamer die deutsche Anlage ist.

Stuhlmann hat sie auf einen Bergabhang gebaut, so daß unten, in vierhundert Meter Höhe Kautschuk und Kakao, in elfhundert Meter die Koniferen Japans und Europas gedeihen. Auf weiten Feldern, die künstlich berieselt werden, wird alles gebaut, versucht, gezüchtet, was den deutschen Farmern nützlich werden kann. Die Demonstration wird zu einem deutschen Kolleg, im Urwald über den Urwald. Chinin wird gepflanzt und bereitet, die besten Bedingungen für alle Plantagen werden chemisch und landwirtschaftlich bestimmt. Man sieht die jungen Fächer der Palme, die Panamastroh gibt; das Einschneiden der Gummirinde, wie es kunstvoll vor sich geht, wie nach einem Ruhetag die Schnitte erweitert, in Gefäßen die milchigen Säfte aufgefangen werden, die wirken wie das Gift des Löwenzahns; und wie man schließlich reinigt, koaguliert, trocknet.

Hier ist alles großzügig. Hundert Agaven-Arten werden gezüchtet und auf verschiedenem Boden versucht, welche den besten Hanf ergibt. Sie braucht nur die Steppe, und es war die glücklichste Idee, sie aus Mexiko bei uns einzuführen, denn mit ihr wird bisher am meisten in Deutsch-Ost verdient. Man sieht Zimmetpflanzen und die getrockneten Blätter der Coca. Eine Region verschiedener Baumwollen, verschiedener Kaffees und Tabake, Kakao und Sesamöl. Über hundert Arten von Reis bilden grüne feuchte Felder. Bambus und Eukalyptus stehn in Reihen oder in offenen Büschen, der Pfefferbaum, das Korbophan, die Tamarinde, und daneben See von Formosa, See aus China, See aus Ceylon. Große Kampferrbäume, Mahagoni, alle Arten Koniferen, und wieder weite Beete mit allen Blumen, die hier wachsen, nun gezogen werden und deren Samen nach Europa geht, das andere Samen sendet. In weiten Laboratorien werden unzählige Samenarten gezüchtet und alle Mücken, Fliegen und schädlichen Insekten.

Dann aber tut sich der Urwald selber auf und steht enträtselt. Hier wird die Arbeit reiner Unterricht, und was zuvor in praktischer Bedeutung sich entfaltet, dem folgt ein theoretisches Exempel.

Viele Stämme, die hundert Jahr im Dickicht standen, nun sind sie freigelegt, ich sehe ihre Struktur, ich kann sie umschreiten. Das Geheimnis der Lianen wird mir kund, und zuweilen kann ich sogar Anfang und Ende sehn. Manche bilden schwebende Schaukeln, wenn eine und dieselbe nach unten und wieder nach oben geht, manche hängen wie petrifizierte Schlangen, und ich fürchte mich, sie anzufassen. Es gibt solche, die, einander umwiegend

und umwickelnd, den vielfältigen Säulen gleichen, von denen vierzig Arten einen einzigen Klosterhof in Rom beleben oder in Palermo. Wie eine klassische Linie strebt, dunkel gegen den ergrauten Himmel, ein Molabaum empor, erst in letzter Höhe sich belaubend. Aus dem Geäste lösen sich Palmen, und viele Farne steigen auf, als ob sie Palmen wären. Im Astwerk der alten Riesen sitzen Schmarotzer auf Schmarotzern, und zu soziologischer Betrachtung reizen diese Epiphyten.

Doch in dieser gehegten Wildnis vermag selbst ein deutscher Professor nicht auch die Tiere zu ordnen. Sie bleiben im Urwald, wie zu Anfang, nur ziehn sie sich mehr ins Dickicht zurück. Allenthalben wispert, zischt und knackt es. Tausendfüßler klettern empor, Eidechsen mit großen blauen Köpfen, wie in unserer italischen Heimat, scheinen erstarrt und sind doch plötzlich verschwunden, Raupen in dunkeln Mänteln winden sich wie Verschworene langsam vor dem Fuß hinweg, Züge von Ameisen tragen ihre Eier, Gottesanbeter, unheimlich wie Blätter bewegen sich plötzlich, Insekten wie Stöcke mit langen dünnen Beinen haben Körper, dünner als diese und tragen dennoch einen ganzen Organismus. Bunte Kolibris, die kleinen, wippen mit den Schwänzen, und die Nashornvögel sitzen wie groteske Arabesten im Geäst.

Und von tausend Schmetterlingen flirrt das Licht. Perlmutterglimmende große mit ausgewölbten Flügeln sehn wie Muscheln aus, grau und braun und weiß im Zickzack gestreifte heißen Anthäus, große schwarze Samtfalter kommen langsam, wie venezianische Edle. Dazu die kleinen, hell lila opalisierend, mit braunen Flügelrändern, und die gefleckten und die gestreiften und eine gauklerische Welt von Zauberwesen, tropisch entzückt. Ich sah einen Schmetterling, der ahmte an Farbe die Unverzehrbaren nach, und so entgeht er den Vögeln. Der Doktor fügte hinzu: „Am besten verstehen die Weibchen diese Maske.“

Es wurde neblig, aber wir kamen auf einen Aussichtspunkt. Es war eine Bergesspize. Dort fiel rund umher sehr steil das Gebirge ab, jedoch ein neuer Kranz zog sich um uns in großer Nähe, durch jähe Schluchten abgetrennt. Dort hingen zwischen den Tiefen und Höhen abgerissene Wolken umher, und nun klammerten sie sich allgemach drüben an den Wänden fest, an überspringenden Felsen. Ich glaubte eine Bergschlacht zu sehn: so wirkten diese Wolkenballen wie Pulverdampf. Ich war auf einem Schweizer-Paß, von drüben tauchte es, wo der Feind von vorspringenden Blöcken aus uns beschuß. Je dicker sich die Nebel ziehn, so mächtiger wird das Bild. Ich höre das Donnern, vielfaches Echo werfen die Berge, herüber sprühen die großen Granaten, Dampf ballt sich neu . . . Aber der freundliche Doktor zog mich fort und sagte: „Kommen Sie! Heute ist ja leider nichts zu sehn!“

Mut und die Sucht sich durchzusetzen, Wille zur Macht und das Bewußtsein überlegener Kräfte: das sind die Elemente seines Erfolges. Es ist sinnlos, irgendeinen andern wie Karl Peters als Begründer unseres Kolonialreiches anzusprechen.

Aber ihm fehlte die Monomanie des Entdeckers. Er liebte nicht das Land, das vor ihm lag, noch auch das Land, für das er wirkte. Er liebte nur sich selbst und überschätzte sich so sehr, daß er nie eins für das andere glaubte aufgeben zu müssen. Das sind die Elemente seines Mißerfolges.

Beide Geschichten: die Gründung der Kolonie und das Schicksal des Begründers sind unsäglich deutsch. Ein Privatdozent der Philosophie zieht aus, und erobert ein Stück Afrika für sein Land, das noch nicht einen Fußbreit fremde Erde besitzt.

Ein armer deutscher Stellensucher, der über „Willensfreiheit und Weltwille“ eine Schopenhauerische Arbeit schreibt, wird plötzlich, fünfundzwanzig-jährig, in eine Londoner Villa verzaubert, wird independant gentleman in der damals ersten Nation der Welt, wird reich und elegant. Ein deutscher Pfarrerssohn wird englischer Weltmann, doch im selben Tempo wird er national ent wurzelt, lernt England leidenschaftlich lieben, ein Feld in Indien eröffnet sich ihm, aber er kann sich nicht entschließen, die Philosophie aufzugeben.

Als der Onkel stirbt, wird er ein halber Kaufmann, bei Realisierung des großen Vermögens. Die Elemente mischen sich, er steht vor der Formel: Philosoph oder Farmer? Und sein geistlicher Verwandter entsetzt sich, daß er zweifeln kann, ob er in Berlin Erkenntnis-Theorie lesen oder in Illinois mit Schweinen handeln soll.

Er kann nichts aufgeben, immer will er beides. Er geht nach Deutschland zurück, verhandelt mit der Universität, gleichzeitig versucht er aber, gewisse Londoner Pläne zur Erschließung des Zambesi-Goldes zu verwirklichen. Sein Gedanke war glänzend, nur leider völlig Theorie. Wirklich war im Jahre 83 „der weltgeschichtliche Augenblick, wo Deutschland Afrika für sich nehmen konnte“. Es gab kein Britisch-Süd-Afrika, die Buren waren Sieger, es gab kein Rhodesia, keinen Kongo-Staat, und vom Zambesi aus ließ sich nach Norden und nach Süden der Erdteil „aufrollen“. Nur leider hatte Deutschland keine Flotte. Und wenn das Auswärtige Amt antwortete: das ist britische Interessenssphäre, wußte es genau, warum.

Aber der junge Peters will etwas leisten, gleichviel was. Achtundzwanzig-jährig gründet er als erster Deutscher einen Kolonialverein. Leider will er wieder beides machen: handeln und philosophieren. Mit großartiger Umsicht bringt er die Gesellschaft und etwas Kapital zusammen, aber er glaubt sich fähig, zugleich die Schrift zur Privatdozentur zu schreiben: „Inwiefern

ist Metaphysik als Wissenschaft möglich?" Folge: Unmittelbar nach Begründung des kolonialen Gedankens in Berlin muß er fort, um Muße für die Metaphysik zu gewinnen. Natürlich machen die Herren inzwischen, was sie wollen, und nicht, was er will, nämlich aus einem großen nationalen Projekt eine kleine Land Spekulation. Rasch muß er zurück und setzt sich wieder durch.

Nun wagt er wildes Babanque. Da Bismarck für überseeische Projekte schwer zu haben und seine Räte nur immer sagen lassen: Um Gottes willen laßt die Hände von Afrika!, verschweigt Peters seinen neuen Plan der Regierung, die ihm den Zambesi verboten, verschweigt ihn seinen Geldgebern und fährt auf eigene Faust plötzlich nach Ostafrika. Unter den schrillen Wigen der gesamten deutschen Presse, die er zur Sicherheit irreführt, muß er auf Umwegen Triest erreichen, und der Schüler Schopenhauers fährt heimlich, im Zwischendeck, nach Sansibar.

Dort liest man ihm sogleich einen Erlaß der Reichsregierung vor, die inzwischen die Wahrheit erfahren: er hätte weder Anspruch auf Schutz für Reichskolonie, noch Garantie für sein Leben zu erwarten.

Eine großartige Latkraft treibt ihn vorwärts. Auf Schnelligkeit kam es an. So hat kein Deutscher vor ihm oder nach ihm Afrika erobert. (Nachrigall später im Westen war durch die Regierung gedeckt.) Wer ist der Mann, der mit den Sultanen Verträge schließt und die Abtretung eines Landes von der Größe Süddeutschlands erlangt? Weder Soldat noch Jäger, weder Abenteurer noch Aristokrat, ein Mann, der nichts von technischen Dingen verstand, nie über England herausgekommen, ohne Erfahrung, ohne Schutz, ohne Waffen, von einem einzigen Freund begleitet, fast ohne Geld: so legt er in fünf Wochen gegen die Warnung der Regierung und unter dem Gelächter der Presse als erster Deutscher den Grund zu einem deutschen Kolonialreich. Welche Figur machen neben solcher Erscheinung die Geheimräte, die ihn später stürzten!

Er kommt zurück, der neunzigjährige Kaiser übergibt dem noch nicht dreißigjährigen Autodidakten den kaiserlichen Schutzbrief für Länder, die Deutschland zuvor nicht einmal dem Namen nach gekannt. Es ist sein Höhepunkt.

Nun fehlt ihm Geld. 50 Millionen, großer Stil: dann ginge alles. Stanley gewann den König der Belgier durch finanziell gesicherte Projekte. Rhodes gründete in Afrika selbst die Kompagnie, die dann seine Pläne finanzierte. Aber Peters konnte den „Veigeschmack der nationalen Liebesgabe“ nicht loswerden, die er zuerst gebraucht und nun gern mit Kapitalien der Großbanken vertauscht hätte. Er fühlt, daß nur Bismarck auch hier allmächtig ist, aber er kennt die Abneigung des Alten gegen Übersee.

In seinen Memoiren schreibt Peters das bedeutungsvolle Wort: „Ich selbst, den Fürsten, mußte ich überzeugen, dann hatte ich gewonnenes Spiel. Dazu fehlte mir der Schwung der Seele“. Sehr tief sieht man hier in

Berge und Täler dieses Charakters. Und als er zwei Jahr später für die neue Gründung Selbstverwaltung braucht, geht er wiederum nicht zu Bismarck. „Ich bedaure heute, daß ich mich damals zum zweiten Male nicht entschließen konnte, zum Fürsten zu gehen und ihm offen die Vorteile darzulegen“. Die ganze schiefe Entwicklung der nächsten Jahrzehnte hätte er dadurch vielleicht verhindert, und statt einer assessoralen wäre eine merkantile Verwaltung gekommen.

Weil Peters nur sich liebte, nicht sein Werk, darum fehlte ihm der Schwung der Seele. Zugleich überschätzte er sich so sehr, daß er glaubte, sich nicht der Legitimität einordnen zu müssen, die er nun endlich für sein Werk erlangt. Wäre er ein wüster Mensch gewesen, ein wildes Genie, ein Riese mit Bärenkräften, man würde das Elementare bestaunen. Aber er ist ein kleiner Herr mit Augenglas, Philosoph und Engländer, der sehr gut schreibt, und die Konstruktion der großen Maschine genau kennt.

Zwei Jahre nach der Besitzergreifung hat seine Gruppe, die Deutsch-Ost-Afrikanische Gesellschaft ein Land von der Größe Britisch-Indiens in ihrem Besitz. Alles kam darauf an, sich klug mit einer Regierung zu stellen, die lesterhand doch zu entscheiden hatte, ob sie dies Land wollte oder nicht. Peters aber reizt die Leute, indem er den Dutsiber betont, und, nicht Genie genug, um dies wie Bismarck dennoch zu überwinden, gerät er unter die Räder. Eine Flut von Intrigen umkreist den Grünen Tisch. Die Geheimräte tun das Ihrige, gegen diesen unbequemen Neuling anzugehen, den weder das Assessor-, noch Offiziers-Examen vor ihnen entschuldigte. Hätte Peters so verstanden, mit Deutschen zu verhandeln, wie er es mit Farbigen verstand, nie wäre er gestürzt. In schwierigen diplomatischen Momenten machte er einen großartigen Vertrag mit dem Sultan von Sansibar, er weiß genau, daß das Hauptgewicht auf seinem persönlichen Einfluß bei dem Sultan ruht. Warum nicht bei den Ministern?

Nun lehnt man ab, ihn zum Reichskommissar zu ernennen, was er doch brauchte: darüber werde man sprechen, wenn er „etwas geleistet hätte“, vorläufig sollte er sich mit dem neuen Generalkonsul gutstellen.

Und unmittelbar nachdem er den entscheidenden Vertrag geschlossen, der noch heute den Grund unserer ganzen Stellung in Ostafrika bildet, be-rufen sie ihn ab. Eine deutsche Geschichte. —

„Man hat gesagt, ich habe in diesen Jahren bewiesen, daß ich in das System unseres Bureautrismus nicht passe. Das ist möglich, aber es ist die Frage, ob dies mehr gegen mich spricht als gegen das System“. Und Peters vergißt, daß an der Spitze dieses Systems ein Mann stand, der, noch unendlich unbezähmbarer als er, sich dennoch selber zähmte.

Nun ist er entwurzelt, nun macht er Fehler, verliert das Augenmaß. Denn da die Welt ihn nicht genügend schätzt, wird er getrieben sich zu über-

schätzen. Seine ganze Haltung in der Emin-Pascha-Expedition ist großartig und zugleich toll. Ihn treibt der Wahnsinn, sich der riesigen Maschine entgegen zu werfen, doch nicht auf Realitäten gestützt, sondern auf Lust. Einst hatte er gegen eine Welt von Mächten seine Pläne verwirklicht. Jetzt vergißt er, daß ein ungekrönter König und ein abgesetzter in der Welt verschiedenes bedeuten; vergißt, daß sich die Legitimen nun rächen werden, weil er sie überflügelt; vergißt, daß Gewalt in Afrika nicht auch Gewalt in Deutschland mitbedingt.

Nochmals zeigt er großartige Tatkraft. Wirklich macht er im Jahre 1890 Deutschland zu einer Nilmacht, begründet die Provinz am oberen Nil, vertraut, da er selbst keine Reichsautorität darstellt, auf die Unterstützung der Truppen Emin's, den er sucht: da erfährt er plötzlich in Ufoga, daß Emin längst, vor einem Jahr, von Stanley entsetzt und mit ihm abgezogen sei. Nun sucht er zu retten, was möglich. Am 20. Juni erklärt sich dann Emin bereit, Peters' neue Erwerbungen unter den Schutz des Kaisers zu stellen: zehn Tage darauf wird der Deutsch-Englische Vertrag geschlossen, jede weitere Aktion wird wesenlos.

Konnte er sich der Reichsgewalt entgegenstellen? Was vermochte Peters mit seinen hundert Flinten, wenn Deutschland und England vor der Einigung standen? Als er von der Küste hinaufziehen wollte, als ein englischer Admiral seine Waffen konfiszierte und er gewissermaßen vogelfrei war, sagte ihm Wismann, er solle doch das Ganze aufgeben. Darauf erwiderte Peters: „Würdest du unter diesen Umständen auf die Expedition verzichten?“ Wismann: „Ganz bestimmt!“ Peters kehrt sich schweigend ab. Dämonische Umnachtung.

In diesem Vertrag wurde zwar nicht, wie es allgemein heißt, Sansibar gegen Helgoland hergegeben, da Sansibar nie deutsch war, aber es kam aus deutschem Einfluß jetzt in englischen. Wenn aber die deutsche Garantie der Unabhängigkeit von Sansibar nun im Interesse Englands wieder annulliert, und diese Konzession mit Helgoland bezahlt wurde, so war dies nur möglich, weil Peters vier Jahre zuvor die deutsche Macht dort etabliert hatte. So macht eine sonderbare Ironie einen Mann, der gar nichts mit der Flotte zu tun hat und am Äquator wirkte, höchst wider Willen zum Schöpfer einer deutschen Flottenstation in der Nordsee.

Es hat etwas Ergreifendes, wenn dieser tief verbitterte Mann am Ende seiner Memoiren die Bedeutung Helgolands für einen Krieg erwägt und schließt: Wenn die Fachleute in der Marine meinten, der Preis von Sansibar und Uganda wäre nicht zu hoch für die Besitzergreifung Helgolands, „so würde ich mich mit dem Troste bescheiden, daß Jahre voll Mühen, Schmerzen und Gefahren wenigstens meinem Volke dazu verholfen haben, in Europa seine defensive Stellung zur See zu verstärken“.

Dies Leben ist nicht zu Ende, aber seine sichtbarste Wirkung. Ein Geist von solcher Vielfalt drückt sich dauernd aus. Ist es ein Wunder, daß er in England lebt? Die deutschen Missionare und die Presse, die es nicht überwinden konnten, daß irgend ein diebischer Neger im Schatten des Kilimandscharo baumeln mußte, weil er der Nebenbuhler des deutschen Herren war, haben Peters zu einem Märtyrer gemacht, wozu er ganz und gar nicht taugt. Als er das erstmal nach zwanzig Jahren kürzlich wieder unsere afrikanische Küste betrat, hat ihn das Reich, für das er sie erobert, nicht gekannt. In zwanzig Jahren wird dort sein Denkmal stehen. Eine deutsche Geschichte.

Die vierzehn Antworten

Als ich die große Fruchtbarkeit und Schönheit unserer ersten Kolonie verglich mit der Langsamkeit ihrer Entwicklung, dem Mißmut vieler Äußerungen, dem gewissen Mangel an Großzügigkeit, fragte ich nach dem Grunde. Da ich kein Kolonialpolitiker bin, aber den Zeitungen nicht traue, fragte ich hier im Lande alle Stände und Klassen dasselbe: Warum blüht dieses Land noch nicht? Wer trägt die Schuld?

Ich fragte den Beamten. „Die Schuld?“ sagte er und lächelte, zog an seiner Zigarre und legte die Beine auf den Bombay-Stuhl. „Das kann ich Ihnen ganz genau sagen. Die Schuld trägt allein das Militär, das heißt die Offiziere. Als wir das Land okkupierten, spielten sie eine begreiflich große Rolle. Jetzt können sie nicht verstehen, daß sie ausgespielt haben. Sind wütend, daß der Gouverneur, ein Doktor juris, dem Truppenkommandeur übergeordnet ist, und daß der höchst zivile Bezirksamtman die Polizeitruppe befehligt. Was wollen die Leute noch? Wozu brauchen wir dreitausend farbige Soldaten, genau soviel, wie es Weiße hier gibt? Dreihundert deutsche Offiziere auf neunhundert deutsche Ansiedler? Steht das im Verhältnis? Zur Verwaltung sind sie meistens untauglich oder unlustig. Den Aufstand damals im Süden niederwerfen, das war keine Kunst, aber vor den großen Völkern in den Hinterländern, die wir gut besiedeln könnten, da haben sie eine Heidenangst, sie könnten aufstehen wie die Hereros und Namas. Hochmütig bis hierher, und dabei nichts nütze, als daß sie den Etat belasten! Der Grundirrtum dieser Leute ist: sie denken, das ist hier ein wildes Land!“

Ich fragte den Offizier. Er verlangsamte seinen Trab und bekam Feuer in die Zigarette, obwohl der Wind uns scharf in den Rücken stieß. Dann sagte er durch die Zähne: „Wer schuld ist? Einfache Sache. Die Beamten, Doktor, die Beamten! Müßten mal so nen Assessor sehn, wenn er rauskommt! Hat da ein paar Monate im Kolonialamt ‚Eingänge‘ gesehn. Weiß vielleicht, daß die Neger schwarz sind. Kommt raus und will egal verwalten: träufelt Verordnungen, Verfügungen, macht möglichst viel

in Staatsaufsicht, statt möglichst wenig. Denkt, hier ist alles wie in Hannover. Geht auf die Farmen, stellt Fragen, Fragen! Lacherfolg bei sämtlichen Pflanzern. Warum gehts denn in Logo ohne Jus? Beste Kolonie. Waren neulich sechs Bezirksamtänner: zwei Offiziere, Arzt, Chemiker, sogar Missionar. Einziger Jurist in Lome, konnte nicht viel Schaden, gegen fünf verständige Leute. Na und das Quantum! Über dreihundert Regierungsbeamte, für jeden Pflanzler 'nen haben. Intendantur-Sekretäre, Bureau-Assistenten, Leute mit gefährlichen Titeln. Verdunkeln geradezu den Äquator. Bedingungen elend. Meist Assessoren, kommissarisch statt etatsmäßig angestellt. Keine Pension bei Dienstbeschädigung. Kündigungsrecht des Staates einseitig, während der zweijährigen Vertragszeit, kriegen bestens zehn Mille, das heißt hier fünf, müssen davon auch noch Bamsen privat erziehen. Folgen? Natürlich kommen statt Besten meist Leute raus, die was ausgefressen haben. Geben Gastrolle wie so'n Schiffsarzt: Mal was anderes. Schlachtenbummler. Bessere gehn dann zur Diplomatie, Konsulaten, Fähigste werden natürlich überseeischer Koosmich. Arrogante Leute! Ich sehe jrau!"

Ich fragte den Großexporteur. Er bleibt mitten auf Deck stehn, fing an zu lachen und sagte, an das weiße Geländer gelehnt: „Wer schuld ist? Und da fragen Sie noch?! Selbstverständlich einzig und allein der Grüne Tisch. Da sollten die Herren von der Wilhelmstraße mal erst in Down-Street in die Schule gehen. Selbständigkeit der Gouverneure, wie in England, das wäre erste Forderung. Wenn hier ein neuer Waschtisch gebraucht wird, muß man erst in Berlin betteln gehn. Darauf Rückfrage: „Warum ist die Vergrößerung nötig?“ Alle die Geheimräte waren ja nie draußen! Da denken sie, man muß den guten Neger schonen. Wissen Sie, daß das beste Land, das wir überhaupt haben, überall, bei Sigi, in Langenburg, in Uhehe, das Schagga-Land am Kibo an keinen Deutschen weggegeben wird? „Achtung! Neger-Reservat!“ Noli-me-tangere! Da heißt es immer, das wäre Rechenbergs Schuld. Das muß doch von oben kommen! Dernburg, der hatte was verstanden, und für seinen Bankierkopf verzeiht man ihm sogar seine tropischen Entgleisungen. Jetzt bauen wir alle auf den neuen Mann. Hoffentlich bringt er etwas Brise aus Samoa mit!“

Ich fragte den jungen Pflanzler. Er schnippte mit der Nilpferdpeitsche gegen seine schönen braunen Reitstiefel, spielte mit dem Whistylgase und sagte laut: „Wer schuld ist? Das kann ich Ihnen ganz präzis beantworten. Ausschließlich die Arbeiternot. Sehen Sie, ich sitze hier auf meiner Schambe und kriege keine Leute! Arbeitszwang muß eingeführt werden für den Neger, wie Militärzwang für uns. Im Tanga-Bezirk werden fünfzigtausend Arbeiter gebraucht und zehn sind da. Steuern erhöhen, dann wird er schon arbeiten. Wir haben eben nur Hüttensteuer. Da bauen diese Hunde einfach weniger

Hütten und die Weiber müssen noch mehr arbeiten. Wir brauchen Kopfsteuer für jeden Mann, der keine Hüttensteuer zahlt. So machts England in Südafrika und in Uganda, Frankreich in Madagaskar. Da heißt es: wenn die Bahn fertig ist, dann werden hunderttausend Mann frei, die jetzt Lasten tragen. Ob sie wollen, das ist die Frage!

Ein einziger Bezirkshauptmann hat auf eigene Faust verfügt, jeder Neger des Bezirks muß zwei Monate arbeiten, ganz egal, wie er sich die Zeit während eines Jahrs verteilt. Er muß, er wird bezahlt. Wissen Sie, was die Folge war? Echt deutsch: 1. der Mann wird verabschiedet; 2. die Maßregel wird im Bezirke aufrecht erhalten. Wie soll unsereiner dann bestehen? Wissen Sie, was der Schurke fordert, der mir den Mann aus dem Innern heranschleppt? Vierzig Rupie. Dann ist der Mann schwach von der langen Reise, muß aufgefüttert werden und nach sechs Monaten geht er seiner Wege. Da soll man doch lieber Chinesen importieren, auf Teufel holen, wie in Südafrika!“

Ich fragte den alten Pflanze. Er sah mich schräg von der Seite an und schwieg. Dann sagte er, ohne unseren Spaziergang durch sein Agavenfeld zu unterbrechen: „Der Großbetrieb ist schuld! Wir brauchen Bauern, mit Erfahrung, ohne Ansprüche. Statt dessen bekommen wir Kapitalisten, ohne Erfahrung, mit Ansprüchen. Die haben mal was von Kaffee läuten hören, oder denken, hier wird man mit Gummi in drei Jahren Millionär. Erst laufen sie herum und fragen alle Behörden und alle Pflanze halb tot. Was soll man pflanzen? Wo soll man pflanzen? Wann soll man pflanzen? Endlich kaufen sie, zu doppeltem Preise, und bauen zunächst ein großes schönes Haus, zwei Stock und Veranda, und klagen, das Licht ist nicht elektrisch. Es ist wie zu Hause: die Regiekosten sind zu hoch. (— Sehen Sie sich vor, an den Agaven kann man sich leicht reißen! —) Das sind die Besseren. Viel schlimmer sind natürlich die großen spekulierenden Gesellschaften. Da gibt es kein Mittel dagegen. Da heißt es: ‚Ja, die Regierung macht ihre Pachtverträge so klug, der Pächter muß jährlich ein bestimmtes Stück unter Kultur setzen, muß darauf wohnen, und darfs dann zum festen Preise kaufen, für drei bis sechs Mark den Hektar.‘ Aber die Gesellschaften drücken sich doch immer! Eine hat allein über drei Millionen Sisal-Agaven in Usambara stehn! Das kriegen ein paar Aktionäre in Berlin. Da soll man doch lieber gute deutsche Bauern rauschicken, die den Ackerbau kennen und froh sind, wenn sie sorgenlos leben. — Aber wer hört auf mich? Ich bin ein alter Mann.“

Ich fragte den Arzt. Er stand am Fenster und sah in die Dunkelheit. Als er sich zurückwandte, bligte das Lampenlicht in seinen Brillengläsern. Er schritt immer auf und nieder und sagte: „Soviel ich sehe, ist allein die Politik der Kleinsiedlungen schuld. Wir brauchen Großbetriebe und Ein-

geborenen-Arbeit. Sie haben ja in Süd-West gesehen, wohin das führt mit den kleinen Leuten. Da hat die Regierung jedem noch ein paar tausend Mark dazu gegeben, und die Gauner haben es in Windhuk zu Sekt gemacht. Die neuntausend Mark Kapital, die hier bei der Einwanderung als Minimum gefordert werden, sind viel zu wenig. Da kriegen wir kleine Leute heraus, die kaufen dreißig Hektar und bilden wieder Dörfer und ärgern sich wie zu Hause. Sie produzieren, was sie selber verzehren, Versuche und Fehlschläge halten sie nicht aus. Der Große, der dreihundert Hektar hat oder fünfhundert, kann doch zum mindesten Vieh, Obst und Butter im Lande verkaufen, auch wenn er keine Plantagen hat. Aber der Kapitalist zu Hause, der schließlich auch an eine neue Lebensform denkt, der wird ja abgeschreckt, wenn er von diesen Leuten hört. Sehen Sie, der kleine Mann rächt sich hier für seine soziale Unterdrücktheit in der Heimat, macht nicht mehr die Arbeit, zu der ihn der Mangel an Geld und Bildung nötigt, schindet den Neger und prahlt zu Hause. Macht er nicht eine üble Figur in der Kolonie? Ohne Mittel befiehlt er und macht Ansprüche ohne Kultur. Ich sehe ja doch die Leute zu Hause, fast alle verlieren die Contenance.

Wir brauchen Plantagen im großen Stil. Wir brauchen Kapital. Der Engländer begnügt sich mit zehn Prozent Gewinn, der Deutsche muß immer gleich siebzehn haben, weil er erst sieben als Zinsen für geliehenes Geld hergeben muß. In Krisen auf dem Weltmarkt muß er verkaufen. Der Engländer läßt seine Produkte liegen und wartet, bis Kokusöl wieder hoch ist. Wir brauchen zu Hause Baumwolle jährlich für fünfhundert Millionen, meistens aus Nordamerika. Deutsch-Ost produziert jetzt zehn. Wollen wir nur den zehnten Teil des deutschen Bedarfs aus unseren Kolonien decken, so muß weit über eine halbe Million Neger im Großbetrieb arbeiten. Das ergibt hundert Qualitäten, teure Verwaltung, großen Apparat. Wenn wir da zimperlich sind, kommen wir zu nichts. Der Neger wird enteignet, wird Hirt oder Arbeiter, basta! Nordamerika hat den Eingeborenen ausgerottet oder, in den Süd-Staaten, zum Arbeiter gemacht. Australien hat die Buschwilden, die nicht mal zu Hirten zu brauchen waren, in die wüstesten Teile gedrängt. „Sklaven!“ Sind Kulis und Chinesen etwa keine? Die Portugiesen, die nach Sao Thomé verschifft werden, um dort Kakao zu bauen? Besser schwarze Sklaven, die man bezahlt, als weiße kleine Leute, die darben!“

Ich fragte den Kaufmann in der Stadt. Er sah mich an wie einen Duden, zog mich in eine Ecke des Billardzimmers, damit die andern Herren vom Klub sich nicht hineinmischen sollten und sagte: „Wer schuld ist? Herr! Welche Frage! Der Inder natürlich, niemand als der verfluchte Inder! Wissen Sie nicht, daß wir in diesem Lande, das doppelt so groß ist als das Deutsche Reich, auf dreitausend Weiße siebentausend Inder haben? Sie

meinen, der Inder ist ein ruhiger Mann? Er ist sogar anspruchslos und fleißig. Aber er gaunert, und, was schlimmer ist, er spart. Alles, was er hier eingesogen, schleppt er nach Indien zurück. Dort drüben in Usambara, wo Sie waren, da zahlt mein Freund, der die größte Gummipflanzung im Lande hat, zweihunderttausend Mark jährlich Löhne an seine Schwarzen. Bar, in silbernen Kupies. Hat je ein Neger gespart? Ich kenne die paar Ausnahmen. Neunundneunzig von hundert gehen zum Inder und kaufen: Lächer, Ketten, was erschwänglich ist. Und alle unsere schönen Silberstücke gehen hinüber nach Indien!

Warum wir sie nicht herauswerfen? 1. stehen dann schon dreitausend Araber und Goanesen im Land bereit, und die sind womöglich noch schlimmer. 2. ist er „British Subject“, und die Engländer haben diesen behnbaren Begriff noch immer zu unsten Ungunsten ausgelegt, wenn etwas vorkam. 3. können wir ihn gar nicht entbehren. Ich habe hier mein schönes Geschäft für die Weißen. Soll ich mich in die glühende duka legen und mit dem Neger eine Stunde um drei Pfennige schwachern? Die Regierung beschützt ihn ja noch besonders, den Hund! Wir dürfen nur pachten und nach und nach kaufen. Der Inder kauft dem Neger sein Land ab um elende Preise; was man Bauernlegen nennt. Oder er kauft dem Araber seine Ernte ab auf fünf Jahr voraus, oder er borgt ihm Geld zu dreißig Prozent. Wie die Termiten bringen sie ins Innere vor, immer mit den Bahnen und unterwühlen unser Land. Ich hörte mal auf Safari am Lagerfeuer, wie meine Boys über die Religionen sprachen. Über alle mußten sie Bescheid, nur nicht über die Inder. Da sagte der älteste: die Inder-Religion ist *malti to*: einzig und allein das Geld!“

Ich fragte den Missionar. Er hüstelte ein paarmal wie vor der Predigt, fühlte nun den Augenblick gekommen, mich Skeptiker wenigstens vom politischen Ernst seiner Mission zu überzeugen und begann: „Mein lieber Herr Doktor!“ Dann hielt er eine lange Rede, deren Hauptgedanke war: „Schuld ist einzig und allein der Islam. Wir arbeiten mit allen Kräften. Wir sind vierhundert Geistliche im Land und haben elf Missionsanstalten. (Ich bin toleranter, als Sie glauben, ich rechne die katholischen mit.) Als es noch Sklavenhandel gab, (er sprach diesen Satz in Moll), da gab es keine mohamedanische Bekehrung (Dur), weil kein Mohamedaner Sklave sein darf. (Zwanzig Kulissen rechts und links fielen vor meinen Augen um!) Jetzt aber bekehren sie um so gründlicher. In den letzten zwanzig Jahren hat der Islam in Ostafrika größere Fortschritte gemacht, als alle christlichen Missionen zusammen. Ihr sicherstes Mittel ist, zu sagen: Wir sind die Religion der farbigen Leute, wir schlagen euch nicht, erst der weiße Mann hat die Prügel eingeführt. Das sieht der Neger ein und vergift, daß ihn derselbe Islam zum Sklaven machte. Die Pension, die der Saibi

von Sansibar vom Deutschen Reich bezieht, erklären sie dem Neger als einen Tribut der Ungläubigen an den Beherrscher der Gläubigen. Der Hauptgrund für ihre Fortschritte ist: Alle Neger sind stark fatalistisch, und das ist der Islam auch!“ Er fuhr fort, oratorischer: „aber ich frage: Hat er in zwölf Jahrhunderten diesen Ländern irgendwelche Segnungen der Kultur gebracht? Hat er das Innenleben . . .“

Ich fragte den Juristen und seine Frau. Der Justizrat sagte epigrammatisch: „Die Lösung des Rätsels ist kinderleicht, liegt aber auf einem ganz anderen Felde, als man meint. Da haben Sie das Geheimnis in drei Worten: keiner führt Buch! Zu mir kommen sie ja dann, die Pflanzer und Plantagenleiter, wenn sie gewissermaßen im Sterben liegen, dann soll unser-einer helfen. Dazu müßte die Regierung jeden Ansiedler zwingen, um seiner selbst willen. Die englischen Gesellschaften, die sich namentlich zu König Eduards Zeiten hier bedenklich ausgebreitet haben, sind alle musterhaft geführt. Jeden Augenblick kann man jeden Etat für sich betrachten. Unsere deutschen Farmer wissen zwar, was sie ausgegeben haben und was eingenommen, aber frage ich einen bei der Verkaufsverhandlung: Wofür? Das hat er nicht aufgeschrieben. Der Inder vollends macht fortgesetzt betrügerischen Bankrott, und niemand kann ihm das beweisen. Dernburg hätte da vielleicht etwas gewirkt. Aber wir hoffen alle auf den neuen Mann. Er sieht aus wie ein Kenner und zugleich wie ein vorurteilsloser Kopf, ohne die Prätention der Dernburgschen Frau, die immer rief: Wir sind anders! Der wird wohl auch nicht den Grünen Tisch zu Hause durch Fehler in gewissen Kleinigkeiten kompromittieren, die jeder Kolonist mit Habgier zerzaust. Und erstes Gebot bleibt: zwangsweise Buchführung.“

„Ich bin ja nur eine Frau,“ sagte die Dame plötzlich, „und mein Mann meint, ich verstehe nichts davon. Aber ich versichere Sie, eine Lebensfrage für unsere Kolonie ist immer: wer ist die Gouverneuse? Sie wissen, in Daresalam wird so ein kleiner Hof gehalten, duodesfürstlich. Jeder Gouverneur ist eben ein kleiner Vize-König. Der frühere war nicht verheiratet, und das war gut. Sobald eine Frau da ist, beginnt die Etikette. (Wir kennen das von einem andern Fall.) Die Intrigen und die Wünsche der Pflanzer kommen auf gesellschaftlichem Umweg an das Ohr des Herrn. Da sind die Unterscheidungen oft lächerlich. Und ist die Frau wie alle, gleich haben wir wieder den Beamtenstaat. Wenn Sie wüßten: welche Enge, welche Narrheit!“

Ich fragte den Feldwebel, den Landmesser und den Hotelier. „Wer schuld ist?“ sagte nachdenklich der gute Feldwebel und wischte sich den Schaum des Bieres von seinem großen Schnurbart, und als wollte er, in seiner Sphäre, die Worte jener fremden Dame ergänzen, die hundert Meilen von ihm wohnte, sagte er mit einem kleinen Faustschlag auf den Tisch:

„Das Vorurteil, Herr Doktor! Das Vorurteil! Wenn hier ein Neuer herauskommt, wissen Sie, was da die Leute fragen? 1. hat er das Einjährigen-Examen gemacht? 2. in welcher Klasse ist er herausgefahren? Ist er etwa gar Dritter gekommen, dann verkehren sie überhaupt gar nicht mit ihm. Sehen Sie, und das ist der Krebschaden!“

Aber der Landmesser, der auf einem harten Stuhl im Hintergrund der Schenke saß, und dessen Züge so spitz und eckig aussahen wie sein Triangel, sagte misstrauisch, zwischen kurzen Zügen aus der spitzen Pfeife: „Unsinn! Der Kaiser ist schuld! Unser Kaiser kümmert sich nicht um seine Kolonien! Warum tut er so viel für die Flotte? Wozu haben wir eine Flotte? Warum reist er soviel und fährt in seiner Yacht von Spitzbergen nach Jerusalem? Zu uns kommt er nie. Und den Kronprinz schickt er nach Indien, aber nicht in seine eigenen Länder. Das würde die Kolonien populär machen, da würde man was erfahren in der Heimat! Und ich sage, der Kaiser ist schuld!“

„Nein!“ schrie der dicke Hotelier, „ihr habt es alle nicht getroffen. Die Missionare sind schuld! Die machen, daß es dem Neger zu gut geht bei uns. Prügeln muß man den Neger!“ schrie er und umarmte den Schalltrichter seines Phonographen mit dem linken Arm, während er mit dem rechten heftig herumfuhr. „Prügeln muß man ihn! Gebt ihm Whisky zu saufen, damit er Geschmack daran findet: da wird er Bedürfnisse bekommen: und wir haben keine Arbeiternot! Ich habe hundert Boys gehabt und auch intelligente. Aber Ordnung habe ich nur durch Prügel erhalten! Nie nehme ich einen, der in der Mission war! Scheinheilige Hunde! Wenn man sie anrührt, flennen sie, und wenn man sich umdreht, stehlen sie! Kommt so ein Dösel an die Küste, fragt er nach rechts: ‚Was ist das?‘ ‚Das ist die gute Kirche,‘ sagt der Schwarzrock. Dann fragt er nach links: ‚Und was ist das?‘ ‚Das ist die schlechte Kirche,‘ sagt der Schwarzrock. Bei uns kann er viermal Christ werden, von rechts und links, von vorn und von hinten. Die Anglikaner und Adventisten reißen sich auch noch um ihn. Da fühlt er sich mächtig, da wird er frech! Da macht er Bedingungen! Prügeln muß man den Neger! Prügeln!“

Zuletzt fragte ich den Bezirksamtmann. Er dachte: Dieser Herr ist von der Presse, und sagte, etwas pikiert: „Wer klagt denn über unsere Kolonie!? Sehen Sie nicht, daß sie blüht? Schwierigkeiten gibt es überall, aber allenthalben regen sich neue Keime. In meinem Bezirk . . .“ Und er warf einen Blick auf den schwarzen Posten, der eben präsen­tierte.

Über das Leben nach dem Tode

von Maurice Maeterlinck

Die neuspiritistische Hypothese und die Geistererscheinungen
Abseits von der Theosophie sind neuerdings rein wissenschaftliche Forschungen auf dem unheimlichen Gebiete des Nachlebens und der Seelenwanderung angestellt worden. Der Neuspiritismus, Psychismus oder experimentelle Spiritismus entstand 1870 in Amerika. Der geniale William Crookes erschloß die Mehrzahl der Wege, an deren Ende man mit Bestürzung bisher unbekannte Eigenschaften und Zustände der Materie entdeckte. Schon im folgenden Jahre veranstaltete er die ersten streng wissenschaftlichen Experimente und brachte bereits 1873 und 74 mit Hilfe des Mediums Miß Cook Materialisationserscheinungen hervor, die bisher nicht übertroffen worden sind. Besonders aber datiert der Aufschwung der neuen Wissenschaft von der Gründung der Society for Psychical Research (S. P. R.). Diese Gesellschaft wurde vor achtundzwanzig Jahren unter Mitwirkung der berühmtesten englischen Gelehrten in London gegründet und hat bekanntlich die methodische, strenge Erforschung aller übernormalen psychischen und sinnlichen Erscheinungen zum Ziele. Diese Untersuchungen oder Forschungen, die von Gurney, Myers und Podmore geleitet und von ihren Nachfolgern fortgesetzt wurden, sind ein Meisterwerk wissenschaftlicher Geduld und Gewissenhaftigkeit. Keine Tatsache wurde zugelassen, die nicht durch unwiderlegliche Zeugnisse, schriftliche Beweise und überzeugende Übereinstimmungen erhärtet ist. Kurz, die sachliche Wahrheit der meisten dieser Tatsachen ist unantastbar, wenn anders man dem menschlichen Zeugnis nicht von vornherein in vorgefaßter Meinung jede Beweiskraft abspricht und jede auf ihm beruhende Gewißheit und Überzeugung ausschaltet. Unter diesen übernormalen Kundgebungen, wie Telepathie, Fernwirkung, Voraussehen usw., gehen wir nur auf die ein, die sich auf das Leben nach dem Tode beziehen. Sie lassen sich in zwei Gruppen scheiden: 1. wirkliche, objektive und unwillkürliche Erscheinungen oder direkte Kundgebungen; 2. Kundgebungen mit Hilfe von Medien, das heißt entweder willkürlich hervorgerufene Erscheinungen, die wir aber fürs erste übergehen, da sie oft verdächtig sind, oder Mitteilungen der Verstorbenen durch die Sprache oder durch automatische Schriftzeichen. Verweilen wir einen Augenblick bei diesen außerordentlichen Mitteilungen. Sie sind ausführlich studiert worden von Männern wie Myers, Dr. Hodgson und Sir Oliver Lodge, dem Philosophen William James, dem Schöpfer des Pragmatismus, auf die sie tiefen Eindruck gemacht, ja die sie fest überzeugt haben, so daß sie unsere Aufmerksamkeit wohl verdienen.

Was die Kundgebungen der ersten Art betrifft, so verbietet mir der

Raum, die auffälligsten darunter auch nur summarisch anzuführen. Ich verweise den Leser also auf die Sammlung der Proceedings. Es genügt, daran zu erinnern, daß zahlreiche Erscheinungen Verstorbener von Gelehrten wie Sir W. Crookes, R. Wallace, R. Dale-Owen, Aksakow, Paul Sibier usw. festgestellt und studiert worden sind. Gurney, einer der Klassiker dieser neuen Wissenschaft, zitiert 231 Fälle, und seitdem führen die Bände der „Proceedings“ der S. P. R. und die Fachzeitschriften immerfort neue auf. Es scheint also festzustehen, soweit eine Tatsache nur feststehen kann, daß eine geistige oder nervöse Form, ein Abbild, ein verspäteter Reflex des Daseins eine Weile fortzubestehen vermag, der sich vom Körper trennen, ihn überleben, in einem Augenblick ungeheure Räume durchmessen, sich den Lebenden kundgeben und bisweilen in Verkehr mit ihnen treten kann.

Übrigens sind diese Erscheinungen, wie man zugeben muß, sehr kurz. Sie finden nur im Augenblick des Todes selbst oder ganz kurz nachher statt. Sie scheinen nicht das geringste Bewußtsein von einem neuen oder überirdischen Leben zu haben, das von dem Leben des Körpers, aus dem sie hervorgehen, verschieden ist. Im Gegenteil! Ihre Geisteskraft erscheint in dem Augenblick, wo sie, von der Materie befreit, ganz rein sein müßte, sehr viel geringer, als zu der Zeit, da sie noch in der Hülle des Leibes steckte. Solche Geister sind mehr oder weniger verstört und quälen sich oft mit nichtigen Sorgen, haben uns aber, wiewohl sie aus einer andern Welt kommen, noch nie einen einzigen bündigen Aufschluß über diese Welt gebracht, deren wunderbare Schwelle sie doch überschritten haben. Bald verflüchtigen sie sich und verschwinden für immer. Sind sie der erste Schimmer eines neuen Daseins oder das letzte Flackern dieses Erdenlebens? Benutzen die Verstorbenen derart, da ihnen nichts anderes bleibt, das letzte Band, das sie mit uns verbindet und sie unsern Sinnen wahrnehmbar macht? Leben sie dann weiter um uns, aber gelingt es ihnen trotz aller Anstrengung nicht mehr, sich kundzutun und uns ein Zeichen ihrer Gegenwart zu geben, weil uns jedes Organ fehlt, durch das wir sie wahrnehmen könnten, ebenso wie alle unsere Bemühungen umsonst sind, einem Blindgeborenen den geringsten Begriff von Licht und Farbe zu geben? Wir wissen es nicht, und ebenso wenig wissen wir, ob wir aus all diesen unbestreitbaren Erscheinungen irgendwelche Schlüsse ziehen dürfen. Wirklich bedeutsam würden sie ja doch erst, wenn sich die Erscheinung solcher Verstorbener feststellen oder hervorrufen ließe, die schon seit einer Reihe von Jahren tot sind. Dann hätte man endlich den stets mißglückten Beweis, daß der Geist nicht vom Körper abhängt, daß er Ursache, nicht Wirkung ist, daß er ohne Organe leben, sich nähren und funktionieren kann. Damit wäre die größte Frage, die sich die Menschheit je gestellt hat, wo nicht gelöst, so doch etwas mehr aus dem Dunkel befreit, und sofort ließe sich das persönliche Nachleben behaupten, wenn es auch nach

wie vor an den Geheimnissen des Anfangs und des Endes hänge. Aber soweit sind wir nicht. Inzwischen ist die Tatsache merkwürdig, daß es wirklich Geisterspuk und Gespenster gibt. Auch hier hat die Wissenschaft wieder einmal einen allgemeinen Glauben der Menschheit bestätigt und uns gelehrt, daß ein solcher Glaube, so widersinnig er anfangs erscheinen mag, stets sorgfältige Prüfung verdient.

Der Verkehr mit den Verstorbenen

Die Spiritisten verkehren mit den Verstorbenen oder glauben mit ihnen zu verkehren durch die sogenannte automatische Sprache oder Schrift. Zu ihrer Übermittlung bedienen sie sich eines Mediums im Zustand der Ekstase oder besser der „Trance“, um die Ausdrücke der neuen Wissenschaft zu benutzen. Dieser Trancezustand ist kein hypnotischer Schlaf, er scheint keine hysterische Erscheinung zu sein und geht oft, wie bei dem Medium Piper, Hand in Hand mit der besten Gesundheit und dem vollkommensten körperlichen und geistigen Gleichgewicht. In ihm tauchen, mehr oder minder von unserm Willen abhängig, einige der sekundären Persönlichkeiten oder Unterbewußtseins des Individuums auf und die Kräfte einer anderen Welt ergreifen Besitz von ihm (Myers nennt es „psychische Invasion“). Bei dem in Trancezustand versetzten Medium ist die normale Persönlichkeit, das normale Bewußtsein völlig ausgeschaltet, und es beantwortet „automatisch“, bisweilen durch die Sprache, öfter durch die Schrift, die ihm gestellten Fragen. Manchmal spricht und schreibt es zugleich; die Stimme wird von einem Geist und die Hand von einem andern beherrscht, die zwei getrennte Unterhaltungen führen. Noch seltner sind Stimme und beide Hände zugleich von verschiedenen Geistern „besessen“; dann entstehen drei verschiedene Mitteilungen. Es liegt auf der Hand, daß dergleichen Kundgebungen zu Betrug und Verstellung aller Art Anlaß geben, und das Mißtrauen ist zuerst unbezwinglich. Aber es gibt auch Kundgebungen unter derartigen Bürgschaften von Ehrlichkeit und Unverstelltheit, und sie sind so oft und lange durch Gelehrte von solchem Charakter, so unbestrittenem Ansehen und einem anfangs so unbeugsamen Skeptizismus kontrolliert worden, daß es schwer fällt, einen Rest von Mißtrauen zu bewahren. Ich kann hier leider nicht auf die Einzelheiten gewisser, rein wissenschaftlicher Sitzungen eingehen, wie z. B. die des berühmten Mediums Mrs. Piper, mit dem Myers, Dr. Hodgson, Professor Newbold von der Pennsylvania-Universität, Sir Oliver Lodge und William James jahrelang gearbeitet haben. Andererseits hat gerade die Anhäufung der Tatsachen, das Zusammentreffen mehrerer solcher Einzelheiten und ihre Abnormität allgemach die Überzeugung erweckt und befestigt, daß man hier mit einem ganz neuen, unwahrscheinlichen, aber authentischen Phänomen zu tun hat, das sich schwer in die rein irdischen Erscheinungen eingliedern

läßt. Man müßte diesem Verkehr mit der Geisterwelt eine Sonderstudie widmen, die über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausginge. Ich begnüge mich also mit der Verweisung der Wißbegierigen auf das Buch von Sir Oliver Lodge „The Survival of Man“, und vor allem auch die fünfundzwanzig dicken Bände der Proceedings der S. P. K., insbesondere auch die Erklärungen und Kommentare von William James zu den Piper-Hodgson'schen Sitzungen (Band XXII), sowie auf Band XIII, wo Hodgson die Tatsachen und Argumente prüft und erörtert, die man für oder gegen das Eingreifen der Verstorbenen in unsere Welt geltend machen kann, schließlich auch auf Myers Hauptwerk „Human Personality“.

Die im Trancezustand befindlichen Medien werden von verschiedenen, sie bewohnenden Geistern in Besitz genommen, denen man in der neuen Wissenschaft den ungenauen und zweideutigen Namen „Kontrollgeister“ gibt. So wird Mrs. Piper abwechselnd von Phinuit, George Pelham oder P. G., Imperator, Doktor und Rektor aufgesucht. Mrs. Thompson, ein andres sehr berühmtes Medium, wird namentlich von Nelly „besessen“, während sich andre berühmtere und ernstere Persönlichkeiten des Clergyman Stainton Moses bemächtigen. Jeder dieser Geister behält bis zuletzt seinen deutlich umrissenen Charakter, der sich nie verleugnet und zumeist in keinerlei Beziehung zu dem des Mediums steht. Unter ihnen sind Phinuit und Nelly unstreitig die sympathischsten, eigenartigsten, lebendigsten, tätigsten und vor allem gesprächigsten. Sie bilden gewissermaßen den Mittelpunkt des Verkehrs, kommen und gehen, sind dienstfertig, und will einer der Anwesenden in Verbindung mit einem verstorbenen Freund oder Verwandten treten, gleich eilen sie, dessen Seele zu suchen, finden sie in der unsichtbaren Menge, führen sie herbei, verkünden ihre Anwesenheit, sprechen in ihrem Namen, übermitteln oder wenn man will übersetzen die Fragen und Antworten. Denn es fällt den Toten scheinbar sehr schwer, mit den Lebenden in Verkehr zu treten. Es bedarf dazu besondere Fähigkeiten und eines Zusammenwirkens außergewöhnlicher Umstände. Prüfen wir noch nicht, was sie uns zu offenbaren haben. Aber wenn man sie sich so im Schwarm ihrer entkörpernten Brüder und Schwestern umhertummeln sieht, geben sie uns einen ersten, keineswegs beruhigenden Einblick ins Jenseits, und wir müssen uns sagen, daß unsere heutigen Toten eine seltsame Ähnlichkeit mit den Schemen haben, die Odysseus vor dreitausend Jahren in der kimmerischen Nacht beschwor. Es sind bleiche, wesenlose, schwankende, verstörte Schatten, kindisch und von dumpfem Schrecken befallen, Träumen gleich, zahlreicher als die Blätter, die im Herbst fallen, und zitternd wie vor dem unbekanntem Hauche der weiten Räume der andern Welt. Sie haben nicht einmal soviel Leben, um unglücklich zu sein. Irgendwo scheinen sie ein unsichres und müßiges Dasein zu führen, ziellos umher zu irren, um uns

herum zu streifen, zu schlafen oder miteinander über irdische Erbärmlichkeiten zu plaudern. Entsteht aber ein Spalt in ihrer Nacht, so eilen und drängen sie von allen Seiten herbei, wie Schwärme verhungertes Vögel, gierig nach Licht und nach einer menschlichen Stimme, und man gedenkt wider Willen der düstern Worte von Achills Schattengestalt, die Odysseus aus dem Erebos heraufbeschwört:

„Preise mir jetzt nicht tröstend den Tod, ruhmvoller Odysseus!
Lieber möcht' ich fürwahr dem unbegüterten Meier,
Der nur kümmerlich lebt, als Tagelöhner das Feld bauen
Als die ganze Schar vermoderter Toten beherrschen!“

Was haben die heutigen Toten uns zu sagen? Auffällig ist zunächst, daß sie an den Ereignissen unserer Welt viel mehr Anteil zu nehmen scheinen, als an denen der ihren. Sie scheinen vor allem daraufepicht, ihre Identität festzustellen, zu beweisen, daß sie noch existieren, daß sie uns erkennen und alles wissen. Und um uns davon zu überzeugen, gehen sie mit erstaunlicher Genauigkeit, Scharfsinnigkeit und Ausführlichkeit auf die winzigsten, längst vergessenen Einzelheiten ein. Auch besitzen sie großes Geschick im Entwirren der verwickelten Verwandtschaftsbeziehungen zwischen dem, der sie befragt, und einem andern Teilnehmer der Sitzung, ja selbst einem Unbekannten, der eben den Saal betritt. Sie erinnern an die kleinen Schwächen des einen, die Krankheiten des andern, die Narrheiten oder Eigenschaften eines dritten. Sie erkennen Ereignisse in weiter Ferne. So sehen und beschreiben sie ihren Zuhörern in London irgendein nichtsagendes Vorkommnis in Kanada. Kurz, sie sagen und tun fast die gleichen befremdenden und unerklärlichen Dinge, die man bisweilen von einem Medium ersten Ranges sieht und hört, ja sie gehen darin wohl noch etwas weiter. Aber das alles strömt keineswegs jenen Duft und Schimmer des Jenseits aus, den man uns versprochen hatte und den wir erwarteten.

Man wird vielleicht sagen, die Medien würden nur von untergeordneten Geistern aufgesucht, die sich der irdischen Sorgen nicht zu entschlagen vermögen, sich nicht zu reineren, höheren Gedanken erheben können. Wohl möglich, und vielleicht glauben wir zu Unrecht, ein Geist, der seinen Körper verlassen hat, verwandelte sich plötzlich und würde im Nu zu dem, was wir uns einbilden. Aber könnten sie uns nicht wenigstens sagen, wo sie sind, was sie empfinden und treiben?

Seit den genannten Experimenten hat der Tod scheinbar selbst eine Antwort auf diesen Vorwurf geben wollen. Denn nun weilen Myers, Dr. Hodgson und Professor William James, die so oft in langen leidenschaftlichen Stunden die Medien Piper und Thompson befragten und die nicht mehr

Lebenden zwingen, durch ihren Mund zu sprechen, — nun weilen sie selbst unter den Schatten jenseits des Vorhangs der Finsternis. Sie wissen doch wenigstens genau, was man tun muß, um zu uns zu gelangen, was man offenbaren muß, um die Unruhe und Wißbegier der Menschen zu befriedigen. Insbesondere hatte Myers, der Glühendste und Überzeugteste unter ihnen, der den Schleier der ewigen Wirklichkeiten am meisten gelüftet hat, den Fortsetzern seines Werkes feierlich versprochen, im Unbekannten alle erdenklichen Anstrengungen zu machen, um ihnen entscheidende Hilfe zu leisten. Er hielt Wort: Einen Monat nach seinem Tode, als Sir Oliver Lodge Mrs. Thompson im Trancezustand befragte, erklärte plötzlich Nelly, der vertraute Geist der Letztern, sie sähe Myers. Er sei zwar noch nicht recht wach, gedenke aber gegen neun Uhr abends zu kommen, um mit seinem alten Freunde aus der Psychischen Gesellschaft zu „verkehren“. Die Sitzung wird unterbrochen und um halb neun Uhr wieder aufgenommen. Endlich erhält man „Verbindung“ mit Myers. Man erkennt ihn bei den ersten Worten wieder. Er ist wirklich; er hat sich nicht verändert. Getreu seinem irdischen Steckensperd, besteht er sofort auf der Notwendigkeit, ein Protokoll aufzusetzen. Aber er scheint verstört. Man erzählt ihm von der Gesellschaft für Psychische Forschung, der einzigen Sorge seines Lebens. Er entsinnt sich ihrer nicht mehr. Dann kehrt das Gedächtnis allmählich wieder, und nun kommt ein wahres Jenseits-„Geschwätz“ über den Vorsitz in der Gesellschaft, den Nekrolog in der „Times“, über Briefe, die veröffentlicht werden sollten. Er klagt, daß man ihm nicht die Ruhe ließe, daß er ganz England Rede stehen und mit ihm in Verbindung treten solle. „Ruft Myers! Bringt Myers her!“ Er brauchte Zeit, sich zu sammeln und nachzudenken. Auch klagt er, wie schwer es sei, seine Gedanken durch die Medien zum Ausdruck zu bringen. „Sie übersetzen sie, wie ein Schüler das erstemal Virgil übersetzt.“ Über seinen jetzigen Zustand sagt er, er habe seinen Weg wie durch enge Gassen gesucht, bevor er gewußt hätte, daß er tot sei. Ihm wäre zumute, als hätte er sich in einer fremden Stadt verirrt, und wenn er Leute erblickte, von denen er wüßte, daß sie tot wären, glaubte er nur, Erscheinungen zu haben.

Das und manch andres ebenso nichts sagendes Geschwätz gab der „Kontrollgeist“ oder die „Personifikation“ Myers' zum besten, von der man sich mehr versprochen hatte. Aber diese „Verbindung“ und mehrere andre, in denen Myers' Gewohnheiten, Denk- und Redeweise und Charakter in scheinbar auffälliger Weise wiederkehrten, hätten nur dann einigen Wert, wenn keine der Personen, mit denen und durch die sie stattfanden, ihn gekannt hätte, als er noch unter den Lebenden weilte. So, wie sie uns vorliegen, sind sie wahrscheinlich nichts als Erinnerungen des Unterbewußtseins des Mediums oder unbewußte Suggestionen von seiten des Fragers oder der Anwesenden.

Wichtiger und auch beunruhigender wegen der Namen, die damit verknüpft sind, ist ein Geisterverkehr unter der Bezeichnung „Mrs. Piper's Hodgson-Control“. Professor William James widmet ihm in Band XXIII der „Proceedings“ einen Bericht von über 120 Seiten. Dr. Hodgson war bei Lebzeiten der Sekretär des amerikanischen Zweiges der S. P. R. gewesen, deren zweiter Vorsitzender William James war. Jahrelang hatten sie sich dem Medium Piper gewidmet, wöchentlich drei Stunden mit ihm gearbeitet und derart über die Erscheinungen des Nachlebens eine große Fülle von Dokumenten angehäuft, deren Schätze noch heute nicht erschöpft sind. Gleich Myers hatte er versprochen, nach seinem Tode wiederzukehren. Da er jovial war, hatte er Mrs. Piper mehr als einmal versichert, wenn er sie besuchen käme, würde die Sitzung, da er mehr Erfahrung hätte, als die andren Geister, zu entscheidenden Resultaten führen und es würde „heiß hergehen“. In der Tat kehrte er acht Tage nach seinem Tode wieder und meldete sich durch automatische Schrift (die gewöhnliche Mitteilungsart des Mediums Piper) bei mehreren Sitzungen, denen William James bewohnte. Ich möchte von diesem Bericht eine allgemeine Vorstellung geben. Aber wie der berühmte Harvard-Professor sehr richtig bemerkt, wird der Charakter einer derartigen Sitzung durch den stenographischen Bericht völlig verändert. Umsonst sucht man darin die Erregung, die man angesichts eines zwar unsichtbaren, aber lebenden Wesens empfindet, das nicht allein auf unsere Fragen Bescheid gibt, sondern auch unseren Gedanken vorgreift, halbe Andeutungen versteht, eine Anspielung aufgreift und sie mit einer andern ernstern oder fröhlichen Anspielung erwidert. Das Leben des Verstorbenen, der uns während einer seltsamen Stunde gleichsam gestreift und durchdrungen hatte, scheint zum zweitenmal zu verlöschen. Die Stenographie, der jede Erregung fehlt, liefert zweifellos die besten Grundlagen für eine logische Schlussfolgerung, aber hier wie in vielen anderen Fällen, wo das Unbewusste vorwaltet, scheint die Logik nicht der einzige Weg, der zur Wahrheit führt. „Als ich“, schreibt William James, „diese Reihe von Sitzungen zu Rate zog, um den vorliegenden Bericht abzufassen, sah ich voraus, daß mein Urteil von der reinen Logik diktiert werden würde. Ich dachte, solche kleine Zwischenfälle müßten für oder gegen das Nachleben des Geistes entscheidend sein. Wie ich mich aber so selbst die Daten des Problems abwägen sehe, überzeuge ich mich, daß die exakte Logik hier nur eine vorbereitende Rolle beim Zustandekommen unserer Schlussfolgerungen spielen kann und daß das letzte Wort, wenn es ein solches gibt, unserm allgemeinen Sinn für dramatische Wahrscheinlichkeiten gebührt, der von Hypothese zu Hypothese springt und wenigstens in meinem Falle eher unlogisch verfährt. Hält man sich an die Einzelheiten, so wird man daraus einen antipsiritistischen Schluß ziehen. Zieht man aber die Bedeutung des Ganzen in Betracht, so wird

man vielleicht der spiritistischen Deutung juneigen" (Proceedings XXIII, S. 33).

James schließt seine Arbeit mit den Worten: „Was mich betrifft, so hatte ich den Eindruck, daß dabei wahrscheinlich ein fremder Wille mit im Spiele war. Mit andern Worten: bei meinen Kenntnissen über die Gesamtheit dieser Erscheinungen zweifle ich, ob sich alle erlangten Resultate durch Mrs. Pipers Traumzustand erklären lassen, selbst wenn man „telepathische“ Wirkungen zu Hilfe nimmt. Fragt man mich aber, ob Hodgson den Willen hatte, mit mir in Verkehr zu treten, oder ob es nur ein anderer Geist war, der Hodgson nachahmte, so bleibe ich unentschieden und warte andere Tatsachen ab, die uns vielleicht in fünfzig oder hundert Jahren zu einem klaren Schluß führen werden.“

Wie man sieht, ist William James ziemlich erschüttert. Ja, in manchen Stellen seines Berichts scheint er es noch mehr zu sein. Dort sagt er deutlich, daß die Geister a finger in the pie, einen Finger im Teig haben. Dies Schwanken eines Mannes, der der Erneuerer unserer Psychologie war und ein ebenso wunderbar organisiertes, ebenso im Gleichgewicht befindliches Hirn besaß, wie Hippolyte Taine, ist gewiß bedeutsam. Als Doktor der Medizin und Professor der Philosophie, durchaus skeptisch und ein strenger Anhänger der experimentellen Methode, war er dreifach und vierfach befähigt, solche Experimente zum guten Ende zu führen. Es kommt hier nicht darauf an, ob man sich durch sein Zaudern beeinflussen lassen soll, aber es zeigt doch jedenfalls, daß es sich hier um ein ernsthaftes Problem handelt, das ernsthafteste vielleicht, das wir, wenn seine Daten unbestreitbar wären, seit Christi Geburt zu lösen hatten, und darum darf man es nicht mit Achselzucken oder lautem Gelächter abtun.

Aus Mangel an Raum muß ich den Leser auf den Text der „Proceedings“ verweisen, will er sich über den Fall Piper-Hodgson eine eigne Meinung bilden. Übrigens gehört dieser Fall durchaus nicht zu den sonderbarsten. Ohne die geistige Bedeutung der Beteiligten würde er eher unter die mittleren Ergebnisse der Piperschen Sitzungen zu rechnen sein. Nach der unveränderlichen Gewohnheit der Geister sucht Hodgson sich zunächst bekannt zu geben. Die unvermeidliche, langweilige Aufzählung der kleinen Erinnerungen beginnt zwanzigmal hintereinander und füllt Seiten auf Seiten. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, werden die gemeinsamen Erinnerungen des Fragenden und des Geistes, dessen Antworten man zu vernehmen glaubt, mit den genauesten, unwichtigsten und auch den geheimsten Einzelheiten heraufbeschworen, und zwar mit erstaunlicher Begier, Genauigkeit und Lebhaftigkeit. Besonders auffällig ist, daß der Verstorbene alle diese Einzelheiten mit unwahrscheinlicher Leichtigkeit und offenbar mit besondrer Vorliebe aus den vergessenen

und unbewußtesten Winkeln des Gedächtnisses des Lebenden schöpft, der ihm zuhört. Er erläßt ihm nichts und klammert sich an alles mit kindlicher Selbstzufriedenheit und bangem Eifer, nicht sowohl, um die andern zu überzeugen, als vielmehr um sich selbst zu beweisen, daß er immer noch existiert. Und diese Hartnäckigkeit des armen unsichtbaren Wesens, das sich mit aller Gewalt durch die bisher spaltlosen Pforten zu manifestieren sucht, die uns von der Ewigkeit und ihren Schicksalen trennen, ist lächerlich und tragisch zugleich.

„Entsinnst du dich, William, als wir bei So und So auf dem Lande waren? Da haben wir mit den Kindern die und die Spiele gespielt. Wir waren in dem und dem Zimmer mit den und den Möbeln. Ich sagte dies und das.“ — „Richtig, Hodgson, ich entsinne mich.“ — „Ein guter Beweis, nicht wahr, William?“ — „Ausgezeichnet, Hodgson!“ Und so weiter ad infinitum. Bisweilen ein bezeichnenderer Zwischenfall, der mehr ist als eine einfache Übertragung des unterbewußten Denkens. So handelt es sich einmal um eine gescheiterte Heirat, die auch für Hodgsons nächste Freunde stets verborgen blieb. „Entsinnst du dich, William, einer Doktorin aus Newport, die Mitglied unserer Gesellschaft war?“ — „Nein, ich entsinne mich nicht. Aber um was handelt sich bei ihr?“ — „Ihr Mann hieß, glaube ich, Blair.“ — „Meinst du Mrs. Blair-Thaw?“ — „Ganz recht! Frage doch Mrs. Thaw, ob ich mit ihr bei einem Diner nicht von der betreffenden Dame gesprochen habe?“ — James schrieb an Mrs. Thaw, und sie erklärte tatsächlich, Hodgson habe ihr vor etwa fünfzehn Jahren von einem jungen Mädchen erzählt, um dessen Hand er vergebens angehalten hätte. Mrs. Thaw und Dr. Newbold waren die einzigen, die um diese Einzelheit wußten.

Doch kehren wir zu den Sitzungen zurück. In ihnen wird u. a. auch die Finanzlage des amerikanischen Zweiges der S. P. R. erörtert, die seit dem Tode des Sekretärs oder vielmehr Faktotums Hodgson keineswegs glänzend war. Hier tritt nun der seltsame Fall ein, daß verschiedene Mitglieder der Versammlung mit ihrem verstorbenen Sekretär über die Geschäfte der Gesellschaft beraten. Soll man sie auflösen? Sie mit der Londoner verschmelzen? Die meist Hodgson gehörenden Materialsammlungen nach England schicken? Der Verstorbene wird befragt. Er antwortet, gibt kluge Ratschläge, scheint völlig in alle Komplikationen und Verlegenheiten eingeweiht. Eines Tages, als Hodgson noch lebte, war die Gesellschaft ins Defizit geraten. Da schickte ein ungenannter Geber die nötige Summe, um ihr wieder aufzuhelfen. Zu seinen Lebzeiten wußte Hodgson nicht, wer der Spender war, aber nach seinem Tode entdeckt er ihn unter den Anwesenden, spricht ihn an und sagt ihm öffentlich Dank. An anderer Stelle klagt Hodgson, wie alle Geister, wie schwer es sei, seine Gedanken durch den

fremden Organismus des Mediums hindurch auszudrücken. „Ich bin wie ein Blinder, der seinen Hut sucht,“ sagte er. Als ihm aber William James nach so vielen müßigen Geschichten die Hauptfragen stellt, die uns auf den Lippen brennen: „Hodgson, was hast du uns vom andern Leben zu sagen?“ weicht der Verstorbene aus und sucht nur nach Ausreden. „Es ist kein leerer Traum, sondern Wirklichkeit,“ antwortet er. „Hodgson,“ fragt Mrs. William James weiter, „lebt ihr wie wir, wie die Menschen?“ — „Was sagt sie?“ fragt der Geist und tut, als verstände er nicht. „Lebt ihr wie wir?“ wiederholt William James. „Habt ihr Häuser, Kleider?“ setzt seine Frau hinzu. — „Ja, ja, Häuser, aber keine Kleider. Nein, das ist ja toll! Wartet einen Augenblick, ich muß fort.“ — „Aber kommst du wieder?“ — „Ja.“ — „Er ist Atem holen gegangen,“ erklärt ein andrer Geist, namens Rektor, der plötzlich dazwischen tritt.

Es war vielleicht nicht umsonst, die Art und Weise und den allgemeinen Hergang einer jener Sitzungen zu schildern, die als vorbildlich anzusehen sind. Um auch von den äußersten Grenzen, die sich erreichen lassen, einen Begriff zu geben, füge ich noch folgende, von Sir Oliver Lodge berichtete und beobachtete Tatsache hinzu. Er zeigt Mrs. Piper im Francezustand eine goldne Uhr, die ihm ein Onkel geschickt hat, und die einem anderen seit mehr als zwanzig Jahren verstorbenen Onkel gehörte. Im Besitz dieser Uhr offenbart Mrs. Piper oder vielmehr Phinuit, einer der sie bewohnenden Geister, nach einiger Zeit eine Menge von Einzelheiten aus der Kindheit des letztgenannten Onkels, die sechzig Jahre zurückliegen und Sir Oliver Lodge naturgemäß unbekannt sind. Bald darauf bestätigt ein noch lebender Onkel, der in einer andern Stadt wohnt, die Mehrzahl dieser Einzelheiten, die er völlig vergessen hatte und die ihm nur durch die Offenbarungen des Mediums wieder ins Gedächtnis gekommen sind. Die Erinnerungen aber, deren er sich nicht mehr entsinnt, werden später von einem dritten Onkel bestätigt, einem alten Schiffskapitän, der große Seereisen gemacht hat und jetzt in Cornwallis lebt, aber nicht ahnte, aus welchem Grunde man ihm derart sonderbare Fragen stellt.

Ich erwähne diese Tatsache nicht, als ob sie von außergewöhnlicher oder entscheidender Bedeutung wäre, sondern bloß — ich wiederhole es — als Beispiel, denn sie bezeichnet neben dem obengenannten Fall der Mrs. Thaw die äußersten Punkte, bis zu denen man mit Hilfe der Geister bisher ins Unbekannte vorgedrungen ist. Hinzugefügt sei, daß die Fälle, wo die angeblichen Grenzen der weitgehendsten Telepathie so offenbar überschritten werden, ziemlich selten sind.

Was sollen wir nun von alledem halten? Sollen wir mit Myers, Newbold, Hyslop, Hodgson u. v. a., die das Problem lange studiert haben,

auf das unstreitige Eingreifen von Geistern und Kräften schließen, die vom andern Ufer des großen, für unüberschreitbar gehaltenen Stromes kommen? Soll man mit ihnen anerkennen, daß die Fälle immer zahlreicher werden, in denen man zwischen der Hypothese der Fernwirkung (Telepathie) und der des Spiritismus nicht mehr schwanken kann? Ich glaube, nein. Ich hege keine vorgefaßte Meinung — wozu auch bei solchen Mysterien? — und es widerstrebt mir nicht, das Nachleben und das Eingreifen der Toten in unsre Welt zuzugeben. Aber es ist weise und notwendig, vor Verlassen des Erdenplanes alle Vermutungen und Erklärungen zu erschöpfen, die sich hier finden lassen. Wir haben die Wahl zwischen zwei Unbekannten, zwei Wundern, wenn man will. Das eine liegt in der von uns bewohnten Welt, das andre in einem Reiche, das man, mit Recht oder Unrecht, von uns durch namenlose Räume getrennt glaubt, die kein Wesen, ob lebend oder tot, bisher durchmessen hat. Es ist also natürlich, wenn wir so lange wie möglich in unsrer Welt bleiben, — solange wir daraus nicht erbarmungslos durch eine Reihe unwiderleglicher, unbestreitbarer Tatsachen vertrieben werden, die aus dem benachbarten Abgrund aufsteigen. Das Weiterleben eines Geistes ist nicht unwahrscheinlicher, als die wunderbaren Fähigkeiten, die wir den Medien zuschreiben müssen, wenn wir sie den Toten nehmen. Aber das Dasein des Mediums ist im Gegensatz zu dem der Geister unleugbar. Es ist also Sache der Geister oder derer, die deren Dasein behaupten, es zu beweisen.

Vollziehen sich die ungewöhnlichen Phänomene, von denen wir sprachen: Gedankenübertragung vom Unbewußten zum Unbewußten, Fernsehen, unterbewußtes Hellsehen, auch bei Abwesenheit der Verstorbenen, wenn die Experimente allein unter Lebenden stattfinden? Man kann es ehrlicher Weise nicht abstreiten. Zweifellos sind solche Reihen von Mitteilungen oder Offenbarungen unter Lebenden nie erreicht worden, wie bei den großen spiritistischen Medien Piper, Thompson und Stainton Moses, und nichts läßt sich unter dem Gesichtspunkt des Zusammenhangs und Scharfblicks damit vergleichen. Aber wenn auch die Qualität dieser Erscheinungen keinen Vergleich duldet, so sind sie ihrem inneren Wesen nach doch unleugbar mit jenen identisch. Daraus ergibt sich logisch, daß ihre wahre Ursache nicht in der Inspirationsquelle der Medien, sondern im Eigenwert, in der Erregbarkeit und Kraft dieser Medien liegen muß. Überdies hat J. G. Piddington, der Mrs. Thompson eine wohldokumentierte Studie gewidmet hat, bei ihr, auch wenn sie nicht in Trancezustand war und es sich gar nicht um Geister handelte, genau dieselben Kundgebungen, wenn auch in schwächerem Grade festgestellt, wie wenn die Verstorbenen sich einmischten. Es gefällt diesen Medien, die übrigens völlig ehrlich sind und wahrscheinlich ganz unbewußt handeln, ihren unterbewußten Fähigkeiten, ihren sekundären Persönlichkeiten Namen zu geben oder für sie Namen von Wesen anzunehmen, die schon hinübergegangen

sind und auf der andern Seite des Geheimnisses stehen. Das ist eine Frage der Ausdrucksweise oder Namengebung, die für die innere Bedeutung der Tatsachen nicht ins Gewicht fällt. Prüft man aber diese Tatsachen selbst, so bestreulich und wahrhaft unerhört einige darunter sein mögen, so finde ich keine einzige, die offen aus unsrer Welt herausfällt oder unzweifelhaft aus der anderen kommt. Es sind, wenn man will, wunderbare Grenzfälle, aber man kann nicht behaupten, die Grenze sei überschritten. So muß man in dem Falle von Sir Oliver Lodges Uhr, der einer der charakteristischsten und weitgehendsten ist, dem Medium Eigenschaften zuschreiben, die nichts Menschliches mehr besitzen. Es muß sich durch Fernsehen, Gedankenübertragung vom Unbewußten zum Unbewußten oder unterbewußtes Hellsehen mit den beiden noch lebenden Brüdern des verstorbenen Besitzers der Uhr in Verbindung setzen und in dem Unbewußten dieser beiden weit entfernten und von niemand benachrichtigten Brüder eine Menge von Umständen suchen, die sie selbst vergessen haben und auf denen der Staub und das Dunkel von siebenzig Jahren liegen. Ein solches Phänomen sprengt gewiß den Rahmen jeder Einbildungskraft, und man würde ihm den Glauben versagen, wäre es zunächst nicht durch einen Mann von der Bedeutung Sir Oliver Lodges bestätigt und kontrolliert und gehörte es ferner nicht einer Gruppe gleichwertiger Tatsachen an, die durchaus zeigen, daß es sich hier nicht um ein einzig dastehendes Wunder noch um das unverhoffte Zusammentreffen nie wiederkehrender Umstände handelt. Es ist weiter nichts als Fernsehen, unterbewußtes Hellsehen und Telepathie auf der höchsten Stufe. Diese drei Kundgebungen der unerforschten Tiefen der Menschenbrust stehen heute wissenschaftlich fest. Damit soll nicht gesagt werden, sie seien erklärt; aber das ist eine andre Frage. Spricht man in der Elektrizität von positiv, negativ, potenziell, von Induktion und Widerstand, so belegt man gleichfalls Tatsachen oder Erscheinungen, deren inneres Wesen völlig unbekannt ist, mit konventionellen Worten und muß sich damit begnügen, bis man mehr weiß. Ich wiederhole: zwischen diesen außerordentlichen Erscheinungen und denen eines Mediums, das nicht im Namen der Verstorbenen spricht, besteht nun ein quantitativer Unterschied, ein Unterschied im Umfang oder Grad, aber keine Wesensverschiedenheit.

Damit die Probe entscheidender ausfiele, müßte niemand, weder das Medium, noch die Zeugen, die geringste Kenntnis von Dem haben, dessen Vergangenheit der Verstorbene enthüllt. Mit anderen Worten: jedes lebendige Band müßte fehlen. Ich glaube nicht, daß der Fall bisher je eingetreten noch daß er überhaupt möglich ist. Jedenfalls würde die Kontrolle dadurch sehr erschwert. Wie dem aber auch sei: Dr. Hodgson, der einen Teil seines Lebens der Erforschung der besonderen Probleme gewidmet hat, bei denen die

Grenzen der Kraft des Mediums deutlich überschritten wurden, glaube in gewissen Fällen zum Ziele gelangt zu sein. Ich will nur ein besonders auffälliges Beispiel dieser Art zitieren; die übrigen sind fast ebenso. In erfolgreichen Sitzungen, bei denen das Medium Piper mitwirkte, tritt er in Verbindung mit mehreren verstorbenen Freunden, die ihm eine Fülle gemeinsamer Erinnerungen ins Gedächtnis rufen. Das Medium, die Geister, er selbst scheinen wunderbar disponiert zu sein und die Offenbarungen fließen in Fülle, mühelos und genau. In diesem äußerst günstigen Dunstkreise tritt er in Verbindung mit der Seele eines seiner besten Freunde, der vor Jahresfrist gestorben ist und den er einfach A. A. nennt. Er hat ihn näher gekannt, als die meisten vorangegangenen Geister. Der Geist hat seine Identität zwar unzweifelhaft nachgewiesen, gibt aber im Gegensatz zu den anderen nur wirre Antworten. Nun aber hatte A. in seinen letzten Lebensjahren an Geistesstörungen gelitten, die mit völligem Irrsinn endigten. Das gleiche Phänomen scheint jedesmal einzutreten, wenn dem Tode solche geistigen Störungen vorausgingen, ebenso im Falle des Selbstmords.

Hält man sich lediglich an die telepathische Erklärung — so bemerkt der amerikanische Gelehrte — und behauptet man, alle Worte der Körperlosen seien nur Suggestionen meines Unterbewußtseins, so ist es unbegreiflich, wie ich zwar befriedigende Resultate bei Verstorbenen erlangen konnte, die ich nicht so gut kannte und weniger liebte als A. und mit denen ich folglich weit weniger gemeinsame Erinnerungen hatte, aber von A. selbst in den gleichen Sitzungen nur wirre Antworten erhielt. Ich muß also glauben, daß mein Unterbewußtsein dabei nicht allein mitwirkt, sondern daß es eine völlig lebendige wirkliche Persönlichkeit vor sich hat, die sich noch in dem Geisteszustande befindet, in dem sie im Augenblick ihres Todes war und in dem sie selbständig verbleibt, keinem Einfluß unterliegt, nicht auf das hört, was ich ihr unbewußt suggeriere und alles, was sie mir offenbart, aus eignen Mitteln nimmt.

Das Argument ist zwar nicht von der Hand zu weisen, wäre aber doch nur dann vollgültig, wenn feststände, daß keiner der Anwesenden um A.s Irrsinn wußte. Sonst kann man ja behaupten, der Gedanke des Irrsinns sei in das Unterbewußtsein eines der Anwesenden gedrungen und habe die suggerierten Antworten dem Geisteszustand angepaßt, den er bei dem Verstorbenen voraussetzte.

In Wahrheit wappnen wir uns, indem wir die Macht der Medien so bis zum Äußersten steigern, mit Erklärungen, die fast alles vereiteln, alle Wege sperren und den Geistern völlig die Fähigkeit nehmen, sich in der scheinbar von ihnen gewählten Weise zu manifestieren. Aber warum wählen sie diese Weise? Warum schränken sie sich derart ein? Warum haften sie so

hartnäckig an dem schmalen Gebietsstreifen der Erinnerung zwischen beiden Welten, von dem aus nur unbestimmte oder gar verdächtige Zeugnisse zu uns gelangen können? Haben sie denn keine andern Auswege und Horizonte? Warum tun sie weiter nichts, als rings um uns in ihrer kleinen Vergangenheit dahin zu vegetieren, wo sie doch, von der Bürde des Leibes befreit, in den unbetretenen Weiten von Raum und Zeit frei umherstreifen könnten? Wissen sie noch nicht, daß sie nicht bei uns, sondern bei sich, jenseits des Grabes, das Zeichen finden werden, das uns ihre Fortbauer bezeugt? Warum kehren sie mit leeren Worten und Händen zurück? Findet man weiter nichts, wenn man so tief in Unendliche taucht? Ist jenseits von unsrer letzten Stunde alles öde, licht- und gestaltlos? Wenn es so steht, dann mögen sie es doch sagen. Dies Zeugnis der Finsternis wird zum mindesten eine Größe besitzen, die ihrem bisherigen Gebaren, das an den Staatsanwalt und Untersuchungsrichter gemahnt, gänzlich fehlt. Wozu sterben, wenn alle Erbärmlichkeiten des Lebens fortbauern? Lohnt es sich wirklich, die schrecklichen Engpässe zu durchschreiten, die in die Gefilde der Ewigkeit führen, nur um uns daran zu erinnern, daß unser Großonkel Peter hieß und daß unser Vetter Paul Krampfadern hatte und magenleidend war? Dann wünschte ich meinen Lieben doch bei weitem mehr die hehre eisige Einsamkeit des völligen Nichts. Fällt es ihnen, wie sie klagen, auch schwer, sich durch einen fremden, tief entschlafenen Organismus hindurch vernehmlich zu machen, so machen sie uns über die Vergangenheit doch hinreichend genaue und ausführliche Angaben, womit sie beweisen, daß sie uns auch entsprechende Entschüllungen, wo nicht über die Zukunft, die sie vielleicht noch nicht kennen, wohl aber über geringere Geheimnisse machen könnten, die uns rings umgeben und denen allein unser Körper nicht nahen kann. Es gibt tausend große und kleine, uns unbekannte Dinge, die man wahrnehmen muß, sobald die schwachen, irdischen Augen den Blick nicht mehr hemmen. In diesen Gebieten, von denen uns nur ein Nichts trennt, und nicht in altem Klatsch würden sie endlich den wahren und deutlichen Beweis finden, den sie so begierig zu suchen scheinen. Wenn man auch kein großes Wunder verlangt, so hat man doch scheinbar das Recht, von einem durch nichts mehr beschränkten Geiste andre Reden zu hören, als solche, die er vermied, als er noch an die Materie gekettet war.

Die kreuzweise Mitteilung

So standen die Dinge, als in den letzten Jahren die Medien und Spiritisten oder vielleicht auch die Geister selbst — denn man weiß nicht recht, mit wem man zu tun hat — möglicherweise aus Unzufriedenheit darüber, daß sie nicht mehr voll anerkannt und verstanden wurden, sich zum wirksameren Nachweis ihres Daseins die kreuzweise Mitteilung, die „Cross-

correspondance“ erbachten. Hier ist die Situation umgekehrt. Es handelt sich nicht mehr um verschiedene, mehr oder minder zahlreiche Geister, die sich durch ein und dasselbe Medium manifestieren, sondern um einen einzigen Geist, der sich fast gleichzeitig durch mehrere Medien kundgibt, die oft sehr weit voneinander entfernt sind und sich vorher nicht ins Einvernehmen gesetzt haben. Jede dieser Botschaften ist für sich meist unverständlich und erhält nur dann einen Sinn, wenn sie sorgfältig mit allen andern kombiniert wird.

Sir Oliver Lodge sagt: „Der Zweck dieser geistreichen, komplizierten Bemühungen ist deutlich: es ist der Nachweis, daß diese Erscheinungen das Werk eines bestimmten Geistes sind, der von dem ‚irgend jemand‘ der automatischen Mitteilungen völlig verschieden ist. Die Übertragung einer Botschaft durch Bruchstücke oder literarische Anspielungen, die jedem einzelnen Schreiber unverständlich ist, schließt die Möglichkeit einer telepathischen Verbindung zwischen ihnen aus. Dadurch schaltet man die unter allen halbwegs normalen Hypothesen aus (oder macht doch den Versuch dazu), die die Mitglieder der S. P. K. für die beunruhigendste und am schwersten auszuschließende ansehen. Jene Bemühungen sind aber noch auf etwas anderes gerichtet. Sie wollen offenbar, soweit als möglich, durch Gegenstand und Art der Botschaft beweisen, daß diese typisch für die besondere Persönlichkeit ist, die sich aus der Mitteilung zu ergeben scheint, und für nichts anderes.“

Die Experimente sind noch in ihren Anfängen und die letzten Bände der „Proceedings“ sind ihnen gewidmet. Obwohl bereits zahlreiche Dokumente vorhanden sind, läßt sich noch kein Schluß daraus ziehen. Jedenfalls ist, was auch die Spiritisten sagen mögen, die telepathische Hypothese keineswegs ausgeschaltet. Es ist eine recht wunderliche literarische Übung, die geistig weit über den gewohnten Manifestationen der Medien steht, aber bisher liegt kein Grund vor, das Mysterium ins Jenseits zu verlegen. Man hat in der kreuzweisen Mitteilung einen Beweis dafür erblickt, daß irgendwo in Raum und Zeit, oder auch außerhalb von ihnen, eine Art von ungeheuerem kosmischen Schatz an Wissen vorhanden ist, zu dem die Geister freien Zutritt haben. Aber wenn dieser Schatz besteht, scheinen mir mehr die Lebenden als die Toten Gebrauch davon zu machen. Es ist doch recht seltsam, daß die Geister, wenn sie wirklich Zutritt zu diesem unermesslichen Vorrat haben, uns eine Art von kindlich schlauem „puzzle“ davon mitbringen. Und doch müssen dort Myriaden von verlorenen und vergessenen Kenntnissen und Errungenschaften vorhanden sein, aufgespeichert seit Jahrtausenden in Abgründen, zu denen unser vom Körper beschwertes Denken nicht vorzudringen vermag, die aber dem Forschen freierer und feiner organisierter Wesen nicht verschlossen sein können. Sie sind offenbar von unzäh-

ligen Geheimnissen, von ungeahnten, furchtbaren Wahrheiten umgeben. Die geringste astronomische oder biologische Entdeckung, das geringste Geheimnis der Vergangenheit, zum Beispiel das der Härtung des Kupfers, das die Alten besaßen, eine archäologische Einzelheit, ein Gedicht, eine Statue, ein verlorenes Heilmittel, ein Feszen einer jener unbekanntem Wissenschaften, die in Ägypten oder in Atlantis blühten, — das alles wären ganz anders schlagkräftige Beweise als mehr oder minder literarische Reminiszenzen. Warum reden die Geister so selten von der Zukunft und warum täuschen sie sich, wenn sie sich hineinwagen, mit so entmutigender Regelmäßigkeit? Und doch müßten für ein vom Körper und somit von der Zeit befreites Wesen die vergangenen und zukünftigen Jahre ausgebreitet daliegen. Man kann also sagen, daß der so geistreich angestellte Beweis sich selbst widerlegt. Im Ganzen genommen, finden wir hier wie bei andern Versuchen, insbesondere mit dem berühmten Medium Stainton Moses, die gleiche typische Ohnmacht, uns das kleinste Teilchen irgendeiner Wahrheit oder Kenntniss zu bringen, von der in einem lebenden Hirn oder in einem auf Erden geschriebenen Buche keine Spur vorhanden ist. Und doch ist es nicht unmöglich, daß irgendwelche andere Wahrheiten oder Kenntnisse vorhanden sind, als die, die wir hienieden besitzen. Gerade der Fall des Stainton Moses, dessen Name eben genannt wurde, ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich. Stainton Moses war ein strenggläubiger amerikanischer Clergyman und seine Kenntnisse überstiegen nach Myers' Behauptung nicht die eines gewöhnlichen Schulmeisters. Kaum aber war er in France, so nahmen gewisse Geister des Altertums oder des Mittelalters Besitz von ihm und manifestierten sich durch ihn, Geister, die nur den Gelehrten bekannt sind, wie der Bischof Hippolyt von Ostia, Plotin, Athenodor, der Lehrer des Liberius, und besonders Grocyn, der Freund des Erasmus. Grocyn gab zum Beispiel verschiedene Auskünfte über Erasmus, von denen man zuerst glaubte, sie stammten aus der andren Welt. Sie wurden aber später in zwar vergessenen, doch zugänglichen Büchern wiedergefunden. Außerdem ist Stainton Moses' Ehrlichkeit von allen, die ihn kannten, nie bezweifelt worden. Man darf ihm also Glauben schenken, wenn er versichert, die fraglichen Werke nie gelesen zu haben. Aber auch hier scheint das Geheimnis, so unerklärlich es sei, sich in unsrer Mitte zu verbergen. Wenn man will, ist es unbewusste Erinnerung, Fernsuggestion, unterbewusstes Lesen. Aber ebensowenig wie bei der kreuzweisen Mitteilung braucht man unbedingt seine Zuflucht zu den Verstorbenen zu nehmen und sie mit Gewalt in das Rätsel hineinanzuziehen: es ist schon von diesseits des Grabes gesehen dunkel und aufregend genug. Indes bleiben wir bei dieser kreuzweisen Mitteilung nicht länger stehen. Vergessen wir nicht, daß die Erfahrung darüber noch sehr jung ist und daß die Toten die Wünsche der Lebenden nur sehr schwer zu begreifen scheinen.

Bei diesen wie bei andren Experimenten erklären die Spiritisten gern: „Wenn man das Eingreifen der Geister ablehnt, ist die Mehrzahl der Phänomene völlig unerklärlich“. Einverstanden! Darum wollen wir sie auch garnicht erklären, denn auf Erden ist fast nichts erklärbar, sondern sie einfach der unbegreiflichen Kraft der Medien zuschreiben, die nicht unwahrscheinlicher ist, als das Weiterleben der Toten, aber den Vorzug hat, daß sie aus unsrer Sphäre nicht herausfällt und mit einer großen Zahl von ähnlichen Tatsachen zusammenstimmt, die unter Lebenden stattfinden. Diese merkwürdigen Fähigkeiten verblüffen uns nur, wie sie noch vereinzelt dastehen und erst seit ganz kurzer Zeit wissenschaftlich festgestellt sind. Im Grunde sind sie nicht wunderbarer, als so vieles, dessen wir uns täglich bedienen, ohne uns zu verwundern: zum Beispiel unser Gedächtnis, unser Denken, unsre Einbildungskraft — was weiß ich? Sie gehören zu dem großen Wunder, das wir selbst bilden, und gibt man das Wunder einmal zu, so dürfen wir nicht sowohl über seinen Umfang, als über seine Grenzen erstaunen.

Trotzdem bin ich, um dies Kapitel zu schließen, durchaus nicht der Meinung, daß man die spiritistische Hypothese ein für allemal verwerfen müßte: das wäre ungerecht und voreilig. Bis jetzt ist und bleibt alles unentschieden. Man kann sagen, die Dinge stehen ungefähr ebenso, wie Sir William Crookes sie 1874 in einem Aufsatz des Quarterly Journal of Sciences schilderte: „Der Unterschied zwischen den Anhängern der psychischen Kraft und des Spiritualismus (oder Spiritismus) besteht darin: Wir behaupten, daß man bisher nur unzulänglich bewiesen hat, daß ein Agens von anderer Richtung als die Intelligenz des Mediums existiert, und daß man durchaus nicht bewiesen hat, daß dies die Geister der Verstorbenen sind, wogegen es für die Spiritisten ein Glaubenssatz ist, daß die Geister der Verstorbenen die einzige Ursache aller Erscheinungen sind. Der Streit läuft also auf eine bloße Tatsachenfrage hinaus, die nur durch eine Reihe sorgfältiger Experimente und die Zusammentragung einer großen Zahl psychologischer Tatsachen gelöst werden kann. Das wird die erste Pflicht der sich eben bildenden psychologischen Gesellschaft sein.“

Inzwischen bedeutet es schon viel, daß durch streng wissenschaftliche Untersuchungen eine Theorie nicht völlig zu Fall gebracht worden ist, die unsre bisherige Vorstellung vom Tode von Grund aus umwirft. Wir werden weiterhin sehen, aus welchen Gründen man sich im Hinblick auf unser Geschick nach dem Tode nicht zu lange bei diesen Erscheinungen und Offenbarungen aufzuhalten braucht, selbst wenn sie unbestreitbar und bündig bewiesen wären. Alles in allem wären sie doch wohl nur unzusammenhängende und unsichre Rundgebungen eines Übergangszustandes. Höchstens bewiesen sie, wenn man sie zulassen müßte, daß ein Reflex von uns, ein

Nachzittern der Nervenkraft, ein Bündel von Empfindungen, ein flackerndes, irrendes Bild, oder genauer eine Art von verstümmelter und entwurzelter Erinnerung uns überleben und im Leeren herumschwimmen kann, wo es keinerlei Nahrung mehr erhält und allmählich verblaßt und verschwindet, aber von einem besonderen Fluidum, das von einem hervorragenden Medium ausgeht, für Augenblicke galvanisiert werden kann. Vielleicht hat es ein objektives Dasein, vielleicht existiert und belebt es sich nur in der Erinnerung an gewisse gemeinsame Beziehungen. Alles in allem wäre es sehr wahrscheinlich, daß das Gedächtnis, das während unsres ganzen Daseins unser Selbst vertritt, ein paar Wochen oder gar Jahre nach unsrem Tode darin noch fortfährt. Das würde das ausweichende und enttäuschende Wesen jener Geister erklären, die nur ein Erinnerungsdasein führen und insfolgedessen nur an Dingen ihres Bereichs Anteil nehmen können. Daher ihre aufreizende Manie, sich an die geringsten Tatsachen zu klammern, ihre verstörte Schläfrigkeit, ihre Sorglosigkeit, ihre unbegreifliche Unwissenheit und all die armseligen Verschrobenheiten, die wir mehrfach hervorhoben.

Aber wie gesagt: diese Verschrobenheiten lassen sich viel leichter dem besonderen Charakter und den noch wenig bekannten Schwierigkeiten der telepathischen Verbindungen zuschreiben. Die unbewußten Suggestionen des klügsten unter den Teilnehmern des Experiments gehen durch die dunkle Mittelsperson des Mediums, verändern sich dort, verlieren ihren Zusammenhang und ihre wichtigsten Züge. Möglicherweise verirren sie sich und bleiben in gewissen vergessenen Winkeln haften, die das Denken nicht mehr aufsucht, bringen von dort mehr oder minder überraschende Funde mit, aber im Ganzen genommen wird ihr geistiger Wert stets den Leistungen des bewußten Denkens nachstehen. Überdies wiederhole ich: die Stunde, wo man Schlüsse ziehen kann, ist noch nicht gekommen. Vergessen wir nicht, daß es sich hier um eine Wissenschaft von heute und gestern handelt, die noch tastend nach ihren Werkzeugen, Wegen, Methoden und Zielen sucht, und zwar im Schoße einer Nacht, die dunkler ist, als die Erdennacht. Nicht in dreißig Jahren baut man die kühnste Brücke, die man je über den Strom des Todes zu schlagen gewagt hat. Die meisten Wissenschaften haben Jahrhunderte nutzloser Anstrengungen und unfruchtbarer Ungewißheit hinter sich, und unter den jüngsten dürfte es wenige geben, die wie diese schon in ihren ersten Stadien eine solche Ernte verheißt, die vielleicht nicht dem entspricht, was man gesät zu haben glaubt, die aber schon manche unbekannte und seltsame Früchte ansetzt.

Aus dem Manuskript übersetzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski

Gedichte

Liebe

I

Deine Stirne, deine Augen, dein Mund, mein Kind,
Sind ganz für sich und allein.
Du legtest leise dein Haupt, mein Kind,
in meine Hand hinein.

Wie einer, der müde ist, zu einem Stein sich neigt,
weil die eigene Hand die schwere Last
des großen Leids zu nahe faßt,
zu tief begreift.
Eine Antwort würde aus ihr steigen,
und du brauchst Schweigen.

Aus meiner Hand zum Herzen ein
geht alles Blut.
Wie weh das tut
dir also fern zu sein.

Bist du nun gut allein, mein Kind?
Ich nahm mich ganz in mich hinein,
ich bin ganz fern, bin nichts als Stein,
bin weniger als Wind
für deiner Seele Einsamsein.
Schlaf ein, schlaf ein, mein Kind.

2

Und deine Hände legt ich meine Seele
ganz voll von Liebe sanft und ohne Hast.
Und sah dich an.
Du standest ernst in Schweigen,
ich sah deine Hände sich neigen
wie unter schwerer Last.

Da nahm ich von dir meine Seele
ganz voll von Liebe.
Und beugte mich, und küßte deine Hände
daß deine Seele den Schmerz nicht empfände,
und wir lächelten beide.

Gertrude Frerichs

Sprache

Die Sprache ist ein dunkler Schacht:
du stehst mit deinem Karst und gräbst
in einer wirren, stummen Nacht,
die du mit einem Klang belebst.

Es pochen viele gold'ne Adern,
meertief verborgen auf dem Grund;
darüber türmen sich in Quadern
die Worte, die in jedem Mund.

Erst wenn du Schicht um Schicht durchbringst,
weicht jäh die Finsternis dem Glanz —
und was du dann im Lichte singst,
das flechten Sterne sich zum Kranz.

Drum wühle, schürfe, grabe immer,
vergiß der öden Jahre Mühn!
Dir lohnt am Ziel ein heißer Schimmer:
der ew'gen Schönheit erstes Glühn.

Durch Schutt, Geröll und Schlacken schwebt
ein reiner Ton, ein echter Schmerz,
der treu in deinem Werke lebt.
Wie Rauch zieht es ihn himmelwärts.

Siegfried Trebitsch

Erde

Still, meine Seele: hat schon der rote Tag die schwingenden Tore aufgetan?
Gewaltig hebt im Sonnensausen — hörst du — das Spiel der Erde an.

Nicht eine Kehle hat es geweckt und schlug es an und singt es aus,
Wie von den Himmeln stürzt das Licht, entgegenbricht der Erdenbraus.

Strömend aus ungezählter Seelen Flut und Drang und Überschwang
Schwillt er breitaufbrandend mit der goldnen Flut dem goldenwarmen Meer
entlang.

Wald um Wald dröhnen zum Klang geballt empor in stoßend geller Gier,
Mit hellen Rüstern jubiliert und brüllt das brünstige Waldgetier.

Die Winde werfen sich auf die Länder, schreien mit aufrüttelnden Liebeschrein,
Der Wiesen, Straßen, Berge, Gewässer brennende Liebestimmen mischen
sich ein.

Blumensterne umflügelt Gesang, es wandeln die klingenden Bäume,
Keine Ferne ist ihnen zu fern, — wie Glocken voll Lobgesang durch die grünen
Räume.

Herz, lausche nicht zu tief: die Erde hat eine Stimme, davor du zergehst
Wie verworrener Rauch, — Herz, lausche so tief du kannst, daß du stehst

Stark in der stärkeren Wonne dieses Gefanges und aus deinem armen Schlag
Anhebt ein Ton, der deinen Staub einst noch, wenn schon verdunkelt dein Tag,

Tönend mitschwingen läßt im Chor der lebendigen Stimmen und als eine
Ahnung lange umkreist,
Wie dir süß das Leben gewesen, das du, zerfallenes Herz, mit unvergänglicher
Liebe noch preist.

Hans Kyser

R u n d s c h a u

Loyola und seine Compania

von Karl Jentsch

Der außergewöhnliche Geist setzt ein außergewöhnliches Hirn voraus. Wollen deshalb die Ärzte alle geistig übernormalen Menschen krank nennen, so mögen sie's tun, wenn sie sie nur nicht „heilen“, wenn sie unsre Helden und Heiligen, falls wir noch welche haben, und die vom göttlichen Wahnsinn des Dichtens und Bildens Ergriffenen auf das Philistermaß herabschrauben. Der Doktor med. Georg Lomer will in seiner „Pathographischen Studie: Ignatius von Loyola. Vom Erotiker zum Heiligen“ (Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1913) nicht alle Abnormitäten der Asketen als Krankheit deuten, sieht aber doch in der ersten Vision des Ignatius einen erotischen Traum. Für 99 von 100 männlichen und 999 von 1000 weiblichen Bigotten mag solche Deutung ihrer frommen Phantasien zutreffen; aber wenn der Visionär weltgeschichtliche Wirkungen ausübt, dann halte ich die theistische Deutung für wahrscheinlicher, die sich auf den Glauben der idealistischen Philosophie stützt, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis, alles Sinnliche Keimstätte eines Geistigen ist. Wenn der Heide Sokrates von der sinnlichen Liebe zu einer Liebe aufzusteigen vermochte, die den schönen Seelen und der Schönheit selbst galt, wie sollte da im Christentum, dessen Grundtugend die Gottes- und die nicht erotische Nächstenliebe ist, die Zahl derer nicht bedeutend sein, deren Liebe zu den Brüdern und zu dem in Gott und den Heiligen hypostasierten Menschheitsideal von sinnlicher Beimischung frei ist? Wenn für wahrscheinlich erklärt wird, daß Erscheinungen wie die in der großen Seelenkrisis des Ignatius „Äußerungen einer pathologischen Sexualität, gewissermaßen eine ins Geistige übersehte krankhaft verzerrte Wollust“ sei, so erinnert mich diese Wertung der feinsten und edelsten Blüte des Seelenlebens an August Weismanns Wort: die Fähigkeit, Musik zu hören (und infolge dessen zu machen) sei „eine unbeabsichtigte Nebenwirkung eines Gehörapparats, der aus andern Gründen so geworden ist, wie wir ihn vorfinden“. Johann Sebastian Bach und Beethoven unbeabsichtigte Nebenwirkung des durch Naturzüchtung beim Weutesuchen und bei der Flucht vor Feinden entstandenen Gehörapparats der wilden Tiere — das ist ja gar nicht übel, aber doch noch nicht so grob, wie krankhaft verzerrte Wollust.

In den Kreisen, denen Vomer angehört, haßt man die Jesuiten, weil man in ihnen — irrigerweise — die festeste Stütze des christlichen Theismus sieht, von dem man — wiederum irrigerweise — glaubt, er sei wissenschaftlich überwunden und im Leben zu überwinden. Deshalb soll von den auf den eigentlichen Gegner abgeschossenen Pfeilen noch einer geprüft werden, ein viel verwendeter: die anthropozentrische Weltanschauung sei nur in einer Zeit möglich gewesen, wo „das Sandkorn Erde noch als Mittelpunkt der Welt galt“. Unkenntnis der Erkenntnis Kritik und eine kindliche Ehrfurcht vor the biggest, die seit Schillers Mahnung an die Astronomen bei Erwachsenen nicht mehr vorkommen sollte! Bei einer andern Gelegenheit habe ich gezeigt, daß eine Körperwelt ohne wahrnehmende Wesen nicht denkbar ist. Denken wir sie trotzdem, so sind doch die Sonnen und die Planeten nichts anderes als eine völlig wertlose, teils brennende teils erdige Masse. Die Pflanzen ändern noch nichts daran, denn sie haben kein Bewußtsein. Erst mit den Tieren entstehen Werte: Lust- und Unlustgefühle, von ärmlichen Vorstellungen begleitet. Alles was Wert hat an der Schöpfung außer dem Menschen: die Pracht des gestirnten Himmels, das Gesetz, nach welchem sich die Planeten bewegen, die berausenden Farbensymphonien, die Schönheit der Blumen, der Bäume, der Landschaften, vieler Tierleiber, der bewunderungswürdige Bau und das noch bewunderungswürdigere Leben der pflanzlichen und der tierischen Organismen, das alles existiert ja (abgesehen vom Geiste des Schöpfers) nur im Geiste des verstehenden, forschenden, ästhetisch und teleologisch wertenden Menschen und für den Menschen; oder hat man je einen Affen beobachtet, der bewundernd und sinnend zum Sternenhimmel aufgeblickt hätte? Darum ist es nicht unwissenschaftlich sondern das allein Vernünftige anzunehmen, unser Zentralkörper sei nur zu dem Zweck vorhanden, dem Wohnplaneten der vernunftbegabten Geschöpfe (andere als uns Menschen kennen wir nicht) Licht und Wärme zu spenden, die Fixsternwelt aber, unsre Sonne im Gleichgewicht zu erhalten, uns zu orientieren, durch ihre Pracht zu erfreuen und unserm wissenschaftlichen Denken reichlichen Stoff zu liefern.

Seinem unmittelbaren Objekt gegenüber bewahrt Vomer, obwohl er es in der bei deutschen Protestanten üblichen Weise beurteilt, löbliche Objektivität. Das Bild des spanischen Ritters, das er malt (die Bedeutung des Spanierturns in seiner Entwicklung wird gut erklärt), mutet sogar sympathisch an, und seine Exerzitien, seine Compania werden als staunenswerte Kunstwerke gewürdigt. Die Rasse hebt er nicht so stark hervor wie Chamberlain, dem Ignatius reinblütiger Baste, das Bastenvolk ein reinblütiges Urvolk ist; nach Vomer sind beide Mischlinge. Dem phantasiereichen Chamberlain verschiebt sein Rassenglaube aufs wunderlichste die Gesichtsbilder, und blendet sein weitschauendes Auge für das Nächstliegende. Er entwirft ein packen-

des Charakterbild des verhassten Judenvolkes, und bemerkt nicht, daß es seine englischen Landsleute sind, die er Zug für Zug abzeichnet, — die Ähnlichkeit mit den Juden reicht sogar über die Angelsachsen hinaus und erstreckt sich auf alle Germanenstämme, die den Calvinismus angenommen haben; er ereifert sich gegen die mit grob mechanischen Mitteln suggestiv die hysterische Anlage ausbildenden Exercitia spiritualia des Ignatius, und denkt nicht daran, daß die angelsächsischen Methodisten, Revivalisten und die Heilsarmee nach demselben Rezept verfahren, nur ohne die feine Kunst des Ignatius und mit einem die Öffentlichkeit belästigenden unsäglich unästhetischen Tamtam, während die in geschlossenen Sälen oder in einsamer Zelle abgehaltenen geistlichen Übungen niemanden stören.

Was Chamberlain für einen Rassen Gegensatz hält, das ist in Wirklichkeit: einmal der Gegensatz zwischen engen und weiten Geistern. Ein Goethe, der das Universum liebend im Busen hegt, kann kein orthodoxer Konfessionsmensch sein; ebensowenig Eingeschworener einer wissenschaftlichen Schule oder politischer Parteimann oder Nationalist. Zum andern der Unterschied zwischen groben und feinen Seelen. Nun sind aber die weiten Geister und die feinen Seelen immer und überall selten, auch in der weißen Rasse. (Weiße und Farbige ist der weltgeschichtlich bedeutsame Gegensatz, nicht Arier oder Germanen und Nichtarier, wenn auch die Germanen die begabteste der Unterrassen der Weißen sind und zurzeit die Führung in der Kulturwelt haben). Was Chamberlain allein als Religion gelten läßt, die tiefste und zarteste Mystik, ist immer nur eine den wenigen Auswählten vorbehaltene Gabe gewesen: auch ich kann mich ihrer nicht rühmen; und wenn die Nichtmystiker keine Religion haben, dann muß man diese den deutschen Bauern und Handwerkern, wahrscheinlich sogar den deutschen Professoren ebenso absprechen, wie sie Chamberlain den Juden und dem Basken Ignatius abspricht. Ähnlich verhält es sich mit dem Vorwurfe, den Lomer wie herkömmlich gegen die jesuitische Erziehung erhebt, daß sie zwar einen Charakter bilde, aber einen Charakter, der nicht im eignen Willen des Zöglings wurzele, sondern im Ordenswillen, der dem Zögling einokuliert werde. Wie groß ist denn die Zahl der Menschen, die nicht durch die Erziehung einen fremden Geist eingepflanzt bekommen? Mit allen pädagogischen Künsten oder ohne alle Kunst und mit desto mehr Prügeln wird zuerst der väterliche oder mütterliche Geist eingetrichtert; dann der des Lehrers, der wiederum nicht des Lehrers eigner Geist sondern der seiner Konfession oder seiner pädagogischen Schule oder seiner Staatsregierung ist. Reißt sich doch die Parteien um die Jugend, weil jede von ihnen dieses leere Gefäß mit ihrem Geiste füllen will. Und ist der bigotte oder staats-treue oder sozialdemokratische Philister fertig, steht er dann endlich auf eignen Füßen? Ist es etwa seine Weisheit, die er am Bierisch zum besten gibt?

Sein originaler Wille, den er bei der Wahl kundgibt? Starke originalen Geistern kann die jesuitische Erziehung nichts anhaben, denn sie gehn in keine Jesuitenanstalt oder laufen fort — wie auch aus mancher andern Schule.

Aber kehren wir noch einmal zu Chamberlain zurück! In der Höllenfurcht, die zu Anfang der Exerzitionen erweckt wird (doch nur als Vorbereitung für später zu erweckende edlere Gefühle; die Erlösung von der Höllenfurcht, um das nebenbei zu bemerken, verdanken wir Neueren nicht den Naturwissenschaften, sondern dem Neuhumanismus; die größere Sicherung des Lebens hat ein wenig mitgewirkt), hört er den Höhlenbären brüllen, sieht er den in tausend Ängsten zitternden, nackten, wehrlosen Menschen der Diluvialzeit. In dem von der Kultur nur äußerlich berührten Sprossen einer Urrasse nimmt diese Rache dafür, daß sie von den Germanen in Gebirgsschluchten zurückgedrängt und auf ein Häuflein zusammengeschrumpft ist. Ignatius ist der Mann, der „den Kriegsplan entwirft zu dem durchdrachtesten und daher gefährlichsten Ansturm, der je auf germanisches Wesen — oder vielmehr auf arisches Wesen überhaupt — unternommen wurde“. Chamberlain will glauben, daß Ignatius dabei nicht mit bewusster Absicht auf die Deutschen und den Protestantismus abgezielt habe, „so versichern wenigstens die Jesuiten“ (vielmehr beweist die vollkommen klar gelegte Gründungsgeschichte, die jeder Gebildete aus Ranke kennen sollte, und die auch Lomer wahrheitsgetreu erzählt, daß Ignatius an Deutschland und Luther gar nicht gedacht hat), „denn nicht in dem, was er hat tun wollen, sondern in dem, was er hat tun müssen, liegt die Größe jedes außerordentlichen Mannes“.

Der letzte Satz ist unzweifelhaft wahr, und das nun, was Ignatius tun mußte, hat mit Höhlenbären und Diluvialmenschen nicht das mindeste zu schaffen, sondern war einfach folgendes. Die vornehme Welt und die Intelligenz waren heidnischem Epikuräismus verfallen, das Volk verwildert. Nach dem ewigen Ratschluß Gottes aber sollte die europäische Menschheit nicht, wie 1200 Jahre vorher die mediterrane, in einem Sumpfe untergehn, sondern durch die christliche Religion sittlich erneuert werden. Darum wurde jedem ihrer Glieder beschert, was ihm seiner Volksart nach frommte: dem einen durch Luther der mit starker Polizeigewalt ausgerüstete Summepiskopat der Fürsten, dem andern durch die Schweizer Reformatoren eine republikanische Theokratie, dem katholisch bleibenden Teil der neue Orden, dessen Leistung der Hauptsache nach, für Deutschland, auf das wir uns beschränken müssen, in folgendem bestand. In Süd- und Westdeutschland entsprang die Abwendung von der Kirche nicht, wie in Norddeutschland, aus Antipathie gegen das römisch-katholische Kirchenwesen, sondern aus Verachtung des verlotterten und unwissenden Pfarr- und Ordensklerus. Die Jesuiten rangen als sittenreine und pflichteifrige Geistliche dem Volke wieder Achtung vor

dem geistlichen Stande ab (der dann nach dem Vorbilde, das sie gegeben, in allen seinen Gliedern vom Tridentinum reformiert wurde), fesselten es durch gute Predigten und einen würdig-feierlichen, des Sinnenzaubers nicht entbehrenden Gottesdienst, und erzogen die Vornehmen zu glaubensstarken Männern in Schulen, die auch nach dem Zeugnisse der Gegner vom damaligen pädagogischen und schultechnischen Standpunkte aus betrachtet Musterschulen waren; das ist ihre geschichtliche Bedeutung und das ganze Geheimnis ihrer Erfolge. Das Wesentliche war ihre wirksame Seelsorgs- und Erziehungstätigkeit, nicht die Gegenreformation, wenn man darunter die gegen Protestanten verübten Gewalttaten versteht. Daß sie vorkommenden Falls zu solchen geraten haben werden — wo, wann, wie oft es tatsächlich geschehen ist, weiß ich nicht — kann nicht bezweifelt werden. Welcher lutherische, welcher kalvinische Prediger hätte denn in jener Zeit des *cujus regio illius religio* (dieser Grundsatz sei damals „noch nicht veraltet gewesen“, meint Vomer; veraltet konnte er freilich noch nicht sein; war er doch soeben erst dadurch entstanden, daß zwei Staatskirchentümer neben die alte Kirche traten und auch diese in eine Gruppe von Staatskirchen umbildeten) seiner Obrigkeit geraten, „papistischen Götzendienst“ im Lande zu dulden oder auch nur Anhänger der andern Reformationskirche? Aber die Jesuiten waren nicht die Urheber der Rekatholisierung, sondern, wie auch Vomer andeutet, nur Werkzeuge; äußerst bereitwillig sich anbietende Werkzeuge natürlich. Die Bayernfürsten wollten die Neuerung, als ein Element der Unordnung, nicht dulden, und die Habsburger sahen sich gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts gezwungen, zu ihrer Selbsterhaltung die Reformation zu bekämpfen, weil sie mit einer Adelsempörung verflochten war, die alle Feinde des Hauses Habsburg, vom Haag und von Paris bis Konstantinopel, eifrig schürten (wie ich in „Christentum und Kirche“ Seite 258 ff. und Seite 437 ff. kurz gezeigt habe). Das Volk war, von einzelnen tief religiösen Gemütern, vielleicht auch einigen ganzen Gemeinden abgesehen, weder evangelisch noch katholisch sondern, wie gesagt, verwildert. Wandte es sich der Religion wieder zu, so war dem kunst sinnigen, musikalischen Stäppler, dem fröhlichen Rheinländer die katholische Form weit seelenverwandter als die lutherische oder gar die reformierte. Wie sie von jener heut noch gefesselt werden, davon kann sich jeder, der auf einer Studienreise die Kirchen besucht, überzeugen. Das deutsche Wesen hat dabei keine Einbuße erlitten; der bayrische Hiasl ist gerade so ein ehrlicher Kerl wie der Jochem an der Wasserfante.

Das Werk ist vollbracht. Die deutschen Katholiken sind nicht bloß gläubig, sondern übergläubig; ihr Klerus ist gut unterrichtet und pflichteifrig und führt einen tadellosen Wandel; der Sittlichkeit kommen außer der Religion heute noch andre Kräfte zu Hilfe. In den physikalischen, astrono-

mischen, meteorologischen Instituten der Jesuiten wird Rühmlisches geleistet, aber nötig sind diese ihre Leistungen nicht, da ja ihre von den Staatsregierungen mit den reichsten Mitteln ausgerüsteten Gegner alle Naturwissenschaften auf das eifrigste pflegen. Die Jesuiten sind also überflüssig. Schädlich nur in einer Beziehung: sie schaden den deutschen Katholiken, indem sie die ultramontane (papalistisch-bigott-orthodoxistische) Strömung verstärken, welche den Katholiken die erstrebte Annäherung an den gläubigen Teil der Protestanten erschwert und das Zentrum in heillose Verlegenheiten verwickelt. Bekämen sie die katholischen Gymnasien in die Hand, so würden sie, durch Schwächung eines Teiles der Volkskraft, dem Volksganzen schaden, denn bei Frömmerei und den bekannten jesuitischen Erziehungsmethoden kann sich die der deutschen Jugend innewohnende Kraft nicht voll entfalten. Hier spielt tatsächlich die Rasse, nicht die baskische sondern die romanische eine Rolle: jene Methoden sind undeutsch; doch ist zu erwägen, daß sie geeignet gewesen sind, das für jene Zeit geschichtlich notwendige Werkzeug zu schmieden, und daß bei den Calvinisten, besonders in Schottland, ein ähnliches System der Überwachung und Angeberei nicht bloß Erziehungsanstalten, sondern die ganzen Gemeinden beherrscht hat. Indes daran ist gar nicht zu denken, daß in Deutschland auch nur ein Gymnasium den Jesuiten übergeben werden könnte; dagegen richten die Exerzitien, die in Priesterseminarien, für Geistliche und auch für Angehörige anderer Stände abgehalten zu werden pflegen, in ihrer dabei üblichen gemilderten Form keinen Schaden an. Ihre einzige Wirkung ist, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, der feste Vorsatz, die Sünde nach Möglichkeit zu meiden und alle Pflichten gewissenhaft zu erfüllen. Dasselbe gilt von den Volksmissionen. Übrigens sind die Exerzitien und ist die ganze von den Jesuiten ausgebildete Seelsorgepraxis (oftmaliger Sakramentenempfang, fromme Bruderschaften, allerlei Spezialandachten) längst Gemeingut des gesamten Welt- und Ordensklerus geworden und würde unverändert fortbestehen, auch wenn es gar keine Jesuiten mehr gäbe. Soweit dieser Frömmigkeitsapparat seinen Zweck erfüllt, schafft er überzarte Gewissen und hat zur Folge, daß die Katholiken im Konkurrenzkampf ins Hintertreffen geraten, was ja ihren protestantischen Konkurrenten nur angenehm sein kann. Der Orden ist also in jeder Beziehung überflüssig und für die heutige Zeit bedeutungslos. Wie es zugeht, daß er trotzdem so ungeheuren Värm verursacht und sogar eine — natürlich nur passive — politische Rolle spielt, kann im Rahmen dieses Aufsatzes nicht mehr gezeigt werden.

Psychologie und Wirtschaftsleben

von Richard v. Moellendorff

Das neue Buch von Hugo Münsterberg, „Psychologie und Wirtschaftsleben“, ist für den Fachmann „ein Beitrag zur angewandten Experimental-Psychologie“, für den Deutschen wieder eine allgemeine Anregung über die USA nachzudenken und für ein breites Publikum der erste laute Trompenstoß einer Symphonie von Technik und Seelenkunde, aus der bisher nur abgerissene leise Klänge zu dem europäischen Wirtschaftler drangen.

Wir haben in unsern Anschauungen vom Amerikaner bis heute wohl drei Etappen durchlaufen. In der ersten, die politische Großtaten widerspiegelte, erschien er einfach, kräftig, selbständig, selbstbewußt, freiheitsgefättigt, fromm, mutig, zu Zeiten heldisch, im ganzen germanisch in Tacitus' Sinne. In der zweiten, die uns von Zeitungen, Wigblättern, Weltenbummlern suggeriert war, erhielt er viele häßliche Zutaten und war phlegmatisch, salopp, großspurig, korrupt, heuchlerisch, zu Zeiten (etwa als die spanische Flotte vor Neuyork drohte) beinahe feig. In der dritten belehrten uns Goldberg, Rathenau, Münsterberg lachend, warnend, anreizend und meistens mit Hinweisen auf soziale und wirtschaftliche Momente über die Gefahr der amerikanischen Riesenentwicklung, und wir erblickten in erschrecktem Staunen einen kolossalen, berben, etwas täppischen Körper mit dem Kopf eines „guten Jungen“, der entschlossen Karriere macht und zu aller Innerlichkeit nur das Verhältnis des anständigen Betragens findet. Jetzt werden wir in eine vierte Etappe unsers Urteils eintreten und erkennen, wie überraschend schnell das große Kind reift und sich vertieft. Die deutsche Maschinentchnik (physikalische und chemische Technologie) ist von diesem Eindruck schon seit einigen Jahren durchdrungen: von drüben kommt immer mehr gründliche neben kühner Arbeit. Auch Münsterberg erzählt aus einem neuen Arbeitsgebiet, der Psychotechnik, nahezu ausschließlich amerikanische Beispiele, die von Gründlichkeit strotzen. Und während wir früher die phantastische Dimension amerikanischer Geschehnisse und Unternehmungen, Erlebnisse und Erfolge bedrohlich, aber nicht beneidenswert, „big statt great“ fanden und hoffen durften, die alte Europa werde rechtzeitig die Infektionskeime abschütteln und durch innerliche Werte obsiegen, überkommen uns jetzt die ersten Zweifel, ob jene jungen Hünen nicht gar noch unsere Lehrer werden sollen, und ob, dieweil wir flüchtig, zweckhaft, unbesonnen hasten und den Schatz innerer Kultur immer eifriger abseits in Vitrinen stapeln, jene just da anknüpfen werden, wo wir unsere Großväter lächelnd stehen ließen. Der Amerikaner breiter Schichten fängt an mit einer für Europa beschämenden

Innigkeit eine Stoff-, Güter-, Menschenkunde zu betreiben, die auf ein Haar der Tier- und Blumenkunde unserer Großeltern ähnelt. Wir stöhnen über Warenhunger, Ornamentenseuche, Surrogate, Sensationen, die trotz guter Lehre und herzlichem Zuspruch überwuchern, wir beklagen die Unkunde ringsum, die neben gewaltiger Gelehrsamkeit Tag für Tag wächst, aber wir lassen nicht ab Meinungen statt Wissen zu verbreiten und treiben die Menge zu Bölsche statt Brehm, zum Monismus Haeckels statt zur Naturkunde. Den Yankes erstehen inmitten des Alltags Führer, die auf Vielfalt, Schönheit, Ordnung der alltäglichen Dinge weisen, die kaum noch lehren, sondern Beobachtungen erzählen, Experimente zeigen und in jedem Satze wiederholen, erst darunter, in tausendfacher Wiederkehr, könne jedermann die Herrlichkeiten selbst ergründen. Wir wollen solche Zeichen keimender Erlösung nicht überrennen.

Münsterberg knüpft ausdrücklich an den, deutschen Ingenieuren wohlbekannten, Pfadfinder Taylor an, der aus ökonomischen Problemen heraus die Erfindung des modernen mehrfach legierten Werkzeugstahles anregte, und der die Löhnungsfragen von Grund aus durch Prämiensysteme revolutionierte. Bedeutsam ist es, daß in unseren älteren Erinnerungen das Bild vollendet zweckmäßiger Denkart vorherrschte, das wohl oder übel getrübt blieb durch Abneigung gegen die kalte Pracht zweckhaft angespannter Gedanken und ihrer Früchte, erhöhter Arbeitslast und vermehrter Menschenausbeute, daß sich neuerdings dagegen weichere Züge enthüllen, die typischen Leiden des Wirtschafters: wohlthun zu wollen und doch immer wieder Laumel höherer Ordnung zu erzeugen. Solches Empfinden erscheint dem Laien vielleicht wunderbar und verdient Erläuterung. Man denkt an Prometheus öfter als an Tantalus, wenn man den Wirtschaftler am Werke sieht, und erkennt, wie entsetzlich den Schöpfer seine Schöpfung narret, wenn sie kein Antlitz zu erhellen und kein Ding zu verschönen hilft. Bedürfnisse erregen, abtasten, gliedern, verdichten, befriedigen, und kein Ende, nein, so gedeihen wahrlich keine Fröhlichkeiten. Zierat der Häßlichkeit, Hygiene der Strapaze, Mehrlöhnung der Überanstrengung, Bequemlichkeit der Unrast, Reize der Übermüdung zu gefallen, das waren unsere ersten kindischen Versuche der Zweckvermummung. Dann predigten einige, Umkehr tue not, Stadtflucht, Industrieflucht, Warenverzicht, Stilleben. Andere trösteten, Geduld werde lehren, wozu das Chaos gut gewesen sei, und gerade Konsequenz werde vermutlich die Mechanisierung so schnell zur Vollendung bringen, daß bald der Mensch beschaulich in Dafen das Treiben automatischer Arbeit betreuen, besinnen und zu innerlichen Gütern verwerten könne. Alle aber fühlten fast handgreiflich, daß diese Vorschläge hoffnungslos fehlgingen, weil sie das Gesetz der Trägheit mißachteten. Erst die neuere Ästhetik des Eisenbrücken- und -hallenbaues, die Methodik der heutigen

Energieabstellung und -verteilung, die organisatorischen Grundsätze der freiwillig „gebundenen Unternehmung“ (vergleiche Lamprechts „Deutsche Geschichte“) und der jüngst gekräftigte Wirtschaftsbegriff der freiwillig gewährleisteten Warengüte können als gelungene Ansätze eines glücklicheren Industrielebens gelten, mag man es nun energetisch ausgeglichen oder transzendental gerichtet wünschen.

Maschine statt Mensch oder Mensch als Maschine, diese Begriffsverknüpfungen fährt Lamprecht, der sonst so ruhig spricht, hart an: „Der Anfang aller geschichtlichen Weisheit ist die rückhaltlose und unbedingte Anerkennung der Tatsache, daß Mensch Mensch ist: und das heißt: Seele.“ Daran rüttelt heute auch im Wirtschaftsleben niemand mehr, und noch viel schmerzlicher als an seinen Schöpfungen empfindet der Wirtschaftler an seinen Mitarbeitern den Unsegen der Mechanisierung, den Jammer von Dehmels „Arbeitsmann“:

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
mein Weib!

Wir haben auch Arbeit und gar zuzweit,
und haben die Sonne und Regen und Wind,
und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
nur Zeit!

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn,
mein Kind,
und über den Ähren weit und breit
das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn,
o dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid,
um so schön zu sein, wie die Vögel sind:
nur Zeit.

In den Büchern der Unternehmer, etwa in jenem, das Rathenau „zur Kritik der Zeit“ geschrieben hat, wird man nicht minder bewegliche Klagen hören. Nur ist der erste und ursächliche Fehltritt jedes einzelnen trotz seiner Einfachheit eigentümlich hoffnungslos behandelt worden: Wir haben das Tempo unserer Lebensweise vervielfacht, ohne Körper und Geist darauf nachzuprüfen, ob sie das der Seele unentbehrliche Verhältnis von Muße zu Hast, Besonnenheit zu Streben, Inhalt zu Zweck, Himmel zu Erde wahren konnten; niemand fragte, inwieweit das wachsende Mißverhältnis notwendig sei. Als gegeben galt vielmehr die Quantität der menschlichen Einzelleistung, und Menschenhäufung schien deshalb zwangsläufig das innere Gleichgewicht des einzelnen erschüttern zu müssen. In utopistischen Fiktionen wurde gar von natürlicher Entwicklung und organischer Anpassung

des Menschen an seinen Beruf gefaselt. Besseren Falles wurden energetische Imperative gewettert, die zu befolgen nur eben wieder Ruhe und Kenntnis der Hilfsmittel, „nur Zeit“ fehlte. Was nottat, eine Ökonomie unserer selbst im Rahmen bestehender äußerer Komponenten, wagte vorerst niemand ernstlich für möglich zu halten oder gar für meßbar einflußreich zu erklären.

Gibt es eine solche Ökonomie, wer eher als der Wirtschaftler wäre bereit den energetischen Imperativ, der seine Maschinerie längst beherrscht, auf sein Personal auszudehnen? Entdecken wir die Zauberformel, die Menschen-seelen wieder beruhigen, erziehen, beherrschen, begeistern lehrt, wer eher als der Machthaber der Wirtschaft wäre bereit sie zu benutzen und mit einem Schlag aus dem Mächtigsten der Stärkste und Glücklichsste in seinem Unternehmen zu werden? So will es denn entgegen landläufiger Skepsis gar nicht paradox erscheinen, daß der kühle Intellekt von Wirtschaftlern auf der Fährte nüchternen Kalkulationen einen märchenhaft köstlichen Gedankenschatz fand: Derselbe Taylor, den wir halbverzweifelt mit Prämiensystemen Menschenherden anpeitschen sahen, lauscht eines Tages, mit der Stoppuhr in der Hand, einer Schar von Lastträgern den Eigenrhythmus Leibes und der Seele ab und erkennt die beiden Fundamentalgesetze, die wie alle Wahrheit den Stempel des Selbstbeweises an der Stirn tragen:

1) Die menschliche Leistung läßt sich durch Löhnungsansporn allenfalls auf das Anderthalbfache, durch Resonanz mit dem Eigenrhythmus auf das Dreifache steigern; im ersten Fall sind Unruhe, Übermüdung und Verbitterung die Folgekette, im zweiten Gelassenheit, Frische, Begeisterung.

2) Die heutige Arbeitsverfassung mit je einem Wächter oder Treiber auf sieben bis zwölf im Handicap gerittene Arbeiter ist (mit pekuniärem Nutzen für Arbeitgeber und Arbeitnehmer) dahin zu reformieren, daß etwa je eine aktive Person (Disponent) auf drei passive (Arbeiter) entfällt; diese Reform bedeutet für das Personal Auslese, Niveaugliederung und im Durchschnitt Vergeistigung, kurz Gerechtigkeit gegen das Individuum, und für den Organismus der Unternehmung ein Gleichrichten der divergierenden Individualneigungen zum konvergierenden Impuls einer gemeinsamen Idee.

Zweiter mögen Münsterbergs Buch nachlesen und in der dort zusammengestellten Literatur Belege suchen oder die in Amerika höchst wirklich betriebenen Taylor-Werkstätten bereisen oder besser im eigenen Lebenskreise Versuche anstellen. Hier sei nur noch einiges aus Münsterbergs Schlußkapitel zitiert: „. . . Wir griffen zu dem Zweck (an Beispielen das Prinzip und die Methode der experimentellen Wirtschaftspsychologie darzulegen) vornehmlich die Bedeutung der persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten für die Berufsarbeit, die Bedingungen der psychischen Leistungssteigerung und Leistungsschwächung und ihre Beziehung zu den technischen Hilfsmitteln

der Arbeit, und schließlich die Funktion der Werbemittel heraus. Ziemerlei andere Beispiele hätten die gleiche Aufgabe erfüllen können. Nur hatten gerade diese den Vorteil, daß es sich um so besonders leicht überschaubare Verhältnisse handelt, und daß, gerade weil die Probleme verhältnismäßig einfach sind, die Laboratoriumsarbeit tatsächlich bei ihnen bereits begonnen hat. . . . Ein psychologisches Experiment mag an sich leicht erscheinen und mag auch tatsächlich irgendetwelche Ergebnisse leicht gewinnen lassen; wertvoll aber werden diese Ergebnisse nur dann sein, wenn eine Menge von Nebenfaktoren berücksichtigt wird, für die nur dem geschulten und geübten Beobachter und Experimentalarbeiter der Blick geschärft ist. Daraus erwächst dann aber einfach die Forderung, die in Amerika bereits von den verschiedensten Seiten erhoben wird, daß die großen Betriebe fachmännisch geschulte Experimentalpsychologen anstellen, die genau wie ein naturwissenschaftlicher Spezialist sich allen einschlägigen Fragen im Dienste der besonderen Industriestätte widmen. . . . Der eine würde sich mit den Fragen der Berufswahl und der Ausstellung und der andere mit dem ganzen Gebiet des Werbewesens und der Propaganda, der dritte mit den Fragen der Ermüdung, der Arbeitsleistung, der Erholung, der vierte mit den psychophysischen Forderungen der Maschinen und Ähnlichem befassen, und jeder Tag wird da neue Aufgaben entstehen lassen. . . . Daß alles das, zumal im Übergang, mit Schwierigkeiten verknüpft ist, auch seine Gefahren birgt und mit billigem Wiß karikiert werden kann, versteht sich von selbst. . . . Wer da verlangt, daß die Arbeiten der Werkstatt mit Rücksicht auf den geringsten Aufwand psychischer Impulsleistung studiert werden sollen, der ist deshalb noch nicht überzeugt, daß, wie die Scherzhaften verlangten, nun auch fürs Essen und Trinken und Lieben die gleichen Experimentalhilfen nötig sein werden. . . . Die wirtschaftliche Experimentalpsychologie hat . . . keine höhere Aufgabe als die Anpassung der Berufstätigkeit an die seelische Eigenart der Individuen, mit dem Ziel, das übervolle Maß seelischer Unbefriedigung an der Arbeit, seelischer Verkümmernng und Bedrücktheit und Entmutigung aus der Welt zu schaffen.“

Wir wollen uns recht herzlich wünschen, daß der viele gute Wille, der in den Schriften und Handlungen unserer großen Wirtschaftler bloßliegt, und die bescheidene Selbsterkenntnis der früheren Lücken im Psychologischen sich bald auch in Deutschland zu dem Entschluß vereinen, den sonnenhellen Königsweg der Menschenökonomie zu beschreiten. Unmittelbar und mittelbar können daran unsere Seelen gefunden.

Hofmannthals Texte für Musik

von Jakob Wassermann

Ich stelle mir einen Mann vor, der, von einem Beruf beansprucht, die Kontinuität künstlerischer Ereignisse aus den Augen verliert und durchaus der Muse entbehrt, neuen Werken und Strömungen seine stetige Aufmerksamkeit zu widmen; ich denke mir diesen Mann herzlichen und gemüthlichen Erregungen im Sinne von Freude und Enthusiasmus zugänglich; ich vermute, daß er ungeachtet seiner äußerlichen Gebundenheit gewisse Erscheinungen auch aus der Ferne verfolgt, daß er etwa, sein Interesse dem einzelnen zuwendend, die Texte, die Hugo von Hofmannsthal für einen Opernkomponisten verfaßt hat, oft und mit der Leidenschaft des Für und Wider erwähnen hört, daß er in der Neigung für einen Dichter, dessen innige und wohlgeformte Gebilde er jeweils in der Freiheit losgerissener Stunden dankbar aufgenommen hat, entschiedene Belehrung sucht und daß er daher nach Zeitungen greift, um aus dem Urteil der Sachverständigen Klarheit und Hinweis zu erlangen. Seine Erwartung wird getäuscht; nicht nur, daß er keinen Aufschluß, keine Unterweisung empfängt, sondern sein Geist sieht sich auch beleidigt durch einen Ton der Abschätzung und Mörgelei, der, selbst wenn Irrtum und Mißlingen des Künstlers seine Motive wären, ihm doch in keinem Verhältnis zu stehen scheint zu dem Ernst und der Intensität geistiger Betätigung, die er eben bei demselben Künstler stets zu bewundern gewohnt war. Er entschließt sich, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, und seine Zweifel verschwinden sogleich. Da er weder unnachgiebige Forderungen stellt, noch gezwungen ist, eine einschmeichelnde Wirklichkeit zugunsten der Strenge des Ideals zu verschmähen, ergötzt er sich an blühenden Gestalten, an einer anmutig kräftigen Begebenheit, an tiefsinnigen Verkleidungen und Verwandlungen, an reizenden Bildern, überraschenden Symbolen und der dramatischen Bewegung einer bedeutenden Diktion. Er vermag es nicht einzusehen, daß dieser Dichter nach der Behauptung der Unzufriedenen sich hier verschleppe, verändle und hergebe. Es sind viele, die seine Ansicht teilen. Der Verteidigung bedürfen sie nicht, vielleicht nur der Lösung eines befangenen Gefühls.

In jeder Phantasietätigkeit liegt unbewußt das Verlangen nach Ergänzung durch Musik; im Traum und in der Sehnsucht treiben die musikalischen Elemente wie Wurzeln in einer Strömung. Im Kunstwerk finden diese Wurzeln die fruchtbare Humuserde, und ist es nicht Ton, Melodie, tönende Harmonie, mit der sie, gleichsam wörtlich, in Erscheinung treten, so ist es in jedem Fall Rhythmus und rhythmische Durchbildung, wodurch sie ihre Wesenheit verwandelt bekunden. Die Musikalität eines Kunstwertes ist

zugleich seine innere Mathematik. Es kann nicht wundernehmen, wenn ein Dichter für seine Gestaltungen den steigenden Ausdruck nach äußerlich sucht, besonders wenn diese Gestaltungen einerseits die Trockenheit des ausschließlichen Charakteristischen, andererseits den gewissermaßen betrügerischen Schwung des Rhetorischen entbehren. Im letzten Sinne mag dahinter die Empfindung von einer geheimen Identität aller Künste ruhen, eine Empfindung, die zum Beispiel bei Richard Wagner zur Idee und leider zum Programm wurde, die Goethe stets an eine begleitende Musik zum „Faust“ denken ließ, und, auf einer niedrigeren Stufe, seine Singspiele hervorbrachte, die Grillparzers „Melusine“ ins Dasein rief, und in E. T. A. Hoffmanns schwärmerischem Kreisler phänomenal geworden ist. Die redenden, die bildenden, die bauenden Künste sind in ihrer unmittelbaren Wirkung der Musik durchaus untergeordnet, und je mehr eine Zeit von intelligiblen Kräften beherrscht ist und ihre abenteuerlichen und dunklen Bedürfnisse in Berufsarbeit und kleinem Ehrgeiz verausgabt, je größer muß der Einfluß dieser scheinbar so grenzenlosen, scheinbar so unverpflichtenden, der moralischen Welt scheinbar so entrückten Kunst werden, welche die Flächen und die Tiefen in gleicher Weise zu beglücken vermag. Der große Musiker ist immer ein großer Verführer gewesen, ein Rattenfänger, ein Zauberer. Er ist auch der Grenzüberschreiter, der große Vermittler der Nationen, der allgemeine Dolmetsch, der Inbegriff friedlicher Vereinigung, der Aufrührer jenes Restes von innerem Feuer, den der Kulturarbeiter noch in sich übrig hat, er ist der unpolitische Mensch schlechthin, der große Ersatzmann der Propheten, Heilsbringer und Religionsstifter.

Daß ein Dichter wie Hofmannsthal sich dem repräsentativen Musiker der Zeit zuwendet, daß er ihn nicht nur suchte, sondern daß er ihm begegnen mußte, wird nicht allein durch seine Lust an der Repräsentation und an seiner Fähigkeit dazu erklärt; es ist seine Natur, die ihn diesen Schritt gehen hieß (und wer sich einbildet, daß hier von Berechnung und kühler Probiermethode die Rede sein könne, der hat armselige Vorstellungen von einem solchen Mann); es ist seine beschwingte, stets in Schwingung befindliche, dem geistigen Erlebnis leidenschaftlich hingeebene, und nicht zuletzt der rhythmischen Beseelung des Wortes, des Bildes, des Weltbildes und aller in ihm webenden, verborgenen Gewalten schicksalsdurstig und schicksalskundig lauschende Natur. Versuch? Ja, insofern alles, was wir tun, nur Versuch ist. Wir gehorchen einer Stimme, und wer da nicht gehorchte, bliebe sich und der Menschheit dauernd verschuldet. Was lockt denn anders, als das Ungemeine, das Seltene, und soll es zu einem Gültigen werden, darf die Furcht vor Mißkennung und Mißverständnis nicht den Willen lähmen, oder das Ziel ist des Weges nicht wert, das Opfer nicht den Preis. In Hofmannsthals Begabung hat sich eine eigentümliche soziale Willigkeit nie ver-

leugnet. Er gibt ja; sieht man nicht, daß er gibt? Sind wir denn so reich, daß wir die Geber abweisen dürften? Sind nicht so viele fadenscheinige Mäntel über vielen Blößen, daß man einen prächtigen prächtig nennen kann? Ist es nicht ein Ziel, den herz- und hirnlosen Produkten betriebsamer Texterzeuger Werke von Belang gegenüberzustellen, Vorbild und Aneiferer zu sein und einen genialen Komponisten davor zu bewahren, daß er seine Eingebungen an leere Puppen verschwende? Ist es nicht ein Opfer, einen Namen von Gehalt und Leuchtkraft in den Schatten eines anderen Namens zu tragen, denn wie es auch sei, so wie die Musik das Wort aufzehrt, so verschlingt der Musiker den Dichter, kaum daß er ihn bisweilen noch als Daladin neben sich duldet.

Eine Betrachtung der Dramen, die Hofmannsthal für die Musik geschrieben hat, lehrt alsbald, wie sehr er dabei innerhalb seiner dichterischen Sphäre geblieben ist. Vom „Abenteurer und der Sängerin“ führt eine Linie durch das Fragment „Sylvia im Stern“ und „Christinas Heimreise“ zum „Rosenkavalier“; von „Gestern“ durch den „Thor und den Tod“, den „Tod des Tizian“, „Das kleine Welttheater“ eine andere zur „Ariadne auf Naxos“. Dort eine erhöhte Welt realer Beziehungen und Wandlungen, hier eine vertiefte und entrückte symbolhafter Konstellation und Verwandlung; dort gesellschaftliche Gruppierungen zu Spiel und Gegenspiel, hier eine reine Seelenlust, in der das Gestaltliche, zwischen Himmel und Erde schwebend, sich aufzulösen scheint, um dann verkürzt, verdichtet und kristallisiert sich zu erneuen; dort sinnlich heitere Themen in phantasievollen Variationen, hier der strenge Kontrapunkt. Daß im „Rosenkavalier“ das Geistige amüsant, das Figürliche rührend und wahr, das Handlungsmäßige spannend ist, kann ich als Mangel beim besten Willen nicht empfinden; das Stück hat Vorzüge der Haltung und der Bewegung, die von seiner edlen Herkunft zeugen und bei aller weisen und bis ins Unmerkliche gehenden Ökonomie zugunsten der Forderungen des Komponisten eine in ihm selbst ruhende Gültigkeit. Diese Ökonomie und Beschränkung haben in der „Ariadne“ einen Grad erreicht, der sie mit bewundernswert macht und dem ein profundes Studium der Forderungen des musikalischen Dramas zugrunde liegt; oder ein instinktives Gefühl davon, was vielleicht mehr ist. Wer die geheimen Gesetze einer Kunstform befolgt, sei es wissend, sei es spürend hingegeben, sieht sich immer zum Verzicht auf Wirkungen genötigt, die seine persönlichsten und erprobtesten sind; in diesem Fall ist jede lyrische Entäußerung geopfert, damit das Spiel von Figuren, deren Dasein und Schicksal der zufälligen Realität enthoben ist, in bedeutender Kontur und Gebärde zur Geltung komme. Es ist nichts Geringses, wenn ein Gedicht von solcher Zartheit die ganze Wucht und überrumpelnde Gegenwärtigkeit eines modernen Orchesters und der mehr aus diesem als aus ihm selbst

strömenden Menschenstimmen nicht nur trägt, sondern auch rechtfertigt und mit dem fremden Element schließlich in eins verschmilzt; man könnte sagen: der Dichter hat dem Komponisten Raum gelassen, aber es ist noch ein anderes. Ein Gerippe kann unter keiner Umhüllung den Tod ableugnen, ein lebendiger Körper triumphiert unter jedem Kleide mit seinem Leben. Der Schöpfer ruft zum Mitleben auf; was er schafft, ist geschaffen, es läßt sich ihm nichts abhandeln, wer kalt bleibt, gehe vorüber, wen es ergreift, der ergreife es, und so bin ich der Meinung des „Echos“ in der „Ariadne“:

„Töne, töne, süße Stimme,
süße Stimme, töne wieder,
deine Klagen, sie beleben,
uns entzücken deine Lieder.“

Der große Krieg in Deutschland

von Lucia Dora Frost

Als Goethe seinem jungen Gegner in Jena einen Lehrstuhl für Geschichte verschafft hatte, für Geschichte, deren knochenbrechende Macht er kannte und der er sich selbst als einer Folter der Initiative entzog, da konnte er meinen: der ist besorgt und aufgehoben und wird keine Freiheitsdramen mehr schreiben. Schiller aber ging rüstig ans Werk und suchte in der deutschen Geschichte nach einer heroischen Epoche, wo die Wehrhaftigkeit dem Geiste galt. Die fand er in den deutschen Glaubenskriegen; und war gerettet. Von der hitzigen Enge seiner Jugend befreite ihn das Studium der Geschichte, und der schwarze Teufel seiner Seele verbrannte in diesem Eisenhammer ohne Rest; der Knappe Fridolin aber ging unverfehrt daraus hervor, heil und hell. Er pries den Krieg, der Männer zeugt, und er pries den großen Krieg, der Völker vereint. Und wenn auch das beabsichtigte Nationaldrama nicht entstehen wollte, so blieb ihm doch der dreißigjährige Brand das größte europäische Ereignis. Ein Jahrzehnt lang seines kurzen Lebens hat ihn diese Epoche gefesselt; und er hätte heute noch Recht, sie durch die Echtheit und Tiefe ihrer Kontraste für die stärkste zu halten.

Dieser Krieg war keine politische Unternehmung; notwendig wie ein Naturereignis rückte die große Auseinandersetzung zwischen Nord und Süd heran, fatal und entgegen den Interessen, wie ein Gewitter gegen den Wind zieht. Nicht nur die Rassen, auch die Zeiten stießen zusammen. Damals erst ging der mittelalterliche Mensch unter, der Mensch, der kunstreich und froh war, den das Recht auf seine Art zugleich band und frei machte; und

empor kam der artlose und wirksame Mensch; es begann die moderne Zwecknüchternheit. Die Jesuiten hatten sie in die Politik eingeführt; Oranien, Mansfeld, Wallenstein und Gustav Adolf wandten sie auf den Krieg an. Die rasanten Prinzipien, die kategorischen Grundsätze, mit denen Friedrich und Napoleon siegten, die „absolute Form des Krieges“, die Clausewitz in Formeln brachte, sind damals entstanden. Der Geruch des Eisens und des Blutes schärfte den europäischen Verstand zur Wissenschaftlichkeit. „Wer in einem wichtigen Punkte eine falsche Meinung aufkommen läßt, der ist besiegt“, schrieb Descartes in seiner „Vernunftmethode“; und das berühmte Kapitel, in dem er durch die Grundsätze der Voraussetzungslosigkeit und des Experiments den neuen Geist der Wissenschaft aussprach, ist nicht in der Gelehrtenstube entstanden, sondern zwischen Frankfurt und Prag, in Ferdinands Heer, im Feldzug gegen den Winterkönig, der freundlich nach einer Krone griff und zum Spott Europas wurde. Die geistigen Kräfte der Menschen suchten einander und steigerten sich; aus der Freiheit der Leidenschaften erwuchsen die neuen Disziplinierungen; dieser Krieg war natürlich und führte zu den Künstlichkeiten der Technik. Wallensteins Gehirn antizipiert die preussische Entwicklung, Disziplin und Verwaltungsmethode, selbst die neueste Politik: die Kriegführung durch Rüstungschwere ohne Schlachten. Und des Winterkönigs englischer Schwiegervater treibt Inselfpolitik und nützt den kontinentalen Krieg durch vermehrten Zuckerverport aus. Alle Probleme der europäischen Politik und des europäischen Geistes drängen sich in dieser Zeit des gewaltvollen Fragens zusammen, schärfer als vorher, reicher als nachher. Aber da wir die Kosten dieses europäischen Experiments auf deutschem Boden getragen haben, sehen wir mißmutigen Blickes darauf zurück. Der Krieg galt als Deutschlands großes Unglück, als sinnloses und ergebnisloses Ereignis, von dem sich Verstand und Gefühl mit gleichem Widerwillen abwenden. Aber jetzt, wo der größte Schaden getilgt, die eine allzu deutliche Lehre in unser Blut übergegangen, vielleicht zu heftig übergegangen ist, jetzt scheint die Zeit gekommen, ihn neu und ohne Vorurteil anzusehen.

Wer aber hat die Mittel, dieses Zeitalter darzustellen, wer das psychologische Ingenium, seine merkwürdigen Menschen, die so kühn und ohne Voraussetzung sich erhoben, zu durchschauen, wer die Kunst, sie zu verleblichen, den Verstand, das Gedankenmaterial dieser plänereichen, sehr staatsmännischen und gründlichen Zeit zu beherrschen, und schließlich die Sicherheit, eine flüchtig gewordene, schwankende Welt unverletzt und unerstarrt zu überliefern? Der Mangel an einem sinnlich begrenzten Schauplatz, die Unmöglichkeit, alle Vorgänge auf eine bedeutende Person zu beziehen: schließen diese Hindernisse nicht eine kunstgerechte Darstellung aus?

Ricarda Huch hat in ihrem Werk „Der große Krieg in Deutschland“ das unmöglich Scheinende versucht, eine Darstellung der ganzen Zeit, nicht

einzelner Ereignisse. Der Reichtum an merkwürdigen Menschen und die Intensität, zu der die Zeit solche Charaktere entwickelte, hat sie, scheint es, zuerst gefesselt und ihre Kunst gereizt. Man weiß, wie dieser Zauberin ihre Beschwörungen gelingen. Sie lockt die Geister der Vergangenheit nicht durch Requisiten herbei, sie täuscht nicht durch naturalistische Züge Leben, durch Häßlichkeit Wirklichkeit vor; die Beschwörung gelingt unmittelbar. Sie läßt sprechen. In den Biegungen seiner Sätze muß jeder sich enthüllen, den Grad von Selbstbehauptung, von Realität und Urteil, das Zeitmaß seines Willens, die Art der Animalität. Ricarda Huch kennt nicht nur die Gedanken ihrer Personen und läßt diese äußern, sie kennt den Wortschatz jedes einzelnen, seine Lieblingswendungen, seine Akzente: die Stimmen kommen aus dem Fleisch. So deutlich, daß man (da es historische Personen sind) vor ihrer Gegenwart erschrickt. Wir hören Gustav Adolfs Stimme, wie sie höher gleitet, sich verdunkelt, lacht, verbrämt von der Lust des Machtbewußtseins; wir spüren seine freudige Zudringlichkeit in Verhandlungen, die nur wenig mehr im Guten fordert als sie im Bösen erzwingen könnte, die späht, zögert, steigt und lachend zuschlägt; jung klingt seine Stimme aus dem naiven Zynismus, als ihm seine starken Gedanken noch neu und frisch sind, und wir hören ihn, als sie erprobt sind, sicherer artikulieren und doch stiller, weil er auf den „Weiser in der Brust“ horcht. Er wird zwar auch unserm Auge dargestellt, wir sehen ihn in Frankfurt einreiten, von dem strahlend blonden Haar den hellen Respondent mit der grünen Feder lüften, den er bei Breitenfeld getragen; aber das wäre nicht mehr als ein Bild, hätten wir ihn nicht vorher in der Rede erlebt. Diesem Vermögen der Darstellung allein verdanken die tausend Personen des Werks ihre bestürzende Lebendigkeit. Der bittere unerfüllte Mansfeld mit dem klugen, reizbaren Gesicht, Kepler, reinen Herzens und hartköpfig, Wallenstein, scharf und behutsam zugleich, das alte feine Kaisertier Rudolf, Lully, Pappenheim, die Herzoginnen von verliebter und heroischer Natur, alle beweisen ihr Leben durch die erstaunliche Individualität ihrer Sprache. Hier sind Grenzen der Begabung nicht zu entdecken, es ist, als hätten sich alle gedrängt zu der gästeoffenen Seele der Dichterin, entzückt, noch einmal leibhaftig sprechen zu dürfen. Die Personen spiegeln einander in Mißtrauen, Furcht, Haß oder Freundschaft, berechnend oder ahnungslos oder überlegen, und so steigert sich ihre Plastik; ihre Reden sind voller Substanz, und so wächst die Zeit aus der tausendfachen Beleuchtung heraus.

Und diese schwere, unentrinnbare Fülle persönlichen Lebens hat eine sonderbare Wirkung; wir fühlen uns selbst ausgelöscht, um unsere Person erleichtert. Der Verzicht der Darstellerin auf ihre Person verpflichtet uns zu gleichem Verzicht. Und der Lohn dieser Entäußerung ist, daß wir den Zeitraum durchdringen und staunend bemerken, daß wir das Deutschland

des Krieges sehen, daß wir Raum und Sonne und Luft empfinden, und daß natürliches Licht herrscht. Das ist seltsam, weil niemals Landschaft gemalt wird, weil das ganze Werk kaum einen beschreibenden Satz und fast nur menschliche Rede enthält. Aber weil die Menschen natürlich sind, bringt unsere Phantasie und Erinnerung Natur und Landschaft und Wirklichkeit herbei, bereitwillig, dankbar, gläubig ergänzend. Es geht uns wie der steirischen Maria in Spanien mit ihrem blonden deutschen Begleiter: „Wenn sie eine Weile mit ihm geschwaßt habe, sei ihr zu Mut, als sei sie daheim im Walde spaziert und habe Eichen und Buchen rauschen hören.“ Wie oft sonst bei historischen Romanen, auch solchen, die wir ernst nehmen mußten, kamen uns Erinnerungen an Historienbilder, an Kostümfeste, Festspiele und Aufzüge, stieß uns der Reiz des Erotischen ab, wenn alte Ereignisse mit modernen Nerven angeschaut und erzählt wurden. Vor diesen bunten oder reisenden Künstlichkeiten sind wir hier sicher. Die Distanz, aus der ein Leser mit Lust oder Grausen genießen könnte, wird ihm entzogen; er wird ermächtigt mitzuerleben. In dieser Temperatur begreifen wir aus einem Wort mehr als sonst aus Abhandlungen, können ermessen, was damals möglich, was unmöglich war, womit man rechnen konnte, was damals galt und welche Tragfähigkeit die Dinge hatten.

Eine solche Vergegenwärtigung kann die wissenschaftliche Darstellung nicht leisten. Der Gelehrte fordert stets Enthaltensamkeit des Urteils; der Künstler aber verwirklicht sie. Der Gelehrte analysiert, zerstört, urteilt in jedem Wort seiner Darstellung, am meisten durch seine Ideen. Diese tragenden Ideen des Geschichtsschreibers sind gerade ein Hindernis seiner Darstellung; sie wirken keineswegs in das Detail seiner Formgebung, oder tun ihm gar Gewalt an. Vielleicht machen sie eher träge für die Darstellung der Einzelheit. Welche Enttäuschungen erlebt man an diesen berühmten Werken. Da wird der Anachronismus zur Methode erhoben, um Altes nahezurücken und versucht, den Berg zu Mohammed zu bringen. Welche falsche Dramatik, welche pompöse Inszenierung von Winzigkeiten. Die Wirkung folgt prompt aus der Ursache, und die Großen handeln gut, weil sie einsehen. Die Einheiten der Gelehrten sind Verstandesbegriffe, die Einheit des Dichters ist die Seele: was ein Mensch mit allen seinen Kräften empfinden kann. Der Gelehrte bleibt an der Oberfläche auch mit den „tieftschürfenden“ Analysen, er wird nicht eins mit dem Stoff, er kann nicht leiden, er ringt nicht mit dem Leben seiner Dinge, er ringt nur mit der Bewältigungsmethode.

Der praktische Wert der kunstgerechten Darstellung der Ricarda Huch ist, daß sie die historischen Gestalten nicht „menschlich näher bringt“, sondern durch Wahrheit vertraut macht, daß sie weder den Leser noch den Stoff erniedrigt. Diese Mission, uns von der aufgeweichten Stimmung gegenüber allen historischen Gewalten, von der Knechtschaft gegenüber den histo-

rischen Personen, deren Namen auf den Rang von Worten, sogar von bevorzugten Worten erhoben wurden, zu befreien und statt dessen ein gesundes Verhältnis zur Geschichte herzustellen, diese Absicht der modernen Geschichtswissenschaft ist hier erfüllt.

Aus dem Fehlen einer sichtbaren Idee folgt nicht, daß aus diesem Roman nicht wertvolle Einsicht in das Lebensschicksal der deutschen Nation zu gewinnen wäre und daß sich nicht Fragen erhöben, ob die eigentlich deutsche Entwicklung Europas, die mit dem großen Krieg abgebrochen wurde, endgültig vorüber ist oder ob die Epoche der Nationalstaatenbildung nur eine vorübergehende Notwendigkeit, ein Umweg war. Das aber wäre eine besondere Untersuchung. Hier kann nur auf den Wert des Buches hingewiesen werden, das nicht nur seine besondere Art hat und ohne Vorgänger ist, sondern auch seinen besonderen Rang durch die Kraft, Liebe und Höhe, die aus der Darstellungsweise spricht.

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Napoleon nennt die Geschichte die Fabel der Übereinkunft. Ich finde das Wort bei Hebbel, der sich daran zergrübelt. Ein tiefes Wort, das die Unfähigkeit des Subjekts, sich als Objekt zu summieren, mit grausig kaltem Licht übergießt. Aber es geschieht nicht alle Tage, daß wir Schulbeispiele erleben, die offenbar machen, wie solche Übereinkünfte zusammengefabelt werden. An den Toten der letzten Wochen, um die angeblich die ganze Nation trauert, können wir's ablesen.

Nach den Statuten der Staatsanzeiger ist jeder Minister, der das Glück hat, in den Seelen zu sterben, ein Wert; jede Lüchrigkeit eine Unerseßlichkeit; jedes Teiltalent — ein Universalgenie und Menschheitsbeglückter. Riederlen-Waechter hatte gewiß seine Qualitäten und durfte vor dem Tribunal des *moniteur officiel* auf gute Behandlung hoffen. Als er, unter Bülow, stellvertretend das Auswärtige übernahm, wurden wir mit Riesenhaufen von Personalklatsch überschüttet, in dem sich das gemeine journalistische Interesse an Politik erschöpft. Die tausend kleinen Späßles über den großen Späßle, den man vielleicht im Aparté bei Vorchardt hatte schlemmen und von dessen Hauschäßle in Bukarest hatte fabeln hören. Eine derbe Natur offenbar, von grober unraffiniertes Sinnlichkeit; aber in dem schweren, genüsslich aufgeschwemmten Körper regte sich eine zupackende naturburschenhafte Klugheit, die sich in den langen Jahren des Balkandienstes mit den Schlichen der südöstlichen Politik gründlich vertraut gemacht hatte. Er

übernahm, als Erbe Schöns (eines unheilbar kompromittierten Mannes), das Staatssekretariat des Auswärtigen in dem Augenblick, da die Nation noch unter den deprimierenden Nachwirkungen der „Daily Telegraph“-Veröffentlichung stand und an den Folgen von Algeciras würgte; die Einführung in die Berliner Atmosphäre konnte nur einem Mann ohne Nerven, als der sich der Bankierssohn mit der Junkermaske gern ausgab, leicht fallen. Er hatte nicht viel Zeit dazu. Die Jungtürkenrevolution, die Annexion der österreichisch-ungarischen Reichslande fanden ihn als Sekundanten Bülow's; und wenn die dem Deutschen Reich, dem Freunde des Feindes seines Bundesgenossen, daraus erwachsenden Schwierigkeiten glücklich überwunden wurden, so gebührt dem Fürsten Bülow das Verdienst. Bülow schied; und erst unter dem neuen, im auswärtigen Dienst völlig unerfahrenen Kanzler tritt von Riederlen-Waechter als führender Geist seines Amtes in Aktion. Und die ist für alle Zeiten mit dem unseligen coup d'Agadir verknüpft. Die Folge? Eine aus Brutalität, mißverständener Bismärckerei, fehlerhafter Berechnung und mangelhafter Völkerverpsychologie hervorgegangene Handlung, die eine nutzlose Verschärfung aller europäischen Gegensätze zur Folge hatte und wegen ihrer Methode bei allen Pazifisten, wegen des Ausgangs bei den Alldeutschen den schärfsten Widerspruch fand. Und eine solche Handlung gibt der Presse (fast ohne Ausnahme) und den Faktoren, die die Zuerkennung des Nachruhms verwalten, Anlaß, auf das Grab des Verbliebenen den Vorbeer der Unsterblichkeit niederzulegen. In den Nekrologen wird der Verlust des „bedeutenden“ Staatsmanns beklagt. Und der Oberhofprediger sagt ihm nach, daß er, dessen starken Leib Alkohol und Nikotin in beträchtlichen Mengen seit Jahren unterminierten, „dem Vaterland alles, auch seine Gesundheit, geopfert habe“. Fabel der Übereinkunft . .

Der andere Tote ist Alfred Graf von Schlieffen, der fünfzehn Jahre lang Chef des Großen Generalstabes gewesen ist. Solange er im Amt war, blieb er für die Öffentlichkeit eine große Anonymität; nur die zum Urteil Berufenen schätzten ihn als einen grundgelehrten Offizier vom Moltketypp, aber ohne den Funken. Aber hatte den Waldersee, sein Vorgänger, der, unerprobt, mit der Gloriole des Schlachtenlenkers ums Haupt ins Grab sank? Ein kindisches Verfahren. Erst die Rede, die Graf Schlieffen bei der Enthüllung des Moltkebenediktals hielt, rückte den schlichten, dem Beifall des Parketts scheu ausweichenden Mann ins öffentliche Licht. Die Wurzel von Moltkes Genius und Leistungen, führte er aus, sei die selbstlose Hingabe an die Aufgabe, die habe den hohen Geist des Mannes ganz aufgezehrt, dem Dienst des lieben Ich sei kein Partikelschen der reichen Kräfte geopfert worden. Diese stark unterstrichene Huldbigung eines unzeitgemäßen Wesens soll den Kaiser verstimmt haben. Die Anerkennung der Presse vergriff sich etwas im Maß; der Greis, der da sprach, huldigte dem höchsten Menschentypus

seines Erlebens, das war natürlich. Drei Jahre später, 1908, veröffentlichte Schlieffen in der „Deutschen Revue“ einen Artikel „Der Krieg in der Gegenwart“, den der Kaiser zum Neujahrsempfang seinen Kommandierenden Generälen vorlas, als prägnantesten Ausdruck seiner eigenen Anschauungen. Das Bild, das Schlieffen vom zukünftigen Krieg unter den europäischen Großmächten entwirft, ist grauenhaft: es ist das Bild von der rasend gewordenen Zerstörungstechnik. Es gab eindrucksvollere Darstellungen des gleichen Themas; aber die Stellung des Schreibenden gab dem Artikel den besonderen Charakter einer Warnung und — der Mahnung zum Frieden. Man feiert den edlen Verstorbenen nun einstimmig als würdigen Nachfolger Moltkes und großen Soldaten. Man hat, scheint mir, ein Zeitrecht dazu; was Schlieffen als Stratege wert gewesen: diesen Beweis zu erbringen, hat ihm das Geschick (zum Glück für uns) versagt. Aber man darf ihn preisen als einen Mann, in dem die Menschlichkeit über den Kriegshandwerker triumphiert hatte. Vielleicht trifft auch das sein Wesen nicht, ist auch das Fabel; aber sie klingt angenehm und versöhnt.

Die Enthusiasten der großen deutschen Linken, die da erst kommen muß, um dem deutschen Reichsadler die Fittiche der Freiheit anzuhängen, werden nur unter Schlingenschwerden die Resolutionen des sozialdemokratischen Preußentages vom 16. Januar herunterwürgen. Es ist kaum möglich, eine kompaktere Masse von verhärteter Dogmatik, von blindester Traditionsanbetung, von unproduktivster Klassenbewußtheit sich vorzustellen als da aktiv wurde. Freiheitliche Stimmungen und Gesinnungen lassen sich in der preußischen Kammer nur zur Geltung bringen, indem man den Einfluß des bürgerlichen Fortschritts stärkt, das heißt: versucht, die Anzahl seiner Vertreter in der ostelbischen Zwingsburg zu vermehren, trotz der tausend Nuancen, die den bürgerlichen vom sozialdemokratischen Fortschrittsdrang trennten. Diese Nuancen spielen in den Imponderabilien der Kultur eine entscheidende Rolle, sie färben die soziale Atmosphäre, aber sie kommen in politischer Gestaltung erst übermorgen zum Ausdruck. Der Weg, den der Zwang zur unmittelbaren Aktivität vorschreibt, liegt also sonnenklar vor uns und war von denen um Eduard Bernstein mit zwingender Logik den Sozialisten gewiesen. Das „Junkerparlament“ des größten und einflussreichsten Bundesstaates als „Parlamentsleichenname“ einfach verfaulen zu lassen: dazu hatte eine Partei kein Recht mehr, die sich grundsätzlich zum Parlamentarismus und zur Entwicklungslehre bekennt. Und den ganzen Liberalismus als unkompromißfähig in den reaktionären Topf zu werfen: das verboten wieder die Großblockerfahrungen im Reich und die Möglichkeiten, mit Hilfe eines selbst nur einigermaßen gemilderten Klassenwahlrechts die Position des Kulturliberalismus in Kirche und Schule und die zentrale Land- und

Landarbeiterfrage einer zeitgemäßen Lösung anzunähern. Daraus folgte: die bedingungslose Unterstützung zum mindesten der Volksparteiler, wo eigene Mandate nicht zu erringen waren. Aber ein solcher Standpunkt, der einzig vernünftige, weil einzig mögliche in Preußen, ist nicht interessant; er rechnet ja nur mit der harten Logik der Tatsachen und vorhandener Machtpositionen; er verträgt sich nicht mit den Gebärden des radikalen Absolutismus, er läßt sich schönrednerisch und emotionell nicht ausnugen. Auf dem sozialdemokratischen Preußentag in Berlin triumphierte neben den agitatorischen Wirtsköpfen und Schreihälsen die preussische Reaktion und die große deutsche Linke bleibt ein Zukunftsraum.

Am 11. Januar 1913 erklärte Graf Prachma, ein tapferer und temperamentvoller Jesuitenjüngling, unter jubelnder Zustimmung des Zentrums im Deutschen Reichstag: die Lehre der Jesuiten sei mit der Doktrin der Papstkirche identisch; Katholizismus und Jesuitismus seien im letzten Grunde eines und dasselbe. Im Namen der Glaubens- und Lehrfreiheit . . . Am 21. Julius 1773 veröffentlicht Papst Clemens XIV. ein Breve, die Aufhebung der „bisher sogenannten“ Gesellschaft Jesu betreffend und sie also begründend (im Auszug): „Die berechtigten Klagen gegen die Jesuiten bestehen darinn: daß sich diese Ordensleute von der Lauterkeit und der Meynung der Kirche in verschiedenen Lehren getrennt haben, daß sie ihre Grundgesetze mit Heftigkeit vertheidigen, unnütze Streitfragen auf Kosten der Eintracht aufwerfen, und solche ohne allen Nutzen für die Gläubigen vielmehr zum öffentlichen Ärgernis unterhalten; daß sie mit anderen geistlichen Orden zankfüchtig umgehen; dem Geist des Evangeliums zuwider intolerant sind; daß sie eine unersättliche Begierde nach zeitlichen Güthern blicken lassen, und solche täglich ihrer Einsetzung zuwider befriedigen; daß sie bei dem Misionsgeschäft zu Bekehrung der Heyden unerlaubte, gotteslästerliche Mittel angewandt, und zum Beispiel den Heyden in Ostindien und in America einen Theil des Gögendienstes lassen, und solchergestalt den Dienst Christi mit dem Dienst Baals vereinigen; daß ihre Sitten und Betragen anstößig sind; daß sie in einigen catholischen Staaten bürgerliche Unruhe und Zwietracht erregt haben; daß sie Schuld an den Verfolgungen sind, welche in fremden und entfernten Landen unsre Religion zum Theil erduldet, zum Theil selbst gegen andere Religionen ausgeübet hat; daß ihre Unordnungen stets Gelegenheiten zu Klagen gegen sie gegeben, und unsren Vorfahren auf dem päpstlichen Stuhl beständig Unannehmlichkeiten verursacht haben; es giebt endlich und zuletzt noch gewisse gegründete Klagen gegen diese Gesellschaft, deren Kenntniß ich allein habe, mir solche auch allein vorbehalte und sie in meine Brust verschließe. Diese Klagen sind so gegründet, daß die sogenannte Gesellschaft Jesu in einer zu Zeiten Pius V. von ihren Mitgliebern gehaltenen Congregation solche selbst erkannt

und ihre Fehler bekannt hat; sie faßten auch damals den Entschluß, daß sie allen Ordensgliedern ihr unregelmäßiges Betragen vorhalten, und auf Abschaffung aller Mißbräuche dringen wollte. Unter andern wurde von den Jesuiten selbst festgesetzt, daß sie sich in keine fremde Händel, in keine weltliche Geschäfte hinführo weiter mischen, noch einigen Einfluß in dieselben künftig behaupten sollten; auch daß sie Handel und Wandel, mit einem Wort den Anwachs ihrer zeitlichen Güter, gänzlich meiden wollten. Diese Erklärung geben die Jesuiten schriftlich und freywillig von sich, der Pabst bestätigte diesen guten Entschluß; allein wozu half er? der Orden verfiel aufs neue in seine vorige Irrthümer und in die alten Abweichungen. Aus diesen triftigen Gründen habe ich nach langamer, reiflicher und unpartheyischer Prüfung unter steter Anrufung und Beystand des Heil. Geistes den Entschluß gefaßt, des Friedens und des Nutzens der Kirche wegen das sicherste Mittel, ja das einzige, das mir übrig ist, zu ergreifen, und ich hebe also hiermit und kraft dieses die bisherige sogenannte Gesellschaft Jesu in allen ihren Mitgliedern bergestalt gänzlich auf, daß sie samt und sonders von ihren Gelübden los und freygesprochen seyn sollten, sie mögen leben, in was für einen Theil der Welt es auch nur immer seyn möge . . ." Diesen Bericht gibt die Haude-Spenersche Zeitung, Berlin 1773, Nr. 111; ich entnehme ihn Eberhard Buchners interessanter Dokumentensammlung aus alten deutschen Zeitungen (bei Langen; München). Die Frucht Blaise Pascals, des großen und inbrünstig frommen Asketen vom Port Royal, war inzwischen gereift; und die Unterscheidung seiner Lettres à un Provincial: Christentum und jesuitische Probabilitätsmoral sind polare Gegensätze, war aus der Zelle gottestrunkenr Grübler nach über vier Menschenaltern in die weiten Hallen der Papstkirche gedrungen und kanonisiert worden. Das war damals die Fabel der Übereinkunft. Es bereitet sich offenbar eine neue vor.

Ein verdienstvoller Minister eines süddeutschen Staates zieht sich, gezwungen, ins Privatleben zurück und die Handelskammer der Hauptstadt dankt ihm, in einem Abschiedsschreiben, für das Wohlwollen, das er während seiner Amtsführung den Interessen der von ihr vertretenen Stände zugewendet habe . . . Dankt warm, beinahe überschwenglich; wie für eine Herzensverschwendung und ein überamtliches Plus an Güte und Teilnahme. Ist der Vorgang nicht ein wenig symptomatisch für unsere deutschen Auffassungen? Seit fünfzig Jahren bestimmen Handel und Industrie das Gesicht Deutschlands und, hinter dem Gesicht, auch das Seelische deutscher Art; wenigstens sehr wesentlich. In Friedrich Lists System einer nationalen Ökonomie ist der dispositiven Arbeit in Handel und Industrie eine bestimmende Rolle zugebracht, nämlich die Befreiung von der sklavischen Abhängigkeit von England. Aber, über das eng Wirtschaftliche hinaus, eine

Verlebenbigung des deutschen Wesens; die Abstreifung aller beamtlichen Enge und Bevormundungssucht; der Zug ins Weite und Weltmännische; und endlich die wertvollsten Impulse für die moralischen und geistigen Kräfte der Nation. Durch den Realismus des Unternehmertums würden sie (dachte er) vor konkrete technische Aufgaben gestellt und dadurch beitragen, mit der Volkswohlfahrt das allgemeinere Niveau zu heben. Das Riesenwerk seines unruhigen Lebens lieft sich wie ein Hymnus auf dieses aus bequemer Träumerei und Betulichkeit peitschende Unternehmertum und heute, nachdem sein Programm über seine kühnsten Erwartungen hinaus sich verwirklicht hat und ganz Deutschland eine Riesenwerkstatt und Rechenstube geworden ist: heute fühlen sich seine Vertretungen noch immer beglückt, wenn ihr Eifer offiziell belobigt und ihr Schaffen als allgemein nützlich anerkannt wird. Zu dieser subaltern bescheidenen Selbsteinschätzung stimmt wunderbar die Geschäftsgebarung des Hansabundes, der zu seiner Vertretung und Geschäftsführung keine besseren Elemente finden konnte als adlige Herren, Legationsräte und entamtete Oberbürgermeister. Und dieses Großbürgertum soll, nach westländischem Muster, bestimmt sein, gesellschaftlich und politisch und also auch kulturell, der führende Stand Deutschlands zu werden? Das läge in seinen märzlichen Traditionen; aber die Angst vor dem demokratischen Sozialismus bleicht ihm offenbar den Willen zur Geltung und hält ihn in geduldigem Gehorsam gegen Feudalismus, Militarismus und Bureaokratismus. Darum geht seine Tendenz dahin, Profite zu häufen und durch Verwitterungsmethoden irgendwo und irgendwie im gesellschaftlichen Oberbau sich einzunisten. Das wollen junge Leute, die von Amerika und England her ihre (zu druckenden) Rückblicke und Ausblicke nach der Heimat senden, gütigst bedenken.

In dem reichen Segen von Gustav Freytag-Briefen, der uns dieser Tage beschieden wurde, fällt mir die Stelle eines Briefes auf, der 14. Oktober 1885 datiert ist, also in die Entstehungszeit der Slawenstaaten auf dem Balkan zurückfällt. Am 21. September hatte nämlich Prinz Alexander von Battenberg die Vereinigung des Fürstentums mit Ostrumelien verkündet. Die Stelle lautet: „Auf der Balkanseite, wo zuletzt Junker Battenberg sein Quarante sept spielt, ist es anmutig, zu sehen, wie die natürlichen Lebensbedingungen der Völker, selbst der unserigen, sich stärker erweisen als die russischen. Rußland hat Serbien geschaffen, und Serbien ist jetzt im feindlichen Lager; es hat Griechenland, die Moldau und Walachei losreißen helfen, und beide sind ihm bedenkliche Frondeurs geworden; jetzt wird Alexander, den es für seine Puppe hielt, sein Gegner. Es ist doch wahrscheinlich geworden, daß auch hier das Vernünftige sich gestalten wird, ein Staatenbund der unteren Donau, bei dem freilich die Frage noch zu

entscheiden ist, ob er unter Osterreichs Adler sich sammeln wird oder ob Osterreich an ihm auseinanderfällt. Das wird wohl eine von den großen Sorgen des nächsten Geschlechts sein. Die größte für uns aber [ist] der Fortschritt des slawischen Elementes an unserer Ostgrenze. Auch das ist ein Naturprozeß, ein großer und für uns verhängnisvoller . . ." Immer von neuem setzt Gustav Freytags wacher Blick für die Physiologie der Politik in Erstaunen. Andrassy spricht, vom Berliner Kongreß heimkehrend, jubelnd zu seinem kaiserlichen Herrn: Ich bringe den Schlüssel, der uns das Orienttor öffnet. Die Eruptionskräfte der Balkanslawen scheint der Diplomat, mit dem Schlüssel der Okkupationsländer in der Hand, gering zu achten; selbst der Bismarck der „Erinnerungen“ erachtet das Land zwischen dem Schwarzen Meere und der Adria für ein duldsam passives Gelände, glaubt, der staatenbildende Vautrieb der beiden östlichen Kaiserreiche würde sich ruhig in ihm entfalten können. Freytag erblickt unter den Schutthaufen der türkischen Greuel und der Mißverwaltung des hamidischen Regiments in Rumelien und Makedonien den slawischen Drang nach selfgovernment, er glaubt offenbar nicht an die Germanisierungsmöglichkeit des Balkans von Osterreich her. Ihn hatte, den Schlesier, die ungestüme Gewalt des friedlichen slawischen Einbruchs in unsre Ostflanke über das „Bernünftige“ des politischen Prozesses belehrt.

Millerand ist nach einjähriger Verwaltung des französischen Kriegsministeriums gefallen. Plötzlich; und augenscheinlich wegen einer Dummheit, die ja wohl auch den Klügsten unversehens in den Rücken schlagen kann. Nun stellt man seinen Sturz als Folge seiner Entwicklung vom Sozialisten zum Prätorianer der Revancheleute dar und findet das Liebäugeln mit dem hinter Paty du Clam wühlenden Klüngel erklärlich. Das scheint eine ebenso billige wie bequeme Psychologie. Was den Verrat am Sozialismus betrifft, so setzt jeder sozialistische oder radikale Politiker Frankreichs sich ihm aus, der als Minister mit den ganzen Überlieferungen des Nationalstaates nicht tabula rasa macht; der also neben liberalen Bourgeois-
elementen überhaupt Minister wird. Dieser Vorwurf ist tatsächlich keinem von ihnen erspart geblieben, der Makel haftet an der Ministerialität und Regierungswilligkeit überhaupt, gleichgültig, ob es sich um Clémenceau oder Briand oder Millerand handelt. Das Mißtrauen hat in diesem sich unaufhörlich maufernden Lande, das aber die Bleigewichte einer zerfetzten Vergangenheit mitschleppt, noch jeden führenden Politiker umschlichen, Gambetta und Grévy und Ferry so gut wie Waldeck-Rousseau und Léon Bourgeois; und wenn morgen Saurès die Gelegenheit günstig dünkt, statt als Parteiführer und Volkstredner vom kurulischen Sessel aus Frankreich zu regieren, so wird ihn die Formel: „die Ausbeutung des Menschen durch den

Menschen muß ein Ende haben vor dem gleichen Schicksal nicht bewahren. Was also ist das Besondere an dem Fall Millerand? Einmal die ganz ungewöhnliche Begabung dieses Advokaten — der sich schon früher als starkes Organisationstalent bewiesen hatte — für das Kriegstechnische und die Organisation der Kriegsbereitschaft. Ferner: daß er sein Spezialtalent in einem Augenblick erproben konnte, da durch den unseligen coup d'Agadir alle nationalen Selbsterhaltungstrieb der Gallierseele entfesselt wurden. Die glaubte man, die unter die Oberfläche bringenden Beobachtungen der besten Frankreichkenner bestätigen es, durch Deutschland bedroht. Von unten herauf stieg, zum erstenmal seit dem Bestehen der dritten Republik, eine mächtige Welle des Nationalismus, die die antimilitaristischen Regungen zum Schweigen brachte, auch bei den Syndikalisten. Es war kein Chauvinismus des Angriffs und der Rache, — obwohl sich da aufdringlich laut die klerikal vermummte Kriegerkaste seiner als Vorspann bediente —; es war keine aus gallischer Prestigefucht geborene Wallung, es war die einmütige Entschlossenheit zu Abwehr und Verteidigung der nationalen Selbstbehauptung, die man vom Osten her bedroht glaubte. Dieser Glaube, der auch in England geteilt wurde, hat das neue Frankreich geschaffen; und ihn hat Millerand militärisch organisiert. Das wird, mit oder ohne spezielles Geschick, nunmehr jeder seiner Nachfolger tun müssen, ob Bourgeois oder Sozialist oder sujet mixte, wozu die Verhältnisse jeden zum Regieren Fähigen in Frankreich machen. Wir tun gut, die Genesis dieses Übergangs im Auge zu behalten. Wir sind ursächlich damit verknüpft und daran beteiligt.

Anmerkungen

Zwei Achtzigjährige

I

Der eine lebt, im Dunkel der Notdurft und der Blindheit, in Nowawes bei Potsdam. Er ist einer der zwingendsten Denker des Planeten. „Man“ kennt ihn nicht und geht achtlos an ihm vorbei, wenn Frau oder Sohn den vereisten und vergreisten Philosophen ins wärmende Licht führt. Die grelle Tagesansicht, die modische Nichtigkeiten umkost und umschmeichelt, dringt nicht bis an dieses bröckelige Weberhäuschen, das ein strahlendes Bündel bald nun verglommener Erkenntnis und Menschentrug beherrbergt. Es heißt Eugen Dühring. Sogar die Sensationen seines Lebens sind vergessen: der Haß gegen Helmholtz, den er des Plagiats an Robert Mayer zieh, gegen Lessing, gegen Kant, gegen Marx, gegen die Juden; vergessen und wohl auch vergeben. Er scheint den Wärmetod schon als Zögling der Schulpforta im Herzen getragen zu haben und gab ihn auch denen, die sich in allzu kritikloser Bewunderung ihm naheten. In diesem mächtigen Denkorganismus war neben der hypertrophie der Verstandeskkräfte für menschliche Liebe kein Plätzchen. Dührings fanatischer Eifer für Wahrheit und Gerechtigkeit streift wie der eifigste Nordwind über edelstes Menschenwerk und ruht nicht eher, als bis er glaubte beinahe lasterhafte Konstruktionsfehler und gemeine Berechnung als dessen Wurzeln bloßgelegt zu haben. Eine solche Natur vergiftet und verbittert, indem sie erhellt und aufklärt. Und wenn ich die Summe von Dührings philosophischer Gesamtsicht und seiner Ordnung der Lebens-

werte und seines kalten sonnenleeren Optimismus ziehe, so fällt mir das Wort ein, mit dem sich Goethe von dem Alpdruck des Systéme de la Nature befreite: triste atheistische Halbnacht. . . Aber im einzelnen bligen in jeder seiner Schriften Edelsteine der Erkenntnis, die eine Legion Physiker (die Göttinger Preisschrift über die Prinzipien der Mechanik ist das Werk eines Genies), Naturforscher, Philosophen, Kulturhistoriker, Nationalökonomenn nun in ihre bescheidenen Hütchen tragen. Sein Einfluß auf die Sozialökonomenn wächst in aller Stille noch täglich, die konstruktivsten Köpfe des jüngeren Geschlechts, wie Franz Oppenheimer, huldigen dem Meister fast überschwenglich, und man entdeckt heute erst, nach Jahrzehnten, die logische und psychologische Wucht seines Nachweises: daß die Disharmonien im System unserer Wirtschafts-gesellschaft nicht etwa dessen naturnotwendige Reibungskoeffizienten sind und mit zur Normalität gehören, sondern Folgen einer pathologischen Beschaffenheit, die von allem Anfang im Gebäll und Gemäuer wühlte.

II

Mit unserem zweiten Achtzigjährigen, Karl Jentsch, einem Schlesier, treten wir in den Kreis weit kleinerer Maße und geringerer Leistungen aber unvergleichlich wärmeren Menschthums. Die Leser der „Neuen Rundschau“ kennen seit Jahren die Art und Richtung seines Geistes. Auch er ist auf das Wesenhafte, das (platonisch) Ideenhafte in Geschichte und Leben gerichtet; aber von den letzten Grundlagen der Orientierung, ohne deren

Haltseil das Urteil sich ins Lämpische und Lämpische verliert, strebt er schnell ins Bett der Menschlichkeiten zurück, die unser soziales Leben erklären, weil sie es bestimmen. Das macht seinen Stil lebendig und seine Einstellung klar und fruchtbar; macht ihn ernst und lebenswürdig zugleich. Da ist keine Erziehung, auch wo er mahnt und verurteilt, weder im Nationalen noch im Sozialen; und dieser tief religiöse Mann, den echtes innerliches Erleben aus dem katholischen Priestertum in die Laienwelt und ins publizistische Laienwerk trieb, bleibt so beherrscht, auch davon ohne Pathetik zu sprechen (in seiner Autobiographie; bei Grunow in Leipzig). Wer die lyrischen Surrogate mag, die nach meinem Gefühl zum Schaden gedanklicher Architektur das deutsche Feuilleton und die deutsche Publizistik bedrohen, oder wer die Schnurren schweifender Dialektik liebt, der wird Zentschs Art nicht leiden können. Das Umlügen in die berühmte farbige Süßigkeit ist nicht seine Sache, noch auch der Handel mit ewigen Wahrheiten. So ist Zentsch eher klar als tief; und daher den letzten Dingen oft näher als die Pächter des Lieffinns. Seine Werke — über Adam Smith und Friedrich List, die sehr glückliche Einführung in die Nationalökonomie, das interessante Buch, in dem er zwischen Kapitalismus und Kommunismus den geschichtlich möglichen und wahrscheinlichen Mittelweg sucht, endlich sein opus magnum über das Christentum — und seine Arbeiten geben darum keine letzten aber wundervoll erste Orientierungen. (Fast sämtlich bei Fr. W. Grunow, Leipzig erschienen.) Er erinnert mich an die englischen Meister des An-denkens: er ist ein Muster des plain-thinking. Und nebenher berührt ein Unterton von Güte und Teilnahme.

Karl Zentsch wurde am 8. Februar 1833 zu Landshut in Schlessien geboren, empfing 1856 die Priesterweihe und war bis 1875 auf verschiedenen Stationen als

Kaplan, Pfarramtsverweser und Pfarrer tätig. 1870 erklärt er sich gegen das Vatikanum und wird suspendiert. Er unterwirft sich. Aber 1875 tritt er ins altkatholische Lager über und betreut bis 1882 die neu gebildeten Gemeinden in Offenburg, Konstanz und Reiße. Dann laizisiert er sich unter Verzicht auf alle Pensionsansprüche und widmet sich ausschließlich der Publizistik, als einer ihrer charaktervollsten und berufensten Persönlichkeiten bald anerkannt. Ehre seinem Wirken und Gnade dem Rest seiner Lage.

S. Saenger

Arthur Bonus

Geschrieben hat Arthur Bonus seit mehr als zwanzig Jahren. Nun geht er daran, die Hauptstücke seiner Arbeit aus dem letzten Jahrzehnt zu sammeln und sie, mit Neuem untermischt und vervollständigt, seinen Zeitgenossen als ein Einheitliches zu unterbreiten: „Zur religiösen Krisis“ (Verlag von Eugen Diederichs in Jena). Es sind im ganzen vier Bände geplant: zwei davon sind im vorigen Jahr erschienen, einer in den letzten Monaten; der letzte Band steht noch aus. Schon die Themata deuten in die Tiefe: „Zur Germanisierung des Christentums“; „Vom neuen Mythos“; „Religiöse Spannungen, Prolegomena zu einem neuen Mythos“. Der zweite Band: „Religion und Fremdkultur“ steht noch aus. Immerhin, es ist genug da, um sagen zu können, was Bonus uns bringt, welches seine Eigenart in der religiösen Bewegung der Gegenwart ist.

Bonus ist aus dem protestantischen Liberalismus gekommen. Er gehörte ursprünglich zum Kreise der Freunde der „Christlichen Welt“. Seine ersten Sachen sind in der „Christlichen Welt“ erschienen. Aber er wuchs bald über diesen Ausgangspunkt weit hinaus. Er war lange Jahre Pfarrer in dem märkischen Dorfe Groß-Muckrow, aber er ist freiwillig geschieden. Seine Bauern verstanden ihn

nicht, und er — verstand sie wohl, aber wußte doch nicht, ihnen näher zu kommen. Jetzt lebt er seit acht Jahren als Schriftsteller bei Florenz. Der Lebensgang spiegelt sich wieder in seiner religiösen Entwicklung.

Aus der liberalen Theologie brachte Bonus dreierlei mit, was ihn von anderen unterscheidet, die heute auch in der religiösen Bewegung der nachchristlichen Zeit stehen: er kannte die Geschichte der Religion; er wußte was Religion eigentlich ist; und er hatte einen starken sozialen Trieb. Wohl sein frühestes Schriftchen ist ein kleines, längst vergessenes Heft: „Von Stöcker zu Raumann“, es ist, wenn ich mich recht entsinne (ich muß aus dem Gedächtnis schreiben), anonym erschienen. Da glaubt er, mit Raumanns „proletarischem Christentum“ beginne eine neue Periode der Religion. Darüber ist er lange hinaus. Und Nietzsche hat seine Entwicklung nachhaltiger beeinflußt als Marr. Aber der sozialistische Unterton schwingt bis in den „Neuen Mythos“ hinein immer mit und gibt ihm seine Eigenart neben andren.

Der Name Nietzsche kommt bei Bonus auffallend selten vor. Es ist, als habe er sich seit 20 Jahren so sehr in Nietzschesche Luft hineingeatmet, daß er gar nicht mehr merkt, wie nietzschisch eigentlich alles das ist, was er sagt. Von Nietzsche hat er die Betonung des Willens in der Religion. Religion ist nicht Wissenschaft, nicht oberster und darum leerster Weltbegriff, auch nicht allgemeines Weltgefühl, sondern Streben, sich zu behaupten, Lebensstimmung, Ringen mit Schicksal und Welt, um sie zu meistern, also: Wille zur Macht! Also wird Religion nicht gelehrt, nicht bewiesen, nicht erdemonstriert; sie ist nicht allgemeingültig, wie die Wissenschaft, sondern ist ganz persönlicher, eigener Lebensertrag; sie wirkt nur weiter durch Suggestion, sie zeugt sich fort von einem zum andern; sie zündet, aber sie wird nicht gelehrt. Und die großen Schöpfer der

Religion sind die, die die stärksten Suggestionen auf die Jahrtausende gelegt haben, nietzschisch gesprochen: deren Wille auf den Jahrtausenden schrieb wie auf Wachs.

Nietzsche ist es gewesen, der den protestantischen Pfarrer zwang, nicht mehr Pfarrer zu sein, über das Christentum hinauszurwachen und den „Neuen Mythos“, die Grundform einer neuen Welt-Anschauung zu suchen. Aber beim Aufbau dieser Anschauung haben dann die beiden andren Großmächte mitgewirkt, die dem oberflächlichen Blick (auch dem mancher ihrer eignen Befehrer) als die eigentlich religionslosen Strömungen unsrer Tage erscheinen: der Monismus und der Sozialismus. Über den Sozialismus sagt Bonus auch im „Neuen Mythos“ noch immer nicht viel; aber er schwingt immer mit und bestimmt den Grundcharakter des Ganzen: das Weltbild der Organisation, der Formung, der Gestaltung des Lebens; Grundlage alles Geschehens ist der Wille zur Form, zur Unterwerfung des Chaos unter einheitlichen und aus dem Chaos selbst sich organisierenden Willen; Technik und wirtschaftliche Organisation der Menschheit sind nur Teilprozesse, nur gerade die gegenwärtig treibendsten und drängendsten Willen aus diesem Weltstrom.

Über den Monismus hat er meist böse Worte. Das Wort, daß der Monismus seine Welt-Anschauung auf „Wissenschaft“ gründen wolle, hat es ihm angetan. Denn er ist Feind jeder Überhebung der Wissenschaft. Wissenschaft kann das Leben ordnen, seine Regelmäßigkeiten und Berechenbarkeiten zeigen, aber niemals das Leben erklären oder gar schaffen. Wille zur Macht ist ihm etwas grundsätzlich anderes als wissenschaftlich abstrahierendes Denken. Ich gebe ihm sachlich darin vollständig recht. Aber es ist doch nicht richtig, deshalb über den Monismus nur Spott und Verachtung zu gießen. Gewiß sind viele Monisten und gerade die, die aus

den Naturwissenschaften herkommen, am meisten, sich durchaus nicht darüber klar, daß auch in ihrer anscheinend so intellektualistischen Denkweise in Wahrheit eine neue Religion steckt. Aber deshalb steckt sie eben doch darin! Auch das wissenschaftliche Denken ist tatsächlich Wille zur Macht, Streben zur Herrschaft über das Geschehen, Drang zur Organisierung des Chaos. Und wenn wir die letzten Fragen stellen: Warum muß ich das Wahre denken? Warum muß ich den energischen Imperativ als verpflichtend in mir erleben? so bleibt auch für den intellektualistischsten Monisten der Rest Schweigen und Tun: eine Antwort, eine rationalistische Antwort gibt es darauf nicht mehr, sondern nur ein unmittelbares Getrieben-Sein und Nicht-Unders-Können. Und darum steckt auch in dem Wahrheits- und Wirklichkeitsinn der Wissenschaft, in aller Polemik gegen das kirchliche Dogma tatsächlich eine neue Religion. Bonus fühlt das auch. Er hat eine ganz deutliche Vorstellung davon, daß er auf diese Seite gehört und nicht mehr auf die kirchliche.

Tatsächlich hat Bonus die religiöse Kraft des Monismus richtig gesehen, wenn er das Wort Entwicklung aus dem Monismus herausnimmt und es als Grundlage des Neuen Mythos verwendet. Sehr wichtig und schön ist es, wenn er sagt, daß erst in diesem Wort der alte anthropozentrische Sinn der früheren Kultur wirklich überwunden sei. Aller Rationalismus, alles Reden von Naturkraft oder Naturgesetz ist ihm noch anthropozentrische Weltanschauung. Denn sie dekretiert unbewußt, daß alles Geschehen so eingerichtet sein müsse, daß es mit den Formen unsres Verstehens und Anschauens zureichend und vollständig aufgefaßt werden könne. Erst das Wort Entwicklung sagt, daß der Mensch nicht das Ziel des Ganzen, und daß daher auch das menschliche Begreifungsvermögen nicht der Maßstab des Ganzen sei. Das Weltganze ist

treibendes Leben, das aus seinem unerfennbaren und unvorstellbaren Grundtrieb uns und alles hat herausquellen lassen, und das auch unsre Ideale, Strebungen und Sehnsüchte in uns hat wachsen lassen, um dadurch zu immer neuen Gestaltungen zu kommen.

Das Große an Bonus ist, daß er mit dieser unpersönlichen Gottesvorstellung wirklich ernst macht, und daß er dem protestantischen Liberalismus seiner Jugend gegenüber diese Gottes-Anschauung als innerlicher und tiefer empfindet. Damit erst ist er von jeder Art Christentum endgültig geschieden. Denn man mag das Christentum so weit fassen, wie man will, der persönliche und überweltliche Gott ist nun doch einmal religionsgeschichtlich die Grundlage, auf der sich alles Judentum und Christentum aufgebaut hat, vom Alten Testament bis zu Luther und Kalvin und bis zur Verbrennung des Michael Servet und des Giordano Bruno hin und bis zur Kommunikation des Baruch Spinoza. Mit dieser pantheistischen Frömmigkeit sind wir doch eben die Kinder derer, die von allen Kirchen verbrannt und verfolgt wurden. Und darum ist es ein geschichtlicher Zwang, daß wir nun aus den Kirchen hinausstreben.

Bonus ist diesen Weg nur langsam und äßgernd gegangen. Er hat in den zwanzig Jahren seiner religiösen Schriftstellerei eine Menge Parolen ausgegeben, die ihn selbst nicht gehalten haben. Zuerst hieß es: „Von Stöcker zu Raumann“. Da meinte er, ein sozialer oder sozialistischer Protestantismus werde die Zukunft sein und ihm werde gelingen, aus dem Christentum wieder herauszubringen, was der „Hellenismus“ an Fremdem hineingebracht habe (Anlehnung an Harnacks Dogmengeschichte, die eben damals zu wirken begann). Dann kam der „deutsche Glaube“, der erste Versuch, das Christentum zu germanisieren, eine packende Fülle echtester religiöser

Gedanken, aber ganz äußerlich an Wotan und die Germanen geschlossen. Dann kamen die „Hymnen und Gesichte“ des „Gottsuchers“, wo die ganze Religion auf Kant gebaut werden sollte: Gott als Schöpfung der Seele! Das alles klingt auch heute noch nach: „Zur Germanisierung der Religion“ heißt ja auch jetzt noch der erste Band der „Religiösen Krisis“. Aber es ist zurückgetreten gegenüber dem Hauptbegriff: „Der neue Mythos“. Damit ist rund und klar gesagt, daß der alte Mythos uns nichts mehr ist. Der alte Mythos ist die biblische und kirchliche Religion: Persönlicher Gott, unsterbliche Seele, Erlösung durch Christus. Der neue Mythos ist das, was eben heraufkommt und sich leise erst zu gestalten beginnt: Welt als Entwicklung, menschliches Bewußtsein als Teilerscheinung in der Entwicklung, Erlösung durch Arbeit, Streben, Schaffen und Weiterstreben der Entwicklung. Daß das nicht mehr Christentum ist in irgendwelcher Form seiner wandlungsreichen Geschichte, hat Bonus selbst deutlich gesagt. Es ist damit nur noch als Atravismus zu verstehen, wenn er auch jetzt noch die frühere Parole von der „Germanisierung des Christentums“ nicht aufgeben will. Avertthoes war Araber, Giordano Bruno war Romane, Spinoza war Jude: das aber sind die drei Väter des neuen Mythos! Das Wort von der Germanisierung paßt auf den heutigen Bonus nicht mehr.

Mit dieser langsamen, halb noch unbewußten Loslösung von der Religion seiner Jugend hängt es nun auch zusammen, daß Bonus für die Organisationsfragen der Religion so gar kein Interesse besitzt. Nichts von Kirchenaustritt: er spottet eher darüber. Nichts über die Versuche, eine rein-menschliche Form der Sonntagsandacht oder der Bestattungen oder der Familienfeiern wie Geburt und Laufe oder Jugendweihe zu finden. Die Generalversammlungen des Moni-

stenbundes sind voll von Wünschen, Anträgen und Überlegungen nach dieser Richtung. Schon das genügt zum Beweis, daß es nicht nur Intellektualismus und Rationalismus ist, was sich hier regt und zu gestalten beginnt. Und nichts von den Versuchen, eine neue religiöse Erziehung der Jugend außerhalb der kirchlichen Traditionen zu erproben. Das alles sind Aufgaben, die unabweisbar entstehen, sobald das Wort vom neuen Mythos mehr ist als eine Spielerei und ein Radikalismus in Worten. Aber Bonus sieht sie noch nicht. Vielleicht ist er zu einsam, zu sehr Literat und Ästhet, zu sehr noch mit sich selbst und den innersten Stimmen seines eignen Herzens beschäftigt.

Aber wir wollen dankbar auch das annehmen, was er heute schon geben konnte. Es ist noch nicht das Höchste. Aber es ist der Advent einer neuen Zeit. Es ist Vorbereitung und Vertiefung. Möge ihm die reine Predigt noch folgen.

Max Maurenbrecher

Zerpsichore auf dem Schaukelstuhl

Zerpsichore sitzt auf dem Schaukelstuhl und denkt nach, wie die Dinge ihres Ressorts gehen. Kaum hat man ihr wieder einige Aufmerksamkeit geschenkt, so läuft schon alles untereinander.

Mit Vergnügen erinnert sie sich der Pavolowa. Das ist das alte System in Vollendung, das Star-System. Die Pavolowa hat nicht nur Poesie im Kopfe, Schauspielkunst in den Gliedern, sie hat die Technik wie keine andere. Ihr Wesen ist: Übersetzung der Dichtung in die alten Ballettkünste, einschließlich der Pirouetten, Entreechats, Zehenshritte. Sie macht nichts, was man nicht vor einem Jahrhundert ebenso gemacht hätte, aber doch macht sie es aus unserer Zeit. Sie spielt den Gliffé und dichtet den Jété. Ihr

Körper ist geschliffen wie ein Sonett. In peinlichster Akkuratessie sitzt alles, wie eine Phrase großer italienischer Sänger. Die Interpunktion ihres Tanzes ist das System eines großen Redners, der Arbeit in Liebenswürdigkeit wandelt. Das Atmen des sterbenden Schwans, wie das zitternde Flirren des sonnigen Schmetterlings, ist ihrer Körpersprache gleich gegeben. Vertauscht sie das Gazerbüchchen mit dem Phantasielied, wird sie befangener. Ihre unendliche Grazie sehnt sich aus der Technik nach der Dichtung. Sie sucht Balletterfindungen. Sie sucht die Dichter ihres entstofflichten Leibes.

Inzwischen konkurriert mit ihr die Djagilew'sche Truppe, die ganz auf dramatische Tanzkunst gestellt ist. Was sie möchte. Dabei ist Fokin bei ihr, der den Djagilews die phantastischsten Balletts schrieb. Er schrieb auch „Petruschka“, eine der größten Kunstleistungen unserer Jahre. Das groteske bezauberte Spiel einer Pierrottragödie, in eine Folge dauernd belebter Bewegungen aufgelöst, in denen eine erschütternde Akrobatik ihre einzig wahre Weltanschauung präsentiert, dazu die geniale Musik Stravinskis, eines jungen Russen, der an Reife des Rhythmus und der neuen Harmonie, an ironischem Sinn für die animalische Seele der Instrumente neben unsere Ersten zu rangieren ist. In diesem Ballett, mit der zierlichen Karavina und dem schöpferischen Nijinsky, wurde alles Wedekindsche geschlagen.

Aber Nijinsky will auch erfinden. Er projiziert seine Körperlichkeit ähnlich dünn in seine Erfindungen, wie etwa Rainz es getan hat. Zu dem impressionistischen Stück von Debussy „l'après-midi d'un faune“ denkt er eine griechische Szene von der Stilisiertheit schwarzfiguriger Vasen. Ihr Relief, mit einem schleierlüsternen Faun und scharf bewegten Nymphen, stellt er vor bunten Blumenfond. Statt Konzentration gibt er Subtraktion. Die Phantasie füllt nicht, wechselt und steigert

nicht, sie geniert sich und bleibt intellektuell, platonisch, unsinnlich. Die selbst Phantastie haben, sehen sie hinein. Aber Terpsichore erhebt den drohenden Finger. Sie fürchtet den Einbruch der Literatur in den Tanz, den die Russen aus der Literatur retteten.

Aber schon drängen sich die Musiker eifriger herzu. Richard Strauß schreibt ein Ballett für die Russen. Kaum besinnt sich heut eine Kunstgattung auf sich selbst, so kommen die Schwestern, sich an ihrem Unternehmen zu beteiligen. Es ist die gefährliche Erziehung der Oper.

Einmal trat ein junger Mann zu ihr, der eine große Tabelle entfaltete: auf ihr war zu jedem Akkord eine bestimmte Bewegung des Tänzers gezeichnet. Der Tanz sollte nichts sein, als die Anreihung solcher Bewegungen, also Perikon. Mit Grausen schickte sie den jungen Mann von dannen. Er war Maler.

Dann gab ihr M. Luserke seine Broschüre „Tanz-Kunst“. Sie las sie mit wachsendem Erstaunen. Da waren schöne Tänze beschrieben, Poesien zu den Dalcroze-Übungen; Reigen von der Rhythmik Ludwig von Hofmanns, Feste der modernen Gemeinschaft, wie sie der Autor aus den hygienischen Bestrebungen seiner Wickersdorfer Schulgemeinde erdacht und ausgeführt hatte. Das Neue dabei war, daß die Musik nur in Unterstufen als Hilfe geduldet wurde. Der Autor erstrebte einen Tanz ohne Musik, die zum Dienen zu gut sei — vielleicht nur mit einem Tambourin. Hatte er recht? In der Praxis schien es doktrinär. Aber als Erziehung des Tanzes lobt die Muse alles, was ihn von einer gar zu anspruchsvollen Mitwirkung der Schwestern frei macht. Maler, Bildhauer, Poeten, Musiker reißen sich um den Tanz. Jetzt auch die Pädagogen, unter Dalcroze und über Dalcroze. Terpsichore denkt: verlernt ihn nur dabei nicht! Und schaukelt weiter.

Oskar Bie

Speziallyrik

Der ästhetisch kultivierte Mensch hat ein schwer überwindliches Vorurteil gegen alle Gedichte und Gedichtsammlungen, die sich in ihrer Überschrift einem bestimmten Stoff verpflichten. Nicht einmal die programmatisch angekündigte „Liebes-Lyrik“ entgeht diesem Mißtrauen, obwohl die sogenannte „Liebe“ ja eigentlich mehr eine Art als einen Inhalt des Lebens bedeutet und man Liebes-Lyrik ganz gut auch als Lautologie hören kann. Selbst mit der Religion steht es nicht durchaus anders, und wenn nun gar der Dichter oder Sammler prinzipiell Vaterlands- oder Hochgebirgs-Lyrik, revolutionäre oder königstreue, Matrosen- oder Bergmanns-Lyrik zusammenstellt und herausgibt, so haben wir von vornherein den schweren Verdacht, daß diese Dinge dichterisch unrein sein müssen. Weil das Interesse des Autors dem Stoff verhaftet blieb, und reine Kunst nur da entstehen kann, wo alles Sachliche nur Durchgang, alles Stoffliche Symbol wird für jene innerste Welterfahrung, die allein uns singen macht. Kein Stoff schließt die Möglichkeit eines höchst vollkommenen Gedichtes aus, denn von allen Punkten der runden Welt ist es gleich weit ins Zentrum — aber wer sein Werk nach dem Ausgangspunkt nennt, der beweist, daß er nicht bis zum Mittelpunkt gekommen ist. Die Speziallyrik wird immer Halbprodukte bieten, respektiv wenn es sich um eine Anthologie handelt, eine Mischung solcher stoffgebannten, quasi kunstgewerblichen Halbpoeme mit den wenigen großen Dichtungen, die, zufällig am gleichen Stoff entzündet, sich zu voller Harmonie rein-glühten.

Die großen Sammlungen von Speziallyrik, die neuerdings vorliegen, entkräften, wie interessant sie auch sein mögen, dies Vorurteil im Grunde nicht. Der Verlag des „Vorwärts“ läßt durch Franz Diederich zwei mächtige Bände herausgeben, schön ausgestattet, mit einer Reihe von

sehr anständigen Reproduktionen hervorragender Kunstwerke geschmückt, und betitelt „Von unten auf“. Es ist eine Anthologie revolutionärer Lyrik — mit sehr weiter Spannung dieses Begriffs. Von Goethes „Prometheus“ und Dehmels „Gethsemane“ bis zu jenen braven Parteiliedern, die nur ein allerzuverlässigster Genosse sich noch als poetische Brüder jener welttherausfordernden Empirergedichte vorstellen kann. Diese außerordentlich fleißige und sorgsame Arbeit Franz Diederichs hat nur einen Fehler, der aber viele Konsequenzen hat: die Auswahl ist zu groß. Dadurch muß sie einerseits teurer werden, als der propagandistische Idee des Verlages entsprechen mag, und zweitens unkünstlerischer, als der kultivierte Geschmack es wünschen muß. Zweimal vierhundert große Seiten Verse! Wenn man aus der ganzen Weltliteratur die ganze künstlerische Lyrik aller Stoffkreise sammelt, erhält man nicht Material genug, um die Hälfte dieses Raumes zu füllen — und nun soll nur die revolutionäre Lyrik nur der neueren Zeit zwei solche Bände bevölkern! Denn was die Griechen von Freiheit sangen, zieht Diederich nicht mehr in seinen Bereich, und auch das „dunkle Mittelalter“ bleibt trotz Walters politische Lyrik draußen. Es fängt, soweit es sich bei dieser unruhigen Durchkreuzung systematischer und chronologischer Einteilungen übersehen läßt, mit Ulrich von Hutten an — und daher gleich mit einem Höhepunkt. Denn eine künstlerische Kraft, der das Politische ein so natürlicher Weg zu den Quellen singender Welterfassung wurde, hat Deutschland erst wieder in Heinrich Heine gehabt. Schiller ist, wie man hier wieder mit Staunen sieht, eigentlich gar kein Freiheitsfänger im sozialen Sinne, weil bei ihm das politische Interesse sofort vom Ethisch-Philosophischen verschlungen wird; wichtigere Beiträge hat dagegen Goethe geliefert, dessen tüchtig verkannte, sehr lebhaft soziale Anteilnahme sich freilich nicht in lyrischen Ekstasen, sondern in

epischen Abbildungen von zum Teil höchst kritischer Färbung ausdrückt. Die eigentlichen Revolutionspoeten von 48, an die der deutsche Demokrat heute noch zu allererst denkt, wenn von politischer Lyrik gesprochen wird, die Freiligrath und Herwegh, Pfau und Meißner, bleiben doch fast durchweg auf jener eben geschilderten kunstgewerblichen Stufe stehen: allegorische Schilder-maler, schwungvolle Programm-rebner — — das eine, echte, rohe Weberlied „Das Blutgericht“ erschlägt all ihre Tiraden mit seiner wutbebenden Klangkraft. Und was gar der zweite Band als die Lyrik der neuen sozialistischen Bewegung versammelt, das ist eine kaum zu durchwandernde Wüste gereimter Leitartikel, aus der neben den Halbfabrikaten der Mackay, Hendell, Holzamer usw. nur die Visionen Verhaerens und die Klänge Dehmels in die Luft reiner Poesie ragen. — Soziale Erlebnisse, die nicht mehr begriffen und gedeutet, sondern in ihrer letzten Herkunft gefühlt worden sind, Dichter für die Marx und Lassalle nicht durch das Eisenacher Programm, sondern durch ihre letzte Verwandtschaft mit Prometheus und Christus etwas bedeuten, Sängern, denen das „Von unten auf“ der sozial Unterdrückten nur ein Sinnbild mehr in dem steigenden Rhythmus aller Lebenskraft ist — solche reinen Künstler sind in dem ganzen großen Bande (wenn man von diesen merkwürdigen amerikanischen Predigern absieht) nur jener eine Belgier und dieser eine Deutsche.

Eine noch speziellere, noch mehr dem Stoff und minder der Funktion des Lebens verhaftete Art der Lyrik hat Friedrich von Oppeln-Bronikowski gesammelt: „Deutsche Kriegs- und Soldatenlieder“ (Martin Mörkes Verlag, München 1911). Das Bändchen ist in gewissem Sinne eine Ergänzung der Diederichschen Sammlung, sofern man sie als Dokument verdichteter politischer Leidenschaften ansieht: es bringt wenigstens ein Segment aus dem Kreis des nationalen, einheitlich nach

außen schlagenden Volksgefühls, das in jener parteigenössischen Auswahl von sozialen Aufstandspoesien natürlich ignoriert werden mußte. Bronikowskis Buch ist als eine kulturgeschichtliche Dokumentensammlung außerordentlich amüsant. Wie allmählich die Berufspoesie der Landsknechte sich stärker und stärker mit einer allgemeinen Volkspoesie des Krieges durchdringt, während im scheinbaren Kontrast dazu das anonyme Lied mehr und mehr den individuellen Gedichten gebildeter Stimmführer weicht! Und auch kunstgeschichtlich ist es interessant zu sehen, wie das noch mittelalterlich naive Lied der Landsknechte allmählich zu einer Tradition artistischer Bildung führt, die im stärksten lyrischen Wurf Schillers, dem Reiterlied der Wallensteiner, gipfelt und bei den Romantikern (Hauff, Fouqué, Schenkendorf) langsam verwaßert, — während umgekehrt die trockene Bildung der Aufklärungszeit eine vollkommen künstliche Soldatenpoesie schafft, die selbst im angeblichen Volkston ohne „Mars“ und „Jovis“ nicht auskommt, sich aber von den Alexandrinern des alten Zinkgraf über den sehr begabten Vater Gleim zu den Naturtönen in Fontanes friderizianischen Gedichten entwickelt, und vor allen in Willibald Alexis' kostbaren Versen wieder echte Volkspoesie wird:

„Unstre Artill'rie hat ein vortrefflich Kaliber,
Und von den Preußen geht keiner zum
Feinde nicht über;

Die Schweden, die haben verflucht schlech-
tes Geld,

Wer weiß, ob der Österreicher besseres hält.“

Wer aber ohne alles historische Interesse rein künstlerische Werte sucht, wird erstaunlich wenig auf die Kosten kommen. In rhythmischer Vollkraft, als transparentes Symbol kriegerischen Weltgefühls wirken in diesem ganzen Bande eigentlich nur einzelne Zeilen von Schiller und Kleist, Herwegh und Liliencron. Was sonst noch künstlerischen Wert hat, bleibt im Jöyllischen — sentimental wie in

manchen bekannten schönen Wunderhorn — Stücken, komisch wie beim Grenadier Kutschke oder tragikomisch wie in dem prachtvollen alten „Schwartzenhals“.

• Von dieser Art Ständespödie, die aus der Frechheit der Freien und der Bitternis der Ausgestoßenen merkwürdig gemischt ist, und deren Wert freilich mehr in epischer Abbildung als in lyrischer Begründung liegt, gibt es neuerdings ein prachtvolles Exempel. Tommy Atkins, der englische Berufssoldat, hat einen Sänger gefunden, dessen poetische Kraft die „Schwalbanger“-Lieder unseres gemüthlichen Thoma (diese sehr taktvoll veredelten Gassenhauer) ungefähr soweit übertrifft wie die afrikanischen und indischen Schlachtfelder des britischen Weltreichs unsere bayrisch-preussischen Kasernenhöfe. Rudyard Kiplings „Barrack Room Ballads“ hat Max Müller mit erstaunlich ungenierter Werve ins Deutsche übertragen. (Balladen aus dem Wivack. Vita, Berlin.) Die Melancholie und der Stolz, das Wüste und Gutartige des modernen Landsknechts schaukelt in den sangbaren Rhythmen dieser Lieder und von der Dürre Afrikas, von der Üppigkeit Indiens und der Größe Britanniens ist auch ein Hauch in diesen Versen. Sie sind ein Beweis mehr dafür, daß die Tradition von der Poesielosigkeit der Engländer zur Legende wird. Die altbritische Tradition brennt vom sozialistischen und vom imperialistischen Ende her, und am Feuer des Imperialismus entzündet sich das Genie Rudyard Kiplings, dieses höchst wahrhaften und starken Poeten.

Julius Bab

Krieg und Arbeit

Der Krieg gilt als Feind der Arbeit. Das ist ein veraltetes Herkommen, eine Verleumdung des braven Haudegens. Die Arbeit ist der Feind des Krieges. Niemals ist es dem Kriege schlechter er-

gangen, als im Zeitalter der Arbeit. Wo er sein gealtertes Haupt zu erheben wagt, erhebt sie das junge Vorrecht ihrer Ansprüche. Er lebt nur noch, wo die Arbeit unentwickelt ist. Er wurde ursprünglich erfunden, um Arbeit zu sparen, indem er fremde Arbeit zu rauben gestattete. Heute macht die Arbeit das alles selber, und der alte Sünder klopft demütig an ihre Türe, um ihr seine Dienste anzubieten. Sie braucht ihn nicht mehr. Sie ersetzt auch ihn. Die Arbeit ist der Krieg.

Wer das ausspricht, macht sich nicht beliebt. Aber es muß gesagt werden. Die Arbeit unter allen Umständen als Mutter des Segens zu feiern, wird mit der Zeit genau so unmöglich werden, wie die Verherrlichung des Krieges. Und er hatte, bevor auch ihn die Technik vergeistigte, noch den Ruhm für sich, einer gewissen natürlichen Auslese zu dienen. Den hat die Arbeit nicht. In ihrer heutigen Form wirkt sie derselben entgegen, wie sie überhaupt immer naturfeindlicher wird.

Der Krieg muß sein. Sein allgemeiner Begriff „Kampf ums Dasein“ wird nicht bestritten. Auf welche Weise die Übermengen des Lebens auch beseitigt werden, die der Idee des Lebens, der Darstellung vollkommener Individuen den Platz rauben würden, das ändert nichts an dem Prinzip der Kriegsnotwendigkeit. Es ändern sich nur die Richtlinien des Daseinskampfes, und nur ihnen folgen die Veränderungen der Kriegsform.

Man setzt die Segnungen der Arbeit als Segnungen des Friedens den Schäden des Krieges gegenüber. Das ist in seiner Verallgemeinerung eine trügerische Gefangennahme ängstlicher Gemüther. Trügerisch, weil es jeden Nichtkrieg für Frieden, jeden Frieden für Nichtkrieg ausgibt. Weil es die Arbeit gegen den Krieg ausspielt, indem es jede Arbeit für Friedenswerk erklärt. Das ist Allegorie, weiter nichts. Bequem und sinnfällig wie die Kriegs- und Friedensallegorien der höfischen Barockmaler, die schon damals nicht wahr

waren. Damals hatten sie die Aufgabe, die Willkür der Autokraten in schöne Lüge einzuhüllen, wie sie heute die Ideenkuppel zwischen Arbeit und Friedensseggen mit der sozialen Glorie übergießen. Es ist unglaublich, wie suggestiv die Macht dieser Allegorie ist. Sie beherrscht gerade die am stärksten, die unter dem Arbeitskrieg als eigentliches Kanonensfutter am unmittelbarsten zu leiden haben. Keinen schöneren Ruhm weiß sich der Proletarier, als der zuverlässigste Bürge des Friedens zu sein . . .

Unser Friede von heute, soweit er die sozial hochorganisierten Arbeitervölker umfaßt, ist nichts anderes mehr, als ein zivilisierter Krieg. Eine Auslese durch den Daseinskampf, die weniger als früher das komplexe Einzelleben zum Ziel und zum Opfer hat, und deshalb weniger grausam und blutig erscheint. Aber ist sie es auch? Ist das Blutvergießen und Zerstörungsschlagen — woran es übrigens in diesem Friedenskrieg auch nicht mangelt — entscheidend für das Schlachtbild? Legt der vom Druck der sozialen Verhältnisse langsam erwürgte Daseinskämpfer weniger Zeugnis ab für erlittene Gewalttat und Grausamkeit? Sind chronische Leiden weniger Leiden als akute?

Dank dieser Unbewußtheit der neuen Leidensquelle wirkt heute die Furcht der Einzelnen vor ihrer Unterbrechung so hemmend auf den Ausbruch des Krieges, wie es die eigentliche Lebensgefahr niemals vermochte. Ein Streich an der Börse kann Millionen von Menschen ganze Stücke von ihrer Existenz losreißen, kann sie auf Monate außer Nahrung setzen. Das macht sie nicht irre an der Notwendigkeit, diese Ordnung aufrechtzuerhalten. Darüber hebt die soziale Allegorie hinweg, die Narfose des Zukunftsglaubens. Aber die gleiche Störung durch den Krieg herbeizuführen, dagegen empört sich das Menschheitsbewußtsein in seinem ganzen Umfange. Mit praktischem Erfolge allerdings nur, soweit es mit den Forderungen der Kredit-

konjunktur identisch ist. Denn hinter dem allegorischen Vorhang steht nüchtern abwägend der Großbankier, der Krieg und Friedendurchaus nach persönlichen Gewinn- und Verlustchancen abwägt. Der Frieden von heute ist, wie ehemals sein Vorgänger Krieg, eine Erfindung, um Arbeit zu sparen, indem er fremde Arbeit zu rauben gestattet. Die Kriegsschürer von ehemals sind Friedensschürer geworden. Und die Masse gehorcht. Dank dem Stimmrechtsventil wird sie sich ihrer Rolle als bloßes internationales Spekulationsobjekt nicht bewußt.

Einstweilen hat sich das Schlachtfeld bis tief in die Lebensbestimmung der Einzelnen ausgedehnt. Aber der drohende Bankrott der Moral und der Einzelkräfte wird durch allegorische Bilanzkünste verschleiert. Positiv sein und mittaten ist das erste Ingrediens der Selbstachtung. Das gebietet, Aktivposten einzusetzen, deren Unterlagen reine Glaubensdokumente sind. Die segensreiche Notwendigkeit des Friedens ist ein solcher Posten, der mit Beharrlichkeit von Abschluß zu Abschluß weitergeschleppt wird und unterdes Reserven um Reserven auffrischt.

Prüfen wir eines dieser Dokumente, das biologische. Es ruht auf der unzweifelhaft richtigen Tatsache, daß durch den eigentlichen Krieg die körperlich tüchtigen Elemente im Verhältnis zu den weniger tüchtigen numerisch geschwächt werden. Das ist von so zwingender Beweiskraft, daß man jeden Streit darüber für überflüssig halten sollte. Aber jede Bilanz hat zwei Seiten, und wir fragen, ob die Kultur des Friedens um jeden Preis eine entgegengesetzte Wirkung hat? Das läßt sich glatt verneinen. Nie und nirgends findet bewußt eine so große Zurückdrängung der Naturkräftigen aus den besten Lebensbedingungen zugunsten der künstlich Aufgepöppelten statt, wie in langem bewußt gesteigerten sozialen Arbeits-Kulturen . . . Wenn die Völker glauben, in der Treibhausluft ihrer friedensbeschützenden ge-

waltigen Kriegsrüstungen für die Verbesserung der Rasse und Verbürgung ihres Fortbestehens zu wirken, so treiben sie Selbstbetrug. Sie tun nichts anderes, als die rassenschädigende Herrichtung der physischen Menschenkräfte für die leichtere spekulative Verfügbareit zu unterstützen und zu steigern. Ihr gewaltsamer Friede beschützt den Krieg der abstrakten Vorstellungswelt gegen das Leben der Natur.

Darum sollte das biologische Dokument von der Aktivseite der Friedensbilanz verschwinden. Eine Kultur, die die natürlichen und einzig wirksamen Auslesefaktoren zurückdrängt, kann sich dem Krieg nicht mit Gründen der Natur überlegen fühlen. Die Natur sorgt für sich selber. Sie verfolgt ihre auf- und abbauenden Wege ganz unabhängig von unserm Friedens- oder Kriegszustand. Wo wir am sichersten glauben, ihr zugleich mit dem Ausbau unsrer vorstellungsentsprungenen Daseinswelt dienen zu können, da irren wir sicher am meisten. Wir verfolgen doch mit dämonischer Einseitigkeit nur diesen Ausbau, wohl mit den Mitteln der Natur, aber gegen ihre Zwecke. Sie sucht sich ihre Rechnung darin auf eigene Faust. Keine Einsicht von biologischer Verschlechterung kann die Weiterentwicklung der Naturwissenschaft und Technik verhindern, kein Verantwortlichkeitsgefühl für die Zukunft der Rasse kann uns zu inhumanen Maßregeln gegen Kranke und Schwache verleiten, und selbst die Gewißheit des bevorstehenden Unterganges könnte unserm sittlichen Willen keine Gründe zur

Umkehr auf der Entwicklungslinie aufzwingen, die es bisher eingehalten hat.

Der Friede, den wir heute gegen den Krieg ins Feld führen, ist also, im Lichte der Biologie betrachtet, ein Krieg — und vielleicht ein verschärfter Krieg — gegen die Natur. Ein Teil unsrer Kriegsfurcht besteht in der Furcht, die Stetigkeit des Krieges gegen die Natur zu unterbrechen. Die Furcht ist auch für den, der seinen Anteil an der sozialen Arbeit im engsten Gesichtskreise abwickelt, persönlich genügend begründet in der Gefährdung seiner Existenzmittel. Während der körperliche Mut ganz sicher nicht abgenommen hat, zwingt das Wirtschaftssystem dem abhängigen Einzelnen eine Furcht um seine Existenz auf, die in solchem Maße keine andere Kulturform hervorbringen kann. Sie macht Helden zu Krämern, während aus Krämern niemals Helden werden können. Sie setzt wertvollstes biologisches Erbgut außer Gebrauch, und ersetzt es durch Vorstellungsgut. Und sie macht die, die ihr Heldentum unterdrücken, glauben, daß sie eines größeren, allgemeineren Heldentums teilhaftig würden, wo doch jedem von der sozialen Allegorie Unverblendeten jeder Tag deutlichere Tatsachen beibringt, daß nichts weiter geschieht, als die materiellen Möglichkeiten des Daseins zu vermehren und sie samt ihren Hervorbringern immer leichter für wenige Schlauchöpfe verfügbar zu machen. Bis an die Grenzen, da die Natur nicht mehr mitgehen und eine ganz andere Frage stellen wird, als Krieg oder Arbeit . . .

Hermann Gottschalk

Der Sozialismus und die Familie

von H. G. Wells

Die Familie, und nicht das Individuum, ist noch immer die soziale Einheit in der heutigen Kultur: sie ist es in fast allen Gesellschaftssystemen gewesen, die jemals existiert haben. Der erwachsene Mann, das Haupt der Familie war der Bürger, der einzige Vertreter der Familie im Staat. Um ihn gruppierten sich seine Frau oder seine Frauen, seine Kinder, seine Hörigen. Seine Stellung zu ihnen war stets — sie ist es in vieler Beziehung bis auf den heutigen Tag — die des Eigentümers zu seinem Eigentum. Sie gehörten ihm sämtlich und in manchen der weniger raffinierten Systeme der Vergangenheit gehörten sie ihm ganz so wie sein Pferd, sein Haus und sein Land — ja noch mehr als sein Land. Er konnte seine Kinder in die Sklaverei verkaufen, seine Frauen verhandeln. Die Rechte dieser Art von Privateigentum sind beständig herabgemildert worden; die Einrichtung der Eihehe leistete z. B. für die Familie das, was Roosevelts Vorschlag einer Gesetzgebung gegen große Ansammlungen für industrielle Unternehmungen leisten könnte, aber bis auf den heutigen Tag ist in unserer Gemeinschaft ungeachtet all solcher Einschränkungen und vieler Euphemismen die Eigentümerschaft des Familienhauptes noch immer eine offenbare Tatsache. Er, der Mann, hat das Stimmrecht. Er bewahrt und beschützt. Er trifft die Entscheidung über die Erziehung und den Beruf seiner Kinder. Werden seine Rechte auf Frau oder Tochter irgendwie beeinträchtigt, so ist er zu einer pekuniären Entschädigung berechtigt. Jede einsichtige Frau weiß, all die heutigen Verfeinerungen verschleiern nur die harte Tatsache, daß sie wirkliches oder potentiellles Eigentum ist und sich demgemäß verhalten muß. Sie kann ja ihre Ketten gewaltsam oder fein in Waffen wandeln, sie kann sich ihrerseits das Eigentumsrecht auf einen Mann schaffen — die Tatsache, daß sie entweder allein steht oder Eigentum ist, bleibt grundlegend.

Aber ich brauche nicht weiter Tatsachen zu berichten, die jedermann kennt. Mir liegt nur daran klar zu machen, daß der Sozialismus die Privateigentümerschaft des Familienoberhauptes ganz und gar ebenso verwirft, wie er

jede andere Art der Privateigentümerschaft verwirft. Der Sozialismus will das verantwortliche Staatsbürgertum der Frauen, ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit von den Männern und damit ihre ganze persönliche Freiheit; er tritt zwischen die Kinder und die Eltern, erhebt Anspruch darauf, sie zu stützen, zu beschützen und für seine eigenen größeren Zwecke zu erziehen. Der Sozialismus bedeutet in Wirklichkeit die staatlich versicherte und staatlich unterstützte Familie. Die Familie als privates Abenteuer muß vor dem Sozialismus verschwinden, gerade so wie die alten Wasserwerke privaten Unternehmens oder die alte Gasgesellschaft. Sie sind mit ihm unvereinbar. Der Sozialismus befiehlt den engen, kurzsichtigen Egoismus in Familien- und Geschäftsangelegenheiten gleichweis, gerade wie das Christentum es in seinen früheren und lebenskräftigeren Jahrhunderten tat. So weit der englische Sozialismus in Frage kommt (und für Amerika trifft es noch mehr zu), so muß ich gestehen, daß man verstanden hat, die Tendenz dieser Angriffe mit außerordentlichem Geschick zu verhüllen; doch das ist mehr eine Frage der Taktik als eines wesentlichen Gegensatzes.

Man kann der Meinung sein, daß man, soweit die Mittelklassen in Frage kommen, diese Vorsicht zu weit getrieben hat. Die Sozialisten würden ihrer Sache besser gedient haben, wenn sie offener gewesen wären. Das hat zu verderblichen Mißverständnissen geführt; und unter anderem zu der Anklage, der Sozialismus hätte die freie Liebe im Gefolge . . . Die Bürgerfamilie ist, davon überzeuge ich mich immer mehr, eine Gruppe, die sich in einem Zustand starker Spannung befindet. Ich glaube, daß eine maßvolle aber vollständige Darstellung der sozialistischen Kritik an der Familie und des sozialistischen Ersatzes für die konventionellen Verwandtschaften ein außerordentlich lautes Echo in der Gegenwart hervorrufen könnte. Die große Entrüstung der achtziger und der frühen neunziger Jahre, die jede verständige Erörterung geschlechtlicher Beziehungen zu Boden schlug, ist, glaube ich, ganz verschwunden.

Das ganze gegenwärtige System ist mit Unzufriedenheiten durchlöchert. Ein Faktor ist das erhöhte Gefühl für das Kind im Leben des Bürgertums; die alte Empfindung war, daß das Kind den Eltern gehöre, die neue ist, daß die Eltern den Kindern gehören. Eine vertiefte Achtung vor Kindern ist eingetreten, eine unermessliche Zunahme an Mühe, Aufmerksamkeit und an Ausgaben in ihrem Interesse — und als sehr natürliche und menschliche Begleiterscheinung der hohe Geburtenrückgang im Bürgertum. Man empfindet, daß Kinder erzeugen und aufbringen die edelste und glänzendste und verantwortlichste Sache im Leben ist, und eine zunehmende Zahl von Leuten geht ihr bescheiden aus dem Wege. Man ist sich klarer geworden über den sozialen Dienst, den Elternschaft erweist, und neigt mehr und mehr dazu, vom Staate eine Anerkennung dieser Dienstleistung zu verlangen. Ein bürgerliches Elternpaar möchte begreiflicherweise entsetzt sein, wenn

man andeutete, daß der Staat es für seine Nachkommenschaft bezahlen sollte, es würde aber wohl nicht das Geringste dagegen haben, wenn es indirekt und teilweise durch verschieden hohe Bemessung der Einkommensteuer, je nach der Größe seiner Familie, dafür bezahlt würde.

Hand in Hand mit diesem verstärkten Gefühl für die Leistung und den öffentlichen Nutzen der Elternschaft ist eine große Entwicklung der Kritik an der Schule und dem Unterricht gegangen. Die gebildeteren bürgerlichen Eltern sind recht kritische Amateurpädagogen geworden. Sie merken immer deutlicher die Unzulänglichkeit ihrer eigenen privaten Erziehungsversuche und das notwendige Puschertum und das Versagen der privat unternommenen Schule. Sie finden an den Volksschulen viel zu beneiden. Wenn sie unwissend und kurzichtig sind, machen sie den bitteren Ausschrei des Bürgertums mit und lärmen gegen die Überfütterung der arbeitenden Klasse und das Steigen der Abgaben, das ihre Bemühungen, die eigenen Kinder zu erziehen, schwieriger macht. Ein intelligenterer Typ aber läßt seinen Jungen sich um öffentliche Stipendien bewerben, bemüht sich, für seinen Stand ebenfalls Zuschüsse zu Schulzwecken zu bekommen und macht einen weiteren Schritt in der Richtung zum Sozialismus; überdies bringen ihm seine zunehmende Einsicht wie das stetige Aufgesogenwerden der kleineren Kapitalisten und kleineren Aktionäre durch die größeren Unternehmungen und Kapitalanhäufungen das Vergängliche und Unsichere der Vorteile zu Bewußtsein, die seine privaten Bemühungen vor denjenigen des Angehörigen der arbeitenden Klasse haben. Er merkt, daß diesen Vorteilen nur noch eine Gnadenfrist vor den kommenden wirtschaftlichen Umwälzungen gegeben ist. Immer deutlicher wird ihm, daß eine unwiderstehliche Weltänderung bevorsteht. Er ist nicht sicher, daß seine Söhne das alte Geschäft weiterführen, bei der alten Praxis bleiben werden. Er fängt an, die Konzentrierung des Reichtums richtig einzuschätzen. Die unaufhaltsame Entwicklung des kapitalistischen Systems erschüttert sein Gefühl für Sicherungen immer mehr. Ihm ist unbehaglich zumute bei Geldanlagen, die er vornimmt, unbehaglicher als sonst. Er hat nicht mehr jenen unbedingten Glauben an Privatversicherungsgesellschaften, der ihn einst hielt. Seine Auffassung weitet sich zum Sinn für Staatsversicherung, für Staatserziehung. Weit zugänglicher als sonst ist er für den Gedanken, daß das einzige Mittel, für seine eigene Nachkommenschaft zu sorgen, das ist, für jedermanns Nachkommenschaft zu sorgen, Elternschaft in Bürgertum aufgehen zu lassen. Die Familie des Mannes aus dem Bürgertum, die nur für sich kämpft, ist verloren.

So kommt der Sozialismus in die Mittelklassenfamilie hinein: er bietet ihr Erziehung, er bietet ihr Sicherungen für die Zukunft, und er deutet nur ganz entfernt den Preis an, der gezahlt werden muß und der in der Minderung individueller Initiative besteht. Aber weit tiefere Auflösungen sind im Gange.

Der innere Charakter der Bürgerfamilie ändert sich fundamental mit dem allgemeinen Anwachsen der Intelligenz, mit der höheren Erziehung der Frauen, mit der Unruhe und dem Strom neuer Bewegungen und Zwecktätigkeiten, mit dem Zweirade und dem Sport, den größeren sozialen Bedürfnissen und Gelegenheiten einer neuen Zeit. Der mehr oder weniger bewußte Streik gegen die Elternschaft hat weitreichende Folgen. Die eigentliche Familie wird eine numerisch schwächere Gruppe. Die Anzahl kinderloser Familien wird enorm; die bürgerliche Familie mit zwei, höchstens drei Kindern ist in gewissen Schichten mehr die Regel als die Ausnahme. Das macht die Familie zu einer weniger bunten und interessanten Gruppe, mit einem geringeren Bedarf an Aufmerksamkeit, Empfindung, Mühwaltung. Hand in Hand mit der allgemeinen geistigen Beschleunigung des Lebensrhythmus geht ein Freiwerden sozialer Energie, Wißbegierde und Unternehmungslust, die nun entweder in den engen Grenzen der Familie verkümmern oder sie überschreiten. Neben anderen Formen nimmt der Streik gegen die Elternschaft die Form eines Streiks gegen die Ehe an; große Mengen von Männern und Frauen stellen sich außerhalb einer Beziehung, die jedes Jahr einengender und, abgesehen von ihrer zeitweiligen leidenschaftlichen Seite, zwecklos erscheint. Die Anzahl unangemessen beschäftigter, gescheiter und gesunder Frauen, die entweder als Gattinnen in reduzierten modernen Familien dahinkümmern, die kinderlos oder durch die Sorge um ein Kind nicht genügend ausgefüllt sind, oder unverheiratet um einen unbefriedigenden Lebensunterhalt arbeiten, nimmt zu. Ihnen sollten die umfassenden Ideen des Sozialismus außerordentlich einleuchten.

Das Erscheinen des weiblichen Geistes und der weiblichen Seele in der Welt als einer besonderen Form der Selbstbewußtheit bedeutet das Erscheinen einer besonderen neuen Waffe der Kritik an der individualistischen Familie, an diesem schwindenden Eigentumsrecht des ehemals dominierenden Mannes — des Mannes, der nicht mehr wirklich regiert, in vielen Fällen nicht mehr beschützt oder erhält, der seinen Nimbus nur zu oft so weit verloren hat, daß er bloß noch eine ärgerliche Macht eifersüchtiger Einschränkung und Einmischung in Sachen seines Weibes und seiner Kinder ist. Das gebildete Mädchen vermerkt übel den, bei Anträgen, drohenden Verlust ihrer Freiheit in der Ehe, die gebildete verheiratete Frau merkt und lößt wider die Einbuße an Spielraum und Interesse, die die Ehe im Gefolge hat. Wäre es nicht um der wirtschaftlichen Nachteile willen, welche intelligente Frauen ein einsames Alter in bitterer Armut fürchten lassen, so wären gewaltige Mengen Frauen, die heute verheiratet sind, allein und unabhängig geblieben. Dieses Mißvergnügen der Frauen ist eine große, für den Sozialismus verwertbare Kraftquelle. Das Weib der Vergangenheit wurde, brutal ausgebrüdt, jünger eingefangen — so jung, daß es keine Zeit gehabt hatte zum Nachdenken; es begann allsgleich Babies zu gebären, Babies aufzuziehen und Babies zu

beerdigen (das letztere in entsprechend verschwenderischem Maße), — niemals hatte es einen Augenblick zum Nachdenken. Nun sitzt die Frau mit gedoppelter Muße, gedoppelter Erziehung und der Hälfte des emotionalen Spielraums, den ihre abgenutzte, fruchtbare Großmutter besaß, zu Hause und denkt über die Sache nach. So sieht man sie in Klubs sich austummeln, in literarischen Unternehmungen, in Plänen für gemeinsame Haushaltungen, um sich und den Gatten von der Fortsetzung eines Dialoges zu befreien, dessen Interesse sich erschöpft hat. Und der Gatte sieht sich geteilt zwischen seinem mit ihr übereinstimmenden Gefühl der Langeweile und der eigentumsrechtlichen Tradition, in welcher wir leben.

Für diese Spannungen gibt es, bei der Zerlegung der alten eigentumsrechtlichen Familie, heutigentages kein Heilmittel als die Lösungen, die als wesentliche Teile des sozialistischen Gedankens aufkommen. Die Alternative ist Heuchelei und Unordnung.

Ein anderes, noch wirksameres System von Spannkraften ist in der existierenden sozialen Einheit im Gange, und das ist die Spannung zwischen Eltern und Kindern. Die ist immer dagewesen. Es macht eines unserer durchsichtigsten sentimentalischen Vorurteile aus, daß es eine natürliche Unterordnung von Sohn unter Vater, von Tochter unter Mutter gebe. In Wirklichkeit kommt ein gut Teil natürlicher Gegensätzlichkeit beim Heranwachsen der Jungen zum Vorschein. Etwas, was einem Instinkt sehr ähnlich sieht, rührt sich in ihnen: zu rebellieren, sich zu entfernen. Die alten elterlichen Gepflogenheiten, sich ängstlich zu sorgen, zu beaufsichtigen und einzuschränken, werden der Nachkommenschaft immer hemmender, lästiger, unerträglicher. Der Sohn aus der bürgerlichen Klasse entfernt sich innerlich und äußerlich: er kommt in die Schule, auf die Universität, ins Geschäft — seine Schwester tut alles, was sie kann, um seinem trefflichen Beispiele zu folgen. In einer Welt, die voll von großen moralischen und intellektuellen Veränderungen ist, die nicht aufzuhalten sind, finden die Jungen das persönliche Ringen nach Unabhängigkeit noch durch einen Gedankenkonflikt verschärft. Das moderne Bestreben, die Jugendzeit zu hegen und zu bewahren; der kräftigere Wunsch nach einer Lebensweise, welche die Frauen nicht dick und häßlich und die Männer nicht schon mit fünfundvierzig kahl und abgenutzt werden läßt, ist innerhalb dieser Nöte ein weiterer, zersetzender Faktor. Die Tochter wird zwar noch durch die Vorschriften der Mutter zurückgehalten, aber doch auch durch ihr Beispiel aufgestachelt. Der Sohn sieht sich von seines Vaters Altersgenossen als Zeitgenosse behandelt.

In diese Konflikte und Verworrenheiten kommt nun der Sozialismus, und nur der Sozialismus vermag es, mit der Erklärung und der Rechtfertigung und der Beantragung neuer Übereinkünfte, mit seinen neuen Deutungen der Verwandtschaftsbeziehungen sich zum Anwalt der vernünft-

tigen Ansprüche der Jungen zu machen und zu bewirken, daß die Alten sich leichter mit der Verletzung ihrer Eigentumsrechte abfinden. Der Sozialismus kommt und baut auf, inmitten des Zusammenbruchs.

An dieser Stelle möchte ich, bevor ich schließe, einen Punkt möglichst allem Zweifel entrücken. Wenn der Sozialist nun dergestalt eine neue Reihe von Einrichtungen und ein neues System moralischer Beziehungen an Stelle der alten eigentumsrechtlichen Familie gesetzt wissen will, so hat er nicht vor, etwas zu stören, was möglicherweise sonst ewig dauern würde. Er hält die Einrichtung der Ehe nicht in höherem Grade für dauerhaft als er einen Industriestaat mit freiem Wettbewerb für dauerhaft hält. Auf wirtschaftlichem Gebiet ist, auch ganz abgesehen von jeder sozialen Idee oder Betätigung, klar, daß ein konkurrierender Individualismus sich selbst zerstört. Das ist vor langer Zeit im Marxschen Kapital entwickelt worden; die erste, riesenhafte, praktische Realisierung erfährt es in den Vereinigten Staaten. Wir meinen, daß, mag kommen was will, der konkurrierende Industrialismus sich wandeln und schließlich abwirtschaften wird — und wir Sozialisten wenigstens glauben, daß es sich um die Alternative: irgendeine Form des Sozialismus, oder Tyrannei und sozialen Ruin handelt. Ebenso ist es auf sozialem Gebiet einerlei, ob es den Sozialisten völlig gelingt oder völlig mißlingt oder in welchem Maße es ihnen gelingt oder mißlingt; es ändert jedenfalls nicht die Tatsache, daß die Familie sich abschwächt, schwindet, auseinander bricht, sich auflöst. Was einem überlegten und organisierten Sozialismus gegenüber als Alternative in Betracht kommt, ist nicht die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Systems, sondern seine logische Entwicklung, und das heißt nur zu deutlich ein wachsender Wirtwarr von angemessenen Rechten, in dem Maße wie das Gefühl für die alten Pflichten schwächer wird und schwindet. Wir leben bereits in einer Welt voll erstaunlicher Heucheleien, einer Welt, in welcher Lebemänner und Schufte für die geheiligte Einrichtung der Ehe eintreten und ein Neß von geschlechtlichen Geheimnissen, vage beargwohnt, unangenehm gegenwärtig und nur halb versteckt, jede soziale Gruppe durchzieht. Der Sumpf von niedrigen Ränken, grausamen Einschränkungen und gewohnheitsmäßigen Unaufrichtigkeiten ist das offenbare Schicksal des gegenwärtigen Regimes, falls wir nicht revolutionär einsehen. Ohne einen tiefsten Umschwung in den beherrschenden Ideen kann es sich seine eigene Rettung nicht erarbeiten. Und was für ein Ideenumschwung kann das sein außer demjenigen, den der Sozialist bietet?

Bei all diesen innerlichsten Lebensbeziehungen hilft der Sozialismus, und nur der Sozialismus, mit hoffnungsvollen Andeutungen reinlicher und ausführbarer Lösungen. Bis jetzt haben die Sozialisten über dieses zentrale Lebensgewebe entweder geschwiegen, oder sie sind unbestimmt oder — wie soll man sagen — taktvoll gewesen. Begönne man inmitten solchen Still-

schweigens und solcher Vertuschungen geradheraus zu sprechen, inmitten der bequemen Hinweise der heutigen Zeit auf die Selbsthilfe, so würde man die Frau aus den bürgerlichen Kreisen und die bürgerliche Jugend beiderlei Geschlechtes mit einem außerordentlichen neuen Interesse packen, die Mißhelligkeiten jedes gelangweilten Paares und jeder zankenden Familie durch das Licht umspannender Gedanken überstrahlen und die sozialistische Bewegung von heute gewaltig befruchten und aufstacheln.

Ich glaube nicht, daß der gewöhnliche Leser die Entwicklung des sozialistischen Gedankens während der beiden letzten Jahrzehnte richtig einschätzt. Sowie man mit zeitgenössischen Sozialisten in enge Berührung kommt, entdeckt man überall die Zeichen der aufbauenden Arbeit, die im Gange gewesen und noch im Gange ist: Wachstum und Klärung der Leitgedanken, Bearbeitung primitiver Aufstellungen, das Bemühen, dieser oder jener sachgemäßen Kritik Beachtung zu schenken und entgegenzukommen. Vor einem Vierteljahrhundert war der Sozialismus noch in sehr großem Maße eine negative Doktrin, eine leidenschaftliche Kritik und Ablehnung der Theorien, die die Ungerechtigkeiten des heutigen Lebens stützten und entschuldigten, ein Protest gegen soziale und wirtschaftliche Methoden, die man damals für unerläßlich und als in der Natur der Dinge selbst begründet hielt. Ihre positiven Vorschläge waren so skizzenhaft wie enthusiastisch; skizzenhaft und, wie zugegeben werden muß, schwankend. Man muß die Stöße sozialistischer Tagesliteratur wieder durchsehen, wenn man des gemachten Fortschrittes inne werden und merken will, wie aus dem Wirrwarr der Vorschläge, der Hoffnungen, der Ablehnungen der früheren Zeit ein folgerichtiges und immer umfassenderes Leitschema des sozialen Wiederaufbaues langsam, aber sicher aufgetaucht ist. Nirgendwo tritt dies deutlicher zutage als darin, daß die Stellung des Sozialismus gegenüber der Ehe und der Familie stetig sich klärt; daß er von einer Masse einst mit ihm eng verquickten und ihn beschwerenden idealistischen Zeugs frei wird und daß Vorstellungen, die man einstmals als der sozialistischen Denkart nicht bloß fremd sondern auch feindlich ansah, reinliche Gestalt annehmen . . .

Das hätte durch nichts klarer zum Ausdruck gebracht werden können als durch den komischen Versuch, den jüngst der „Daily Express“ mit der Anbeutung gemacht hat, daß, wenn Keir Hardie und seine Partei freie Liebe an anständige Leute der arbeitenden Klasse empfehle, zwischen ihm und meiner unglückseligen Person ein geheimnisvoller Zusammenhang bestände. Als sich meine Aufregung und meine Empörung ein wenig gelegt hatten, fragte ich mich, wie es zugehe, daß jemand so verschiedene Dinge wie die regelnden Vorschläge des Sozialismus und die Lehre vom sexuellen Laisser-aller zusammenwerfen könne. Das Nachdenken darüber führte mich zurück zu den Sagen einer mir sonst recht schleierhaften Epoche, in denen Godwin und

Mary Wollstonecraft lebten und Shelley seiner Harriet seine Ansichten auseinandersetzte. Diese Leute waren in gewisser Weise auch Sozialisten, — Paläo-sozialisten. Sie bekamten sich auch entschieden zu jener unreglementierten Freiheit des Handelns in sexuellen Dingen, die man wohl freie Liebe nennt. Wir sind diesen alten Unklarheiten wirklich noch so nahe, daß noch ein Paläosozialist unter uns existiert — Belfort Bar. In jener weiten, undifferenzierten Vergangenheit brodelten alle Arten von Ideen zusammen, sie schienen einander verwandt, weil sie noch zu mangelhaft geklärt waren, um einander auszuschließen; es waren sozialistische, kommunistische, anarchistische und rousseauistische Ideen. In gewissem Sinne waren sie in der Tat einander verwandt, nämlich darin, daß sie das Urteil über die existierende Ordnung sprachen als das Resultat einer destruktiven Kritik, die bald von diesem, bald von jenem Standpunkt an ihr geübt wurde. Sie waren alle Sprengpulver. In allem anderen aber widersprachen die einen den anderen schlechtweg, sobald sie bestimmt definiert wurden. Oder sie gingen mindestens von verschiedenen Voraussetzungen in Auffassung und Anwendung aus.

Zweifellos laufen die Formeln des Anarchismus und des Sozialismus einander diametral entgegen; der Anarchismus will keine Regierung, der Sozialismus möchte jegliche Kontrolle im Staat zentralisieren; gleichwohl ist's möglich, in verschiedenen Zusammenhängen und von verschiedenen Seiten her beide zu hegen. Wenn man ins Träumen kommt, wenn man sich die schönste Art Menschen vorzustellen versucht, dann denkt man sie sich ganz bestimmt zu fein für Kontrolle und Verbote, man hält sie für rechtschaffen auf Grund einer Art inneren Impulses: als Menschen, die „über dem Gesetze“ stehen. Die Traumlandsvollkommenheit ist die Anarchie — gerade wie sich doch niemand im Himmel einen Polizisten (oder meinetwegen eine Kläranlage) vorstellen würde. Auf der Erde aber, bei den Menschen, den Nachkommen der Affen, bei Menschen, die leidenschaftlich eifersüchtig und tätig miteinander ums Dasein ringen, und auf den Chausseen und Marktplätzen des Lebens, da fragt man nach Gesetz und Übereinkunft. In der himmlischen oder einer anderen Vollkommenheit wird es den Sozialismus so wenig wie die Doppelwährung geben: da ist die Sphäre des Kommunismus, des Anarchismus, der allgemeinen Liebe, des allgemeinen Nächstenbienstes. Der Sozialismus hat in der Wertektagswelt voller beschränkter und eigensüchtiger Seelen seinen Platz. Jeder, der überhaupt von edlen Dingen träumt, ist im Traum ein Anarchist; und von den Leuten, die sich sehr lieben, will, glaube ich, mindestens die Hälfte soweit anarchistisch sein, daß sie sich miteinander nicht unter einem Gesetz oder einem Zwange stehend fühlen wollen. Sie mögen vielleicht besitzen, sie mögen vielleicht ganz und gar besessen sein wollen, aber sie wollen diesen Besitz nicht von einem Gerichtshof oder der öffentlichen Meinung als ein „Recht“ geschützt haben.

Aber immerhin ist man sich noch nicht ganz klar darüber, wie verschieden voneinander die Welten des Anarchismus und des Sozialismus sind. Gegenwärtig gibt es wohl unter englischen und amerikanischen Sozialisten keine repräsentative Persönlichkeit, die freie Liebe anriete. Man wünscht heute durchaus eine Erhöhung der Kontrolle gerade des Zeugungsaktes, die über diejenige hinausgehen soll, wie sie der Staat und die öffentliche Handhabung von heute ausübt. Ich will kurz die existierenden Verhältnisse mit dem Ideal vergleichen, wie es den meisten meiner sozialistischen Gesinnungsgenossen in dieser Beziehung vorschweben mag, und der Leser kann sich dann selbst ein Urteil über die beiden Regulativsysteme bilden.

Schnurrigerweise nimmt man immer an, daß wir heutigentages unter der Nötigung leben, uns nach dem Sittenkoder der christlichen Kirche zu richten. In Wirklichkeit leben wir in einer Zeit ganz außerordentlicher Freiheit in geschlechtlichen Dingen, die nur durch gewisse wirtschaftliche Forderungen eingeschränkt wird. Antisozialistische Schriftsteller behaupten gern, die Sozialisten wollten die freie Liebe ermöglichen, während in Wirklichkeit jeder zahlungsfähigen Person heute die freie Liebe offensteht. Leuten, die nicht heiraten wollen, steht es absolut frei, zusammenzukommen und wieder auseinander zu gehen, wie es ihnen beliebt; kein Gesetz hindert sie daran, der Staat hält sich mit einer gewissen milden Bosheit dafür an ihren Kindern schadlos — das ist alles. Nehmen wir gewisse gegenseitige Eigentumsansprüche aus, Ansprüche, denen man jederzeit durch Zahlung von Entschädigungen die Stange halten kann, so sind verheiratete Leute ebenso frei. Was ihnen Zwang auferlegt, entspringt lediglich dem, was die Leute darüber denken: und das büßte nicht an Wirkung ein, wäre morgen die gesetzliche Ehe überhaupt abgeschafft. Gewiß, es gab eine Zeit, in der Unkeuschheit bei Frauen tatsächlich gesetzlich bestraft wurde, aber die ist wohl für immer vorbei. Unser Staat hat nur noch von einer Zeit her, die alles Merkantile weniger schätzte, die Gewohnheit, Frauen, die sich im Detailbetrieb für Geld verkaufen, gerichtlich zu verfolgen, doch geschieht das im Namen der öffentlichen Ordnung und nicht wegen des Betriebes. Eine solche Frau muß Barzahlung fordern, Schulden kann sie nicht einlösen, sie befindet sich ihrem Wirt gegenüber in einem lächerlichen Nachteil (sie als Mieterin zu haben, ist daher besonders einträglich), sie ist mannigfachen Unannehmlichkeiten in bezug auf Straßenregulierung und Existenzweise ausgesetzt, die zuletzt jede Polizeigewalt auf der Welt forumpieren müssen — bei alledem ist sie und bleibt sie im Lande und scheint dabei sich noch ganz gut zu stehen. Darüber hinaus ist unsere Kontrolle des Verkehrs zwischen Mann und Frau gleich Null. Unsere heutige Gesellschaft hat in der Tat überhaupt kein vollständiges System einer geschlechtlichen Moral. Sie besitzt nur die Reste eines solchen.

Sie besitzt die Reste eines monogamisch-patriarchalischen Systems, bei

dem dem verantwortlichen Manne Weib und Nachkommenschaft nahezu total gehören. Alles, was sie in diesem Punkte an Gesetzen und Gefühlen hat, geht auf die Einschränkung und Milderung dieses Verhältnisses zurück.

Dies ist freilich nicht dasjenige, wofür das heutige System gelten will, aber es sind die Tatsachen. Und selbst die gegenwärtige Unordnung, so folgert man, steht nicht fest. Nicht nur die alten Risse klaffen weiter und werden häufiger, ins Innerste der Familie erstreckt sich der Verfall. Die Geburtenziffer fällt und fällt. Immer mehr verfehlt die Familie ihren wesentlichen Zweck. Das ist ein Vorgang, der sich gänzlich unabhängig von irgendwelcher sozialistischen Propaganda vollzieht; er ist ein Teil der normalen Entwicklung des existierenden sozialen und wirtschaftlichen Systems. Er bereitet der Unfruchtbarkeit, der verstoßenen Eüsterheit und der Schande den Boden. Für Gegenmittel sorgt das existierende System gar nicht. Immer wieder machen sich hervorragende Leute in heftigen Ausbrüchen gegen diese Erscheinung Luft; in den Zeitungen und Zeitschriften hallt es wieder vom „Rassenselbstmord“, aber nirgends zeigt sich, daß die Kurven der Statistik auch nur mit dem kleinsten Dezimalbruch eines Prozentsatzes auf diese Mahnworte antworten.

Unsere existierende Geschlechtsordnung ist ein System, das zu Ende geht. Was steht diesem stetigen Verfallsprozeß als Alternative gegenüber? Das müssen wir uns fragen. Leben, der eine der Alternativen zu besprechen versucht, mit elenden Schimpfworten überhäufen, wozu viele ganz ehrenwerte, aber schreckverwirrte Leute Lust haben, heißt bloß diesen Vorgang beschleunigen. Mir scheint es da drei Hauptrichtungen zu geben, in welchen die zukünftigen Verhältnisse verlaufen können und unter welchen die Vernünftigen zu wählen haben.

Die erste besteht darin, daß man den sich jetzt vollziehenden Vorgang für unvermeidlich hält und glaubt, daß er auf die Ausmerzung schwacher und zarter Typen ausgeht, daß man sich von den Vorurteilen der Zeit reinigt und eine Auflösung all der Dinge, die die Familie ausmachen, in eine Epoche der Freien Liebe in Betracht zieht, die durch kaufmännische Notwendigkeiten und ein paar durchsichtige Heucheleien einen milderer Anstrich gewänne. Reichen Leuten wird es frei stehen, verantwortungslos polygamisch zu leben; Arme werden sich eben einrichten; die weibliche Existenz wird ein Abenteuer sein, die Bevölkerung wird quantitativ und vielleicht auch qualitativ zurückgehen. (Um mich zu sichern gegen den bösen Zitätenjäger, der bei allem, was Sozialisten schreiben, auf der Lauer liegt, möchte ich gleich bemerken, daß eine derartige Sachlage antisozialistisch ist, nach meiner Überzeugung sozial zerstörend wirkt und mir ganz und gar nicht empfehlenswert vorkommt.)

Die zweite Richtung ist reaktionär: sie ist der Versuch einer Rückkehr zu der alten einfachen Vorstellungswelt unserer Vergangenheit, zur patriarchalischen Familie, also zu den Ideen des Mittelalters. Ich glaube, das ist die Auf-

fassung eines solchen Liberalen wie G. R. Chesterton oder solch eines Konservativen wie Lord Hugh Cecil; sie macht wohl auch das Gedankenmaterial aus, das den meisten Tiraden gegen die heutige Sittlichkeit zugrunde liegt. Man besteht auf den Rechten der Eltern, man will sie wieder einführen; der Eltern, das heißt hier ziemlich deutlich: des Vaters. Unter dem Einflusse einer machtvollen und gut organisierten, wieder jung gewordenen Kirche soll er jene Kontrolle über Weib und Kind wiederbekommen, die ihm der moderne Staat zum Teil weggenommen hat. Die Entwicklung der weltlichen Erziehung soll aufgehalten, die Berruchtheit jeder Einmischung in natürliche Zeugungsbetätigungen hervorgekehrt, die Verbreitung von Wissen in gewissen Richtungen als verbrecherisch gestempelt und frühe Eheschließung begünstigt werden. Ich halte dies keineswegs für ein unmögliches Programm; ich glaube, daß es in mancher Beziehung ganz praktikabel ist; es stimmt mit dem überein, was man in großem Maße hierzulande fühlt, ebenso mit vielen natürlichen Instinkten. Bei der gebildeten, wohlhabenden und sorgenfreien oberen Klasse würde es natürlich nichts ausmachen; wer dazu gehört, würde klug und einsichtig genug sein, um seine privaten Glößen über die Forderungen eines solchen Programmes zu machen, aber diese Lehre würde das Gros der Bevölkerung moralisieren und es in einen Zustand fruchtbarer Unsauberkeit versetzen. Seine Verwirklichung würde, glaube ich, fast unvermeidlich den Verfall des Gesundheitswesens und ein Steigen der Geburten und der Todesfälle, beides Korrelate, im Gefolge haben, denn das Leben würde billig und Kläranlagen und antiseptische Mittel teuer sein, und man kann sich ganz gut denken, daß nach einigen Zerrungen ein nahezu stabiles soziales Gleichgewicht erreicht sein würde. Diese einfache Existenzart: ohne Kläranlagen und ohne Erziehung, mit Kinderarbeit (bis zum achtzehnten Jahrhundert meistens im Freien — doch das ist eine Einzelheit) und dem folgerichtigen unmittelbaren Wunsche nach einträglichen Kindern ist ja das normale Leben der Menschheit viele Jahrtausende lang gewesen. Es würde uns wohl nicht gelingen, wieder zu einer Bauernbevölkerung mit Landbesitz zu kommen, wir würden finden, daß große Bevölkerungsmassen hartnäckig in Industriestädten festkleben würden — in Städten, die so einfache und natürliche Anhäufungen darstellen würden, daß sie chinesischen Mustern sehr nahe kämen; aber ich zweifle gar nicht, daß wir es in dieser Richtung weit bringen könnten, und es würde uns gar nicht sehr schwer werden.

Die dritte Richtung ist die, welche auf die Entwicklungsgedanken des Sozialismus führt. So wie diese, aus bloßen Allgemeinheiten und Verworrenheiten heraus, stetig und methodisch emportauschen, muß man sofort zugeben, daß sie sich als in vieler Beziehung neuartig und unerprobt darstellen. Sie sind ebenso unerprobt und in vielen Punkten ebenso alarmierend, wie es die

Beförderung durch Dampfkraft und Schiffe aus Eisen im Jahre 1830 waren. Klar und unzweideutig stellen sie Prinzipien dar, die man in der Praxis und gefühlsmäßig bereits heute furchtsam zugibt, aber freilich, sie sind bis jetzt nur unklar und in eine Wolke von Widersprüchen gehüllt. Der Standpunkt des Sozialismus beruht im wesentlichen darauf, daß er das Recht des Eigentums an menschlichen Wesen leugnet. Nicht nur müssen das Land und die Produktionsmittel von der Menge kleiner Monarchen, unter die sie zu jedermanns Schaden und Unbequemlichkeit verteilt sind, befreit werden, auch Frauen und Kinder müssen gerade so gut wie Männer und Sachen aufhören, beweglicher Besitz zu sein. Er will die patriarchalische Familie, unter deren zerbröckelnden Trümmern wir leben, ganz abschaffen und die Frauen zu ebenbürtigen Staatsbürgern machen. Nach ihm soll der Mann nicht mehr Eigentumsrecht auf eine Frau, als eine Frau auf einen Mann haben. Dummköpfe, die den Unterschied zwischen einer Frau und einer Sache nicht sehen können, denken bei der Abschaffung der Privateigentümerschaft an Frauen gleich an „gemeinsamen Besitz an Frauen“. Sie ist klärllich nichts derartiges, sondern die theoretische Anerkennung dessen, was in vielen Klassen bereits Praxis ist — die tatsächliche Gleichheit von Mann und Frau im Kulturstaate. Mit einem Ehekontrakt, der weit bindender ist als der in der ganzen heutigen Christenheit geltende, verträgt sie sich durchaus.

Was für eine Art Kontrakt will der Sozialist zur Eheschließung nun haben? Auch hier liegen wieder vollkommen klare und einfache Prinzipien vor. Der Sozialismus konstatiert in exakter Weise das, was heutzutage jedermann mehr oder weniger klar anerkennt, nämlich das große Interesse, das der Staat an den Kindern hat. Die Kinder, die die Leute in die Welt setzen, können ebensowenig lediglich ihre Privatangelegenheit sein als die Krankheitskeime, die sie verbreiten oder der Lärm, den jemand in einer Mietwohnung mit dünnen Dielenbrettern anstellt. Der Sozialismus sagt gradheraus, daß dem Staate die Überelternschaft, die eroterische Elternschaft zukommt. Man zieht Kinder für den Staat und für die Zukunft auf; macht man das ordentlich, so erweist man der ganzen Welt einen Dienst und verdient dafür bezahlt zu werden, genau als wenn man eine Brücke baute oder ein Feld Weizen erntete; macht man es unvorteilhaft und schlecht, so hat man die Welt geschädigt. Der Sozialismus versagt jedem das Recht, leichtsinnig und unkritisch Kinder zu zeugen, und um Krankheiten und mangelhaften Geburten zu wehren macht sich der Sozialist darauf gefaßt, in einer Weise auf Intelligenz und Selbstbeherrschung zu bringen, die weit über die geläufige Handhabung hinausgeht. Gegenwärtig behandeln wir dergleichen Dinge, als wären es Eingriffe in die Rechte der Privateigentümerschaft; der Sozialist ist der Meinung, daß es die Welt ist, deren Recht hier geschädigt wird.

Daraus ergibt sich, daß der Sozialist die Mutterschaft, die wir immer noch ganz konfus teils als ein Sichgehenlassen, teils als einen vom Weibe dem Manne geleisteten Dienst ansehen, folgerichtig als eine der Gesellschaft erwiesene Wohltat, als Ableistung einer öffentlichen Pflicht betrachtet. In vielen Fällen mag es eine mit Glück und Stolz geleistete Pflicht sein — das ist nicht der Kernpunkt. Der Staat wird für legitim in der von ihm sanktionierten Ehe geborene Kinder bezahlen. Eine Frau mit gesunder und leistungsfähiger Nachkommenschaft wird für jedes Kind vom Staat eine Entlohnung beziehen, solange es gedeiht. Das wird ihr Lohn sein. Unter den Augen des Staates wird sie die Aufzucht ihres Kindes kontrollieren. Wie weit ihr Gatte an dieser Erziehungsvollmacht beteiligt sein wird, ist eine Detailfrage, über die man verschiedener Meinung sein kann — und Sozialisten sind darüber sehr verschiedener Meinung. Größtenteils sind sie wohl für gemeinsame Kontrolle. Damit wird die ungeheuerliche Ungerechtigkeit von heute fallen, die eine Mutter von den wirtschaftlichen Schicksalen ihres Mannes abhängig macht, die die beste Frau und das bewunderungswürdigste Kind in die äußerste Armut versinken läßt im Falle seines Ablebens, die seine Vergehen, seine Verschwendung und seinen Leichtsinns weit härter an ihnen als an ihm selbst heim sucht. Und damit verschwindet dann auch die noch größere Ungeheuerlichkeit, daß Frauen sozusagen in ihrer Freizeit ihrer höchsten sozialen Funktion obliegen, der Kindererzeugung und Kinderaufzucht, während sie ihren Lebensunterhalt durch gleichgültige mechanische Arbeiten verdienen.

Dies ist der Kernpunkt des sozialistischen Standpunkts gegenüber der Ehe: Verwerfung der Privateigentümerschaft an Frauen und Kindern und die Bezahlung der Mütter. Den gesamten Körper unserer Gemeinschaft haben sozialistische Ideen teilweise, aber bereits sehr extensiv, durchsetzt; sie sind das rettende Element bei einer Sachlage, die sonst schon heute eine moralische Katastrophe wäre, und der Sozialist legt bloß präzise definiert die Schlüsse dar, auf die nur törichte, unwissende, niedrige oder leichtsinnige Leute nicht kommen — wiewohl einige dahin mit abgewandtem Antlitz gelangen. Schon haben wir den großen, noch unvollständigen Bau der freien Erziehung und eine große Menge von Gesetzen gegen die Kinderarbeit. Wir haben freie Bäder, freie Spielplätze, freie Bibliotheken — mehr und mehr gibt man die soziale Notwendigkeit zu, unsere Kinder von dem Privatunternehmen des Milchmannes zu befreien, der seine Kannen nicht sterilisiert, von dem Privatunternehmen des Lehrers, der nicht unterrichten kann, von dem Privatunternehmen des Unternehmers, der sie mit dreizehn oder vierzehn Jahren gegen kleine Löhne annimmt, um sie uns mit achtzehn oder zwanzig als unwissende Rüpel und soziale Abfallsprodukte zurückzuliefern Aber die direkte Bezahlung der Mutter, die soll noch erst in die Wirklichkeit umgesetzt werden. Und dahin wird es kommen.

Frau Beate und ihr Sohn

Novelle von Arthur Schnitzler

I.

Es war ihr, als hätte sie ein Geräusch aus dem Nebenzimmer gehört. Sie sah von ihrem angefangenen Briefe auf, erhob sich, ging ein paar leise Schritte zur angelehnten Türe hin und blickte zuerst durch die Spalte in den benachbarten Raum, wo bei geschlossenen Läden ihr Sohn anscheinend ruhig schlafend auf dem Divan lag. Dann erst trat sie näher heran und konnte nun beobachten, wie Hugos Brust in gleichmäßig starkem Knabentem sich hob und senkte. Der weiche etwas zerdrückte Hemdkragen stand über dem Halse offen, im übrigen aber war Hugo völlig angekleidet, sogar die Füße steckten in den genagelten Schuhen, die er hier auf dem Lande immer zu tragen pflegte. Offenbar hatte er sich in der Schwüle des Nachmittags nur für kurze Zeit hinlegen wollen, um bald, wovon die aufgeschlagenen Bücher und Hefte Zeugnis gaben, das Studium von neuem aufzunehmen. Jetzt warf er den Kopf nach der Seite, als wollte er erwachen; doch er reckte sich nur ein paar Mal und schlief weiter. Aber die Augen der Mutter, die sich indes an den Dämmerton des Zimmers gewöhnt hatten, konnten nicht länger übersehen, daß der seltsam wie schmerzhaft gespannte Zug um die Lippen des Siebzehnjährigen, der ihr im Lauf der letzten Tage immer wieder aufgefallen war, auch im Anlitz des Schlafenden sich nicht lösen wollte. Beate schüttelte seufzend den Kopf, begab sich in ihr Zimmer zurück, schloß die Türe hinter sich leise ab und blickte auf den angefangenen Brief nieder, den fortzusetzen sie keine Neigung mehr fühlte. Doktor Reichmann, an den er gerichtet sein sollte, war ja doch nicht der Mann, dem gegenüber sie sich rückhaltlos aussprechen durfte; sie, die heute schon das allzufreundliche Lächeln bereute, mit dem sie ihn vor ihrer Abreise vom Kupeefenster aus zum Abschied begrüßt hatte. Denn gerade in diesen Sommerwochen auf dem Lande, wo die Erinnerung an den vor fünf Jahren hingeschiedenen Gatten mit besonderer Lebendigkeit in ihr wach wurde, wies sie die noch nicht ausgesprochene, aber zweifellos zu erwartende Werbung des Advokaten gleich andern Zukunftsgedanken ähnlicher Art innerlich weit von sich; und sie sagte sich, daß sie von ihrer Sorge um Hugo zu dem Menschen am wenigsten reden konnte, der darin nicht so sehr einen Beweis des Vertrauens als ein bewußtes Zeichen der Ermütigung hätte sehen müssen. So zerriß sie den angefangenen Brief und trat unschlüssig ans Fenster.

Die Berglinien des jenseitigen Ufers verschwammen in zitternden Luftkreisen. Von unten, aus dem See, bligte ihr tausendfach zersplittert das Sonnenbild entgegen, und sie rettete ihre geblendeten Augen mit einem

fliehenden Blick über das schmale Wiesenufer, die staubatmende Landstraße, die blinkenden Willendächer und ein regungsloses Ährenfeld in das Grün ihres Gartens. Auf der weißen Bank unter dem Fenster ließ sie Blicke und Gedanken ruhen. Sie dachte daran, wie oft ihr Gatte hier gefessen war, über einer Rolle brütend, — oder auch eingeschlummert, insbesondere, wenn die Lüfte so sommertrüg über der Landschaft ruhten wie heute wieder. Dann hatte Beate sich wohl über die Brüstung gebeugt und mit zärtlichen Fingern das grau-schwarze Kraushaar angerührt und darin gewühlt, bis Ferdinand, bald erwacht, aber zuerst in verstelltem Weiterschlummer die Liebkosung dulhend, langsam sich wandte und zu ihr aufschaute, mit seinen heiteren Kinderaugen, die an fernem, doch nie zu vergessenden Märchenabenden so wunderbar heldenhaft oder todeschwer zu blicken vermochten. Doch daran wollte, ja sollte sie gar nicht denken; gewiß nicht mit Seufzern, wie sie nun unwillkürlich auf ihren Lippen vergingen. Denn Ferdinand selbst — in entschwindenen Tagen hatte er sich's von ihr zuschwören lassen — wünschte sein Andenken nicht anders geweiht, als durch heiteres Erinnern, ja durch ein unbekümmertes Ergreifen neuen Glücks. Und Beate dachte: Ist es nicht zum Erschauern, wie man vom Furchtbarsten in blühender Zeit zu sprechen vermag, scherzend und leicht, als drohe dergleichen andern nur und könnte einem selber gar nicht widerfahren! Und dann kommt es wirklich, und man faßt es nicht, und nimmt es doch hin; und die Zeit geht weiter, und man lebt; man schläft im gleichen Bette, das man einst mit dem Geliebten teilte, trinkt aus demselben Glas, das er mit seinen Lippen berührte, pflückt unter dem gleichen Tannenschatten Erdbeeren, wo man sie mit einem aufkas, der niemals wieder pflücken wird; und hat nicht Tod noch Leben je ganz begriffen.

Auf dieser Bank draußen hatte sie manchmal an Ferdinands Seite gefessen, indes der Bub, von der Eltern zärtlichem Blick umfangen und gefolgt, mit Ball oder Reifen durch den Garten getollt war. Und so sehr sie es mit ihrem Verstande wußte, daß der Hugo, der da drin im Nebenzimmer, mit jenem neuen schmerzlich gespannten Zug um die Lippen, auf dem Divan schlief, daselbe Menschenkind war, das vor wenig Jahren noch im Garten gespielt hatte; — mit ihrem Gefühl vermochte sie auch das nicht zu fassen, so wenig wie daß Ferdinand tot sein sollte, wahrhafter tot als Hamlet, als Cyrano, als der königliche Richard, in deren Masken sie ihn so oft hatte sterben sehen. Aber vielleicht blieb dies ihr nur deshalb für alle Zeit unbegreiflich, weil zwischen so blühendem Dasein und so dunklem Tod nicht etwa Wochen des Leidens und der Angst verstrichen waren; gesund und wohlgelaunt war Ferdinand eines Tages vom Hause zu irgendeinem Gastspiel weggefahren, und in der Stunde drauf, von dem Bahnhof, in dessen Halle ihn der Schlag gerührt, hatte man ihn als toten Mann wieder heimgebracht.

Während Beate diesen Erinnerungen nachhing, fühlte sie immerfort, wie

irgend etwas anderes gespenstisch quälend und gleichsam auf Erlösung wartend in ihrer Seele hin und her ging. Erst nach einigem Besinnen ward ihr bewußt, daß der leztbegonnene Satz ihres unvollendeten Briefes, in dem sie von Hugo erzählen wollte, ihr keine Ruhe ließ und daß sie sich entschließen mußte, den zu Ende zu denken. Sie war sich klar darüber, daß sich in Hugo irgend etwas vorbereitete oder vollzog, was sie längst erwartet und was sie doch nie für möglich gehalten hatte. In früheren Jahren, als er noch ein Kind war, hatte sie gern den Gedanken gehegt, ihm später einmal nicht nur Mutter, sondern auch Freundin und Vertraute zu bedeuten; und noch bis in die letzte Zeit, da er ihr zugleich mit seinen kleinen Schulsünden auch die ersten knabenhaften Verliebtheiten zu beichten kam, durfte sie sich einbilden, daß ihr so seltenes Mutterglück beschieden sein könnte. Hatte er sie nicht die rührend-kindischen Verse lesen lassen, die er der kleinen Elise Weber, der Schwester eines Schulkollegen gewidmet, und die diese selbst niemals zu Gesichte bekommen hatte? Und im vergangenen Winter erst, hatte er der Mutter nicht gestanden, daß ein kleines Fräulein, dessen Namen er ritterlich verschwie, ihn in der Tanzstunde während eines Walzers auf die Wange geküßt hatte? Und im lezten Frühjahr, hatte er ihr nicht, verstört beinahe, von zwei Buben aus seiner Klasse berichtet, die in fragwürdiger Gesellschaft einen Abend im Prater verbracht und sich gerühmt hätten, erst des Morgens um drei wieder nach Hause gekommen zu sein? So hatte Beate zu hoffen gewagt, daß Hugo sie auch zur Vertrauten ernsterer Empfindungen und Erlebnisse erwählen und sie imstande sein würde, ihn durch Zuspruch und Rat vor mancher Trübsal und Gefahr der Jünglingsjahre zu bewahren. Nun aber erwies sich, daß all dies nur Träume eines verwöhnten Mutterherzens gewesen waren; denn da die erste seelische Bedrängnis ihn anfiel, zeigte Hugo sich fremd und verschlossen, und die Mutter stand solchem ihr neuen Wesen scheu und ratlos gegenüber.

Sie zuckte zusammen. Denn im ersten Windhauch des späten Nachmittags, gleich einer höhnischen Bestätigung ihrer Seelenangst, sah sie in der Tiefe unten von dem Giebel der lichten Villa am See die verhasste weiße Fahne wehen. Frech gezackt, der zudringlich lockende Gruß einer Verworfenen an den Knaben, den sie verderben wollte, flatterte sie zur Höhe auf. Unwillkürlich wie drohend erhob Beate die Hand; dann aber trat sie rasch ins Zimmer zurück in einem unbezwinglichen Drang, ihren Sohn zu sehen und sich mit ihm auszusprechen. Sie legte ihr Ohr an die Verbindungstüre, um ihn nicht etwa aus gutem Schummer aufzustören; und wirklich war ihr, als hörte sie wie früher seinen ruhigen starken Knabenatem gehen. Vorsichtig öffnete sie nun die Türe mit der Absicht, Hugos Erwachen abzuwarten und dann, neben ihm am Divan sitzend, in mütterlicher Zärtlichkeit sein Geheimnis zu erfragen. Aber erschrocken gewahrte sie, daß das

Zimmer leer war. Hugo war nicht mehr da. Er war fortgegangen, ohne wie sonst der Mutter Adieu zu sagen und sich den gewohnten Kuß auf die Stirne zu holen; — offenbar aus Scheu vor der Frage, die er seit Tagen auf ihren Lippen sich hatte vorbereiten gesehen und die sie, nun erst mußte sie's, heute, jetzt, in dieser Viertelstunde an ihn gerichtet hätte. So weit also war er, so entrückt durch seine Unruhe, durch seine Wünsche allein. Das hatte aus ihm der erste Händedruck jener Frau gemacht, neulich auf der Landungsbrücke; das ihr Blick, der ihn gestern von der Galerie der Schwimmanstalt aus lächelnd begrüßt hatte, da sein lichter Knabenleib aus den Wellen emporgetaucht kam. Freilich, — er war siebzehn vorüber; und niemals hatte die Mutter sich eingebildet, daß er sich aufbewahren würde für eine, die ihm bestimmt wäre, vom Anbeginn aller Tage, und die ihm begegnen würde, jung und rein wie er selbst. Nur dies eine ersehnte sie für ihn: daß er nicht mit Ekel aus seinem ersten Kausch erwachte, mit seiner duftenden Jugend nicht der Lust einer Frau zum Opfer fielen, die ihren halbvergangenen Bühneneruhm nur einer schillernden Dirnenhaftigkeit verdankte und deren Wandel und Ruf auch in ihrer späten Ehe keine Änderung erfahren hatten.

Beate saß auf Hugos Divan im halbdunklen Zimmer, mit geschlossenen Augen, den Kopf in die Hände gestützt und überlegte. Wo mochte Hugo sein? Bei der Baronin am Ende? Das war undenkbar. So rasch konnten diese Dinge sich nicht vollziehen. Aber, bestand überhaupt noch eine Möglichkeit den geliebten Buben vor einem so kläglichen Abenteuer zu bewahren? Sie fürchtete, nein. Denn sie ahnte ja: wie Hugo die Züge seines Vaters trug, so rann auch dessen Blut in ihm, das dunkle Blut jener Menschen aus einer andern, gleichsam geschlossenen Welt, die als Knaben schon von männlich-düsteren Leidenschaften durchglüht werden und denen noch in reifen Jahren Kinderträume aus den Augen schimmern. Das Blut des Vaters nur? Kann das ihre etwa träger? Durfte sie sich das heute einbilden, einfach darum, weil seit dem Tode des Vaters keine Versuchung an sie herangetreten war? Und weil sie niemals einem andern gehört hatte, war darum minder wahr, was sie dem Vaters einstmals gestanden: daß er nur darum ihr ganzes Leben als Einziger erfüllt hatte, weil in den tiefen Nächten, da ihr sein Antlitz verdämmerte, er ihr immer wieder einen andern, einen neuen bedeutete, — weil sie in seinen Armen des königlichen Richard Geliebte war und Cyranos und Hamlets und all der andern, die er spielte: die Geliebte von Helden und Bösewichtern, Gesegneten und Gezeichneten, spiegelklaren und rätselvollen Menschen? Ja, hatte sie nicht, halb unbewußt, nur darum schon als junges Mädchen den großen Schauspieler sich zum Vaters gewünscht, weil eine Verbindung mit ihm ihr die einzige Möglichkeit bot, den ehrbaren Lebensweg zu gehen, der ihr nach ihrer bürgerlichen Erziehung vorgezeichnet schien; und doch zugleich das abenteuerlich-wilde Dasein zu führen,

nach dem sie in verborgenen Träumen sich sehnte? Und sie erinnerte sich, wie sie sich Ferdinand, nicht nur gegen den Willen ihrer Eltern, deren frommer Bürgerinn den leisen Schauer vor dem Komödianten auch nach vollzogener Heirat nie ganz verwinden konnte, sondern auch gegen einen viel bedenklicheren Feind zu erobern verstanden hatte. Zur Zeit als sie Ferdinand kennen lernte, stand er in stadtbekanntem Beziehungen zu einer nicht mehr jungen, reichen Witwe, die den jungen Schauspieler in seinen Anfängen vielfach gefördert, ja öfters seine Schulden bezahlt haben sollte, und von der loszureißen es ihm, wie es hieß, nun an der nötigen Willenskraft fehlte. Damals hatte Beate den romantischen Entschluß gefaßt, den herrlichen Mann aus so unwürdigen Banden zu befreien; und in Worten, wie sie nur das Bewußtsein einer niemals wiederkehrenden Stunde einzugeben vermag, von der alternden Geliebten Ferdinands die Lösung eines Verhältnisses gefordert, das an seiner inneren Unwahrheit doch über kurz oder lang, und dann vielleicht zu spät für das Heil des großen Künstlers und der Kunst zusammenbrechen mußte. Wohl erfuhr sie damals eine spöttischverletzende Abweisung, an der sie lange trug, und es dauerte noch ein volles Jahr bis zu Ferdinands endgültiger Befreiung; aber daß jene Unterredung den ersten Anlaß hierzu bedeutet, daran hätte Beate nicht zweifeln können, auch wenn ihr Gatte nicht selbst, immer wieder, auch vor Leuten, die es nicht im geringsten kümmerte, die Geschichte mit heiterem Stolz zum besten gegeben hätte.

Beate ließ die Hände von den Augen sinken und erhob sich in plötzlicher Erregung vom Divan. Wohl lagen bald zwanzig Jahre zwischen jenem törrischkühnen Schritt und heute; aber war sie seither eine andere geworden? War in ihr heute nicht die gleiche Zielbewußtheit und der gleiche Mut? Durfte sie sich heute nicht mehr zutrauen, das Schicksal eines Menschen, der ihr teuer war, nach ihrem Sinn zu lenken? War sie die Frau, die stumm warten mußte, bis ihres Sohnes junges Leben beschmußt und für immer zerstört war, statt, wie einst vor jene andere, heute vor die Baronin hinzutreten, die am Ende doch auch eine Frau war und es irgendwo, wenn auch im verstecktesten Winkel ihrer Seele verstehen mußte, was es bedeutete, Mutter zu sein? Und dieses Einfalles wie einer Erleuchtung froh, trat sie zum Fenster, öffnete die Läden, und in neuer Hoffnung nahm sie das Bild der lieben Landschaft wie einen Gruß der Verheißung in sich auf. Doch sie fühlte, daß es darauf ankam, den kühnen Entschluß noch mit dem Selbstvertrauen des ersten Augenblicks zur Tat zu machen; ohne weiteres Zögern begab sie sich daher in ihr Schlafzimmer und klingelte dem Mädchen, das ihr beim Ankleiden heute mit besonderer Sorgfalt behilflich sein mußte. So bald dies zu ihrer Zufriedenheit besorgt war, setzte sie ihren breitkrempigen Panamahut mit dem schmalen schwarzen Band auf das dunkelblonde, dichtgewellte Haar, wählte aus dem Blumenglas, das auf dem Nachtkästchen stand, von den

drei roten Rosen, die sie heut morgens vom Stock geschnitten, die frischeste, steckte sie in den weißen Ledergürtel, nahm ihren schlanken Bergstock in die Hand und verließ das Haus. Sie fühlte sich froh, jung und ihrer Sache gewiß.

Als sie vor die Türe trat, stand das Ehepaar Arbesbacher vorn am Gartengitter, er in Lodenjoppe und Lederhose, eben im Begriff, den Laster zu drücken, sie in einem dunkelgeblühten Kattunkleid, das im Verhältnis zu den etwas verhärmten, aber noch jugendlichen Zügen einen allzu matronenhaften Zuschnitt zeigte.

„Küß die Hand, gnä' Frau,“ rief der Baumeister, lüftete den grünen Hut mit dem Gamsbart und behielt ihn in der Hand, so daß der weiße Kopf eine Weile unbedeckt blieb. „Wir wollen Sie grad abholen“ — und auf ihren fragenden Blick — „haben Sie denn vergessen, gnä' Frau? heut ist ja Donnerstag, Tarockpartie beim Direktor.“

„Ja richtig,“ sagte Beate sich erinnernd.

„Grad sind wir dem Herrn Sohn begegnet,“ bemerkte die Baumeisterin, und über die verblühten Züge zog ein müdes Lächeln.

„Mit zwei dicken Büchern ist er da hinauf,“ ergänzte der Baumeister und deutete gegen den Pfad, der über die sonnige Wiese zum Walde aufwärts führte. . . „Ein fleißiger Jüngling.“

Beate lächelte mit einem Ausdruck unverhältnismäßiger Glückseligkeit. „Im nächsten Jahr hat er Matura,“ sagte sie.

„Nein, wie schön die Frau heut wieder aussieht!“ äußerte die Baumeisterin ganz unvermittelt in einem Ton, der vor Verwunderung beinahe demütig wurde.

„Na, wie wird uns denn zumut sein, Frau Beate Linde,“ sagte der Baumeister, „wenn wir so plötzlich einen erwachsenen Sohn haben, der auf die Universität geht, sich duelliert und den Weibern die Köpfe verdreht?“

„Aber hast denn du dich duelliert?“ warf seine Gattin ein.

„Na, so hab ich mich halt herumgeschlagen. 'S kommt aufs selbe heraus. Blutige Köpfe gibts so und so!“

Sie spazierten den Weg hin, der oberhalb der Ortschaft, mit dem Blick über den See hin, zur Villa des Bankdirektors Welponer führte.

„Ja, ich geh da mit Ihnen so weiter,“ sagte Beate, „aber eigentlich müßte ich noch in den Ort hinunter. . . nämlich auf die Post, wegen eines Pakets, das vor acht Tagen in Wien aufgegeben worden und noch immer nicht da ist. Noch dazu per Eilgut,“ setzte sie so ungehalten hinzu, als glaubte sie selbst an die Geschichte, die sie plötzlich erfunden hatte, sie wußte selbst nicht warum.

„Vielleicht kommt's mit dem Zug, Ihr Packerl,“ sagte die Baumeisterin und wies nach unten, wo die kleine Eisenbahn eben pfauchend und wichtig-tuerisch hinter dem Felsen hervorkam und mitten durch das Wiesenland dem

etwas erhöhten Bahnhof zufuhr. Zu allen Fenstern steckten Reisende die Köpfe heraus, und der Baumeister schwenkte seinen Hut.

„Was hast denn?“ sagte seine Frau.

„Es werden ja jedenfalls Bekannte dabei sein, und man ist doch ein höflicher Mann.“

„Also, auf Wiedersehen,“ sagte Beate plötzlich. „Ich komm dann natürlich auch hinauf. Ich laß indessen schön grüßen.“ Eilig nahm sie Abschied und ging den Weg wieder zurück, den sie gekommen. Sie fühlte, daß der Baumeister und seine Frau, die stehen geblieben waren, ihr mit den Blicken beinahe bis vor die Villa folgten, die Arbesbacher vor nun zehn Jahren seinem Freund und Jagdgenossen Ferdinand Heinold gebaut hatte. Hier nahm Beate den schmalen Fahrweg, der, steil genug, an einfachen Landhäusern vorbei zur Ortschaft führte, mußte aber vor dem Überschreiten des Bahngeländes eine Weile warten, da der Zug eben die Station verließ. Jetzt erst fiel ihr ein, daß sie ja gar nichts auf der Post zu tun hatte, sondern vielmehr die Baronin sprechen wollte, was ihr nun, da sie ihren Buben im Wald oben mit seinen Büchern mußte, allerdings nicht mehr so dringend erschien, als noch in der Stunde vorher. . . . Sie überschritt das Geleise und fand am Bahnhof all die Unruhe vor, die dem Eintreffen eines Zuges zu folgen pflegt. Die zwei Stellwagen vom Seehotel und vom Posthof rumpelten eben mit ihren Passagieren davon; andere Ankömmlinge, von Gepäckträgern gefolgt, hochgestimmt und erregt; Ausflügler, unbeschwert und wohlgelaunt, kreuzten Beatens Weg. Sie sah belustigt zu, wie eine ganze Familie, Vater, Mutter, drei Kinder, Bonne und Stubenmädchen mit Koffern, Schachteln, Taschen, Schirmen und Stöcken, sowie einem kleinen verängstigten Pintfcher, in einem Landauer unterzukommen suchte. Aus einem andern Wagen winkte ihr ein Ehepaar, flüchtig vom vorigen Jahre her bekannt, mit der ganzen ungemessenen Freudigkeit der Sommerlandbegrüßungen zu. Ein junger Herr in lichtgrauem Sommeranzug, eine sehr neue gelbe Ledertasche in der Hand, küftete vor Beate den Strohhut. Sie erkannte den jungen Mann nicht und grüßte kühl zurück.

„Küß die Hand, gnädige Frau,“ sagte der Fremde, ließ seine Tasche rasch von der einen in die andere Hand voltigieren und streckte Beate etwas ungeschickt die freigewordene Rechte entgegen.

„Frisl!“ rief nun Beate, ihn erkennend, aus.

„Jawohl, gnädige Frau, Frisl in eigener Person.“

„Wissen Sie, daß ich Sie wirklich nicht erkannt hab'? Sie sind ja ein ganzes Gigerl geworden.“

„Na, es wird schon nicht so arg sein,“ erwiderte Frisl und ließ die Tasche wieder in die andere Hand gleiten. „Übrigens, hat denn der Hugo meine Karte nicht gekriegt?“

„Ihre Karte? Ich weiß nicht. Aber er hat mir neulich gesagt, daß er Ihren Besuch erwartet.“

„Natürlich, das ist ja schon in Wien besprochen worden, daß ich von Ischl aus auf ein paar Tage herüberkomm'. Aber gestern hab ich ihm noch extra geschrieben, daß ich heute nachmittag meine Ankunft zu feiern gedenke.“

„Er wird sich jedenfalls riesig freuen. Wo sind Sie denn abgestiegen, Herr Weber?“

„Aber nein, gnädige Frau, nicht Herr Weber sagen.“

„Also wo, Herr — Fritz?“

„In den Posthof hab ich mein Kofferl vorausgeschickt, und so bald ich meinen äußeren Menschen in Ordnung gebracht habe, werde ich so frei sein, in der Villa Beate meine Aufwartung zu machen.“

„Gib't's gar keine weit und breit.“

„Ja, wie heißt sie denn, wenn schon jemand mit einem so schönen Namen drin wohnt?“

„Sie heißt gar nicht. Solche Sachen mag ich nicht. Eichwiesenweg Numero sieben steht sie; sehen Sie, die dort droben mit dem kleinen grünen Balkon.“

Fritz Weber blickte andächtig in die bezeichnete Richtung. „Muß eine schöne Aussicht sein! Jetzt will ich aber nicht länger aufhalten. In einer Stunde find ich doch den Hugo hoffentlich zu Haus?“

„Ich denk schon. Jetzt ist er noch oben im Wald und studiert.“

„Studieren tut er? Das muß man ihm aber schleunigst abgewöhnen.“

„Dho!“

„Ich will nämlich Touren mit ihm machen. Wissen gnädige Frau schon, daß ich neulich auf dem Dachstein war?“

„Leider nein, Herr Weber, es ist nämlich nicht in der Zeitung gestanden.“

„Aber ich bitt schön, gnädige Frau, nicht Herr Weber.“

„Ich glaub doch, daß wir dabei werden bleiben müssen, da ich weder die Ehre habe, Ihre Tante noch Ihre Gouvernante zu sein . . .“

„So eine Tante möchte man sich schon gefallen lassen.“

„Also, galant ist er auch schon — nein, so was!“ Sie lachte laut auf: statt des eleganten jungen Herrn stand plötzlich der Bub vor ihr, den sie schon seit seinem zwölften Jahr kannte, und der kleine blonde Schnurrbart sah aus, als wenn er angeklebt wäre. „Also auf Wiedersehen, Fritz!“, sagte sie und streckte ihm zum Abschied die Hand entgegen. „Heut' abend beim Nachtmahl berichten Sie uns näheres von Ihrer Dachsteinpartie, nicht wahr?“

Fritz verbeugte sich etwas steif, dann küßte er Beate's Hand, was sie sich wie mit Ergebung in den raschen Lauf der Jahre gefallen ließ; endlich entfernte er sich mit gehobenem Selbstgefühl, das in seiner Haltung und

seinem Gang zum Ausdruck kam. Und das, dachte Beate, ist nun ein Freund von meinem Hugo. Freilich, etwas älter als der, um eineinhalb oder zwei Jahre gewiß. Er war ja früher auch in einer höheren Klasse gewesen, Beate erinnerte sich, nur hatte er einmal repetieren müssen. Jedenfalls freute sie sich, daß er da war und mit Hugo Touren zu machen gedachte. Wenn sie die beiden Buben doch gleich auf eine acht- oder vierzehntägige Fußpartie schicken könnte! So zehn Stunden Marsch, sich den Bergwind um die Stirne blasen lassen, abends müd aufs Stroh hinsinken und früh mit der Sonne wieder auf die Wanderschaft — wie schön und wie heilsam wäre das! Sie verspürte nicht übel Lust selbst mitzuhalten. Aber das ging kaum an. Auf eine Tante oder Gouvernante verzichteten die Buben gewiß gern. Sie seufzte leise und strich sich mit der Hand über die Stirne.

Auf der Landstraße dem See entlang spazierte sie weiter. Vom Landungssteg war eben das kleine Dampfschiff abgegangen und schwamm blank und pudrig quer übers Wasser nach dem sogenannten Auwinkel hin mit den paar stillen unter Kastanien und Obstbäumen versteckten Häusern, wo die Natur schon anfang Abend zu machen. Auf dem Sprungbrett in der Badeanstalt wippte irgendeine Figur in weißem Bademantel. Im See waren noch einige Schwimmer zu sehn. Die habens besser als ich, dachte Beate und blickte nicht ohne Neid auf das Wasser hin, von dem ein kühlender, friedenbringender Hauch zu ihr geweht kam. Aber rasch wehrte sie die Versuchung von sich ab und mit eigensinniger Bestimmtheit setzte sie ihren Weg fort, bis sie sich fast unversehens vor der Villa befand, die Baronin Fortunata in diesem Sommer bewohnte. Von der Veranda, die sich längs der ganzen Front hinzog, über den mäßigen bunt in Malven und Levkojen blühenden Vorgarten schimmerten helle Kleider her. Ohne den Blick seitwärts zu wenden spazierte Beate längs des weißen Zaunes weiter. Zu ihrer Beschämung fühlte sie ihr Herz lauter klopfen. Der Ton von zwei Frauenstimmen drang an ihr Ohr; Beate beschleunigte ihre Schritte und plötzlich war sie an dem Haus vorüber. Sie beschloß vorerst in den Ort hinauf zu gehen, zum Kaufmann, wo es öfter etwas zu besorgen gab, und heute gewiß, da man einen Gast zum Abendessen hatte. Nach ein paar Minuten stand sie schon in Anton Meißendichlers Laden, kaufte kaltes Fleisch, Obst und Käse und gab der kleinen Loisl mit einem Trinkgeld den Auftrag, das Päckchen gleich nach dem Eichwiesenweg zu bringen. Aber was nun? fragte sie sich, als sie draußen auf dem Kirchenplatz stand, dem offenen Friedhofstor gegenüber, und die vergoldeten Kreuze in der Abendsonne rötlich schimmern sah. Sollte sie ihren Plan einfach fallen lassen, weil ihr das Herz etwas rascher geschlagen hatte? Nie hätte sie eine solche Schwäche sich verziehen. Und die Strafe des Geschicks, sie fühlte es, wäre ihr sicher.

Also es blieb nichts übrig als: zurück — und ohne weiteren Aufschub zur Baronin.

In wenigen Minuten war Beate unten am Ufer. Nun vorbei am Seehotel, auf dessen weitläufiger erhöhter Terrasse Sommergäste bei Kaffee und Eis saßen, dann noch an den zwei neuen riesengroßen modernen Willen, die sie so gar nicht leiden mochte; und zwei Sekunden später begegneten ihre Augen denen der Baronin, die unter einem weißen, rotgetupften Riesenschirm in einem geflochtenen Streckstuhl auf der Veranda lag. An die Wand gelehnt stand eine zweite Dame, mit elfenbein-gelblichem Gesicht, statuenhaft, in wallendem weißen Gewand. Fortunata hatte eben lebhaft gesprochen, verstummte nun plötzlich und ihre Züge wurden starr; gleich aber lösten sie sich wieder, ihr ganzes Gesicht ward ein Lächeln, ein Grüßen, ihr Blick ein wahrer Glanz von Herzlichkeit und Willkommen. Du Vuder! dachte Beate ein wenig indigniert über diesen ihren eigenen Ausdruck und fühlte sich gerüstet. Und Fortunatas Stimme klang überheiter an ihr Ohr. „Guten Tag, Frau Heinold.“

„Guten Tag,“ erwiderte Beate mit kaum erhobener Stimme, als läge ihr nicht viel daran, ob ihr Gruß auf der Veranda gehört würde oder nicht; und sie tat, als wollte sie weitergehen.

Fortunata aber rief zu ihr herüber: „Sie haben wohl die Absicht, heute ein Sonnen- und Staubbad zu nehmen, Frau Heinold.“ Beate zweifelte nicht daran: dies hatte Fortunata nur gesagt, um überhaupt ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Denn die Bekanntschaft zwischen den beiden Frauen war so oberflächlicher Art, daß der scherzhafte Ton im Grunde nicht einmal sonderlich angebracht schien. Vor vielen Jahren, auf einem Bühnenfest, hatte Beate die junge Schauspielerin Fortunata Schön, eine Kollegin Ferdinand Heinolds, kennen gelernt, und in der Zwanglosigkeit des lustigen Abends hatte das Ehepaar am gleichen Tisch mit ihr und ihrem damaligen Liebhaber soupiert und Champagner getrunken. Später waren wohl flüchtige Begegnungen im Theater und auf der Straße erfolgt, hatten aber niemals zu wirklichen Gesprächen auch nur von Minutendauer geführt. Vor acht Jahren, nach ihrer Verheiratung mit dem Baron, war Fortunata von der Bühne abgegangen und völlig aus dem Gesichtskreis Beate's verschwunden, bis diese sie vor wenigen Wochen hier in der Badeanstalt zufällig wieder getroffen hatte, um von dieser Begegnung an, wie es sich kaum vermeiden ließ, auf der Straße, im Wald, im Bad gelegentlich ein paar Worte mit ihr zu wechseln. Heute aber paßte es Beate sehr, daß die Baronin selbst geneigt schien, eine Unterhaltung zu beginnen, und so erwiderte sie möglichst unbefangen: „Sonnenbad...? die Sonne ist ja schon fort — und am See ist's abends nicht so schwül wie im Wald oben.“

Fortunata hatte sich erhoben; mit ihrem schmalen, aber sehr wohlgebildeten

Sigürchen lehnte sie sich an die Brüstung und erwiderte etwas hastig, daß sie für ihren Teil die Waldspaziergänge vorziehe, insbesondere den zur Einsiedelei finde sie geradezu ergreifend. Was für ein dummes Wort, dachte Beate, und fragte höflich, warum die Baronin bei dieser Vorliebe nicht lieber gleich eine der Villen am Waldestrand gemietet hätte. Die Baronin erklärte, daß sie oder vielmehr ihr Gemahl diese Villa hier auf eine Annonce hin gemietet hätte; übrigens sei sie in jeder Hinsicht zufrieden. „Aber wollen Sie nicht weiter spazieren, gnädige Frau,“ setzte sie eilig hinzu, „und mit meiner Freundin und mir eine Tasse Tee trinken?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten ging sie Beaten entgegen, reichte ihr eine schlanke, weiße, etwas unruhige Hand und geleitete sie mit übertriebener Freundlichkeit auf die Veranda, wo indes die andere Dame nach wie vor regungslos in ihrem wallenden weißen Musselingschleier an der Mauer lehnte, mit einer Art von düsterem Ernst, der Beate halb unheimlich, halb komisch berührte. Fortunata stellte vor: „Fräulein Wilhelmine Fallehn — Frau Beate Heinold. Der Name dürfte dir nicht unbekannt sein, liebe Willy.“

„Ich habe Ihren Gatten unendlich verehrt,“ sagte Fräulein Fallehn kühl und mit dunkler Stimme.

Fortunata bot Beaten einen gepolsterten Korbsessel an und entschuldigte sich, daß sie selbst sich sofort wieder so bequem wie früher hinreckte. Nirgends noch hätte sie sich nämlich so müde, geradezu zerfließen gefühlt, wie hier, besonders in den Nachmittagsstunden. Möglicherweise läge es daran, daß sie der Versuchung nicht widerstehen könne, zweimal täglich zu baden und jedes Mal eine volle Stunde im Wasser zu bleiben. Aber wenn man so viele Wässer kenne wie sie, Binnenseen und Flüsse und Meere, da komme man erst drauf, daß jedes Wasser gewissermaßen seinen eigenen Charakter habe. So sprach sie weiter, fein und allzu gewählt, wie es Beate vorkam; und strich sich zuweilen wie ermüdet mit der einen Hand über das rötlich gefärbte Haar. Ihr langes weißes, mit Klöppelspitzen besetztes Hauskleid hing zu beiden Seiten des niedern Streckstuhls auf den Boden nieder. Um den freien Hals trug sie eine bescheidene Schnur von kleinen Perlen. Ihr blaßes schmales Gesicht war stark gepudert; nur die Nasenspitze schimmerte rötlich, und dunkelrot die offenbar geschminkten Lippen. Beate mußte sich an ein Bild aus einer illustrierten Zeitung erinnern, das einen an einem Laternenpfahl hängenden Pierrot vorstellte, ein Eindruck, der sich für sie dadurch verstärkte, daß Fortunata, während sie sprach, die Augen halb geschlossen zu halten pflegte.

Tee und Gebäck war gebracht worden, das Gespräch kam in Gang, auch Wilhelmine Fallehn, die, zwangloser als vorher, die Tasse in der Hand, an der Brüstung lehnte, beteiligte sich daran; es glitt vom Sommer zum Winter über, man sprach von der Stadt, den Theaterzuständen, den un-

bedeutenden Nachfolgern Ferdinand Heibold's und von des Unvergessenen allzu frühem Tod. Wilhelmine äußerte in gemessenem Ton ihr Staunen, daß eine Frau den Verlust eines solchen Mannes zu überleben imstande sei, worauf die Baronin, Beate's Befremden gewahrend, schlicht bemerkte: „Du mußt wissen, Willy, Frau Heibold hat einen Sohn.“

In diesem Augenblick sah ihr Beate mit unbeherrschter Feindseligkeit in die Augen, die diesen Blick spöttisch-nixenhaft erwiderten; ja, es schien Beate geradezu, als wenn von Fortunaten ein feuchter Duft ausginge wie von Schilf und Wasserrosen. Zugleich bemerkte sie, daß Fortunatens Füße nackt in den Sandalen staken, und daß sie unter dem weißen Leinenkleid nichts weiter anhatte. Indes aber rebete die Baronin unbefangen weiter, sehr glatt und gebildet; sie behauptete, daß das Leben stärker sei als der Tod, daß es daher am Ende immer recht behalten müsse; aber Beate fühlte, daß hier ein Geschöpf zu ihr sprach, dem nie ein geliebtes Wesen gestorben war, ja, das niemals einen Menschen, Mann oder Frau, wirklich geliebt hatte.

Wilhelmine Fallehn stellte plötzlich die Tasse hin. „Ich muß noch fertig packen,“ erklärte sie, verabschiedete sich kurz und verschwand durch den Gartensalon.

„Meine Freundin reist nämlich heute nach Wien zurück,“ sagte Fortunata. „Sie ist verlobt — gewissermaßen.“

„Ah,“ machte Beate höflich.

„Wofür würden Sie sie wohl halten?“ fragte Fortunata mit halbgeschlossenen Augen.

„Das Fräulein ist wahrscheinlich Künstlerin?“

Fortunata schüttelte den Kopf. „Eine Weile war sie allerdings beim Theater. Sie ist die Tochter eines hohen Offiziers. Besser gesagt die Waise. Ihr Vater hat sich eine Kugel durch den Kopf gejagt aus Gram über ihren Lebenswandel. Schon vor zehn Jahren. Dabei ist sie heute siebenundzwanzig. Sie kann es weit bringen. — Nehmen Sie noch eine Tasse Tee?“

„Danke, Frau Baronin.“ Sie atmete tief auf. Nun war der Augenblick gekommen. Ihre Züge spannten sich mit einem Male so entschlossen an, daß Fortunata sich unwillkürlich halb aufrichtete. Und Beate begann mit Entschiedenheit: „Es ist nämlich kein Zufall, daß ich an Ihrem Hause vorbeigegangen bin. Ich habe mit Ihnen zu reden, Frau Baronin.“

„D,“ sagte Fortunata und unter dem gepuderten Pierrotgesicht zeigte sich eine leichte Röte. Sie stützte den einen Arm auf die Lehne ihres Streckstuhls und verschlang die unruhigen Finger ineinander.

„Erlauben Sie mir, kurz zu sein,“ begann Beate.

„Ganz nach Ihrem Belieben. So kurz oder so lang Sie wollen, meine liebe Frau Heibold.“

Beate fühlte sich durch diese etwas herablassende Anrede gereizt und entgegnete ziemlich scharf: „Ganz kurz und einfach, Frau Baronin. Ich will nicht, daß mein Sohn Ihr Geliebter wird.“ Sie war vollkommen ruhig; ja, genau so war ihr zumute gewesen, als sie vor neunzehn Jahren einer alternden Witwe den künftigen Gatten abgefordert hatte.

Die Baronin erwiderte Beate's kühlen Blick nicht minder ruhig. „So,“ sagte sie halb vor sich hin. „Sie wollen nicht? — Schade. Allerdings, die Wahrheit zu sagen, ich habe selbst noch gar nicht daran gedacht.“

„So wird es Ihnen um so leichter fallen,“ erwiderte Beate etwas heiser, „meinen Wunsch zu erfüllen.“

„Ja, wenn es von mir allein abhinge —“

„Frau Baronin, nur von Ihnen hängt es ab. Das wissen Sie sehr gut. Mein Sohn ist fast noch ein Kind.“

Um Fortunatens geschminzte Lippen erschien ein schmerzlicher Zug. „Was muß ich doch für eine gefährliche Frau sein,“ begann sie gedankenvoll. „Soll ich Ihnen sagen, warum meine Freundin abreißt? Sie hätte nämlich den ganzen Sommer bei mir verbringen sollen, — und ihr Verlobter sollte sie hier besuchen. Und denken Sie, da bekam sie plötzlich Angst, Angst vor mir. Nun ja, vielleicht hat sie recht. Ich bin wohl so. Ich kann ja wirklich nicht für mich einstehen.“

Beate saß starr da. Eine solche Aufrichtigkeit, die fast schon Schamlosigkeit war, hatte sie nicht erwartet. Und sie erwiderte herb: „Nun, Frau Baronin, bei dieser Denkungsart wird Ihnen wohl wenig daran liegen, daß gerade mein Sohn —“ Sie hielt inne.

Fortunata ließ einen Kinderblick auf Beaten ruhen: „Was Sie da tun, Frau Heinold,“ sagte sie in einem gleichsam neugefundenen Ton, „ist eigentlich rührend. Aber klug, meinerseel, klug ist es nicht. Übrigens wiederhole ich, daß ich nicht im entferntesten daran gedacht habe . . . Wahrhaftig, Frau Heinold, ich glaube, Frauen wie Sie, haben da eine falsche Auffassung von Frauen — meiner Art. Sehen Sie, vor zwei Jahren zum Beispiel, da hab ich drei volle Monate in einem holländischen Fischerdorf verbracht; mutterseelenallein. Und ich glaube, in meinem ganzen Leben bin ich nicht so glücklich gewesen. Und ebenso hätte es passieren können, daß ich auch in diesem Sommer — O, ich möchte es noch immer nicht ausschließen. Ich hatte niemals Vorsätze, nie in meinem Leben. Auch meine Heirat, ich versichere Sie, war der reine Zufall.“ Und sie blickte auf, als fielen ihr plötzlich etwas ein. „O, haben Sie am Ende Angst vor dem Baron? Fürchten Sie, daß für Ihren — Ihren Herrn Sohn von dieser Seite irgendwelche Unannehmlichkeiten — Was das anbelangt —“ Und sie schloß lächelnd die Augen.

Beate schüttelte den Kopf. „An Gefahren von dieser Seite habe ich wirklich nicht gedacht.“

„Nun, man könnte immerhin auch daran denken. Ehemänner sind ja unberechenbar. Aber sehen Sie, Frau Heinold,“ und sie schlug die Augen wieder auf, „wenn diese Erwägung wirklich nicht mitgespielt hat, dann wird es mir noch unbegreiflicher — Ganz im Ernst. Wenn ich zum Beispiel einen Sohn hätte, im Alter Ihres Hugo —“

„Sie kennen seinen Namen?“ fragte Beate streng.

Fortunata lächelte. „Sie haben ihn mir doch selbst genannt. Neulich, auf der Landungsbrücke.“

„Ganz recht. Verzeihen Sie, Frau Baronin.“

„Also, liebe Frau Heinold, ich wollte sagen: Wenn ich einen Sohn hätte, und er würde sich — zum Beispiel in eine Frau wie Sie verlieben, ich weiß nicht — ich glaube, ich könnte mir für einen jungen Menschen ein besseres Debüt gar nicht vorstellen.“

Beate rückte den Sessel, als wollte sie aufstehn.

„Wir sind doch hier Frauen unter uns,“ meinte Fortunata beschwichtigend.

„Sie haben keinen Sohn, Frau Baronin . . . und dann —“ Sie hielt inne.

„Ach ja, Sie meinen, es wäre dann auch noch ein gewisser Unterschied. Mag sein. Aber dieser Unterschied würde die Angelegenheit — für meinen Sohn — nur bedenklicher machen. Denn Sie, Frau Heinold, würden so eine Sache ja wahrscheinlich ernst nehmen. Hingegen ich — ich!! Ja wirklich, je mehr ich es mir überlege, Frau Heinold, es wäre klüger gewesen, wenn Sie mit der entgegengesetzten Bitte zu mir gekommen wären. Wenn Sie mit Ihrem Herrn Sohn“ — und sie lächelte mit halbgeschlossenen Augen — „sozusagen ans Herz gelegt hätten.“

„Frau Baronin!“ Beate war fassungslos. Sie hätte schreien mögen.

Fortunata lehnte sich zurück, kreuzte die Arme unter dem Kopf und schloß die Augen völlig. „Solche Dinge kommen nämlich vor“ . . . Und sie begann zu erzählen. „Vor — leider recht vielen Jahren irgendwo in der Provinz, da hatte ich eine Kollegin, die damals ungefähr so alt war wie ich jetzt. Sie spielte das heroisch-sentimentale Fach. Zu der kam eines Tags die Gräfin . . . nun, der Name tut nichts zur Sache . . . Also ihr Sohn, der junge Graf, hatte sich in ein Bürgermädchel verliebt, aus guter, aber ziemlich armer Familie. Beamte, oder so was. Und der junge Graf wollte das Mädchel durchaus heiraten. Dabei war er noch nicht zwanzig. Und die Gräfin Mutter — wissen Sie, was die kluge Dame tat? Eines schönen Tages erscheint sie bei meiner Kollegin und redet mit ihr . . . und bittet sie . . . Na — kurz und gut, sie arrangiert das so, daß ihr Sohn in den Armen meiner Kollegin das Bürgermädchel vergiftet und —“

„Ich bitte doch von solchen Anekdoten lieber abzusehen, Frau Baronin.“

„Es ist keine Anekdote. Es ist eine wahre Geschichte und eine sehr moralische obendrein. Eine Mesalliance wurde verhindert, eine unglückliche Ehe, vielleicht gar ein Selbstmord oder ein Doppelselbstmord.“

„Mag sein,“ sagte Beate. „Aber all das gehört doch gar nicht her. Ich bin jedenfalls anders als diese Gräfin. Und für mich ist der Gedanke ganz einfach unerträglich . . . unerträglich —“

Fortunata lächelte und schwieg eine Weile, als wollte sie eine Beendigung des Satzes erzwingen. Dann sagte sie: „Ihr Sohn ist sechzehn . . . oder siebzehn?“

„Siebzehn,“ erwiderte Beate und ärgerte sich sofort, daß sie so gehorsam Auskunft erteilt hatte.

Fortunata schloß die Augen halb und schien sich irgendeiner Vision hinzugeben. Und sie sagte wie aus einem Traum: „Da werden Sie sich wohl an den Gedanken gewöhnen müssen. Bin ichs nicht, so ist es eine andere. — Und wer sagt Ihnen —“ aus den plötzlich geöffneten Augen kam ein grünes Schillern — „daß es eine Bessere sein wird?“

„Wollen Sie, Frau Baronin,“ erwiderte Beate mit mühseliger Überlegenheit, „diese Sorge getrost mir überlassen.“

Fortunata seufzte leise. Plötzlich schien sie ermüdet und sagte: „Nun, wozu länger darüber reden. Ich will Ihnen gerne gefällig sein. Also, Ihr Herr Sohn hat nichts von mir zu fürchten — oder, wie man es vielleicht auch auffassen könnte, zu hoffen. . . . Wenn Sie nicht“ — und nun waren ihre Augen groß, grau und klar, „überhaupt auf einer falschen Fährte sind, Frau Heinold. Denn ich, ganz aufrichtig, nun, mir ist es bisher nicht aufgefallen, daß ich auf Hugo“ — sie ließ den Namen langsam auf der Zunge zergehen — „einen sonderlichen Eindruck gemacht hätte.“ Und sie sah Beate unschuldsvoll ins Gesicht. Diese, dunkelrot geworden, hatte die Lippen wortlos aneinander gepreßt. „Also, was soll ich tun?“ fragte Fortunata schmerzlich. „Abreisen? Ich könnte ja meinem Gatten schreiben, daß mir die Luft hier nicht zusagt. Was glauben Sie, Frau Heinold?“

Beate zuckte die Achseln. „Wenn Sie nur wirklich wollen, ich meine, wenn Sie die Güte haben wollten . . . sich um meinen Sohn nicht zu kümmern, . . . es wird ja nicht so schwer sein, Frau Baronin, Ihr Wort würde mir genügen.“

„Mein Wort? Bedenken Sie nicht, Frau Heinold, daß in solchen Dingen Worte und Schwüre, o, auch von andern Frauen als ich eine bin, sehr wenig zu bedeuten haben?“

„Sie lieben ihn ja nicht,“ rief Beate plötzlich ohne alle Zurückhaltung aus. „Es wäre eine Laune, weiter nichts. Und ich bin seine Mutter. Frau Baronin, Sie werden mich einen solchen Schritt nicht vergebens haben tun lassen.“

Fortunata stand auf, sah Beate lang an und streckte ihr die Hand entgegen. Sie schien sich mit einemmal überwunden zu geben. „Ihr Herr Sohn ist von dieser Stunde an für mich nicht mehr auf der Welt,“ sagte sie ernst. „Verzeihen Sie, daß ich Sie so lange auf diese — selbstverständliche Antwort habe warten lassen.“

Beate nahm ihre Hand und empfand in diesem Augenblick Sympathie, ja, eine Art von Mitleid für die Baronin. Fast fühlte sie sich versucht, mit einem Wort der Entschuldigung Abschied von ihr zu nehmen. Aber sie unterdrückte diese Regung, vermied es sogar, etwas auszusprechen, das wie ein Dank hätte klingen können und sagte nur ziemlich hilflos: „Nun, dann ist ja die Sache in Ordnung, Frau Baronin.“ Und stand auf.

„Sie wollen schon gehen?“ fragte Fortunata in ganz gesellschaftlichem Ton.

„Ich habe Sie lange genug aufgehalten,“ erwiderte Beate ebenso.

Fortunata lächelte, und Beate kam sich etwas dumm vor. Sie ließ es zu, daß die Baronin sie bis zur Gartentür begleitete, und reichte ihr hier nochmals die Hand. „Ich danke Ihnen für Ihren Besuch,“ sagte Fortunata sehr liebenswürdig und fügte hinzu: „Wenn ich in der allernächsten Zeit nicht dazu kommen sollte, ihn zu erwidern, so werden Sie es mir hoffentlich nicht übelnehmen.“

„O“, sagte Beate und erwiderte noch von der Straße her das freundliche Kopfnicken der Baronin, die an der Gartentüre stehen geblieben war. Unwillkürlich ging Beate rascher als sonst und hielt sich auf der ebenen Landstraße; sie konnte ja später auf den schmalen Waldpfad abbiegen, der steil und geraden Wegs zur Villa des Direktors führte. Wie stehts nun eigentlich, fragte sie sich erregt. Bin ich die Siegerin geblieben? Sie hat mir wohl ihr Wort gegeben. Ja. Aber sagte sie nicht selbst, daß Frauenschwüre nicht viel bedeuten? Nein, sie wird es nicht wagen. Sie hat ja nun gesehen, wozu ich fähig bin. Die Worte Fortunatens klangen in ihr weiter. Wie sonderbar sie nur von jenem Sommer in Holland gesprochen hatte! Wie von einem Ausrufen und Aufatmen nach einer wilden, süßen, aber wohl auch schweren Zeit. Und sie mußte sich Fortunata plötzlich vorstellen im weißen Leinenkleid über dem nackten Leib an einem Meeresstrand dahinlaufend, wie von bösen Geistern geheßt. Es mochte nicht immer schön sein, solch ein Dasein, wie es Fortunata beschieden war. In gewissem Sinn war sie wohl, wie manche Frauen ihrer Art, innerlich zerstört, verrückt und kaum verantwortlich für das Unheil, das sie anrichtete. Nun, sie konnte ja tun, was sie wollte, nur Hugo sollte sie gefälligst in Frieden lassen. Mußte es denn gerade der sein? Und Beate lächelte, als ihr einfiel, daß man ja der Frau Baronin, als Ersatz gewissermaßen, einen eben angelangten hübschen jungen Herrn namens Friß Weber hätte anbieten können, mit dem diese wohl auch ganz zufrieden gewesen wäre. Ja, den Antrag hätte sie ihr stellen sollen. Wahr-

lich, das hätte diesem kostbaren Gespräch die letzte Würze gegeben! Was es doch für Frauen gab! Was für ein Leben die führten! So daß sie von Zeit zu Zeit in holländischen Fischerdörfern sich erholen mußten. Für andere wieder war das ganze Leben solch ein holländisches Fischerdorf. Und Beate lächelte ohne rechte Heiterkeit.

Sie stand vor dem Parktor der Wespenerschen Villa und trat ein. Vom Tennisplatz her, der sich ziemlich nah dem Eingang befand, durch das dünne Gesträuch, sah Beate weiße Gewänder schimmern, hörte die wohlbekanntenen Rufe und trat näher. Zwei Geschwisterpaare standen einander gegenüber: der Sohn und die Tochter des Hauses, neunzehn und achtzehn alt, beide dem Vater ähnlich, mit dunkeln Augen und starken Brauen, in Zügen und Gebärden die italienisch-jüdische Abstammung verratend; auf der andern Seite der Doktor Bertram und seine überschlauke Schwester Leonie, die Kinder eines berühmten Arztes, der hier im Ort seine Villa bewohnte. Beate blieb zuerst in einiger Entfernung stehen, freute sich an der kräftig-freien Bewegung der jungen Gestalten, dem scharfen Flug der Bälle und fühlte sich wohligher angeweht von dem frischen Hauch eines zwecklos holden Kampfsportes. Nach wenigen Minuten endete der Gang. Die beiden Paare, die Rakette in der Hand, begegneten einander am Netz, plaudernd blieben sie da stehen; die Mienen, früher gespannt in der Erregung des Spiels, verschwammen in einer Art von leerem Lächeln, die Blicke, die eben noch spähend dem Schwung der Bälle gefolgt waren, tauchten weich ineinander; seltsam, fast schmerzlich berührt empfand Beate, wie es nun in der früher so reinen Atmosphäre gleichsam zu dunsten und zu wetterleuchten begann, und sie mußte denken: wie wohl dieser Abend endete, wenn mit einem Male durch irgendein Wunder alle Gebote der Sitte aus der Welt geschafft wären, und diese jungen Leute ohne jedes Hindernis ihren geheimen, jetzt vielleicht von ihnen selbst nicht geahnten Trieben folgen dürften? Und plötzlich fiel ihr ein, daß es ja solche gefesselte Welten gab; daß sie selbst eben aus einer solchen emporgestiegen kam und den Duft von ihr noch in den Haaren trug. Darum nur sah sie ja heute, was ihren harmlosen Augen sonst immer entgangen war. Und sie dachte weiter: Ja, ihr lieben weißgekleideten jungen Mädchen, die ihr wohlbehütet und jeder Sorge fern im Frieden eures Hauses dahinlebt, euch ist es leicht. Ihr dürft sie verachten, jene andern, denen kein Heim und kein Friede geschenkt ist und seid doch am Ende keine andern in der Tiefe eurer Seelen. Und war ich nicht wie ihr? Und bin ich nicht wie ihr . . . und doch am Ende in der Tiefe meiner Seele wie jene andern sind? War ich nicht die Geliebte von Gesegneten und Gezeichneten . . . Spiegelklaren und Käsefollen . . . von Verbrechern und Helden . . . ?

Sie war bemerkt worden. Man grüßte sie händewinkend; sie trat näher

an das Drahtgitter heran, die andern zu ihr, und ein flüchtiges Plaudern ging hin und her. Aber es war ihr, als sähen die beiden jungen Männer sie an, wie sie noch niemals sie angesehen. Insbesondere der junge Doktor Bertram hatte eine Art von überlegenem Spott um die Lippen, ließ seine Blicke an ihr auf und abgleiten, wie er es noch nie getan oder wie sie es noch nie bemerkt hatte. Und als sie sich verabschiedete, um doch endlich nach der Willa hinaufzugehen, nahm er scherzend durch das Drahtgitter einen ihrer Finger und drückte einen Kuß darauf, der gar nicht enden wollte. Und er lächelte frech, als dunkle Falten des Unmuts auf ihrer Stirn erschienen.

Oben auf der gedeckten etwas zu prächtigen Terrasse fand Beate die beiden Ehepaare Welponer und Arbesbacher beim Tarockspiel. Sie gab durchaus nicht zu, daß man sich stören ließe, drückte den Direktor, der sich anschickte, die Karten hinzulegen, auf seinen Stuhl nieder, dann nahm sie Platz zwischen ihm und seiner Frau. Sie wollte dem Spiele zusehen, wie sie sagte, aber sie tat es kaum und blickte bald über die steinerne Balustrade weg zu den Bergrändern hinüber, auf denen die Sonne verglänzte. Ein Gefühl von Sicherheit und Dazugehören kam hier über sie, wie sie es bei den jungen Leuten draußen nicht empfunden hatte; — das sie beruhigte und zu gleicher Zeit traurig machte. Die Frau des Direktors bot ihr Tee an in jener etwas herablassenden Art, an die man sich immer erst gewöhnen mußte. Beate dankte; sie hätte eben erst getrunken. Eben erst? Wie viele Meilen weit lag doch das Haus mit der frechgezackten Fahne. Wie viele Stunden oder Tage lang war sie von dort bis hierher gegangen! Schatten sanken auf den Park, die Sonne von den Bergen schwand plötzlich, von der Straße unten, die hier nicht sichtbar war, drangen unbestimmte Geräusche. Beate war es mit einemmal so einsam zumute, wie es ihr in solchen Dämmerstunden auf dem Land nur sehr bald nach Ferdinands Tod und nachher nie wieder gewesen war. Auch Hugo war ihr mit einem Male ins Wesenlose verschwunden und wie unerreichbar fern. Eine wahrhaft quälende Sehnsucht nach ihm erfaßte sie, und hastig empfahl sie sich von der Gesellschaft. Der Direktor ließ es sich nicht nehmen, sie zu begleiten. Er ging mit ihr die breite Freitreppe hinab, dann wieder den Teich entlang, in dessen Mitte der Springbrunnen schlief, dann am Tennisplatz vorüber, wo die Geschwisterpaare trotz des sinkenden Abends so eifrig weiterspielten, daß sie die Vorbeispazierenden nicht bemerkten. Der Direktor warf einen trüben Blick nach jener Seite, den Beate nicht zum erstenmal an ihm gewahrte. Aber ihr war, als verstünde sie auch den heute zum erstenmal. Sie wußte, daß der Direktor mitten in seiner angestregten und erfolgreichen Tätigkeit eines kühnen Finanzmannes von der Melancholie des Alterns angerührt war. Und während er an ihrer Seite schritt, die hohe Gestalt nur wie aus Affektation ein wenig vorgebeugt, und ein leichtes Gespräch mit ihr führte, über das wunderbare

Sommerwetter und über allerlei Ausflüge, die man eigentlich unternehmen sollte, und zu denen man sich doch nie entschloß, spürte Beate immer wieder, daß es sich zwischen ihm und ihr, gleich unsichtbaren Herbstfäden, hin und her spann; und in den Handkuß beim Abschied am Parktor legte er eine ritterliche Schwermut, deren Nachempfindung sie auf dem ganzen Heimweg begleitete.

Schon an der Türe teilte ihr das Dienstmädchen mit, daß Hugo und ein anderer junger Herr sich im Garten befänden, und ferner, daß die Post ein Paket gebracht hätte. Beate fand es in ihrem Zimmer liegen und lächelte befriedigt. Meinte das Schicksal es nicht gut mit ihr, daß es aus ihrer überflüssigen kleinen Lüge unversehens eine Wahrheit gemacht hatte? Oder sollte das vielleicht nur warnend bedeuten: Diesmal gehst dir noch hin? Das Paket kam von Doktor Reichmann. Es enthielt Bücher, deren Zusendung er ihr versprochen hatte: Memoiren und Briefe großer Staatsmänner und Feldherren, von Persönlichkeiten also, denen der kleine Advokat, wie Beate bekannt war, die höchste Bewunderung entgegenbrachte. Beate ließ sich vorläufig an der Betrachtung der Titelblätter genügen, legte in ihrem Schlafzimmer den Hut ab, nahm einen Schal um die Schultern und begab sich in den Garten. Unten am Zaun erblickte sie die Vuben, die, ohne sie zu bemerken, ununterbrochen wie toll in die Höhe sprangen. Als Beate näher trat, sah sie, daß beide die Röcke abgelegt hatten. Nun lief Hugo ihr entgegen und küßte sie, nach Wochen zum erstenmal, kindlich stürmisch auf beide Wangen. Friß schlüpfte eilig in seinen Rock, verbeugte sich und küßte Beate die Hand. Sie lächelte. Es war, wie wenn er jenen andern melancholischen Kuß durch die Berührung seiner jungen Lippen weghauchen wollte.

„Ja, was treibt ihr denn da?“ fragte Beate.

„Kampf um die Weltmeisterschaft im Hochsprung,“ erklärte Friß.

Die hohen Ähren jenseits des Zauns bewegten sich im Abendwind. Unten lag der See mattgrau wie ein erblindeter Spiegel. „Du könntest dir auch den Rock anziehen, Hugo,“ sagte Beate und strich ihm zärtlich das feuchte Blondhaar aus der Stirn. Hugo gehorchte. Beate fiel es auf, daß ihr Vub gegenüber seinem Freunde etwas unelegant und knabenhaft aussah, aber es berührte sie zugleich angenehm.

„Also denk dir, Mutter,“ sagte Hugo, „der Friß will mit dem halbneun-Uhr-Zug wieder nach Ischl zurück.“

„Warum denn?“

„Kein Zimmer zu kriegen, gnädige Frau. Erst in zwei, drei Tagen wird vielleicht eins frei.“

„Deswegen werden Sie doch nicht zurückfahren, Herr Friß? Wir haben ja Platz für Sie.“

„Ich hab ihm schon gesagt, Mutter, daß du gewiß nichts dagegen haben wirst.“

„Aber was sollte ich denn dagegen haben. Selbstverständlich übernachteten Sie oben im Fremdenzimmer. Wozu haben wirs denn?“

„Gnädige Frau, ich möchte um keinen Preis Ungelegenheiten machen. Ich weiß, wie meine Mama immer außer sich ist, wenn wir in Ischl Logierbesuch kriegen.“

„Also bei uns ist das anders, Herr Friß.“

Und man einigte sich, daß das Gepäck des jungen Herrn Weber aus dem Posthof, wo es vorläufig in Verwahrung lag, heraufgeschafft und daß er bis auf weiteres in der Mansarde wohnen sollte, wogegen Beate sich feierlich verpflichtete, ihn einfach „Friß“ ohne „Herr“ zu nennen.

Beate gab im Hause die nötigen Anordnungen, hielt es für passend, die jungen Leute für einige Zeit sich selbst zu überlassen und erschien erst wieder beim Abendessen in der Glasveranda. Zum erstenmal seit vielen Tagen zeigte sich Hugo von unbefangener Lustigkeit; und auch Friß hatte es aufgegeben, den erwachsenen jungen Herrn zu spielen. Zwei Schulbuben saßen am Tisch, die gewohntermaßen damit anfangen, ihre Professoren durchzuhecheln, um sich dann sachlich über die Aussichten des nächsten letzten Gymnasialjahres und endlich über fernere Zukunftspläne zu unterhalten. Friß Weber, der Mediziner werden wollte, hatte, wie er erzählte, schon im verfloffenen Winter einmal den Seziersaal besucht und ließ durchblicken, daß andere Gymnasialisten so gewaltigen Eindrücken kaum gewachsen sein dürften. Hugo seinerseits war seit lange entschlossen, sich der Altertumsforschung zu widmen. Er besaß eine kleine Sammlung von Antiquitäten: eine pompejanische Lampe, ein Stückchen Mosaik aus den Thermen des Caracalla, ein Pistolenschloß aus der Franzosenzeit und dergleichen mehr. Demnächst gedachte er übrigens hier am See Grabungen anzustellen und zwar drüben im Kurwinkel, wo Reste von Pfahlbauten entdeckt worden wären. Friß verhehlte nicht seine Zweifel hinsichtlich der Echtheit von Hugos Museumsstücken. Insbesondere jenes Pistolenschloß, das Hugo persönlich auf der Türkenschanze gefunden hatte, war ihm immer verdächtig gewesen. Beate meinte, für solchen Skeptizismus sei Friß doch noch zu jung, worauf dieser erwiderte, das habe nichts mit dem Alter zu tun, das sei Anlage. Mein Hugo, dachte Beate, ist mir lieber als dieser frühreife Bengel. Freilich, er wird es schwerer haben. Sie sah ihn an. Seine Augen blickten in irgendeine Ferne, wohin Friß ihm gewiß nicht folgen konnte. Beate dachte weiter: Er hat natürlich keine Ahnung, was diese Fortunata für eine Person ist. Wer weiß, was er sich einbildet. Sie ist für ihn vielleicht eine Art Märchenprinzessin, die ein böser Zauberer gefangen hält. Wie er nur dasitzt mit seinem zerstrubelten blonden Haar und der unordentlichen Krawatte. Und es ist auch noch immer sein Kindermund, der volle rote, süße Kindermund! Freilich, den hatte sein Vater auch. Immer diesen Kindermund

und diese Kinderaugen. Und sie sah ins Dunkel hinaus, das über der Wiese hing, so schwer und schwarz, als sei der Wald selbst bis vors Fenster gerückt.

„Ist es erlaubt zu rauchen?“ fragte Friß. Beate nickte, worauf Friß eine silberne Zigarettentasche mit goldenem Monogramm zum Vorschein brachte und sie anmutig der Hausfrau darbot. Beate nahm eine Zigarette, ließ sich Feuer geben und erfuhr, daß Friß seinen Tabak direkt aus Alexandrien beziehe. Auch Hugo rauchte heute. Es war, so gestand er, genau die siebente Zigarette seines Lebens. Friß vermochte die seinen längst nicht mehr zu zählen. Übrigens hatte er die Dose von seinem Vater geschenkt erhalten, der glücklicherweise vorgeschrittene Ansichten hegte, und er berichtete gleich das Neueste: seine Schwester würde Matura ablegen in drei Jahren und wahrscheinlich Medizin studieren, geradeso wie er selber. Beate warf einen raschen Blick auf Hugo, der leicht errötete. War es am Ende noch die Liebe zur kleinen Elise, die er im Herzen trug —, und die an dem schmerzlich gespannten Zug um seine Lippen Schuld hatte? „Könnte man nicht noch ein bißchen rudern?“ fragte Friß. „Es ist eine so schöne Nacht, und so warm.“

„Warten Sie lieber auf Mondschein,“ meinte Beate. „Es ist gar zu unheimlich in solchen schwarzen Nächten da draußen herumzufahren.“

„Das find' ich auch,“ sagte Hugo. Friß zuckte verächtlich die Nasenflügel. Dann aber einigten sich die Duben dahin, daß sie zur Feier des Tags auf der Terrasse des Seehotels Gefrorenes essen wollten.

„Ihr Lumpen,“ sagte Beate mit einem matten Abschiedscherz, als sie gingen.

Dann sah sie oben in der Mansarde nach, ob alles in Ordnung wäre und wirtschaftete ihrer Gewohnheit nach noch ein wenig im Hause herum. Endlich begab sie sich in ihr Schlafzimmer, kleidete sich aus und legte sich zu Bett. Bald hörte sie draußen Gepolter und eine Männerstimme; offenbar hatte der Bohndiener Frißens Koffer gebracht, der nun über die Holztreppe hinaufgeschafft wurde. Dann folgte noch ein Getuschel zwischen dem Stubenmädchen und dem Bohndiener, das länger dauerte als dringend notwendig war; endlich wurde es still. Beate nahm sich eines der heroischen Bücher aus der Reichmannschen Sendung und begann die Denkwürdigkeiten eines französischen Reitergenerals zu lesen. Aber sie war nicht recht bei der Sache, unruhig und müde zugleich. Es schien ihr, als wenn gerade die tiefe Stille ringsum sie nicht schlafen ließe. Nach geraumer Zeit hörte sie die Haustür gehen, gleich darauf leise Schritte, Flüstern, Lachen. Das waren die Duben! Über die Treppe versuchten sie möglichst geräuschlos hinaufzugelangen. Dann kam von oben ein Rücken, ein Knarren, ein Raunen; — dann wieder gedämpfte Schritte die Treppe hinab. Das war Hugo, der sich in sein Zimmer zur Ruhe begab. Und nun war alles im Hause verstummt. Beate legte das Buch zur Seite, drehte das Licht aus und schlief beruhigt, ja in einer fast beglückten Stimmung ein. (Fortsetzung folgt)

II

Als der Kritiker Dramaturg wurde, hatte sich Brahms ästhetischer Standpunkt befestigt. Man kann es verfolgen, wie das geschah. Trotz mancherlei körperlichen Beschwerden ließ der Tagesdienst diesem ebenso fleißigen wie vorsichtigen Arbeiter Zeit zur Abfassung zusammenhängender Werke. Diese Schriften schließen sich noch eng an das literarhistorische Studium und an die Scherersche Schule an. Zunächst kam 1882 ein Essay über Gottfried Keller (Berlin, A. B. Auerbach). Brahm hatte den Dichter im Sommer desselben Jahres in Zürich kennen gelernt und den alten Murrkopf verhältnismäßig zugänglich gefunden. Er besuchte ihn dann sieben Jahre hindurch fast regelmäßig, und es bildete sich ein ganz guter Verkehr aus. Durch geschickte Fragen mußte Brahm auch diesen verstockten Eigenbrödlern aus sich herauszulocken. Aber einverstanden mit dem, was Brahm über ihn in hoher Bewunderung seines Genies und seiner Kunst schrieb, war Keller nie. Er fühlte sich bei lebendigem Leibe philologisch sezirt und anatomisiert. Sein Leben, das wie ein Ganzes hinter ihm lag, sah er plötzlich in Perioden und Epochen zerstückelt. Sein alter „grüner Heinrich“, von dem er nichts mehr wissen wollte, wurde mit dem neuen genauestens verglichen. Das alles war ihm ungemütlich. Er schmollte, daß Brahm den „grünen Heinrich“ mit philologischem Apparat untersuchte und das Gras darin wachsen hörte. 1882 fabelte er ironisch von einer „Dissertation von 1901 über die Lyrik Gottfried Kellers und die Brahmischen Quellen“. Anderthalb Jahre später, als Brahm Kellers neue Gedichtsammlung in der Deutschen Rundschau besprochen hatte, ließ er ihn durch Rodenberg „recht biedermännisch“ grüßen und fügte hinzu: „Über den schmeichelhaften Tenor des Aufsatzes will ich mich diesmal nicht unnütz machen, sonst schlägt er gelegentlich ins Gegenteil um, und das würde mich dann doch wieder verblüffen als verwöhnten alten Esel. Ein solcher wird am Ende auch fähig sein, alle Münchhauseniaden zu glauben, die man über ihn sagt.“ Auch bei Fontane fand die kleine Schrift über Keller wenig Anklang. Auch er sträubte sich gegen die Methode. Er fand Zerteilung, nicht Zusammenfassung. Er verglich es mit einem Baumkuchen, von dem man nur den äußeren Zierat zu kosten kriegt. Wirklich ist die Arbeit, bei vielen feinen und treffenden Einzelbeobachtungen, kein Essay im Sinne Herman Grimms; und auch Scherer selbst pflegte so etwas ganz anders zu machen als der Schererschüler, der noch im seminaristischen Banne seiner Doktorarbeit stand und Scherer über-
schererte.

Auch der folgende Essay über Paul Heyse (in Westermanns Monatsheften) ist noch laboratorische Untersuchung, obwohl Brahms hier mit besonderer Freude an die Arbeit ging. Heyse war der Lieblingsdichter seiner Jugend. Es ist gut und schön, daß sich junge Menschen ihren Lieblingsdichter unter Lebenden suchen, weil ihre Liebe dann noch eine Hoffnung hat. Brahms Generation sah vor vierzig Jahren in Heyse den formvollendeten Vertreter des Goethischen Klassizismus, aber nicht epigonisch, sondern mit einer modernen Prägung. Schöner Stil vereint mit geistiger Freiheit. Die ethisch freie Weltanschauung in den Romanen „Kinder der Welt“ und „Im Paradiese“, die damals das Neueste vom Neuen waren, gab den Ausschlag. Heyse war der erste Dichter, den Brahms persönlich aufsuchte. Noch als Student, wahrscheinlich auf der Reise von Straßburg nach Jena, war er in München, und die Schilderung dieses Besuches wurde seine erste feuilletonistische Plauderei im Montagsblatt. Damals ging Heyse gern auf diesen Umgang ein. Er besuchte Brahms öfters in Berlin. Anfangs der achtziger Jahre hatte sich Brahms am Schöneberger Ufer, da wo jetzt Weihenstephan ist, bei Frau Professor Buttman, einer Schwiegertochter des alten Grammatikus, in Pension gegeben. Er besaß mit hübschem Blick in den Garten und nach „Karlsbad“ hinaus ein sehr dürftiges, ganz isoliert gelegenes Zimmerchen zu ebener Erde im Hinterhaus. Eines frühen Morgens klingelte es. Brahms trug einen vieljährigen, schlotterichten Schlafrock. Er „wohnte“ in diesem Schlafrock, wie Heine von Börne sagt. In der Annahme, daß irgendeine Dienstpersion geklingelt habe, schloß der Mann des Negligée arglos die Tür auf. Vor ihm steht, mit strahlenden Augen auf ihn herabblickend, wie ein Gebild aus Himmelhöhen, des Dichters apollinische Gestalt. Brahms ist bemüht, Nachhemd und Unterhosen durch den Schlafrock zu umhüllen, der Dichter aber, noch immer auf der Schwelle ragend, deklamierte: „Bis an die Fußspitzen wallete es ihm“. Brahms war nie ein Verlegenheitsmensch und dachte immer vergnügt an diese Kontrastbegegnung zurück. Warum er später ganz mit Heyse zerfiel, wird sich aus Brahms literarischer Entwicklung erklären. Auch soll Heyse über Brahms Essay nicht allzu glücklich gewesen sein. Es ist nämlich kein dankbares Geschäft, über lebendige Menschen zu schreiben. Die Toten halten still.

Brahms erste große Arbeit galt einem Toten. Es war sein preisgekröntes Buch über Heinrich v. Kleist, das zum ersten Male 1884 erschien. Fontane schrieb ihm damals: „Viertausend Mark sind kein Pappenstiel, und wenn schon das Geld was bedeutet, so die Ehre noch mehr. . . Als Kollege habe ich noch die Spezialfreude gehabt, daß ein Schriftsteller den ersten und ein Professor erst den zweiten Preis errungen hat. Es ist recht gut, daß wir Professoren und Geheimräte haben, aber ihre Alleinherrschaft dann und wann gebrochen zu sehn, ist doch eine Wonne, weil ein gelegentlicher Triumph

von Gerechtigkeit und bon sens." Das Kleistbuch, Erich Schmidt gewidmet, war Brahms bedeutendste schriftstellerische Leistung und ist es auch geblieben, als er fast ein Menschenalter später den hundertsten Todestag Kleists dazu benutzte, das Werk umzuarbeiten.

Die Reste des Schulmäßigen sind besonders in der neusten Ausgabe verschwunden. Das, was ihn die germanistische Forschung gelehrt hat, konnte er nun durch Eindrücke vertiefen, die ihm aus dem intimen persönlichen Verkehr mit lebendigen dichterischen Kräften kamen. Es liegt eine feine symbolische Absicht darin, daß er die Vorrede zur neuen Ausgabe gerade in Gerhart Hauptmanns Agnetendorfer Villa schrieb. Aber eben dadurch, daß er sich selbst vom rein philologischen Betrieb der Literaturwissenschaft bewußt abkehrte, gab er künftigen jungen Germanisten einen dankbaren Untersuchungstoff. Wie er selbst einst zu Kellers Schrecken die alte und die neue Ausgabe des „Grünen Heinrich“ verglichen hatte, so würde er jetzt selbst eine Parallele zwischen seinen beiden Kleistbüchern vom Seminare dulden müssen. Für die Entwicklung der deutschen Literatur und Literaturwissenschaft ergäbe sich daraus manches Einleuchtende, und wir dürfen uns freuen, daß es ihm in seinem vorletzten Lebensjahre noch vergönnt war, mit ungeschwächter Kraft diese Neubildung zu schaffen.

Sein nächstes Werk, das Buch über Schiller, zu verändern und zu vollenden blieb ihm versagt. Es hat sich gefügt, daß vor etwa einem Vierteljahrhundert drei deutsche Literaturforscher fast gleichzeitig es unternahmen, ein weitausholendes Schillerwerk zu schreiben. Zu jener Zeit lag die Abkehr von Schiller in der Luft. Man trat ihm kritischer entgegen als je zuvor. Die natürliche Reaktion nach 1859 zeigte sich erst zwanzig Jahre später. Aber die Auseinandersetzung mit Schiller war schwierig. Alle drei, die es wollten, kamen über die Anfänge nicht hinaus, trugen die Last der Aufgabe unerlöst durchs Leben, und alle drei, Minor, Weltrich, Brahms, sind jetzt im Verlaufe weniger Monate darüber weggestorben. Nun müßte einer kommen, der alle drei Torsi nachprüft und über den Trümmern etwas Neues aufbaut. Zweifellos wird er in Brahms das sicherste Fundament finden. Bei Wilhelm Herz, Berlin, kam von Brahms „Schiller“ 1888 der erste Band, 1892, fast ebenso umfangreich, die erste Hälfte des zweiten Bandes heraus, nachdem zwei Drittel davon drei Jahre lang ausgedruckt beim geduldigen Verleger gelagert hatten. Die Darstellung gelangte bis an die Zeit der nähern Beziehungen Schillers zu Goethe. Das Leben mit Goethe fehlt und war der nie erschienenen andern Hälfte des zweiten Bandes vorbehalten. Das Werk ist dem Andenken Wilhelm Scherers gewidmet, der schon dem neugeborenen, aus Jena zurückgekehrten jungen Doktor die erste Anregung gegeben hatte, und dessen „Methode der modernen literarhistorischen Forschung“ sich hier wieder erproben sollte. Der Erfolg

des Kleistbuches, später die Öffnung der Archivschätze im Weimarer Goethehaus, woran Brahms lebhaftestes Interesse nahm, förderten den lang hinausgeschobenen Plan. Brahms, der angebliche „Schillerhasser“, war nicht durch die Volkstrümplichkeit des Dichters selbst, sondern durch Goethe an Schiller herangerückt. Eine Goethebiographie im größten Stile, wie wir sie auch jetzt noch nicht besitzen, hatte sich Scherer selbst vorgenommen. Brahms wollte hierzu eine kleine ergänzende Vorarbeit liefern. Aber im Laufe der Zeit imponierte ihm Schillers Persönlichkeit immer mehr. Schiller wurde immer mehr Selbstzweck. Und es scheint mir sehr wahrscheinlich, daß er vorhatte, wie Kleist, nun auch Schiller durch das „wiedergeborene Auge“ des modernen Theaterpraktikers, des modernen Ibsen- und Hauptmann-Apostels noch einmal von neuem zu betrachten. Wenigstens machte er in seinen letzten Lebenstagen darüber Andeutungen. Zunächst freilich sollte für S. Fischers Verlag ein großes biographisches Werk über Henrik Ibsen entstehen.

Während er noch am zweiten Bande des Schillerbuches arbeitete, während er noch für die „Nation“ und die „Frankfurter Zeitung“ Kritiken schrieb, stellten ihn im April 1889 die Gründer der Freien Bühne an ihre Spitze.

Der Gedanke einer Freien Bühne in Berlin war nicht allein von ihm ausgegangen; seine damaligen Kaffeetischgenossen Maximilian Harden und Theodor Wolff, die eifriger französische Zeitungen lasen als er, brachten sie ihm vielleicht erst bei. Die Anregung war allen aus Paris gekommen, aber die Tat ward allein Brahms Werk. Er hatte während des kommenden Winters zehn Theater Vorstellungen zu veranstalten. Er hatte nach Paul Jonas' rechtskundigen Vorschlägen einen Verein zu organisieren, der diese Aufführungen von etwaigen Zensurverboten unabhängig machte, er hatte Dramen auszuwählen, in denen dichterische Hoffnung lag, er hatte innerhalb eines Dezemvirats verschiedener Meinungen, Neigungen und Wünsche das monarchische Prinzip zu behaupten, das für jede Theaterunternehmung notwendig ist, er hatte einen Bühnensachmann als Gehilfen zu suchen, er hatte die schließlich schwerste Aufgabe, unter dem Wohlwollen der Theaterdirektionen das Spiel jedesmal zustande zu bringen, denn man brauchte für diese Darstellungen die Besten unter den Besten der Schauspieler; deren Mitwirkung hing aber vom guten Willen ihrer Direktoren ab. Die Hofbühne des Grafen Hochberg sagte sofort nein, denn sie spürte das Revolutionierende der ganzen Bewegung. L'Artranges Deutsches Theater verhielt sich zum mindesten spröde, Blumenthals Lessingtheater, als erster Hauswirt der Freien Bühne, war zu Anfang entgegenkommend, späterhin desto ablehnender. Brahms Gehilfe Meery mußte immer neue Überredungskünste aufbieten, um mit freiwilligen Kräften eine Vorstellung zu ermöglichen, aber fast immer blieb sie bis zum letzten Augenblick in Frage

gestellt. Während alles um ihn her zitterte oder wütete, behielt Brahm kaltes Blut und den Kopf oben. So ging es zweieinhalb Jahre. Mitten in den heißesten Kämpfen vor und nach jeder Aufführung, die fast immer auch eine Aufwühlung war, blieb er nicht nur kühn und unerschrocken in der Auswahl dramatischer Werke, sondern er hatte auch noch Muße, am Schillerbuch weiterzuarbeiten, die herrliche Rechtfertigungsschrift über Stauffer-Bern zu schreiben und seine Wochenschrift zu redigieren. So vereinigte er zwei Tätigkeiten unterschiedlicher Art. Denn gerade in der Freien Bühne, der dramatischen wie der publizistischen, bekämpfte der Schillerbiograph nichts so sehr wie Schillers Epigonen. Der einstige Verherrlicher klassizistischer Traditionen, der einstige Verächter naturalistischer „Orgien“ hatte sich innerhalb eines knappen Jahrzehntes gewandelt.

Die entscheidende Anregung zu diesem inneren Prozeß kam diesmal nicht von Wilhelm Scherer selbst, aber doch aus Scherers Schülerkreise. Auf der Germanistenkneipe, die jeden Dienstag unter Scherers Teilnahme im Dessauer Garten stattfand, lernte Brahm bald nach seiner Rückkehr aus Jena den Dänen Julius Hoffory kennen, der genau ein Jahr älter als er war und sich teils mit altnordischer Philologie, teils mit Phonetik beschäftigte, auf beiden Gebieten ein wissenschaftlicher Forscher ersten Ranges. Doch das genügte seiner genialen Natur nicht. Noch leidenschaftlicheren Teil nahm er am Entwicklungskampfe der Zeit. Bismarcks Größe erfüllte ihn ganz; er wurde nicht bloß Berliner Universitätsprofessor, sondern auch deutscher Reichsangehöriger. Hingegen stand er der deutschen Literatur äußerst skeptisch gegenüber. Er schätzte eigentlich nur Goethe; ihn allerdings aufs höchste, und ganz besonders den zweiten Teil des Faust. Hingegen war ihm Schillers idealistischer Stil verhaßt. Gegen Keller blieb er kalt, über Heine machte er sich lustig. Der Dichter seiner Inbrunst aber war Henrik Ibsen, der damals gerade bei den „Gespenstern“ hielt. Durch das Vererbungsthema der „Gespenster“ kam Hoffory zu Zola, und nun hatte er der verachteten deutschen Literatur zwei große Vorbilder entgegenzustellen, im Roman Zola, im Drama Ibsen. Mit diesen Evangelien trat er in einer höchst eigentümlichen Mischung von Vorsicht und Rücksichtslosigkeit, von Bedachtsamkeit und Leidenschaft, von Humor und Ernst, von Geist und Temperament in den gesitteten Kreis der Schererschule. Er wußte die radikalste Gesinnung in feinsten Form vorzutragen, das Grauererregendste mit einer zarten, leisen Stimme auszusprechen und in gewähltesten Worten. Mit Selbstironie posierte er ein wenig auf Würde und Vornehmheit, während er an Götterbilder rührte. Auch wenn er zuviel Brauneberger getrunken hatte, verließ ihn selten die Haltung; sie steigerte sich nur zu einer drolligen Grandezza, mit der dann das Allerverwegenste gesagt wurde. Scherer selbst pflegte darüber herzlichst zu lachen und nahm diesen rotblonden Dänen, der wie

ein Apfel strotzte, nur als Eddaforſcher und Lautpſyſiologen ernt. Im übrigen galt er ihm und den andern als ſonderbarer Schwärmer und wunderlicher Kauz. Brahm jedoch, mit ſeinem ſcharfen, faſt lauernden Blick für originale Individualitäten, witterte Morgenluſt. Ohne etwas vom Altnordiſchen und von Phonetik zu verſtehen, ſchloß er ſich an Hoffory an und zog in das Buttmanſche Penſionat, weil Hoffory dort bereits niſtete. Sie fanden ſich im Zweikampf ihrer Geiſter um das, was deutſcher Dichtkunſt damals not tat, und was für Hoffory eine Art Sport geweſen war, wurde ihm nun durch Brahm zur Herzensſache. Nicht überredet, ſondern durch Selbſtprüfung überzeugt, rückte Otto Brahm, an Hofforys Seite, langſam zu Ibsen und auch zu Zola hinüber.

Schon vorher hatte er im Verkehr mit Georg Brandes von der modernen ſkandinaviſchen Literatur feſtere Begriffe bekommen. Durch Hofforys Propaganda wurden dieſe Begriffe zu lebendigen Anſchauungen. Als wir 1878 in Berlin zuerſt die „Stützen der Geſellſchaft“ ſahen, empfand Brahm für dieſes bahnbrechende Stück noch nicht viel mehr als für Björnſons „Fällissement“. Wenn wir nach der gemeinſam erlebten Vorſtellung darüber diſkutierten, ſo hob ich das Neue am Stück hervor, Brahm kritiſtierte ſeine Schwächen, die heute, durch Ibsen ſelbſt verwöhnt, ein jeder ſieht. Dem entwichenen Kommiſ galt damals ein Ritterſtiefel noch für poetiſcher als ein Kontobuch. Über das „Puppenheim“ äußerte er ſich noch 1883 in der Kellerschrift zurückhaltend. Er tabelte im lezten Akt die unpoetiſche Tendenz und zog in einem weithergeholtten, wenig haltbaren Vergleich Kellers „Sinngedicht“ vor; denn „— für uns handelt es ſich nicht um das ſoziale Problem als ſolches, ſondern um ſeine poetiſche Realisierung; und im Bereich der Kunſt iſt es zweifellos Gottfried Keller geweſen, welcher die vollendetere Schöpfung gegeben hat“. Solche Vergleiche, ſolche Sätze brachten in Hoffory eine halb feierliche, halb ſatiriſche Entrüſtung auf. Hier ſetzte ſein bewußter Eifer ein, Brahm zu bekehren. Dieſer Agitation aber half der nordiſche Dichter ſelbſt am beſten dadurch nach, daß er auf „Nora“ die „Geſpenſter“ folgen ließ, die Brahm bereits als Erweckten, als Erzo-genen trafen, und in denen er ſofort die „poetiſche Realisierung“ erkannte. Nicht durch Hoffory, ſondern durch Henſe hatte er zum erſten Mal von dieſem Drama gehört, das für ihn ſo bedeutungsvoll werden ſollte; Henſe aber hatte mit Ekel von der „Spitalpoeſie“ geſprochen. Und mit Ekel ſprachen davon die ſchönen Geiſter alle. Damals hörte Brahm auf, ein ſchöner Geiſt zu ſein. Damals lernten wir zwei bei Hoffory dänisch, um das große Werk in der Urſprache leſen zu können. Von V'Arronges Deutſchem Theater forderte Brahm öffentlich eine Aufführung des Stückes und machte damals zum erſtenmal in ſeinem Leben einen Beſetzungsentwurf (Kainz als Osvald). Er forderte es vergeblich. Auch Kainz

wollte noch nicht. Erst 1887 fand sich Direktor Anno bereit, das damalige Zensurverbot durch eine einzige Sonntagsmatinee im Residenztheater zu umgehen. Diese denkwürdige Aufführung brachte Brahm und mich zum ersten Male der Theaterpraxis etwas näher; wir berieten den Direktor und die Schauspieler und nahmen auf der Generalprobe Ibsens eigene Wünsche entgegen, um sie nach Kräften an den Mann zu bringen und womöglich auch an das Weib; unser Julius Hoffory aber ging während der Vorstellung hochgehobenen Hauptes und strahlenden Angesichts, ein Frühstücksbrötchen nach dem anderen vertilgend, im Büfettaum hin und her und verkündigte frei nach Goethe ein über das andere Mal: „Von hier und heute fängt eine neue Epoche der Literaturgeschichte an, und ihr dürft sagen, ihr seid dabei gewesen.“ Brahm sah es und dachte daran, wie wenige Jahre früher in demselben Residenztheater, als Hedwig Niemann-Kaabe die mit ihrem Gatten verführte Nora gespielt hatte, ein anderer Däne, Georg Brandes, betrübt über den Mißerfolg und die fälschende Darstellung, zu ihm gesagt hatte: „Ibsen wird in Deutschland nie durchdringen“. Seit den „Gespenstern“ gab es zwischen Hoffory und Brahm in Sachen moderner Literatur kaum mehr Meinungsunterschiede. Bis hin zu „Hedda Gabler“ empfangen und begrüßten sie jede neue Schöpfung Ibsens als die ersten in Deutschland. Dann zerfiel Hofforys reicher, ebenso kritischer wie phantastischer Geist; er wählte sich in Eilert Lövborg abgespiegelt; ein Dämmern umhüllte ihn und das Ziel seines Strebens, die Blüte des modernen deutschen Naturalismus hat er mit wachen Sinnen nicht mehr erlebt. Max Krejzers Romane hatte er noch froh begrüßt, Hauptmanns erste Dramen zu würdigen blieb ihm schon versagt. Daß auch Hoffory im Naturalismus Zolas kein allein-seligmachendes Dogma fand, bewies seine Begeisterung für den zweiten Teil Faust. Aber der Naturalismus war ihm das Heilmittel, um die neuere deutsche Literatur (er schob alles auf den Einfluß Schillers) von ihrer Krankheit zu befreien, nämlich von Beschönigung des Stoffs, der Empfindung und der Form.

Ganz in Hofforys Sinn eröffnete Brahm die Freie Bühne mit den „Gespenstern“, die noch immer verboten waren; dann aber ging er ohne ihn seinen Weg weiter. Es half seiner Selbständigkeit, daß der stärkste Einfluß, den je ein anderer Mensch auf ihn gehabt hatte, nicht mehr weiterwirkte. Das Kapriziöse und Eigensinnige in Hofforys Neigungen konnte seinen festen Willen, seinen festen Weg nicht mehr kreuzen. Hoffory kannte in seinem Urteil keine Abwägung. Schon gleich Krejzer nahm er für einen Künstler, Hense für einen Stümper. Es steckte etwas vom Brandschen „Alles oder Nichts“ in ihm. Auch in der Politik interessierte ihn außer Bismarck bloß die Sozialdemokratie. Alle Nüancen dazwischen waren seinem Spott preisgegeben. Für die „Nordische Bibliothek“, die er bei

S. Fischer herausgab, traf er unter seinen skandinavischen Stammesgenossen die strengste Auslese. Ästhetisches Bekenntnis war ihm eine Forderung der Ethik. Er hatte etwas vom sachlichen Rigorismus seines verehrten Lehrers Müllenhoff, der immer geneigt war, den Gegner für unsittlich zu halten. Brahm aber hatte auf das Programm der Freien Bühne die Förderung begabter Anfänger gesetzt, die mehr versprachen als leisteten. Ohne durch Hofforys strenge Skepsis gehemmt zu sein, fand er eine stattliche Zahl solcher Talente: Neben Hauptmann auch Holz und Schlaf, Hartleben, Ernst Kosmer, Georg Hirschfeld, Hofmannsthal, Ernsthardt, E. v. Kerserling. Die wenigsten hätten vor Hoffory bestanden; vielleicht nur Holz und Schlaf. Sie alle aber traten auf Brahms Freier Bühne zuerst auf und gingen dann ihre eigenwilligen Pfade weiter. Man kann auch Max Halbe mitrechnen, denn es ist nur ein Zensurzufall, daß die Freie Bühne Halbes „Jugend“ für eine Sonntagsmatinee dem Lautenburgschen Residenztheater überließ.

Otto Brahm blieb von der hohen Mission, die seine Freie Bühne damals erfüllte, zeitlebens durchdrungen. Mehr als irgend ein anderer! Noch zwanzig Jahre nach der Eröffnung, am 18. Oktober 1909, schrieb er dem „Berliner Tageblatt“ mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Steigerung des Tones: „Damals ist die große Wende für unsere Bühne gekommen, der Umschwung und der große Krach, der Morsches wegsetzte auf Nimmerwiedersehen. Eine neue Generation kam auf, gehütet von den großen Alten, den Sternbildern ob unseren Häuptern, an denen wir unseren Weg erkennen konnten in der Dunkelheit eines noch ungewordenen Tages. Und bald sollte eine völlige Umbildung des deutschen Spielplans zeigen, daß die grimmig Befehdeten von gestern, die kecken Neuerer mit ihren Peinlichkeiten, ihren Naturalismen, die Sieger von heute waren. Die Berührung mit der Erde, mit dem wirklichen Leben des Tages hatte eine Kraft ausgelöst in den Jungen, die unwiderstehlich war; und so schritt diese Generation, ein Antäus von stetig erneuerten Gewalten, zum Kampf, zum Sieg.“ Nie sprach aus Otto Brahm ein so gläubiger Optimismus, wie er sich nach jahrelanger Zurückhaltung in diesen Sätzen entladet. Es war der nämliche Optimismus, der ihm Mut gab, das praktische Bühnenhandwerk, das er unter schwersten Umständen gelernt hatte, auch im regelmäßigen Geschäftsbetriebe zu erproben. 1892 im April, im dritten Kriegsjahr der Freien Bühne, hatte er noch Strindbergs naturalistische „Komtesse Julie“ aufgeführt, am 29. Juni sprach er mir zum erstenmal von seiner Absicht, sich bei U'Aronge, der direktion müde geworden war, um die Pachtung des Deutschen Theaters zu bewerben. Mitte August, als ich aus dem Sommerurlaub zurückkehrte, war er dazu entschlossen. Nun kam dem Manne der Literatur seine Hamburger Bankierszeit zugute. Er stellte eine Berechnung

auf, die den gewiegten Geschäftsmann V'Arronge ganz befriedigte. Er fand in Berliner Finanzkreisen das Vertrauen von Geldgebern. Am 30. Juni 1894 überließ V'Arronge das Deutsche Theater, wie er ausdrücklich sagte, „einer jungen Kraft mit vielleicht neuen Zielen, jedenfalls aber solchen Zielen, die durch ernste künstlerische und literarische Erwägungen bestimmt sein werden“.

Wie elf Jahre früher V'Arronge und seine mitspielenden Sozietäre, so eröffnete auch Brahm am 1. September 1894 das Deutsche Theater mit Schillers „Kabale und Liebe“. Das selbe Drama wie damals, aber welches anderes Schauspiel als damals! Überall sahen aus dieser Vorstellung ernste künstlerische und literarische Erwägungen heraus, aber auch neue Ziele. So nagelneue Ziele, daß das Publikum murrte und muckste, die Westgesinnten erschrakten, dem armen V'Arronge, der das mitansah, angst und bange ward. Der äußere Mißerfolg fand am nächsten Tage in vielen Zeitungen ein überlautes Echo. Der Schillerbiograph hatte es gewagt, Schillers bürgerliches Jugenddrama auf den Ton des Freien-Bühnen-Naturalismus zu stimmen. Die Figur des Musikus Miller mit seiner Sprache des Lebens schien diesen Versuch zu rechtfertigen. Schwerer war der pathetische Überschwang Luizens und Ferdinands in einen solchen Stil einzufügen. Hiergegen vor allem richteten sich die Angriffe. Man hatte nichts anderes herausgehört, als einen trivialen Alltäglickeitsston, der keine Pathetik, aber auch kein Pathos aufkommen ließ, eine äußerliche Leichtigkeit, die man für Seichtigkeit hielt, hinter der kein schweres, volles Herz verspürt wurde. Neben einer affektierten Luise stand der fünfundzwanzigjährige Rudolf Rittner als Ferdinand. Ihm entgegen als Burm stand Rainz, den alle Welt noch als Ferdinand gesehen hatte. Das Hanschen der „Jugend“, der Jägermorik der „Weber“, der Diener Jean der „Komtesse Julie“ fühlte sich nicht allzu frei; weder in der Majorsuniform noch in den hohen Tiraden Schillerscher Rede. Der seelische Schatz, der gerade in Rittner lebt und schafft, blieb ungehoben, gerade weil er auf jedes Mittel äußerlicher Wirkung verzichtete und seine Empfindung in die Tiefe legte, neben dem „deutschen Jüngling“ auch den lebendigen Menschen retten wollte, der auf der Welt etwas zu tun hat, den Offizier, der zu einer veritablen Parade befohlen ist. „Umgürte dich mit dem ganzen Stolze deines Englands, ich verwerfe dich“ — anstatt diese Phrase im Sturmschritt gegen das Proszenium mit hochgehobenen ausgespreizten Händen aus der Brust heraus dem Parterre hinzuschleudern, sprach er seinen Fluch in sich hinein zu seiner Seele und zog sich dabei Handschuhe an, um seinen militärischen Dienst anzutreten. Der junge Schauspieler, der später mit gar keinen anderen Mitteln den Florian Geyer aller Welt lebendig machte, hatte auch hier schon auf die transparente Kraft seines ebenso starken wie sichern Fühlens vertraut, und Brahm stand dafür ein.

Aber das Publikum merkte nichts und schwelgte im Spott oder in Empörung über die „naturalistische Nuance“. Brahms ließ sich nicht beirren. Doch es kamen schwere Wochen und Monate. Nach dem mißglückten Anfang fand sich auch für andere Vorstellungen des ersten Winters kein Publikum. Nur die Hoffnung auf Hauptmanns „Weber“ scheiterte nicht, weil die Zensur das Stück endlich freigeben mußte. Mitten durch das Kunstpersonal ging ein stilistischer Zwiespalt. Es wollte noch nicht glücken, die beaux restes der L'Arcongetruppe und Brahms jüngere Leibgarde zur Einheit durchzuführen. Dort standen Rainz und Agnes Sorma, hier Else Lehmann und Ritter. Rechts und links wirkten gerade die Stärksten gegeneinander. Den Vermittlerdienst übernahmen vielseitige, proteische Schauspieler anderer Art, wie Hermann Müller, die noch zu wenig Autorität hatten. Jedem der beiden Teile ward im Lauf der Jahre Nahrung zuteil. Den Stilisten, wenn man sie so nennen darf, wurde Wilbrandts „Meister von Palmyra“, später Kostands „Cyrano von Bergerac“, den Naturalisten konnten die „Weber“ vorgefetzt werden. Aber dorthin hätte sich Ritter nicht geschmiegt. Hier behielt Rainz mitten in Weberelend und Hungersnot als roter Bäcker den monströsen Brillanten am Finger, den ihm einst des Bayernkönigs Majestät geschenkt hatte. Dieses Juwel war ein Ausdruck der Verbrießlichkeit des großen Künstlers. Erst als Gerhart Hauptmann zum Versdrama und Kostümstück überging, klappten beide Hälften einigermaßen aufeinander; in der „Versunkenen Glocke“ klang es so ziemlich zusammen. Aber es dauerte nicht lange. Agnes Sorma wurde zu ihrem Unglück vom Gastierteufel gepackt, Rainz ließ sich zu seinem Glück ans Wiener Burgtheater locken. Ein vollwichtiger Erfas für beide fand sich nicht; die Gegenseite, Ritter und Else Lehmann, behauptete das Feld. Nicht als Stars, sondern wirklich auf einem Feld unter vielen Mitarbeitern, zu denen auch Reicher gehörte, an die sich Hermann Müller immer fester angeschlossen, bis dann die schlichte Tische Oskar Sangers hinzutrat. Das Drama älterer Zeiten, zu dessen Wiederbelebung einst das Deutsche Theater begründet war, in dessen Wiederbelebung Rainzens Triumphe lagen, trat immer mehr zurück. Shakespeare und Goethe kamen von Jahr zu Jahr seltener hervor; noch seltener Schiller und Kleist, die beiden Helden ihres Biographen Brahms.

Das Prinzip, für das Brahms lebte und das ihm nach Fontanes begründeter Meinung eine spätere Zeit noch anrechnen wird, saß fest im Grundgedanken der Freien Bühne. Er überließ das klassische Drama gern der Hofbühne, auf der Matkowsky wirkte und die vom Modernen noch immer nichts wissen wollte. Diesen Bühnenpraktiker kümmerte nicht die Vergangenheit, sondern die Zukunft des deutschen Dramas. Er suchte den Kreis seiner jungen Dichter zu erweitern. Vor allem sagte ihm Arthur

Schnitzler zu. Aber auch Fulda, Max Dreyer, Wolzogen, Max Bernstein wurden nicht unterschätzt. Sudermann ging mit fliegenden Fahnen zu Brahms über und war fast immer willkommen. Mindestens als Kassensmagnet. Zuletzt knüpften sich alte, lang unterbrochene Beziehungen zu Hermann Bahr wieder an. Als umsichtiger Theatergeschäftsmann, der sich von grauen Theorien nicht beraten ließ, war Brahms auch außerhalb dieses Kreises vielfarbiger Moderner auf Zugstücke wohlweislich bedacht, denn mit fetten Jahren wechseln magere. Er hatte es nicht vergessen, daß ihn gleich im zweiten Jahre aus schweren Kassennöten Nestroys alter „Lumpazivagabundus“ rettete; auch später waren ihm Maeterlincks „Monna Vanna“, Fleers-Cavaillets „König“, Schönherrns „Glaube und Heimat“, ja sogar Schönhans unsterblicher „Striese“ erwünschte Lockspeisen für ein größeres Publikum. Manche Ablehnung sogenannter Publikumsstücke begründete er ironisch mit der Borniertheit seiner Anhängerschaft. Aber durch eine maßvolle *variatio delectans* zog er soviel Interesse auf seine Bühne und ihre Schauspielkunst, daß es ihm im Laufe der Zeit gelang, auch aus Ibsens Gesamtwerk magnetische Kraft zu erzeugen. Mehreren höchst einträglichen Ibsenzyklen wollte er noch einen Hauptmannzyklus anfügen und damit sein dramaturgisches Tagewerk nächstes Jahr beschließen.

Dieses achtzehnjährige dramaturgische Werk verteilt sich auf zwei Bühnen. 1904 mußte er aus dem Deutschen Theater L'Arronges in das Lessingtheater Blumenthals übersiedeln. Mir ist es nie ganz klar geworden, wodurch sich L'Arronge veranlaßt sah, ihn abzustößen. Vielleicht war es, weil der Hof wegen der „Weber“ das Theater in Acht und Bann getan hatte, aber L'Arronge selbst hatte sich vorher noch um die Freigabe der „Weber“ bemüht. Vielleicht wollte er seinen alten Freund Paul Lindau fördern, der zunächst Brahms Nachfolger wurde. Brahms hatte die Genugtuung, daß ihm sein einstiger Feind und Verfolger Oskar Blumenthal das benachbarte Lessingtheater öffnete. Auf diesem jüngeren Hause, das ausdrücklich als „Theater der Lebenden“ eingeführt war, lastete nicht die Tradition eines klassischen Spielplanes. Dadurch wurde Brahms schier ermutigt, sich ganz auf moderne Produktion zu beschränken, neben Ibsen und Hauptmann keine andern Götter zu dulden.

Aber auch bei Ibsen begnügte er sich mit den sogenannten realistischen Dramen (seit dem „Bund der Jugend“). Von Gerhart Hauptmann jedoch nahm er alles, obwohl er genau wußte, daß nicht alles für seinen durchgeprägten Darstellungsstil paßte. Dieser Stil, an Ibsens und an Hauptmanns Realismus gebildet, kam auch andern Dichtern zugute, sofern sie von realistischen Prosaformen nicht allzuweit ins Phantastische und Romantische abwichen. Dieser Stil suchte noch immer dasselbe, was Rudolf Kittner gewollt hatte, als Ferdinand von Walter über seine zitternden Hände

die Handschuhe zog, um über seinem Herzweh nicht die Parade zu vergessen; was damals nur äußerlich schien, ging unter Brahms produktiver Kritik, die ebenso mild in der Form wie scharf und streng in der Sache war, immer mehr in die Tiefe. Immer mehr glückte es, die Menschen in ihren natürlichen Lebensformen zu zeigen und nur durch diese Lebensformen das Latente, das Immanente ihres Empfindungsgehaltes durchschimmern zu lassen. Das vermochten zunächst nur ganz starke Naturelle, wie Else Lehmann, Rittner, Sauer; Naturelle, die in ihrem Individuum so stark sind, daß ihre Seelenvorgänge auch ohne Verdeutlichung, ohne unterstrichene Töne oder erklärende Gebärden einleuchten; Naturelle, die in ihrer Persönlichkeit so reich und so weit sind, daß die mannigfaltigsten dichterischen Gestalten darin Raum finden und doch voneinander nach Art und Wesen verschieden bleiben. Brahms Kunstwacht wurde von vielen Schauspielern zunächst als Abschwächung des Eindrucks, als Dämpfung der Wirksamkeit übel empfunden, und, da man sich seiner Autorität nicht entziehen konnte, insgeheim verspottet. Allmählich aber traten die Folgen dieser stillen, keuschen Mittel hervor, das Theater verwandelte sich in menschliches Seelenleben, und, selbst ergriffen, ergriffen die Schauspieler das Herz der Menschen. So war es wenigstens in den besten Jahren.

Diese besten Jahre liegen hinter Rainz und Agnes Sorma, vor Wassermann und Irene Friesch. Ein Gipfelpunkt war das Jahr 1900, als Brahms nach schönem altem Komödiantenbrauch mit seiner Truppe auf die Wanderschaft ging und zum erstenmal in der Stadt des Burgtheaters erschien. Den jungen Talenten des Wiener Burgtheaters konnte ich damals ihr Zuwenig, richtiger: ihr Zuviel nicht besser weg demonstrieren als dadurch, daß ich ihnen den Besuch Brahmscher Vorstellungen empfahl. Freilich hatte auch diese nach innen wirkende Kunst eine Grenze. Sie folgte dem Dichter nur soweit, als er sich selbst in Formen des natürlichen Daseins hielt. Trat er in die sogenannte „poetische Welt“ ein, so richtete sich dagegen die andere Kunst wieder auf; jene Kunst, in der zwanzig Jahre zuvor Brahms, der Kritiker der „Vossischen Zeitung“, eine Wiederbelebung klassischer Tragödien begrüßt hatte, jene Kunst, deren blühendster Gestalt noch seine letzte kleine Schrift galt; jene Kunst, in der Josef Rainz glänzte, sooft er aufgelegt war und sich zusammennahm; jene Kunst, durch die sich Rainz in den besten Stunden seiner letzten Lebenszeit mit dem vielgestaltigen Reichthum des Burgtheaters vertrug.

Die Grenze des Brahmschen Stiles reichte nicht über den Mitteritter Heinrich von Aue, wohl aber noch über den Bauernritter Florian Geyer hinaus. Deshalb war für Brahms Theater Rittner wichtiger als Rainz; auch Else Lehmann wäre ein schwererer Verlust gewesen als Agnes Sorma, die der Lehmann gegenüberstand wie dem Leben das Spiel. Als ihn Rittner

verließ, ging das Sinnbild dessen davon, was Brahm erreichen wollte und konnte. Es ist nicht leicht zu sagen, worin diese Verkörperung besteht. Brahm selbst pflegte, wenn er wieder einmal theoretisch sein wollte, immer noch mit ebenso vielbeutigen wie nichts sagenden Schlagworten zu operieren. In den ersten Hefen der „Freien Bühne für modernes Leben“ hatte Hermann Bahr als gegenwärtige Aufgabe der Literatur die Synthese von Naturalismus und Romantik behauptet; noch nach zwanzig Jahren unterschrieb Brahm dieses Axiom. Wer auf Brahms eigene Bühne und ihre Wandlungen zurückblickt, kann sich nicht allzuviel dabei denken. Die Dichter, die Brahm von 1894—1912 auf seinen Theatern einführte und die so oft wieder im Kostüm älterer Zeiten, wieder im Rhythmus dahergeschritten kamen, mögen ihre Romantik noch so sehr unter eine naturalistische Kontrolle gestellt und dadurch sich von Romantikern der vornaturalistischen Zeit vielleicht unterschieden haben. Nur darf man diese Modernen nicht mit Stümpfern und Epigonen alter Zeit vergleichen, sondern mit Dramatikern, vor denen auch Brahm Respekt hatte, etwa mit Kleist, mit Hebbel, mit Otto Ludwig. Will man leugnen, daß bei ihnen jene Synthese weniger vorhanden war als bei Ernst Hardt oder Eulenberg? Will man leugnen, daß Kleist und Otto Ludwig ohne einen naturalistischen Grundzug noch darstellbar sind? Vermutlich wäre jetzt der beste Erbförster, der beste Dorfrichter Adam, der beste Robert Guiskard kein anderer als Rudolf Kittner. Denn wenn er das nicht könnte, so hätte er auch nicht den Florian Geyer, kaum den Fuhrmann Henschel in einer Weise gespielt, die man schon mystisch nennen darf, obwohl der naturalistischen Forderung kein Härchen gekrümmt war. Und darauf allein kommt es an, wenn man jenen Darstellungsstil bezeichnen will, der von jetzt ab den Namen Otto Brahms tragen soll. Das mystischste Mysterium, die romantischste Romantik, die idealistischste Idealität wird von einer unendlichen Schranke umfaßt, die naturalistisch heißen kann, weil sie von der Hand der Natur gezogen ist. Diesen Stil rein zu erhalten, diesen Stil auf Shakespeare und Goethe zu übertragen, haben Rainz und die Sorma nicht immer, Irene Triesch und Albert Baffermann nur selten vermocht. Sie haben oft genug auch unter Brahm gegen Brahm gespielt. Der Einfluß des Naturalismus auf die Romantik ist gewiß das, was Herrn Baffermann zu seinem Vorteile von dem ihm kongenialen Friedrich Haase unterscheidet; und Brahm hat auch diesen Schauspieler durch mächtige, oft übermächtige Aufgaben gefördert oder wenigstens das Publikum über alle Maßen für ihn gewonnen. Aber bei ihm und ebenso bei Irene Triesch mußte er sich doch schon an Konzessionen effektsuchender Unnatur gewöhnen, die er bei Else Lehmann, Sauer, Kittner, Reicher und vielen der Kleinern nicht nötig gehabt hatte. Mit jenen neuen Schauspielern plaßte in den geschlossenen Kreis der Naturkünstler ein modernisiertes Virtuosenstum herein,

das sich eine Rolle auf den eigenen Leib zuschneidet, mögen auch die Fesseln fliegen; das auf Grund dieser handwerkstechnischen Fähigkeit immer wieder den dilettantischen Anspruch erhebt: „Laßt mich des Löwen Rolle auch spielen!“ Als Rittner ging und Wassermann blieb, hatte Brahms Mission ihren Höhenpunkt überschritten. Weil er ihm nicht genug Löwen zu spielen gab, ging dann auch Wassermann, und sein ewig heiserer Raubtierschrei schrillt jetzt durch alle zoologischen Gärten. Frau Triesch fühlte sich allein gelassen. Bald ging auch sie, obwohl sie, gerade ohne Wassermann, an bescheidenern Plätzen dann in einigen Schnitzlerschen Wienerinnen und als Harde's Normannenmutter ihr Feinstes gab. Schließlich machte sich Brahms selbst auf den Weg, vor der Zeit körperlich verbraucht. Während der letzten Wochen litt er in seinem schwer zugänglichen Krankenzimmer nur wenige bei sich. Zu den wenigen gehörten aber Else Lehmann und Rittner, die Sieger seiner Siege, die beiden romantischen Naturalisten, die Kronzeugen seines künstlerischen Prinzips.

Wer geistig oder künstlerisch mit ihm harmonierte, empfand wohl gelegentlich Schroffen seines Wesens, noch öfter aber auch seiner Sitten Freundlichkeit, die mit den Jahren ebenso zunahm, wie die salonmäßige Pflege seiner äußern Erscheinung und seiner häuslichen Geselligkeit. Zu denen, die er besonders nahe an sich heranzog, gehörte längere Zeit hindurch auch ein kleiner junger Schauspieler, den er gleich auf seinen ersten Entdeckungsreisen 1893 unter den provinziellen Umständen des Salzburger Stadttheaters aufgefunden hatte. Schauspielerisch konnte ihm das Bürschchen kaum imponieren; er sah wohl einen jener vielen Verwinstkopisten der österreichischen Provinz. Aber im Wesen des dunkeläugigen, schwarzlockigen kleinen Jünglings mit dem nachdenklich klugen Blick lag etwas, das für den Schweigsamen sprach. Brahms zog ihn zu sich. Der junge Mann kam so nach Berlin. Er nannte sich Max Reinhardt. Er trat Brahms immer näher, obwohl er sich durch Allogria mehr außerhalb als innerhalb des Theaters Geltung verschaffte. Wenige Jahre später standen Otto Brahms und Max Reinhardt als Konkurrenten in der Öffentlichkeit einander schroff gegenüber; das Theaterpublikum war töricht genug, hie Reinhardt! hie Brahms! zu schreien. Brahms hat in seinem Berufsleben wohl nie etwas Schmerzlicher empfunden, als diese Sezession eines jungen Freundes, auf dessen Dank er Anspruch zu haben glaubte. Mit zunehmenden Jahren war Brahms für Rücksichten auf seine Person, für liebereiches Entgegenkommen, für gewährte und erwiderte Freundschaft immer empfänglicher geworden. Er hatte manche Enttäuschung erfahren und wollte in seinem Hagestolzentum nicht einsam altern. Schon immer hatte er sich gern an jüngere Leute angeschlossen, die ihm sympathisch waren. Es waren stets nur wenige gewesen, denn auch mit seinem Wohlwollen ging er äußerst haushälterisch und fast

immer sehr vorsichtig um. Der Junggeselle umgab sich gern mit jungen Gesellen beiderlei Geschlechts: der Unbeweibte empfand väterlich; wer ihn an dieser Stelle verletzte, schlug ihm eine Wunde, die er verbarg, aber desto tiefer empfand. Je mehr sich Ritter von ihm zurückzog, desto fester hielt er menschlich zu Reinhardt. Vielleicht sah er in ihm den geistigen Erben seines künstlerischen Vermächtnisses, seinen Thronfolger. Nun kam der Augenblick der Trennung. In Sonnenthal's zärtlichsten Watertönen zu bitten:

Max! Bleibe bei mir. — Geh nicht von mir, Max!

Max! du kannst mich nicht verlassen!

Es kann nicht sein, ich mag's und will's nicht glauben,

Daß mich der Max verlassen kann

dazu war Otto Brahm nicht geschaffen. Max verließ ihn und zog noch einen andern Kameraden unter Formen, die Brahm unbillig fand, nach sich. Da war Max persönlich auf immer für ihn erledigt. Der Bruch blieb vollstreckt. Brahm empfand das weit mehr seelisch als geschäftlich, obgleich jetzt der gefährlichste Rival gegen ihn auftrat. Max Reinhardt hatte sehr geschickt erkannt, worin Brahm nicht zu übertreffen, worin er aber zu ergänzen wäre. An die Ibsen-Hauptmann-Domäne durfte er zunächst nicht tasten, und da es später geschah, mißlang es. Als er 1894 bei Brahm eintrat, stand unter dem Zittichtrauschen des Rainzischen Genius noch das große Drama aus großen Dichterzeiten auf dem Spielplan. Seit jener Eröffnungsvorstellung hatte der heißhungrige Provinzielle gelernt, was zu machen und was nicht zu machen ist. Nun tat er dasselbe und tat es doch anders. Was mit „Kabale und Liebe“ noch mißglückte, gelang ihm mit Lessings Zeitkomödie „Minna von Barnhelm“. Der letzte Naturalismus triumphierte in diesem klassischen Zopfstück. Alle Teufelchen der Lustigkeit fuhrn in dieses Lustspiel. Max Reinhardt erwies sich als ein Spielleiter von genialer Phantasie, und wohl ist zu fragen, was geworden wäre, wenn Brahm mit ihm einen Bund der Ergänzungen auf ein und demselben Schauplatz geschlossen hätte. Hätte Reinhardt seinen alten Brahm vor Einseitigkeit, vor gewollter Vornierung behütet? Hätte Brahm seinen jungen Reinhardt vor Geschmacksunsicherheit, vor Extravaganzen geschützt, vor jenem wüsten Unkraut, das fast aus all seinen Kunstsaaten schießt? Der Kritiker hatte so vielen Poeten genügt; ein Poet der Regie ist auch Max Reinhardt, und der Kritiker braucht einen Poeten auch zur dramaturgischen Tat. An morgenrotem Kneiptisch habe ich einmal Matkowsky gefragt, was geschehen würde, wenn er und Rainz etwa als Othello und Jago oder als Faust und Mephisto oder als Karl und Franz oder als Kurfürst und Homburg bei derselben Bühne wären. Zuerst erschrak er, dann schoß er los: „Wir zweibeide würden die Welt auf den Kopf stellen.“ Es ist nicht meines Amtes, die Geschichte des Ungechehenen zu schreiben. Dennoch darf vermutet werden,

daß im Theaterwesen der Reichshauptstadt nicht soviel blauer Dunst wäre, wie jetzt, wenn Reinhardt zu Brahm gehalten und Brahm die Neubelebung des klassischen Dramas romantisch-naturalistisch auf Reinhardt aufgebaut hätte. Daß Brahm sein Theater zuletzt zu einer künstlerischen Spezialitätenbühne machte und daher dem höheren Stil, den auch moderne Dichter fordern, nicht immer gerecht wurde, hängt mit Reinhardts Weggang, mit Reinhardts Wettbewerb eng zusammen. Im letzten Grunde hing damit wohl auch Brahms Entschluß zusammen, dem öffentlichen Theaterleben zu entsagen.

Nächstes Jahr wollte er sich zurückziehen. Er wollte sich ein Landhaus in Zehlendorf bauen und dort *procul negotiis theatralibus* ruhig schaffen. Als ihn einst sein Vater gefragt hatte, was er werden möchte, hatte er geantwortet: „Schriftsteller“; nun wollte er, über die Unruhen des Journalismus und der Theaterpraxis hinaus, sein Leben als freier „Schriftsteller“ beschließen. Es kam anders, und den Überblick, den er selbst vielleicht autobiographisch über seinen Kampf und seinen Sieg gegeben hätte, müssen jetzt andere versuchen.

Friedrich Nietzsche/ Briefe an Franz Overbeck

Nachdem der viel erörterte Briefwechsel zwischen Friedrich Nietzsche und Franz Overbeck, seinem Baseler Freunde, lange Zeit in geheimen Archiven geruht hat, beginnt, durch den Vergleich der streitenden Parteien ermöglicht, das Herausgeber-Kollegium hiermit die Veröffentlichung einer Auswahl.

[Frühjahr 1871]

Mein lieber Freund und Colleague, wundern Sie sich nicht über den Erzeß meiner Schreibunseligkeit? Ihnen solange nicht zu schreiben! Ich wundere mich sehr darüber! Glauben Sie mir wenigstens, wie getreulich ich Ihrer gedacht und wie dankbar ich mich an viele Züge Ihrer mitleidigen Krankenpflege erinnert habe. Dank Ihnen, Dank Ihrem Pelz bin ich diesmal noch so leidlich weggekommen — in jeder Bedeutung des Wortes. Es war gewiß die höchste Zeit: denn mir kommt es jetzt, beim Nachdenken über den Basler Januar, so vor, als ob ich in fortwährender traumhafter Überspanntheit aller Nerven herumgelaufen sei und Ihnen in diesem Zustande gewiß nicht sehr bequem gefallen sei. Und Sie haben mich damals ausgehalten und sind mit mir spazieren gegangen usw. usw. Zum Lohne dafür sollten Sie plötzlich an diesen blauen See versetzt werden — nur um Gotteswillen heute nicht, bei abscheulicher norddeutscher Regenkluft und dickem pelzartigem Nebel! Aber vielleicht morgen oder übermorgen! Dann würden wir zusammen nach den ersten Blumen des Frühjahrs suchen und sie vielleicht auch eben so sicher hier finden, wie in Dresden, das, wie ich glaube, Sie in diesen Ferien besuchen werden. Wenn wir eine warme Stelle an dem See finden sollten, so würden wir uns dort, unter kleinen Schlangen und Eidechsen niederlassen: obwohl ich meine, daß der Plauensche Grund auch diese Genüsse zu schaffen vermag. Wenn uns sehr wohl zu Mute wäre, könnten wir uns sogar auf einen Kahn setzen und uns auf dem See herumfahren lassen, freilich nicht ohne Fußsack und mit der Wahrscheinlichkeit eines Schnupfens. Sie sehen, daß wir hier auch einige norddeutsche Anwandlungen haben, vielleicht mehr als in der Nordschweiz, die, in Folge des dort konstatierten „Deutschenhasses“, auch wohl republikanische, durch ein Referendum zu erzielende und jedenfalls nicht norddeutsche Witterungsverhältnisse hat. Hier neigt man zu Preußen: ja wir haben, ohne jeden Mord, neulich eine Geburtstagsfeier Kaiser Wilhelms uns gestatten können und lebende Wilder gestellt, ohne fürchten zu müssen, daß man auf dieselben schießt. Ja es giebt hier harmlose Deutsche, die sogar die Zither zu spielen wagen, ja es muß sogar bekannt werden, daß hier zwei, seit gestern 4 verkappte preussische Offiziere leben, die ohne jede Waffe am See spazieren und am Feiertage

fogar ihre Uniform tragen. Alles zusammen konstatiert ein Wohlbefinden in Lugano, welches sicherlich das in Basel übertrifft und vielleicht nur noch vom Wohlbefinden in jeder deutschen Stadt, jedenfalls in Dresden, übertroffen wird. Es wäre also ein schlechter Lohn, wenn Sie für Ihre an mir bewiesene Milde thatigkeit aus Dresden hieher verzaubert würden: weshalb ich daran denke Ihnen auf eine andere Art meine Dankbarkeit auszudrücken. Hier ist erstens meine Photographie, die nur zum geringsten Theil zeigt, daß ich mich gebessert habe, gerade aber die wichtigsten Veränderungen im Ganglien- und Saugader system nicht wiedergiebt, sondern den Mantel über dieselben gedeckt hat.

Mit diesem, sowie mit Ihrem Pelz verbleibe ich der ich war, frierend und fröstelnd und Ihrer herzlich gedenkend

Ihr dankbarer Freund, Kamerad und Kollege, ja Mitmensch
Friedr. Niezsche.

[Ende 1873].

Lieber getreuer Freund, nur ein paar Worte aus dem alten Jahr für den ersten Tag Deines neuen Jahres. Denn ich bin Dir so viel Dank schuldig, daß ich recht verschuldet ins neue Jahr komme und wenigstens am Sylvestertage noch meine alte Schuld bekennen muß.

Nicht wahr, wir wollen uns gut und treu bleiben, Wunsch-, Waffen- und Wandnachbarn, seltsame Käuze meinerwegen im Basler „Uhlenhorst“, aber recht friedfertige brave Uhlen. Nämlich für uns: nach außen hin greuliches Mord- und Raubgethier, brüllende Tiger und ähnlicher Wüstenkönige Genossen.

Wirklich, ich rede bereits jüdisch-biblis ch, psalmenhaft. Gott sei Dank, daß Gustav Binder nicht zuhört (der, wie man mir erzählt, in 4 Nummern endlich fertig geworden ist und dessen Artikel ziemlich die Länge meiner Brochüre haben; zuletzt empfiehlt er mir, künftig auf Eisenblech drucken zu lassen).

Gesundheit schlecht, ich lag im Bette und kann nicht nach Bayreuth kommen, will vielleicht in einem Zuge so schnell wie möglich nach Basel zurück. Herzliche Grüße der Meinigen; und nun, alter guter Kamerad Overbeck, auf Wiedersehen! Und: es lebe die Gesellschaft der Hoffenden!
Dein Friedrich Niezsche.

Schönsten Dank für Deinen Brief.

[Steinabad Sommer 1875]

Mein lieber Freund Overbeck, es gibt doch jedesmal, wenn jetzt ein Bayreuther Brief an mich ankommt, einen halbstündigen Kampf; immer ist mir's, als ob ich aufspringen, alles von mir werfen und zu Euch eilen müßte; Wie die wunderbarste Versuchung höre ich oft auf meinen Spaziergängen so etwas vom „flüssigen Golde“ jenes Orchesterklanges und komme

mir dann immer grenzenlos beraubt vor. Es ist meine wirkliche, einzige Eröstung, Euch dabei zu wissen; es hätte so leicht kommen können, daß Keiner von uns dort wäre, ja daß wir kaum wüßten, was für ein Glück dort für uns zu finden sei. Aber erzählen wirst Du mir, obwohl ich mir schon jetzt sehr albern mit meinen Fragen „wie klang denn das?“ vorkomme.

Mit meiner Kur habe ich einige cura, es sei zunächst nicht viel dabei herausgekommen, indessen habe ich wenigstens für eine fernerhin einzuhaltende Diät Gutes und Ersprießliches gelernt und einen einsichtsvollen Arzt kennen gelernt, der auf dem medizinischen Bereiche Revolutionär ist und an Stelle der Receptir-Bücher ein wissenschaftlich begründetes Kochbuch für die Hausküche stellt, ein ebenso einfacher, als schwierig zu findender Gedanke, scheint mir.

Ich war immer für mich und gewann es nur selten über mich, irgendwelche gemeinsame Spaziergänge zu machen. Doch habe ich die größte Brauerei Deutschlands, das Rothhaus im Schwarzwald mit tiefen Granitfelsenkellern, besichtigt, auch der Schweinezucht und Käseerei Aufmerksamkeit geschenkt. In den nächsten Tagen reise ich nach Hause, meine gute Schwester hat inzwischen meine Häuslichkeit eingerichtet und erwartet mich.

Allen Betrübten Vinderung, allen Hoffenden Bestätigung von Herzen wünschend
treulich der Deinige F. N.

Lieber lieber Freund, [Rosenlauibad, Sommer 1877.]
in wenigen Tagen mache ich meine Heimfahrt, nach Basel. Meine Schwester ist schon dort und richtet ein (sie richtet immer viel aus in solchen Dingen). Von dort aus will ich eines schönen Tages auch zu Dir, zu Euch hinüberkommen, denn es verlangt mich herzlich darnach, mit Dir zu reden und zu rathen. Der Aufenthalt hier oben war gewiß das Vernünftigste meiner ganzen Gesundheitsjagd; aber ich bringe sie auch von hier nicht heim. Eine Zeitlang wirds aber schon vorhalten. Eins aber sehe ich jetzt mit völliger Klarheit: auf die Dauer ist eine academ. Existenz für mich unhaltbar. Ich habe täglich ungefähr 1½ Stunde Augenlicht zu verbrauchen, das weiß ich jetzt aus sorgfamer Beobachtung. Lese und schreibe ich länger, so muß ich schon am selben Tage mit Schmerzen büßen und wenige Tage darauf mit einem alten heftigen Anfall. (Gestern hatte ich ihn wieder) Ich habe den 4 tägigen Besuch eines treffl. Arztes und Menschen gehabt, des Dr. Eiser aus Frankfurt (mit Frau) dessen Behandlung ich mich jetzt ganz anvertraut habe. Er fand, daß Prof. Schrön mich beinahe homöopathisch behandelt habe.

Nun drängen mich meine Gedanken vorwärts, ich habe ein so reiches Jahr (an innerm Ergebnis) hinter mir; es ist mir, als ob die alte Moos-schicht täglichen philologischen Nothberufs eben nur abgehoben zu werden

brauchte — und alles steht grün und saftig da. Mit Mißmuth denke ich daran, daß ich jetzt meine Ausbeute liegen lassen muß, vielleicht die frische Empfindung dafür und damit Alles verliere! Hätte ich doch irgendwo ein Häuschen; da ginge ich wie hier täglich 6—8 Stunden spazieren und dächte mir dabei aus, was ich nachher im Fluge und vollkommener Sicherheit aufs Papier hinwerfe — so habe ichs in Sorrent, so hier gemacht und einem im Ganzen unangenehmen und verbüßerten Jahr viel abgewonnen. (Nicht wahr, ich habe vor Dir mich nicht über diese Offenheit des Selbstgefühles zu entschuldigen?)

Alles Andere (und manches andere) mündlich. Sage Deinen lieben An- und Zugehörigen meinen herzlichsten Dank für alle Theilnahme und die wiederholte Einladung. Dir selbst mit innigem Händedruck das Beste wünschend, alter, lieber Freund!
F. N.

[Genua, November 1880].

Du wirst in tiefer Arbeit sein, lieber Freund, aber ein paar Worte von mir werden Dich nicht stören. Es thut mir so wohl, Dich in Deiner Arbeit zu denken, es ist wie als ob eine gesunde Naturgewalt gleichsam blindlings durch Dich wirkte, und doch ist es eine Vernunft, die im feinsten hädelichsten Stoffe arbeitet und an der wir es wohl ertragen müßten, wenn sie sich ungebuldig und zweifelnd und gelegentlich verzweifelnd gebärdete. Ich verdanke Dir so viel, theurer Freund, daß ich dem Schauspiel Deines Lebens so in der Nähe zusehen durfte: In der That, Basel hat mir Dein Bild und das Jakob Burckhards gegeben; ich meine nicht nur mit der Erkenntnis einen großen Nutzen aus diesen Bildern gezogen zu haben. Die Würde und die Anmuth einer eigenen und wesentlich einsiedlerischen Richtung im Leben und Erkennen: dies Schauspiel wurde mir durch die nicht genug zu verehrende Gunst meines Schicksals „in's Haus geschenkt“ — und folglich verließ ich dies Haus anders, als ich es betrat. Jetzt ist mein ganzes Dichten und Trachten darauf aus, eine idealische Dachstube-Einsamkeit zu verwirklichen, bei der alle jene nothwendigen und einfachsten Anforderungen meiner Natur, wie viele, viele Schmerzen sie mich gelehrt haben, zu ihrem Rechte kommen. Und vielleicht gelingt es mir! Der tägliche Kampf gegen mein Kopfübel und die lächerliche Mannigfaltigkeit meiner Nothzustände erfordert eine solche Aufmerksamkeit, daß ich Gefahr laufe, dabei kleinlich zu werden — nun es ist das Gegengewicht gegen sehr allgemeine, sehr hochfliegende Triebe, die mich so beherrschen, daß ich ohne große Gegengewichte zum Narren werden müßte. Eben habe ich mich von einem sehr bitterbösen Anfall erhoben, und kaum ist die Noth zweier Tage abgeschüttelt, so läuft meine Narrheit schon wieder ganz unglaublichen Dingen nach, vom frühesten Erwachen an und ich glaube nicht, daß irgendwelchem Dachstube-

bewohner die Morgenröthe lieblichere und wünschbarere Dinge beleuchtet hat. Hilf mir diese Verborgene festzuhalten, verleugne meine Existenz in Genua, — für eine gute Spanne Zeit muß ich ohne Menschen und inmitten einer Stadt, deren Sprache ich nicht kenne, leben, muß ich — ich wiederhole es; fürchte nichts für mich! Ich lebe, wie als ob die Jahrhunderte ein Nichts wären und gehe meinen Gedanken nach, ohne an das Datum und die Zeitungen zu denken. —

Ich will auch mit den Bestrebungen des jetzigen „Idealismus“, zumal des deutschen, nichts mehr zu tun haben. — Thun wir alle unsere Arbeit, die Nachwelt mag dann uns so und so in Ordnung stellen, oder sie mag es auch nicht thun: Nur will ich mich frei fühlen und nicht Ja! und nicht Nein! sagen müssen, z. B. zu solchem echt-idealistischen Büchlein, wie das ist, welches ich Dir mitsende. Es ist das Beste, was ich vom jetzigen deutschen Geiste kennen lernen will — ebenso rührend als anmaßend, als unsäglich geschmacklos, lies es nur einmal, mit Deiner Frau zusammen, versteht sich! Und dann verbrennt es und leßt zur Reinigung von diesem deutschen Schwulste Plutarchs Leben des Brutus und des Dion. — Lebe wohl, lieber Freund, habe ich Dir denn zu Deinem Geburtstag gratuliert? Nämlich mir habe ich dazu gratuliert. In Liebe der Deine.

Genova Poste restante.

[Postkarte, Poststempel Sils Egd. 30. Juli 81.]

Ich bin ganz erstaunt, ganz entzückt! ich habe einen Vorgänger und was für einen! ich kannte Spinoza fast nicht: daß mich jetzt nach ihm verlangte, war eine „Instinkthandlung“. Nicht nur, daß seine Gesamttendenz gleich der meinen ist, — die Erkenntnis zum mächtigsten Affect zu machen — in fünf Hauptpunkten seiner Lehre finde ich mich wieder, dieser abnormste und einsamste Denker ist mir gerade in diesen Dingen am nächsten: er leugnet die Willensfreiheit —; die Zwecke —; die sittliche Weltordnung —; das Unegoistische —; das Böse —; wenn freilich auch die Verschiedenheiten ungeheuer sind, so liegen diese mehr in dem Unterschiebe der Zeit, der Kultur, der Wissenschaft. In summa: meine Einsamkeit, die mir, wie auf ganz hohen Bergen, oft, oft Uthemnoth machte und das Blut hervorstürzen ließ, ist wenigstens jetzt eine Zweifamkeit. — Wunderlich!

Uebrigens ist mein Befinden gar nicht meinen Hoffnungen entsprechend. Ausnahmewetter auch hier! (ewiges Wechseln der atmosphärischen Bedingungen! —) das treibt mich noch aus Europa! Ich muß reinen Himmel monatelang haben, sonst komme ich nicht von der Stelle. Schon 6 schwere, zwei- bis dreitägige Anfälle!!

In herzlichster Liebe Euer Freund.

Lieber Freund, [Sylvester 1882, wahrscheinlich aus Santa Margherita.]

Dank von ganzem Herzen für Deine zwei Briefe. Und heut wirst Du Dich nicht wundern zu hören, daß ich inzwischen auch noch nicht weise geworden bin. Die ungeheure Spannung, mit der ich die letzten 10 Jahre Schmerz und Entsagung überwunden habe, rächt sich in solchen Zuständen; ich bin zu sehr Maschine dadurch geworden, und die Gefahr ist nicht gering, bei so heftigen Bewegungen, daß die Feder springt.

Ich war 3 Mal in Genua, aber fand kein Zimmer, wie ich es diesmal brauche, nämlich mit Ofen. Es ist kalt, ich habe in Leipzig schon mich an Feuer gewöhnt — und zuletzt, ich habe nicht viel Wärme zuzusetzen. In Genua giebt es keine Ofen. Der kälteste Monat ist gerade vor der Thür.

Zuletzt hilft es nichts, ich muß hier bleiben. Für meinen Kopf bietet die Nähe des Meeres eine Erleichterung —. Das ist nicht zu unterschätzen, da ich, wie begreiflich, jetzt wieder sehr viel auch physisch zu leiden habe.

Ich bin nun einmal nicht Geist und nicht Körper, sondern etwas Drittes. Ich leide immer am Ganzen und im Ganzen. — Nun, was soll werden? Meine Selbstüberwindung ist im Grunde meine stärkste Kraft: ich dachte neulich einmal über mein Leben nach und fand, daß ich gar nichts weiter bisher gethan habe. Selbst meine „Leistungen“ (und namentlich die seit 1876) gehören unter den Gesichtspunkt der Askese. Askese sieht natürlich bei diesem Menschen etwas anders aus als bei dem andern. (Auch der Sanctus Januarius ist das Buch eines Asketen — meine liebe Frau Professor Overbeck!) Mit herzlichem Grusse Dein
F. N.

Und Heil dem neuen Jahre — um nichts über das alte zu sagen!
Sylvester 1882 (mich schaudert bei dieser Jahreszahl.)

[Erhalten 3. Februar 1883 aus Rapallo.]

Zugleich mit Deinem Brief, für dessen Ton und Willen ich Dir nicht genug danken kann, mein lieber Freund, kam die Meldung aus Genua, daß mein altes Kämmerchen dort nicht zum 1. Februar frei werde: sein bisheriger Inhaber habe sich anders entschlossen. Nun hat Malv. Meysenbug mir schon seit Wochen vorgeschlagen nach Rom zu kommen: sie hat ein Zimmer ausfindig gemacht, mehr noch: auch Jemanden, der bereit ist, täglich ein Paar Stunden für mich zu schreiben (nämlich Fr. Horner, die im Hause nebenan wohnt). Rom ist nicht der Ort meiner Wahl, aber augenblicklich weiß ich nicht besser zu wählen, eben habe ich für die Mitte des Monats Februar meine Ankunft zugesagt. — Nun möchte ich Dich bitten, mir recht bald noch an meine bisherige Adresse das Geld zu schicken, (die 400 frcs. womöglich in italiänischem Papier) und ebenfalls ein Buch (unter Kreuzband), das ich bei Dir gelassen habe. „Italien in 60 Tagen von Gsell-Fels.“

Jetzt hatten wir Regenwetter: aber vorher gab es eine ganze Reihe vollkommen reiner Tage, die ich gut benützt habe. Ich war vorher in einem wahren Abgrund von Gefühlen (meine Briefe waren sehr unvollständig, —) aber ich habe mich ziemlich „senkrecht“ aus dieser Tiefe in meine Höhe erhoben. Es wird nun wieder „gehen“: — hoffen wir's wenigstens!

Inzwischen, im Grunde in ganz wenig Tagen, habe ich mein bestes Buch geschrieben, und, was mehr sagen will, jenen entscheidenden Schritt getan, zu dem ich im vorigen Jahr noch nicht den Muth hatte. Diesmal hatte ich alle meine zehn Kräfte nöthig — und sie waren auch zu meinen Diensten. Ich bin jetzt noch ein paar Tage mit der „Nagelprobe“ beschäftigt, eine Sache des feinen Hörens, für die man nicht einsam genug sein kann. Dann brauche ich nur Jemanden, dem ich meinen Text diktire und dazu ist also Fr. Horner „vom Himmel gefallen“.

Unter diesen Umständen geht es auch mit der Gesundheit wieder vorwärts. Doch habe ich, wie ich heute ausrechnete, in den letzten zwei Monaten 50 Gramm (puro) Chloral-Hydrat verbraucht — ich habe nie mehr geschlafen ohne dies Mittel! Aber ich habe doch geschlafen, jetzt gegen 14 Tage hintereinander — oh, welche Wohlthat! — —

Meine „Moral“ in Bezug auf mich heißt übrigens mehr als je „Einsamkeit“. Mein lieber alter Freund, ich dachte Dir diesmal etwas Erfreuliches zu schreiben? Ist es so? und ebenso Deiner lieben Frau?

Innige Grüße

Dein F.

[Erhalten 19. April 1883 von Genua.]

Lieber, lieber Freund, inzwischen habe ich mir Deinen Vorschlag nochmals überlegt und auch den Benediger Maestro zu Rathe gezogen. Das Wetter ist herrlich, meine Gesundheit und mein Muth immer im Wachsen: somit hat meine Überlegung einigen Werth. Es giebt viele ängstliche Zeiten für mich, über die ich schwer hinwegkomme: da zweifle ich denn auch am Werthe meiner Ueberlegungen und Entschlüsse. Sobald Gesundheit und Wetter sich aber aufheitern, gestehe ich mir immer ein, daß ich mit einem äußerst schmerzhaften Leben doch auf ein Ziel lossteuere, um dessentwillen es sich schon lohnt, hart und schwer zu leben. Ich bin mir dessen deutlich bewußt: am schlechtesten ist mir immer bisher jedes Weisitegehen von meiner Hauptsache bekommen, sei es selbst in Gestalt eines Berufes, oder des Arbeitens für Andere (— in welche Rubrik, kurioser Weise, mein letzter Sommer und Herbst gehört). Und diesen Winter hat mich nichts am Leben erhalten, als das plötzliche Zurückspringen auf meine Hauptsache: da liegen meine Pflichten, wo ich an mich die schwersten Anforderungen stellen muß, da liegen auch meine Lebensquellen. Lehrer sein: ach ja, es wäre wohlthätig genug jetzt für mich, (vorigen Sommer war ich's noch und empfand, wie gut dies

zu mir passe). Aber es giebt etwas Wichtigeres, gegen das gerechnet mir auch ein nützlicher und wirkungsvoller Lehrerberuf nur als Erleichterung des Lebens, als Erholung gelten dürfte. Und erst wenn ich meine Hauptaufgabe erfüllt habe, werde ich auch das gute Gewissen für eine solche Existenz, wie Du sie mir wünschst, finden. — Aber vielleicht habe ich sie erfüllt?

Inzwischen kam Zarathustra, langsam, Bogen für Bogen, zum Vorschein. Ja, ich lernte ihn jetzt erst kennen! In jenen 10 Tagen seiner Entsetzung hatte ich dazu keine Zeit. Wirklich, liebster Freund, es scheint mir mitunter, als ob ich gelebt, gearbeitet und gelitten hätte, um dies kleine Buch von 7 Bogen machen zu können! ja, als ob mein Leben damit eine nachträgliche Rechtfertigung erhalte. Und selbst auf diesen schmerzhaftesten aller Winter sehe ich seitdem mit andern Augen: wer weiß, ob nicht erst eine so große Qual nötig war, mich zu jenem Aderlaß zu bestimmen, als welcher dies Buch ist? Du verstehst, es ist sehr viel Blut in diesem Buche.

Von Herzen Dir und Deiner lieben Frau zugethan Dein Niessche.

Genova, Mittwoch.

Hier am Meere giebt es genug kleine Städte, wo man halb so billig und dreimal so gesund lebt, als in Basel. Wenn Du doch aus dieser Universitätswelt herausreten könntest! Und zumal aus der schweren Luft, der noch mehr verschränkten, als beschränkten Basler!

Ich danke Dir noch gar nicht für Deinen reichen, ausführlichen Brief, den ich um so mehr zu schätzen habe, als er Dich des Restes Deiner Musezeit beraubt hat!

Mein lieber Freund, [In Basel erhalten 22. Mai 1883 aus Rom.] in Hinsicht auf Genesung und Herstellung geist-leiblicher Sicherheit war Rom ein guter Gedanke und hat sich bisher bewährt. Ich fand überall und nicht nur bei meiner Schwester das entgegenkommendste Vertrauen — etwas, das ich sehr nötig hatte sei es auch nur als Symbol und Vorzeichen für etwas, das ich einmal sehr nötig haben werde. Die Gesundheit zwar, im wörtlichsten Sinne, ist bisher durch Rom nicht gefördert, und die Großstadt ist sogar meinen Bedürfnissen entgegengesetzt. Für alles das, was Rom anbietet, bin ich zu wenig vorbereitet oder vielmehr: ich bin zu sehr schon mit Vorbereitungen zu andern Dingen überladen, als daß ich noch genug freien Willen hätte, mich auf so viel Fremdes und Neues einzulassen. Der antike Kopf Epikur's, sowie der des Brutus gab mir zu denken, ebenso drei Landschaften des Claude Lorrain. Im Grunde fand ich aber noch Nichts, woran ich einen Geist erkannt hätte, der zu mir als zu einem Bruder und Freund redete — und gestern sah ich gar Menschen die heilige Treppe hinaufstiehn!

Hoffentlich ist inzwischen mein Zarathustra in Deine Hände gelangt; ich

selber weiß gar nichts mehr von ihm, seit die Korrektur vorbei ist. Mag er seinen Weg allein gehen!

Was die Verwendung der nächsten Jahre betrifft, so bin ich darüber nicht mehr im Ungewissen. Eine äußere Bedingung ist dazu die oft schon brieflich angedeutete „Weltflucht“: so viel ist klar und wer mir wohl will, wird es sich auch klar machen können. Es kostet mich dieser Entschluß viel mehr Mühe, als Du glauben wirst; und die Erwählung des richtigen Ortes bringt mich fast zur Verzweiflung.

Ich meine, daß meine Schwester über die eigentlichen Motive dieser nächsten Schritte gut genug unterrichtet ist, und bitte ihr hierüber, wenn sie davon sprechen sollte, Glauben zu schenken. Die Erlebnisse des vorigen Jahres sind ihr zu Gute gekommen — und insofern auch mir. Malwida Meysenbug ist lauter mütterliche Güte gegen mich, sie wünscht mir, was ich mir selbst am meisten wünsche, und versteht auch Wege und Griffe dazu. (Beiläufig: Sie möchte gern, daß ich und Lenbach der Maler uns näher befreundeten.)

Meine Adresse ist Roma, Piazza Barberini 56 ultimo piano ich bleibe hier, wohl noch bis in den Juni hinein.

Dir und den Deinigen — denn ich nehme an, daß die verehrte Frau Rothpleß bei Dir ist — meine und meiner Schwester allerbeste Grüße.

In Dankbarkeit Dein Freund F. N.

[Postkarte, Poststempel Bellaggio, 15. Juni 1883.]

Mein lieber alter Freund, diesmal sende ich zur Auskunft über mich keinen gräßlichen Brief. (Du wirst mich meiner Briefe halber satt bekommen haben! —), sondern meine fröhliche mit mir sehr wohl versöhnte Schwester. Mit der angelegentlichen Bitte an Dich und Deine zu verehrende Frau, ihr die Treue entgelten zu lassen, die sie mir in jenen unwirschigen Zeiten gezeigt hat, und mit dem Wunsche, daß ein seit 8 Wochen über Chemnitz (Zarath.) gesandter Brief in den Händen von Frau Rothpleß ist, bin ich Dein Freund

N.

[Erhalten 8. Dezember 83.]

Nizza (France) 38 rue Segurance
(im zweiten Stock).

Mein lieber Freund Overbeck, habe nur noch Geduld mit mir wie bisher! Nach meinen guten Stunden und Minuten gerechnet — seltenen Dingen! das ist wahr — bin ich einer der beneidenswerthesten Sterblichen, und jetzt mehr als je. Zwischen inne liegt Vieles, was an Verzweiflung grenzt und dessenthalben ich Deine Geduld mit mir haben muß, das ist auch wahr. In jenen guten Stunden aber weiß ich, daß ich nicht umsonst Jahre lang die einsamste aller Meerfahrten gemacht habe: ich habe mein „neues Land“ entdeckt, von dem noch niemand etwas wußte, nun muß ich's mir freilich immer noch, Schritt für Schritt, erobern.

Von allen guten Dingen, die ich gefunden habe, will ich am wenigsten die „Fröhlichkeit des Erkennens“ wegwerfen, oder verloren haben, wie Du vielleicht angefangen hast zu argwöhnen. Nur muß ich jetzt mit meinem Sohne Zarathustra zusammen, zu einer viel höhern Fröhlichkeit hinauf, als ich sie je bisher in Worten darstellen konnte. Das Glück, welches ich in der „fröhlichen Wissenschaft“ darstellte, ist wesentlich das Glück eines Menschen, der sich endlich reif zu fühlen beginnt für eine ganz große Aufgabe, und dem die Zweifel über sein Recht dazu zu schwinden anfangen. Lies mir zuliebe doch noch einmal Seite 194 und das Gedicht auf der folgenden Seite; übrigens steckt das ganze Buch voll solcher Stellen, an denen ausgedrückt ist „die Stunde ist da! Machen wir uns vorher noch ein kleines Fest mit Singen und Springen!“

Das eigenthümliche Unglück des letzten und vorletzten Jahres bestand im strengsten Sinne darin, daß ich einen Menschen gefunden zu haben meinte, der mit mir die ganz gleiche Aufgabe habe. Ohne diesen voreiligen Glauben würde ich nicht in diesem Maße an dem Gefühle der Vereinsamung (Verkennung, Verachtung und was Alles damit zusammenhängt) gelitten haben und leiden, wie ich es that und thue: denn ich bin und war darauf vorbereitet, allein meine Entdeckungsfahrt zu Ende zu führen. Aber sobald ich nur einmal den Traum geträumt hatte, nicht allein zu sein, war die Gefahr fürchterlich. Noch jetzt giebt es Stunden, wo ich nicht weiß, mich selber zu ertragen.

Das andere Unglück war: ein ungewöhnlich trübes Wetter im vorigen Winter, ebenso wie im letzten Sommer. Ich bin auf Licht eingerichtet: — es ist beinahe das Einzige, was ich absolut nicht zu entbehren und zu ersetzen weiß: Lichtfülle eines heitern Himmels. Mit Genua habe ichs darin überhaupt nicht gut getroffen: jetzt erst fand ich die statistische Angabe, daß Genua im ganzen Jahre nicht viel mehr reine Tage hat, als Nizza in den 6 Wintermonaten: worauf ich umgehend mich nach Nizza aufmachte.

Bin ich erst des Spanischen mächtig, so geht es weiter nach Valencia, etwa im nächsten Winter. Ein Mensch, so bescheiden wie Dein Freund in Wohnung und Kost und Kleidung, lebt überall leicht und billig. —

Es geht mir jetzt besser. —

Herzlichsten Dank für Deinen Brief und Deine Gefühle für mich — ich will zusehen, daß ich Dir und Deiner verehrten lieben Frau nicht wieder solche Noth mache, wie zuletzt.

Dein Nietzsche.

[Erhalten 26. Januar 1884.]

Nice, (France) Pension de Geneve petite rue St. Etienne.

Verzeihung, alter Freund, für dies Zettelchen — aber ich will eine gute Nachricht darauf schreiben. Seit vorigem Freitage ist „Also sprach Zara-

thustra“ vollkommen fertig — und ich bin mitten im Abschreiben. Das ganze ist somit genau im Verlaufe eines Jahres entstanden: im strengern Sinne sogar im Verlaufe von 32 Wochen. — Die letzten 2 Wochen waren die glücklichsten meines Lebens: ich bin nie mit solchen Segeln über ein solches Meer gefahren; und der ungeheure Übermuth dieser ganzen Seefahrergeschichte, welche so lange dauert, als Du mich kennst, 1870, kam auf seinen Gipfel. Wie es mit mir im auslaufenden Jahre stand, das gab mein letzter Brief zu verstehen. Auch mußte ich die völlige Fremdheit des Nizzaer Bodens reichlich büßen, sogar Geldverluste erheblicher Art hatte ich, indem meine Hauswirthin, der ich für Zimmer und Pension vorausbezahlt hatte, verschwinden mußte.

Jetzt habe ich mich in die stille zuverlässige Welt einer Schweizer-Pension zurückgezogen.

Die Vollendung meines Zarathustra hat meiner Gesundheit sehr wohl gethan. — Alter, lieber Freund, das Nächste, was ich projectire, zur Erholung! ist ein großer Front-Angriff auf alle Arten des jetzigen deutschen Obscurantismus (unter dem Titel „Neue Obscuranten“). Dazu — habe ich Deinen Rath und Deine Beihilfe nöthig!

Von Herzen Dein

N.

Lieber Freund,

[Erhalten 25. Juli 84.]

ich vergaß neulich, Dich zu bitten, dem Bibliotheks-Diener den betreffenden Wink zu geben: „Sils Maria Ober Engadin“ genügt als Adresse. Insgleichen vergaß ich Dich zu fragen, wenn Du wieder aus den Ferien nach Basel heimzukehren gedenkst, und wann demgemäß die nächste Pensionrate für mich in Aussicht steht. Ich laborire nämlich an der Vorstellung dieses Mal nicht bis zu dem nächsten Termine auszureichen. Man hat mir in Val Piora und Zürich schrecklich viel Geld abgenommen — Was ich überhaupt das „Reisen an sich“ verwünsche! Es erschöpft mich auf eine mir kaum verständliche Art. — Das Wetter war mir bisher zuwider und ich bin noch fern davon, mich erholen zu haben. Es gab Tage, die ich kaum zu überwinden wußte, meine Feinde, die Wolken! —

Andererseits gab es Stunden wenigstens, wo ich, bei einem Rückblick über 40 Jahre, mich glücklich preise — freilich auch mit vielen „blauen Augen“, aber eben doch hindurchgekommen zu sein. Die Consequenzen eines solchen Lebens, kamen in den letzten Jahren zu „Ausbruch“ — eruptiv, in jeder Hinsicht, und beinahe zerstörend. Aber dies „beinahe“ ist meinem ganzen Leben an die Stirn geschrieben — zuletzt bin ich bis jetzt doch noch „der Siegreiche“.

Ich stehe mitten in meinen Problemen drin; meine Lehre, daß die Welt des Guten und Bösen nur eine scheinbare und perspectivische Welt ist, ist

eine solche Neuerung, daß mir bisweilen dabei Hören und Sehen vergeht. Aber Du wirst mitten in Deiner Arbeit sein und hast schon viel zu viel Zeit auf Deinen tollen Freund verwenden müssen — ich dachte oft daran, und mit Betrübniß. Es sollte Jemanden geben, der für mich, wie man sagt, „lebte;“ da würde auch Dir, mein lieber Freund, viel erspart sein.

Die Abende, wo ich ganz allein, im engen, niedrigen Stübchen sitze, sind harte Bissen zum Kauen.

Dir und Deiner lieben Frau (der ich vergessen habe die mémoires der Herzogin von Abrantès zu empfehlen, zur Ergänzung der Rémusat).

Von Herzen zugetan

R.

2. Juni 1885, Sils-Maria, Oberengadin.

Lieber alter Freund Overbeck,

es beunruhigt mich nichts von Dir zu hören; und zum mindesten will ich wünschen, daß Deine Gesundheit nichts mit diesem Schweigen zu thun hat — obwohl die Hitze dieses Jahres und ebenso die Erinnerung an die schlechte lähmende Luft Basels, wie ich sie im vorigen Juni wieder kennen gelernt habe, mir auch nach dieser Seite hin besorgliche Gedanken eingiebt. Als ich hier oben ankam, war eine meiner ersten Handlungen, nach Deinem „Zeichmüller“ zu suchen — leider ergab er sich als absens — woraus folgt, daß er in der Nizza-Büchekiste steckt: was ich hiermit, zu meinem großen Bedauern, Dir melde. Dagegen habe ich hier, aus Deinem Bücherschätze, den Mainländer. Großen Dank noch für die Übersendung des Dürers an meine Angehörigen: man hat mir so sehr dafür gedankt, daß ich glauben muß, damit weit über den Begriff „Hochzeitsgeschenk“ hinausgeschossen zu haben. Möge aber die Zukunft des jungen Paares sich tröstlicher und hoffnungsvoller gestalten, als dies unheimliche Bild zu verstehen giebt! Unter uns, ich habe viele Besorgnisse auf dem Herzen —, allerdings auch einige sonderbare Wünsche, gerade was diese neue Welt in Paraguay betrifft. Es kann im Handumdrehen jetzt für mich Europa unmöglich werden; und siehe da, vielleicht findet sich dort in der Ferne auch für einen solchen verflogenen Vogel, wie ich es bin, ein Ast (Wie geschrieben steht „so häng ich denn auf krummen Äste“ usw.).

Hier oben habe ich wieder die gleiche, mir sehr zugethane Gesellschaft des vorigen Jahres; zwei sonst in Genf lebende distinguierte Engländerinnen und jene alte Dame vom russischen Hofe, von der ich schrieb, daß sie eine der nächsten Schülerinnen Chopin's ist; — ihr Verhältnis zur Musik ist kein Spaas, noch im letzten Monat hat sie eine tüchtige strenge Fuga componirt. Nun ist in meiner Gesellschaft eine deutsche Dame aus Meiningen, welche auf eine briefliche Einladung meinerseits hierhergekommen ist und mir, durch Vorlesen und Nachschreiben, mit großer Güte entgegenkommt:

leider ist nächste Woche ihre Zeit zu Ende. Was die Augen betrifft, so ist mein Zustand jetzt von dem Dührings wenig verschieden; dieses plötzliche reisend schnelle Verschwinden des Augenlichts vom vorigen Sommer an bis jetzt, gehört zu den Dingen, wofür ich die Gründe nicht weiß. Die Jodsalbe, welche Schieß verordnete, war wirkungslos. — Ich habe fast jeden Tag 2 bis 3 Stunden diktirt, aber meine Philosophie, wenn ich das Recht habe, das, was mich bis in die Wurzeln meines Wesens hinein malträciert, so zu nennen, ist nicht mehr mittheilbar, zum mindesten nicht durch Druck. Mitunter sehne ich mich darnach, mit Dir und Jakob Burckhardt eine heimliche Conferenz zu haben, mehr um zu fragen, wie ihr um diese Noth herumkommt als um Euch Neuigkeiten zu erzählen. Die Zeit ist im Übrigen grenzenlos oberflächlich; und ich schäme mich oft genug, so viel publice schon gesagt zu haben, was sich zu keiner Zeit, selbst zu viel werthvollern und tiefern Zeiten vor das Publikum gehört hätte. Man verbirbt sich eben den Geschmack und die Instincte, inmitten der Press- und Frechheits-Freiheit des Jahrhunderts; und ich halte mir das Bild Dantes und Spinoza's entgegen, welche sich besser auf das Loos der Einsamkeit verstanden haben. Freilich, ihre Denkweise war, gegen die meine gehalten, eine solche, welche die Einsamkeit ertragen ließ; und zuletzt gab es für alle die, welche irgendwie einen „Gott“ zur Gesellschaft hatten, noch gar nicht das, was ich als Einsamkeit kenne. Mir besteht mein Leben jetzt in dem Wunsche, daß es mit allen Dingen anders stehen möge, als ich sie begreife; und daß mir Jemand meine Wahrheiten unglaubwürdig mache. —

Deiner vortrefflichen Frau mich herzlich anempfehlend in alter Liebe Dein
F. N.

[Frühjahr 1886.] Nice France Rue St. François de Paul 26, II étage
Lieber Freund, Donnerstag.

Daß ungefähr zu gleicher Zeit, wo Du an mich schriebst, meine Gedanken bei Dir in Basel waren, wird Dir ein vorgestern an Dich abgeandtes rothes Heft verrathen: — wie schön wäre es, über dergleichen Curiosa hübsch miteinander, beieinander lachen, (selbst sich ärgern) zu können! Ach, die dumme Gesundheit, die Einen von seinen Freunden fernhält! Die Nachrichten über Deine eigene Gesundheit (aus beiden letzten Briefen), auch über Deine Augen, lassen mich es bewundern, wie tapfer Du Dich eigentlich dort in Basel durchschlägst. Aber freilich, Du hast es, Dank Deiner Frau, eben hundert Male besser als ich: Ihr habt zusammen ein Nest — und ich habe höchstens eine Höhle, ich mag mich drehen und wenden wie ich will. Man sagt mir hier, daß ich den ganzen Winter, trotz vielfacher Beschwerniß, immer bei „glänzender Laune“ gewesen sei; ich selber sage mir, daß ich den ganzen Winter profondément triste, torturirt von meinen Problemen bei Tag und

Nacht, eigentlich noch mehr höllenmäßig als höhlenmäßig gelebt habe — und daß ich den gelegentlichen Verkehr mit Menschen wie ein Fest, wie eine Erlösung von „mir“ fühle. Das große Mißverständnis der Heiterkeit: Die brave Malvinda, die mit ihrer rosigen Oberflächlichkeit sich in einem schweren Leben immer „obenauf“ gehalten hat, schrieb mir einmal, zu meinem bittersten Vergnügen, daß sie aus meinem Zarathustra heraus, schon den „heitern Tempel winken“ sehe, den ich auf diesem Fundamente aufbauen werde. Nun, es ist einfach zum Tod-lachen; und ich gebe mich nachgerade damit zufrieden, daß man mir nicht zusieht und ansieht, an was für einem „Tempel“ ich baue. —

Erholung, lieber alter Freund, nichts als Erholung habe ich auch jetzt wieder nötig: aber sie ist immer schwerer zu schaffen. — Die erquickliche leichte Musik Köfelizens gehört dahin: was bin ich diesem Glücksfunde meines Lebens dankbar. (Aber warum hast Du mir nichts über den Brief K.'s gesagt, den ich dem letzten Brief an Dich beigelegt hatte? Hoffentlich ist nichts verloren gegangen? Ich schrieb gleich nach dem Eintreffen des letzten Geldes; seitdem hörte ich nichts von Dir). Es ist dem Armen mit Wien wie mit Dresden mißrathen; er bat mich, etwas zu seinen Gunsten bei Mottl in Karlsruhe zu versuchen. Letzterer, obschon mir persönlich unbekannt, hat inzwischen sehr artig an mich geschrieben: er lege den größten Werth auf meine Empfehlung („die Empfehlung eines von mir enthusiastisch verehrten Mannes.“) Hoffentlich bleibt es nicht bei Worten. — Was Du von Deinen literarischen Absichten schreibst, macht mir rechte Freude. Ich lese Dich so gern, selbst noch abgesehen von dem, was man durch Dich lernt. Du verschlingst so artig Deine Gedanken, ich möchte fast sagen, listig, als ein Mensch der nuances der Du bist. Der Himmel segne Dich dafür, in einem Zeitalter, das täglich plumper wird. — Inzwischen hat man sich bemüht, mich zur Wiederaufnahme meiner akademischen Tätigkeit anzureizen. Ich soll durchaus kulturgeschichtliche Collegien lesen. — Sonderbar: Kein als Frage der Erholung ist mir dieser Gedanke sogar recht geläufig. Aber es gibt eine Verrechnung dabei.

Bitte, sende mir, sobald Du kannst, das flügge werdende Geld hieher (zur Hälfte französisch, zur Hälfte italiänisch, wofern dies möglich ist und Dir keine Mühe macht). Ich bleibe hier bis zum 13. April. Meine Augen erlauben es nicht länger. Nachher wahrscheinlich Venedig mit seinem Gäßchen-Dunkel; dann Engadin; im Herbst muß ich meiner alten, armen Mutter etwas Trost zusprechen.

Herr Credner ist bereit, „einen zweiten Band der „Morgenröthe“ in den Verlag zu nehmen,“ er hat mir brieflich angezeigt, daß er wünsche, „unter meine Verehrer gerechnet zu werden.“ Solchen Glauben in Israel habe ich noch nicht gefunden. Trotzdem —

Ach wie vieles gäbe es zu sagen und zu berathschlagen, lieber Freund! Empfehle mich angelegentlich Deiner Frau und ihren Angehörigen. Dieses Jahr wird mich auch einmal nach München bringen. — Treulich

Dein Freund Niessche.

(Sehr in Arbeit. Sei übrigens unbesorgt, es wird keinen zweiten Band „Morgenröthe“ geben. —)

Lieber Freund,

[Sils Maria, 5. August 1886.]

eine Mitteilung und eine Bitte! — Eben telegraphirt mir Frißsch aus Leipzig „Endlich im Besitz!“ — Worte, die mir große Freude machen. Ein verhängnisvolles Versehen aus meiner Basler Zeit (etwas „zu viel Vertrauen“ wie so oft in meinem Leben) ist damit ad acta gelegt. Wie gut, daß ich diesen Frühling nach Deutschland ging! Daselbe habe ich noch einmal zu sagen, in Hinsicht darauf, daß ich meine Lage gegenüber Verleger-Möglichkeit und Publicum mir ad oculos demonstrierte, auch daß ich persönlich mit dem ausgezeichneten Brüder-Paar Naumann verhandelste. Das neue Buch, ein Resultat, welches aus der Ferne gar nicht hätte erreicht werden können, ist eben fertig geworden; der Auftrag, ein Exemplar an Dich nach Basel abzusenden, ist bereits seit einigen Tagen ergangen. Nun kommt die Bitte, alter Freund: lies es, von vorn nach hinten und laß Dich nicht erbittern und entfremden — „nimm alle Kraft zusammen,“ „alle Kraft“ Deines Wohlwollens für mich, Deines gedulbigen und hundertfach bewährten Wohlwollens, — ist Dir das Buch unerträglich, so doch vielleicht hundert Einzelheiten nicht! Vielleicht auch, daß es dazu beiträgt, ein paar erhellende Lichter auf meinen Zarathustra zu werfen, der deshalb ein unverständliches Buch ist, weil er auf lauter Erlebnisse zurückgeht, die ich mit Niemanden theile. Wenn ich Dir einen Begriff meines Gefühls von Einsamkeit geben könnte! Unter den Lebenden so wenig als unter den Todten habe ich Jemanden, mit dem ich mich verwandt fühlte. Dies ist unbeschreiblich schauerlich: und nur die Übung im Ertragen dieses Gefühls und eine schrittweise Entwicklung desselben von Kindesbeinen an, macht mir's begreiflich, daß ich daran noch nicht zu Grunde gegangen bin. — Im Übrigen liegt die Aufgabe, um deren willen ich lebe, klar vor mir — als ein factum von unbeschreiblicher Traurigkeit, aber verklärt durch das Bewußtsein, daß Größe darin ist, wenn je der Aufgabe eines Sterblichen Größe innegewohnt hat. —

— Ich bleibe hier bis Anfang September.

Treulich Dein F. N.

Sils Maria, den 5. August 1886.

Geschichten aus dem Mandelhaufe

von Hermann Stehr

(Schluß)

Das Glänzen, das Amadeus mit in den Schlaf nahm, wurde ihm nicht durch den Traum verwandelt und entwunden. Mit dem ersten Schritt in den Morgen stand der Knabe wieder mitten in dem Zauber des vorigen Tages. Nicht weit von dem Wiesenstreiflein, über das die krumme Weibe eine sanfte Herrschaft ausübte, mitten in einer sauren Wiese des Schnallke-Bauern, wucherte eine kleine Wildnis von Haselstauden, Hohlkirschen, Hirschholder und einige Pfaffenhöfleinsträucher waren auch darunter. Die Scharren sich ungeordnet und dicht um einen großen Haufen aus Kobensteinen und wisperten und stritten Tag und Nacht, seitdem sie erwachsen waren, wie sie die störenden, stumpfsinnigen Steine fortschaffen oder wenigstens mit ihrem Schatten zermergeln könnten. Aber wie sie sich auch mühten, sie brachten keine solch langen Äste auf, daß sie hätten die Steine unter einem grünen Dache begraben können. Es blieb immer noch ein weiter Trichter, durch den die Sonne ungestört Licht herniedergoß, daß der Steinberg mit seinen Flimmeraugen glücklich blinzelte. In diese grüne Rotunde flüchtete Amadeus aus dem Stocken und Lasten der Schneiderstube. Kein Haus von Röhrsdorf war zu sehen, und selten hörte man aus der Höhe den Glockenruf des Neudecker Kirchturmes vorübersinken. Dort konnte der Knabe machen, was er wollte, und die Sträucher sagten es niemand weiter. Zu oberst auf den Haufen wälzte sich das Büblein einen Stein, der in der Mitte eine Mulde, wie einen bequemen Sesselpfatz, hatte. Dann kletterte er hinauf und saß droben auf einem Throne, gleich dem Könige von Preußen. Der kühle Brodem, der über den Wurzeln der Sträucher lag, wurde von der hereinsinkenden Sonnenhitze erwärmt und strich durch die grüne Esse geraden Weges in die Höh. Amadeus sah die Blätter an dem untersten Zweig sich leise bewegen, als käme unsichtbar jemand zu ihm hereingewandelt. Und wirklich, während er so saß und wartete, was geschehen würde, taumelte ein Schmetterling, der zwei blaue Augen auf den Flügeln trug, durch das Geblätter. Er wurde sogleich von dem Luftstrom erfaßt und in die Höhe getragen. Das zarte Tierlein glitt so nahe an des Knaben Gesicht vorüber, daß seine Wange von den Flügeln wie von einer unendlich weichen Liebkosung gestreift wurde. In diesem Augenblick fiel dem Amadeus der Kuß ein, den Veronika ihm gestern abend gegeben hatte, und es war ihm, als sei er soeben von den Lippen des Mädchens wieder berührt worden. Das brachte einen solch freudigen Schreck über ihn, daß er mit angehaltenem Atem dem Schmetterling noch nachsah, als dieser schon lange von dem Winde durch den grünen Trichter davongetragen worden war. Ein Spiel bunter Farben

glomm an der Stelle, wo ihn die blaue Höhe aufgenommen hatte. In dieses Blühen stammelte Amadeus verzückt den Namen seiner Geliebten: „Veronika! Veronika!“ Und da alles still blieb, setzte er hinzu: „Komm zu mir von deinem großen Wasserteiche. Ich bin ganz allein und möchte mit dir spielen.“

Das sagte er so leise, wie kleine Kinder oft für sich allein reden, daß es niemand hörte, als nur sein süchtiges Seelchen, das diese Worte gebar.

Doch Veronika Hübner aus Bauerröhrsdorf erwiderte auf den Ruf ihres Freundes nichts, ob der auch noch so lange aus seinem Traumstüblein in den Himmel hinaufhorchte. Nur ein schwarzer Vogel kam endlich herangeschwirrt und ließ sich auf der höchsten Strauchspitze nieder. Er blies die Federn auf, hielt den Kopf schief und sah auf den Knaben herunter. Dann flog er mit einem klitschenden Laut davon.

Da erinnerte sich Amadeus an die Worte, die das Mädchen gestern beim Abschiede zu ihm gesprochen hatte: Wenn er wolle, daß sie komme und ihn besuche, dann müsse er eine Feder hinauf in den Wind lassen. Und er langte in die Tasche und gab einer von den Federn, die er sich vom Hübner-Zeiche mitgebracht hatte, die Freiheit. Anfangs wollte diese gar nicht fliegen, sondern taumelte und war am liebsten zu den Strauchwurzeln gekrochen. Aber der Knabe half mit der Hand und dem Atem nach, bis das weiße Luftschifflein in den richtigen Zug kam. Es stieg über die Äste in die Luft hinauf, setzte sich in den Wind und segelte fort.

Nun war der Mandel-Junge auf eine glückliche Art von seinem Einsamsein erlöst. Alle Tage verbrachte er viele Stunden in seinem Strauchzimmerlein, schickte fleißig Botschaften in die Luft und wartete auf Antwort. Da kam es denn manchmal vor, daß irgendwo im Felde ein Kind seine Stimme erhob und nach seiner Mutter rief oder seinem Geschwister. Und wenn so ein Ruf recht weit hergetragen wurde und schön hoch klang, meinte Amadeus allemal, Veronika hätte durch die Luft zu ihm geredet, machte sich nach Gutdünken ihre Antwort zurecht und war über alle Maßen froh. Sein grünes Stüblein weitete sich dann: Wiesen breiteten sich um ihn aus, sonnige Felder, blanke, große Wasserteiche, alles, wie er es in Bauerröhrsdorf gesehen hatte, und das Mädchen war auch da mit ihren fliegenden Röckchen und der hurtigen Vogelstimme. Er trieb sich mit seiner Freundin in dem Traumgärtlein umher und sagte ihr alles, was ihm über die Seele lief.

Als die Leichfedern alle weg waren, suchte er sich andere zusammen und schickte sie als Boten denselben Weg. Damit sie aber, die doch seine Veronika noch nicht kannten, in den Hübner-Hof fänden, gab er es ihnen jedesmal besonders auf. Er ahmte auch des Mädchens schönes Geplauder nach, daß sie wüßten, wer unter den vielen Kindern die sei, die er meinte. Und weil Amadeus in den Worten nicht alles unterbrachte, was er für seine Ge-

spielin auf dem Herzen hatte, so dehnte er sie und füllte den Schwung und unbändigen Klang seiner Seele hinein.

Auf diese Weise kam Amadeus wieder zu seinem Liebe, und da sein Vater nicht dabei war, wagte er, immer lauter zu singen. Nicht lange danach sandte er auch ein Federschifflein an die mütterliche Bäuerin, ja sogar an den Bauer, den er doch nicht kannte. Das Getöse des felderbunten Kessels war in seinem Gefange, der Laut des Teichwassers, das unterm Ufer gluckt, und der hohe Flug roter Wölkchen.

Leute, die auf dem Steige, nicht weit davon, nach Sauerborn oder Kanfern in die Berghäuser gingen, verwunderten sich darüber, schlichen herzu und bogen die Äste auseinander, den Sänger zu sehen. Erkannten sie aber den Mandel-Jungen, so verführten sie Reden gegen Christoph Eusebius, die er sich nicht hinter den Spiegel gesteckt hätte, wenn sie geschrieben worden wären.

Neuntes Kapitel

Verborgen blieb dem Schneider das neue Singespiel seines Jungen freilich nicht. In einer Erinnerung, die der Meister nicht klar vor sich aufkommen ließ, wußte er, daß der Knabe und seine Lieder eigentlich von ihm aufs Feld getrieben worden seien. Doch gab er sich dieses Wissen nicht zu. Auf Schleichwegen erreichte er die allgemeine Überzeugung, daß er den Amadeus mit seiner Singerei habe hinaus schaffen müssen, weil er ihn in seiner Arbeit störe. Um die letzten Traummeiler seiner Seele dunstete zudem manchmal der Rauch einer Ahnung, daß auch aus der Entfernung seines Jungen Lied keinen günstigen Einfluß auf ihn habe. Dann schlich er sich um des Kleinen Fabelstube und erlauschte allerhand von dessen Gefängen: Vom Loch im Wasser, dem Klopfmännlein, der Hübner-Bäuerin und ihrem Mann. Am öftesten hörte er den Amadeus von Veronika, dem kleinen Mädchen, singen. Von ihm und der Maruschka sang er nur immer das dumme, vollkommen verdrehte Lied von der roten Kugel. Deswegen stach den Meister mehr als einmal der geheime Miselbraut bergestalt, daß er schon die Äste bog, um den Jungen von dem verborgenen Flausenthron zu jagen. Allein ein Weiches, Süßes, eine unausdenkliche Schönheit, die nur durch des Kleinen Stimme in dem alten Mandel lebte, hinderte ihn daran. Er kriegte sich immer noch zur rechten Zeit in eine gute Hand und kehrte in das Haus zurück, ohne sein Kind angetastet zu haben.

Doch saß er wieder an seinem Schneidertisch und der schwache Widerhall von Amadeus' Stimme strich durch das offene Fenster an seinem Ohr vorüber, wurde ihm oft zum Schreien heiß und eng in seiner Herzgrube.

In den Nächten, die solchen Tagen folgten, ging auch das Rumoren im Hause von neuem los. Christoph Eusebius hatte keine Leibesruh und hielt wieder stundenlang Wache auf der Bodensiege.

Während dieser wirren Heimsuchungen arbeitete der Schneider unausgesetzt an der Hübner-Jacke. In einer langen, schlaflosen Nacht wurde sie endlich fertig. Beim Morgengrauen nähte er den letzten Knopf an. Er hing sie an die Wand und legte sich schlafen. Am hellen Vormittage erwachte er, vollkommen zerrüttet und erschöpft, mit der Empfindung, am Ende einer langen, mörderischen Wanderung angelangt zu sein. Die Stube lag lautlos in einem aufgedunsenen Lichte, ganz ohne Leben.

Amadeus steckte schon wieder draußen im Gesträuch und Maruschka hörte er mit Holzgeschirren im Lümpel unter der Weide hantieren. Er stützte den Kopf auf die Ellenbogen und verfolgte mit willenlosem Lauschen das Plätschern des Wassers und das Aneinanderstoßen der Geschirre. Dabei kroch seine Seele halb in den Schlaf zurück. Er lag und zwinkerte mit seinen umrunzelten Äuglein. Ohne zu wissen, was er sprach, fragte er sich fortwährend leise: „Was soll denn das sein? Das ist doch keine Ernte? Du, Christoph, he, was ist denn das, du?“

Ein Strähn grauer Haare fiel über seine Stirn, wurde von ihm fortgestrichen, sank aber immer wieder in die Augen.

Plötzlich lag er in einer pechschwarzen Wolke, seine Brust wurde von so schwerer Angst eingeklemmt, daß er keinen Atem kriegte. Als er sich von diesem Anfall wie von einem dumpfen Schläge erholte, stand grell die Sicherheit vor seinen Blicken, er sitze verkehrt auf dem Pferde, und wenn er sich nicht zusammennehme wie in des Schlächters Hof halbwegs gegen Hamburg hin, wo er vor dem Gendarmen über die Mauer sprang, die zwei Meter hoch war oder drei, packte es ihn beim Tragen und drückte ihm den Dampf ab. Auf diese Weise, wie er es jetzt trieb, durfte es nicht weitergehen; so fraß er sein Haus auf und sich selber.

Wie gestochen sprang er auf und zog sich an. Im Umhergehen knöpfte er die Weste zu. Vom Felde her klang langsam metallisches Pinken, der Dengelschlag eines trägen Mähers. Bei jedem Ton schoben des Schneiders Finger einen Knopf durch das Knopfloch. Dabei zählte er: Eins . . . zwei . . . drei . . . bis acht. Merkwürdig. Als seine Weste geschlossen war, hörte das Pinken draußen auf. Eusebius blieb stehen und verwunderte sich über dies Zusammentreffen.

Da schoß es ihm durch den Kopf: Acht, gerade acht Wochen watete sein Leben durch dies wirre, faule Trödeln. Nach Rettung ausspähend, suchten seine Augen die Wände seiner Stube ab. Er bemerkte die Hübner-Jacke am Nagel hängen und fühlte sich beruhigend auf die Schulter geklopft, daß die Zeit doch nicht ganz nutzlos vertan war. Und nun sollte ein anderer Wind durch seinen Ahorn gehen, einer aus dem ff.

Wenn er sich beeilte, kam er noch vor dem Mittag nach Bauerröhrensdorf hinunter und konnte die Jacke im Hübner-Hofe abliefern.

Er zog den Kaffeekrug aus der Ofenröhre und machte sich übers Frühstück. Zwischen Kauen und Schlucken stellte er die Rechnung auf, Posten um Posten, Steifleinwand, Futterstoff, Seide und so weiter, und legte überall einen Zehner oder ein wenig mehr dazu, damit der Bauer etwas zum Abreißen habe.

Dann nahm er seinen sonntäglichen Rock aus dem Schrank, breitete ihn auf der Bank aus und legte den Pfefferrohrstock darüber. Ehe er aber die Jacke in die Wachsleinwand schlug, unterzog er sie einer genauen Untersuchung, ob auch überall die Hefestiche entfernt seien und ob sie im ganzen so geraten sei, vor kritischen Blicken zu bestehen. Er zupfte da und dort, schnippte mit dem Finger darüber hin, breitete sie vor sich aus, hielt sie an langem Arme von sich, hing sie wieder an den Nagel und trat einen Schritt zurück. Denn manches Werk kommt erst von weitem zur richtigen Geltung. Doch er mochte rechts oder links stehen, der Sonne Zutritt gewähren oder den Schatten darauf wirken lassen: keine Beleuchtung, keine Entfernung half. Mit der Jacke war einfach nicht ins reine zu kommen. Dieses Werk, das in seiner Hauptidee so vollendet überlegt und zugeschnitten war, hatte unter den Nachtwachen, dem Rumoren, den unterirdischen Unruhen, der fliegenden Hitze und all den wirren Heimsuchungen wie unter einer ununterbrochenen Rebellion dermaßen gelitten, daß es eigentlich, wollte er ehrlich sein, bloß eine große Anzahl Flickflecken darstellte, deren Vereinigung einen oben und unten offenen Sack bildete, an dem die Ärmel ganz widersinnig gleich zwei gewundenen Tüten hingen, und die Nähte krochen als warzige Würmer ungerregelt in allen Teilen dieses unseligen Kleidungsstückes umher. Nichts an ihr deutete auf den schüchternen Versuch hin, sich dem Leib eines richtigen Bauernburschen anzupassen.

Als Mandel sich von der Ausichtslosigkeit jedes Änderungsversuches überzeugt hatte, trat ihm der kalte Schweiß auf die Stirn. Er legte die Jacke auf die Bank neben seinen Rock, sank mit gekreuzten Armen darüber hin, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er in Tränen ausgebrochen.

Das war keine Entgleisung seines zu reichen Geistes. Aus dieser Verwirrung aller Grundsätze führte keine Spur zu einer freundlichen Existenz, geschweige ein Weg in die Höfe der Reichen und Vornehmen, wie er doch am Anfange gedacht hatte. Das Sinnen warf ihn durch einen schwarzen Schacht und ließ ihn drunten auf erbarmungslose Steine fallen, daß es wie Funkenstieben um ihn wirbelte. Draußen polterte Maruschka weiter mit den Holzgefäßen in dem Tümpel unter der Weide. Der Schneider wollte gerade denken, es würde ihm wahrhaftig egal sein, wenn er nicht ein Meister, sondern ein Haserforn wäre, da könnte ihn jeder erste beste Hahn auffressen und mit dem ganzen bißchen Leben hätte es auf die einfachste Art ein Ende. Aber er konnte diesen Einfall nicht ausspinnen. Die Stumme pumppte

die Schaffer fortwährend gegeneinander. Aus dem Gesträuch schwang sich jetzt noch seines Jungen Stimme auf und jubelte über diesen dumpfen plumpen Trommellauten ins Sonnenlicht hinein.

Und während Mandel gezwungen war, eingeschrumpft, über sein verpfushtes Leben hingebrochen, dieser Musik zu lauschen, verwandelte sich seine Verzweiflung in wilden Zorn. War es eigentlich die Stumme nicht allein gewesen, die ihn in den Wochen durch verwirrte Tage und zerstörte Nächte getrieben und ihn endlich hier über die Bank gestoßen hatte?! Achlos, gleichgültig, ohne jedes Mitgefühl! Und nun es ihr gelungen war, ihn zu zerbrechen, vollführte sie draußen dies höhnische Pauken.

Bei geschlossenen Augen sah er ihre Brust sich aufblähen, die vollen Arme rot strogen, den ganzen quellenden Körper sich vor Behagen wiegen und drehen. Da kam der todwunde Schneider wie gerissen in die Höh. Seine Augen wurden lechzend weit und flackerten wie die Augen von Waldtieren, die vor Durst toll sind. Er sprang ans Fenster und warf einen verzehrenden Blick auf sie, prallte aber zurück. Denn eben hatte sich die Stumme aufgerichtet und kehrte ihm ihr vom Rücken noch gerötetes Gesicht zu, in dem ein verschleiertes Lächeln lag.

Jetzt hörte er sie auf das Haus zukommen.

Wenn sie nun in die Stube trat, das fühlte der Schneider, dann mußte er sich auf sie stürzen, und es gäbe ein Unglück. Um das zu verhüten und sich und seinen Jungen vor Schande zu bewahren, riegelte er die Tür zu und stemmte sich noch dagegen, um die Wirtschafterin am Eintritt zu hindern.

Aber die Stumme wandelte an der Haustür vorüber und verlor sich im Obstgarten hinter dem Schuppen. Da hatte der geplagte Eusebius noch so viel Besinnung, schnell den Rock über sich zu werfen, den Stock zu ergreifen und fluchtartig das Haus zu verlassen.

In großem Bogen wich er dem Strauchwerk aus, in dem des Amadeus Stimme dann und wann aufklang, und bog hinter der Moserschenke in den Schrimsteig. Ohne Umsehen, in atemlosem Gang eilte er dem Walde zu, der sich bis an die Landesgrenze erstreckte, als sei er entschlossen, sein Leben hinter sich zu lassen und auf Nimmerwiedersehen aus dem Königreich auszuwandern.

Um die Mittagszeit trat die Stumme in die Stube und sah des Meisters Kleider unordentlich zerstreut auf der Erde liegen.

Sie erschrak und wurde bleich bis in die Zähne hinein, doch ging sie nach kurzem Überlegen, zündete Feuer im Ofen an, stellte die Suppe auf den Herd und nahm die Teller aus dem Topfschrank, kurz, sie widmete sich in einer Ruhe ihren Pflichten, als müsse der Schneider jeden Augenblick eintreten.

Der Zeiger der Uhr rückte über die Zwölf und Mandel ließ sich nicht sehen.

Maruschka zog den Suppentopf aus der Glut und machte sich auf die Suche. Sie schaute aus jedem Fenster, lief das ganze Haus ab, und als sie unverrichteter Sache wieder in die Stube zurückkehrte, las sie die Kleider des Meisters zusammen, nahm sie auf den Arm, strich gar sorgsam an ihnen hin und hing sie in den Schrank. Dabei beugte sie sich wohl zu weit vor, verlor ein wenig das Gleichgewicht und sank auf Augenblicke zwischen des Schneiders Sachen hinein, daß sie mit taumelnden Blicken wieder in die Stube zurückkam. Sie drückte die Augen ein und schüttelte sich mit zornigem Lächeln. Dann ging sie und sah sich nach dem Amadeus um. Während sie aber stand und ausschaute, stieß unvermutet schmerzvolles Glucksen in ihr auf. Das wurde zuletzt so heftig, daß sie in den Holzschuppen gehen mußte, bis es vorüber war.

Eusebius rannte indessen ziellos im Walde umher. Er hatte umgeworfen, das war klar. Die sieben Sachen seines Lebens lagen wirt zerstreut um ihn. Nur mit Klarheit und Entschiedenheit ließ sich da etwas machen. Aber seinem Sinnen ging es wie einem, der seine Suppe mit der Gabel essen will, denn kaum, daß sich seine Überlegung irgendwo festgehaßt hatte, kam ihm der Zorn gegen Maruschka dazwischen, und alles kochte in einem heißen Dampf. Es trieb ihn wieder wie in den Wochen vorher, und am Abend hatte er nichts erreicht, als sein Haus im Dunkel vor sich liegen zu sehen und voll schmerzvollen Erwartens nach ihm hinzuschauen.

„Entweder ich oder sie,“ sagte er endlich vor sich hin, stieß den Stock zwischen dem Beerenkraut in den weichen Waldboden und hängte seinen Hut an die Krücke. Jawohl, sie! Damit mußte er anfangen. Denn von nichts anderem schrieb sich die Verwirrung her als von ihrer Eigenwilligkeit. Sie tat, was ihr gefiel, ging umher und zernahm ihm rein alles mit diesen abgewandten Augen, diesem spöttischen Lächeln, diesem unerträglichen Rucken ihrer Schultern.

„Ich werd sie ins Geschirr bringen, aber nicht zu knapp,“ sann er, immer mehr in die Höhe wachsend. „Hab ich mich vor diesem Napoleon nicht gefürchtet, so werd ich wohl auch noch einem Weibe den Kopf zurechtsetzen können.“

Eine halbe Stunde später saß er wieder in seinem Schneidertisch mit der unumstößlich festen Absicht, seine Wirtschafterin in die alte Botmäßigkeit zurückzuführen und ihr einmal ordentlich den Herrn zu zeigen.

Die Stumme erstaunte, den Meister so unvermittelt an dem gewohnten Platz zu sehen. Mandel gab sich den Anschein, als sei sie nicht vorhanden, und verfolgte sie unauffällig mit dem Schwelen seines Planes. Wenn sie sich bückte, so dachte er: Ja, bück dich nur! Ich habe dem Franzelbauer einen

Rock gemacht, wie es keinen zweiten in der Umgegend gibt. Ich werde auch dich kuranzen.

Wenn sie sich aufrichtete und stark über die Stube schritt, kochte er in sich hinein: Der lange Just ist ein Kerl wie ein Baum und — trägt Hofen von meiner Hand. Nein, nein! Eusebius fürchtet sich nicht.

Je tiefer es in den Abend hineinging, desto ungestümer, wagehalsiger wurde er, desto verzehrender lagen seine Blicke umher. Alles um ihn wuchs: die Wände gleich hohen Mauern; das Licht der kleinen Tischlampe loderte als ein rotes, unruhiges Feuer; der Uhrschlag klang wie das Klopfen mit einem großen Hammer, und des Perpendikels Schwünge wirkten wie lautlose, verderbliche Sensenhiebe auf ihn. Er saß und wendete mit zitternden Händen das Tuch; er nähte und wußte nicht, wohin er stach, wickelte das Garn, ohne eingefädelt zu haben.

Dabei verfolgte er alles mit scheuem Bauern und feuerte sich im stillen an: Warte nur, gleich! gleich!

Nun endlich entkleidete sich Amadeus, kniete ins Bettchen und betete, rief sein betretenes „Gute Nacht“ herüber und schwamm nach einigen leisen Seufzern mit ruhigen Atemzügen dem Traum entgegen.

Jetzt war auch Marusčka mit dem Aufwaschen fertig, schlug den ausgewundenen Scheuerlappen aus und hängte ihn ans Ofentürchen zum Trocknen. Darauf trat sie an den Topfschrank, suchte den Schlüssel zum Holzschuppen und verließ die Stube.

Nun mußte Mandel handeln. Die Haustür fiel ins Schloß. Der Laut wirkte auf den Schneider wie ein Stoß vor die Brust. Mit klopfendem Herzen und wankenden Knien machte er sich auf. Er ging wie auf einer steilen Leiter. Aber er riß die Tür doch auf und bohrte seinen Blick mit einer solchen Kühnheit in das Dunkel des Flures, daß sich die Finsternis wie eine geprügelte schwarze Kasse in alle Winkel vertrock.

„Ja, ja,“ sagte der Schneider zu sich, „ich bin Christoph Eusebius Mandel! Da hats weiter nischt.“

Mit diesen ermutigenden Worten trat er in den Flur, zog die Tür hinter sich zu und drückte sich in eine Ecke. Er wollte den Handel mit Marusčka hier im Flur ausfechten, denn ein Kind soll vom Streit seiner Eltern nichts wissen.

Das Schloß vom Ziegenstall war noch offen. Er drückte es ein über das andere Mal ein. Doch es blieb nicht. Die Ziegen wurden unruhig und meckerten.

„Seid ihr still, ihr Teufel,“ hauchte er in Aufregung.

Da schlürften Schritte durchs Gras.

Schnell riß er das Vorhängeschloß ab und steckte es in die Tasche.

Er hatte gerade noch Zeit, einen Schritt zur Seite zu treten, da ging die Tür auf.

Die Zähne begannen dem Schneider aufeinanderzuschlagen. Krampfhaft sann er: Ich habe . . . der lange Just trägt Hosen von mir . . . ich habe . . . ich habe . . . ich habe . . .

Maruschka war eingetreten und tastete nach dem Drücker.

Jetzt streifte ihn ihre volle Schulter. Plötzlich drehte es den Schneider wie ein Wirbel. Der Flur flimmerte. Ein großes, heißes Tor öffnete sich.

Auffschluchzend taumelte Christoph Eusebius hinein. Dabei stotterte er fortwährend: „Der lange Just trägt meine Hosen. . . . Der lange Just trägt meine Hosen. . . .“

Weich und warm schloß die Stumme ihre Arme um ihn. Das seltsame Tierweinen, doch nun ruckend wie in unsäglicher Inbrunst, klang wieder auf. Mandel sog es in sich wie das siedende Summen, mit dem der Hochsommer über reife Ähren wandelt.

Talali, talali, talali — i — i — tönte das Lied seines Jungen um ihn.

In starken Armen, mehr getragen, schwebte er die acht Stufen der Bodentreppe empor bis dahin, wo sie die steile Kehre macht und dann noch weiter hinauf.

Zehntes Kapitel

Nach dieser erfolgreichen Nacht wendete sich alles im Mandelhause wieder den alten Geleisen zu. Einige Tage später hatte Christoph Eusebius ein Paar Hosen im Hofe des Bauern Tauß auf dem Ranser abzuliefern. Zu manch anderer Zeit hätte es dem Meister den Atem ein wenig abgeschlagen, mit dem Manne einen Handel abzuwickeln. Denn es war ein Kerl, grobgedübelt wie ein Rühlschaff, der größte Flöß auf dem Ranserberg, und das will was sagen in einem Ort, wo sich die Männer ihre Meinungen mit den Peitschen um die Ohren hauen. Man hieß den Tauß allgemein den schiefen Scholzen und das war sein Groll. Denn an seinem mageren, langen Körper war alles in Ordnung, bis auf den Bauch. Der stand als blasiger Auftrieb, eine Art riesiger Gallapfel, nicht über der Mitte des Weinschlusses, sondern weit ab, etwa über der linken Hosentasche.

Der Meister glaubte sein Werk geraten und stocherte während des Gehens spielend mit dem Pfefferrohrstock in dem aufgeweichten Wege, wie es etwa die Art junger Burschen ist, die fortwährend der Übermut juckt. Als nun der Schneider in des Bauers Stube trat, schimpfte der gerade seine Frau aus, weil sie die Hühner des Nachbarn in seinem Garten dulde, und schwor, dem Federgezücht nicht einen Knochen im Leibe ganz zu lassen, wenn das noch einmal vorkomme. Dann ließ er sich die Hosen aus der Wachsleinwand packen, sah prüfend an ihnen hinunter und verschwand im Nebenraum. Die Frau setzte sich indes zu dem Meister und versuchte ein freundlich Gespräch, denn sie hatte ein zartes, stilles Gemüt und bemühte sich, den schlechten Eindruck zu verwischen, den ihres Mannes Gepolster hinterlassen hatte. Als aber

drinnen ein Paar Stiefel gegen die Wand flogen, erhob sie sich und ging hinaus. Mandel zählte die Scheiben an den Fenstern und lächelte. Gerade war er über der letzten, da flog die Tür auf und Tauß kam in Wut heraus und stellte sich breitbeinig vor Eusebius auf. „Bierundzwanzig,“ sagte Mandel und ahnte nicht, daß er laut spreche.

„Nein, hundert,“ brüllte der Bauer, „hundertmal seid Ihr nicht geschneit, Schneider.“

„Warum schreit Ihr denn so? Wenn brüllen Klugheit wär, dann ständen auf allen Kanzeln Ochsen statt Pfarrern,“ antwortete Mandel mit der freundlichsten Miene der Welt.

Auf diese unvermutete scharfe Entgegnung wurde Tauß etwas umgänglicher und weil niemand in der Stube war, vor dem er sich mit Nachgeben lächerlich machte, sagte der Bauer ganz manierlich, die Hosen seien insoweit ganz gut, aber um den Leib säßen sie nicht.

Eusebius merkte zwar gleich, daß er den Hosen den Bauch an einer anderen Seite gewölbt hatte, als des Bauers Leib es zugeben konnte, nämlich an der rechten, statt an der linken Seite, schüttelte aber den Kopf, machte ein sehr bekümmertes Gesicht und sagte endlich, es sei alles ganz gut und gar richtig, wie es sein solle, aber Tauß müsse krank sein. Denn als er ihm Maß genommen habe, sei sein Bauch auf der rechten Seite gewesen. Allein, solcherlei Sachen und manchmal noch schlimmere passieren eben auf der Welt. Es gäbe ja Nieren, die wandern; warum könne sich nicht auch ein Bauch verschieben? Da müsse er mit dem Arzt sprechen. Wenn er aber die Erfahrung eines vielgereisten Mannes nicht gering anschlage, so rate er ihm, ein heißes Siegellackpflaster auf den erkrankten Teil zu heften und so lange liegen zu lassen, bis es von selbst wieder herunterfalle. Das sei billig und würde dem Leibe die alte Ruhe und Festigkeit wiedergeben. Natürlich müsse er sich während der Zeit aller Erschütterung und Aufregung enthalten. Denn nichts schade bei solchen inneren Leiden mehr als Zorn und Schreien. Darauf sah er dem schiefen Scholzen in die Augen und bedeutete ihm, es sei wirklich in seinem Bauch nicht richtig, denn er habe eine quittegelbe Nickhaut. Das alles sprach Christoph Eusebius mit ruhiger Überzeugung aus, so daß der Bauer anfing, ein wenig bestürzt zu werden.

Allein der Schneider hatte zu lange keine Lust gehabt und war darum der Freude etwas entwöhnt. Als er darum des schiefen Scholzen gerunzelte Stirn sah, konnte er sich eines Lächelns nicht enthalten. Da merkte Tauß, daß Mandel nur einen Spott mit ihm getrieben habe, ging stockstill in den Nebenraum und kam nicht lange darnach wieder zum Vorschein. Sein Gesicht war blaß vor Wut. Er hieb die Hosen auf den Tisch, daß die Knöpfe klirren, und schrie: „Die Hosen nehme ich nicht! Sack Eure Dummheit hinein und wenn Ihr nicht schnell vom Hofe findet, laß ich Euch mit den

Hunden 'nausheßen.“ Unter diesen Umständen war der Schneider eilig draußen. Als er aber den Berg hinunterstieg, kam gerade die Sonne heraus. Er sah sein Haus unter dem Ahorn liegen und mit glänzenden Fenstern zu ihm heraufschauen. Da kam es über ihn. Er trat hinter einen Strauch und machte ein Freudensprüngelein.

Untermwegs mußte er an dem Oberröhrsdorfer Gasthaus, an der Moser-Schenke vorbei, die hinter einer uralten Linde ein paar Schritte neben der Straße lag. Da standen drei Männer vor der Tür, fuchtelten mit den Händen, sprachen auf einander ein und lachten dann überlaut. Als die den Schneider erblickten, riefen sie ihm zu, er käme wie gerufen. So einen, wie den Mandel hätten sie gerade noch gebraucht, denn wo er hinkomme, seien auf einmal fünfzehn mehr da. Um ihren Spott nicht herauszufordern, ging er und setzte sich zu ihnen an den Tisch. Das Gepolter der Männer schaukelte sich spaßhaft hinüber und herüber, und der Meister, dem es war, als sei er in eine neue Sonne gekommen, blieb ihnen nichts schuldig, und bohrte ihm einer ein Loch, so schnitt er ihm zum Dank einen ausgewachsenen Narren. Endlich sagte der Ernsthafteste von ihnen, nun sei es genug mit dem Fehpöpel drehen, nun müsse man in der Scholzenwahl fortfahren. In diesem selben Winter sollte nämlich der Wechsel des Gemeindeoberhauptes stattfinden. Nach einem alten Brauche eröffneten die Oberröhrsdorfer diesen Handel, der allemal eine gewaltige Bewegung in die Hütten und Höfe trug, mit einem Spottgedicht. Die drei Männer waren nun darüber her, für diesmal das Amt der Wahlsänger zu erfüllen und jedem der mutmaßlichen Kandidaten einen derben Schimpf anzuhängen. Sie hatten eben ihre Essigspritze gegen Sauerborn abgedrückt und lasen vor, was sie zustandegebracht hatten.

Wär ich der Müller von Sauerborn,
Da kriegt ich alle Tage ein Horn;
Denn während ich müller im Räderhaus,
Klopft meine Frau die Säcke aus.

Eusebius erzählte darauf den Späß, den er mit dem Laugbauer gehabt, zeigte die Hosen herum und spielte den ganzen Vorgang mit solch treffender Lustigkeit, daß die drei vor Lachen fast von den Bänken fielen.

Dann setzte er sich abseits und machte ein Verslein auf den schiefen Scholzen. Nachdem er fertig war, übergab er den dreien den Zettel mit der Bedingung, ihn, den Dichter, nicht zu verraten, und verschwand, während sie daran buchstabierten.

Die Zeilen lauten:

Wär ich der Laug vom Ranserberg,
Steckt ich mir in den Bauch ein' Zwerg.
Der kröch bald rechts, bald links herum;
Da hätt ich Bäuche um und um.

Sie liefen hinaus und riefen dem Schneider lachend nach. Der aber winkte nur aus der Ferne mit der Mütze und strebte seinem Hause zu.

So fuhr Eusebius wieder in den Segen seiner tausend krausen Verwandlungen hinein. Die Träume lösten sich aus den Schrotwänden und füllten das Mandelhaus mit ihrem unsichtbaren bunten Dampf; die Fenster sogon das Licht der spärlichen Herbstsonne und hauchten es über des Meisters emsige Hände.

Daß er manchmal mit der Maruschka auf den Boden steigen und durch die bunte Scheibe sehen durfte, machte dem Eusebius auch kein kleines Vergnügen. Und wie alle Menschenlust am ungetrübtesten ist, von der niemand was weiß, so behagten dem Schneider diese Ausblicke in die Gegend, wo Adam und Eva ihr Länzchen drehen, deswegen ganz unbeschnitten, weil von den Späßen, mit denen er sich an die Stumme verlor, nichts störend in seinen Tag wiederklingen konnte. Er war derselbe Eusebiusschneider wie immer. Nichts Unrechtes hing um ihn. Ja, es dünkte ihn, sein ganzes Leben sei ein einziges hohes Gelingen. Es ging ihm wie dem Wanderer, der am Ziele seiner Reise jedes Ungemach vergoldet und alle Enttäuschungen als Erfüllungen sieht. Er hatte die Hübnerjacke nicht verdorben, sondern sie ein duzendmal unter immer neuen Umständen als gelungene Arbeit abgeliefert. Die erfolglosen Streifereien in den wirren Wochen erschienen ihm wie ein einziger Siegeszug seiner meisterlichen Geschicklichkeit. Man hatte sich um ihn gerissen. Er sah in der Erinnerung die Bäuerinnen mit kosendem Wesen um seine handwerklichen Dienste bitten und hörte sich über das Feld hin von allen Männern angerufen. Und alle Geheimnisse, die er aus seinem Leben erfuhr, alle Wunder, die er genoß, lagen wohlverwahrt in der zwiefachen Nacht dieses Weibes, die mit keinem Wort dies Traumwandeln zerriß, sondern von den Einbildungen des Meisters nach seinem Gutdünken geformt werden konnte. Ohne daß er es wußte, war das Gesicht seines Amadeus an ihm wahr geworden, er hing wirklich mit der Stummen in einer roten Kugel über der Erde, zu der er allein den Weg wußte.

So glaubte Eusebius wenigstens lange Zeit. An einem Tage aber erkannte er, daß das eine Täuschung sei.

Sonst schlich sich der Schneider nur bei Nacht zu der Stummen. An diesem Nachmittage hatte Maruschka am Ofen zu tun. Sie öffnete das Türchen, und die Glut des Feuers lief ihr über die Arme, den offenen Hals und flimmerte in ihrem Gesichte. Dem Schneider kam sie so schön vor, wie er es gar nicht für möglich gehalten hatte, und obwohl sein Zunge in der Stube war und spielte, winkte er ihr verstohlen zu, bis sie das Scheitlein Holz hineinlegte und hinausging. Nach einem schicklichen Weilchen tat auch Mandel seine Arbeit auf die Seite und folgte ihr. Beim Hinaufsteigen über die Bodentreppe ertönte ein Klingen um seinen Kopf, das sich wie die

Stimme des Amadeus anhörete. Der Schneider hielt es für das Tönen großer Lust in seinen Ohren und ging weiter. Beim Wiedereintritt in die Stube aber sah ihn sein Junge mit schreckhaft-forschenden Augen an. Das Spielzeug war ihm aus der Hand geglitten. Er saß furchtsam und wagte sich nicht zu rühren.

Eusebius wurde von den Blicken des Amadeus merkwürdig tief getroffen, daß er zum Fenster hinaus schauen mußte. Von nun an merkte er genauer auf und erkannte, daß Amadeus durch sein Lied an seinen verborgenen Unternehmungen teilnahm: so oft er hinauffschlich, um bei Maruschka zu liegen, klangen selbst die gedämpfsten Schritte im Rhythmus der kindlichen Stimme, in den Schindeln und Sparren fauste auf geheimnisvolle Weise sein Lied und einmal gar, als Mandel nach einem glücklichen Geseflein lag und in wohligem Schwachsein die Bretterwand anschaute, sah er auf dem altersgrauen Grunde der Holzbretter, wie aus einer Nebelweite heraus die Gestalt seines gestorbenen Weibes auftauchen, mit vorwurfsvollem Kummer nach ihm hinschauen und verschwinden.

Immer wenn dem Schneider dergleichen passierte, zerbrach die bunte Scheibe, durch die er auf sein Leben sah. Das geheime Glück zerfiel und es kam ihm vor, als sei er nur durch die wirren, schweren Wochen gewandert, um auf einem Häufchen Unrat in einer lichtlosen Sonne zu sitzen.

Die Stumme trieb unberührt ihr Gewese, lachte in schweigsamer Heiterkeit und blühte von einem Tag in den andern. Alles was ihn bedrängte, hatte keinen Fug an sie. Da beschloß der alte Mandel, es ihr gleich zu tun und sich mit Gewalt taub zu machen. Allein er mochte sich noch so sehr verschließen und auf den Jungen gar nicht achten, wider seinen Willen sog er gleichsam mit den Poren seines Leibes die Stimme des Amadeus ein und hörte sie dann aus dem heimlichsten Grunde seiner Seele als die Mahnung des Gewissens aufklingen.

Manchmal, wenn er den Jungen unauffällig betrachtete, um herauszubringen, was an ihm sei, daß sein Lied diese geheimnisvolle Gewalt besitze, sich in das Tiefste seines Lebens zu mischen, erschien ihm sein Amadeus als kein Kind, geschweige denn als ein Sechsjähriger. Er war größer und schlanker als alle Gleichaltrigen des Dorfes. Seine Bewegungen waren überlegt. Im Gang lag etwas wie predigerhaft Würdevolles. In den Augenblicken stillster Personlichkeit kamen Schatten in seinem Gesicht auf, wie sie nur aus den Bäumen schmerzvoller Erfahrung über die Züge des Menschen fallen und in seine Augen tauchte von innen her ein Feuer, daß sie nicht mehr blau, sondern fast schwarz leuchteten.

Die Verwandlung des Amadeus wirkte oft so stark auf seinen Vater, daß er ihm nicht als sein leibliches Kind, sondern wie ein Fremder erschien, der in sein Haus eingebrochen sei und dessen Recht und Sicherheit bedrohe.

Dann fuhr er auf den Jungen los, sobald er sich zum Singen anschickte, ja er duldete nicht einmal, daß Amadeus seine Lieder auf Papierstreifen schrieb und sie unter stummem Wiegen und mit verhärmtem Gesicht im Inneren schwingen ließ.

„Laß das Gepunkte sein,“ schnurrte Mandel los, „du wirst dich inwendig noch ganz verdrofeln mit dem Getue, und es wird einmal aus dir nich mehr als ein Bonifaz Bindel, als ein Leiermann.“

Aber was soll ein Wind anfangen, den der Herrgott über allen Bergen der Erde ins Leben gerufen hat? Er kann nichts als über die Wipfel streichen, und der Knabe verkroch sich nur tiefer in seine klingenden Erleuchtungen und wurde um so inniger verschwistert mit ihnen.

In dieser neuen Not kam dem Meister seine Gabe zu Hilfe, in bunten Luchern über sein Leben zu fahren, und die Ereignisse und Heimsuchungen, die er, von der russischen Geschichte angefangen, erfahren hatte, fügte sein listenreicher Geist zusammen und gliederte sie seiner Weltfahrt als ein neues Abenteuer an.

Das war keine kleine Arbeit. Er führte Nadelschwünge, die sich wie das Ausholen zu Stockschlägen ansahen; ließ den Faden gleich einer angerissenen Saite klingen und hüpfte mit Stichen durch das Tuch, die Ähnlichkeit mit einem fortlaufenden Triller hatten.

Wenn der alte Mandel so in sein Leben hineindichtete, mußte Amadeus die Stube verlassen, und er hörte ihn vom Flur aus erregt sprechen, als streite er mit einem feindlichen Fremdling. Schlüpfte das Kind von der Neugierde überwältigt durch die Tür, um zu sehen, wer da sei, saß sein Vater mutterseelenallein mit gerötetem Gesicht vor seiner Arbeit, schüttelte mit verwundertem Lachen den Kopf oder sprang erregt aus dem Schneidertisch.

Endlich war Mandel mit der Geschichte fertig, und als er sie noch einmal überdachte, erkannte er, daß sie ihm gleichsam von seinem guten Geist beschert worden sei. Denn er durfte den Ausgang nur ein wenig verändern und Amadeus mußte von dieser schädlichen Gewohnheit, die ihm den Kopf verdrehte, ablassen.

Es war ein heller Wintertag. Der Himmel stieg in bläulichem Blau von dem silbrigen Walde des langen Busches zur Höh. Kein Lüftchen rührte sich, und die Flocken fielen vereinzelt gleich weißschimmernden Flämmchen vor den Fenstern des Mandelhauses nieder.

Da stellte Eusebius das Fußbänklein mitten in die Stube vor sich hin und hieß den Amadeus darauf Platz nehmen.

Der Junge folgte mit Beklommenheit dem Befehl, denn Mandel hatte kaum die Schneiderbank erklommen, so zog er die Brauen tief über die Augen und sah düster auf einen Ast der Diele, wie ein Pfarrer tut, wenn er mit der Predigt beginnen soll und den Kanzelspruch vergessen hat. Endlich

atmete er auf, strich den grauen Haarsträh'n zurecht und fing mit etwas unsicherer Stimme an:

„Siehst du, Junge, ich reb und predige, du sollst das Singen und ewige Dudeln sein lassen. Aber du folgst und folgst nicht, kriechst in den Holzstall und punkst auf Papier, bis dir die Hände blau werden vor Kälte oder du steckst dich gar zu den Ziegen und singst ihnen was vor.“

Nein, nein, mein herzer Junge, ich weiß alles.“

Amadeus wurde rot und sah verlegen nach dem Tanz der Schneeflocken vor dem Fenster.

„Bist du mir denn gar nicht gut?“ fragte der Schneider, bitter über die Gleichgültigkeit des Kindes.

Amadeus senkte den Kopf und konnte vor Würgen im Halse kaum „Ja“ sagen.

„Sprich einmal Kolivansky, Ko—li—vans—ky.“

„Moli . . .“

„Ach, Moli . . . Koli . . . Kolivansky. Sieh, da will ich dir eben die Geschichte erzählen, daß du's weißt. Mir schadet das Singen, ich werde krank davon.“

In des Jungen Gesicht kam jene Angst auf, mit der er seines Vaters Not gewahrte, als er ihn das erstemal in Maruschkas Arme gefungen hatte.

Mit Befriedigung nahm Christoph den Eindruck seiner einleitenden Worte wahr und fuhr fort:

„Ja, ja. Wenn ich mirs heute überlege, wäre ich balde an dem Kolivansky gestorben.“

Na, da hör bloß zu, wie mirs gegangen ist:

„Ich war noch nicht lange Meister in Obergörsdorf. Es mögen zehn Jahre her sein oder fünfzehn. Du warst noch nicht auf der Welt. Die Leute rannten mir das Haus ein, denn niemand in der ganzen Umgegend wollte sich von einem andern als dem Mandelschneider bekleiden lassen. Ich arbeitete den Tag zwölf Stunden und blieb oft wach, bis der Morgen wieder kam. Aber es half nichts, das Tuch auf dem Wandbrett nahm nicht ab. Da sah ich wohl ein, daß das nicht so bleiben könne, und wollte ich nicht meine Gesundheit zu Markte tragen, so mußte ich mich nach einem Gesellen umsehen. Aber es war dazumal gerade ein harter Winter, die Wege voll Schnee gefackt, daß kaum ein Pferd fort konnte, geschweige denn ein Mensch, und die Fensterscheiben hatten einen Pelz wie die Schafe vor der Schur.“

Also wartete ich lange vergebens auf einen wandernden Schneidemburschen.

Da, eines Vormittags stand unvermutet ein Kerl vor mir, hager wie ein Schießprügel und schwarz wie einer, der aus des Teufels Tasche gekrochen ist. Ohne anzuklopfen stand er vor mir, sagte in gebrochenem Deutsch den Handwerksgruß und sprach um Arbeit an. Ich fragte nach seinem Namen.

„Kolivansky“, antwortete er. Und ehe ich ja oder nein sagen konnte, saß der unheimliche Mensch neben mir, warf ein Bein über das andere und verlangte zu nähern. Erst zog ich gelinde Saiten auf und ließ ihn von weitem daran riechen, daß ich ihn lieber wieder an seinem Stecken auf der Straße sähe. Mein neuer Geselle tat, als verstehe er plötzlich kein Deutsch, schlug mit der flachen Hand auf das Bein und schrie: „Hodne!“ Ich wußte dazumal noch nicht, daß das „schnell“ heißt, dachte, er meinte damit hott, wurde ärgerlich und antwortete: Mir sei es gleich, ob er hott oder hü davonginge. Die Hauptsache wäre, er machte die Türe von draußen zu.

Kaum hatte ich ihm das unter die Nase geblasen, so geht ein Lachen in dem Kolivansky an, als klirre er mit Säbeln in seinem Maule, und seine Augen sausten ihm im Kopfe wie Flintenkugeln.

Da riß auch mir der Geduldsfaden, und ich drückte ihm durch ein paar fernige Worte den Daumen auf den Adamsapfel.

Nun sah Kolivansky, mit wem er es zu tun habe und daß ich Mittel und Wege wüßte, an eine Tür zu pochen, die ihn verschluckte, mir nichts, dir nichts, wie die Katze die Maus. Deswegen bequemte er sich und langte aus seinem Berliner das Gesellenzeugnis und alles, was ein richtiger Handwerksbursche an Papieren haben muß. Er stammte aus Solowitsch, tief in Rußland, wo man die Kinder noch mit Wolfsmilch aufzieht, und hatte in Moskau gelernt. Sein Paß war vom russischen Kaiser und dem Herrn Gubernement unterschrieben.

Nun habe ich schon gesagt, daß leisegott an jeder Schindel meines Daches eine Bestellung hing, und meine zwei Hände hätten mit zwanzig Nadeln auf einmal nähern müssen, um alles fertig zu bringen. War mir Kolivansky auch nicht angenehm, so überlegte ich doch, man könne ruhig ein Russe und dabei ein honetter Schneider sein. Vorsichtshalber sagte ich aber, er müsse mir erst einen Beweis seiner Geschicklichkeit liefern, ehe ich ihn einstellen könne, und fiel die Probe zu meiner Zufriedenheit aus, so würde ich ihn halten, bis das Osterlamm ausgeläutet sei und vielleicht noch länger. Darauf legte ich ihm Stoff vor und ließ ihn ein paar Hosen machen, schön geräumig im Leib, gefirre in den Knien und hübsch geschwungen in den Waden. Die Maße standen in meinem Buche. Darüber war es Abend geworden und Kolivansky meinte, heute könne er doch nichts mehr anfangen, denn er sei müde und habe einen mörderischen Hunger. Morgen früh wolle er sich über die Hosen machen, und ich würde mein blaues Wunder erleben. Damit setzten wir uns an den gedeckten Tisch. Der russische Schneider hieb ins Essen, als habe er den Hunger von zehn Kosaken mit samt ihren Pferden und hörte nicht eher auf, bis Brot, Kartoffeln, Butter und Käse, kurz alles, was auf dem Tische stand, in seinen Bauch gewandert war, und für uns andern war kaum so viel geblieben, daß wir uns die hohlen Zähne vollbeißen

konnten. Als es ihm aufstieß, stach er das Messer in die Tischplatte, stand auf und legte sich auf den Boden, wo sein Bett aufgeschlagen war.

Die ganze Nacht schnarchte er, daß es einmal war, als fahre ein Brettwagen durch das Haus, ein andermal, als wimmere ein Tier und kein Mensch. Dazwischen knallte er immer, als würfe jemand mit einem Stein an die Wand.

Am andern Morgen sackte er wieder ein Brot hinter seinen Hosengurt und machte sich dann über die Arbeit. Er sei gewohnt, nach der Odeßauer Manier zu schneiden, meinte er, und wenn mir anfangs manches seltsam vorkommen sollte, so bäte er mich um der Mutter Gottes zu Ezenstochau willen, kein Sterbenswörtlein zu sagen, denn er sei hitzig und könne Widerspruch für sein Leben nicht vertragen.

Anfangs ging alles, wie es sein mußte. Seine Hand war sicher und die Bahnen flogen nur so aus dem Luch. Deswegen ließ ich ihn machen und sah kaum mehr hin. Kolivansky selbst wurde immer lustiger bei seiner Arbeit, und zuletzt fing er gar an zu singen.

Du mußt wissen, Junge, die Russen singen wie die Engel im Himmel, und schon solange ich lebe, hatte ich mich gesehnt, ein russisches Lied zu hören. Kolivansky aber war ein Meister im Singen. Was sage ich? Ein Zauberer, und kaum hatte er das Maul aufgemacht, so war ich wie in einer anderen Welt. Die Stube wurde weit. Es war mir, als gingen allerlei Leute aus und ein. Vor den Fenstern wuchs eine fremde Stadt mit Essen, Fahnenstangen und Türmen, und ich wußte bei meiner Seele nicht mehr, ob ich in Köhrs Dorf oder Moskau sei.

So verführte Kolivansky ein herrlich Musizieren drei Tage lang. Ich ging umher wie im Traume und weiß heute noch nicht, was ich damals alles angestellt habe. . . ."

Eusebius mußte hier seine Erzählung unterbrechen; denn Amadeus, der nun neben dem Fußschemel mitten in der Stube auf der Diele saß, war während der letzten Säge langsam zusammengesunken und lag mit dem Gesicht auf dem Boden.

„Was hats denn mit dir, Junge?“ fragte Mandel. „Ist dir denn nicht gut?“

Amadeus bewegte verneinend den Kopf.

„Soll ich nicht weiter erzählen?“ fragte Mandel wieder. Allein der Knabe schien die Frage nicht zu hören. Ein Beben lief durch seinen Körper, als sei er der Spiegel eines Teiches, der unter einem nahenden Sturme zittert. Der Schneider glaubte eine bejahende Gebärde wahrgenommen zu haben und fuhr darum zu sprechen fort:

„Alle meine Brote wanderten von der Hänge in Kolivanskys Magen, und mein Verstand schien durch das Fenster in alle vier Winde gefahren zu

sein. Endlich riß sein Gesang ab und in meinem Hause war es so still wie in einer Totenkammer . . .“

Bei diesen Worten schnellte Amadeus wie geworfen in die Höhe und setzte sich unnatürlich gereckt auf die Beine. Keine Muskel seines Körpers rührte sich, keine Faser seines Gesichtes zuckte. Nur die Sterne der weit-offenen Augen schwankten, als suche er damit irgendwo Halt.

Eusebius dachte, das Kind mit dem wilden Rufen allzusehr erschreckt zu haben.

Deswegen sagte er begütigend:

„Nee, nee, Amadeusla, sei du ruhig. Kolivansky war gar nich schwarz. Du! Er war auch nich lang. Amadeusla!! Ganz klein war er. Junge, da hör' doch!“

Plötzlich bog es das Kind wie eine Rute, die der Sturm krümmt, und lautlos sank es wieder zu Boden.

Mit einem Satz sprang Mandel aus dem Schneidertisch und stand bei dem Knaben.

„Was fehlt dir denn?“ stotterte er.

Aber kaum, daß er das Kind berührte, löste sich der Krampf und Amadeus brach in ein wildes Weinen aus. Dabei klagte er immerzu: „Ach Vater . . . ach Vater . . . ach Vater . . .“

Katlos lief der Schneider aus der Stube, stürmte durch das Haus und rief nach Maruschka. Im Stalle fand er sie und geleitete sie gestikulierend herein. Die Stumme beobachtete das Kind, schüttelte lächelnd den Kopf und beugte sich, es aufzuheben. Als Amadeus ihre Hände an seinem Leibe fühlte, gebärdete er sich wie toll, rang wie in Todesangst mit Händen und Füßen gegen sie und schrie: „Geh weg, geh weg! Ich will zur Veronika!“ Aber das große Weib drückte den Wimmernden wie ein Bündel zusammen und trug ihn in sein Bett.

Dort weinte er bis zur völligen Erschöpfung weiter. Die beiden standen dabei und ahnten nicht, was den sanften Knaben in diese Wildheit gerissen habe. Endlich lag sein Leib ruhig wie ein welkes Blatt.

Eusebius ging von dem Lager seines Jungen mit einem Mißvergnügen fort, das er zwar auf das Kind schob, das aber doch aus eigenen, tieferen Quellen seines Lebens stieg und sich steigerte, je mehr er eine Verantwortung ablehnte. Nach Stunden schon war es zu einem Grimm und Zorn ohne eigentliche Richtung geworden. Seine Lippen bebten, die Augen rannten spitz und zwinkernd unter den Falten der Lider hin und her, und er schnappte mit der langen Schere wild in die Luft, wie zornige Käfer wahllos mit den Fresszangen um sich hacken.

Amadeus aber lag blaß und schweigsam,kehrte der Stube und allem Leben den Rücken und sah mit fest zugekniffenem Munde und verzweifelt,

großen Augen die Wand an. Weber nach Essen noch nach Spiel verlangte er, und es schien, als lange eine geheime Krankheit nach seinem Leben. Sein verschlossener Schmerz, seine stumme, scheinbar trotzige Abkehr setzte dem Meister immer härter zu.

Am zweiten Tage gegen Abend wandte sich der Knabe geräuschlos um, und nachdem er unbemerkt dem Schaffen seines Vaters zugeschaut hatte, blickte er wie prüfend in das grämliche Verschwinden des Lichtes. Sein Gesicht erschien gealtert und trug die Züge von jenem aussichtslosen, leidenschaftlichen Schmerz, wie er sich in die Wangen und die Stirn Zehnjähriger gräbt, wenn ihre schwärmerische Absicht das erstemal am Leben zerbricht. Und jetzt richtete er sich behutsam auf seine Knie und wartete mit einem sehnsüchtigen Bitten in den Augen, daß der Vater aufschauen und sein Harren bemerken möge. Dabei zuckte es um seinen Mund von Worten, zu denen er doch keinen Mut fand.

„Vater,“ sagte er endlich leise und senkte den Blick. Eusebius hörte den Ruf wohl und spürte, wie sich die Seele seines Kindes ihm näherte. Aber um die Berechtigung zu einem „Exempel“ zu vermehren, warf er doppelt grimmig mit Luchsflecken um sich, als sei er taub vor Wut.

„Vater,“ wiederholte noch leiser und schüchterner Amadeus sein Verlangen.

Da ließ der Meister die Schere klirrend auf die Bank fallen, rückte sich das Metermaß auf den Schultern zurecht und sagte schnarrend:

„Na, hast du endlich ausgebockt, Junge, und willst du wieder artig sein?“

Amadeus senkte den Kopf im Schweigen noch tiefer und lächelte schmerzvoll.

„Was? He? Denkst du etwan, so ein Hinschmeißen is schön, so ein Schlagen und Schrein, du?“

Und während der alte Mandel dies sagte, hörte man im Flur die Stumme sich zum Eintritt in die Stube rüsten. Da stieg seine Erregung noch höher und die Flut der Strafpredigt schwoll und wollte kein Ende finden. Amadeus aber hob den Kopf nicht. Sein Auge blieb trocken und sein Gesicht blaß. Auch als die Maruschka hereintrat und sich wie helfend neben den leidenschaftlich gestikulierenden Meister stellte, zuckte der Knabe mit keinem Gliede und wartete in gelassener Demut.

Zuletzt hatte der Schneider doch in ausschweifenden Worten alles ausgefakt und forderte seinen Jungen auf, ihn und Maruschka um Verzeihung zu bitten.

Das Kind zögerte, hob dann doch den Kopf, sah an der Stummen vorbei seinen Vater an und fragte:

„Mußt du wirklich sterben, wenn ich noch einmal singe?“

Mandel war auf diese Frage gar nicht vorbereitet und fragte deshalb zurück:

„Was hats?“

Der Knabe würgte, seine Lippen zitterten; aber er konnte nicht sprechen.

Doch inzwischen hatte der Meister begriffen.

„Ja, ob ich sterben muß?“ fragte er noch einmal.

Amadeus nickte und schaute mit verzweifelter Aufmerksamkeit nach seines Vaters Munde.

„Jawohl,“ antwortete Mandel und geriet in eine immer steigende Leidenschaftlichkeit. „Jawohl, wenn du dich nicht hättest hingeschmissen, hättest du gehört. Den Verstand verloren hab ich von dem Kolivanskylingen. Mir ist keine Arbeit mehr gelungen, nicht einmal Hosen konnte ich machen, geschweige denn eine Jacke. Die Leute haben mich rausgeschmissen, und zuletzt bin ich aus lauter Angst am nassen Steige im Walde umgefallen, und wenn nicht zu gutem Glücke Leute dort vorbeigegangen wären, läg' ich vielleicht heute noch dort.“

„Und Moli . . . Moli . . .?“ fragte Amadeus totenbläß.

„Kolivansky. Was aus dem geworden is? Der Teufel hat ihn geholt. An einem Morgen war das Bett leer und in der Luft um ganz Oberröhrsdorf her war es grau, als wenn ein großer Bovist geplatzt wär.“

Da weißt du's jeze. Laß du dein Gedudel sein. Die Leute lachen dich bloß aus und sonst har's auch keinen Sinn. Du wirst jeze ein Schuljunge und hast anders zu tun. — Na und nun komm und gibt mir einen Kuß und der Mutter auch, und alles ist wieder gut.“

Er trat ans Bett und das Kind legte einen welken, kalten Kuß auf seine und Maruschka's Lippen. Dann sank es mit einem leisen Laut hoffnungslosen Schmerzes wieder in die Kissen.

Weil Maruschka in der Nähe stand, hörte der alte Mandel nichts und stieg wieder in sein Schneidergehäuse.

Elftes Kapitel

Amadeus verbrachte nach der Kolivanskygeschichte noch tagelang im Bett. Es war, als leide er an den Nachwehen einer schweren Krankheit, so matt, so über alle Berge getragen lag er. Wurde er genötigt, aufzustehen, so überfiel ihn Zittern. Er sah sich hilflos um und brach endlich in hohes, machtloses Weinen aus.

Eusebius aber ließ den Klöppel in der Glocke, die er geläutet hatte; denn er erinnerte sich an den verstorbenen Bruder seiner Frau, der allein durch Musizieren von einer guten Wirtschafft in die Schenke und von da in den Straßengraben gekommen war. So verwandelte der Schneider den geheimen Grund zu seiner Unerschütterlichkeit in väterliche Pflicht, und es ergab sich damit von selbst, daß er berechtigt war, den Gram seines Jungen Eigensinn zu heißen. Außerdem besserte sich ja des Amadeus Betragen zusehends. Bald schlüpfte er, wenn auch nur auf Stunden, in seine Kleider.

Zulezt schien sich in dem kleinen Hartkopf alles zurechtgefressen zu haben,

und er kam wie sonst herbei, saß seinem Vater gegenüber und schaute nach alter, gründlicher Manier zu, als sei nichts gewesen. Und auch der alte Mandel wandelte in manch gütigen Worten vor seinem Jungen. Nur in die Augen vermochte er dem Bublein nicht mehr zu schauen. Denn ihre Blicke waren schwermütig, wie überwunden.

Stundenlang saß der Knabe so, ohne ein Wort zu reden, und betrachtete seinen Vater aufmerksam, als sei in ihm ein Geheimnis verborgen, und wenn er zu reden anfing, richtete er seltsame Fragen an den Meister.

„Wenn ein Vogel vom Baume fällt, ist er da tot?“ fragte er einst.

„Die Vögel sterben nicht,“ antwortete Mandel.

„Warum sterben die Vögel nicht?“

„Weil sie Flügel haben und dem Tode davonfliegen.“

„Aber die Bäume sterben?“ fragte Amadeus weiter.

„Ja, die Bäume sterben.“

„Wer legt sie ins Grab?“

„Sie brauchen kein Grab. Sie fallen um und bleiben liegen.“

Nach diesen Worten Mandels ging Amadeus hinaus und sah sich die ganze Welt um das Schneiderhaus an. Als er wieder hereinkam, setzte er sich weit von seinem Vater entfernt und starrte unausgesetzt auf ihn, solange, bis ihm die Tränen in die Augen traten. Dann sagte er ganz leise zu sich: „Die Wolken sterben, der Ahornbaum stirbt, das Gras und die Weide und alles, alles stirbt,“ und wendete seinen Blick nicht ab, als stehe das alles in seinem Vater geschrieben, der dort vor ihm nähte und nicht aufzuschauen wagte.

So irrte er mit aufgeschreckter Seele um eine Grube in sich.

Manchmal fuhr es ihm auch durch den Sinn, wenn ich singe, stirbt mein Vater, und obwohl er nicht wußte, was sterben sei, nahm er die Leere und das Schweigen dafür, was aus ihm in die Stube seines Vaters floß, um das Haus lag und die ganze Welt erfüllte, und er glaubte, er sei schuld an allem.

Dann, um zu verhindern, daß seinem Vater so etwas Schlimmes begegne, tat er alles, was er ihm an den Augen absehen konnte: las die Nadeln zusammen, sammelte sie in das kleine Blechbüchlein, schichtete die Zuchschneideln in einen Haufen, zog Hefstiche aus den Sachen und bemühte sich, ein Bein über das andere zu schlagen, wie ein richtiger Schneider.

Dabei zwang er sich, still und emsig wie ein Käfer zu sein. So allein glaubte das Bublein das Beklemmende und unsichtbare Finstere fortzuschaffen, was offenbar auch über seinem Vater her war. Und immer, wenn Amadeus stundenlang so gedient hatte, erwartete er, der Vater werde sein Gesicht auf ihn lenken und mit liebevoll-bunten Worten sich seiner erbarmen. Doch jedesmal täuschte sich das Knäblein. Nur, wenn Maruschka hereinkam oder von draußen durchs Fenster nickte oder an den Schneidertisch trat mit einem neckischen Lufser des Meisters geneigten Kopf noch tiefer drückte,

lief ein Leuchten durch den ganzen Christoph Eusebius hin und sperrte seine umtanzelten Augen zu einem weiten Blick auf. Da litt der Knabe dann tiefer an einem Gefühl, das ihm so weh that, wie das Heimweh die großen Leute schmerzt.

In solchen Augenblicken geheimer Enttäuschung hielt es Amadeus in der Stube seines Vaters nicht mehr aus, und die Unruhe, die von des Eusebius Wandergeschichten in ihn gekommen war, öffnete ihm die Thür, ohne daß er den Drücker anzufassen brauchte. Es trieb ihn aus dem Hause und war wie eine Peitsche hinter ihm her, daß er den ersten besten sommertrockenen Rain, der ihm unter die Füße kam, hinunterlief, immer schneller und schneller. Nicht das Nahe lockte ihn, sondern alles Ferne, Unerreichbare. Bäume am weitesten Horizont, die in der weißen Märzluft wie schwebend ihre durchsichtigen Kronen trugen, riefen in dem Kinde den Wunsch nach, auf der Spitze ihres Wipfels zu stehen und in die blasse Weite des Himmels zu sehen. Lauchten Menschen auf abseitigen Wegen auf, so glaubte er, sie seien wegen ihm erschienen und würden herkommen, ihn freundlich bei den Händen nehmen und mit sich fortführen. Klopfenden Herzens hing er an dieser Einbildung, bis die Leute kleiner und kleiner wurden und endlich in der Weite verschwanden. Dann empfand es Amadeus, als sei ein Licht ausgelöscht worden und er stehe wieder allein in der unsichtbaren Finsternis.

Auch die Wassergräben taten es dem Knaben an. Er lief mit ihren Wellen, bis er sich kaum mehr zurückfand. Streifte er auf dem Heimwege an Häusern vorüber, deren Fenster und Türen im Licht lagen, so fühlte er den Drang in sich, über die fremde Schwelle zu treten und um Unterkunft zu bitten.

Gleich einem Vogel war das Amadeuslein, dem der Herbst sein Lieb zerstört hat und das nun unruhig und rastlos durch die Felder irren muß.

kehrte der Knabe nach Stunden in das Mandel-Haus zurück, so empfangen ihn die Seinen oft recht schlimm. Der Vater häufte lange Scheltrepredigten auf ihn, die Stumme brachte formlose, polsternde Laute hervor und maß ihn mit ihren braunen, unheimlich-leeren Augen.

Wo er gewesen und was er draußen gesucht, wußte Amadeus nicht zu sagen. Bläß und beklommen drückte er sich in eine Ecke und duldete alles mit einem Gefühl, als sitze er in einem fremden Hause.

In einem Tage hatte der kleine Mandel wieder einmal umsonst um seines Vaters Liebe gebittet und schlich über die Haustürschwelle, nicht wie ein Kind, das hier seine Heimat hat, sondern wie eines, das umsonst um ein Almosen bettelte und nun in Scham davongeht. Da fühlte er in seiner Hosentasche zwischen den Schnüren und Spielhölzchen eine zusammengedrückte Papiertugel, und als er sie entfaltete, waren es eine Anzahl jener

Streichchen, auf die er die Fußspuren der Vieder gemalt hatte, die geheim hinter dem Rücken seines Vaters zu ihm gekommen waren. Das bedeutete für den Amadeus anfangs eine glückliche Entdeckung, und er wußte jezt, woher es manchmal fern und wohl lautend um ihn aufzuckte. Aber es fiel ihm auch bald ein, daß das vielleicht der Grund sei, warum sein Vater ihm noch nicht verziehen habe. Je länger er darüber nachdachte, um so gefährlicher kamen dem Knaben die stummen Vieder vor, die er mit sich herumtrug. Doch brachte er es nicht fertig, sich von ihnen zu trennen und hielt sie weiter unter den Schnüren und Hölzchen in seiner Tasche verborgen.

Da stoben die fernern, verflohenen Klänge dann öfter an ihm hin. Die Nabeln, die er sammelte, hüpfen tönend in das Büchlein, seines Vaters Stimme knarrte nicht mehr so fremd, seine Gestalt sah nicht mehr so schmerzvoll zerdrückt aus und selbst vor Maruschka fühlte er sich, wie hinter einer lichtblaffen Mauer, sicherer.

Dieser letzte Verkehr mit seiner tiefsten Sehnsucht dauerte jedoch nur wenige Tage.

Er hatte auf der Schneiderbank neben seinem Vater aus Luchsflecken zwei Häufchen geschichtet und spielte mit ihnen, daß er mit jeder Hand ein Schnitzelchen faßte und die beiden sich zuwarf. Anfangs gelang ihm das Spiel nicht zum besten, denn die Fleckchen schienen einer anderen Absicht zu folgen, als die Hände ihnen aufgegeben hatten, sprangen neben den Stuhl, unter die Bank oder an einen anderen Ort, wohin sie Amadeus nicht haben wollte. Deswegen verwies das Knäblein ihnen die Eigenwilligkeit, redete ihnen auch liebevoll zu, paßte genau auf und hatte sie nach einiger Zeit so gut abgerichtet, daß sie leicht von der Rechten in die Linke zurückfanden und neckisch aneinander vorbeiflüßten. Bald waren es auch gar keine Luchsflecken mehr, sondern Vögelchen, die ihm aus den Händen flogen und gehorsam wieder zurückkehrten, und nicht lange, so fingen sie an, einander zuzusingen, wenn sie sich zuflatterten.

Plötzlich fühlte sich das versunkene Kind rauh am Arme gefaßt, und eine schrille, böse Stimme schrie: „Junge, du bist wohl des Teufels!“

Amadeus fuhr aus seinem Stürmen auf, der letzte Ton blieb ihm im Munde stecken, und er sah in das Gesicht seines Vaters. Das war blaß, seine Lippen zitterten, der Atem ging, als solle er ersticken, und ein Strähn grauer Haare hing über seine Stirn.

Da glaubte der Knabe nicht anders, mit seinem Vater gehe es zu Ende. Er warf sich dem Schneider über die Knie und bat ihn, ja nicht zu sterben, er wolle es wahrhaftig nie wieder tun.

Dann ging er verstohlen auf das Hausbänkchen hinaus und zweifelte nicht mehr daran, daß die stummen Vieder an allem schuld seien, und er sah ein, er mußte sich von ihnen trennen, wollte er seinen Vater nicht elend um-

kommen lassen. Es strich gerade ein flüchtiger Wind durch die krumme Weide. Ohne Zögern suchte Amadeus die Papierkugel hervor und überlegte, daß es das Beste sei, die Vieder in die Luft fliegen zu lassen. Er hatte sie ja von den Wolken, den Bäumen und der Sonne erhalten. Da konnte jedes den Ort suchen, von dem es zu ihm gekommen war.

Kaum hatte der Knabe das erste Streislein aus der Hand gelassen, so wurde es vom Winde erfaßt und in die Höh geführt. Aha, dachte Amadeus, das ist ein Sonnenlied und will in den Himmel hinauf. Aber es wirbelte einigemal um die Dachrinne und tat dann, als habe es ein Begehren, in den Ahornbaum zu steigen. Als es aber dem untersten Ast schon ganz nahe gekommen war, besann es sich eines andern, flatterte herunter, schwankte einige Mal unentschlossen umher und strich dann gestreckten Fluges auf das Fenster zu, an dessen Scheiben es sich festhielt. Dort blieb es kleben und hob sofort mit dem Winde ein lustiges Geseufz an.

Da sah das Kind ein, daß es auf diese Art seine Vieder nicht los werden könnte, ohne seinen Vater zu gefährden. Denn wenn der nur das Fenster aufmachte, flog der Wind mit dem Liede in die Stube und sein Vater stürzte von der Schneiderbank direkt in die Totenkammer.

Deswegen fing Amadeus das Streislein wieder ein, knitterte es in die Papierkugel, steckte diese in die Tasche, kehrte in die Stube zurück und wartete einen günstigen Augenblick ab, da sein Vater der Maruschka zunickte und mit ihr die Stube verließ. Die beiden gingen die Bodestiege hinauf. Ihre Schritte knarrten noch ein paarmal hin und wieder. Darauf trat Stille ein und Amadeus war allein.

Er öffnete schnell das Ofentürchen und warf die Papierkugel ins Feuer. Weil er aber zu aufgeregert war, zielte er schlecht, und sie kam nicht mitten in die Glut zu liegen, sondern fiel vorn an den Rand, wo einige rote Kohlen vor Hitze pfauchten, als möchten sie am liebsten aus dem Loch herauspringen und fort. Kaum aber hatte die Kugel eine Weile in ihrer Gesellschaft zugebracht, so still und unbeweglich, als sei sie zu Tode erschrocken, erholte sie sich wieder und begann sich zu verwandeln. Es ging ein Dehnen durch sie. Von innen her begann eine verborgene Gewalt zu schwelen. Unter leisem Knittern faltete sie sich auf wie eine Blume, über die der Zauber des Blühens kommt.

Das Feuer in der Nähe fackelte mit seiner weißen Helle erstaunt über die Verwandlung der Papierkugel. Dann sprang es zuckend herüber, um alles genau zu sehen. Sobald aber ihre Flämmchen blau und golden über das Papier liefen, fingen die Vieder, die darauf standen, zu singen und zu trillern an. Manchmal klang es auch wie hohes Weinen, wie Schluchzen und Schlucken. Ein greller Schein ergoß sich aus dem Ofenloch und floß an der Wand entlang. Amadeus schlug vor Schreck das Türchen zu, damit

der Glanz der Lieder nicht in die Stube flöge und lief in Angst vor das Haus.

Als er sich wieder hereinwagte, saß sein Vater wie immer im Schneidergehäuse, blaß und erschöpft. Seine Augen glommen in machtloser, trauervoller Trunkenheit und schauten von Zeit zu Zeit auf die Hände, die ermattet und untätig über der Arbeit gefaltet waren. Maruschka stand am Schrank und ließ aus einem kleinen Säckchen Erbsen in einen großen tönernen Topf laufen.

Der Feuerglanz der Lieder leuchtete nicht mehr an den Wänden, und ihre leisen Stimmen waren für immer verbrannt. Die Luft hing stockend und grau in der Stube, und den Knaben überfiel ein so finsternes, grenzenloses Alleinsein, daß er hinter einen Schrank kroch und still für sich hinweinte.

Zwölftes Kapitel

Seit dem Tage, an dem Amadeus seine stummen Lieder verbrannt hatte, zog sich das Leben des Knaben immer mehr aus seinem gewohnten Getriebe und geriet in die Wasser eines unterirdischen Stromes, die es einem unbekanntem Ausgange zutragen. Das Jünglein wußte von nichts. Nichts als ein schmerzvolles Harren war in ihm.

An einem Abende trat das Unsichtbare, das immer um das Mandelhaus schweifte, in die Stube des Schneiders und nahm den Jungen mit.

Der alte Mandel hatte seine Tagesarbeit vollendet. Er legte das Stück, an dem er eben schaffte, säuberlich zusammen und schob es unter die Bank, räumte die Geräte auf dem Tische zusammen, spulte sich Garn auf das Schiffchen der Maschine, kurz, bereitete alles vor, daß das alte Mädchen am andern Morgen ohne Aufhalten weitergetrieben werden könne. Darauf schlüpfte er hinter der Kleiderschranktür aus der Wochenkluft in einen besseren Spenfer. Mancherlei gewichtige Überlegungen tummelten sich in seinem Gesicht und als er mit ihnen halbwegs ins Reine gekommen war, trat er an Maruschka heran und trieb sie mit einem stummen Wirbel seiner Hände auch zur File an. — Der Wirtschaftsterin bescherte die Aufforderung ein zufriedenes Nächeln. Sie verließ die Stube, und der Schneider stellte sich vor das Fenster und sah in das Dämmern des Abends hinaus.

Warum hat sich mein Vater einen andern Rock angezogen? Was steht er und steht in die Welt? Warum schießt er die Maruschka-Mutter hinaus? Was will er mit mir machen und ihr? Sie werden doch nicht etwa fortgehen, mich hierlassen, nicht mehr zurückkehren, in ein anderes Land wandern, ganz aus Preußen heraus und sich einen neuen Jungen kaufen?

Das alles wirbelte dem Amadeus durch den Kopf, während er mit schmerzndem Erstaunen seinen Vater beobachtete, der immer noch am Fenster stand und nun mit den langen Nägeln seiner Hände ungeduldig auf

dem Brett zu trommeln begann. Dabei ruckte er unter leichtem Schnauben seinen Kopf immer wieder auf. Dieses fortwährende Auseinanderfahren des zusammengeschobenen Rückens brachte in dem Kinde die Vorstellung hervor, sein Vater habe ein Gesicht bekommen, das er noch nie gesehen habe. Gerade wollte Amadeus aufstehen, um zu beobachten, was mit dem Gesicht passiert sei, daß er mit dem Rücken ohne Aufhören auf- und zuschnappe, als Maruschka in die Stube trat. Sie stellte ein Töpfchen auf den Tisch und legte eine dicke Schnitte Brot darauf. Das sollte des Knaben Abendbrot sein. Dann zog sie sich das bunte Tuch über den Schultern zurecht und rüttelte den Schneider leicht an der Achsel zum Zeichen ihrer Bereitschaft. Eusebius fuhr aus tiefem Sinnen herum, umfing die Stumme mit einem glücklichen Blick, legte seine Hand auf ihre Brust und schob sie so ein wenig zur Seite, um sich den Weg zu seinem Jungen freizumachen.

Der sah in einem Erwarten, das zugleich Bangen war, seinen Vater auf sich zukommen und dachte: Mein Vater kommt zu mir und wird mich mitnehmen. Dann schloß er die Augen im Vorgenuß einer Lieblosung. Aber Eusebius blieb zwei Schritte vor ihm stehen und sagte: Er solle warten, bis sie zurückkehren und indessen das Haus hüten. Es gäbe etwas in den Berghäusern zu besorgen. Das Abendbrot stehe auf dem Tisch und wenn er müde sei, könne er auch schlafen gehen. „Aber Licht darfst du auf keinen Fall machen,“ mit diesem Befehl schloß der Schneider seine Worte. „Hörst du, Amadeusla, priezeln tu ja nich. Denn da kommt der Feuerwolf und frist dich samt dem Hause.“

Der Junge spürte das andere Gesicht seines Vaters auch in den Worten und wollte schreien: Vater, bleib, geh nicht fort! Mit dem Gesichte findest du dich nicht mehr nach Hause. Aber ein Krampf drückte dem Amadeus die Brust ein. Als er sich erholt hatte, klangen die Schritte der Davongehenden leiser und leiser durch das Eindunkeln. Aber das Kind sah die beiden doch noch in sich dahinschwanken. Endlich waren sie auch nicht mehr mit den Gedanken zu sehen. Entsetzt sprang er auf und lief vor das Haus, um ihnen nachzueilen. Eine graue Leere breitete sich rund aus. In dieser sah Amadeus Maruschka und seinen Vater undeutlich, weit wie am Ende der Welt fortgetragen werden und dann gleich Vögeln in einer Wolke verschwinden.

Bis dahin konnte der Junge nicht laufen, das war ja schon in einem fremden Lande. Und wenn er hinkäme, so würde er seinen Vater nicht mehr kennen, weil er doch mit dem fremden Gesicht fortgegangen war, das er sich anzusehen vergessen hatte.

Mutlos kehrte er in die Stube zurück und kauerte sich auf den Boden neben dem Ofen.

Es war in jener späten Zeit des Abends, da das Licht des Tages bereits

so schwach geworden ist, daß es nur noch vereinzelt Wellen aufbringt, die über die Erde treiben, und hinter ihnen folgen immer Wogen tieferer Schatten. Die Leute sagen dann, der Herrgott sei überm Einschlafen und zwinkere schon mit den Augen. So flossen die Erhellungen und Verdunkelungen auch durch die Stube des Eusebiusschneiders, und Amadeus glaubte, es sei der Widerschein von Leuten, die draußen vorübergingen.

Der Junge wagte sich ein Schrittlein weiter gegen das Fenster und spähte vorsichtig hinaus. In diesem Augenblicke hörte das rätselhafte Vorüberwandern auf und nichts stand draußen als die krumme Weide auf dem Wiesenplan. Sie beugte ihre läschengelbe Rutenkrone wie einen aufgebunsenen Kopf nieder, als blicke sie nach jemand zu ihren Füßen. Amadeus mußte zwar, daß es niemand als das Wässerlein sein konnte, nach dem der alte Baum schaute, wagte sich aber dennoch in Neugier einen weiteren Schritt vor und machte einen langen Hals.

Aber da erschrak er bis in seine Seele hinein. Denn unter der Weide saß jemand. Es hatte graue Gewänder an und schaute regungslos auf das kleine Wasser. Nebelfahl, ein aschgraues Tuch über den Kopf gezogen, daß Amadeus weder Schulter noch Arme wahrnehmen konnte, hockte es dort.

Sie wartet auf mich, dachte der Knabe, und will mich mitnehmen. Geräuschlos zog er den linken Fuß zurück, den er in der Aufregung vorgestellt hatte, um sich auf den alten Fleck wieder neben den Ofen zu kauern. Aber schon dieses leise Schleifen der Fußsohle auf dem Boden, das der Knabe selber nicht gehört hatte, mußte die Rätselhafte unter der Weide wahrgenommen haben. Denn es kam ein Wogen in sie, ehe Amadeus sich niederlassen konnte, erhob sie sich, wurde lang, schwankte in der Luft und kam wehend über die Wiese, gerade auf das Schneiderhaus zu.

Der Junge getraute sich nicht zu sehen, was jetzt werden würde und schloß vor Grauen die Augen. Als er sie wieder öffnete, schaute ein Gesicht zum Fenster herein, das hatte Ähnlichkeit mit dem Gesicht der Hübner-Bäuerin. Es lächelte, winkte dem Knaben und verschwand.

Da ergriff Amadeus das Brot auf dem Tisch und lief eilig vor das Haus.

Im Hofe des Schnallke-Bauers wurde eben mit Gepolter das Tor geschlossen. Aus einem Hause im Dunkel rief eine mütterliche Stimme. Der Hainwald stand finster und unbeweglich. Auf der Chaussee ging jemand mit lauten Schritten dahin. Amadeus biß schnell einen großen Bissen von dem Brot, legte die Schnitte dann auf einen Zaunpfahl und fing an, das kleine Steiglein durch die Wiese hinunterzulaufen. Die krumme Weide langte mit den Ruten nach ihm; aber er achtete nicht auf sie. Die Unsichtbaren, deren fernem Vorüberzug er von der Stube seines Vaters aus beobachtet hatte, waren um ihn, und, eingekleidet in einen unaufhaltsam vorwärtsdrängenden Strom, wurde er weitergetragen. Ohne zu

wissen, was ihm geschah, rannte er auf dem Wege nach Bauertöhrsdorf weiter. Das Klopfmännlein stand vor dem Gebüsch der Bodenwelle und winkte ihm. Dann huschte das weiße, fliegende Kleidchen eines kleinen Mädchens durch die Zweige und verschwand im Hohlweg. Amadeus spie den Bissen, den er noch immer im Munde hielt, aus, biß die Zähne aufeinander und begann so schnell zu laufen, wie er in seinem Leben noch nicht vorwärts gekommen war, damit er nicht allein durch die greuliche Nacht des Hohlweges müsse. Er stürzte, sprang auf, taumelte da und dort gegen die Ränder. Sein Herz schlug zum Zerspringen.

Endlich stand er am Rande des Busches.

Die weißen Höfe von Bauertöhrsdorf schwammen ungewiß durch das Dunkel des Kessels unter ihm. Amadeus suchte mit den Augen den Hof des Hübner-Bauern, und als er ihn gefunden zu haben glaubte, schrie er gellend in verzweifelter Freude: „Veronika!“ und stürzte in eiligem Laufe weiter. Und während er rannte, sprach er fortwährend, weinend und lachend zugleich, vor sich hin: „Veronika, ich komm zu dir. Veronika, ich komm zu dir . . . Veronika, ich komme . . .“

So war er nicht lange danach an dem Teiche angekommen, der nicht weit von dem Hübner-Hofe unter dem Gesträuch lag.

Er war ganz still und schlief blank und schwarz. Nicht einmal den Schatten der Bäume, die an seinem Ufer standen, nahm er bei sich auf. Lange sah Amadeus das Wasser an, das so regungslos und geheimnisvoll ruhte.

Die große Stille, die von ihm ausging, machte den Schneiderjungen verzagt, daß er sich nicht an den Hof getraute, der zwischen den Bäumen des Gartens hindurch mit zwei großen roten Fensteraugen zu ihm herseh. Ihre Helle reichte ein großes Stück in die schummerige halbe Finsternis hinein und stand gerade gegen den Knaben hin.

Deswegen dachte Amadeus, wenn er sich in das Gras setzte und warte, so müßte ihn Veronika mit dem Fensterlicht doch sehen, zu ihm herauskommen und ihn holen. Die Nacht war warm. Er kauerte sich in das junge Gras und begann die schmalen Blätter abzurupfen und in den Teich zu werfen. Aber das Mädchen wollte sich nicht sehen lassen. Manchmal war es dem Knaben wohl, als tastete es sich auf leisen Füßen zu ihm hin, dann sagte er glücklich den Namen seiner Freundin und sah auf seine Hände nieder.

Aber immer täuschte er sich doch, und es war wieder weiter nichts zu vernehmen als das Stampfen der Kühe und Pferde aus den verschlossenen Ställen. Ja, als er sich umdrehte, war auch das Licht in den Fenstern erloschen, und der Hof lag dunkel und fremd in der stoßend stillen Nacht. Amadeus konnte nicht begreifen, warum die Hübner-Bauerin ihm am Fenster gewinkt habe, wenn sie jetzt schlafen ginge, ohne ihn hereinzuholen. Er hob die Augen und sah umher, um zu überlegen, was nun zu tun sei.

Der Lange Busch lehnte gerade vor ihm wie eine riesige schwarze Mauer in den Himmel, und hinter ihm quoll eine Helle herauf, als ginge da wer mit einem Lichte vorüber.

Da fiel es dem Jungen ein, er könne ja warten, wer da heraufsteigen würde.

Es könnte ja jemand sein, der ihm leuchtete, daß er nicht mehr so einsam an dem Leiche sitzen müßte, der ohne Aufhören schlief und sich gar nicht um ihn kümmerte. — Langsam kam das Glänzen höher, hingte erst da und dort gleißende Goldnüsslein in die Buschfinsternis, stach bald darauf mit schimmernden Stäben durch die Zweige, füllte dann die hohen Bogenfenster des Waldes mit seinem Scheine, tauchte jetzt gar die schwarzen Kreuzblumen der höchsten Fichtenwipfel in blendendes Sieden und stand nun als das runde Tor am freien Himmel, das die Engel mit goldenen Zweigen durch die blaue Nacht bohren.

Beim Anblick des Mondes schwand von dem armen Mandelsungen jede Furcht, denn er sah wie in der Nacht seiner frühesten Kindheit eine glänzende Straße aus dem runden Tore des Mondes fließen und über den Wald herunterrinnen. Das Bild seiner himmlischen Mutter, die er damals ersehnt hatte, stand in ihm auf, und jetzt mußte er auch, daß nicht die Hübner-Bäuerin, sondern sie ihm durch des Vaters Fenster gewinkt habe.

Die Fesseln des aufgezwungenen Stummseins fielen von des Amadeus Seele. Das Spiel von leichten Flügeln huschte auf ihn zu und auf einmal hörte er wieder aus leuchtender Tiefe in sich die Musik der goldenen Zweige klingen, mit der die Engel die Menschen von der Erde locken. Die verschütteten Jubel seiner Lieder wachten in ihm auf. Er hub an, das Strömen des Lichtes zu singen, die Finsternis des Langen Busches, den Gesang des nächtlichen Himmelsblaus, sein Einsamsein und seine Sehnsucht, daß ihn jemand streichle und liebkosend seine Händchen nehme. Er merkte, daß seine himmlische Mutter ihm zuhöre, denn der silberne Weg floß immer näher an ihn heran und glitt schon von dem gegenüberliegenden Ufer in den Leich, der davon aufwachte und mit tausend Wellchen unruhig zu zittern begann.

Plötzlich hörte Amadeus durch den Gesang hindurch seinen Namen rufen.

Fern und angstvoll klang es: „Amadeus! — Amadeus!!“

Der Knabe schwieg bestürzt. Denn er glaubte, seine Mutter habe ihn gerufen, und doch schien es ihm auch, die Stimme sei aus einer anderen Richtung gekommen.

Er stand auf und sah sich um, erblickte aber nichts als einen großen grauen Vogel, der über den Abhang von Oberröhrsdorf her gerade durch das Feld flog. Er flog sehr unbeholfen. Amadeus merkte, wie er sich immer mit den Beinen vom Boden abstieß und dann mit kurzen Flügeln eine Strecke flatterte. Noch einmal schien es aus der Gegend schwach zu rufen. Dann verschwand der Vogel hinter einer Bodenwelle.

Der Knabe kehrte sich wieder dem Leiche zu. — Die silberne StraÙe war indessen bis über den halben Leich gerückt. Amadeus sah ein, daß er warten mußte, bis sie zu ihm herangeschwommen sei. Dann wollte er sich über den Uferstrand auf sie hinunterlassen und eilig zu seiner Mutter gehen.

Schon schimmerten die Zweige der Büsche über ihm in weißem Glaste. Die Wellen schaukelten den Weg immer näher. Das Gras zu seinen FüÙen begann zu glimmen. Jetzt stieß die leuchtende StraÙe ans Ufer.

Amadeus wurde von Verzücung und Inbrunst erfaßt.

Lächelnd und kosend flüsterte er: „Meine liebe Mutter. Meine liebe Mutter.“

Dabei ließ er sich langsam über das Ufer hinabgleiten.

Aber ehe seine FüÙe die glühenden Steine berührten, keuchte es pfeifend von hinten heran.

Er wurde an den Achseln ergriffen und aus seinem Rausch herausgerissen.

Als er sich umwandte, sah er in das verzerrte Gesicht seines Vaters, der ihn an sich zog und sofort zu weinen anfing.

Nachdem sich der Mandel-Schneider etwas beruhigt hatte, fragte er seinen Jungen:

„Aber, Amadeusla, sag mir bloß, was wolltest denn machen?“

Der Knabe entzog sich der Umarmung seines Vaters und sagte kühl und ernüchtert:

„Zu meiner Mutter wollte ich gehen.“

Und nach einem Stocken setzte er, traurig und vorwurfsvoll, hinzu:

„Da bist du gekommen.“

Dann schwieg er, senkte den Kopf und ließ sich nach Hause führen.

Dreizehntes Kapitel

Nachdem dem Mandel-Schneider eine solche Nacht um die Ohren gepfiffen hatte, war es für ihn nicht mehr nötig, den Stein zu suchen, auf den er treten mußte.

Übrigens wurde es dem Christoph Eusebius so leicht, wie alle Dinge uns werden, die so und nicht anders sein können.

Als er am Morgen aus seinem Hause trat und den Ahornbaum die Krone über dem Dache auf eine Art ausbreiten sah, als seien das keine Zweige und Äste mit dickgeschwollenen Knospen, sondern riesige grüngespitzte Flügel, die er so spielend wiegte, daß man meinen konnte, er werde jeden Augenblick davonfliegen, sagte der Schneider im stillen zu sich: Freilich wird sie das.

Und Sonne war überall inzwischen geworden. Sonnenlicht, nicht etwa solches, wie es der Winter mit verdrossener Hand einfängt und zerdrückt und zerkrümelt, ehe er es herausläßt, nein, ein Licht lag über Derröhrsdorf, das

kam und sofort über alle Berge leuchtete. Über den langen Busch raus, wo sie hergekommen ist, sann Eusebius.

Ja und eigentlich an keinem Tage seines Lebens waren ihm die Häuser und Kleinhöfe seines Heimatdorfes als eine Herde bunter Kinder vorgekommen, die sich auf dem welligen Plan lustig durcheinander tummelte und sich dort eng aneinander drängte, wo die Hochebene nach dem weiten Walde zu anstieg, als wollte jedes zuerst in das finstere Grün verschwinden und über die Grenze nach Böhmen davongehen.

Natürlich für immer, sagte Eusebius. Ein Zurück darf und soll es nie mehr geben.

In solch verschränkter Art sammelte der Schneider seine Absicht aus der Welt um sich. Dann ging er in die Stube, suchte des kleinen Amabeus Schiefertafel aus dem Versteck und schrieb seinen Willen darauf. Es war vor dem Tag der Leute, als er all das tat. Noch in keiner Esse rund umher war der Rauch erwacht. Der Herrgott allein ging übers Feld und redete mit leisem Atem zu seinen Bäumen, und das Amabeuslein lag und schlief, als trügen ihn die Engel in einem schimmernden Netz über die Erde.

Nachdem Mandel mit seiner Schreibarbeit zu Ende gekommen war, saß er auf der Schneiderbank und wartete, die Hände zwischen die Knie geklemmt. Endlich hörte er Maruschka aufstehen und die Bodenschiege herunterkommen. Da wurde er blaß bis in die Zähne, raffte die Tafel auf, ging dem Weibe entgegen und reichte ihr, was er geschrieben hatte. Er stand so aufrecht, wie er noch nie in seinem Leben einem Menschen gegenübergetreten war, selbst nicht einmal Napoleon; aber ansehen konnte er die Maruschka doch nicht. Er stellte sich ans Fenster und sah hinaus.

Eine bange Minute verging. Dann hörte er, wie die Tafel hingelegt wurde und die Wirtschafterin zurücktrat.

So, Gott sei Dank, jetzt ist's vorbei, dachte Mandel und wartete noch ein Weilchen, damit sich die Stumme entferne. Als er sich aber umdrehte, stand sie da und starrte mit weitoffenen Augen in einen Topf, den sie geistesabwesend aus dem Schrank genommen hatte. Die Tränen liefen ihr über die Wangen, daß eine die andere fing.

Entschlossen trat er auf sie zu. Aber es dauerte lange, ehe sie sich erholt hatte. Endlich hob sie den Kopf wie ein überschweres Gewicht und sah fragend auf das schlafende Kind. Eusebius nickte, und weil die Stumme sich noch immer nicht in das Unabänderliche fügen konnte, schrieb er mit bebenden Armen in die Luft, daß sie ihn auf der Stelle verlassen müßte. Er, Eusebius Mandel, und der König von Preußen wollten es nicht mehr.

Darauf drehte er sich um und setzte sich, abgewendeten Gesichtes, auf sein Bett.

Die Tür fiel zu.

Die Stiege knarrte.

Dann wurde ein Kasten schleifend gerückt. Etwas Großes, Weiches fiel dumpf um.

Jetzt ist sie ohnmächtig zusammengesürzt, sann der Schneider.

Und plötzlich wurde es still im Hause, so totenstill, daß es Mandel nicht aushielt. Er sank um und hüllte seinen Kopf in die Decke. So blieb er liegen, bis Maruschka das Haus verlassen hatte.

Als er wieder ans Fenster trat, sah er die Stumme mit einem großen Pack auf dem Rücken, vornübergebeugt, aber mit langen, festen Schritten den Schrimsteig nach den Berghäusern zu hingehen. Etwas, wie ein Verbunkeln am hohen Himmel, lief mit, wohin sich das Weib in ihrem Gange wendete, als werfe ihr Leib seinen Schatten nicht neben sie, sondern in die Luft hinauf. Kaum hatte Christoph Eusebius das gesehen, so wußte er, was das zu bedeuten habe, holte die Schiefertafel, darauf er die letzten Worte an Maruschka geschrieben hatte, und den Topf, in den ihre Tränen gefallen waren, trug sie in den Hainwald an einen abgelegenen Ort, zerschlug sie an einem Stein und grub die Scherben in die Erde.

Dann kehrte er in sein Haus zurück und öffnete die Kiste, in der er seiner verstorbenen Frau Agathe Kleider aufbewahrt hatte, nahm eine Jacke heraus, einen Ober- und Unterrock, ein Mieder und was zum Anzug einer Frau gehört. Das alles hing er an den Wandrechen neben des Amadeus' Bett, als sei seine Agathe gar nicht gestorben, sondern nur auf Zeit davongegangen und könne jeden Augenblick zurückkehren. — Indem rührte sich sein schlafender Junge dem Aufwachen entgegen.

Mandel trat an das Bett, strich ihm sanftlich die weißblonden Haare aus der Stirn und weckte ihn vollends mit einem Kuß:

„Guten Morgen, Amadeusla,“ sagte er, „sieh doch bloß, die Sonne ist schon lange aufgewacht, und ich glaube, die Vögel singen auch schon.“

Und am Nachmittage saß der Schneider in seinem Gehäuse und arbeitete. Von Zeit zu Zeit hob sich sein Blick und streifte über die Wiese bis an den Hainwald. Der war nun des Winters ganz ledig und vollkommen erwacht. Die blaue Herrlichkeit seiner Tiefe strömte unaufhörlich aus ihm heraus und hauchte sich erst als duftiger Sonnenschatten über das junge Grün der Wiese. Dann aber flocht sie sich ins Licht, stand als zitterndes Schimmern über seinen spitzen Kronen und reichte gar herüber bis an des Eusebius Brust, in der noch immer ein dunkles, stummes Wehgefühl in den letzten Zuckungen lag. Eine lange Weile nestelte dieser unsagbare Hauch des Waldes an der eingeklammten, knöchernen Tür der Schneiderbrust herum, ohne hineinzukönnen. Zuletzt gaben aber die vielen verschobenen Riegel doch nach und Eusebius Mandel hatte ein Gefühl, als würde sein Herz in weiche Hände genommen und wie eine Blume auseinandergefaltet.

Die Empfindung davon war so ausnehmend köstlich, daß der Schneider sich erstaunt umsah, als wäre es möglich, jenes Wesen zu gewahren, von dem diese zauberische Wohlthat herrührte. Und wirklich, nicht lange suchte des Christoph Eusebius Auge in betroffener Erwartung die tausend blauen Schattentore des Hainwaldes ab, da sah er seine Agathe aus dem Dunkel des Waldes auftauchen, leibhaftig wie sie im Leben gewesen war, und wußte nun, wer sein Inneres mit einem Male so ins Gnädige gewendet habe.

Aber nun war seines Weibes Kopf nicht geneigt, wie damals, als er sie das erstemal nach ihrem Tode gesehen hatte. Sie trug das lange, ruhige Gesicht erhoben. Die bunten Bänder der Haube spielten um ihre Stirn, sie hielt das Gebetbuch mit stiller Hand an die Brust gedrückt und der weite Faltenrock rührte sich von ihrem festen Gange. Das meiste Licht aber quoll aus ihrem Gesicht. Als sie bis an die Grenze des Schattens gekommen war, mit dem der Wald in die Wiese hineinreichte, zerging sie. Nur der Schimmer ihrer Augen blieb in der Luft und wehte geraden Weges auf sein Haus zu, als wandle sie durch ihren Blick aus dem Jenseits in das Schneidergewese unter dem Ahornbaum, wo sie als Mensch so lange gelebt hatte.

Der Köhrsdorfer Schneider sah ein weißes Licht durch das Fenster an sich vorüber in sein Stübchen kommen und da er wagte, sich umzuwenden, schaute er, wie sein gestorbenes Weib als ein helles Glänzen die Dielen auf- und zuschwebte.

Eben wollte er zu seinem Jungen sagen: „Sieh“, das ist deine himmlische Mutter“; aber es war nicht nötig. Das Amadeuslein saß auf dem Stuhl neben dem Topfschrank und verfolgte mit seinen Augen das Spiel, das der Abglanz der weißen Himmelswolken in der Schneiderstube trieb.

Deswegen tat Eusebius keinen Laut, wandte sich geräuschlos wieder um wartete, was sein Junge von selbst dazu sagen würde.

Es dauerte auch keine drei Faden lang, so fing das Büblein an, aber nicht zu sprechen, sondern zu singen. Erst klang es leise wie das Lied des Rotkehlchens, das im Dämmern des Strauches an sich selber zaubert. Dann aber dehnte es sich immer weiter ins Freie und Beglückte hinauf und verhalf dem Schneiderhaus und allen, die darin waren, wieder zu der früheren wundersamen Seele. Darum brauchte der Schneider den Amadeus nicht erst zu fragen, ob er wisse, wer zu ihnen auf Besuch gekommen sei. Aus allen Winkeln tönte es, in den Schrotwänden wachten alte, selige Versunkenheiten auf. Die krumme Weide wurde bewegt, daß das goldene Stäuben ihrer Kästchen wie eine Glorie um ihre Rutentrone flog und Eusebius war so ergriffen davon, daß er den Zwirn doppelt und seine Welt wieder in tausendfacher Buntheit sah.

Zanzibar und Zambesia

von Emil Ludwig

Zanzibar

Znseln, die ihr zu schwimmen scheint in Meeren und Seen, zwecklos gelagerte, abgetrennt von den dicken Kontinenten und dennoch trocken und belebt, geheimnisvoll begrenzt durch feste Enge und dennoch unbegrenzt durch flüssige Weite: nie weicht von euch der Hauch des Windes, der rasch von Ufer zu Ufer strebt, ihr fern und nah Umrauschten. Inseln, die ihr zu schwimmen scheint, immer strebt euch mein Ruder zu. —

Mit stillen Schlägen fuhr das Boot ans Land, quer durch den Spiegel des vollen Mondes. Eng, zwischen hohen Mauern lag die wagenlose Straße, mannigfach gekreuzt, mit erhellten Ecken, die überraschten. Hinter den plötzlichen Lichtern der Winkel wichen Schatten in Höfe zurück, Stimmen verhallten und Schritte, sehr fern war Musik, kleine Gärten stiegen empor zwischen Mauern, der Schimmer einer überglänzten See fiel allenthalben durch die Gassenenden: nah beim Äquator und in Afrika, noch einmal schien Venedig aufzustehn.

Da stieg aus einem hohen dunklen Haus Geruch von Nelken, überstark, gehäuft. Er schlug sich auf die Steine und die Wände, blieb hängen an verschlossenen Toren, drang auf zur Nacht. Und der Geruch entzauberte — und doch entrückte er wieder. Ich sah ein wissend schwarzes Auge leuchten, ein östliches, unter dem Turban, und als ich hoch auf der Terrasse stand, stieg bläulich glänzend eine Palmenkrone in das Licht. Aus einem Hofe strebte sie auf, einzeln, und die äußeren Blätter hingen wie zerschossene Flügel nieder, doch die höchsten bogen sich nur wenig. Das Licht durchrieselte sie, trocken wehten alle Blätter durch den Mond. Ungeheuren Pflaumen gleich hingen die Früchte dicht am Stamm, im Schoß der Pflanzen. Graublau schwebte eine Taube ins Gefieder dieses Baumes, nahm Licht und schimmerte. Schräg durch die bewegten Webel las ich auf goldenem Schild die schwarzen Zeichen der Quadratschrift, und darunter trug der Singhalese seinen Schatten an der Mauer hin, geheimnisvoll belebt von dem großen runden Kamm im langen Haar.

Nah beim Äquator und in Afrika: noch einmal schien Colombo aufzustehn.

Nichts in ganz Afrika ist traumhaft aufgebaut, unwirklich gelagert wie diese Insel. Indien und Arabien kämpfen darum, der Stärkere siegt, und sie ist indisch. Dreifach wirkt hier der Wettlauf der Rassen. Ein Viertel aller Leute ist indisch-gelb, ein Viertel arabisch-braun, die Hälfte schwarz. Nur wenig Weiße stören diesen Kampf der Farben, und sie herrschen nicht.

Viele Wochen hatten wir nur immer in die gespannten Blicke der Neger gesehen, die wie die Augen taubstummer Menschen zu lesen suchten, was wir wollten. Hier blüht mit einem Male der schwarze Blick des Arabers auf, mutig und voll Leidenschaft, begierig auf Gefahr und Abenteuer. Seine Züge sind hart, sein Verkehr voller Zeremonie, selbst seine Sprache ist guttural. Er arbeitet nie, denn er ist ein Herr. Mit herrlich schwingendem Gange löst der Schlanke, ganz Aristokrat, die Feierlichkeit in Eleganz auf, und aus der vorn geschlitzten Gandora weht das feinste Hemd hervor.

Aber daneben glühen dunkel die melancholischen Augen des Inders, die stummen, wissenden, sinnlich kühlen. Und doch sind seine Kleider voller Pracht und bunter als die des Arabers. In brennenden Farben, gesättigt mit Schmuck, sitzen die Frauen und lehnen die Kinder in den langen weiten Hofen auf ihren erhöhten Stühlen vor den Läden; Frauen mit vollkommenen Füßen und Händen, bewegungslos in kühler Stellung harrend, als wie von Feuerbach. Männer stehn im Laden, kaufen und verkaufen, haben das weiße Tuch in einer Art Rock um die Beine geschlungen, das enge Jäckchen schließt die schmale Brust, ein Zerevis glitzert oder ein Turban leuchtet vom Kopf, wechselnd mit den Stämmen in zahllosen Varianten. Sie gehen gebeugt, immer mit dem Schein der Ruhe, immer Geschäfte denkend. Vorn an der Straße sitzen zwei Alte, ganz in Weiß, Koranrollen aus Leder hängen ihnen vom Ellbogen, aber im Gürtel schützt kostbares Elfenbein die Dolche.

Indien breitet seine wunderbaren Dinge aus. Steine, Steine ohne Fassung, in kleinen Glaschälchen geordnet, Topase für sich, für sich Aquamarine, für sich Smaragde, Rubine, Opale. Schön wie die Namen liegen sie da, still blinken sie aus den Schalen. Goldsiligranene Geflechte schimmern auf, Dolche beben nach, wenn sie die dunkle Hand aus geschmühtem Gehäuse zog, flimmernde Seiden, die goldenen Vordüren aufgedreht, fließen hervor aus den großen Schachteln, durch das Fenster wird die feine Hand des Singhalesen sichtbar und das Schildpatt jenes Kammes, der sein langes Frauenhaar zusammenhält. Apu fiel mir ein, der alte Diener aus dem weißen Schloße in Colombo, der den Kamm von seinem Urahn erbt. Hundert Elefanten stehen in den Fenstern, wie zu Prozessionen aufgereiht. Einer war nicht kleiner wie ein neugeborener Elefant, von Ebenholz, mit echten Zähnen. Tausend Rupie forderte der Inder. Grimmig verließ ich den Laden.

Die Araber haben die edleren Häuser, denn sie verschwenden, und der Inder spart. Mächtige Türen, sehr alt, schweigen verschlossen, in Stein gehauen, in Holz geschnitzt. Hoch, alt, belegt mit Mosaiken und gestützt auf Säulen, breiten sich Höfe, wie in Palermo. Dort liegen auf den breiten Bänken von Stein schlafend in der Mittagsglut die Neger, aber hier dienen

sie nicht mehr dem Weißen, sondern einer dritten Rasse. Über ihren Köpfen hängen schwere Ringe, vermauert, denn das sind noch die alten Sklavensbänke, und daß sie heute ungefesselt sitzen, und daß es ihnen heute schlechter geht, da sie nicht mehr ein Stück Vermögen ihres Herrn darstellen, — sind im Grunde die einzigen, schmalen Unterschiede. (Wir aber fühlen stolz: „er ist befreit“.)

Näher dröhnt der Lärm des Marktes. Papageien rufen von Balkonen. Viel Volk drängt sich unter dem heißen Dach, Früchte kaufen sie und Vögel, Mustern, Hummern, Affen. Plötzlich hinter der Ecke fällt steil die Mauer zum Kai herab, ein alter arabischer Palast, efeubewachsen, schickt Loggien und Veranden herüber, und am Riff gedunkelter Korallen bricht sich die Welle.

Der schöne junge Konsul, elegisch und verliebt, lud uns zur Wagenfahrt quer über die Insel ein. Es gibt eine kleine Bahn. Und die Neger, die dergleichen nie gesehen, wohl aber die Schiffe, nennen sie „Landdampfer“. Es gibt auch einige Wagen, altmodisch und bequem. Wir fuhren vorbei am hohen, unzugänglichen Palais des Sultans. Man sagt, es wird der letzte sein. Kein Laut bringt vor. Jeden Monat läßt England dort die Säcke abladen, deren Goldstücke den Preis für den Verzicht auf die sultanische Macht bedeuten. Seine Hauptfrau, erzählt der Konsul, läßt das Gold auf die großen Perser schütten, zählt und zählt, und dann verschlingt es die Nacht in den Kellern.

„Wir wollen nach Raspuru fahren!“

Wie ein Park dehnt sich die Insel. Zwischen hohen Palmen, die einzeln stehen und zittern im Licht wie riesige Kelche von Filigran, sprießen die kerzengeraden Nelkenbäume, großen Oleandern ähnlich, die für viele Millionen Nelken in die ganze Welt entsenden. Jetzt sind sie ohne Früchte, streben kühl und grün empor wie verschnittene Lorbeerbäume. Sie sind das Vermögen der Insel.

Wie in Parks liegen kleine Hütten verstreut, die von fern wie Gartenhäuschen wirken. Da steigt das Meer zur Rechten auf, wir nähern uns dem Kap. Ein großes Gittertor eröffnet der Kutscher mit Mühe, dann fahren wir durch einen langen, verwilderten Garten. Wächter springen vor und Hunde. Ein alter Neger salutiert und meldet: „Es ist alles verschlossen.“ Der Konsul zieht seinen englischen Schein hervor. Der Wächter: „Herr, gehe durch den Garten, aber das Schloß ist zu.“ — „Öffnet!“ — „Der Schlüssel liegt in der Stadt.“ Der Konsul kränkt sich und schilt auf den Engländer. Diana lacht. Was tut's! Erzählten Sie nicht eben, daß hier der schuldenreiche Sultan ein paar Flitterwochen mit der vierzehnjährigen Schönheit zugebracht, die er unten in Lorenzo Marquez kaufte? Nun ist er vertrieben und sie ist hin. Was wäre hier zu sehen, so schön wie diese Geschichte?“

Wir umkreisten das große Schloß. Das war ganz weiß und hatte viele Treppen. Und viele Fenster öffneten sich einst zum Meer, die nun erblindet waren. Aber noch immer blühte der Garten. Rosen quollen über alte Mauern, tausend Blüten waren abgefallen, an denen niemand gerochen. In prahlend hoch geworfenen Büscheln prangte das rote Licht der Flamboyant und darunter haufchte sich der grüne Busch der Frangipani. Hier aber, im erneuten Indien, mußte er wieder Tempelblume heißen, und mit Zögern brach ich seine unberührte Blüte, die Jahr um Jahre unbetrachtet nur um der Schönheit willen vorgebrochen. War dieser Sand nicht voll von Spuren, voll von leisen Spuren? Von Kinderleibenschaft bewegt schien nun der Garten, an allen Zweigen flog der Schatten einer Hand vorbei, mutwillig pflückend, eifrig zerstörend. Dort sprang sie die versteckten Stufen nieder, die hinab ins Meer zum Bade führten, und ihr folgte der behäbige Sultan, kopfschüttelnd über die Geschwindigkeit vollendeter Gelenke und den Übermut beglänzter Jugend, die sich selbst nicht kennt.

Als ich mich umsaß, stand Diana am Fuß der Treppe, die ins Wasser führte. Sie dachte: Ist es nicht frevelhaft, Stufen ins Wasser zu bauen? Man glaubt, sie führen immer tiefer, bis zum Grunde. Es ist frevelhaft schön. — Ich dachte: Zweiundzwanzig Frauen hatte der schuldenreiche Sultan, und die älteste war achtzehn Jahr. — Der elegische Konsul dachte: Ich wünschte sehr, die Dame schlüge vor, zu baden.

Plötzlich war es dunkel, und der Wagen trug uns durch die milden Feuerkünste der Insekten, die sich zwischen Nelken und Palmen suchten, aufleuchtend, verdunkelt, wiedererleuchtet. Wir hielten am Strande, vor dem großen Palast.

Vor dem Diner führte uns der junge Konsul in die weite arabische Halle des Palastes, in der er nun allein mit seiner Schwermut und einem Duzend schwarzer Diener wohnte. Er zeigte uns die Gehänge und Gehörne, die Waffen und den Schmuck umher, und selbst einen Sklavenring, schwer wie von Blei, hatte der östlich beladende Geschmack verziert. Unter dem langen Balkon dehnte sich die Front arabischer Paläste längs des Meeres. Viele Neger lagen im Abendlicht. Sie lagen auf einem großen marmornen Ding. Ich fragte: Ist das ein Schiff? „Ja, und derselbe Sultan wollte seine Macht zur See damit dem Volke zeigen. Sehen Sie, genau gegenüber, im Meere das Wrack? Das ist der Rest dieser Macht zur See, die ihm England vor zwanzig Jahren zerschossen. Darf ich zu Fische bitten?“

Mit unentrinnbarer Stärke riefen die Schiffe mich an: das Wahre zerschellt, am Strande sein marmornes Abbild. Ich starrte auf ein solches Gleichnis; bis ich merkte, daß Diana und der elegische Konsul längst bei Fische saßen und lachten.

Durch geheimnisvolle Gänge, dunkel und gewunden, führte uns der

Herr des Hauses über Treppen hoch auf Zinnen. Zwischen den Wipfeln der Palmen lag die weiße Stadt, bläulich vom Mond überschimmert. Aus den Quartieren der Araber drang Musik empor. Alle dunkle Niedertracht der Hafenküsten, — hier schien sie aufgelöst, in Licht und Spiel. Zwei Japanerinnen verschwanden in einem Tor. Ich mußte an Hu-Tschu-si denken, deren Zierlichkeit auf dieser Insel meinen Freund einst nächtelang entzückte.

Und noch das Schiff, das nachts uns aufnahm, glitt aus dem Hafen nur mit halbem Dampf; als wollte es die Stille nicht zerstören.

Noch einmal zog die lange Lichterreihe des Kai vorüber, umbunkelt von hohen Palazzi wie in Venedig. Noch einmal fuhren wir an jenem Kap vorbei, wo im Silberlicht das Lustschloß des schuldenreichen Sultans schimmerte. Auf der untersten Stufe der Treppe, die so frevelhaft ins Wasser führte, zerfloß im Dämmerchein des Mondes eine Gestalt. Es war die vierzehnjährige Schönheit, und sie schien dem Schiffe nachzublicken, mit Sehnsucht ohne Maß, denn sie sah, daß wir nach Süden fuhren.

Zambesia

Der Palmenstaat

Nächtelich glitt das Boot durch eine der zahllosen Straßen, die das Delta des Zambesi bilden; zwischen Ebinde und Quelimane.

Plötzlich brachen Fackeln aus der Nacht. Der Motor wurde abgestellt, lautlos fuhr das Boot in verlangsamter Fahrt dem Ufer zu. Dreißig Neger schwingen ihre Brände, und ich sah, es waren riesige Palmenwedel. Dreißig andere stiegen durch den Schlamm ins Wasser, hielten ein Brett auf den Schultern, das sie auf das Bord des Bootes legten. Diana setzte den Fuß darauf, und so, auf schwarzen Schultern schwebend, wurde sie ans Land getragen, überflackert vom Geleucht der brennenden Palmen. Wir folgten, unser Wirt und ich.

Drei Sänften — Mashillas — standen bereit. Hundert Neger bildeten den Kreis und begrüßten uns mit rhythmisch abgemessenem Händeklatschen. Wir steigen in die Sänften. Die schwarzen Schultern tragen uns. In überstürztem Laufe folgen die Träger den leuchtenden Rennern. Hoher Palmenwald hob sich im Flackerlicht. Da taten sich die Pforten einer Festung auf, wieder standen hundert Neger aufgereiht und klatschten ihren Gruß. Aus irrenden Lichtern stiegen hohe Mauern mit Zinnen, Türme bildeten die Ecken eines Riesenhofes. Zahllos stiegen Pyramiden von Kanonenkugeln ringsum auf.

Plötzlich stand der Zug, wir stiegen aus und fanden uns vor einem großen Hause, nach Art südeuropäischer Villen. In der offenen Halle lagen auf dem Mittelstischchen, wo sonst Briefe liegen oder Zeitungen, vier Löwen- und vier Leopardenköpfe, wie Ripps im Kreise geordnet. Eine rote Ampel warf

ihr warmes Licht in die Augenhöhlen der Getöteten. Ein Portugiese wurde vorgestellt, ein halt cast grüfte.

Es folgte ein Mahl aus acht Gerichten, nichts als Wildbret. —

Früh lag der weite Hof, dessen Mitte das Haus bezeichnete, von Licht und Bläue überschüttet da. Die nächtliche Vision der Kugelhaufen entwirkte sich als eine Welt von zwanzigtausend grünen Kokosnüssen, die in Hunderten von Pyramiden reihenweise aufgeschichtet lagen, Fruchtbarkeit in Fülle deutend. Orangendäume, schwer von Früchten, prangten um das Haus, von ihnen jeder war der Baum des Lebens. Über dem Tor las ich in großen Lettern den Namen: Micahune. Aber über allen Mauern, hoch stiegen Palmen auf, weiter, dichter, unabsehbar.

Rings um den Hof ziehen sich Speicher, gefüllt mit Säcken voll Kopra (getrocknete Kokosnuß).

Ein Duzend Neger hockt vor den Säcken und malt durch die Schablone das Wort „Marseille“, andächtig wie eine Geheimschrift. Zwei Pelikane schweben an einer Schnur zum Trocknen hin und her. Ein Löwenfell liegt ausgebreitet, mit Kokosnüssen an den Ecken festgehalten. „Der hat neulich zwei Neger geholt“. Frauen stampfen Mehl aus einer Erdwurzel für die arbeitenden Neger. Die kleinen Kinder, auf dem Rücken eingebunden, werden von jedem Stoß des Mahlholzes erschüttert, aber sie schlafen. Wie wir kommen, verbeugen sich fünfzig schwarze Frauen, und die schlafenden Kinder im Rücken machen die Verbeugung mit. An den Mauern entlang ziehen sich Werkstätten, in denen Neger Boote bauen, Schrauben und Ringe für die Sänften schmieden. Am Blasbalg, der auf antike Art aus einer Haut besteht, sitzt ein Knabe, wie aus Bronze.

Dies ist die Hauptstation der „Companie Madale“, die mit sechshunderttausend Hektar nahezu so groß ist wie die Rheinpfalz und eine Million Palmen und vierzigtausend Neger einschließt. Es ist eine der größten Palmenplantagen des Erdteils. Das Geheimnis ihres Erfolges liegt in der Organisation.

„Sie sehen jetzt den Hof voll Kokosnüssen,“ sagt unser Wirt. „Heute abend ist alles verschwunden.“ Die Tore öffnen sich, Neger drängen, strömen ein, Soldaten, nur an einem rotweißen Lendenschurz erkenntlich, üben am Eingang Kontrolle. In bestimmten Zeitabständen muß jeder Neger arbeiten. Hier gibt es kein Zwangsgesetz, aber de facto arbeitet jeder drei Monate im Jahr. Hier gibt es keine anwerbenden Agenten, die Polizeitruppe bringt sie herbei.

Nach einer halben Stunde ist der Hof von über tausend schwarzen Männern und Frauen erfüllt. Klappernd stürzen sie sich auf die Pyramiden, rollen sie ab, öffnen mit Holzpflocken die grüne Schale, spalten mit Messern

die Nuß in zwei Hälften. Alle Instrumente sind systematisch verteilt. Nackte Kinder laufen herum und suchen die bloße Brust der Mutter, während sie arbeitet. Andere schlafen auf dem Rücken während aller Bewegungen und allen Geschreis. Die Weiber binden sich die Brüste weg, bis sie platt und häßlich herunterhängen: um sie über die Schulter weg dem Kinde hinten zu reichen. Nur die jüngsten Mädchen haben schöne Körper. Ein Aberglaube unter diesen Stämmen sagt: Wer die platte Scholle fischt, bekommt ein Weib mit platter Brust. Aber die Männer sind schlau und lassen den Fisch, den sie lieben, von Kindern fangen!

Auffeher stehen zwischen den klappernden Haufen, schwarze oder half cast, jede Leistung wird am Ende mit Zetteln und Zahlen festgelegt, pro fünfzig Nüsse werden sie bezahlt. Bis Abend sind sie fertig, breiten ein paar tausend in die Sonne, nehmen die meisten zum Trocknen mit in die Hütten, nach einer Woche bringen sie sie wieder: dann ist die Kopra fertig.

Ein Neger bringt eine Blechdose. Der Herr zieht einen Stoß Briefe hervor. „Wo ich bin, in meinem Lande, habe ich um elf Uhr vormittags die Post aus sämtlichen Stationen.“ Nachts brechen die schwarzen Postboten überall auf, finden Relais an bestimmten Stellen, an Flüssen, die nicht zu durchwaten sind, stehen Kanoes. Und außer den Berichten seiner Station bringt einer oder der andere das frischeste Gazellenfleisch mit. Ein einziges Mal kam die Post zu spät: da mußte der Schwarze die ganze Nacht auf einer Palme hocken, auf die er vor dem Leoparden geflüchtet. Der wartete unten, bis das Morgenlicht ihn verschlechte.

Dies Land hat keine Bahnen, keine öffentlichen Straßen, Kanäle oder Schiffe; Pferde gibt es nicht. Aber von allen großen Stationen kann dieser Unternehmer direkt nach Europa telegraphieren. —

Viele Tage reisten wir durch die Plantagen. Eine kleine Bahn, von Negern gestossen, nur für den Transport von Kokosnüssen, verbindet über dreißig Kilometer. Aber Tage und Nächte, hundert Meilen reisten wir in der Mashilla. Bestimmte Stämme, wie in Ostasien zum Ricksha-Dienst, eignen sich zum Tragen dieser Sänfte, die man nur hier am Zambesi und in Südamerika kennt. Das Tragen zu Viert ist eine Kunst. Je zwei vorn und hinten, immer dicht voreinander laufend, bieten die Schultern dem Bambusstab, an dem die leinene Matte hängt, und um das Gleichmaß zu erhalten beugen sie sich seitlich und zugleich vor- und rückwärts zueinander.

Ich liege flach, den Stab dicht über dem Kopf, und kann an einer Schnur das Sonnendach verstellen. Rasch geht die Reise, acht Kilometer in der Stunde, aber sie heben die Füße kaum. Hier gibt es keine Reibung mehr. Ich schwebe, und bei geschlossenem Auge fühle ich nur am Schulterwechsel der Träger, das mich alle fünf Minuten um Kopfhöhe hebt und sinken läßt: daß ich reise. Wir reisen zu dritt mit achtzig Negern, die sich ab-

lösen, uns und das Gepäck zu tragen. Nur Afrika macht solche kaiserliche Verschwendung von Menschen, macht solche Schnelligkeit in Vändern möglich, die keine Bahnen haben.

Ich sehe die schönen Rücken der vorderen Träger, Muskeln verschoben sich, naß glänzt die braune Haut, über mir steigt die Palmenwelt, immer wechselnd, immer fliehend, aus der Horizontale gesehen. Nun schweben die Kronen hoch über mir und drohend hängen viele Nüsse oben. Nun streckt sich die Bläue des Himmels, ich stütze mich, hebe den Kopf aus der Matte: junge Plantagen zu beiden Seiten.

Ein ersonischer Zug. Wir liegen und reisen. Vor allen läuft Einer mit einer sonderbaren Tromba und bläst im Rennen alle Augenblicke einen tiefen Ton übers Land. Hinter uns rauschen wie Kriegsruß die Stimmen der mitlaufenden Neger. Sie schwagen, während sie rennen und tragen. Sie pfeifen, lachen, singen in die Wälder, sie rufen und schreien. Am Wege stehen nackte Neger, die die Tromba aus ihrer Hütte aufgeschreckt. Männer klatschen den rhythmischen Gruß, Frauen knicksen, zögernd, wie unsere zwölfjährigen Mädchen, die nicht wissen, ob sie sich nicht schon verbeugen sollen. Schlafend oder schreiend macht das eingebundene Kind die Beugung mit. Kinder laufen herbei, und schon die zweijährigen wissen, welche Art Gruß ihr Geschlecht erfordert. Palmen rings, Palmen.

Zuweilen plätschert es und ich schließe: nun reise ich über den Fluß, und heben mich die watenden Neger über die Köpfe, so muß er tief sein.

Wir halten an Hütten, je zwei von den vier Trägern lassen los. Wie sie zu den Melonen hinstürzen, den ausgehöhlten, die man ihnen mit Wasser gefüllt; wie sie trinken, schweißbedeckt. Über Meilen gibt es kein Haus, und die Hütten liegen meist verborgen. In diesem Lande, ganz nahe der Küste, fühlte ich mich mehr im Innern des Erdteils, der Wildheit näher als irgend sonst, so tief mich auch die Bahnen in die Hinterländer trugen.

Rufe von fern. Die Läufer, die Träger biegen rennend in eine breite Straße. Fünfhundert Neger bilden ein Spalier und klatschen uns entgegen, indem wir in den neuen Hof einziehen. Hier ist alles primitiver als in jener Festung, die die Gesellschaft aus alter Zeit übernommen. Den Hof umgibt nur ein Bambuszaun, aber auch hier arbeiten die tausend Hände, die uns eben begrüßt, nach ein paar Augenblicken wieder zwischen den grotesken Nüssen.

An einem Tische sitzt ein Portugiese, liest Namen aus einer Liste vor. Vor ihm warten hundert Neger, jeder hält ein merkwürdiges Gehänge getrockneter Kopra. Die vorderen übergeben ihre Gehänge Soldaten, die die Kopra abzählen: immer zehn an einer Kette, und fünf Ketten sind verbunden. Im Augenblick ist es abgezählt. „Das ist die Steuer,“ sagt unser Führer. „Wir haben der portugiesischen Regierung fünfzigtausend Franken garantiert

und ziehen dafür die Steuern ein. Sie hatten keine Listen und kamen nur auf fünfzehntausend, wir bekommen jetzt über hunderttausend. Jeder erwachsene Neger zahlt fünf Schilling halbjährlich in Geld oder, wie Sie es hier sehen, in Kopra, wenn er selbst Palmen hat. Zahlt er nicht, so muß er arbeiten. Meine Soldaten holen ihn, aber im ganzen Gebiet gibt es nirgends mehr eine Kette, auch der Bestrafte geht abends nach Hause und kommt frei früh wieder."

Ich deutete auf zwei Neger, die, zu Füßen des Portugiesen kauend, über ihre Nacktheit europäische Sommermäntel gezogen hatten. „Das ist der Dorfschulze und der Landrat. Die sind verantwortlich, daß jeder zur Steuer kommt, oder geben an, warum einer fehlt. Wir sind sehr modern und haben sogar eine besonders tüchtige Dorfschulzin. Die hat einen Rock statt eines Mantels. Nach meinen Listen wird das Volk gezählt, danach habe ich vierzigtausend Neger impfen lassen, die sich verkriechen wollten. Will die Regierung etwas wissen, so fragt sie hier an."

Er öffnet einen Schuppen, zeigt mir hundert Gewehre. „Braucht die Regierung Soldaten, so muß sie zu uns schicken. Nur für den Fall einer Mobilmachung halten wir ein paar hundert Flinten bereit: das ist die einzige Bedingung, die wir der Regierung erfüllen. (Hier, in Portugal, tragen die Soldaten Rot-weiß, die Farben ihrer schweizerischen Herren.)

Palmen rings, Palmen. Wir reisen weiter. Plötzlich halten wir vor einer Wellblechbude. Sogleich tritt der unvermeidliche Inder auf. Er zieht sogar seine goldene Krone. Bunte Tücher, Mehl und Gewürze verkauft er, und nun wiegt er sie der schwarzen Frau gegen ihr Kupfer zu. Dazwischen liegen in Kästen die Perlen von Venedig. Wie ihre magischen Farben fließen und flimmern auf und bleichen zurück vor solcher Sonne. Bald werden sie in Ketten um bunte Hälse hängen, an braunen Knöcheln. Ich dachte: Hier also hat dein Unternehmen das berühmte Loch, hier sitzt der Inder, der dir deine Löhne wieder fortnimmt! Aber sogleich erklärt unser Führer: „Alles dies werde ich Ihnen in großen Ballen in unseren Lagerhäusern zeigen, nächstens in Quélimane. Jeder Inder in unserem Gebiet kann nur von uns kaufen, außerdem zahlt er für die Bude Pacht. Die Differenz der Preise ist sein Gewinn. Sonst geht nicht eine Viertel-Rupie von unseren Löhnen aus unserem Lande heraus. Alles fließt wieder zurück."

Palmen rings, Palmen. An einigen sehe ich oben die Gefäße hängen, die den Palmwein auffangen. „Die Palme, die grade Wein bringt, ist je an einen Neger verpachtet. Da ich weiß, wieviel sich aus einer Blüte pressen läßt, bestimme ich diesen Wert als Pachtzins. Verdünnt er seinen Brüdern den Wein, so ist das Sache der Schwarzen." — „Steckt in diesem Betrug sein Verdienst?" — „Nein. Er zahlt mir nur für sechs Tage in der Woche. Den Sonntag hat er frei."

Wir reisten über braunes Feld, das von großen Stieren zu neuen Plantagen umgeackert wurde. Wir kamen an Sämereien, wo mit Vorsicht und Erfahrung, mit Wasser und Sonne Nüsse zum Keimen gebracht, Keime erhalten wurden und erzogen.

Abends hörte ich es in den Kronen der gefiederten Riesenstämme schütteln. 50 Jungens hatten 50 Palmen ergriffen, sie kletterten mit zusammengebundenen Füßen herauf, rasch, wie die Affen, nackt, nur ein Messer im Gürtel. Manche saßen schon in den Kronen, trennten mit einem einzigen Schnitt eine Dolbe Nüsse: dumpf schallend sprühten sie am Boden auseinander. Da kommen andre gelaufen, nehmen sie auf, hängen sie über einen Stock, tragen geschultert ein Duzend zum nächsten Hof.

Die Kokosnüsse fallen nur des Nachts. Aber einmal, erzählt unser Führer, fiel eine einem Neger auf den Kopf. „Er fiel um, ich glaubte, er wäre tot. Nach fünf Sekunden stand er auf, rieb sich den Schädel, blickte ärgerlich den Baum hinauf, der ihn so übel geschlagen. Neben ihm lag die Nuß: die grüne Schale war gesprungen.“

Wir reisten durch den Abend, um in einem anderen Hof zu übernachten. Nun war alles stumm, auf Befehl des Herrn. Lautlos ging es noch ein paar Stunden über freies Feld. Neben mir ragten die Träger der anderen Sänften, schwarze Götter, in den Himmel, und einer schien mit dem Kopf gerade an den Weststern des Orion anzustoßen, der immer so rot glüht. Liegend konnte man den südlichen Himmel studieren.

Aber ich sah ihn nicht. Ich dachte der Großartigkeit dieses Unternehmens nach. Ich dachte zurück an große Kohlen- und Eisenwerke zu Haus und fand, daß es viel erstaunlicher ist, hier aus dem Nichts, in völliger Wildnis, ohne Vorbild, Verkehrsmittel und weiße Menschen solche Dinge aufzubauen. Rein kolonial ließ sich rasch erkennen, daß eine Organisation wie diese nur möglich und wünschenswert ist unter ohnmächtigen Portugiesen, nur im Beginn einer Kolonisation und nur bei höchster Vorsicht und Selbstbeschränkung ihres Herrn. Ich wußte sehr wohl, ein solches Unternehmen, das jede Autorität in sich vereinigt, ist in unseren Kolonien politisch unmöglich. Aber ich wünschte mir doch Leute von solcher Fähigkeit, Werke solchen Formates für uns. Ich dachte: Wenn wir in Usambara . . .

Plötzlich fiel dicht neben meiner Nashilla dumpf-schallend eine Kokosnuß zu Boden, vorchriftsmäßig in der Nacht. Wir lachten.

Geschichte einer Palme

Ein unbekannter Seefahrer, der nach Vasco diese Küste streifte, hatte aus unbekanntem Land einst ein paar Kokosnüsse mitgebracht. Seitdem gab es Palmen hier. Und die Neger nährten sich von ihnen, aber nur wenige züchteten sie.

Heut stand eine schief über das Ufer gebeugt und schien bestimmt zu sterben. Lange war sie schon unfruchtbar. Mehr und tiefer neigte sich die ungeheure Länge flusswärts über. Ein Lebenlang strebte sie auf nach Luft, immer nach Luft. Nun sie zum Wasser neigte, war sie am Ende. Unser Wirt sagte: „Wir werden sie fällen. Ich will Ihnen das Herz der Palme zeigen.“

Vor hundert Jahren hatte ein Neger die grüne Kokosnuß in den Boden gesteckt. Sehr langsam wuchs sie auf, zweijährig war sie kleiner als ein Kind vom gleichen Alter. Da wurde sie verpflanzt und in ein Loch getan, das viele Monate offengestanden, um Luft zu trinken. Bedrängt sah sie aus, als ihre großen Blätter dicht über dem Boden wuchsen. Langsam stieg sie auf, und es war, als schöbe ein versteckter Stamm sich aufwärts. Längst war das Kind an Größe dem Baum überlegen. Aber um das fünfte, sechste Jahr schoß mit einem Male der Stamm empor, steiler und steiler, schlank, aber fruchtlos. Mit hundert Spitzen streckten sich Blätter aus, um Luft, nur Luft zu saugen. Dann begann sie Frucht zu tragen, aber erst im zehnten Jahre gab sie volle Ernte.

Kein Baum der Welt war reicher als die Palme. Da sie Früchte trug, mit jedem Jahre mehr, wuchs ihr Wunsch nach Luft. Nun hatte sie tausend Spitzen, und die höchsten saugten die reinste Luft.

Sie blühte. Einmal stieg ein Neger in ihre Krone, preßte die große Blüte zusammen, die aussah wie ein Stück gelbes Korallenriff und band sie mit ihren eigenen Fasern zu. Dann schnitt er Stufen in den edlen Baum, stieg täglich hinauf, hängt am Morgen eine von ihren Nüssen gehöhlt unter die Blüte, und am Abend holte er sie wieder: jetzt war sie vom Palmwein voll. In diesem Jahr, da sie den Tritt und die Hand des Menschen in ihrer Krone fühlte, trug sie keine Frucht.

Aber die vielen Jahre, die folgten, und die Jahrzehnte machten sie größer und reicher. Wie die zahllosen Brüste indischer Gottheiten drängten sich ihre Nüsse aneinander, und oft waren es über 100, und einmal waren es 200 Nüsse in einem Jahr. Die Neger warfen mit Steinen nach ihnen oder holten sie herunter, warfen das Grüne fort, öffneten die harte Schale, tranken die Milch, die immer kühle, in der Glut. Deckblätter, die sie fallen ließen, wenn sich das Blatt entwirkte, machten die Neger zu Matten, und war ein großes Blatt trocken und tot, so deckten sie damit ihre Häuser zu.

Aber seit die Weißen im Lande waren und tausend neue Palmen ringsum aufsteigen ließen, wurden aus den grünen Schalen Fasergewebe gemacht. Den Rest davon verbrannten sie, und noch die Asche brauchten sie im Blasbalg, der Eisen rotglühen half, damit neue Messer sich schärfen, um neue Nüsse zu schneiden. Und die Weißen ließen die Nüsse liegen, bis ihre Milch Butter geworden, dann wurden sie geöffnet, ausgehoben, getrocknet und auf großen Schiffen fortgeschickt; um Margarine oder Seife zu werden. —

Nun hing die alte Palme schief über dem Fluß und wollte sterben. An den Ringen wie von Schachtelhalmen, die den Stamm entlang einander folgten, konnte man die Jahre nicht ablesen, wie an den konzentrischen Ringen der nordischen Bäume, aber sie ließen sich im Ungefähren berechnen. „Die muß hundert Jahre haben,“ sagte der alte Portugiese, der Aufseher auf diesem Hofe war. In wenig Augenblicken war sie durchgeschlagen. Eine Legion von Negern hielt den fallenden Stamm und drehte ihn vom Flusse fort. Er mochte fünfzig Meter haben.

Ihre ganze Kraft war in die Krone gestiegen: das Holz schien morsch, von vielen Röhrchen durchzogen, die Wasser in die hohen Spitzen geleitet. Der Stamm sah aus wie ein Elefantenrüssel. Stücke wurden abgeschlagen, gespalten: so taugen sie noch als Brückenbohlen.

Wie auf erlegtes Wild, so stürzten sich die Neger auf ihr Inneres: heiß, ungezügelt, wie mit Habgier. Sie suchten das Stück freizulegen, aus dem die Blätter sprossen. Die faserigen Decken lösten sie ab. Immer neue Hüllen wehrten sich, unwillig ließen sie Menschenhände dem Herzen sich nähern, das ihnen anvertraut gewesen. Feinere Schalen kamen, mit Vorsicht abzulösen. Nach den braunen elfenbeinerne, hellgelbe, zarte, die nie die Luft berührt, immer edler wurden sie, immer weißer. Dann lag das Allerheiligste frei, an beiden Enden schnitten sie es ab, und übergaben es dem Herrn: das innerste Mark, ein großes Stück, wie ein glatter weißer Kolben. Es schmeckte wie die feinste Nuß.

Das war das Herz der Palme.

Als ich nach einer Stunde wieder an die Uferstelle kam, war die Flut gestiegen und hatte alle Reste fortgeschwemmt.

Le roi de coco

Ist es wichtiger, daß ein paar tausend Neger lesen, schreiben und beten lernen? Oder daß ebensoviel tausend Quadratmeilen Erde urbar, dienstbar, fruchtbar gemacht wird? Den letzten Schluß von Faustens Weisheit kann der Kolonisateur zerspalten, aus einer Einheit wird ihm eine Alternative: Kommt er, „mit freiem Volk auf freiem Grund zu stehn?“ Oder um „dem Meere neues Land abzugewinnen?“ Will er dies, so muß er den Schwarzen unterwerfen, das ist, zumindest für ein paar hundert Jahre, logische Notwendigkeit. Will er den Schwarzen „befreien“, so wird er nicht das neue Land gewinnen.

Jenes ist moralisches Dogma, bestenfalls ideale Forderung. Dieses ist ein dynamisches Ereignis. Hier oder dort wird man bewundern, je nach Temperament.

In den deutschen und englischen Kolonien, die ich vorher und nachher sah, suchte ich vergeblich die Gegenwart eines genialen Kopfes, und immer stieg, wie zum Erfass, der Geist eines historischen vor mir auf. Hier, im

portugiesischen Ostafrika, das kaum Geschichte hat, mehr improvisiert als geschaffen ist, hier sah ich einen Mann von großem Stil; von solcher Energie und Fülle der Ideen, wie ich ihn sonst in Afrika nicht kennen lernte.

Es war der Mann, der diesen Palmenstaat allein geschaffen, der sumpfiges Land, fast wie die Rheinpfalz groß, in zwanzig Jahren in Palmenwälder verwandelt, und der sich selbst zum König über vierzigtausend Neger machte. Es ist der Genfer Gustave Bovay.

Er repräsentiert die Mischung: an gedrungenem, untersehktem Körper, lebhaftem Geschäftsgeist, Kürze des Befehls, Verslossenheit und äußerster Beherrschung seiner Leidenschaft durchaus ein Schweizer; jedoch durchaus Franzose an Freiheit der Sprache, Galanterie der Form, passiver Suggestion des Augenblicks.

Als Kolonifator kommt ihm technische Begabung sehr zustatten, die die Kosten seiner Regie auf ein Minimum beschränkt: die Sicherheit des Autodidakten hat hier Häuser, Bahnen, Wege, ja Brücken und Kanäle gebaut, ohne je einen Ingenieur dazu herbeizurufen. Ebenso wenig braucht er für sich selbst: puritanische Einfachheit, die in dem schönen Hause auffällt, machte ihm möglich, jahrelang ganz allein hier am Ende der Welt zu leben, ohne Europa zu sehen. Er braucht nichts als Wildbret und Zigarren.

Alle Kämpfe des Ausländers mit der Regierung, des Weißen mit den Tropen hat er bis zur Immunisierung durchgemacht. Er selbst ist heut im Grunde Gouverneur in Quékimane, er selbst der Herr dieses gefährlichen Klimas. (Denn nur am Küstenstrich des Meeres wächst die Kokospalme, im Lande drinnen gedeiht sie nicht.)

Und: „Je n'ai jamais touché une negresse! Voilà le secret de mon succès!“

Feind aller Ideologie und humanitären Phrase strebt er jeder missionaren und negrophilen Bemühung mächtig entgegen. Ohne im mindesten an irgendeine Nötigung zu glauben, daß der Neger mit weißem Öl gesalbt werde, hat er zehntausend vertierter, fauler Schwarzer durch Furcht zur Arbeit, Hunderte von schweren Händen zu Tischlern, Schlossern, Schmieden erzogen.

Sie lieben ihn. Kommt er aus Europa, so feiern sie in allen Dörfern ihre Tänze. Mit „Geduld und Prügel“ hat er sie bezwungen, jetzt geht er mit ihnen um, wie nach der Schlacht. Früher, vor fünfzehn Jahren, haben sie sich wohl ein paarmal zusammengerottet vor dem Hoftor, gerüllt und gedroht. Er siegte ohne Waffen. „Damals waren oft fünfzig oder hundert an der Kette. Jetzt ließe ich Sie als Fremde ruhig von meinen Leuten in der Maschilla durch das ganze Land tragen, ohne Waffen.“

Kommt ein Neger (meist sind sie größer als der kleine Mann), so nähert er sein Gesicht dem Schwarzen, auf wenige Zoll, sieht ihm scharf ins Auge: fast alle weichen zurück. Das ist sein zweites Geheimnis. Dann

schlägt er ihn mit der Peitsche, die er immer bei sich trägt, spielend auf die Schulter, spricht ihn an. Der Neger lacht, verlegen. Aber er traut ihm nun. Er hält ihn jetzt für einen großen Häuptling, er bringt ihm seine Klagen. Nie weist der Herr den Neger ab, das kleinste läßt er untersuchen.

Sie necken sich sogar mit ihm: ein Zeichen tiefster Verankerung der Obsidienz. Zehn Leute zogen und stießen unsere Trolly, aber immer mehr kamen aus den Hütten, stießen mit, liefen und riefen. Sie improvisierten nach ihrer Art ein Lied, mit dreisilbigem Refrain am Schluß: a-ha-ha . . . Darin versicherten sie, wie gern sie ihn tragen und stoßen, aber als der Wagen hielt, rief ein alter Mann durch eine Stille laut im Rhythmus des Liedes: „Aber Steuern zahlen muß man doch!“ Hundertstimmiger Chor: a-ha-ha!

Auch an diesem wirkenden Manne fand ich die künstlerische Freude am Werk, über das Geld hinaus, ja über das Wert hinaus. Er zeigt etwa auf einen Haufen von vielen hundert Beilen, die in einer Speicherecke liegen: „Die haben gearbeitet, mit diesen ist der ganze Wald gerodet worden, dort wo Sie eben die neuen Plantagen gesehen.“ Und in seinen Zügen, als er beim Lunch die tausend Neger in seinem Rücken arbeiten hörte, las ich die Worte:

Wie das Geklirr der Spaten mich ergötzt!

Es ist die Menge, die mir frönet . . .

Plötzlich wendet er sich um: „vous avez eu raison, hier soir: surmonter la difficulté!“ Dann fängt er unvermittelt an im Rhone-Dialekt zu singen: „O mes amis! Quel beau pays,“ und läuft davon, um selber den Motor zu reparieren.

Etwas Kindliches, was bei solchem Manne immer Mangel an Eitelkeit bedeutet, bricht aus ihm hervor, wenn er uns nachts an die Orangen führt, mit dem elektrischen Stabe sie beleuchtet, die schönste für Diana pflückt. Mit jener Freude am Sekundären, das sie nebenbei eingeführt und das die Schwäche solcher Männer ist, erklärt er uns ausführlich, wie Zischlerei und Schlosserei jetzt von seinen Negern allein geleitet würden, die er angelernt.

Mehr als Schweizer, wie als Franzose, tiefer von Gewissen ist er ganz Republikaner, jeden Royalismus blind verspottend. Eines Abends unter den Palmen sagte ich: „Bemerken Sie eigentlich, daß es sehr einfach ist, am Delta des Zambesi als absoluter König über vierzigtausend Neger — Republikaner zu sein?“

Er spottete zurück: „Altesse! Sie irren! Ich bin nur ein Weißer.“ Und indem ich zum ersten Male im Leben die Rechte des Volkes verteidigte, rief ich: „Eh bien, citoyen! Heißt das: Sie sind Kapitalist? Ich sehe, daß die Schwarzen Sie lieben. Das ändert nicht, daß Sie ihr König sind, ihr Kaiser, ja Tyrann!“

Diana lachte. „Nero!“ rief sie, „dem seine Sklaven unter den Zambesi-Palmen eiskalten Sekt aus der Champagne servieren; dessen Fahne am Mast hoch geht, sobald er seinen Hof betritt; Imperator, bedient von zwanzig Sklaven, getragen von sechzig, geschützt von zweitausend! Warum verspotten Sie seinen Royalismus? Alle Dichter lieben die Tradition.“

Aber er wandte sich ihr voll zu und sagte: „Sklaven? Wollen denn auch Sie aus dem Schwarzen einen Herrn machen? Wer leitet ihn, wenn nicht ich oder meinesgleichen? Was hat das mit der Republik, mit weißen Schweizern zu schaffen?“

„Ich möchte nicht Ihr Untergebener sein,“ sagte ich, „auch nicht als Weiser! Sie leben und wirken nicht in der Schweiz, und wenn Sie das müßten, Sie würden es höchstens als Präsident aushalten!“

Er lachte. Die Nacht war hell, doch ohne Mond, der hellste Fixstern des südlichen Kreuzes blühte und verschwand von Augenblick zu Augenblick hinter den feingefchnitzten Blättern der Palme.

Ich fragte: „Warum wollen Sie fort?“

„Was soll ich noch hier? Für wen arbeite ich? Ich habe keine Söhne!“

„Ich begreife diese Logik nicht,“ rief ich mit Leidenschaft. „Sehn Sie denn nicht, daß Männer Ihrer Art nicht um des Geldes willen wirken, Herr?!“

„Man vermilbert. Das merken Sie mir doch an. Jetzt will ich mein Leben genießen, auf die verfeinerte Art, die nur Europa bietet.“

„Sie werden,“ sagte ich, „eine Dummheit machen, die unsterbliche Dummheit vieler wirkenden Männer, die plötzlich aufhörten zu schufsten. Dies Land, das Sie mit den Augen eines Liebhabers eifersüchtig streicheln, wenn Ihre Neger Sie darüber tragen; dies Werk, das Ihnen täglich neu Bestätigung Ihrer Kräfte bietet; die Macht, die Sie bewußtlos genießen: Alles werden Sie verlassen, für eine Villa am Genfer See, für schöne Reisen nach Ägypten, bestenfalls für die edlen Glieder einer Tänzerin!“

Wütend stand ich auf, als wäre das meine Sache. Aber Diana erhob ihr Glas und trank ihm zu: „Monsieur le président!“

Reiher

Die Sterne sanken. Eine bleiche Helle stieg rasch empor. Wie feucht rieselte ein Schleier durch den weiten Hof, schwarzgrün standen regungslos die gefiederten Säulen gegen den hellgrünen Himmel. Aus einer Ecke des Hofes, an einer hohen Mauer glühten die Reste zweier nächtlicher Wachfeuer, wie zwei Augen. Von dort her drangen leise, halblachende Männerstimmen. Dicht zu meinen Füßen schlief ein Neger auf dem Boden, regungslos in die Decke gehüllt.

Nun hat sich die kleine Wolke im Osten zerlöst, gelbrosa leuchtet es

über den Hof. Die leisen Stimmen nähern sich, doch niemand ruft. Lautlos schreiten Schwarze, mehr und mehr vorüber. Mit einem Male fuhr ein Wind durch die Palmentkrone: da schien selbst sie zu beben, es zitterte ihr tausendfältiges Laub, geweckt von diesem leichtesten plötzlichen Winde, der nah vor Tag die Schlafenden der anderen Welt entreißt.

Noch aber schliefen die niedrigen Drangen, und die goldbroten Kugeln zitterten kaum. Nun fogen schon die hohen Kronen der erwachten Palmen Morgenluft. Da plötzlich tritt, nach wenig Augenblicken, das Licht hervor, geschüttet wie in Kaskaden, emporgeworfen aus tausend Beckern längs des runden Horizontes.

Und ich sah, wie in der Hofesecke der schwarze Fuß das letzte Feuer der Nacht zertrat. —

Am Fuß der Treppe warten die Nashillas, um uns zum Fluß zu tragen. Ein Kreis von Negern, umstanden vom Kranz der Mandarinenbäume schließt unten das Bild, aber hinter der Mauer sprühen die tausendspitzigen Palmen hervor. Als der Herr des Landes mit uns auf der obersten Stufe erscheint, drängt sich ein altes Weib durch den Kreis, nackt, wirft sich zu Boden, wälzt sich im trockenen Staub, dann hebt sie die Hände und fleht die Treppe hinauf, in Lauten, die ich nicht verstehe, mit der dünnen Stimme einer Greisin. Der Herr kommt herab und erwidert; streng und sachlich.

„Sie klagt,“ erklärt er mir auf französisch, „man wolle sie töten in ihrem Dorf, sie gelte als Hexe. Neulich holte ein Löwe ein Kind. Das soll sie dem Löwen befohlen haben. Nun will sie Schuß. Ich lasse sie hier auf dem Hofe wohnen, zunächst, im Dorf wird morgen untersucht, ob sie wirklich gefährdet ist.“

Wir stiegen in die Sänften. Mich hatte tiefer das Bild ergriffen als das Weib, ich suchte, wann ich dies schon einmal gesehen: eine Treppe und wir, jagblich angezogen, auf der obersten Stufe; Sänften, Neger, Flinten und der doppelte Kreis von Mandarinen und Palmentkronen; dazwischen aber lag die Hexe im Staube, nackt und bebend vor Entsetzen.

Wir bestiegen das Motorboot. Die vielen Flüsse, in die sich der Zambesi vor der Mündung teilt, laufen in glatterm und schmalem Gefälle dem Meere zu; heben und senken sich mit der Flut.

Meist sind sie breit, bis zu 400 Meter. Ganz gerade, flach und buschig schwinden die Ufer vorüber, man glaubt sich auf Kanälen. Der Motor fliegt stromauf, fast ohne Erschütterung. Vom Morgen bis zum Abend wollten wir fahren, das Boot schien ohne Mangel.

Kleine bunte Vögel flogen auf, farbig wie Kolibris, aber groß wie Schwalben. Schwarzweiß bligten Zaucher im Morgenlicht, flirrten über die Fläche weg, schwebten sekundenlang bewegungslos; dann schossen sie nieder und rissen den kleinen Fisch aus dem Feuchten.

Plötzlich, an einer Biegung des Flusses, schimmerte es weiß auf hohem Mangroven-Gebüsch. „Reiher!“ rief der Schweizer. Ich griff zur Büchse und blieb an der Spitze des Bootes. „Nehmen Sie!“ rief der Schweizer und drückte Diana eine andere in die Hände. Sie zögerte, und zugleich ließ ich selbst die Waffe sinken, bezwungen von der sagenhaften Schönheit dieses Bildes.

Mit gefalteten Flügeln, klein und ohne Bewegung im Morgenschein, wie weiße Blüten schienen sie pflanzenhaft dem Baum entsprossen, als könnte man sie pflücken. Sie glichen jenen sehr seltenen Magnolien, die schneeweiß auf belaubtem Busche stehn.

Aber wir kamen näher, der Motor wurde abgestellt, der Schweizer, der uns Betrachtende für toll nehmen mußte, flüsterte mir zu, wie einen Befehl: „Gleich fliegen sie auf! So schießen Sie doch!“ Es krachte. Eine weiße Blüte fiel herab, aber hundert Blüten flogen auf, von allen Büschen in der Runde hoben sich die Ruhenden mit Schrecken empor und nun, der Blätterenge entronnen, spannten sie die fleckenlosen Flügel, weit wie Segel, ruderten mit langen Beinen über den Fluß, hoch, durchschimmert vom Lichte der Frühe, glorreich vollendete Gebilde einer weißen Phantasie.

Einer von den fünf Negern, ein Junge, war von Bord geklettert, nun watete er durch meterhohen Sumpf unter die Bäume und holte den getroffenen Vogel ins Boot. Aus der Bauchwunde fiel das Blut langsam tropfend, rot auf das blütenweiße Gefieder. Hart faßte der Schweizer das Wesen in die Linke, zog mit der Rechten ein paar Deckfedern heraus, die über den Flügeln liegen, die einzelnen erfassend, und reichte sie Diana hin. Dann warf der Neger den Vogel an Bugspriet. Alle die zarten Federflügel galten für nichts.

Wir fuhrten stromauf. Diana, im Anblick der ersten Reiherfedern, begann Hüte zu träumen und stand nun schußbereit. Die Ufer wurden flacher, auf einem breiten Strande schritten nun die weißen Vögel. Wie sehr verwandelt schienen die Gehenden. Mit langen Beinen promenierten sie wie Hagestolze, mit jedem Schritt den langen Hals bewegend, als hingen Orden daran und sie wären verabschiedete Erzellenzen. Oder sie standen mit dem Fuß im Wasser, blickten vor sich hin wie in Hypnose, habgierig auf den kleinen Fisch, der sie nicht ahnte.

Diana schoß, traf, doch ohne das Tier zu töten. Eine Sekunde lang sinkt der Vogel zurück, dann läuft der Verwundete am Strande entlang. Der schwarze Junge springt aus dem Boot, nähert sich —: da wird der Reiher schön. Er hebt sich auf die langen Beine, breitet die Flügel, soweit er nur kann: nimmt den Jungen an. Hellgrün wie die nördliche See im Gewitter, so sticht das runde Vogelauge gegen den Knaben, strahlend, geschliffen, kalt. Ist es ein Gott, der sich in dem verletzten Tier erhebt, stehenden Blicks aus der Metamorphose? Mit dem Haß des weißgefiederten wider die Stumpfheit des Schwarzen? Aber der beugt sich vor dem Schnabel weg, mit dem der Vogel

sein Auge bedroht, nun will er ihn am Fuße greifen, — nun weicht er zurück. Der Vogel folgt dem Knaben. Der greift ihn mutig am Schnabel, preßt ihn zusammen, drückt ihm die Flügel, schleppt den Wütenden ins Wasser, ins Boot. Ein Halschnitt tötet rasch das Tier. Das stechende Auge ist gebrochen. Zwölf Federn sind die Beute, lustig, durchsichtig, aufsprühend wie das Licht der Geißlerischen Röhren.

Der Motor flog stromauf, kaum merklich schütternd. Nur wenn wir uns den Vögeln näherten, stellte der Schweizer die Kurbel ab, wir flogen lautlos. Zuweilen blieb ein getroffenes Tier, von der Baumspitze klappend wie im Schießstand, im Gesträuche hängen, dann schüttelte es der Neger herunter wie eine Birne. Es mehrten sich die Vögel im Boot, die edlen Federn in meiner Tasche. Braune Reiher und mancher hübsche Vogel blieben außer Gefahr. (Ich dachte, daß Anarchisten nur raffinierte Jäger sind.) Doch als einmal mein unglücklicher Schuß dem Vogel nur das Bein zerschmetterte und er im weiten unversehrten Fluge über den Fluß das lange Bein schlaff niederhängen ließ, da legte ich die Büchse weg.

War das Land trocken umher, und Hütten lagen im Felde, so kamen die Bewohner dieser völlig wilden Gegend ans Ufer, nackt, einzeln, und sie klatschten dem vorüberfahrenden Boote ihren Gruß.

Plötzlich machten die Neger aufgeregte Zeichen. „Voyez le crocodile!“ Es lag versteckt, nur den Kopf über Wasser, am Strande. Drachenartig schlief es in der Glut des Mittags. Die Neger, vorher teilnahmslos, drückten durch Gebärden Haß aus gegen das schauderhafte Tier. Unser Wirt schoß es mit der Kugel in den Kopf, aber der Körper, vom Schlafe zum Tode getrieben, glitt nach einer einzigen Bewegung abwärts, und ihn zu suchen war vergebens. Nach vierundzwanzig Stunden mag der Leichnam hochgekommen sein. „Der Strom wimmelt von ihnen,“ sagte der Schweizer. „Geben Sie acht, fallen Sie nicht über Bord!“

Es wurde schmaler. Ich sah im Uferschlamm die breiten Spuren des Flußpferdes. Wir hielten und wurden ans Land getragen. Sonderbare Hütten, der Überschwemmung wegen auf Pfähle gebaut, führten durch ihre prähistorischen Formen die Sinne irre. Hier stand plötzlich ein Frühstück von unendlichen Wildgängen, heimlich angeordnet, die Neger brachten Matten, es wurde a la Zambesi serviert. Immer mehr sammelten sich, bildeten einen Kreis, stierten uns an. Hier, weit drin im Lande, wo die Palme nicht mehr gedeiht, sehen die Leute kaum je einen Weißen, hier gibt es weder Pflanzler noch Reisende. Die Schwarzen bauen etwas Mais, höhlen sich ein Kanu, fischen, richten auf Blöcken die Hütte, zeugen Kinder, sterben.

Gegen Abend, stromab, kam ein Flußpferd hoch; dreißig Meter vor dem Boot wölbte sich ein Stück grauen Rückens aus dem Wasser und verschwand. Bald waren es drei. Es ist gefährlich, oft werfen sie die Boote

um. Sie im Wasser zu töten, ist darum schwer, weil sie immer an anderer Stelle erscheinen, sekundenlang, selten der Kopf. Mit abgestelltem Motor glitt das Boot heran. Wir Schweigen gespannt.

Plötzlich rief Diana durch die Stille: „Ein Adler!“ Schwarz stand die große Silhouette gegen den Abendhimmel. Wir wollten sie hindern, aber sie rief: „Zum Teufel mit eurem Flußpferd!“, kletterte an die Spitze, stand auf dem Brett, schoß. Ohne die geringste Bewegung stürzte er nieder.

Zu keiner sprühenden Rückenfeder trieb Habgier oder Eitelkeit, und er war für keinen Hut bestimmt. Es war der heroische Seeadler, abendlich erlegt.

Immer wieder zwingt uns der Dämon, das Edelste aus Liebe zu töten.

Als wir die ganze Breite des Flusses wieder erreichten, war es dunkel. „Essen wir an Bord“, sagte der Schweizer, wir warfen Anker mitten im Fluß. Die Neger öffneten einen Benzinbehälter und füllten an der Spitze des Schiffes den Trichter, durch den das Benzin in die Tanks im Kiele läuft. Daneben hielt einer den elektrischen Stab, um zu leuchten. Hinten wurde indessen ein Tisch gerichtet, mit Platten, Früchten und Gläsern. Der Steuermann rauchte.

„Dürfen Ihre Neger hier rauchen?“ fragte ich über den Tisch. Ich saß an der Schmalseite und konnte Vorder- und Hintersteven übersehen. Der Schweizer, mit dem Rücken zum Bug, hörte das kaum: „Er sitzt ja ganz hinten, um Bootslänge entfernt.“ Dann hob er sein Sektglas und rief: „A la reine . . .“

Im selben Augenblicke schoß mit einem kleinen Knall eine Feuergarbe hoch. Zugleich stand das halbe Boot in Flammen, das Leinwanddach über uns fing Feuer, ich sah etwas Gligernendes ins Wasser fallen, sogleich brannte das Wasser umher. Ein schwarzer Körper, brennend, durchschwamm das brennende Wasser. Ich hörte noch zwei Körper fallen, ein paar Neger brüllen, zugleich sprangen zwei mitten in die Zeller, auf unseren Tisch, dann an den Hintersteven. Einer baumelte an der Ankerkette. Ihr Schreien ging in Jammern über, ich unterschied: hukna mi! hukna mi!

Der Herr des Schiffes war mit uns auf den Sitz gesprungen, sprachlos stand er ein paar Sekunden, der Schein des Feuers umleckte seinen Bart. Er hielt Diana, die herabspringen wollte, am Arme fest und rief: „Des crocodiles! Ne sautez pas! De l'eau! De l'eau!“ Jetzt stürzte er plötzlich nach vorn, er wollte löschen. Wir hielten ihn zurück, weil Wasser, in einen Benzinbrand geworfen, den Brand vermehrt. Er aber wußte, daß das Zambesi-Delta salzig ist, Salzwasser in Menge den Brand rasch löscht, und offenbar bedachte er in diesen Sekunden: Der offene Trichter brennt, hundertzwanzig Liter sind an Bord, jeden Augenblick müssen die Tanks im Kiele springen, dann springt der 50 PS starke Motor mit dem ganzen Boote

in die Luft. Er riß sich los, tauchte den Sektkübel ins Wasser, 'goß mitten in den brennenden Trichter: dreimal, fünfmal, — und das Feuer wich. Er warf die brennenden Vögel ins Wasser. Dort verlösch zugleich das Feuer, weil das verschüttete Benzin verzehrt war. Ich riß das brennende Sommerdach herab, ergriff — es gab nichts anderes — meinen Tropenhelm und löschte mit.

Drei Neger waren an Land geschwommen und heulten vom Ufer, zwei hockten hinten und brüllten noch immer: hukna mi! (ich sterbe). Einer hatte ohne Auftrag Kaffee kochen wollen und war mit dem Streichholz beim Einfüllen an das offene Benzin geraten. An Armen und Beinen hing ihnen die schwarze Haut herunter, und darunter schien sie weiß. Es war wie in der Sage dieser Stämme, die ihren Gott den Menschen sonderbarerweise weiß erschaffen, dann aber schwarz anmalen lassen, und als nur noch die inneren Hand- und Fußflächen hell waren, „da wurde der Gott zum Essen fortgerufen“.

Ich tränkte mich, ich war nicht zwei Sekunden erschrocken. Alles war gar zu theatralisch abgerollt. Meine Frage, zwei Augenblicke vorher, ob ein Neger hier rauchen dürfe (Vorbereitung); das heitere Krescendo, zu einem Hoch gesteigert (Gegensatz); wobei das Vorgefühl des Umschlags nicht aus mir wich (Ahnung); dennoch die Überraschung, weil es von der anderen Seite kam; das wundervolle Aufzischen der Flamme, das brennende Wasser, aus dem der Körper des Schwarzen aufgeglänzt, Schatten vor dem Bug zerfließend: Aufbau und Szenerie hatten mich zu sehr gefangen. Es war wirklich zu logisch, um zu schrecken. Und so stand ich einige Augenblicke, ehe mich die Mitarbeit beschäftigt, und sah Diana, die rasch ihren Rock heruntergerissen, in reizenden Dessous auf einer Planke stehn.

Die Musik des Mont Blanc

von Richard Dehmel

Leitwort

Ob wir reden, ob wir schweigen,
aus den Tiefen klingt ein Raunen:
Laßt uns auf die Höhen steigen
und in alle Weiten staunen.

Erster Satz

Wenn du hoch im Flugschiff bei funkelnder Winternacht
überm Schneefeld der Großstadtdächer hintreibst,
untergetaucht ist alles unreine Stückwerk,
in dem ruhvollen Lichtnetz der Straßenschluchten
sind die Türme und Kuppeln nur flüchtige Knotenpunkte
dir und deinen Gefährten zur Richtung,
von eurer Brustwehr sinnt ihr mit Göttergefühlen
auf die eingemauerte Menschheit hinab,
das verkrochene Arbeitsgewürm,
das sich müde plagte für eure Luftfahrt:
wenn dann dennoch ein Anflug eisigen Schauders
aus dem Heßwutgeräusch der Treibschraubenflügel
deinen Blick emporschnebelt zwischen die stillen Sterne,
weht ein Ton immer höheren Raumes dich an,
und von Worten durchstürmt, die Gipfel und Abgründe bergen,
ahnst du die Musik des Mont Blanc.

Fliehst wohl gern die Stadt auch bei glühendem Sommertag,
auch du arbeitsmüde, steigst aus dem Eilzug,
schleppst deinen Dunst durch den Landstraßenstaub,
findest ein dürftiges schattengrünes Fleckchen,
wirfst dich matte Raupe ins Gras,
schmachtest ins Blau nach einer Gewitterwolke,
bis dir ein Schmetterling durch deine Schwerkraft taumelt,
bis eine Schwalbe dich dem Taumel entreißt,
bis du als Adler aus himmelgewiegter Weite
auf dich herabträumst: da, o Erweckung:
traf dich ein Anhauch immer leichterem Lufte?
schwebte ein Laut immer weiteren Raumes dir vor?
da verwünschst du deine Versunkenheit,
sehnst dich nach der Musik des Mont Blanc.

Was will Sehnsucht? sich verlieren in Fernen!
 Was will Ahnung? sich der Tiefe entheben!
 Steig hinan, wo in eines Tages Spanne
 Sommer- und Winterbrand deine Inbrunst entflammen,
 wo du vor herzhinreißender Mühsal
 am Seil der Gefährten dir selbst zum Spiel wirst!
 Und ob ihr im ewigen Schnee an blendender Wand hängt,
 durfstumm, schweißblind, mit schwarzen Brillen,
 ob im Finstern um eure zusammengeschanzten
 froststarrten Körperklumpen der Sturm heult,
 horch, ein Klang fernsten Raumes fliegt dir zu:
 nun beginnt die Musik des Mont Blanc.

Zweiter Satz

Auf dem Nacken des Riesen schreitest du;
 Seit Jahrtausenden hockt er im weißen Mantel.
 Mit den vergletscherten Armen umschlingt er
 die unzähligen schweren steilzackigen Kronen,
 die er aufs Haupt sich stülpen wollte.
 Höher konnt er sie nicht mehr heben;
 nun hält er sie starr umklammert und lauscht
 durch die wetterwilden Jahrtausende hin,
 lauscht den Geistern der unerreichten Bezirke,
 wie sie posauend und harfend und pfeifend
 und manchmal singend seine geliebten Kronen
 ihm wegwinden möchten. Und staunend spürst du
 mit hohlem Schritt, wie er heimlich knirscht,
 bis in dein Herz, der gebannte Riese.
 Aber das Staunen ist nur Vorspiel.

Tritt auf seinen Scheitel! der trotzt dem Bann.
 Sieh, unsre Spuren verwehen schon.
 Leise lechzt sein Atem herauf aus dem Eisschlund,
 wo wir uns Stufen hackten im Nebel
 ans grelle Licht her. Die dünne Luft schwirrt.
 Dein Herz will fliegen und kann nicht. Graust dir?
 Hier, wo kein Adler mehr kreist, hier wagten
 Menschen ein Sternwartchen herzurichten.
 Leise saugt's der Gletscher in seinen Schlund;
 kaum noch ein Balken stiert aus dem Grabloch.
 Und mit lächerlich offenem Mund gewahrst du,

daß auf dem Kampfplatz um die Erhabenheit
auch das Graufen nur Vorspiel ist.

An dein Herz hallt ein Dröhnen. Lachte der Riese?
O, er jauchzt! Von seinem Panzermantel
prallt ein Wetterstoß ab. Mit orgelndem Echo
jauchzt er dem Bliß nach. Aus seinem Triumphblick,
hell über Wolken und Schluchten, Stromland und See hin,
bäumt sich ein Regenbogenpaar.
Und mitjauchzend denkst du der Menschlein wieder,
die unten beben, indes hier oben
unser entzückter Herzruf schallt,
schallt, verhallt — ohne Echo — still, Freunde:
auch das Entzücken ist Vorspiel nur.

Dritter Saß

Ruhe aus, milde Seele: Frieden herrscht
auf gewaltigen Bergen im Mittagsglanz.
Schmiegsam wie du wird der harte Schnee;
es glüht ein Feuer im kalten Wind,
dein trunknes Blut klingt hinan zur Sonne.
Sternhell schwillt der Erdball mit dir ins Licht,
dunkel rührt sich der Raum, er schwebt, er schwebt,
ins Glockenblau: nun fliegt dein Herz:
ins Reine, ins Reine —
du vernimmst die Melodie des Mont Blanc.

Du träumst nicht, du wachst nicht, du bist nur da;
ein Schimmer bist du im Brennpunkt der Welt.
Da rauscht eine Stimme, Myriaden Stimmen:
Wo seid ihr, Gefährten? Nicht jenseits, nicht diesseits,
wir schimmern auf rauschendem Gipfel wie du.
Du ruhst nicht einsam; du siehst, es ragen
Myriaden Gipfel in gleicher Ruhe,
ins Klare, ins Klare —
du begreifst die Harmonie des Mont Blanc.

Du richtest dich auf; wir richten uns auf.
Du lächelst und schweigst; wir lächeln und schweigen.
Es schweigt der leichenstarre Firn.
Und wenn wir auf seiner zersurchten Bahn uns

von Abhang zu Abhang im Abendglanz
heimlaufen lassen, dann mögen die Berge
einstürzen, du fliegst und fühlst wie wir:
wohin wir auch fliegen, wir fliegen, fliegen,
ins Freie, ins Freie —
dich ergreift der Rhythmus des Mont Blanc.

Vierter Satz

Halt! was trommelt uns nach? wer tanzt da oben?
Stürzen Murmeltiere vom Himmel ab?
Achtung, Steinfall! Und Rucksack übern Kopf,
in die Schneewand gebohrt mit Füßen und Fäusten,
hören wirs hüpfen mit Sammetpfoten,
mit Klumpsohlen hopsen, galopp: rechts, links
purzeln die Lode an uns vorbei
und liegen unten. Und ein Stück Kohle,
wer weiß von welchem Sturmverschleppten Scheit Brennholz,
trollt hinterdrein und trällert und summt:
das ist nur ein scherzhaftes Zwischenspiel.

Wißt ihr noch? kennt ihr die Stelle wieder?
dort vorm Jahr: die Eisbrücke unter mir.
Ich stand, sah zurück: durchs Gewirr der Spalten
stieg jemand uns nach, uns immerfort nach,
mit verhülltem Gesicht, dunkeln Augenlöchern,
mit vielen Leuten am Seil: wer ist es?
was will der fremde verummte Führer,
wo Jeder Führer ist und Geführter,
was tappt er bloß nach? Ich hebe den Pickstock
und warne, da krachts, noch erraff ich im Sprung
den Rand — damals scholl mirs wie Abgrundgelächter
durchs innerste Mark, jetzt lacht die Erinnerung:
Es war nur ein spaßhaftes Zwischenspiel.

Es werden noch viele Brücken zertragen;
er brauchts's, der Bauherr des weißen Friedhofs,
das Riesentröten-Bröckelwerk.
Rings aus Trümmern die Türme, verjäherte Lawinen
zu smaragdenen Labyrinthten gefroren,
die nächste Laue zerschellt sie wieder,
hoh! verrollt ihr Paukenwirbel: gebt Raum!

Raum, ihr lockern Gefellen! auch ihr da, Granitpad,
du Großer Gendarm mit dem wackligen Helm,
ihr Englischen Fräuleins: noch besteigen
nur Waghälse eure glatten Hüften,
einst liegt ihr alle zerbröckelt im Bett,
vom nächsten Neuschnee seid ihr verschluckt,
und Brocken auf Brocken wird wieder Brücke,
wird alles ein lachhaftes Zwischenpiel.

Fünfter Satz

Wohl weints im Dunkeln, horch, Tropfen zu Tropfen,
Milliarden Tropfen, die sich lautlos
unter der aufgedrückten Last
zusammenschließen: o horch, nun auf einmal
aus Stahlblau dämmerndem Gletschertor
durch den Schutt der Moräne, da sprudeln sie
als milchheller Quell. Nun schöpft du und trinkst
von dem jubelnden Wasser, und schaust zurück,
immer wieder zurück zu dem sternegekrönten Scheitel,
wo kein Bleiben ist für dein staubhaftes Leben,
und glaubst ihn immer noch rauschen zu hören,
so entrückt dich die Musik des Mont Blanc.

Dann zeigt sich ein Fleckchen, da sprießt wieder Gras.
Dann erscheint eine Hütte, da stürzt Quell in Quell.
Dann bäumt sich der Gießbach und springt dir voran
durch blühende Wiesen ins nächtige Waldtal.
Da hörst du im Schlaf rings die Haustierherden
geisterhaft läuten; und andern Tags
bist du vielleicht schon fern, siehst die Bäche
zum See gesammelt, der Schiffe trägt,
klirrt mit schweren Schuhn durch die große Stadt,
hörst den Menschenlärm brausen, hörst ihn nicht,
hörst noch immer um deine hämmernenden Schläfen
mit unendlichen Flügeln von Schneefeld zu Schneefeld
das Schweigen der Jahrtausende geistern,
so verfolgt dich die Musik des Mont Blanc.

Dann willst du wie sonst mit ergebenem Schritt
an dein Tagwerk gehn, dein vergängliches Werk,
gehst wie sonst deinen Weg, gehst über die Brücke,

wo du tausendmal wie Tausende gingst,
blickst wie sonst hinab mit gesenkter Stirn,
da wölbt sich ihr Bild, da spiegelt's dich mit,
spiegelt Tausende mit, da bäumt sich dein Herz,
nicht wie sonst, nicht wie sonst: wie der Gießbach bäumt sich
und kommt von der Höhe und will ins Weite
und fühlt, wie Welle in Welle tief
sich bindet, sich drängt, vieltausendwertig
voll Ahnung, voll Sehnsucht — das bleibt! das bleibt!
das wird rauschender Strom und verrauscht ins Meer,
in Stürme, in Wolken, ins Luftmeer, Lichtmeer,
von Raum zu Räumen, ins Freie, ins Freie —
so verschwebt, o Welt, die Musik des Mont Blanc.

R u n d s c h a u

Die Volksversicherung

von Edmund Fischer

Fürst Peter Kropotkin hat in einem lebenswürdigen Buche das prächtige Bild von der gegenseitigen Hilfe in der Entwicklung gezeichnet. Bruderschaften nannten sich auch schon vor Jahrtausenden menschliche Gemeinschaften: die Gilden des Altertums und des Mittelalters, die Kranken- und Sterbekassen der Sklaven Roms und die ältesten Artzels im östlichen Slawenreiche.

Isolierte Individuen hat es niemals gegeben. An der Wiege der Menschheit stand die Organisation. Gemeinsam zog die Sippe zur Weide, gemeinsam in den Krieg, und sie bildete eine geschlossene Genossenschaft zur ersten Bearbeitung des Bodens. Jahrtausende bestanden diese Gilden und Bruderschaften, das Altertum und das Mittelalter hindurch, weit bis in die Neuzeit hinein. Und sie nahmen sich ihrer Mitglieder an von der Wiege bis zum Grabe, bei Krankheit und jeglicher Not. Auch für die Herbeischaffung der Lebensmittel sorgten sie und für die Rohstoffe; sie regelten die Produktion und setzten die Preise der Waren fest; sie verfolgten die Diebe und halfen den Witwen und Waisen. Ein Ausgestoßener war, ohne Existenz, wer keinem Verband angehörte.

Der Liberalismus, der geistige Niederschlag der kapitalistischen Entwicklung, hat diese alten Verbände zur Auflösung gebracht, die einzelnen Individuen frei gemacht von der alten Gebundenheit. Im freien Spiel der Kräfte siegte dann der wirtschaftlich Stärkere; die Schwachen unterlagen. Ihre Not trieb sie wieder zur Organisation.

Vor einem Jahrhundert etwa, am 12. August 1818, verlangte der Polizeirat Merbach in einem Vortrage vom Stadtpolizeikollegium in Dresden die Errichtung einer Sparkasse. Und er begründete seinen Antrag damit, „daß die Sparkassen unter die Verhütungs- und Sicherheitsanstalten gegen die Gefahren der Armut, mithin ebenso mit Recht unter die Kategorie der Polizeianstalten gehören.“ Das war die organisationslose, die schreckliche Zeit. Sparkassen, von der Polizei, der Armenbehörde, gegründet, sollten die längst zerstörten Bruderschaften ersetzen. Sie haben sich bald zu Bankinstituten entwickelt. Die Armen aber gründeten wieder Bruderschaften in

neuer Form, Kranken- und Sterbekassen und auch Kassen für andere Nöte des Lebens, die in den sozialen Versicherungseinrichtungen des Deutschen Reiches eine staatliche Regelung und Befestigung erhalten haben. Ein großes und schönes Gebäude menschlicher Solidarität stellt diese deutsche Sozialversicherung heute schon dar, trotz aller Mängel und Unzulänglichkeiten. Aber allen Nöten der besitzlosen Massen wird sie nicht im entferntesten gerecht; eine genügende Hilfe für alle Lebenslagen bietet sie nicht.

Kapitalistische Gesellschaften haben sich die Lücken in der Volksfürsorge zunutze gemacht. Im kapitalistischen Mutterlande England, wo die staatliche Versicherung bisher fehlte, hatte im Jahre 1907 die Volksversicherung bei sechzehn kapitalistischen Versicherungsgesellschaften 26 858 618 Policen mit einer Versicherungssumme von 5350 Millionen Mark aufzuweisen. England wird aber noch überflügelt von Nordamerika, wo im gleichen Jahre bei acht Versicherungsgesellschaften insgesamt 17 696 993 Policen mit einer Versicherungssumme von 9800 Millionen Mark gezählt worden sind. Recht bescheiden nimmt sich diesen Ländern gegenüber die Volksversicherung in Deutschland aus. Aber immerhin konnten im Jahre 1911 die vierundzwanzig deutschen Versicherungsgesellschaften 8 300 000 Policen verzeichnen und eine Versicherungssumme von 1730 Millionen Mark, wovon allein 800 Millionen Mark auf die Gesellschaft „Viktoria“ und 430 Millionen Mark auf die Gesellschaft „Friedrich Wilhelm“ entfallen. Jeder achte Deutsche ist im Besitze einer Lebensversicherungspolice. Und allein im Jahre 1911 sind 1161143 Neuabschlüsse gemacht worden.

Groß, ungeheuer groß sind die Gewinne dieser Gesellschaften. Erzielte doch die „Viktoria“ im Jahre 1911 einen Gesamtüberschuß von 36387066 Mark, wovon 15831687 Mark auf die Volksversicherung entfallen! Einen Gewinn von 8496809 Mark konnte die „Friedrich Wilhelm“ verzeichnen. Die glücklichen Aktionäre der „Viktoria“ erhielten im Jahre 1911 pro Aktie 390 Mark ausbezahlt, gegen 156 Mark im Jahre 1888. Und der Direktor dieser Gesellschaft bezieht neben einem Gehalt von 60000 Mark eine Lantienne von zwei Prozent, so daß er im Jahre 1911 sich eines Einkommens von 780000 Mark erfreuen konnte.

Wie ganz anders aber ist das Bild der Versicherten! Nur die Hälfte von dem, was sie in den Jahren 1908, 1909 und 1910 eingezahlt hatten, erhielten die Versicherten der „Viktoria“ in dem gleichen Zeitraum zurück. Noch ungünstiger ist das Resultat bei der Gesellschaft „Friedrich Wilhelm“. Von 62½ Millionen Mark Beiträgen flossen nur 18 Millionen an die Versicherten zurück. Und weil sie infolge ihrer schlechten sozialen Verhältnisse nicht imstande waren, ihre Versicherung aufrecht zu erhalten, gingen in den drei Jahren bei den zwei Gesellschaften nicht weniger als 666543 Personen ihres Versicherungsanspruchs verlustig, verloren also das sauer verdiente

Geld, das sie bereits eingezahlt hatten. Wie groß die Summen sind, die diese Leute an Prämien verloren haben, läßt sich leider nicht feststellen. Besser liegen die Verhältnisse auch bei den anderen Gesellschaften nicht.

Ein Unrecht geschieht hier, wer will es leugnen? Ein grenzenloses Unrecht. Nichts aber ist bisher geschehen, dieser kapitalistischen Ausnützung des Sparsinns der Armen und Ärmsten im Volke ein Ende zu bereiten. War es nicht lobenswert, mußte es nicht jeder aufrichtige Freund des Volkes begrüßen, daß die Arbeiter endlich zur Selbsthilfe schritten?

Die Selbsthilfe der Arbeiter mußte versagen und von der Hoffnung auf die Staatshilfe zurückgedrängt werden, solange die Arbeiterorganisationen klein und schwach waren. Ein englischer Großindustrieller soll in dieser Zeit einmal gesagt haben: die deutschen Arbeiter seien sehr bescheiden, sie wollten nur den Zukunftsstaat; wieviel anspruchsvoller seien dagegen doch die englischen Arbeiter, die höhere Löhne und kürzere Arbeitszeiten verlangten! Das Bild hat sich nun aber längst auch in Deutschland geändert. Die kleinen Fachvereine der Arbeiter erwarteten den zehnstündigen Maximalarbeitstag nur von einem staatlichen Gesetze. Die starken Gewerkschaften, die nun 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Mitglieder haben und im vorigen Jahre 72 086 957 Mark Einnahmen verzeichnen konnten, haben sich den Maximalarbeitstag selbst erkämpft. Ein frommer Wunsch blieben die Lassalleschen Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe. Heute produziert der Zentralverband deutscher Konsumvereine für seine 1 $\frac{1}{2}$ Millionen Mitglieder bereits für rund 65 Millionen Mark Waren selbst, während der gesamte Umsatz im letzten Jahre rund 390 Millionen Mark betragen hat. Millionen von Spargelbern ihrer Mitglieder haben die Spareinrichtungen der Konsumvereine aufzuweisen. Nicht mehr von oben, von der staatlichen Allmacht erhoffen die Arbeiter eine Verbesserung ihres Wohnwesens: sie gründen Baugenossenschaften und errichten Arbeitergartenstädte. Ein gesunder realer Sinn zeigt sich in diesem ernstesten Willen und emsigen Tun, in diesem freien Wirken und solidarischen Schaffen. Es ist ein Aufbauen, ein Aufbauen einer neuen Gesellschaft, einer solidarischen Gemeinschaft.

Im Anfang war die Tat. Arbeit nur schafft Werte. Und nur durch selbstschöpferische Tätigkeit entsteht Neues im Gesellschaftskörper, findet ein Fortschritt statt, ist ein Aufsteigen möglich, einzelner Klassen sowohl wie der ganzen Gesellschaft. Worte können nicht die Welt erlösen.

Ängstliches Klagen
wendet kein Elend,
macht dich nicht frei.

Eine neue Tat der Selbsthilfe haben die starken Organisationen der Arbeiter nun wieder in Angriff genommen. Einstimmig faßte der neunte Genossenschaftstag des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine, der vom

15. bis 19. Juni 1912 in Berlin tagte, den Beschluß, die Volksversicherung ihres kapitalistischen Erwerbscharakters zu entkleiden und auf die Basis der Solidarität zu stellen. Juristische Gründe haben dazu geführt, der neuen Brüderschaft die Form einer gewerkschaftlich-genossenschaftlichen Versicherungsaktiengesellschaft zu geben. Sie hat den schönen Namen „Volksfürsorge“ erhalten und ist am 16. Dezember 1912 in Hamburg vor einem Notar gegründet worden. Das Aktienkapital von einer Million Mark haben in gleichen Teilen die Genossenschaften und die Gewerkschaften der Arbeiter eingezahlt. Neben der Lebensversicherung wird auch eine Sparversicherung eingeführt, welche das Sparen in Beträgen von zehn Pfennigen ab ermöglichen soll. Der gesamte Gewinn wird zugunsten der Versicherten verwendet werden.

Eine neue Brüderschaft ist diese Gemeinschaft, ein schönes Werk der gegenseitigen Hilfe, der Solidarität. Vom Katheder der Hochschulen und aus dem Munde von Staatsmännern aller Parteirichtungen ist Jahrzehnte hindurch den Arbeitern dieser Weg des Zusammenschlusses ihrer Kräfte als soziales Allheilmittel empfohlen worden. Miquel sah im genossenschaftlichen Zusammenschluß der Schwachen und Isolierten das Bild der Zukunft. Der sächsische Staatsminister von Meißsch sang vor etlichen Jahren einmal im Reichstage das Hohe Lied der Konsumvereine der Arbeiter, von denen er eine Erziehung der Arbeiter zum realen Denken und Wirken und zum geordneten Leben erhoffte. Die 23. Hauptversammlung des Reichsverbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften in Dresden begrüßte der sächsische Staatsminister Graf Bischoff mit einer warmen Empfehlung der Genossenschaften. Dieser Genossenschaftstag konservativer Bauern hat aber auch einstimmig eine von Professor Dr. Dade verfaßte Resolution angenommen, in der es heißt: „Die genossenschaftliche Bewegung ist eine sozialistische“. Der Zusammenschluß der Einzelkräfte zu einer gemeinsamen, geordneten Arbeit: das ist eben Sozialismus.

Praktischer Sozialismus in diesem Sinne ist die von den Genossenschaften der Arbeiter und den Gewerkschaften gegründete „Volksfürsorge“. Nur völlige Verkennung des Wesens der Genossenschaften und gänzliche Unkenntnis von der Psyche der Arbeiter kann aber den Glauben aufkommen lassen, das angesammelte Geld der „Volksfürsorge“ könnte auch für Zwecke der sozialdemokratischen Partei verwendet werden. Nicht hätte es der Versicherungen des zukünftigen Leiters dieser Gemeinschaft, Herrn von Elm, bedurft: das kaiserliche Aufsichtsamt werde niemals Veranlassung haben, die Anlage der Gelder zu bemängeln, es falle ihnen im Traum nicht ein, Gelder zu Parteizwecken oder zu Streiks zu verwenden. Die einfachste Menschenkenntnis lehrt, daß kein Mitglied dulden würde, seine Spargelder zu Parteizwecken verwenden zu lassen! Aber freilich, eines wird eintreten: den privaten

Versicherungsgesellschaften wird es auf die Dauer sehr schwer werden, mit dieser gewerkschaftlich-genossenschaftlichen Volksfürsorge zu konkurrieren. Die Solidarität, die brüderchaftliche Hilfe wird den Sieg davontragen über die kapitalistische Ausnützung der Not. Und auch das wird ein Sieg des Sozialismus über den Kapitalismus sein. Wer will es wagen, diesen Sieg nicht zu wollen? Und was anderes sollten die Arbeiter tun in der Wahl zwischen gewaltsamer Revolution und friedlichem Aufbauen?

Eine parteipolitische Farbe hat die Frage der Volksversicherung erst erhalten durch die von Politikern der konservativen Partei und der fortschrittlichen Volkspartei, des Zentrums und der nationalliberalen Partei mit dem Gelde von dreißig privaten Versicherungsgesellschaften ins Leben gerufene Gegen gründung, der „Deutschen Volksversicherung A.-G.“. Wie diese ängstlichen Retter der bürgerlichen Gesellschaft doch die Seele des Arbeiters verkennen! Nicht nach Geführtwerden und Bevormundung sehnt sich des Arbeiters warm und heftig schlagend Herz: Selbständigkeit verlangt es. Die Genossenschaft kommt diesem Streben der Arbeiter entgegen. Und alle guten Geister stehen den Arbeitern zur Seite.

Die Sozialisierung des Theaters

von Julius Bab

Es ist der größte und der gefährlichste Erfolg der Romantik gewesen, daß sie das losgelöstsein des Künstlers von der menschlichen Gesellschaft, das die Generation unserer Klassiker noch mit allem Zorn als die eigentliche Schmach und Kulturlosigkeit des Zeitalters empfunden und bekämpft hatte, zu dem selbstverständlichen und eigentlich ehrenvollen Zustand des Künstlers machte, daß seither Byrons Luziferpose, die Pose leidvoll überlegener Weltabgewandtheit, als die normale Künstlergeste erschien. Es war das eigentlich Schöpferische der naturalistischen Bewegung, daß sie (obschon auf seltsamen ästhetischen Irrwegen) den Künstler wieder als den Führer, den Streiter, den Sprecher seiner Mitlebenden an den Tag brachte. Es ist die größte Gefahr der neuromantischen Reaktion, daß sie dies kaum befestigte Gefühl wieder zerstört und aus dem wahrhaften Genie eine Art Mond süchtigen macht, der willenlos und lustvoll auf den Dächern seines Hauses wandelt, herzlich unbekümmert darum, ob die Passanten auf der Straße seine gefährliche Situation bewundern oder beklagen, seine Silhouette gegen den Himmel schön oder häßlich finden. — In diesem individualistischen Prinzip ist eine Lüge und deshalb eine Lebensgefahr. Denn wirkliche Kunst

besteht immer darin, daß jemand von sich mehr weiß und mehr fühlt als sein Einzelfein, und wie sollte ich Mensch wohl zum All kommen und dabei den mir nächsten Ring, den Bund des Menschlichen überspringen? Beethoven und Schiller bezeugen nur lauter, nicht anders als Goethe und Mozart, daß alle Kunst aus Solidaritätsgefühl stammt. Der Anachoret in der Wüste, der wahrhaft mit seinem Gott allein sein will, macht keine Kunst. Bildnerischer Impuls stammt aus Gemeinbegehrungen und will deshalb zur Gemeinde. Die Kunst läßt sich auch keineswegs um diesen Grundwillen betrügen. Wo der Wille zum Volk verleugnet wird, da schafft sie sich mit Notwendigkeit all die kläglichen Surrogate, die von dem Kreis der Eingeweihten über die Clique bis hinab zum Stammtisch im Kaffeehaus führen. In all diesen Sphären aber verdorrt die Kunst, denn der einzige Ersatz für das fühlende Volk ist der Wille dazu, die Sehnsucht danach, die geistige Erschaffung eines Volkes.

Von allen Kunstinstituten ist dem modernen Romantiker keines so fatal, keines wird von ihm so viel verleugnet und verleumdet, wie das Theater. Denn das Theater, urtümlich in all seinem Wesen und seinen Bestandteilen, widersteht der Lüge vom Privatcharakter der Kunst am allerdeutlichsten. Für den oberflächlichen Blick kann der Maler malen, ohne um die Wände zu wissen, an denen sein Bild hängen soll; für den Narren (wir haben königliche Beispiele) kann sogar der Architekt noch bauen, was nimmer bewohnt werden kann oder soll; aber das Theater ohne Publikum ist auch für den Tollen nicht vorzustellen. Der ganze Apparat versagt erfahrungsgemäß, wenn die Resonanz der Menge fehlt — psychologisch genau so sehr wie finanziell; das Publikum ist im Theater nicht nur als zahlender, sondern auch als mitschaffender Faktor — denn es gibt passive Mitwirkung. Wie an dem Tag, da sich aus der festlich ekstatischen Menge zuerst der Priester, der Sänger, der Darsteller des Gottes abhob aus den ihn umbrausenden Chören und das Drama entstand, so ist noch heute das Volk ein ganz sichtbarer und für keinen Schein und keine Verstellung entbehrlicher Teil dieses Elementarkunstwerkes.

Aber während der Körper dieser Kunst so trotzig seine Urgestalt behauptete, drohte der Seele hundertfacher Tod. Denn wo gab es in diesen letzten vier Jahrhunderten den einigen Geist, den zu Ekstasen fähigen Glauben, der aus einer Masse den Dichter und den Darsteller des gemeinsamen Gefühls herausgetrieben hätte. Einmal flammte nach der Zerstörung der katholischen Christenheit mehr als halb heidnisch das Feuer einer großen Weltfreude bei den Herrschenden des fröhlichen alten England auf, aber Shakespeares kaum ausreichend breite Gemeinde zerbrach im Sieg des neuen puritanischen Christentums. Das Spanien, in dem Calderons Theater dem Geist des widerwirkenden Barockchristentums gelebt hatte, dorrt hin. Die

allzu dünn-schichtige Gemeinde, in der und von der das klassische Theater der Franzosen gelebt hatte, zerbrach die Revolution aus der Tiefe, weil der Königliche Herr und Besitzer dieser Kultur vielleicht den Staat, aber doch auf die Dauer nicht das lebendige Volk bedeuten konnte. Und wir in Deutschland? Unsere bei weitester Rechnung dreihundert Jahre alte Theatergeschichte ist im Grunde nichts als ein einziger Verzweigungskampf. Ein Kampf der Geistigen, die mit List und Gewalt sich das Publikum für eine Kunstform schaffen wollen, die ohne das mitlebende Volk nicht einmal eine Scheineristenz führen kann.

Zuerst die streifenden Komödianten, die von Feuerfressern und Seiltänzern unsicher unterscheidbar, das Verständnis, die Gemeinsamkeit, das Publikum durch bedingungsloses Eingehen auf die Instinkte der Lachlustigen und der Blutrünstigen sicher stellten: eine Gemeinde unterhalb der Kultur, ein gemeinsamer Teufelskult, aber immerhin eine organische Einheit, ein in sich lebendiges Theater. Dann kamen die Professoren und verbanden sich mit kulturwilligen Schauspielern zur Erschaffung eines Kunsttheaters, und nun begann der Kampf mit dem Pöbel, der Theater füllen sollte, die im Geist und im Glauben einer ganz kleinen Gemeinde kultivierter Seelen gestaltet waren. Lessing warf die ganze glühende Klugheit seines großen Herzens in die Wage — aber bei der dritten Wiederholung der „Minna von Barnhelm“ mußten in Hamburg Seiltänzer die Zwischenakte ausfüllen, um das Publikum zu halten. Goethe stellt die Idee des Nationaltheaters in den Mittelpunkt seines Lebensromans und setzt 26 Jahre seines eigenen Lebens an die Führung einer Theaterdirektion — um schließlich einem dressierten Hund zu weichen, den die Gesellschaft des klassischen Weimar durchaus auf den Brettern sehen will.

Und mit ihnen und nach ihnen führen viele und vielverschiedene Geister den gleichen Kampf. Das tüchtig begrenzte Streben des „großen“ Schröder, die edle Verworrenheit des unglücklichen Raimund, Immermanns große leidenschaftliche Seele und Laubes geschmackvolle Klugheit — sie alle liegen auf der gleichen Walfstatt. Es wäre falsch zu sagen, daß damit gar nichts erreicht worden ist. In einigen Wenigen ist ein Gefühl geweckt worden, bei den Meisten und Mächtigen aber ein Schamgefühl. Es galt nun für Pflicht, für Sache der sogenannten Bildung, einen Anteil an dem höheren Leben zur Schau zu tragen, das große Dichter und Schauspieler im Theater entfalteteten. Auf dieser kleinen Menge Gefühl und dieser großen Masse Heuchelei ruht heute das soziale Dasein des Theaters — ideell und materiell.

Die Schaffung des Nationaltheaters ist mißglückt — sie mußte mißglücken, weil der Geist der Männer, die aus ihrer Religiosität heraus ein neues Drama schufen und eine neue Schauspielkunst forderten, durchaus noch nicht der Geist der Nation war. Wir haben statt dessen Hoftheater,

die zwar alle mit der Idee der national repräsentativen Bühne ein wenig kokettieren, ihrer Organisation nach aber das wirklich ziemlich unhöfische Leben der Nation gar nicht repräsentieren dürfen. Zudem leben im Grunde auch sie von den Zahlungsfähigen und für die Zahlungsfähigen, sind deshalb in ihren Bemühungen, ein wirkliches Theatervolk heranzubilden, sehr vorsichtig und wenden ihre Zuschüsse lieber an jenes höchste C oder jene wandelndste Deforation, die nach vier Generationen deutscher Theaterbildung im Massengeschmack die Seiltänzer und den dressierten Hund vertreten. Wie wenig übrigens der bloße Titel es ist, der die Hoftheater von den Nationaltheatern unterscheidet, das führt uns das erste der deutschen Hoftheater, das Berlinische, alljährlich zu Gemüt durch sehr kostspielige Veranstaltungen, die ganz ausschließlich dem privaten Vergnügen jener allerhöchsten Person dienen. — Und wir haben Stadttheater: wären sie wirklich, was sie zuweilen scheinen wollen, soziale Institutionen von volksbildnerischer Tendenz, so bliebe erst zu untersuchen, wie weit die Stadtväter in der Fähigkeit, die Kultur der Zeit zu repräsentieren, den Landesvätern überlegen sind. In Wirklichkeit handelt es sich in den meisten Fällen um kunstgeschäftliche Unternehmungen, die mit einem kleinen Gramm von Kulturgewissen und einer großen Menge Bildungsheuchelei durchsetzt sind, bei denen aber in jedem Fall der Kassenabschluss letzte Instanz bleibt. Der Leiter dieser Institute, ob Intendant oder Pächter, unterscheidet sich also mehr formal als wesentlich von dem Inhaber oder Leiter eines Privattheaters. Das Stadt- und das Privattheater sind ja auch noch durch eine ganze Reihe von Zwischenformen (Aktiengesellschaften mit mehr oder weniger gemeinnütziger Tendenz) verbunden. Und selbst beim Privattheater hört eine letzte übergeschäftliche Struktur nicht unbedingt auf, sintermalen es ja hin und wieder mäcenatische Aktionäre geben soll, die a fond perdu arbeiten lassen. Indessen sind dies Ausnahmen, die weder der Zahl noch der Art nach etwas Wesentliches bedeuten. „Wohltätigkeit“ löst nie eine soziale Frage. Der Charakter der deutschen Bühne wurde in den letzten Jahrzehnten durch die Privattheater bestimmt, die rein kapitalistischen Unternehmungen, die den Geldgebern mindestens die übliche Verzinsung einbringen sollen.

Überall wo eine Funktion aufhört, unmittelbare Äußerung eines lebendigen Organismus zu sein, wird sie, solange das Bedürfnis fort dauert, ein Geschäft. Die Lust am theatralischen Genuß ist geblieben oder auch durch den Abglanz der neuen dramatischen Kunst wieder belebt. Die Masse ist bereit, dem gut zu zahlen, der ihr den theatralischen Gemeinschaftsrausch verschafft, aber sie will es bequem haben, sie will das Fest auf die einfachsten, leicht verdaulichsten, dem größten Gaumen schmackhaften Speisen gestellt sehn. Für ein je tieferes Niveau also das seelische Geschütz des Theaters eingestellt wird, um so sicherer trifft es im allgemeinen zum geschäftlichen Ziele. Im Geschäftstheater wurde der Verzweiflungskampf derer, die sich

von dem Herauskeimen einer neuen Art Frömmigkeit geeint wissen und die aus dem Theater wieder ihren Gemeinschaftsort machen möchten, völlig erbittert. Nun begann das große Markten, das Listen und Verführen, das Haschen der neuen Wahrheit nach einem Irrtum, der sie auf dem Markt siegreich machen könnte, — die halb tragischen, halb grotesken und keineswegs immer erfolglosen Versuche, wirkliche Dichter in die „Mode“, zum Massenpublikum zu bringen. Durch das unglaubliche Geschick, die ganz seltene Fähigkeit und Treue, mit der es ihm gelang ein Theater zwei Jahrzehnte lang durch alle notwendigen Kassenkonzessionen hindurch im Strom einer künstlerischen Idee zu steuern, ist Otto Brahm eine theatergeschichtliche Person allerersten Ranges geworden. Freilich auch er hat kein Publikum geschaffen, sondern nur einen kleinen Kreis von Menschen seines Glaubens gesammelt und erhalten, die stark genug waren, die nötige Menge durch den Betrug der Mode in sein Theater zu listen. Und viel zahlreicher als solche Sieger sind die Besiegten, und weitaus am zahlreichsten jene, die sich auf gar keinen Kampf einlassen wollen, die von vornherein den Theaterkult in den Dienst jedes Teufels zu stellen bereit sind, um ihrem Beutel und ihrer Eitelkeit zu dienen — und die nicht einmal dazu das Talent haben. Der Winter, in dem Otto Brahm starb, sah in Berlin binnen drei Monaten drei vollkommen ziellose Theatergründungen und fünf Theaterkonkurse. Daß man hier das Theater in strupeloser Weise als irgendein Geschäft betreiben will, erschien auf dieser Stufe noch nicht einmal so schlimm, wie daß man es nicht zu betreiben verstand. Es waren also nicht Personen Unternehmer, die den gemeinen Instinkten einträgliche Befriedigung geben konnten, sondern solche, die überhaupt ohne Gefühl für die Instinkte der Menge, die guten und die schlechten, waren, Leute, die zu jedem Geschäft, dessen Massenabfaß etwas Publikumskenntnis verlangt, unbegabt wären.

An diesem Punkte nun wird der moderne Theaterbetrieb auf einem viel kürzeren und berberen Wege für die Gemeinschaft gefährlich. Jetzt handelt es sich nicht mehr darum, daß ein Institut von kultureller Mission ein Geschäftsbetrieb geworden ist, sondern darum, daß es ein unsolider Geschäftsbetrieb geworden ist. Wozu denn freilich schon durch die Natur der schwer berechenbaren, weil allzu innerlichen und eben nicht zum Handeln bestimmten Güter, mit denen hier gehandelt wird, der innerste Anlaß gegeben ist. An diesem Punkte aber, wo nicht mehr innerer Fortschritt, sondern äußerer Bestand gefährdet wird, vermag nun endlich auch die grobe Hand des Gesetzgebers einzugreifen. Das Theatergesetz ist auf dem Marsche. Und wenn es auch natürlich weder dafür sorgen kann noch will, daß der Leiter eines Theaters Führer zu geistigen Zielen sei, so tritt es doch mit bemerkenswerter Wucht dafür ein, daß er wenigstens ein solider Geschäftsmann sei. Nicht

von Art der trübsten Kulturmarodeure, die von der heiligen Zügellosigkeit der Begeisterten die Zügellosigkeit ganz ohne Begeisterung für sich in Anspruch nehmen, — die Ungebundenheit, die bei ihnen nicht die Folge einer leidenschaftlichen Hingabe, sondern das Mittel eines sturpellosen Egoismus ist. In diesem Sinne ist die gesetzliche Regelung der einfach liebevollen Gepflogenheiten des Theaters, ihre Einordnung in die Begriffe geschäftlichen Anstands und kommerzieller Korrektheit nicht nur praktisch, sondern auch moralisch als eine Wendung zur Aufrichtigkeit zu begrüßen. Im Namen welcher Kunst sollen denn nur die Inhaber des so einträglichen Herrnsfeld- oder Residenz-Theaters in Berlin ihren Angestellten Verträge auferlegen, die kein Bankkommis und kein organisierter Zimmergeselle unterschreiben würde? Die Philisteridee, daß man die Schauspieler vor bürgerlichem Wohlergehen bewahren müsse, um ihr Talent nicht zu zerstören, ist keineswegs bloß falsch, sondern im höchsten Grade verdächtig. Ich finde, daß es nicht sehr sympathisch wirkt, wenn Leute, die in ihrem Leben der Idee selber noch keinen Groschen geopfert haben, dieselbe Kunst plötzlich so freimütig mit der Gesundheit und der Ehre — anderer Leute füttern. Und wenige Dinge dieser Welt sind mir so ungemein ekelhaft, wie die lebemannische Weisheit unserer jüngsten Kulturkonservativen, die mit idealistischem Augenaufschlag verkünden, daß die Prostitution ein notwendiger Bestandteil wahrer Theaterkunst sei. Wenn es möglich wäre, bei diesen Menschen ein Unterscheidungsvermögen zwischen einem gefälligen Sinnenspiel (im Stile sehr hoher Kochkunst) und einem von seelischen Leidenschaften erzeugten Kunsterlebnis vorauszusetzen, so sollten sie sich gesagt sein lassen, daß jenes Minimum von Selbstachtung und Freiheit, unterhalb dessen der Verkauf des eigenen Körpers allein möglich ist, die allererste Voraussetzung jeder künstlerischen Kraftentfaltung ist, und daß es ferner von einer unbeherrschbaren Seelenstumpfheit zeugt, die freie, die allerfreieste Liebe (die zu verweigern oder zu gewähren niemals irgendein Gesetz irgend einer Schauspielerin verbieten oder befehlen kann) mit der unfreien, der erzwungenen oder erkauften Liebe zu verwechseln, die nach gewissen Paragraphen des bis heute geltenden Theaterrechts allerdings eine absolut offizielle Institution war. Wenn es heißt, daß bei Änderung dieser Paragraphen (speziell bezüglich der Kostümlieferung) viele kleine Direktionen zu Grunde gehen werden, so ist das vielleicht wahr, aber sicher kein Argument gegen das Gesetz. Sinn jedes Arbeiterschutzes ist die Ausrottung aller Betriebe, die nur bei Mißbrauch ihrer Arbeiter existieren können! Fehlen diese Bühnen dann irgendwo einem starken Bedürfnis, so mag das Publikum die Opfer bringen, die zu ihrer würdigen Organisation not sind. — Es hängt mit der romantischen Irrlehre von der Natur des Künstlers zusammen, wenn man glaubt, dem Schauspieler heute mit seinem „romantischen“, das heißt vagabundisch gefüglosen Zustand etwas

von seiner künstlerischen Kraft zu nehmen. Dabei ist es ziemlich einfach einzusehen, und unsere großen Vorkämpfer eines künstlerischen Theaters von Lessing bis Hebbel haben es alle gelehrt, daß ein Künstler, der zusammen mit dem Dramatiker der Sprecher und Führer einer Gemeinschaft sein soll, nicht in wesentlichen Dingen der sozialen Kultur unter dem Niveau dieser Gemeinschaft stehen darf. Daß die mangelhafte Kultur der Schauspieler (die selbstverständlich mit ihrer sozialen und rechtlichen Lage aufs engste zusammenhängt) ein Bleigewicht für jeden theater-künstlerischen Fortschritt ist, das ist hundertmal erprobt worden. Ein Kampf um Recht ist eine sehr geistige und begeisternde, gar nicht „verphilisternde“ Sache. Wenn der Theaterkunst in Deutschland weiter keine Gefahren drohten, als die trotz aller lärmenden Mißhelligkeiten tüchtige Vorwärtsentwicklung der „Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger“ und das Theatergesetz, mit dem diese jetzt einen nicht unwesentlichen Teil ihrer Forderung erreichen wird — wie gut stände es dann um die Zukunft unserer Schaubühne!

Freilich Gesetze sind nicht für Seelen gemacht, und wenn jetzt mit Paragraphen dafür gesorgt wird, daß das Theatergeschäft das Niveau unserer modernen Zivilisation einhält, so ist damit noch nichts dafür getan, die Kräfte wieder freizumachen, mit denen das Theater sich über die Stufe des Geschäfts erheben und sich als eine reine künstlerische Institution wieder in den Dienst der Kultur stellen könnte. Dies aber ist überhaupt keine Arbeit für ein Gesetz und wird überhaupt nicht von oben herab, weder vom Hof noch von der Stadt, weder von wohlthätigen Aktionären noch von aufopfernden Mäcenen geleistet werden. Es bleibt das unsagbar Dilettantische, das Selbstbetrügerische all dieser alten und neuen Weibespiele, Nationaltheater und Volksfesthäuser, das da von oben nach unten gebaut wird, daß alles in der Luft hängt. Daß man aus höchst subjektiven Wallungen heraus Tempel errichtet für ein Volk, das gar nicht da ist, und sich dann selbst betrügt und den Volksbegriff verdirbt, indem man die paar tausend modebesessenen Zahler, die die Reklametrommel aus den aller verschiedensten Gegenden und Schichten zusammengeholt hat, „Volk“ nennt. Ein Theater ohne Publikum bleibt ein gegenstandsloses Spiel, und alle Versuche, durch die Reize des von einzelnen erbauten Hauses die Masse der Besucher heranzulocken und dauernd zu fesseln, all diese unzähligen Versuche in der Geschichte des deutschen Theaters sind auf die Dauer gescheitert. Eine wahre und wesenhafte Reform des Theaters ist deshalb nur die, die beim Publikum anfängt. Nur die Organisation der für den Bestand einer Bühne ausreichenden Masse, die sich freiwillig (von keinerlei Listen verführt) zur Absicht eines ernsthaften dramatischen Kunstgenusses und damit zu einer annähernden Gemeinsamkeit der Lebensanschauung, des Weltgefühls

bekannt, nur solche Organisation kann eine geistig fruchtbare, kulturell folgenreichere Erneuerung der sozialen Grundlagen des Theaters bedeuten. Einen Beginn zu solchem Werk aber bedeuten die großen Volksbühnenvereine, die im letzten Jahrzehnt in Berlin und Wien einen erstaunlichen Aufschwung genommen haben und sich in anderen deutschen Großstädten zu entwickeln anfangen. Zunächst nur Konsumvereine, die die Kost der Privattheater in Nachmittagsvorstellungen zu billigeren Preisen erwarben, wurden sie sehr bald auch Produktivgenossenschaften, die das ihnen erwünschte dramatische Gut mit selbst erworbenen Ensembles zur Aufführung brachten. Und jetzt sind die „Wiener Freie Volksbühne“ und die „Neue Freie Volksbühne“ in Berlin dabei, sich von einem unserer besten Theaterarchitekten (Oskar Kaufmann) eigene Häuser bauen zu lassen. Dem Berliner Unternehmen hat die Stadt unlängst zwei Millionen als Baugeld geliehen. Dies ist etwas anderes und sehr viel mehr als ein Theater zu den anderen, es ist auch anderes und mehr als eine Neuerung in der Technik des Theaterbetriebs. (Was der weder neue noch unbedenkliche Versuch einer theatralischen Künstlersozietät z. B. auch im glücklichen Falle bleibt.) Es ist die Grundlage, auf der allein eine künstlerische Bühne von durch und durch repräsentativem Charakter ohne Kompromisse und Listen in der Leitung bestehen kann: es ist das Theater, in dem wieder zuerst das Volk da ist und sich aus seinem Bedürfnis heraus ein theatralisches Erlebnis bereitet. Einstweilen natürlich nach Maßgabe der von den vorausgehenden Generationen geschaffenen dramatischen Mittel, aber doch eben in einem prinzipiellen Bekenntnis volksmäßiger Einung auf dem Kulturniveau der von Lessing bis Hauptmann geschaffenen Bühnenkunst.

„Wir mögen machen, was wir wollen, wir werden das Kagenjammergefühl nicht los; das ist alles bloß Sensationsobjekt für den raffinierten Mob oder Snob, wenn nicht gar für den affektierten Philister.“ Diese Worte aus Richard Dehmels sozialem Kapitel über Theaterreform, so heroisch wahr wie alle Worte dieses Mannes, treffen in ganz gleicher Weise Bayreuth und Oberammergau, die Naturtheaterepidemie und die Odipusarena. — Sie treffen zum erstenmal nicht mehr den Millionenbau der Berliner Volksbühne. Hier liegt ein grimmig deutlicher Hinweis, wo eigentlich die lebendigen Kräfte, die kulturellen Hoffnungen in unserer Gesellschaft stecken. Unsere Aristokratie hat vielleicht überhaupt nicht mehr soziale Geschlossenheit und Kraft genug, um ein belangvolles Gebilde zu tragen, unsere Bourgeoisie versagt seit drei Generationen bei jedem Versuch. Ich erinnere nur an den letzten, als Max Reinhardt in seinen Kammerspielen die Berliner Plutokratie als Publikum eines Abonnements-theaters organisieren wollte. Es ist der vierte Stand, das Proletariat (allerdings im allerweitesten Wort-Sinne und unter Führung intellektueller Kreise), das

dieses Werk geschaffen hat. Die Bühnen, die zum erstenmal wieder Volk hinter sich haben. Ihre Entstehung fällt mit der naturalistischen Bewegung und mit dem Aufblühen der Sozialdemokratie zusammen, und die Berliner „Freie Volksbühne“ ist auch personell und ideell in sehr direkter und künstlerisch nicht immer unbedenklicher Berührung mit der „Partei“ geblieben. Dagegen beweist der gewaltige Aufschwung der „Neuen Freien Volksbühne“ noch mehr: sie sezessionierte seiner Zeit unter Bruno Wille aus der marxistisch gewordenen Erstgründung und überschritt unter Joseph Ettlingers Leitung den Bestand von 50000 Mitgliedern; sie hat schon seit Jahren ein eigenes, durchaus präsentables Ensemble, sammelt die zweite halbe Million ihres Baufonds und wird binnen Jahresfrist ein eigenes Haus großen Stils besitzen. Dieser Verein beweist, daß eine geistige Bewegung heute auch außerhalb des Parteiprogramms möglich ist. Denn obwohl er neben Akademikern, Beamten, Kleinbürgern, Kaufleuten einen Hauptstamm von Industriearbeitern umfaßt, ist er doch nicht die Sache einer „Arbeiterbewegung“, sondern eine freie Vereinigung von Menschen, die den gemeinsamen Genuß dramatischer Kunst wollen und die sich Mittel und Wege dazu selber erschaffen. Hier ist ein Grund gelegt, so fest und tief, wie ihn die dramatische Kunst in Deutschland überhaupt noch nicht gehabt hat. Und zu der mehr als nordürftig rechtlichen, der geistig produktiven Sozialisierung der Bühne ist hier ein erster Schritt getan.

Jüngste Lyrik

Betrachtet, nicht beurteilt von Herbert Eulenberg

Der alte Literaturprofessor: Greulich, greulich! Welch eine Generation wächst nach uns auf! Es wird immer toller. Der Pegel des gesunden Menschenverstandes ist längst von dieser modernen Literatur überschwemmt. Das ganze Land wird uns versumpfen. Greulich, greulich!

Der junge Dozent: Liegt etwas Neues vor, Herr Professor, das Ihren Abscheu gegen die heutige Schriftstellerei gesteigert hat?

Der alte Professor: Haben Sie die Verse dieser jüngsten Poetaster gelesen? Da! Hier liegt der Band voll Blödsinn. Giftig grün eingebunden. Die Farbe ist das einzige nicht Unpassende an dem ganzen Buch. Richard Weißbach heißt der Mensch, der es verlegt hat. Schwarzbach sollte er heißen! Und in Heidelberg ist es erschienen. Herrgott, wenn man denkt, so etwas hat vielleicht sogar in meinem Seminar gefessen!

Der junge Dozent: Sehr leicht möglich, sogar wahrscheinlich! Sie sprechen also von den Versen der jungen Lyriker, die unter dem Ruf „Der Kondor“ gesammelt worden sind.

Der alte Professor: Der Kondor, ja, aber nicht der, den Alexander von Humboldt in den Korbilleren und auf dem Chimborasso bewundert hat. Diese grüne, vermausert ruppige Bestie hier würde ihm weniger imponieren.

Der junge Dozent: Bei uns in den Drahtkäfigen der zoologischen Gärten, Abteilung Raubvögel, pflegt dieser riesige schwarz-graue Vogel wohl auch anders auszusehen als auf den 4 bis 5000 Meter hohen Kämmen um Quito in Ecuador?

Der alte Professor: Ach, lassen wir den gespreizten Titel ganz beiseite! Aber diese aufgeblasene Vorrede, die ihn an Anmaßung weit übertrifft, haben Sie die gelesen, Herr Kollege?

Der junge Dozent: (nicht bejahend).

Der alte Professor: Was sagen Sie dazu? Zum Sprachloswerden, nicht wahr? Kurt Hiller heißt der Jüngling, der sie verbrochen hat. Wenn ich ihn jetzt hier hätte, diesen eitlen Pinsel!

Der junge Dozent: Aber seine Eitelkeit gibt er ja wohl selbst am Schluß seiner einleitenden Worte zu. Und im übrigen kommt er mir nicht selbstbewußter und unbescheidener vor als etwa Paul Hense.

Der alte Professor: Nur mit weniger Recht. Lächelt uns dieser Schnösel nicht zum tausendsten Male wieder die alte abgestandene *l'art pour l'art*-Weisheit auf! „Kunst bleibt eine Angelegenheit der Wenigen“, orakelt seine Vorrede und weiter: „Die Volkstümlichkeit als Kriterium ist immer ein Unfug.“ Heiliger Goethe! Also die Lyrik gehört den Lyrikern oder, was heutzutage das gleiche heißt, den großstädtischen Kaffeehausliteraten. Ich danke dafür. Matthias Claudius war Beamter, Robert Burns Bauersmann, Mörke Mädchenstullehrer.

Der junge Dozent: Weiß der Kuckuck, was noch alles aus diesen jungen Leuten werden kann! Die Berufsfrage wird ihnen sicherlich noch genug Sorgen und Schmerzen machen. Vorläufig sind sie nur erst eines, und haben ein Recht darauf, es zu sein: „Jünglinge“.

Der alte Professor: Jünglinge! Diese abgelebten, abgestumpften Buben, die alles schon durchgekostet haben und durch das Leben wie durch die Friedrichstraße bei Nacht torkeln, die am Dasein nur den Schimmel sehen und den Eiter und die faulige Verwesung. Ich danke für dieses *ver sacrum*! Wenn so unsere ganze heutige Jugend aussieht, so möchte ich nicht das geringste mehr mit ihr zu tun haben. Diese Montmartre-Epigonen, Nachläufer Rimbauds und Verlaines, die sich nur in schlechter Gesellschaft herumtreiben und nur das Häßliche an allem sehen.

Der junge Dozent: Man kann sich, verehrter Herr Professor, die Jugend, die hinter einem kommt, ebenso wenig aussuchen wie die Zeit, in der man lebt, falls man sie nicht wie unsere lediglich alte Historie oder Sprachwissenschaft treibenden Kollegen einfach ignorieren will. Bemerken Sie, bitte, daß fast alle diese jungen „Dichter“, um dieses vielumfassende, weitauszu- legende Wort auch auf sie anzuwenden, in der Großstadt aufgewachsen sind und daß dies keine schöne Umgebung zu sein pflegt, daß vielmehr das Häßliche sich hier und für junge reizbare Wesen, die am taedium vitae franken, doppelt empfindlich hervordrängt.

Der alte Professor: Ich habe Jahre lang in Berlin gewohnt, aber ich — —

Der junge Dozent: Verzeihen Sie die Unterbrechung! „Gewohnt“ sagten Sie. Aber vielleicht nicht „gelebt“, wenigstens nicht so wie diese jungen Menschen, die — —

Der alte Professor: Nun muß ich Sie unterbrechen! Das ist es ja eben, was ich dieser heranwachsenden Brut vorwerfe: Sie leben ganz einseitig, nur mit ein paar unteren Organen, sie sehen vermutlich infolge ihres fortgesetzten Schwimmens nur die Nachtseite des ganzen Daseins, sie haben — das wollte ich sagen! — den Sinn für das Wesentliche unseres Menschseins verloren. Glauben Sie nicht, daß Dante oder Goethe zuweilen im Vordell gewesen sind? Ich will es gar nicht bestreiten, ich bin gar nicht so altmodisch und zimperlich. Aber haben sie davon ein solch großes Geschrei gemacht wie diese jungen Herrchen, die samt und sonders an Koprohalie leiden und an „Unflätigkeitswohlbehagen“, wie ich diese häufige heutige Seelenkrankheit verdeutschen möchte.

Der junge Dozent: Derlei Erlebnisse hinterlassen vielleicht in unsern stillen pazifizierten Zeiten einen stärkeren Eindruck bei dem Einzelnen! Und daß der sinnliche Trieb in diesen Jungen noch mächtiger ist als der Wille zur Vergeistigung dürfte erklärlich und verzeihlich sein. Sie suchen das Un- und Außergewöhnliche, und daß sie dies in der gesättigten unbewegten Lust um unser Bürgertum nicht finden, ist doch nicht ihre Schuld. Darum steigen sie wohl zu den Dirnen und Zuhältern und Zöllnern wie weiland Christus hinab, weil das Leben hier mehr schäumt —

Der alte Professor: Und „eruberiert“, wie ihr wichtigtuender Vorbläser und Prologus sich ausdrücken würde. Wenn sie sich dort wohlfühlen, wenn ihnen die Lust um ihre Huren mit den — ich zitiere Ernst Blas, unum pro multis! — „Sadistenzügen um die feine Fresse“ lieber ist als der Hauch, der ein Grethchen, eine Mignon oder Ottilie umwittert, gut! ich gönne ihnen ihr Element. Sie mögen sich mit ihrer Unverlogenheit, auf die sie wohl gar noch stolz sind, brüsten und mit ihrem Lieblingswort „geil“ wunders wie lebendig, „springlebendig“ sagt man wohl heutzutage,

vorkommen, und sich demiurgisch was drauf einbilden, wenn sie im Suff ein blödsinniges neues Wort wie „Gluthränz“ von sich stoßen! Wenn sie nur etwas als Dichter könnten!

Der junge Dozent: Ja, das ist allerdings die Hauptfrage. Alles übrige sind Geschmackssachen, über die man nicht streiten soll. Denn ob einer sich lieber in einer Bar herumklümmelt oder in einem Juristenkränzchen den liebenswürdigen Frauenverehrer macht, sind Nebensächlichkeiten.

Der alte Professor: Meinetwegen! Aber sie können nichts, Ihre dichtenden Jünglinge. Wissen Sie, wer ihre Verse macht? Der Alkohol oder der Reim, oder beide zusammen. Hören Sie ein Proböchen aus dem Gedicht: „Nachtschluf bei Bols“ — anderes geht ja in der ganzen Welt nachts nicht mehr vor!

„Ein seliger Ekel zeigt mir Ewiges . . .

D schaut aus dem verdrehten Licht der Birnen:

Es wehen Hauche naß von kühlen Firnen,

Am Stahl des Himmels zuckte Mönwiges.“

Ewiges, Mönwiges, zum Totlachen! Eine Parodie ist überflüssig.

Der junge Dozent: Man könnte einwerfen, ob die schmutzig weiche Berliner Vormorgenstimmung damit nicht ganz gut aquarelliert worden sei. Aber gehen wir zu Wichtigerem über: „Finden Sie nicht, daß dieser Georg Heym — er ertrank uns leider vor einem Jahr! — schon recht viel konnte, daß der junge Franz Werfel Schönes verspricht und daß Ihr Ernst Blas und einer, der da heißt: Arthur Kronfeld, etwas zu sagen und neuartig „auszudrücken“ haben. Das ist das rechte Wort für ihre Art. „Ausdruck“, und darum scheint mir ihre Kunst mit der heutigen Malweise der Expressionisten und dem überfliegenden kaleidoskopischen Wesen der Futuristen verwandt zu sein und parallel zu gehen. Sie ist ebenso farbenfreudig und unvermittelt wie diese Malerei und hat die gleiche Vorliebe für das Grelle und schreiende Starke. „Glühgrün lampjongt es in den Baumbeständen“ fängt eine Notte Italiana beispielsweise bei ihnen an. Ophelia treibt „im Haar ein Nest von jungen Wasserratten“ auf dem Wasser. Und so sieht der Frühling ihnen aus:

„Geht man heute durch den Stadtpark, ist das Stroh von den Beeten weg Und schon schwillt stellenweise aus dem Braun des Rasens ein grüner Fleck.“

Der alte Professor: Hören Sie auf, um Gottes willen, Kollege! Mir wird direkt schlecht, wenn Sie noch weiter zitieren. Dieses unreife Wischiwaschi, dieses sinnlose Aneinanderreihen von Worten, Gesichtern und Vorstellungen, dieses Aufhäufen von Scheußlichkeiten, diese gräßliche Vorliebe für das Bunte, dieses: „Reim dich oder ich freß' dich!“ ist mir ebenso schaudererregend und unangenehm wie der Gang durch eine moderne Bilderausstellung.

Der junge Dozent: Und mir ebenso interessant! Es brauchen ja nicht alles unsterbliche Meisterwerke von „Ewigkeitswert“ zu sein, im Zeitungsdeutsch zu reden, die der Tag emporkirrt und gebiert. Wir müssen das Neue nicht gleich loben oder verwerfen, wenn wir es nur empfangen und aufnehmen wollen.

Der alte Professor: Ich nicht! Ich nicht!
(Er rennt wütend weg und überläßt den jungen Dozenten seinen Gedanken über die Trägheit der Masse und das Beharrungsvermögen des Einzelnen.)

Über Lovis Corinth

von Julius Elias

Ältere Sezessionspsychologen werden sich erinnern, daß im Anfang der neunziger Jahre München recht lebhaft mit Berlin liebäugelte. Revolutionen wirken fast immer ansteckend unter den Völkern. Der rebellische Kampf zwischen Meissonier und Bouguereau, dessen Ergebnis der Marsfeldsalon war, hatte sowohl in München wie in Berlin die Bande frommer Scheu unter den jüngeren Generationen gesprengt. Es gab einen Augenblick, da Berlin die besten Münchener hätte haben können, und um ein Haar wäre die Münchener Sezession eine Berliner geworden. Pilsheim, Schlittgen, Dill, Keller, — alle waren sie hier, um das Terrain zu untersuchen; schließlich aber verdichtete sich die Sehnsucht nach lockenderen Fernen in der Wanderausstellung der „24“, die sich Januar 1893 bei Schulte zum ersten Male niederließ. Hier stand die Wiege von Corinth's Berliner Ruhm; er wurde als das frischeste und sensibelste Talent der Gruppe erkannt, als der Münchener, der über das „bildermalende“ München hinausrang und -drang, so daß selbst der alte Pietsch aus der Fassung geriet und für ein Weilchen den Faden seiner neophobischen Zetereien verlor. Wie in heiterem Spiel hat Corinth die Widerstände des Publikums überwunden; ähnlich wie sein Freund und Kombattant Leistikow, mit dem er abermals — doch diesmal nicht platonisch — an einer Sezession schmiedete; in München nämlich hatte sein unruhiger Geist das Haus des sezessionsistischen Bundes rasch wieder verlassen.

Und als der Tag gekommen war, da zog er den ungeduldig gewordenen Münchener Adam ganz aus und verlegte sein Sitzquartier vom „Weltliner“ in der Schillerstraße nach „Frederich“ in der Potsdamer Straße. Was Uhde sich immer erträumte, aber schließlich nicht vermochte, was Keller und Habermann nicht übers Herz brachten, das wagte der mit stärkeren Nerven

begabte Corinth: den Bruch und die Abwanderung in ein bunteres, tatkräftigeres, ausgiebigeres Milieu, wo seinem begehrliehen Temperament und fegenden Furor neue Strebemöglichkeiten blühten; Mazebonien war diesem Alexander des Malermetiers zu klein geworden. Angebunden hatte der Disziplinlose mit seinen Berlinern schon; jetzt wollte er sehen, ob sie ihn lieben könnten. „Fertig“ kam er daher mit einem runden, lebhaften Stil, oder richtiger: mit einem Sack von Stilen, die die korinthische Faust mit festem Griff immer zu persönlicher Einheit zusammenband. Eine Entwicklung hat er nicht mehr gehabt, solange er der Unsere ist, wohl aber eine achtungheischende Ausbreitung, — wie denn weniger Intensität als Extensität seinem Schaffen eignete. Dieser keck Gewachsene, Leichtherzige, Vielgewandte konnte natürlich kein Adept Liebermanns werden; er setzte sich zwar an den hohen Feiertagen respektvoll zu Liebermann in das Boot, das mit dem günstigen Winde der Opposition fuhr (die Opposition ist beiden ganz ausgezeichnet bekommen), nahm etliche Anregungen stillschweigend von ihm hin, nicht nur malerische, sondern z. B. auch die Kunstschreiberei, um ihr in einer Art Rotweinfidelität zu frönen; — für gewöhnlich aber zog er unbekümmert seine Malerstraße, an der rechts und links grüne fette Weide war, und über der der Himmel voller Geigen hing. Für Liebermann war die Kunst, nach einem Lenauwort, immer „Sorge und Arbeit“ gewesen, jedes neue Werk war ihm ein neues Ringen mit sich und mit den andern; — für Corinth ist die Kunst zwar auch immer Arbeit, aber er springt doch in jede neue Aufgabe wie besinnungslos hinein, mit einer Wonne, die nicht von Zweifeln noch von Skrupeln angekränkt ist. Er ist in unserer Malerei die Haakonatur, allerdings ein Haakon, der die Pritsche schwingt, wenn das Schwert nicht mehr ausreicht.

Corinths, des Malers, Geheimnis war: für jeden etwas mitzubringen — dank einer ungestüm erweiterten Stofflichkeit; und so ist ihm gegönnt, was spottwenigen Künstlern gegönnt war: auf seines Schaffens Mittagshöhe mächtige Heerschau zu halten und dem versammelten, mit beifälligem Zuruf nicht sparenden Kriegsvolk ein erstaunliches „Lebenswerk“ zu zeigen an einer Wende, wo dem Tätigkeitsdrang noch viele schöne Jahre winken, ja wo sonst der Künstlermensch erst in die Epoche der großen Reise eintritt. Die imposante Kundgebung ist der organisatorischen Überlegenheit Paul Cassirers zu danken, der jede Sache, in die er sich mit dem Fanatismus einer Überzeugung stürzen kann, ganz macht und gut macht. Umschau und Rückschau: sehr wenige Arbeiten, die aus einem Guß gelungen und innerster Notwendigkeit entsprungen sind; nicht eben „große“ Werke, vielmehr große „efforts“. Aber auch nicht eine Leistung, die nicht wesentliche Schönheiten, Bruchstücke von Vollkommenheiten darböte, die nicht ein strogendes, unüberwindliches Talent verriete, ja manchmal etwas Geniales.

In den Tagen, da Karl Spitzweg, der siebenundsteibzigjährige Münchner Urmeister starb, dieser sanftmütige Adorant des Lebens, saß Louis Corinth — wie Spitzweg der geborene Optimist — zu Paris im Atelier des milden Epigonen Bouguereau, um in seiner Kunst wieder einmal von vorn anzufangen. Er durchlief hier eine so gesunde und einprägsame Schule des Zeichnens, daß ein Stück Akademie ihm unmittelbar ins Geblüt überging. Diese Generation von Lehrern (und nicht diese nur) schwor auf Ingres, der da gesagt hat: „Und wenn ihr für hunderttausend Franken Handwerk habt, so verpaßt ja nicht die Gelegenheit, wo ihr noch für einen Sou hinzukaufen könnt.“ Und derselbe Ingres hat für den Neotraditionismus das Wort gesprochen: „Ich schreibe an die Tür meines Ateliers: ‚Zeichenschule‘, und ich mache Maler . . . Die Zeichnung umfaßt, außer der Tönung, alles. Sie ist der Ausdruck, die innere Form, der Plan, die Modellierung.“

Corinth selbst wird diese Worte vielleicht zum ersten Male lesen, aber er wird sie für sich selbst als richtig anerkennen und zugeben, daß ihr Sinn für seine Entwicklung entscheidend war. Von den deutschen Realisten schärferer Tonart ist er es, der — eben mittels seiner zeichnerischen Grundanlage — sein Werk am lebhaftesten mit der Tradition verknüpfte. Es ist charakteristisch, daß er in Paris am Impressionismus, der gerade im Jahre 1886 die künstlerische Luft mit Keimen durchsetzte, kühl vorüberging; atmosphärische Malerei, die farben- und lichtfelige Landschaftskunst hätte ihm Werte zuführen können, deren Mangel sich in seiner Arbeit oft fühlbar macht. Wo immer Landschaftliches in seine Wirklichkeitsmalerei hineinspielt, wird es zur Kompromißsache. Hier läßt das flotte Feuer gegenüber der natürlichen Aufgabe nach: alles Ferne ist nah, ganz vorn; zumal auf den großen Kompositionen, — wo der Raum weit und tief und lustig beherrscht sein will, da wird nur eine Fläche ausgefüllt: die Gestalten (menschlich oft zum Greifen) treten in einer Reihe an, wie es z. B. auf der Bühne die alte Molièrespielart gebot. In die Anschauungsweise des malerisch Anregungsbedürftigen schlugen damals die Frühitaliener, schlugen Rubens und Jordans und zumal Courbet ein, mit dem verglichen zu werden ihm immer schmeichelhaft war. Wie ein courbetischer Zug mutet es an, wenn Corinth berichtet (in seinem wie aus dem Ärmel geschüttelten „Legenden“-Buche), daß er manchmal nach der trockenen und abstrakten Altzeichnerei der „Akademie Julian“ zu der bluttriefenden Wirklichkeit eines Schlächterladens schlich und dort zu der Überzeugung kam: das wäre doch so recht etwas zum Malen. Das Courbetgefühl für die Intensität des physischen Lebens kam mit Macht über den Lernenden, der damals um seine Formsicherheit so energisch bemüht war, und regte ihm ganz sinnliche Visionen auf — wie in seiner Königsberger Kunstschulzeit, wo er es auch mit den Fleischern gehalten hatte. An Courbet schärfte sich seine Vorliebe für die Massigkeit

und Mastigkeit der Kreatur, die Dichte und Fülle tierischen Wuchses: jenseits aller zoologischen Vorstellungsweise stehen Corinths Pferde und Rinder, wie denn auch seine „Schlächtereien“ wenig von einer Veterinärdoctrin haben. Das sind breite, schöne Farbenflächen, saftig, schwer und tiefklingend heruntergestrichen. Den Künstler hat ein starker Lebensinstinkt ergriffen, oder die Neugier, der nachschwingenden Energie nachzuspüren: ein besonders feines Gefühl hat hier Corinths Farbe für den leis erbleichenden Perlmutterton der tierischen Eingeweide. In solchen Motiven pflegt sich rein koloristisch auszutoben, was an naiver Naturkraft in ihm steckt. Obwohl schon vor ihm Fleischerläden und geschlachtete Bestien gemalt worden sind, so versinkt doch vor seinen unerschrockenen Augen die Überlieferung und eine meisterliche Art tritt sozusagen ebenbürtig neben die Niederländer, Courbet und Liebermann.

Andererseits ist nicht zu leugnen, daß auch eine Vermittlernatur wie Bastien-Lepage, der den gerade aufkommenden Impressionismus zu popularisieren, zu verzärteln oder ins Metaphysische zu ziehen versuchte, Eindruck auf ihn gemacht hat (übrigens hatte Bastien es Liebermann ebenfalls angetan): die realistische Glätte des Mädchenreigens, die Art, wie Corinth manchmal eine Figur, ein Porträtmodell ganz vorn ins Bild setzt, einschneidend, so daß der Raum eine gewisse künstliche Tiefe erhält, läßt gewiß an Bastien denken.

Corinths schäumende Begabung, der die Welt des „Malbaren“ über-
voll, war nie um stoffliche Arbeitsgelegenheit bekümmert: er hatte sein Modell und hatte sein Atelier und hielt streng auf beides. Ich glaube, nur ganz wenige Sachen hat er im Freien fertig gemalt. So kommt es auch, daß er für den gewöhnlichen Bedarf einen durchlaufenden Grundton hat, ein hohes, starkes Blond, das letzten Endes auf Uebe zurückgeht. Die Freude zu malen und die Freude zu zeigen, wie man der Natur beikommt, sie bezwingend, war diesem Unbedenklichen eins. Zunächst war es Kunst auf materialistischer Grundlage, was er trieb. In seinem nächsten Lebenskreise sind seine stärksten Wurzeln. Modelle, die ihm rasch zur Hand sind: Vater, Weib und Kind, Freunde, Freundinnen. Ich kenne in der Kunstgeschichte keinen Maler, der uns eine so ausgiebige und erschöpfende Anatomie seiner eigenen Familie hinterlassen hätte wie dieser Corinth. Es ist ihm Gefühlssache, die ganze Bande auf der Leinwand zu haben. Und Lebenssache: daher die Rembrandt-Saskia-Stimmungen; daher die Kinderstubenromantik — als wollte er sagen: „Seht her, solche Prachteremplare habe ich in die Welt gesetzt!“ Porträtkunst ist ihm die Kunst, des nächsten Nachbars froh zu werden. Wie sein Freund Vater, sein Geistikom, sein Hille, sein Kesperling, sein Rittner-Florian, sein Fritz Kumpf ihm leben, das ist ihm Wonne auszusprechen. Und vor allem: wie er selbst sich lebt, selbst sich sieht — er symbolisiert das eigene athletenartige Kraft- und

Daseinsgefühl und dann gegensätzlich den trotzigem Stolz der Überzeugung, daß hinter all dieser Üppigkeit der schaffenden Materie die lächerliche Vernichtung steht.

Einmal konnten die Dachauer Malerkolonisten nicht draußen arbeiten, und so setzte sich Kamerad Corinth zu besserer Verdauung hin und fing an, seine drei Freunde: Langhammer, Brandt und den Köter Hipp zu malen, und die hohen weißgrauen Fenster und die Stube und das Regenlicht. Ein Abglanz unmittelbarsten Lebens; etwas wie eine Eingebung: regenschwere Tagesstimmung schimmert silbrig, Labatsqualm durchzieht den Raum, die zwei ragenden Männergestalten sitzen phlegmatisch an dem mit Speisen noch bestellten Tisch und in der Mitte vorn drückt sich der ruppige Hund tief ins Bild. Diese Malerei galt um 1890 für einen Ausbund von Naturalismus, ist aber im Grunde nur ein Muster von dem beliebten Mischungsverfahren Corinths: hier Fortschritt, dort Konvention; hier Glätte, dort Ausbruch des malerischen Instinkts. Das Motiv scheint aus dem Markt der Farbe mittels impressionistischer Anschauung herausgeholt zu sein; im Ausdruck der Gesichter aber reißt's plötzlich ab: eine rein zeichnerische Behandlung tritt ein, der als Hebung eine glatte Kolorierung dient — Silhouette, Oberfläche, Photographie in den Eindruck gemischt.

Übrigens enthüllt diese Galerie von Menschen, die der Maler aus dem ff kannte, sehr scharf Corinths Stimmung der Natur gegenüber: der Spiegel seines Auges, der zugleich ein Spiegel seiner burschikosen und manchmal humoristischen Seele ist, wandelt um, zieht unterstreichende Linien, ist aufs Burleske eingestellt. Auch bei ihm, vor allen bei ihm, ist der Grundzug des Kunstwerks eine Transposition, eine Karikatur, „l'équivalent passionné d'une sensation reçue“ (Lehre der Synthetiker). Seine rasch umwertende Mentalität duldet keine strenge und unmittelbare Abschrift der Wirklichkeit. Ihm schlägt, wo immer er den Pinsel ansetzt, eine komisch gerichtete Einbildungskraft ins Werk. Er kommt naturalistisch-wuchtig, idyllisch-realistisch, realistisch-phantastisch und visionär: kurz, er übt alle die Tonarten, für die das Vexikon heutiger Kunst nur Fremdwörter hat. Seine farbig-lineare Ausdrucksfähigkeit hat einen lustigen Glanz, eine himmlische Dravour: er schreibt drahtische Trauerspiele, fröhliche Blutvergießen, turbulente Grabesstimmungen, feste Volksemeuten, grotesk sich enthüllende Liebesbrünste und Sinnenlüste, mit unbesorgt gleitender Rhythmik hin. In Religion, Sage und Geschichte ist Corinth das ungelehrteste Haus, also höchst antimenzelisch, doch immer anregend und von dramatischer Triebkraft. Was er an Freund Th. Th. Heine einmal lobt: „daß der Teufel zu seinem lieben Gott geworden“, das trifft gewissermaßen auf ihn selbst zu. Er ist bewußter wie geheimer Teufeleien voll; mit dämonischer Andacht verweilt er bei dem Handwerk der frechen Henkersümmel auf der „Kreuzigung“; in die „Kreuztragung“ setzt er einen dicken,

großen, trinkfesten Arierkeel, der als Handlanger der Exekution das Juden-
volk brüllend, schimpfend zurückdrängt. Seinen versteckten Spaß hat Corinth
mit Fanatikern und Heiligen. Die „badende Susanne“ ist die munterste Pa-
rodie; alle die erotischen Kniffe, die der Vorwurf birgt, sind mitleidlos heraus-
gearbeitet. Susanne ist kein Unschuldsblamm, sondern ein gewiegttes
Dinnennaturell, dessen Züchtigkeitsanwanblung von komisch kurzer Dauer
ist. Rechts ein Greis, links ein Greis, von denen sich nur der eine zu helfen
weiß oder vielmehr schon geholfen hat. Und gar das klassische Altertum.
Sch' ich den dreckigen geilen Hirtenbengel Paris, die streberische Kototte
Aphrodite, die blaustrumpfige Athene, die alte puffsüchtige Schachtel Hera,
so wittere ich plötzlich die Abendluft des Boulevard Montmartre, sitze im
feuergefährlichen Theaterchen „des Variétés“, schaue die Cavalière, die
Saulnier, die Gallois, den Prince, Dearly und Guy und höre mit entzücktem
Ohr die Weisen des graziösesten Schlingels unter den Musikgenies. Auch
der „Orpheus“ ist eine prachtvolle Offenbachiade mit einem Schuß Heinrich
Heine — „Götter im Exil“ . . . Und nun rücke man neben Werke dieser
Art, die dem witzigen Schönheitskultus, dem hüllenlosen Esprit Corinth's
so gut liegen, Stücke wie die „Pietà“, die in ihrem freidigen Hell-
dunkel nur ein durch Habermann gegangener Holbein ist, oder die „Bath-
seba“, wo akademische Gelassenheit aufdringlich vorwaltet: in der zeichne-
rischen Haltung des halbverkürzten Aktes, in den bereits filtrierten Courbet-
tönen, in der (nicht unschönen) Gelöstheit des linken Armes: im Ganzen
des Bildes aber herrscht jene immer wiederkehrende Unverschmolzenheit; jenes
atmosphärische Etwas fehlt, das die Zeile bindet. Ich bin keckerisch genug,
zu sagen, daß mir jene scherzhaften, genrehaften Improvisationen lieber sind
als des Uria kreißendes Weib.

Von Degas wird ein kostbar tiefes Wort überliefert. Man unterhielt sich
in seiner Gesellschaft von einem bedeutenden Künstler, der um der melan-
cholischen Wesenheit seines Schaffens willen auf die Farbe und auf alle
die reizenden Hilfsmittel verzichtet, die die elementare Natur darbietet,
und doch selbst ganz gewiß die rosige Frische der Menschenantlige, das
warme Sonnenlicht, das erquickende Grün der Wiesen herzlich geliebt habe.
Da meinte Degas: „Toutes les belles choses ne sont-elles pas faites de
renoncement?“ Diese Kraft der Entsagung, dieses natürliche Auslese-
und Vertiefungsgenie der großen Meister von geoffenbarten Werken blieb
dem Louis Corinth versagt. Ein sinnensfroher Genußmensch, rannte er durch
die Welt und raffte mit leidenschaftlicher Willkür die höchst stoffliche Natur der
Menschen und Dinge auf. Alles war seinem Pinsel untertan, was da lebt und
schimmert, was da krecht und fleucht. Für ihn gab es keine Mysterien. Seine
Bilder glänzen und jauchzen vor Lebensfreude. Er sagt restlos, was er sieht: das
Erschütternde und Erhebende, das Milde und Grausame, das Amöne und

das Schöne, das Anmutige und das sinnlich Aufreizende, das Zierfame und das Sentimentale, Gelüst und Ekel. Das Leben jagte ihn, — aber er jagte auch das Leben, mit Ausdauer, bis er es überwand und, ohne Überhebung, doch in der Stimmung satter Ironie, auf den hohen Berg steigen konnte, an dessen Fuß alle Herrlichkeit der Welt von der absteigenden Sonne gebändigt liegt, eine beruhigte Materie. Soll ich sagen, in welcher seiner Malereien ich die weltbetrachtende Art dieses Corinth am liebsten sehe, so deute ich auf die frische und gedrungene Studie vom Kuhhirten, auf der ein pffiffiger, im Dienste der Natur ergrauter, alter Knabe, ein freier Knecht über eine Erde hüpfet, die ihm gehört, ohne ihm zu eignen. Er hat sich Wind und Leben um die Ohren wehen lassen und scheint zu sprechen wie der berühmte Anjengrubersche: „Es kann mir nix g'scheh'n.“

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

1813: annus mirabilis!

Kein Wust von Geschichtslügen und Legenden, womit byzantinische Geschichtschreibung den klaren Willen jener großen Volkserhebung zu verschleiern sucht, soll heute den freudigen Rückblick auf den Frühling der deutschen Freiheitssehnsucht durch Mißmut schwärzen. Wir werden in Feiern erstickt und werden durch Geschmacklosigkeiten der üblichen Art gärgert werden. Die rasselnde Blechmusik der billigsten patriotischen Phraseologie wird mit ihren falschen Klängen oft genug uns die Ohren vollkuten. Die unendliche Skala falscher Gefühle wird sich vor uns abrollen und neben dem moralischen wird nicht selten auch der ästhetische Sinn in Schmerzen aufstöhnen. Und dennoch: annus mirabilis — ein wunderbares Jahr, das den verschüttet geglaubten Adel, die Latkraft und die unerschöpflichen sittlichen Reserven dieses so rätselhaft tiefen, aber auch so seltsam fragmentarischen deutschen Volkes ans Licht brachte.

Wird die Presse ihre Pflicht tun, wird sie statt des moralisierenden Gesalbaders aus den Quellen — die, Gott sei Dank, die archivalische Geheimnisfrämerei auch dem ‚Laien‘ nicht mehr entziehen kann — unvergesslich einprägsame Stücke mitteilen? Vor mir liegt eine ausgezeichnet orientierende Zusammenstellung solcher charakteristischer Proben aus Urkunden, Berichten, Briefen, Tagebüchern, und wer dem geschichtlichen Sinn seiner Umgebung Nahrung zuführen und deren Organe für Politik stärken will, verschente das bei Langewiesche-Brandt (Ebenhausen bei München) verlegte und von Lim Klein sorgsam ausgewählte Quellenbuch, das ohne Schönfärberei alle Wen-

dungen der Befreiungsjahre 13 bis 15 begleitet. Da wird unzweideutig offenbar gemacht, wer die Kreise und die Männer waren, die ein Land der Freiheit und der Ehre mit der Seele suchten, und welche Gegenkräfte die Wiedergeburt Preußen-Deutschlands mit der Bosheit und dem verkümmerten Unverstand, die die Nutznießer des ancien régime überall auszeichneten, und allzu oft auch mit den Stricken der Hochverratsprozesse zu ersticken trachteten. Man witterte überall Rebellion; der Landsturm, den in Ostpreußen und Schlesien die Bürger aus eigener patriotischer Initiative gebildet hatten, wurde am 17. Juli 1813 wieder aufgehoben durch ein Edikt, in dem es heißt: er stürze die Verfassung um, führe zur völligen Anarchie und zum Umsturz des Thrones. Schleiermacher, der sanftmütige Humanist und Gottesmann, hatte gleich vielen anderen jene diplomatische Achselträgererei ganz zart und vorsichtig geübt, die zum Prager Frieden führte. Er fürchtete, daß die von Napoleon so klug gewünschte Pause den Elan der himmelstürmenden preußischen Landwehrleute brechen würde, und wurde des Amtes enthoben. Görres, der geniale Herausgeber des Rheinischen Merkur, als Schriftsteller von atemraubender Sprachgewalt, war ein ‚gedungener Journalist‘, weil er unverhüllt auf die deutsche Einheit und eine (berufsständische) Verfassung als die Ziele des Befreiungskampfes wies. Jedes Blatt dieses Heldentbuches ist so durch erbärmliche bureaukratische Kleingeisterei wieder besudelt; und während der Volksgeist erwacht und der zum Sklaven erniederte Riese drohend die Glieder rüttelt, fühlt Despotenangst sich bedroht und greift schon in der ersten Wehestunde nach den Ordnungsstützen des Denunziantentums und der Heiligen Alliance. ‚Es ist möglich‘, schreibt Niebuhr am 17. Juli 1813 an die Prinzessin Luise von Preußen, ‚daß unser Volk noch viel unglücklicher werde, als es vor dem Kriege war; aber nie hat ein Volk mehr verdient und mehr getan, um seine Freiheit und sein Glück wieder zu erringen‘. Da taucht, mitten im Jubel der ersten Begeisterungen, schon die romantische Frage der Restauration empor.

Als Krafnatur sondergleichen tritt, in einer Galerie so stolzer Charakterköpfe wie Gneisenau, Clausewitz, Scharnhorst, Boyen, Grolman, Fichte, Humboldt, Niebuhr, Schleiermacher, wieder der Freiherr vom Stein in den Vordergrund. Ein Mann aus Granit und ein Riese von baumeisterlichem Willen, in seiner Idealität und Geradheit die stärkste Triebkraft zu nationaler Einheit und organisch gestufter Freiheit, der Antipode aller Metternicherei, die auf den Kongressen von Wien und Paris Triumphe feierte und die Steinsche Volkspolitik in die überhebliche Kabinettspolitik umbog und umlog, deren Narben Europa noch heute trägt. Verdient dieser Mann keine Kränze dankbarer Erinnerung? In Königsberg und Berlin ziehen die Studenten von heute huldigend vor des schwankenden, mißtrauischen, kleinmütigen Friedrich Wilhelm III. Denkmal und haben nicht den Mut, gleichzeitig vor

den führenden Geistern jener großen Zeit sich „national zu begeistern“. Glücklicherweise sind die Studenten für die Bildung und den Geist der Nation nicht mehr repräsentativ. Für uns andere aber gelte die Weisung: Zurück zu Stein, zurück zu seinen „jakobinischen“ Methoden, den öffentlichen Sumpf zu trocknen, zurück zu dem Schiller der deutschen Politik, zurück . . .

Die Neue Freie Presse in Wien ist stolz im Bewußtsein ihrer Doppelmission. Wir machen ihr das Recht auf diesen Stolz nicht streitig. Sie mag sich dort wirklich die Pflegerin der deutschen Kulturinteressen dünken. Deutsche Wissenschaft, deutsche Sprache, deutsche Kunst und Literatur fühlen sich in der Tat in den Spalten begönnet, die Herr Benedikt von seiner Residenz auf dem Semmering aus mit souveräner Willkür und unvergleichlich journalistischem Geschick beherrscht; es ist bewunderungswürdig, wie er das Niveau im Feuilleton gegen alle Konkurrenz nach dem Geschmack seiner Kundschaft zu halten gewußt hat. Was über dem Strich ersehnt und erstrebt wurde, war jedoch nicht selten weniger billigenwert; die liberalistische Weitherzigkeit, der Liberalismus der guten Bilanzen und der genüßlichen Lebensführung, verriet oft die fatalen Einstellungen der Börsenoptik und des Geschäftsmagnatentums, und wenn echte und modern gebildete Wiener die Lueger-Epoche als züchtigende Reaktion heimlich begrüßten, so schien ihnen die Entwicklung recht zu geben. In der zweiten Mission ist sich das 'Weltblatt' stets treu geblieben: es vertrat und vertritt den österreichischen Großmachtgedanken und ist der Tummelplatz schwarzgelber Ideale, — oft sogar schwarzgelber Schmöcke und Tröpfe. Ein solcher hat an unserer Kritik der Wiener Balkanpolitik schweren Anstoß genommen. Das tut uns herzlich leid; aber es mußte sein. Nie sei, seit Palmerstons Tagen, die österreichische Diplomatie so heftig befehdet, mit so hemmungsloser Leidenschaftlichkeit bekämpft worden; und sicher sei das Material zu dem Schandwerk . . . Ja, ja, ein Schandwerk nennt der Wiener Schmock das rückhaltlose und von keinem Auswärtigen Arme eingeblasene Bekenntnis zu unseren Meinungen. Sollte das in der Wiener Fichtegasse nicht etwa auch der Brauch sein? Und sollte man sich dort nicht vorstellen können, daß Berliner Publizisten ohne von Hochverrätern zugestecktes 'Material' die Weisheit des Ballhausplatzes bezweifeln? Schändlich war jahrzehntelang das Spiel mit den Serben, wenn sie auch nur ein Volk von Schweinezüchtern sind. Blind war in beiden Reichshälften die Behandlung der Südslawen. (In Österreich-Ungarn werden die Völker behandelt.) Wirtschaftlich geschah nichts zur Erschließung des Westbalkans. Heute ist's aus; Serbien bekommt seinen Hafen und seine Bahn, ohne Risiko und ohne Kosten; und wegen der Abgrenzung von Albanien werden nicht einmal die slawischen Völker der Doppelmonarchie die Finger rühren wollen. Auch ohne die geschickte Diplomatie des Russen

Benkendorf in London wären die Dinge gekommen, wie sie nach den Siegen der Balkanstaaten und dem sprungbereiten Chauvinismus der öffentlichen Meinung in Rußland kommen mußten, und leuchteten zehn Metternichs den Geschicken der schönen Donauländer. Aus tausend inneren Gründen konnte das Land der vielen Nationalitäten nicht die Germanenvormacht auf dem Balkan sein und die deutsche Bundestreue hatte nie den Sinn, gegen den russischen Kolosß den habsburgischen Balkanehrgeiz mit Gut und Blut zu stützen. Nach dem betäubenden Säbelgerassel der schwarzgelben Helden, und nachdem ein ungeheurer Aufwand blöde vertan ist, feiert man in offiziellen Kreisen selbst die bleichsüchtigen Vorboten eines Einverständnisses zwischen Wien und Petersburg. Hoffentlich hält es sich im Sinne der harten Tatsachenlogik und bleiben die Mächte eingedenk, welche Haufen ohnmächtigen Papiers seit den Abmachungen zwischen Metternich und Metternich in den k. k. Archiven lagern, hoffentlich wehen nie mehr so bössartige Nordwinde wie in Gortschakows Tagen, der das bittere Österreich ist kein Staat, es ist nichts als ein Gouvernement zum Leitstern seiner Politik machte. Wir hier sind den Österreichern herzlich gut; allen, aber insbesondere den lieben deutschen Brüdern mit ihren Sängen und Klängen. Nur ihre Dummheiten ‚indossieren‘ wir nicht gern: wir machen ihrer gar herzige daheim.

Die Unterrichtskommission des Preussischen Abgeordnetenhauses hat eine Petition abgewiesen, die um die Befreiung der Dissidentenkinder vom christlich-konfessionellen Religionsunterricht bat. Die Konservativen und die Katholiken beriefen sich auf das noch immer nicht ganz eingelöste Kaiservort: dem Volke müsse die Religion erhalten bleiben; beide Gruppen unter Entfaltung großer und rührseliger Gelehrsamkeit. Der Zentrumsmannte nannte den heiligen Thomas von Aquin, Duns Scotus, Albertus Magnus und, neben zahlreichen Zitaten aus allerhand Institutiones Sacrae, auch jenes überquellend liebevolle Pöpstlein, das seiner Imperia ein so zartfünniges Denkmal setzen ließ. (Aber ‚dieses letztere‘ blieb ungesagt; leider.) Der konservative Sprecher entschuldigte sich, nur eine alte Autorität, nämlich Stahl (né Schlesinger) anführen zu können; aber sie habe sich schon unter Friedrich Wilhelm IV. und Hengstenberg bewährt; und die Modernisierung des christlich-konservativen Staatsrechts im Sinne der erhaltenden Gesinnungen durch Oskar A. H. Schmiß, den Erneuerer des konservativen Fortschritts, lasse länger auf sich warten, als von dem glühenden und selbstlosen Patriotismus des deutschen Disraeli sich erhoffen ließ. Der Sozialist machte wieder einmal die Paragraphen des Grundgesetzes geltend; man war gelangweilt und wurde grob; da schrie er: ‚Religion ist Privatsache‘. Nun hagelte es ‚Hauptsache, Hauptsache‘ von allen Seiten. Sogar der Nationalliberale entrüstete sich. Er führte Schleiermachers Wort von der Religion als dem

„schlechtinnigen Abhängigkeitsgefühl“ ins Treffen und war kühn genug, Sichte als Kronzeugen für die Erlösung durch aufgenötigten Religionsunterricht anzuführen. Ein Volksvertreter aber, ein einziger, blieb in dem Wirrwarr ungehört, er hatte sich, ein verschämter Dyrker auf unsere Empfehlung ein paar wundersame Zeilen Samartines zurechtgelegt, die also lauten:

Coeurs tendres, approchez: ici l'on aime encore,

Mais l'amour, épuré, s'allume sur l'autel:

Tout ce qu'il a d'humain à ce feu s'évapore,

Tout ce qui reste est immortel.

Er wollte fragen, ob man zarte Herzen zum Altar der Liebe und der freiwilligen Hingegebenheit an den Daseinsgrund wie zur Schlachtbank und auf dem Umwege über erzwungene Religionsstunden schleppen dürfe. Er fragte umsonst. Wegen des Tumultes; vielleicht auch, weil er französisch nach der veralteten Methode Jacotot näfelte. Anno mirabili 1913.

Der nach allen Seiten reinigende Balkankrieg treibt seinen sprengenden Keil auch in die verfilzte Dogmatik unsrer öffentlichen Meinung, auf allen Gassen schallt jeso das Anti-Kaiserwort: 'Unsere Zukunft liegt auf dem Lande', so zwischen Thorn und Meß; und man verkündet als ewige Wahrheit den Satz, den einsichtige Politiker und Offiziere schon vor der ersten Militärnovelle im Jahre 1911 aussprachen: daß Deutschland nur auf dem Lande tödlich zu verwunden sei und daher alle Tauglichen, aber auch alle, zum Waffendienst heranzuziehen seien. Die Kosten? Von den tragikomischen Krämpfen der Regierung, sie der platonischen Bewilligungsbereitschaft der im erhabensten Sinne nationalen Parteien zu extrahieren, spreche ich später. (Das Zentrum wird entscheiden. Es ist das Parlament im Parlament. Es ist die große Tatsache im deutschen Leben, unendlich einflussreicher als die Sozialdemokratie. Nicht, als ob geschähe, was es will; aber es geschieht nichts, was es nicht will.) Aber mit Genugtuung notiere ich heute die Vorschläge kluger Extrapatrioten: Nur die Ziffer der Subaltern- und Unteroffiziere sei zu steigern; an den Ruhegehältern seien Millionen zu ersparen, wenn ein vernünftiges System der Auslese herrschte und tüchtige Offiziere im rüstigsten Alter nicht immerfort massenhaft aus dem Dienst gedrängt würden; und dem Unfug der Ausgaben für paradierenden Humbug sei endlich zu steuern. Natürlich hängt hüben und drüben über den privaten Meinungen ein Gewölk schwärzesten Mißtrauens. Ein großes deutsches Blatt, das für Offiziere, höhere Beamte, Prediger und Lehrer unabhängige Politik macht, lallt faustisch: 'Sie lispeln englisch, wenn sie lügen' und erklärt zum Verhältnis 10:16: — 'Wir Deutsche dürfen stolz sein, daß auf anderthalb Engländer ein Deutscher kommt'. Es ist nicht leicht, zu hoffen.

Anmerkungen

Montaigne

Was ist es, das uns, über die Jahrhunderte hinweg, zu jenem Michel de Montaigne zieht, zu jenem zunächst so durchschnittlich anmutenden gascognischen Edelmann aus reichgewordener Fischhändlersfamilie, der, seinen lateinisch redenden Erziehern entwachsen, in Paris das gewöhnliche Leben junger Leute führt, reich heiratet, Kinder zeugt, vor Frau und Kind in einen runden Turm flieht zu alten Büchern, um diese Bücher herumphilosophiert, ohne doch die Kraft zu einem System aufzubringen, nebenher (in einer aufgeregten Zeit) ein bißchen reist und ein bißchen bürgermeister und schließlich wohlbetagt eines sanften Todes stirbt? Es ist dieses: daß er als der erste den Mut findet, ganz und ausschließlich er selbst zu sein, Michel de Montaigne, nichts als er selbst, sich keinem Staat und keinem König, keiner Lat und keiner Idee, keinem Glauben und keiner Liebe hinzugeben; vielmehr mit satten Sinnen, jedem Ehrgeiz fern, wie ein seliger Gott sich selbst zu genießen und dieses schöne Dasein im schönen Bilde festzuhalten und zu gestalten; daß er, um es mit einem Wort zu sagen, die erste Persönlichkeit war. (Warum mißbrauchen die Schmecke dieses Wort für kranke, undisziplinierte, verrenkte, verzerrte, von tausend Dämonien gehegte Naturen, die alles andere sind als sie selbst?) Wo wir Heutigen, ein Geschlecht voll romantischer Zwiespältigkeit und sehnsüchtiger Unsicherheit, bei dem hoffnungslosen Versuch, uns über uns selbst zu steigern, oder einzelne Zweige unseres Wesens zum Schaden der andern in die Höhe zu treiben, uns nur um alle Ruhe

und Stete bringen, da lebte jener Weise sein Leben, wie er es aus der Hand der gütigen Natur empfangen hatte, mit stillem Lächeln, durchleuchtete es von innen und ließ es, seiner selbst sicher, ganz langsam wachsen und reifen. Und darum kann das unvergängliche Kunstwerk der Essais in seiner wohlthuenden Einfalt dieser großstädtischen Zeit zugleich Trost und Labsal sein. Das ist seine lebendige Geltung.

Und sein Platz in der Geschichte? Nachdem der einzelne sich erst aus der Mutterlauge der Staatsgemeinschaft herauskristallisiert hatte, in dem Maße, als (im römischen Riesenreich) der Staat zu einer Abstraktion verblaßt war; nachdem das Christentum, zu Scheidung und Entscheidung drängend, die stattgehabte Differenzierung ins Bewußtsein gebracht, das freigewordene Ich aber sogleich wieder an Gott und Himmel und später an den starren Staat der mittelalterlichen Kirche vergeben hatte, war im großen Erwachen der Renaissance das Selbstgefühl, wie ein lange gehemmter Quell, plötzlich mit ungeheurer Wucht und Gewalt aufgebrochen und drohte alles zu überschwemmen, den Bestand der Gesellschaft gefährdend. Da gießt Montaigne in die aufgeregten Fluten seine Skepsis und leitet sie hinein in die hergebrachten Flußtäler. Freilich mußte er dazu die Titanenfreude zu milder Heiterkeit und die Unrast zu sanftem Phlegma herabstimmen: die Entdeckung der Neuen Welt und die Wiederentdeckung der alten, die das Lebensgefühl jener ins Unendliche gespannt hatte, ist für ihn schon satter Besitz; die Lust am Sein, die jene über sie hinausgehoben hatte, mit ihnen davon-gelaufen war, führt ihn nur erst recht zu

sich selbst und hilft ihm alle Tropfen seiner vollen Schale treulich zusammenzuhalten, nicht einen verschüttend, so daß er recht eigentlich den Namen eines reifen Menschen, eines Humanisten verdient. Nach dem großen Frühlingsrausch leitet er hinüber in den Sommer des esprit classique; das unbegrenzte, alles Gewordene bedrohende Vertrauen in die Kraft unserer Vernunft biegt er um zu jener bequemen Überzeugung von der Relativität aller Meinungen, Gesinnungen und Einrichtungen, zu jener staatserkhaltenden Indifferenz, die seinen Erben selbst im Staate des Sonnenkönigs, inmitten von Tausenden verhungender Bauern, ruhig zu leben gestattet, die noch den Herrn von Voltaire statt zum Zorn nur zum Grinsen bewegt und erst vor dem heißen Haß Jean Jacques' zerfließt.

Für ihn selbst war diese Skepsis nicht mehr als ein Vorwand, sich den Forderungen der erregten Zeit zu entziehen: wenn man will, sogar Flucht und Feigheit; Republikaner und Heide, vermochte er durch sie ein guter Royalist und Katholik zu sein und, gläubig aus Zweifel am Zweifel, zu wallfahren und zu beichten; — für die Geschichte aber wurde sie ein unschätzbares Verdienst, denn eine reiche und klare Persönlichkeit auf Seiten der Ordnung hilft ihr mehr als tausend Bajonette; Montaigne aber war bei aller Achtung vor dem Bestehenden von seltener Bewußtheit und Ehrlichkeit: „Das öffentliche Wohl verlangt, daß man verrate, daß man lüge und daß man mezele“, aber man muß eben „diese Rollen von stärkeren und weniger furchtsamen Bürgern ausführen lassen, welche ihre Ehre und ihr Gewissen aufopfern wie jene Männer des Altertums ihr Leben fürs Heil des Vaterlandes aufopfert“.

Den Inhalt der „Essais“ bilden sorglose Spaziergänge in fremden Büchern und im eigenen Ich, au hasard des sentiers, ohne Folge, ohne Aufbau, ohne Abschluß; er notiert, was ihm einfällt, was

ihm auffällt; dieses Kapitel füllt wenige Seiten, jenes ein ganzes Buch. Seines Lebens und Schreibens Grundsatz ist Bequemlichkeit: „Die wenigst angestregten und natürlichsten Äußerungen unserer Seele sind die schönsten“. In der Wirtschaft läßt er sich lieber betrügen als seine Leute zu überwachen. — Ob er Stoiker war oder Epikuräer? Keines von beiden: an jenen reizte den Eklektiker die gelassene Heiterkeit und Sicherheit des Wandels, die das innere Leben von allen Zufällen des äußeren loslöst und im Tode, zumal im freiwilligen Tode, die schönste Vollendung eines vollendeten, aus eigenem Willen gestalteten Lebens sieht; an den anderen die Überzeugung vom Wertgehalt der Lust. Beide sind ihm, wie das ganze Altertum, nur Illustrationen zum eigenen Sein.

Es ist selbstverständlich, daß ihm auch in seinen Selbstbekenntnissen jede Lüge unkünstlerisch, ja plebejisch erschienen wäre; daß seine feine Offenheit der Schamlosigkeit des kranken Rousseau so wenig ähnelt wie die graziose Ausgelassenheit eines venezianischen Carnevals der krampfhaften Ausschweifung solcher Vergnügungen etwa — in Berlin; daß er zuviel Ehrfurcht hat vor dem organischen Gebilde seines eigenen Ich, als daß er es zerblättern und zerfasern könnte. Er weiß, daß wir die letzten Hüllen nicht aufheben dürfen. Auch schielt er nicht zuviel ins Publikum. Er spricht nicht so sehr von als mit sich, um sich die Gespräche mit dem toten Freunde de la Boétie zu ersetzen. (Die Frauen mißachtet er.)

Die Grenzen seiner Begabung sind leicht zu sehen. Sein blindes Vertrauen in die angeborene Güte der Menschenkinder, seine moralische Naturgläubigkeit, seine Erziehungs- oder eigentlich Nichterziehungslehre (das fais ce que voudras des Rabelais) sind gewiß nicht geeignet, Grundlage einer allgemeinen Gesetzgebung zu werden; aber ist nicht zuviel Vertrauen allerwege schöner als Mißtrauen, und sind

nicht auch von den politischen Parteien diejenigen anziehender, deren Optimismus der tatsächlichen Moral und Tüchtigkeit ihrer Zeitgenossen vorausseilt, als die andern, die noch dahinter zurückbleiben? — Sodann: er war keine runde Persönlichkeit, er litt zweifellos an einer Hypertrophie des Intellekts (mit der sich freilich, wenn sie nicht bis zur Auflösung aller Instinkte geht, immer noch am leichtesten leben läßt). In Deutschland wird man die Fehler seiner Vorzüge noch deutlicher empfinden als anderswo; hier liebt man, bei aller ihrer Gefährlichkeit, die Giganten mehr als die wohlherzogene Mittelschlächtigkeit; hier verlangt man, daß der große Mensch sich tausendmal hingebe und tausendmal zurückgewinne (indem die Idee in ihm, nicht er in der Idee aufgeht); kurz, hier will man mehr Heldentum. Vielleicht, weil hier der spröde Boden das Volk zu härterem Ringen zwingt als im glücklicheren Frankreich?

Wilhelm Weigand hat, um die Gefahren äußerlichen Biographierens und haltlosen Ästhetisierens gleichermaßen zu vermeiden, sein kluges Buch über *Montaigne* (bei Georg Müller, München) in zwei Hälften gespalten, von denen die eine das äußere, die andere das innere Leben behandelt. Er hätte, zumal hier, wo Werk und Leben wirklich Eines sind, beides verschmelzen müssen.

Eugen Lerch

Der junge Björnson*

Die einzige Gelegenheit in meinem Leben, Björnson persönlich kennen zu lernen, habe ich aus Bedenklichkeit versäumt. Der alte Dichter kam wegen irgendeiner Aufführung nach Berlin. Es sollte ihm ein Fest gegeben werden, und

* Björnsterne Björnsons Briefe. Herausgegeben von Halvdan Koht und Julius Elias. S. Fischer, Verlag, Berlin 1912.

man hatte Sorge getragen, die Kritiker der Tageszeitungen möglichst vollzählig einzuladen. Was sich in mir sträubte, war wohl eine rechtschaffene Hemmung. Das besondere Werk, eins seiner letzten, erwartete ich nicht ohne Bedenken; der gewaltigen Persönlichkeit fühlte ich mich nicht gewachsen, am allerwenigsten durch die Macht, die der Kritiker mittelst der Preßgewalt eine Nacht oder einen Tag über den Mann haben würde. Ich fürchtete, an die breite Brust gezogen zu werden, an der schon so viele Freunde eines Augenblicks oder einer Situation geruht hatten, und es ist dann für die anderen, die Mutigeren oder die Neugierigeren, wohl auch so gekommen.

Man kann nicht ein Lebenlang Dichter, Redner, Schauspieldirektor, Politiker, Vereinsgründer und Redakteur sein, ohne gewisse fertige Stellungen anzunehmen, ohne allmählich ein tiefes Bedürfnis der eingeborenen Natur durch leichte und auch äußerliche Erfüllungen zu befriedigen. Björnson wurde ein Routinier der Freundschaft, Kameradschaft, Brüderschaft, aber dieser Trieb stammte aus der besten Wurzel seines Lebens, und wenn man ihn auch ironisiert haben mag, geht man in seine Jugend zurück, in die Lehr- und Wanderjahre dieser Briefe, man muß dieses Bedürfnis nach Menschen, nach Gleichgestimmten und Hochgestimmten verehren, das uns heute fehlt, weil uns der Überschuß an Kräften fehlt. Björnson war eine werbende Natur, immer in Bräutigamsstimmung, ein unermüdlicher, unenttäuschbarer Freier um die Sache der Humanität; er wollte alle die herrlichen Menschen, die es gab, zu einem Bruderbunde sammeln, um die Menschheit zu veredeln. „Unsere Ideale sind unsere Erfahrungen,“ sagt er mit einem schönen Worte der späteren Briefe aus Aulestad. Und daß er ein erfahrener Mensch war, der das Leben nicht schwärmerisch umdeutete, wird ihm niemand bestreiten können. Ibsen war einsamer, kühler, vorsichtiger und selbst geizig mit seiner

Persönlichkeit, aber im Grunde mehr Moralist.

Wir müssen die beiden Männer überhaupt in die europäische Zeit einstellen. Norwegen erwachte als Nation, schuf sich das Bewußtsein einer Kultur-gemeinschaft, und so sind seine beiden großen Dichter in einem Grade zu Erziehern geworden, wie wir ihn sonst unseren Klassikern des achtzehnten Jahrhunderts zuerkennen. Sie haben vorbildlich und charakterbildend auf ihr Volk gewirkt, sie haben noch eine Rolle übernommen und durchgeführt, auf die die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts verzichtet zu haben scheinen. Das Vorbildliche an Ibsen ist die Unbarmherzigkeit gegen das eigene Leben, gegen den individuellen Lebensstoff, der zerrieben werden muß, damit das Werk sich rein kristallisieren kann. Das Vorbildliche an Björnson ist die Gewalt der Hingebung, die Fähigkeit warm und fließend zu bleiben, und man kann wohl sagen, daß das seelische Klima in seinem Lande wärmer wurde, als der Strom seiner Jugend sich darüber ergoß mit einem seligen Willen zur Fruchtbarkeit. Zu diesem gehört die spontane Beweglichkeit, frohes Stürmen, lautes Brausen, zu jenem die sprödeste Abgeschlossenheit und härteste Geschlossenheit. Ibsens Egoismus wurde am Anfang mit Mißtrauen empfangen, Björnsons Altruismus wurde am Ende mit einiger Ermüdung ertragen. Der echtere war der alte Ibsen, und der echtere war der junge Björnson.

Diese Briefe sind keine Kunstwerke, die Björnson zu der besonderen Junft der klassischen Brieffreiber gefellen; es sind auch keine Dokumente der ästhetischen Gesetzgebung. Aber man hat mit einem prachtvollen Mann zu tun, der die Feder laufen läßt, wohin sie will, der sich das traurige Herz fröhlich, das fröhliche traurig schreibt, der sich in einem ungestümen Mitteilungsbedürfnis ausleert und doch immer voll bleibt. Der nicht nur die Arme öffnet, um einen Freund schnell an die Brust zu

ziehen, sondern auch das Portemonnaie, wenn es eine Kraft zu erhalten und irgendeine Saat zu retten gibt. Ein Kerl also, wie ihn Goethe einmal gelobt hat, der von dem austeilt, was er gerade überflüssig hat, sei es Geld, gute Worte, Hoffnungen, Warnungen oder auch Prügel. Ferner ein Kerl, der nicht minder zu danken und zu empfangen weiß, von Menschen und von Werken. Ibsen kniete nicht gern vor anderen Altären, und er hat Anregungen, die ihm zulamen, mit einiger Unstilligkeit aus der Reinschrift seiner Werke sozusagen fortradiert. Björnson bekennt sich, wie ihm gerade zumute ist, zu Goethe, Schiller, Kleist als zu herrlichen Leuten, die uns manches mit Nutzen vorgelebt und vorgedacht haben; was ihn nicht hindert, daß er sie auch einmal anfährt. Die Toten werden nicht anders als die Lebenden behandelt. Die Menschen haben wohl alle einen guten Kern, man muß es ihnen nur sagen. Einer macht schuftige Politik, einer schuftige Literatur, aber Schufte von Natur und im Ganzen sind sie nicht. Und es ist noch in Björnson der gerade schöne Geist des achtzehnten Jahrhunderts, der die Erweckung des vernünftigen Menschen erwartet und eine Religion der Herzen. Auch der liebe Gott ist ein Freund von Björnson, und es klingt durchaus echt, wenn er zu ihm betet: laß mich besser werden und meine Werke!

Arthur Eloesser

Orlando und Angelica

Nach zwei Polen hin hat sich das menschliche Drama entwickelt — zur Tragödie und zum Puppenspiel. Die Idee des freien Willens steht über dem einen, die des Schicksals, des Determinismus oder wie man das Gefühl des Objektivseins für einen fremden Willen sonst bezeichnen will, über dem anderen. Die Tragödie lebt von dem Glauben an einen Kampf des Lebens, an die Macht des mensch-

lichen Willens, das Puppenspiel von der Überzeugung, daß nur das Spiel des Lebens die Marionetten durcheinanderwürt, daß der Zufall (oder das Geschick) der eigentliche Souverän des Daseins ist. Zwischen den beiden Extremen gliedert sich die bunte Mannigfaltigkeit dieser Spiegelbilder des Lebens — und nur selten einmal zwingt eine Faust von innen her die Gegensätze zusammen, läßt ein leidend lachender Spiel und Kampf durcheinander tanzen, den Wollenden zur Marionette, die Marionette zum Kämpfer werden. Frank Wedekinds Größe ist zum Teil wenigstens von hier aus zu erfassen.

Das Ironische wird zur Parodie, wenn die Vereinigung von Tragik und Puppenspiel über die Literatur geht, wenn das Heldenlied zur Komödie herabsteigt und der Draht historisch legendäre Lanzen und Schwerter regiert. Diesen Weg ist Julius Meier-Graefe mit seinem zehnkäftigen Puppenspiel „Orlando und Angelica“ gegangen, das er zusammen mit Erich Klossowski bei Paul Cassirer herausgegeben hat. „Von Kaiser Karl und seinen Paladinen und ihren Kämpfen wider die Heiden, auch von Angelica und Rolands Liebe, Wahnsinn und Genesung und manch anderen Umtrieben“ wird hier gehandelt — frei nach der Überlieferung der Neapler Marionetten; der Sang vom rasenden Roland hat die Materie hergegeben, die hindurchgegangen durch das wunderliche Köhrennes versteckter Tradition, verquickt mit hundert anderen Motiven hier unter den Händen eines Menschen von heute eine neue zugleich literarische und unliterarische Form gewonnen hat. Ein Puppenspiel ist entstanden, das eine Nuance von Selbsttravestie hat und zugleich auf van Geldern und Japanbüten erscheint, das ein Spiel mit dem Spiel ist und gerade darum trotz seines festlichen Gewandes dem feierlichen Bibliophilernst eine amüsante Beimischung verminderten Ernstnehmens gibt.

Meier-Graefe hat die zehn Akte in

einer Form festgehalten, der man noch die Freude anmerkt, die er angesichts des Originals empfunden hat. Das Behagen am reinen Geschehen, das auch das Marionettentheater mit seinen Kämpfen und Leiden trägt, klingt in den Reden dieser Helden und Zauberer, Prinzen und Paladine, Königinen und Ungeheuer lebendig nach, steigert die Prosa in den dramatischen Höhepunkten zu Versen von einer ebenfalls marionettenhaften Grazie der Reime und des Rhythmus und gibt dem Ganzen eine sympathisch einheitliche Atmosphäre von grotesker Komik und Relativismus. Das Durcheinander von Heldenpathos und Gegenwartsprosa (die zuweilen allerdings ebenso an den Strand der Spree wie an den von Neapel erinnert) erhöht diesen Reiz noch; und die Stellen, die mehr oder weniger frei gewachsen sind, wie zum Beispiel im irdischen Paradiese die kleinen zeitgenössischen Bosheiten, vermehren neben den von historischem Säbelraseln erfüllten Szenen sehr amüsant den Wirtwart der Stile.

Zu der zehnkäftigen, glücklich auslaufenden Tragödie von Rolands verlorenem und wiedergewonnenem Verstand hat Erich Klossowski, dem wir das Buch über den Maler Daumier verdanken, „nach den Puppen, wie er sie in Neapel im Teatro Stella Serere, bevor selbiges im Dezember 1911 durch schrecklichen Brand zerstört wurde, gesehen,“ ein Reihe zum Teil mehrfarbiger Lithographien geschaffen. Szenenbilder, ein paar Schlusstücke, ein paar Intermezzi, im wesentlichen aus dem gleichen Geist geboren, aus dem der Text entstand. Das Parodistische ergab sich hier aus der Verquickung von Heldengeste und Puppenmechanik, aus dem drahtbedingten Pathos und der Möglichkeit, das Bild der Marionette mehr oder weniger dem Menschlichen anzunähern. Klossowski hat mit Geschmack und Instinktsicherheit alles rein Karikaturistische vermieden und durch eine gewisse leise Zärtlichkeit, durch eine sozusagen väterliche Zuneigung für

seine Objekte seinen Teil am Werk gegenüber dem Text durchaus selbstständig. Wort und Bild haben den gleichen Ausgang; der Maler aber entschädigt beispielsweise die schöne Angelica für das, was sie in der Tragödie erleidet, durch eine besondere Nuance von Zartheit, die die Gestalt aus der Sphäre des Illustrativen heraushebt und gewissermaßen vermenschlicht: wo sie als Akt erscheint, geht Klossowski regelmäßig über die Marionettenexistenz hinaus ins sympathisch Menschliche — und bei ihrem Porträt in belleidetem Zustand ebenfalls. Instinkt für den Humor des Unschaulichen jenseits der Situation vereint sich mit einer Art Kokologefühl im Vortrag zu einem Ganzen von sehr feiner Art. Die zehn Blätter vor den einzelnen Akten wirken wie Variationen des Grundthemas: eine leise Stenogramm-erinnerung in den Kampfszenen unterstützt den Eindruck sozusagen stilgeschichtlich.

Paul Fechter

Christian Wagner

In einem kleinen Dorf in Württemberg lebt ein alter Bauer, der Gedichte macht und ein paar Büchlein herausgegeben hat. Das ist nicht weiter merkwürdig. Merkwürdig aber ist, daß in den hoffnungslos unbekanntem, im Ausdruck oft ganz dilettantischen Büchern dieses Mannes ein leidenschaftliches kosmisches Gefühl und eine tiefe mythische Weisheit lebt. Dem siebenundsiebzigjährigen Christian Wagner ist neulich der Jahrespreis des Frauenbundes zur Ehrung rheinländischer Dichter zugesprochen worden, zu diesem Anlaß ist bei Georg Müller in München eine von mir besorgte Auswahl seiner Gedichte erschienen. Die Sichtung seiner Bücher, die zum Teil mühsam zu lesen sind, ergab ein Resultat, das mich selbst überraschte: das reizvoll unsymmetrische, großzügige Gebäude seiner Gedankenzyklen mußte fallen, der seltsame Ton seiner Bücher,

die eine ewige Melodie mit immer neuen Abwandlungen darstellten, ging zum größten Teil verloren, das energische ethische Pathos fiel dahin, der fruchtbare Variantenreichtum erlosch; dafür aber entstand eine kleine Auslese von reinen Gedichten, deren Mehrzahl ich für unverlierbar halte. Meine ursprüngliche Absicht, auf kleinem Raume ein gedrängtes Bild dieses Phänomens Wagner zu geben, ist mißglückt. Statt dessen entstand ein Gedichtbuch, dessen Schönheit und Tiefe den reifen Genießern echter Lyrik ein Erlebnis werden wird, wie es mir eines war.

Hermann Hesse

Das gesprochene Wort

Das Buch „The Art of the Orator“ von G. R. Jones bringt einen mit seinem schwächlichen Theoretisieren auf den Gedanken, daß es nicht nur mit der Kunst der Rede, sondern auch mit dem Verständnis für diese Kunst vorbei ist. Sollte das damit zusammenhängen, daß nie so viel geredet wurde, als gerade heute? Der Verfasser sagt, heutige Reden seien praktischer geworden, womit er aber nicht wohl meinen kann, daß sie wirkungsvoller geworden sind, sondern nur, daß der heutige Redner nicht wie Demosthenes vom Patriotismus oder Bossuet vom Tode als vielmehr von den praktischen Dingen des Tages spricht, unter der Tyrannei der Fakten, in die wir uns begeben haben. Die wertvollste Bemerkung in dem Buche ist ein Wort Gladstones, das Lloyd George in der kurzen Einleitung zitiert: „In einem Konflikt zwischen Rede und Presse betreffend die Beeinflussung der öffentlichen Meinung wird in England eine wirksame Rede sicher gewinnen.“ Dabei ist zu erinnern, daß Gladstone noch die höchste Macht der Presse erlebt hat, als ein De-lane die „Times“ leitete, der mit Palmers-ton nicht fertig werden konnte, wie es eine geringere Presse mit den geringeren

Gladstone und Randolph Churchill nicht vermochte. Die Presse hat es mehr und mehr aufgegeben, mit der Rede zu konkurrieren, — sie hat nur die Geste beibehalten, weil sie zum Handwerk gehört, und verzichtet immer mehr auch auf diese Geste und gründet sich auf „Parteilosigkeit“ mit offenem Geständnis ihrer Einflußlosigkeit. Sonderbarerweise hat die Rede von dieser Kapitulation ihrer Rivalin, der Presse, nicht profitiert. Es ist kein Zweifel: je mehr heute öffentlich gesprochen wird, desto weniger Redner gibt es. Es wird eben nur mehr bestenfalls gesprochen, aber nicht mehr geredet. Sprechen kann jeder oder kann es mit Übung lernen, reden nicht, auch durch Übung nicht. Die Rede ist eine Kunstform, heute, wie es scheint, verloren, im abundanten Sprechen verloren gegangen. In den zahllosen Vertretungskörpern gibt es Äußerungen zu engumschriebenen Fakten, gibt es Debatten, gibt es Geschwätz, — nicht Rede. Was da gesprochen wird, ist kaum anzuhören, viel weniger zu lesen. Denn eine Rede muß man auch lesen können, nach Jahren, nach Jahrhunderten; muß man noch lesen können, wenn der Gegenstand der Rede gleichgültig geworden ist. Das vertragen unter neueren Reden nur ein paar von Bismarck oder Lassalle oder von Abraham Lincoln oder Lord Morley. Vielleicht auch ein und die andere Rede von Bebel. Schon beim Nennen dieser Namen denkt man an die Größe des Gegenstandes, der diesen Reden Anlaß war, und verbindet den Niedergang der Redekunst mit dem zunehmenden Mangel großer Anlässe. Auf eine Bemerkung über das geringe Ingenium heutiger politischer Beamte hörte ich den Staatssekretär Solff reizig und richtig antworten: „Ich bitte Sie, wozu soll ein Regierungsassessor, der über dem Entwurf eines Reblausgesetzes sitzt, Genie haben?“ Die Politik ist nicht mehr so großartig, wie sie früher war oder zu sein meinte, und die Politiker haben, höflich gesagt, nicht mehr so feststehende Überzeugungen, als daß sie

Courage zum Pathos hätten. Ihr Leben steht unter starker öffentlicher Kontrolle, — ein Zwischenruf bringt die schönste Periode ins Wanken, und der Bau stürzt und begräbt den Architekten. Wozu noch kommt, daß uns die großen Worte abgenutzt erscheinen und zu billig geworden: so zweifelt man auch an den großen Gefühlen.

Es ist ein seltsamer Zustand: das gesprochene Wort ist stärker, wirkungsvoller als das geschriebene, und es fehlt ihm doch die Macht, weil es nicht Rede wird. Wer von dieser seiner Zeit vernommen werden will, muß reden. Und wer dieser Zeit etwas zu sagen hat und ein Redner ist, der wird sie gewinnen. Und wer ihr das erwartete Evangelium des dritten Reiches rednerisch verkündigt, wird die Millionen in Bewegung bringen. Schon hat sich die ermüdete Schrift den Parlographen erfunden. Die Lyriker stammeln ihre Gedichte vor einem gutmütigen Publikum von Freundinnen. Die bekannten Journalisten lassen von Zeit zu Zeit den Schreibstift und gehen aufs Podium. Der dümmste Schwankschreiber, der durch einen Komödianten redet, lebt im Munde von Zehntausenden und mehr. Arme Teufel des Geistes stehlen sich einen Vortrag über irgendwas in der Welt zusammen und gehen damit auf langjährige Reisen. Bildungsvermittler aller Art geben einem zum Lesen zu faulen oder unfähigen Publikum das Denken und Tun der Welt in einer Haselnuß. Alles profitiert von der bequemen Lust heutiger Menschen, sich was vorsagen zu lassen.

Aber es ist eine Erwartung in den Lauschenden, in den immer und immer wieder enttäuscht Lauschenden. In manchen dieser Versammlungen, wo einer vorträgt, warum ein Gott ist oder warum keiner ist, kann man diese gespannten, bis aufs Äußerste gespannten Gesichter der Horchenden auf das Wort sehen, das zu finden, zu hören es sie hierher getrieben hat. Immer wieder ist es doch nur ein irgendwas Vortragender, der in sein Konzept und auf die Taschenuhr schaut. Aber ein Redender

wird es sein, der das Heil bringt. Das Schrifttum hat für diese auf das Wort Wartenden etwas Gelehrtes und etwas Gelogenes, — sie können dem, der es schrieb, nicht ins Gesicht sehen, ihn nicht auf sein Gesicht prüfen, wie sie als einfache und so oft betrogene Menschen müssen. Ganz sicher: einer wird kommen und reden wie Franz von Assisi. Bis dahin muß man sich halt mit den Herren Erzberger und Dertel einrichten.

Franz Blei

Chesterfield

Der Verlag Georg Müller, München hat die von Bierbaum gegründete Bücherei der Abtei Thelem um zwei dicke Bändchen in Blau und Gold vermehrt, die Chesterfields kaum namentlich bekannte Briefe in einer vielleicht zu vollständigen Auswahl der Öffentlichkeit wiedergeben. Zwischen 1738 und 68 hat sie einer der gewinnendsten, englischen Hofleute an seinen Sohn geschrieben, um ihn zum Weltmann nach dem Idealbilde seines eigenen Ich zu erziehen.

Chesterfield lebte in jener gesegneten Epoche des vorletzten Jahrhunderts, in der man seine Genußsucht spitz ironisierte, ohne sich von seinem Spott und Grübeln in seinem Lebenswandel beirren zu lassen. Man suchte, ein Weltmann und ein Philosoph zu sein, und betete Shaftesburys Religion des Virtuoso vor den Hausaltären des gefällig Schönen nach. Shaftesbury hatte die gute Kinderstube als Vorschule der Philosophie bezeichnet, indem er lehrte, das Leben durch die Sitte zu einem Kunstwerk abzurunden, und mit unerschütterlicher Ruhe, stoisch, aber epikuräisch, seine Lage zu verbringen. Der Mensch hatte, lange bevor ihm Schiller einen Palmzweig in die Hand drückte, eine neue Würde bekommen und mit ihr das beruhigende Gefühl der Vollkommenheit, der er sich durch Reflektionen zu nähern suchte, ohne sich in Widerspruch

mit seinen Taten zu fühlen. Da die Zeit kein Chaos hatte, fiel es ihr leicht, sich zufriedenzustellen, die beliebtesten Sittensprüche von Cicero, Horaz, Seneca, Epiktet und Marc Aurel zu verwirklichen, und sich durch eine harmlose Skepsis nicht im Uberglauben an eine objektive Wahrheit erschüttern zu lassen.

Zu so einem Virtuoso erzog also Chesterfield seinen Sohn auf dem Wege einer monologischen Korrespondenz, und da der alte Lord in seiner Art typisch war und in seinem Element produktiv, können wir seine Briefe als Wademekum für den Weltmann in die Hand nehmen, wie ihn die feinsten Geister der vorrousseauischen und vogoethischen Zeit erträumten und ins Leben stellten.

Die Briefe sind zuerst an einen Knaben, dann an einen Jüngling, zuletzt an einen Mann gerichtet. Dem Knaben stellt Chesterfield Muster von Großmut und Mäßigung aus der römischen Geschichte vor Augen und beginnt, ihn den Unstand zu lehren, dessen Grundsätze das ganze Buch durchziehen. Über den Gegensatz zwischen antikem und französischem Geist setzt sich der Lord so leicht wie seine Zeit hinweg, verehrt aber aus innerster Sympathie Alkibiades, den er auch am leichtesten französierten konnte. Unermüdlich hält er dem Jungen die Wichtigkeit des persönlichen Erfolges vor Augen, die Notwendigkeit, zu gefallen, die Gefahr, zu verletzen, die Lächerlichkeit eines gezwungenen, unfreien Benehmens, das Einnehmende eines gewandten sicheren Umgangs. Vom Waschen schreibt er nichts, weil er es wohl selbst noch nicht hochschätzte. Köstliche Szenen entwirft er aber von Löblern, die eine Tasse ungeschickt anfassen, über ihren Degen stolpern, ihren Hut fallen lassen, ins Glas husten, und die Gefangenen ihrer Kleider sind. Er ermahnt ihn, sich passend und daher unauffällig zu kleiden, wenig von sich zu reden, unbeobachtet zu beobachten und mit einem nicht zu leichten, nicht zu schweren Thema die Unterhaltung zu bestreiten. Überlegen erklärt er die Gesellschaftsformen für Not-

wendigkeiten, die ein Weiser durchschaut und nur ein Narr ignoriert, und goethisch den Umgang mit Frauen als das Element der guten Sitte. Daß aber ein Philosoph nicht in der Gesellschaft aufgehen kann fällt ihm nicht bei, ihm, der in der Atmosphäre des Lockischen Erziehungsideals aufgewachsen, den Philosophen mit dem Weltmann identifiziert, wenn nur der Weltmann über Gott und Frauen plaudern und den Virgil zitieren kann. Da er als älterer Mann diese Briefe schreibt, hat die Wissenschaft seine Freude am Flirt ein wenig verdrängt und sich in seinem Geist als Höhepunkt und Lohn des Lebens festgesetzt. War er doch zu klug, um nur der Welt, zu sinnlich, um nur der Philosophie anzugehören. Aus der Synthese seiner Elemente entsteht also ein Mann, der das Sein empirisch erfaßt und bei seinem Sohn auf die Übung dringt, selbständig zu sehen und zu lesen und dieses mit jenem zu verbinden. Er predigt nur, was er erlebt hat, aber da es wenig ist, wiederholen und variieren sich in seinen Briefen ein halbes Duzend praktischer Gedanken in immer reizvollen Beispielen. So ist er in jeder Hinsicht typisch für die Zeit, die den letzten europäischen Stil hervorgebracht hat, und durch den Umstand, daß er sich als Vater so offen hingibt, mit keiner Persönlichkeit der Weltliteratur zu verwechseln.

Dem Ideal des deutschen Erziehers hinkt Chesterfield allerdings wie eine Karikatur nach, schwebt ihm aber auch mit Grazie voraus. Er ist der Freund seines Sohnes,

wirbt um sein Vertrauen und malt ihm die Welt in unpuritanischen Farben aus. Manchmal erscheint er in seiner gütigen Onkelhaftigkeit, in seiner Besorgtheit und in der Umsicht seiner Ratschläge wie ein Volonius des ancien régime. Der Kaiserliche Rat Goethe und Leopold Mozart drillten ihre Söhne und mißverstanden sie bis zur Verzweiflung, so daß sie es sich verdient haben, als Musterbilder guter Väter in deutsche Lesebücher aufgenommen zu werden. Chesterfield muntert seinen Sohn auf, zu leben und zu genießen, treibt ihn in die Arme der Madame de Blot und hat noch seine Freude dran. Es ist peinlich, wenn Eltern ihre Kinder nicht uninteressiert in die Liebe einführen, weil Kinder nicht zu deutlich an die dunklen Umstände erinnert werden wollen, denen sie meist ihre Existenz verdanken. Diesen Briefen fehlt aber das in solchen Fällen Peinliche, weil sie aus einer aufrichtigen Atmosphäre kommen und in eine erotische zu münden scheinen. Durch seinen Tod enthüllte sich der junge Chesterfield unvermutet als Gatte und als Vater sogar legitimer Kinder, an deren Familientisch die Briefe des Alten wahrscheinlich mit Kopfschütteln verlesen worden sind. Das Leben des Jungen hatte mit einem Wiß begonnen, da sein Vater nur einer Wette wegen ein spröb hugenottisches Fräulein verführt hatte, das so seine Mutter wurde. Es endete mit einem Wiß, dessen Pointe den Vater traf, schlemihlhaft, versteckt und verkannt, in einer vorbildlich bürgerlichen Existenz.

Felix Stöbinger

Deutschland und England

von B. Lawrence Frhr. von Mackay

England wird alle von dem Nil, Euphrat und dem Tigris, von dem Roten Meer und dem Persischen Meerbusen bespülten Länder gänzlich und für immer in seine Gewalt bekommen; es wird dem südlichen Asien wenigstens um die Hälfte näher gerückt werden; es wird den Weg von London nach Bombay auf vierzehn Tage abkürzen . . . Es kommt gar nicht darauf an, welche Gesinnungen der Alleinherrscher von Rußland in Beziehung auf den Weltfrieden und die Wohlfahrt der Menschen hegt. Welches immer die Gesinnungen, die Grundsätze und Absichten der Beherrscher großer und barbarischer Nationen sein mögen, im Lauf längerer Zeitperioden werden sie stets genötigt sein, den rohen Leidenschaften des Nationalkörpers zu frönen, dessen Haupt sie sind. Der Beherrscher Rußlands wird gezwungen sein, gegen Europa hin die Rolle Philipps von Mazedonien, gegen Asien hin die seines Sohnes Alexander zu spielen . . . Frankreich und Rußland sind zueinander hingezogen schon durch das Gesicht der Unzulänglichkeit ihrer Nationaleigenschaften. Ihre wechselseitige Zuneigung kann durch vorübergehende Ereignisse verdeckt werden, sie wird aber naturgemäß in einer entente cordiale endigen. Das erste Ziel dieser Allianz ist kein anderes als das, Deutschland zu unterdrücken oder doch so weit zu unterwerfen, als es erforderlich ist, um die Deutschen dem gemeinschaftlichen Zweck der Allianz, der Bedrohung der englischen Suprematie in Europa wie in Asien, dienstbar zu machen."

Dem Leser wird die Lösung des Rätsels nicht leicht fallen, woher dies prophetische Zitat stammt und welches sein zeitlicher Ursprung ist. Jedenfalls wird er es aber auf kaum mehr als ein paar Lustren zurückdatieren, um aufs höchste zu erstaunen, wenn er hört, daß es vor rund siebenzig Jahren niedergeschrieben ist, und tief den Hut abzunehmen vor dem großen Volkswirtschaftler, Politiker und Philosophen, dem genialen, seiner Zeit um Menschenalter vorausseilenden Geiste, der 1846 niederschrieb, was in schärfsten Charakterlinien Wurzeln und Kriterien der gegenwärtigen weltpolitischen Krise kennzeichnet: Friedrich List.

Sein Ahnungsvermögen erscheint um so erstaunlicher, als der damaligen weltpolitischen Konjunktur, wenn sie auch in Katastrophenstimmungen ganz ähnlicher Art, wie es heute der Fall ist, erzitterte, durchaus entgegengesetzte Entwicklungstrebigkeiten eigneten. Dem Sultan Mahmud war 1839 der schwächliche siebzehnjährige Prinz Abd ül Medschid auf dem osmanischen Thron gefolgt, was für Mehemed Ali das gegebene Zeichen war, seine hochfliegenden Pläne zur Begründung eines ganz Arabien und Syrien umfassenden „Großägypten“ wiederaufzunehmen. Sofort stellten sich die Mächte in Parade vor die bedrängte Pforte. Durch den Vertrag vom 14. Juli desselben Jahrs gewährleisteten sie ihr den asiatischen Besitzstand unter der Verpflichtung gewisser Gegenleistungen in der Form von Reformmaßregeln, für deren Durchführung sich alsbald der berühmte liberalgesinnte erste Minister des Padiſchah Reschid Pascha einsetzte: 1839 verkündete er den Hatti Scherif von Gülhane, der den „Eli Kitab“, den Schriftbüchern, in der bekannten Form der Miletbildung, alle die Freiheiten, kirchliche und politische Selbstverwaltungsrechte gewährte, die Christen und Juden überhaupt im Rahmen der Grundgesetze des islamischen Hadith und Sukum als Bürgern zweiter Klasse zugesprochen werden können. Wie vor dem Jöhn das Schneefeld, so schmolz vor diesem wohlgemeinten Staatsakt die Einigkeit der Vertragsmächte sofort zusammen. In Paris frohlockte man, weil man den Erlaß als druckkräftigen Hebel betrachtete, das durch den ägyptischen Feldzug des ersten Napoleon begründete und später durch päpstliche Enzykliken bestätigte Patronat über die levantinischen Christen — woraus die gegenwärtig wieder so emphatisch betonten, „unveräußerlichen Rechte Frankreichs in Syrien und am Libanon“ geworden sind — zu entwickeln; in Petersburg aber tat der selbstherrliche Herr aller Reußen derlei gefährliche Neuerungen als „maudites théories françaises“ in Acht und Bann und wies hochfahrend und unzweideutig die französischen Beschwerden über seinen vertragswidrigen Protest Peel gegenüber mit den Worten zurück: I spit upon it! Nun begann ein langwieriger diplomatischer Minenkrieg, dessen Maulwurfsarbeit plötzlich eine Explosion an der Seine aufförte: Louis Napoleons Staatsstreich vom Dezember 1851, den Cavour hellseherisch mit den Worten begrüßte: L'Europe va rentrer en mouvement! Er behielt recht. Jahrelang war in der Presse und in offiziellen Stilübungen immer nur vom Frieden und von der Unsinnigkeit eines alleuropäisch-orientalischen Kriegsabenteuers gesprochen und seine Seidenfäden der „parfaite conformité des principes“ waren zwischen den großmächtlichen Kabinetten gesponnen worden; schließlich aber genügte der in Konstantinopel durch Menschikoff vertretene Vergleichsanspruch des Zaren Nikolaus auf die russische Schutzherrschaft über die griechisch-katholischen Christen Armeniens, um dennoch die Gewitterentladung des über Europa lagernden Sturmfelds zu bewirken und

das seltsame Spiel der Tragikomödie des Krimkrieges beginnen zu lassen. Nach Maßgabe seiner vier Schauplätze — Donaufürstentümer, Sewastopol, Armenien und Ostsee — und der Beteiligung sämtlicher Großmächte verdient dieser Krieg eher den Namen eines orientalischen Weltkriegs und erscheint in seinen verworrenen, von den jeweiligen Wendungen der Kabinetts- politik abhängigen Gelegenheits- und Verlegenheitsmanövern mehr als ein Verier- denn als Spiegelbild dessen, was heute bei einem ähnlichen großen Vulkanausbruch zu erwarten wäre.

Im dritten Pariser Frieden von 1856 gaben die Kriegführenden wechselseitig alle gemachten Eroberungen heraus: ein großer Aufwand an Pulver und diplomatischen Künsten, schmähslich! war vertan und lediglich die verworrene Exposition des orientalischen Dramas geschaffen, die für den Balkanbajillus ein denkbar günstiger Nährboden der Weiterwucherung wurde. England hatte den Weltmachtlüsternheiten des Rhedivischen Großherrn einen Rappzaun angelegt und weiterhand die Schlingen ausgebreitet, um später selbst dessen imperiale Politik mit dem Griff nach Südpersien und Indien hinüber zu übernehmen. Von Frankreich war in Syrien der Bohrer für die Interessensphärenbildung angefetzt worden, und beide Mächte nahmen, während sie Schulter an Schulter ihre Flotten und Mannschaften für den Padi- schah gegen Rußland in Bewegung setzten, doppelten Spiels die Stich- karten für die Liquidation der asiatischen Türkei auf. Österreich hatte ein „Beobachtungskorps“ an der serbischen Grenze aufgestellt und nach Albanien hin die Fühler vorgestreckt, Rußland aber den Kompaß seiner Politik getreu der überlieferten — und durch die Geschichte der Gegenwart als nur zu richtig bestätigten — Anschauung eingestellt, daß europäischer Fortschritt für asiatische Staaten ein Element chemisch zersetzender Funktion sei: es begann, seine Rolle als Schutzmacht zugleich der südslawischen Balkanvölker und der türkischen zum ökonomischen Patriarchat in Konstantinopel gehörenden Staatsbürger zu spielen und schuf das „asiatische Makedonien“, die armenische Gefahr als Quelle unaufhörlicher Sorgen für die Hohe Pforte, als Dorn unter ihrem politischen Panzer und als Reibungszentrum der internationalen Diplomatie, das die Großmächte zu ständigen Eingriffen gegen die osmanische Regierung und zugleich zu allen möglichen Eiferfüchteleien unter sich trieb.

Bei den Verhandlungen in Algeciras soll ein englischer Diplomat den Ausspruch getan haben: „Nicht hier, allein in Bagdad kann die britisch- deutsche Streitart begraben werden.“ Gewiß ein Wahrwort! Als das neu- geeinte Deutsche Reich, das von der europäischen Großmachtstellung zur Weltmachtstellung emporstrebte, für den Bagdadbahnbau sich einsetzte, trieb es durch einen Königszug das ganze orientalische Mattspiel der Mächte, das seit dem Krimkrieg in schwächlichen, zögernden Dauern-, Läufer- und

Springerzügen sich fortentwickelt hatte, auseinander. Frankreich horchte unwillig auf, als der Kaiser auf der Palästinafahrt in Jerusalem in der überschwenglichen Art seiner Jugendherrscherzeit zugleich als Patron der Christen und als „Freund aller Müslims“ sich einführte, England fühlte sich in seiner ägyptischen Stellung und deren Vorwerken, in Akaba, Perim, Aden, am Persischen Golf bedroht, Rußland sah die Maßregeln, die der wirtschafts- und kulturpolitischen Wiedergeburt der Türkei in Vorderasien dienen sollten, als eine Parade gegen sein Vordringen vom Schwarzen Meer und vom Kaukasus her an. Der Keim zur Dreiverbandsbildung war in den asiatischen Boden gesenkt, in Reval schienen die Früchte des zum weitsthattenden Baum ausgewachsenen Sektlings erntereif geworden zu sein.

Um das dem mittelasiatischen Vertrag zwischen England und Rußland verbundene Geheimabkommen spinnt sich bereits ein ganzes Legendengewebe, wie es stets zu gehen pflegt, wenn Superklugheit und Reklamesucht der politischen Auguren ihre Pythagogenkünste an einem unter Kabinettsverschluß gehaltenen diplomatischen Opfertier versuchen. Mit Bestimmtheit anzunehmen ist lediglich, daß die mysteriösen Anhängsel — Reval selbst läßt keine andere Deutung zu — auf eine westasiatische Erbschaftsverteilung beim Untergang des sinkenden Halbmonds sich bezogen. In den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten Molokas“ findet sich folgendes Urteil über die Zukunft der Türkei: Der Fortbestand des Staats sei nur denkbar unter der Bedingung einer engen Beschränkung seiner Herrschaft auf naturgemäße Grenzen. Diese würden in Europa nur Konstantinopel und den thrazischen Isthmus mit Adrianopel umfassen, in Asien aber durch eine Linie geschlossen werden, die sich zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer von Erzerum über Musch, Kaisarieh, Nigde nach dem Taurus hinzöge und im Golf von Adalia ausmündete. Alles übrige, wie gesetzliche Ansprüche auch der Padi-schah geltend machen könne, sei einmal nicht mehr zu halten; selbst Bagdad, Diarbekr, Urfa seien nur Inseln im fremdartigen arabisch-kurdischen Meer. Eine Amputation solcher Art scheint die therapeutische Absicht des britisch-russischen Schachergeschäfts gewesen zu sein: England ward die Anwartschaft auf Arabien und Südsyrien nebst dem Zweistromland bestätigt, Rußland der Weg freigegeben, um von Armenien südlich der Tauruskette zum Golf von Alexandrette vorzubringen. Und Frankreich . . . ? Über seine Ansprüche schwieg man sich damals in London genau so aus, wie man heute auf die Pariser Anzapfungen wegen der angeblichen Tätigkeit angloägyptischer Agenten im Syrerland zur Aufwiegelung der müslimischen Bevölkerung sich in philosophisches Schweigen hüllt oder die peinlichen Beweisführungen zu dieser Angelegenheit mit dem Machtanspruch abtut: orientalische Sabeleien und Lügen!

Die britische Politik steht im Ruf der Weitsichtigkeit, der genialen Veranlagung, entfernteste Gewinnmöglichkeit vorauszuberechnen und geschickter Kombination den Kurs so zu halten, daß ihr freie Wege aus allen Fällen einer wechselnden Konjunktur offen bleiben. Hier wie überhaupt in dem seit Lansdowne eingeschlagenen Weg der asiatischen Kompromisse mit dem russischen Erbfeind ist es schwer, irgend etwas von solchen Vorzügen wieder zu finden. Tsuschima brachte aller Welt den Beweis der Unfähigkeit des Russentums, ein so kompliziertes und außerordentliche organisatorische Veranlagungen forderndes Instrument, wie es eine moderne Kriegsflotte ist, zu meistern, und auf den mandschurischen Schlachtfeldern brach der Nimbus von der Leistungsfähigkeit der zarischen Armeen zusammen. Wenn man aber daraufhin in St. James glaubte, das alte Prinzip vom Aufbau neutraler Zonen gegen den nordischen Roloß preisgeben zu dürfen, so kann einzig die Blindheit des Hasses gegen Deutschland der Mutterchoß so haltloser Schlussfolgerungen gewesen sein. Im fernen Osten brach sich die russische Macht an der stahlharten Wehr einer Nation, deren ganze Geschichte und staatliche Organisation eine einzige Kriegsschule ist, und durch die ungeheure die Truppenstoßkraft lähmende Entfernung des Kriegsschauplatzes vom Reichszentrum. Auf der Kampfbühne des nahen Ostens ist die Flottengewalt überhaupt kein entscheidender Faktor, Rußland aber imstande, alle seine Armeen unmittelbar aus allen Toren einer überlegenen Stellung für seine Sache einzusetzen, während England einem solchen Ansturm nichts Ebenbürtiges entgegenzusetzen, vielmehr genug zu tun hätte mit der Deckung seiner auf vulkanischem Boden aufgebauten ägyptischen und indischen Bollwerke. Der Vertrag von 1907 wurde dementsprechend für die Briten ein Fiasko auf der ganzen Linie. Der Emir von Afghanistan, das als Einflußgebiet Englands anerkannt wurde, hat sich nicht bewogen gefühlt, das Abkommen, das seine Souveränität in Frage stellte, anzuerkennen, so daß Rußland nach wie vor freie Hand behielt, auf der Murgablinie vorzurücken. Im gesamten Nordpersien hat sich die zarische Macht unwiderstehlich eingenistet und damit die ganze Landbrücke zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer sich botmäßig gemacht; brähe es aber heute von hier aus „Kompensationen fordernd“ in Armenien ein, so hätte es keinen Widerstand eines Schamyl und Omer Pascha wie 1877 zu erwarten und verfügte im Besitz des begehrtlich umworbenen Landes über einen geschlossenen, vom Hindukusch bis zum Ebrus reichenden, denkbar vorteilhaften Angriffswall, mit dessen Gewalt es die türkischen Grenzgebiete eindringen würde wie Lawinen Umgehege, zugleich aber auch in Flankierung der britischen Stellungen freie Wahl hätte, an welcher Stelle es sich die Bahn zum „warmen Meer“ durchbrechen wollte.

Rußland als Philipp von Makedonien in Europa, als Alexander in

Asien! Jener machte mit den Mitteln seiner ränkedurchtränkten Laktik, erst dem Gegner sich zu verbünden und dann über ihn herzufallen, Makedonien zur Vormacht Griechenlands und ließ sich, als er sein Ziel erreicht hatte, in Korinth zum unbeschränkten Oberbefehlshaber gegen Persien erwählen, dieser setzte das klug eingefädelte Werk genialer Kraft fort und eroberte Asien, in unerhörtem Siegeszug sich bis zum Indus Bahn brechend. So begehrt Rußland, Regisseur des politischen Spiels auf dem Balkan zu sein und reißt zugleich in West- und Mittelasien ein immer bedrohlicher werdendes Übergewicht an sich. Und auch darin hat Vist richtig geurteilt: nicht eigentlich zarische Machtlüsterheit, sondern der verrannte, stupide, von Größenwahn überreizte russische Nationalismus, den die Aufgeklärten unter den Herrschern auf dem Thron der Romanoffs mit aller Kraft bekämpft haben, treibt das der inneren Gefundung so bedürftige Reich auf den Wegen dieser ländlerhungrigen Prestigepolitik weiter und weiter. Das ist das Land, um dessen willen England die Mühe aller seiner früher für unveräußerlich gehaltenen guten Überlieferungen „hinter die Mühle warf“, um dessen willen ein König Eduard in Reval sich verabredete, die orientalische Mine mit Hilfe der makedonischen und armenischen Zündschnur zur Explosion zu bringen. (§ 31 des Berliner Vertrags verlangt für Armenien dieselben Reformen wie für Makedonien.) Wie durch höhere Schicksalsfügung vereitelte den Plan Abd ül Hamids Sturz in der Julirevolution. In gewissen politischen Zirkeln Londons sind seitdem die Jungtürken denkbar schlecht angeschrieben, obgleich sie wahrscheinlich die Retter der Briten vor einem Schritt ins Verderben waren.

Denn nichts spricht dafür, daß die Waffenverbrüderung mit den Franzosen für Rußland gegen die Türkei damals, vor vier Jahren, England größere Vorteile gebracht hätte als vor sechzig Jahren, da sie für die Türkei gegen Rußland sich ins Zeug legte, und genau dasselbe gilt von den heutigen Ausichten eines orientalischen Weltkriegsbrandes. Der Fallgruben, der Verstrickungen von Gewinnmöglichkeiten und Verlustdrohungen, der verhängnisvoll aleatorischen Probleme großmächtigen Seins oder Nichtseins sind zu viele für alle Mitglieder des europäischen Konzerts, vorab jedoch für Großbritannien mit seinem exzentrischen Reichsaufbau, mit seiner Herrschaft über neunzig Millionen Müslims, deren religiöses Denken enge Beziehungen zu dem Großherrscher und Imam in Konstantinopel pflegt, mit seinen verwickelten Interessen und Aufgaben im fernen Osten und in der pazifischen Macht-sphäre, deren Wahrung und Lösung eben jetzt durch die unheilichwangere Revolutionskrise im Reich der Mitte, durch die bevorstehende Eröffnung des Panamakanals und neuerdings durch die mexikanische Revolution besonders dringlich und schwierig gemacht werden. Je mehr das Problem des nahen Ostens sich fortspinnnt, je weiter sein Wellenschlag sich ausdehnt und auf

asiatischen Boden hinüberspült, desto mehr wird denn auch des Foreign Office angeborene Farbe der Entschließung von des Gedankens Blässe angefränkt, desto weniger Lust zeigt man an der Themse, sich wie früher als führendes Handpferd für die Entententrika ins Zeug zu legen, desto deutlicher erkennt man den rein phraseologischen Charakter des Schlagworts vom europäischen Gleichgewicht, das angeblich die Antithese Dreiverband — Dreibund gewährleisten soll. Frankreich und Rußland möge die „Unzulänglichkeit ihrer Nationaleigenschaften“ noch auf lange Zeit aneinanderketten; England kann eine wurzelsichere und seinen wohlverstandenen Lebensinteressen dienliche Front im Strudel der Katastrophengefahren der Gegenwart nur dann sich sichern, wenn es wieder mehr zu den Gesetzen der Viktorianisch-Salisburyschen Zeit zurückkehrt und seiner Insellage entsprechend seine Stellung an der Peripherie, gleichsam in einer Politik der Tangenten, nicht im Zentrum, in einer Taktik der Transversalen durch den Kreis der Festlandsmächte zu befestigen und zu entwickeln sucht. In der Perspektive der nächstliegenden und dringendsten Probleme der orientalischen Prozeßsache aber könnte der erste Schritt zu einer grundlegenden Neuorientierung der britischen diplomatischen Strategie dieser Art nur ein unzweideutiges und loyales Bekenntnis zum Hyperventrikel sein, in dem London der Türkei den asiatischen Besitzstand gewährleisten, womit zugleich das handfeste Instrument für eine praktische Annäherung an Deutschland über die Linie der theoretisierenden Versöhnlichkeiten hinaus, wie sie bisher sich entwickelt haben, gegeben wäre.

Nicht eine glücksspielerische Politik der Großmannsucht, die sich auf das mißverständliche Stichwort Berlin-Bagdad festlegte, hat uns, wie es ehemals an der Themse behauptet wurde, an die Seite der Türkei getrieben und für das Unternehmen der Entwicklung einer großen festländischen Handelsheerstraße nach dem Indischen Meer und seinen orientalischen Wirtschaftsemporien uns alle Kräfte einsetzen lassen, sondern unverbrüchliche Naturgesetze unserer Weltmachtwerdung, die, zwangsläufige Folge, in der heutigen Krise auch unserer Politik die logische Zielrichtung und Zwecksetzung geben. Mit erfreulicher Unzweideutigkeit haben die deutschen Vorkämpfer in Paris und Konstantinopel laut erklärt, was unsere Forderung in der orientalischen Auseinandersetzung ist: Hände weg von Anatolien! Aber dies Gebot erscheint nur als Kern eines vielfach umkapselten Problems. Die moderne Weltwirtschafts- und Weltverkehrspolitik denkt in Kontinenten. Das Deutschland der Gegenwart kann seinem militärischen Genius des vergangenen Jahrhunderts in dessen Anschauungen von den naturgemäßen Grenzen der Türkei nicht mehr folgen. Für uns ist Anatolien weder politisch noch kulturwissenschaftlich ein Begriff absoluten Seins und selbständiger Entwicklungsmöglichkeiten. Mit tausend Fäden verkehrstechnischer Entwicklungsgesetze wird es, wie es das Bagdadbahnnetz der Zukunft verbeut-

lichte, mit der ganzen neuzubelebenden Kultursphäre Eurasiens verknüpft, während andererseits die vollkommene Verwüstung des südlich der Taurusketten sich ausbreitenden, von kurdischen und arabischen Stämmen durchzogenen Ländermeers eine nationale Wiebergeburt aus den eigenen Kräften der Bewohner für absehbare Zeit ausschließt. Was immer man über den heutigen moralischen Verfall des Osmanentums sagen und denken mag: seine militärischen Tugenden und staatsmännischen Talente, seine Denkweite und Gesinnungsgröße, sein Gerechtigkeitsgefühl und seine ethisch tiefe Verankerung, alle die Vorzüge und Fähigkeiten, die es einst zur Herrenmacht emporgetragen haben, mögen in Jahrhunderten der Reaktion verschlakt sein; ihr Goldblick schimmert gleichwohl noch heute durch das verworfene Gestein und läßt dieses aus den zentralasiatischen Steppen zugewanderte Volk noch immer am ehesten geeignet erscheinen zur Führerschaft im kausen und unsteten Nationalitätengenetriebe Westasiens. Ein herrisches, beutelüsternes Eingreifen in diese chaotischen Zustände könnte England nur selbst in einen unübersehbaren Strudel von rassen- und religionspolitischen, militärischen und diplomatischen Verwicklungen hineintreiben und müßte ihm gleichzeitig eine Gegnerschaft zu den beiden anderen Dreibundmächten, ganz analog der Verfeindung mit Deutschland, auf den Hals laden: übermächtig im Ostflügel des Mittelmeers geworden, würde es mit Hilfe von Gibraltar und dem „internationalisierten Tanager“ sämtliche an den Ufern dieses Beckens sitzende Mächte gleichsam in ein Konzentrationslager einsperren und Österreich-Ungarn wie Italien, die heute so kräftig zur Seemachtgeltung emporstreben, in ein Prokrustesbett zwingen. An der Seite Deutschlands hingegen und das Bagdadbahnunternehmen nicht blockierend, sondern ihm sekundierend möchte Großbritannien nicht nur am besten dem Vordrängen Rußlands den zuverlässigen Wall einer neutralen Zone entgegensetzen, sondern auch entsprechend seiner geschichtlichen Mission im Orient ein kraftvoller Mitthelfer am langsam fortschreitenden Werk der kulturellen Auferstehung der Länder werden, an deren Horizont im grauen Altertum die Morgensonne menschlicher Gesittung aufleuchtete.

Seit dem Krimkrieg hat die orientalische Politik Englands hin- und herpendelt zwischen Türkenfreundlichkeit und schwächlichen Kompromissen mit den Feinden des Osmanentums. Heute leuchtet am östlichen Himmel der Tag der Entscheidung gebietend auf, daß sie umschauend sich auf einen festen Kurs besinne und — das ist Deutschlands Wunsch —

postquam se lumine vero
Implevit stellasque vagas miratur et astra
Fixa polis vidit quanta sub nocte jaceret
Nostra dies.

Der Gast

Eine Novelle von Friedrich Huch

Seit seiner Jugend, seit den Jahren des Studiums auf dem Polytechnikum hatte der alte Professor seine Vaterstadt nicht mehr gesehen. Sein Leben schwankte zwischen verschiedenen Gebieten: Er war Maler, Architekt und Bildhauer, und in jeder dieser Kunststrichtungen zeigte er einen ruhelosen Geist, der ihn von Problemen zu Problemen trug. Etwas rastlos-jugendliches stak in ihm, niemals litt es ihn lange in irgend-einer Stellung, er lebte bald in Griechenland, bald in Italien oder Frankreich, und schließlich, in seinem Alter, war er auf die Idee gekommen, sich in Zentralamerika ein Stück Land zu kaufen, nach seinem Geschmack ein Haus darauf zu bauen, sich nur mit Indianern zu umgeben und zu versuchen, selbst zu einer größeren Einfachheit des Lebens zurückzukehren. Der Versuch mißlang. Er vermochte es nicht, sein Leben auf eine Stufe zurück-zuschrauben, die vielleicht noch seinen bäuerlichen Großeltern gemäß gewesen wäre, er ward belogen, bestohlen und betrogen, baute vorläufig weiter, verkaufte aber alles, sowie es fertig war, an einen reichen Amerikaner, dem der Stil des Ganzen zusagte, und dann schwankte er, ob er sich nach Tripolis begeben sollte, wo gerade der Krieg ausgebrochen war, oder nach Spanien, um dort maurische Architektur zu studieren. Er entschied sich vorläufig für dies letzte, schiffte sich ein, wurde aber plötzlich von einem Widerwillen erfaßt gegen jene Architektur, die seinem Instinkt so ferne lag; nach Tripolis zu gehen kam ihm weltbummlerhaft vor, und so fuhr er, da das Schiff nach Deutschland ging, bis zum Ende mit. Tagelang streifte er im Hamburger Hafen umher und zeichnete Segelschiffe, für die er eine tiefe, geheime Verwandtschaft empfand. Dann aber erfaßte ihn eine wachsende, fast körperliche Unbehaglichkeit, über die er sich anfangs nicht klar war, bis er zu wissen glaubte, daß sie nur von jenem Bismarck-Roland ausgehen konnte, der dort hinten gößenhaft in die Luft ragte.

Da er in Hamburg nichts weiter zu tun hatte, so ging er zum Bahnhof, nahm ein Dillet auf den Namen seiner Vaterstadt, und wie er nun unterwegs war, merkte er, daß er beim Anschauen der alten Häuser in der Hafengegend eigentlich schon längst an sie gedacht hatte, zu deren mittelalterlicher Düsterteit es ihn jetzt mit plötzlichem, warmem Gefühle hinzog. Als ihn der Zug durch die Lüneburger Heide trug, die in der Dämmerung so verlassen und unendlich vor seinen Blicken lag, da wurde es in ihm immer stiller, und zum erstenmal nach langer Zeit empfand er, was bis dahin dumpf in ihm geschlummert hatte oder überhaupt nicht dagewesen war: das Heimweh. Während er in die zunehmende Dämmerung hineinträumte, tauchte vor

seinem inneren Blick die Abendsilhouette seiner Vaterstadt auf, so, wie er sie als Knabe sah, wenn er nach einem tagelangen Durchstreifen der benachbarten Heide, der Erlen- und der Eichenbüsche sich zum Heimweg wandte, auf dem Rücken die Botanisierbüchse mit den lebendigen und unlebendigen Dingen, die er zu Haus zu zeichnen gedachte. In Gedanken durchschritt er die Gassen, die ihn dem Vaterhaus immer näher brachten, bis es endlich düster in der altertümlichen Beleuchtung vor ihm aufstieg: schmal und hoch gebaut mit seinem spitzen Giebel, von dem der große Haken niederhing, woran in früheren Zeiten Lasten hinaufgewunden wurden für die Speicherräume. Wie ein Riegel war es eigenwillig als Abschluß in die Straße hineingebaut und zwang die Menschen, die hätten weitergehen wollen, wieder umzudrehen. Von diesem Haus wohl hatte sie ihren Namen empfangen, denn man nannte sie die „Kehrwiedergasse“. — Gott weiß, in wessen Besitz es jetzt sein mochte, wie oft es schon im Lauf der Jahrzehnte den Besitzer gewechselt hatte.

Dieses alte Haus wollte der Professor vor allem wiedersehen, und plötzlich dachte er: „Wie wäre es, wenn ich mich da niederließe, wo ich geboren bin, wenn ich mir so ein altes Haus kaufte? Vielleicht gar mein eigenes Vaterhaus?“ Grotesk erschien ihm der Gedanke, daß er, der es nirgends aushielt, nun zum Schluß sich auf die Stelle konzentrieren wolle, von der er ausgegangen war; aber er hatte in seinem Leben so viel Widerspruchsvolles getan, daß es auf diesen einen Widerspruch auch nicht mehr ankam. Schlug der Versuch fehl, so war es eine Erfahrung mehr, und fehlgeschlagene Versuche führten für ihn stets eine Art Erfrischung mit sich, stärkten seine Lebenskraft, anstatt ihr etwas wegzunehmen.

Ob er wohl noch alte Jugendbekannte finden würde? — Er hatte sie fast alle aus den Augen verloren, da war nur ein einziger, von dem mußte er: er war noch da. Das war der Daurat Wittgenstein. Wenn der Professor auch nie viel von seinem Talente hielt, so hatte er ihn als Mensch doch gern gehabt. Mit ihm wechselte er noch Briefe, in den letzten Zeiten alle paar Jahre nur einen, aber das war genug, denn ihn selber trieb es nicht zu öfterem Schreiben, und der Daurat pflegte in seinen Antworten von seinem eigenen „neulichen“ letzten Brief zu reden. Dann mußte sich der Professor stets besinnen, wann das gewesen sei, denn die Zeit, die seinem Freund in seiner gleichmäßigen Tätigkeit so schnell verflog, war für ihn immer voll von einem ganzen Leben. Unwillkürlich sah er ihn, wie er jetzt so lebhaft an ihn dachte, so vor sich, wie damals, als sie beide junge Leute waren, bis ihm einfiel, daß er ja nun auch in seinem Alter sein müsse, das er meist vergaß. Wir könnten — so dachte er — nun beide fast unsere eigenen Großväter sein . . .

Die letzten Dörfer flogen an ihm vorbei, der Zug verlangsamte sich, und endlich fuhr er in die Bahnhofshalle ein.

Es war noch immer der alte, unpraktische Sackbahnhof wie früher, und einen Moment war es dem Professor fast, als sei sein ganzes Leben nur ein Traum gewesen. Vergessene Erinnerungen stiegen in ihm auf, ohne Zeit zu haben sich zu festigen; man nahm ihm sein Handgepäck ab, erkundigte sich, ob er Koffer habe und in welchem Hotel er absteigen wolle. Er entschied sich aber für nichts, ließ seine Sachen im Lagerraum und wanderte in die abendliche Stadt hinein.

Den Platz vor dem Bahnhof erkannte er beinahe nicht wieder. All die alten Häuser waren geschwunden, statt ihrer erhoben sich schäbige hohe Hotelbauten mit der Prätention des Großartigen. Auch die Platzform selbst war verändert, regelmäßig geviereckt worden. Er überlegte, wie das alles anders und besser hätte geändert werden können; wie einfach und selbstverständlich wäre das gewesen! Da war der große, ausgesprochene Bogen des Flusses, nach dem hätte man sich richten sollen! Ein schön rhythmisierter Häuserkomplex stieg vor seinem inneren Auge auf, wuchtig getrennt und zugleich zusammengehalten durch ein massives graues Tor, das er sich in der Mitte dachte, als Rest der alten Stadtmauer, die aber nie im Leben an dieser Stelle gestanden hätte.

Die Heimatstimmung war geschwunden, es schien, als befände er sich in irgendeiner beliebigen Stadt. Aber er nahm sich vor, dies Gefühl von Kälte und Unbehagen, das ihn überschwlich, möglichst zu übersehen, denn er kannte sich gut genug, um zu wissen, daß seine Stimmungen sehr leicht umschlugen, vom Guten zum Schlechteren, und dann doch wieder zum Guten.

Der Abendverkehr lärmte in den Straßen, unwillkürlich schlug er nun die Richtung nach der Gasse ein, in der sein Waterhaus lag. Aber nach einer Weile blieb er stehen und überlegte, daß es besser sei, dies Wiedersehen auf eine schönere, gesammeltere Stimmung zu versparen. So streifte er denn durch andere Erinnerungsstätten seiner Jugend, und langsam träumte er sich aus der kalten, nüchternen, eben verlassenen Gegenwart in eine längst vergangene Zeit zurück. Als er endlich an Abendessen und Logis dachte, merkte er, daß er mehrere Stunden herumgewandert war; die Gasthäuser löschten bereits ihre Laternen. Er fand eine kleine Kneipe, die noch offen war. Eine einzige Petroleumlampe brannte in der Mitte der Gaststube, ein paar Arbeiter saßen irgendwo in einem Winkel, die Stühle waren zum Teil schon auf die Tische gestellt. — Irgend etwas an diesem Anblick wirkte anregend, angenehm auf ihn, er fühlte sich hier wohl und aß langsam und mit Appetit. — Als er wieder auf die Straße hinaustrat, war alles leer und still.

Nun war er in der rechten Stimmung, sein Waterhaus aufzusuchen.

Bald darauf stand er in der alten Straße, die er zuvor vermieden hatte.

Aber statt des abschließenden spitzgiebeligen Gebäudes war da Luft, ganz fern im Hintergrund brannten einige Laternen; die Straße war durchbrochen worden, ihr früheres Ende durch nichts mehr kenntlich.

Für ein paar Augenblicke war ihm, als sei eine bis dahin kaum beachtete, unsichtbare Stütze seines Daseins gelockert und dann fortgezogen, er schwieg eine Zeitlang, und dann sprach er zu sich selber: „Nun, Jakob, das ist eine schöne Überraschung! Dein Traum hat sich in reinste Luft aufgelöst! Ich Schafskopf, wie konnte ich mir auch nur einen Moment einbilden, daß alles noch so fein würde wie es früher war! Das Haus war hier schon lange im Wege!“ — Langsam ging er die Gasse hinauf, sah links und rechts auf die Häuser der Seite, blieb stehen und murmelte: „Hier hat es gestanden! Es ist doch eigentlich ein Vandalismus, daß man es niedergedrückt hat!“ — Aber wie er den Platz endlich verließ, da dachte er: „Ich glaube, es wäre gar nicht gut, wenn ich es wiedergesehen hätte; man soll so alte Beziehungen nicht erneuern, und der Gedanke, es vielleicht wieder bewohnen zu können, war sogar bizarr.“ — Und doch, trotz dieser Trostesworte, fühlte er, wie er langsam in eine Stimmung gekommen war, wie er sie sonst kaum an sich kannte. Alles war weich und zart und liebebedürftig in ihm, und zugleich stieg in ihm ein Haß auf gegen dieses Menschengeschlecht, das mit Konsequenz alles, was ihm und seinem „Fortschritt“ im Wege war, niederwarf, vernichtete. Und was war das Ziel dieses Fortschreitens? Mechanisierung des Lebens, Austreiben der Seele, Triumph des sogenannten „Geistes“, ein systematisches Verschrumpfenlassen und Ablösen alles Fleisches an einem einst schönen Körper, bis nur das nackte Skelett übrig blieb.

In solchen Gedanken versunken, blieb er vor einem Laden stehen, der, während alles andere in kleinbürgerlicher tiefster Nacht lag, noch in hellstem elektrischem Licht erstrahlte. In dem einzigen großen Schaufenster standen Menschen ohne Hände und Köpfe, Kavaliers, Konditoren, Knaben, Sportsleute, Jäger, Arbeiter, oder auch nur „Herren“, und jeder trug seinen Preis an sich. — So könnte man es auch ausdrücken . . . dachte er.

War es nicht jetzt Zeit, doch endlich das Hotel aufzusuchen? — Er konnte sich nicht entschließen, stand mit einem Male vor dem Stadtpark, fand ihn verschlossen und kletterte mit amerikanischer Selbstverständlichkeit über den niedrigen Zaun.

Wie schön war es hier! Da standen noch die hohen, gesund gewachsenen Bäume von früher! Ein altes Gedicht aus seiner Jugend kam ihm in den Sinn, er sagte es leise für sich auf, den Kopf in die Höhe gerichtet. Dann fiel ihm eine uralte deutsche Pappel ein, deren Stamm so dick war, daß es immer ganz lange dauerte, wenn er als Kind um ihn herum lief. Er suchte den kleinen Hügel, er fand ihn, die Pappel war noch da, still wie vor Jahren breitete sie ihre Krone in den Himmel. Eine Bank stand unter ihr; er

setzte sich; die Luft war lau, er beschloß, die Nacht im Freien zuzubringen. Und so entschlief er, hingestreckt auf seiner Bank, die Augen, bis sie ihm allmählich zufielen, auf das hohe Blätterwerk des Baumes geheftet, das sich zuweilen leise vor die Sterne schob.

Er erwachte erst am nächsten Morgen. Sein Blick fiel auf die Giebel und Thürme seiner Vaterstadt, die rauchig-blau im silberigen Sonnenlichte dalagen. Eine Weile betrachtete er voll Zufriedenheit dies Bild, dann erhob er sich. Er spürte leise rheumatische Schmerzen in der Nackengegend, schimpfte auf seinen Körper, der anfangs, Rechte des Alters zu beanspruchen, ging in ein Dampfbad, frühstückte darauf in seiner kleinen Kneipe von gestern Abend, und dann entschloß er sich zu dem Besuch bei seinem Freund.

„Baurat Ferdinand Wittgenstein, Professor an der technischen Hochschule“ — so stand auf dem Messingschild der Villa zu lesen, bei deren Anblick er sogleich wußte: die hat er selbst gebaut!

Er läutete, der Hausherr nahte selber, kauend, eine Serviette in der Hand. Es war ein ziemlich kleiner, beleibter alter Herr mit weißem Vollbart, sein Gesicht beherrschten zwei gütige, sehr blaue Augen, die groß und arglos dreinschauten.

„Sie wünschen?“ fragte er jetzt forschend und laute zu Ende. Plötzlich aber ging der Schein eines freudigen Erkennens über seine Züge, und er rief: „Jakob, ja ums Himmelswillen Jakob, bist du das wirklich?“ Er streckte ihm beide Hände entgegen. Der Professor nahm und drückte sie, merkte dann aber, wie sein Freund zu Kuß und Umarmung weiterschreiten wollte, und sagte mit seiner ruhigen Stimme, die unabänderlich halblaut klang, ob er nun jemand nach einem Tage oder nach einem Menschenalter wieder sah: „Laß nur, laß nur, ich glaube, wir verzichten lieber beide auf ein solches Vergnügen!“ — Der Baurat überhörte dieses aber in der Freude seines Herzens, und dann rief er durch die halboffene Thür in das Haus zurück: „Mathilde! Mathilde! Jakob ist da, unser alter Freund Jakob!“ Er zog ihn nun in den Vorplatz hinein, nahm ihm Hut und Mantel ab, und der Professor sah mit Bewunderung, wie seine Hände dabei zitterten. Darauf traten beide in das Eßzimmer. Der Baurat war noch immer aufgeregter und kam erst etwas zur Ruhe, wie sie sich gegenüber saßen. Aber immer noch hielt er den Blick auf ihn geheftet, wie wenn er es noch nicht begreifen könne, daß er den früheren Freund so plötzlich vor sich sähe: „Nun erzähl mal, Jakob, alter Freund! Wie lange, lange ist es her, seit wir uns zuletzt gesehen haben! Du entschuldigst wohl, daß ich meinen Kaffee dabei austrinke! Du mußt nicht etwa glauben, daß wir immer so spät frühstückten! Es ist nur heute etwas spät geworden, denn gestern feierten wir bei Klingepockels silberne

Hochzeit!“ — Er schwieg plötzlich, errötete und fuhr mit leicht verlegenem Gesichte fort: „Dich wird das wenig angenehm berühren, daß ich so freundschaftlich mit Klingepockels verkehre?“ — Der Professor sah ihn fragend an. — „Nun, ihr standet doch auf dem Polytechnikum nicht gerade besonders gut miteinander, und ich nahm damals ganz deine Partei.“ — Der Professor dachte ein paar Momente nach: „Du lieber Gott! Nein, das ist mir vollständig gleichgültig!“ — „Im Ernst? Wahrhaftig? Nun das ist schön von dir! Weißt du, ich könnte es begreifen, wenn es dich verletzte. Ich könnte auch ander es begreifen . . .“ er stockte, sah zu Boden, und mit einem Anlauf begann er: „Endlich muß es einmal heraus! Sieh, ich habe immer das Gefühl gehabt, als hätte ich dir hier etwas weggenommen! Du warst weitaus begabter als ich, warst hier am Orte geboren und aufgezogen; ich kam von auswärts, du gingst fort und ich blieb da, ich bekam die schöne Stellung, die du unbedingt hättest bekommen müssen, wenn du geblieben wärst, wenn du dich nicht mit allen überworfen hättest, während ich — — ich überwarf mich mit niemandem, ich war und blieb beliebt bei meinen Vorgesetzten! Sieh, das ist es, was mich in stillen Stunden manchmal gequält hat, dieser Gedanke, daß ich dich verdrängt habe! Ich wollte es dir manchmal schreiben, aber so etwas schreibt sich so schlecht, — jetzt endlich, wo wir beide dem Abschluß des Lebens zugehen, da muß es heraus!“ — Er streckte ihm die Hand entgegen und fuhr mit bewegter Stimme fort: „Wenn du mir jemals böse darum warst, dann sei es jetzt nicht mehr!“

Der Professor hatte mit wachsendem Erstaunen zugehört. Jetzt antwortete er: „Du bist wohl toll?! Wäre es so, wie du sagst, dann müßte ich dir höchstens dankbar sein! Ich habe nie Talent zum Selbsthaften gehabt, ich wäre unglücklich geworden, wenn mich das Leben hier von allem Anfang an in eine dauernde Stellung eingesperrt hätte; das hat es später noch unzählige Male versucht! Manchmal erwischte mich die Falle schon beim Kragen, und dann ging es nie ohne Haut- und Haarelaffen ab. Wenn es jemanden genügend interessierte, so könnte er an den verschiedensten Orten Europas mein Zell Stück für Stück zusammensuchen und mich neu daraus zusammennähen.“ — So sprach er, langsam, und mit so freundlich-ruhiger Stimme, als hätte er gesagt: Du siehst, wie gut ich es im Leben gehabt habe!

Der Baurat sah ihn warmherzig und halb mitleidig an: „Ich will froh sein, wenn du dir das nicht überm Herzen wegredest! Andererseits ist es ja wahr: ich habe dich manchmal um deine schöne, freie Existenz beneidet. Aber als eine Fessel, als eine Falle habe ich meine Existenz deshalb doch nie empfunden. Sie und meine Familie bilden im Gegenteil mein höchstes Glück! Und du, du hast nun in deinem Leben auch niemals das Glück einer Familie kennen gelernt!“

In die Augen des Professors trat ein helles Licht: „Gott sei Dank!“ rief

er, „ich habe mit mir selbst genug zu schaffen, alle paar Jahre werde ich neu geboren, muß ich Vater, Mutter, Hebamme und Kind in einer einzigen Person vertreten, da vergeht einem die Lust „zur Familie!“ Und was sollte die mit einem solchen Vater anfangen? Meine Söhne würden jetzt außerdem vermutlich mit Vollbärten in der Welt herumlaufen, — eine hochscheußliche Vorstellung! Menschen, die ich doch nun einmal zu einem Beruf hätte erziehen müssen, Kerle, die mir jetzt womöglich ihre eigene Existenz als Muster vorhalten würden, — ich danke bestens! Übrigens fürchte ich, daß wirklich so ein paar Schößlinge von mir irgendwo auf dieser Erde ihr Wesen treiben; hoffentlich bekomme ich sie niemals zu Gesichte!“

Der Baurat lächelte: „Du sonderbarer Mensch, ist das nun dein Ernst, oder willst du dich über meine Leichtgläubigkeit lustig machen? Ich kann dir versichern: Meine Söhne haben sämtlich Vollbärte, und ich kann nichts besonders Scheußliches darin entdecken. Und was die Autorität betrifft: Noch heute sehn sie mit demselben Respekt zu mir auf wie damals, als sie klein waren, noch heute bevatere ich sie in gewissem Sinne genau wie ehemals!“ — Der Professor sah ihn mit stillen Augen an und meinte darauf mit langsamer Stimme: „Und wenn das meine Söhne wären, die sich mit vierzig Jahren immer noch von mir bevatern ließen, ohne mich dafür zu prügeln — — —“

Die Thür öffnete sich und die Frau des Baurats trat herein. Sie hatte sich inzwischen rasch umgekleidet und bemerkte dieses, ehe sie sich mit einer herzlichen Begrüßung an den Professor wendete. Sie trug ihr starkergrautes Haar unter einer Spitzenhaube und hatte den Blick eines alten, fröhlichen Kindes. Dann wandte sie sich an ihren Mann: „Über Ferdinand, so ganz ohne Erfrischung läßt du unsern Gast da sitzen, und noch dazu auf einem harten Rohrstuhl?!“ — holte eine Flasche Portwein und zwang den Professor freundlich, seinen Platz zu wechseln. — „Und worüber redet ihr grade?“ fragte sie neugierig-liebenswürdig: „ich hörte das Wort „prügeln“; wer sollte denn nun geprügelt werden?“ Der Baurat wiederholte zögernd, was sein Freund gesagt hatte, und sie wußte nicht recht, was für ein Gesicht sie machen solle. — „Jakob hat überhaupt sonderbare Ansichten über Ehe und Familie, er fühlt sich nur glücklich im Einsamsein; verstehst du das?“

Sie dachte ein wenig nach und meinte dann lächelnd: „Das kann doch nur den einen Grund haben, daß es niemand verstanden hat, ihm das Leben schön zu machen, nicht wahr, Herr Professor?“

„Zerbrechen Sie sich über so langweilige Dinge nicht den Kopf!“ antwortete er, — „jetzt will ich mich einmal wieder in meiner Vaterstadt umsehen; da wird sich ja herausstellen, ob irgend etwas in der Welt mich zu halten vermag, denn die ist schließlich noch die nächste dazu!“ — „Du denkst daran, dich vielleicht wieder bei uns niederzulassen?“ rief der Baurat freudig — „ach

Jakob, das wäre ja wundervoll, an diese Möglichkeit habe ich gar nicht zu denken gewagt, als ich dich wieder sah, das wäre ja wie ein Geschenk des Himmels!“ — Der Professor sagte, er solle nicht so überschwenglich reden, aber Frau Mathilde rief: „Sie wissen ja nicht, wie sehr Ferdinand immer noch an Ihnen hängt, wie oft er von Ihnen spricht, was er mir alles von Ihnen erzählt hat!“ — Und als er darauf sagte, er werde sich jetzt erst einmal ein anständiges Hotel aussuchen, riefen beide auf einmal: „Ein Hotel!“ — und dann begann eine Art Wettfeiern der Beschwörung. Der Baurat geriet vor Aufregung ins Stottern, und Frau Mathilde rief: „Wir haben hier das schöne, große Haus, niemand wohnt mehr darin außer Ferdinand und mir, Sie müssen bei uns wohnen, und wenn Sie uns nicht schrecklich kränken wollen, so dürfen Sie uns das nicht abschlagen!“

Der Professor überlegte. Er sah auf diese vier dringlich auf ihn gerichteten Augen, und er willigte ein.

Ein Dienstmann sollte nun sogleich mit dem Gepäckschein die Koffer vom Bahnhof holen, aber er bestand darauf, zur Kontrolle mitzugehen, damit man ihm keine falschen Stücke brächte, was ihm in seinem Leben schon so oft begegnet sei, daß er einen Kofferladen eröffnen könne, wenn er sie alle noch besäße.

„Ich bin ja so glücklich“; sagte der Baurat, als er mit seiner Frau allein war, „und weißt du, über meine alte fixe Idee habe ich auch mit ihm gesprochen, und er hat mich beinah ausgelacht! Jetzt fühle ich mich ihm gegenüber ganz erleichtert, ganz frei!“ — Die alte Dame lächelte: „Vor allen Dingen ihm erst einmal seine Zimmer gemütlich einrichten, er tut zwar, als ob ihm nichts an Gemütlichkeit läge, aber das wollen wir doch erst einmal abwarten! Und zu Mittag: o herrlich trifft sich das ja! da gibt es die amerikanischen Früchte als Kompott, die unser Franz vorgestern von drüben geschickt hat! Das wird ihn anheimeln!“

Liebevoll, umsichtig, in erwartungsvoller Erregung gingen nun beide an die Einrichtung der Räume für den Gast, und der Baurat meinte: „Hoffentlich kommt er nicht gleich zurück, sondern sieht sich bis zum Mittag noch ein wenig in der Stadt um und findet dann alles fix und fertig, wenn er wiederkommt!“ worauf seine Frau entgegnete: „Denke dir, Ferdinand, ganz genau daselbe wollte ich gerade im Momente ebenfalls sagen!“

Die Koffer trafen ein, die Zeit strich hin, und voll Ungebuld dachten beide endlich: „Nun könnte er aber endlich wirklich kommen!“

Als es um Mittag herum läutete, lief Frau Mathilde selbst hinaus, während ihr Mann durch die Salontür sah. Aber statt des Professors stand da ein Postbote, der ein Telegramm überreichte. Sie erbrach es sofort und sah nach der Unterschrift: Jakob Schwertfeger — stand da. — „Es wird ihm doch nichts passiert sein?“ rief ihr Mann besorgt, — „gib her, du kannst

ja ohne Brille nicht so gut lesen wie ich!“ — Er faßte das Telegramm rechts, sie hielt es links, beide lasen halblaut: „Wolkenstimmung derartig, daß ich in die Heide hinausfahre und erst zum Abend zurück bin“.

Beide überwandern wortlos und schnell ihre Enttäuschung und taten dann gegeneinander so, als hätten sie in seiner Stelle ebenso gehandelt. — „Bei dem herrlichen Wetter!“ sagte sie und sah zum Fenster hinaus, und er nickte eifrig und dachte: „ich fürchte, es wird bald regnen!“

Während sie so redeten, wanderte der Professor schon lange in der Heide herum, ließ sich den Wind um den Kopf blasen, sah dem Spiel des Sonnenlichtes zu, wenn die jagenden Wolken sich einmal für Momente öffneten, und fühlte sich wohl und glücklich.

„Wäre es nicht besser“ — so dachte er zwischendurch — „wenn ich mir hier draußen ein Bauernhaus kaufte und es nach meinem Geschmack einrichtete? Fernab von dem Verkehr mit den Menschen, so wie meine Vorfahren es gehabt haben? Mein Gemüse selber bauen? Ab und zu einmal mit einem Bauern sprechen, den ich abends besuchen könnte?“ — Er sah in Gedanken einen flachköpfigen Menschen vor sich, mit ziemlich sympathischem Gesichte, zu dem er in der Dämmerung hinauswanderte, die kurze Pfeife im Mund, während noch etwas Abendrot am Himmel lag. — „Unsinn!“ dachte er gleich darauf, — „ich passe nicht für ein solches Leben auf dem Lande, das haben wir ja nun gesehen, bei meinem letzten Fiasko. Denn wenn man Fiasko macht, so liegt die Schuld immer nur an einem selber. Und von der Stadt aus, — wenn ich wirklich bleibe — kann ich die Heide jeden Tag erreichen, wie ich will; dazu braucht es keine Affentheaterverkleidung mit Bauernwams und Metallknöpfen. Ich werde mir mein Leben schon gehörig einrichten, und zu arbeiten gibt's genug!“

Er blickte in die Ferne und überdachte sein ganzes Dasein. Da war auch nicht ein einziges Jahr, das tot oder falsch oder nutzlos gewesen wäre; er bereute nichts; er war nicht übersättigt von seinem Leben, im Gegenteil: Es war wie ein steter, noch jetzt fortdauernder Aufstieg zu einem unbekanntem Gipfel, dessen Formen im Nebel lagen und sich nur selten visionär entschleierten. Wie hatte der Baurat heute früh gesagt? Wo wir beide dem Abschluß des Lebens entgegengehen? Er fühlte noch lange keinen Abschluß, ja wenn er das Glück hatte, Tizians Alter zu erreichen, so lag noch ein ganzes Menschenleben vor ihm!

So dachte er, und gleichzeitig sog sein Blick die ganze ungeheure Landschaft ein, die sich jetzt gegen den Westen hin rötlich verfärbte; und dann dachte er: Das werde ich malen!

Als die Sonne ganz gesunken war, begab er sich auf den Heimweg. Zur Abendessenszeit langte er endlich im Haus des Baurats an.

An diesen Abend dachten die beiden alten Leute später noch oft zurück.

Groß und glänzend waren seine Augen, sein Gesicht schien um Jahrzehnte verjüngt, er war von einer Heiterkeit, Liebenswürdigkeit und Zuversichtlichkeit, daß Frau Mathildes Augen wie fasziniert an seinen Zügen hingen; und sie dachte: „Was für ein wunderschöner Mensch muß er einmal gewesen sein!“

Er sprach von der Heide, — die sie doch beide auch oft genug gesehen hatten — in einer Weise, daß sie ihnen wie ein neues, bis jetzt noch nicht gekanntes Land erschien; er sprach von einem alten Haus, das er zu kaufen gedachte, und entwarf ein Bild davon, phantastisch und geheimnisvoll, so daß sich beide heimlich fragten: Wo gibt es denn hier ein solches Haus? und es doch immer wieder irgendwo suchten, denn er beschrieb es, wie wenn er es kurz zuvor gesehen hätte und noch vor sich sähe. Zum Nachschick gab es die amerikanischen Früchte, die Frau Mathilde nun für den Abend aufgespart hatte. Er schien sie nicht als außerordentlich zu bemerken, er aß sie wie jedes andere Kompott, bis sie ihn darauf aufmerksam machte, und nun regten sie Erinnerungen in ihm an, er begann aus seinem Leben zu erzählen, Abenteuer, die teilweise erst ganz kurz zurücklagen. Seine Augen ruhten dabei auf seinem Freunde oder dessen Gattin, aber sie schienen durch sie hindurchzugehen auf die Vorgänge selbst, von denen er berichtete. Lebendig begannen sie sich vor ihm abzuspielen, sie nahmen eine selbständige Richtung, und nun folgten seine Worte den Dingen, wie sie sich neu und überraschend vor ihm aufbauten. Mittendrein rief Frau Mathilde: „Aber Sie können ja wundervoll erzählen! Schreiben Sie doch das alles auf! Schreiben Sie Ihre Lebenserinnerungen, da wären Sie ja gleich versorgt mit einer herrlichen Arbeit!“ — Im selben Moment erschrak sie über die ungewollt-banale Wendung ihrer Worte, aber der Professor bemerkte sie gar nicht und fuhr fort zu phantastieren. Und plötzlich stockte er mitten in einer Geschichte. Seine Augen, die schon lange, ohne etwas zu sehen, in einen Winkel blickten, blieben, aber nun mit einem andern, überraschten Ausdruck, auf dieselbe Stelle gerichtet, so daß die beiden Ehegatten, verwundert und beinah erschreckt, der Richtung folgten.

„Ich sehe, Sie haben da einen Flügel!“ sagte er langsam und bedeutungsvoll, — „ich habe so lange keine Musik mehr gehört — können Sie wohl etwas spielen?“ So wandte er sich an Frau Mathilde. Seine Frage klang hoffnungsvoll und beinah kindlich. Und glücklich, es ihrem Gaste noch gemüthlicher, noch friedlicher ums Herz zu machen, erhob sie sich, ging hin, stellte ein Notenbuch zurecht und begann eine klassische Sonate.

Der Professor lehnte sich im Stuhl zurück und schloß die Augen. Seine Seele trank die Töne auf so wie die Erde das Wasser. Er fragte sich nicht, ob die Musik gut oder schlecht gespielt ward, er hörte sie so, wie sie ursprünglich erdacht und gefühlt war. Nach und nach tauchten halbgelebene

Bilder vor ihm auf, Gebäude erstanden, unklar, dann immer deutlicher, und schließlich sah er ein Tor vor sich, so bestimmt in allen Einzelheiten, daß er sein Taschenbuch hervorzog und es zu zeichnen begann.

Die Musik hatte schon längst geschlossen, als er endlich, durch Zufall, einmal emporblickte und vier Augen begegnete, die lächelnd auf ihn gerichtet waren. — „Das nenne ich mal Konzentriertheit!“ sagte der Baurat beifällig, erhob sich und trat zu ihm hin, während seine Frau im Tone komischen Bedauerns meinte: „Und ich habe mir solche Mühe gegeben, möglichst gut zu spielen! Davon hat er nun nichts gehört!“ — Der Baurat stieß einen Laut der Überraschung aus: „Bitte sieh erst mal, was er hier gezeichnet hat! Sei du froh, wenn deine bescheidene Kunst imstande ist, einen Menschen zu so etwas anzuregen! Herrlich! Wundervoll! Was da für ein Rhythmus durch alle Teile geht! Herr Gott, wenn mir doch mal so etwas einfiele, wenn du mir vorspielst! Sag, Jakob: Regt dich die Musik immer zum Zeichnen an oder ist das nur manchmal, zufällig?“ — Der Professor sah von einem zum anderen, all die Worte klangen an ihm vorbei, aber er machte ein freundliches Gesicht und sagte: „Sie haben schön gespielt, gnädige Frau, ich danke Ihnen!“

Als man sich endlich zum Schlafengehn erhob, wisperten die beiden Ehegatten leise miteinander und der Baurat nickte abschließend mit halblauter Stimme: „Na, dann geh nur mit! — Sie meinte nämlich,“ fügte er erklärend hinzu, „es sei nicht genügend, wenn ich dich in deine Zimmer hinaufführe, sie möchte auch dabei sein, — so ein gewisser Frauenstolz, weißt du, weil sie alles so schön eingerichtet hat da oben!“ — Alle drei gingen langsam empor, Frau Mathilde mit strahlendem Gesicht voran. Sie zeigte hierhin und dorthin, nannte die Möbel bei ihrem Namen, ihr Mann lachte schließlich und meinte: „Nun hör aber auch mal wieder auf, wir haben hier doch keinen Anschauungsunterricht!“

„Gute Nacht, Jakob!“ sagte er dann, reichte ihm die Hand entgegen und sah ihn mit festem Blicke an, als enthielten seine Worte etwas wie eine Beschwörung, oder als sei sein Händedruck wie ein Versprechen, wie ein zusammenfassender Abschluß des ganzen Tages und eine Versicherung über den Tag hinaus. Und Frau Mathilde kehrte noch einmal um: „Ich habe Ihnen gar nicht ordentlich die Hand gegeben: Schlafen Sie wohl, recht wohl, so ganz besonders wohl!“ — Nun ist es aber genug! dachte der Professor, ging dann aber, im Gefühl etwas versäumt zu haben, selbst noch einmal zur Tür zurück, öffnete sie und rief freundlich und nachdrücklich hinaus: „Für Sie möchte ich um das Gleiche gebeten haben!“ — „Das ist ihm aber schwer geworden!“ lächelte der Baurat, — „der gute, liebe Mensch, er ist es ja so wenig gewohnt, so eng mit jemandem zu leben!“

Voll Zufriedenheit suchte das Ehepaar sein Lager auf.

Der Professor hatte einen äußerst gesunden Schlaf. Sehr bald lag er zwischen Traum und Halbwachen.

„Dieser Esel!“ murmelte er plötzlich, zog ein Kopfstiffen, das ihm zu heiß ward, unter sich weg und warf es auf den Boden. Dann dachte er darüber nach, wen er wohl mit dem Wort gemeint haben könne, warf nach einer Weile auch das zweite Kissen fort und kam zu dem Schlusse, er könne es wohl nur auf seinen Freund bezogen haben. Darüber war er selbst erstaunt.

Am nächsten Morgen erhob er sich sehr erfrischt und ging nach dem Anziehen in den unteren Stock hinab.

Totenstille lag im ganzen Haus; das Eßzimmer war noch im Zustand des gestrigen Abends, eine unangenehme dicke Luft schlug ihm entgegen. Wann stand man denn in diesem Hause auf?! — Er sah nach der Uhr, die dort an der Wand ihr langsames, unbekümmertes Ticktack schlug. Sie zeigte genau auf fünf Minuten nach sechs. Er hatte geglaubt, es sei schon neun. Das kam davon, wenn man gewohnt war aufzustehn, wie's einem gerade einfiel.

Er begab sich wieder hinauf, holte aus seinem Koffer Spiritusapparat und Tasse und kochte sich einen Tee, als sei er auf Reisen, in einem Hotel, unabhängig und unbeachtet von allen Menschen, und das hatte er gern. Dann nahm er ein großes Skizzenbuch hervor und begann die gestrige Landschaft aus der Erinnerung zu zeichnen. Darüber vergingen Stunden, und nun vergaß er Haus und Inzassen so vollständig, daß er, als es endlich klopfte, mit lauter und geschäftsmäßiger Stimme fragte: „Sie wünschen —?“

Der Baurat trat ein, lobte ihn, daß er schon so fleißig bei der Arbeit sei und nahm ihn mit hinab zum Frühstück.

Nach einer Viertelstunde wäre es dem Professor gemäß gewesen, aufzustehen und sich sogleich an seine Arbeit zurückzugeben. Aber langsam und gemüthlich kauend saßen die beiden alten Leute in ihren Sesseln, und der Baurat meinte: „Die Morgenkaffeestunde ist doch die behaglichste am ganzen Tage. Wenn ich denke: Gestern, um dieselbe Zeit — nein, es war eine Stunde später — da klingelt es, ich gehe ahnungslos hinaus, und wer steht da? Unser Freund Jakob! Nein, also, wenn mir jemand tausend Taler gezahlt hätte, ich wäre doch nie auf den Gedanken gekommen, daß du das warst! Weißt du noch, wie ich mit der Serviette unter dem Arm herauskam? Weshalb hast du dich eigentlich nicht brieflich angemeldet?“ — „Und ich,“ rief Frau Mathilde, „ich rettete mich schnell nach oben, denn in dem Morgenkleid wollte ich mich doch nicht gleich das erste Mal zeigen! Nun, hoffentlich werden wir uns noch recht, recht oft so gegenüber sitzen!“

War das nun Täuschung, oder war es wirklich so: Es kam dem Professor vor, als hätten sich die Gesichter seiner Freunde seit gestern leise

geändert: Die Züge des Baurats hatten etwas träge-verschlafenes, und seine Frau hatte er sogar gleich anfangs mit Überraschung angesehen: die hatte seit gestern abend einen viel kleineren Kopf bekommen!

„Haben Sie schon ein Tagesprogramm?“ fragte Frau Mathilde, und ihre Augen schienen sich freundlich auf ihn zuzubewegen, nachdem sie gerade einen seiner stillen Blicke aufgefangen hatten.

„Ja, Jakob, darum wollte ich dich auch schon fragen: Hast du etwas dagegen, wenn ich ein bißchen mit dir in der Stadt herumbummle?“

Der Professor wäre gern an seine Arbeit zurückgegangen, aber schließlich: Sie konnte warten, und um zu arbeiten war er ja eigentlich nicht hergekommen. So erklärte er sich nach einem ganz schnellen innern Zögern sofort bereit.

Rüstig schritt er draußen auf der Straße aus, der Baurat hatte Mühe, an seiner Seite zu bleiben und fragte etwas kurzatmig: „Läufst du immer so? worauf er seinen Schritt verlangsamte. So gingen sie eine ziemlich lange Zeit nebeneinander her, ohne daß ein Gespräch recht in Gang kommen wollte; der Professor schien verstimmt oder zerstreut, was aber sein Freund nicht bemerkte, oder vielmehr glaubte er, er selber ließe es an der nötigen Frische in der Unterhaltung fehlen.

Sie hatten sich der Innenstadt genähert und bogen jetzt in die erste alte Straße ein.

Der Professor dachte wieder an sein Waterhaus. Er war ganz einverstanden mit der Tatsache, daß es vom Erdboden verschwunden war, denn jetzt sah er, was ihm im Dunkel der vorletzten Nacht doch nicht so aufgefallen war: All diese alten, zu seiner Zeit noch unberührten Fachwerkbauten mit ihren langen Reihen dicht nebeneinander gesetzter Fenster waren überall geändert. Riesige Spiegelscheiben nahmen die ganze Breite des Erdgeschosses ein, und hinter ihrem glänzenden Grau konnte man alles erkennen, was es im Innern, kleinstädtisch aufgestapelt, zu kaufen gab. Und über diesen öden, neumodischen Fenstern zogen sich zwar noch immer die geschnitzten Laubwerkstäbe einer früheren Zeit, hoben sich noch immer die schmalen Heiligenstatuetten und ehemaligen Schutzpatrone, aber bunt und grell kontrastierend neu bemalt, so daß sie aufdringlich aus ihrer mittelalterlichen Verschwiegenheit herausstraten.

„Jahrmarktsmäßig,“ sagte er.

„Bindest du?“ fragte der Baurat verwundert und durchaus nicht seiner Meinung, und im Lauf seiner weiteren Rede stellte sich heraus, daß er im Vorstand jener Kommission war, die sich mit der Rettung und Wiederbelebung der alten Heimatkunst befaßte.

„Vom Standpunkt des rein genießenden Ästheten,“ sagte er zögernd, „magst du vielleicht recht haben; aber das Volk muß anders zur Kunst

erzogen werden; es will mit der Nase hingestoßen sein auf die Schönheiten, die es umgeben. Und das haben wir vollkommen erreicht. Früher, wenn wir da so einen Hausbesitzer gefragt hätten: „Nun beschreib mir mal deinen alten Kasten, sind da wohl auch Bilder drauf oder Relieffschnitzereien dran?“ so hätte er nur dumm gegolgt; was Reliefs sind, davon hätte er nicht einmal eine Ahnung gehabt. Jetzt haben wir ihm seine verbläuten Scharteken neu angemalt, jeder kennt ganz genau die Eigentümlichkeit seines Hauses, und wenn einer sich entscheidet niederzureißen, so weiß er ganz genau, welcher Wert in all dem Schmucke steckt, er trägt ihn in die Museen oder zu den Antiquaren und erzielt die höchsten Preise!“

Der Professor zuckte ungeduldig die Achseln: „Also kommt alles doch wieder auf dasselbe heraus: Unten räumt ihr mit dem Alten auf, weil es euch im Wege ist, und oben pinselt ihr es an, weil es Profit bringt, beides aus demselben Kaufmannsinstinkt heraus!“

Der Baurat widersprach und meinte dann: „Übrigens gibt es noch eine Masse alter Bürgerhäuser, die unten keine Verkaufsläden haben und oben genau so geblieben sind wie früher; die werden dir schon besser gefallen.“

Aber sie gefielen ihm nicht besser. Mehr und mehr merkte er, daß dieses Suchen nach einem alten Hause, wenn es nicht sein Vaterhaus war, gar keinen Sinn hatte. Er ärgerte sich über diese Sentimentalität, wie er es heimlich für sich nannte, aber es war nun einmal so.

So wanderten sie noch zwecklos durch verschiedene Straßen, bis er mit einemmal stehen blieb und sagte: „Die Luft hier in den Straßen beengt mich! Ich habe nun ungefähr zweihundert verschiedene Gerüche hintereinander eingefogen, und meine Nase sehnt sich nach Erholung.“ — „Riechst du was? Ich rieche nichts!“ meinte der Baurat und schnupperte. — „Und ich kann dir versichern: Meine Nase steckt soeben zwischen zwei Bettlaken, die monatelang nicht gewechselt wurden! Sag, was meinst du: Ist es nicht viel gesünder, praktischer, in jeder Beziehung besser — wenn man sich nun einmal durchaus hier niederlassen will —: Man bezieht ein neues Haus, anstatt ein altes? Wie?“

Er heftete die Augen voll auf seinen Freund. Dem kam diese Wendung sehr überraschend. Alles was der Professor gestern geredet hatte, das sollte auf einmal nicht mehr gelten?! Er fand nicht gleich das richtige Gesicht, sagte dann aber zögernd und lächelnd: „Wie du meinst; ich verstehe beides!“

Diese Antwort reizte den Professor irgendwie; etwas ungeduldig schlug er vor, sich nun dem Willenviertel zuzuwenden.

Der Baurat hatte schon mehrere Male heimlich nach der Uhr gesehen; — „ich müßte jetzt eigentlich zum Frühshoppen!“ sagte er zögernd, — „aber wenn du meinst . . .“ „D, ich gehe auch ebenso gern allein!“ Der Professor wurde mit einem Male lebhafter, er redete seinem Freunde zu, auf ihn

keine falsche Rücksicht zu nehmen, und sah ihm darauf nachdenklich und kopfschüttelnd nach, wie er nun wirklich davonging, pffiff ganz leise vor sich hin, machte kehrt und schritt in schnellerem Tempo zur Villa zurück. Er fühlte sich in bester Stimmung zur Arbeit. Nur zweimal wurde seine Aufmerksamkeit flüchtig geweckt: Einmal, wie er an einem stamesischen Palastbau vorbeikam, der sich zwischen den verkrümmten alten Häusern reckte und bis in die obersten Stockwerke vollgepfropft war mit Stühlen, Schürzen, Ansichtspostkarten, Kinderwagen und Haushaltungsgegenständen, und ein zweitesmal, als ihm zwei Damen, anscheinend der besseren Gesellschaft angehörig, begegneten, von denen die eine die andere mit telegraphenmäßiger Intensität anstieß, worauf beide ihm mit nackter Neugier ins Gesicht sahen, gleich darauf aber, im Gefühl, ertappt zu sein, mit fast gänsemäßig feierlichem Ernst an ihm vorüberschritten.

Zu Hause schloß er sich in sein Zimmer ein, holte eine Leinwand aus dem Koffer und begann von seiner ersten Skizze einen neuen, großen Entwurf zu machen.

„Ist man denn in diesem Hause ewig?!“ so dachte er mit einem Seufzer, als das Mädchen ihn zum Mittagessen rief.

„Schade, daß du nicht beim Frühschoppen warst! Hahne, Wendelburg, Brennde und noch manche andre, die du von früher kennst, waren da! Die waren wie elektrifiziert, als ich ihnen von dir erzählte! Hast du dich denn inzwischen im Billenviertel umgesehen?“ — So fragte er, und als er seine Antwort hatte, war er mit einer neuen Frage da, freundschaftlich und unbefangen.

Der Professor antwortete auf alles, aber in der Tiefe seiner Augen lag eine leise Abwesenheit, ein kaum fühlbares Gequältein. Gleich nach dem Essen zog er sich zurück.

„Schon heute früh war er sonderbar!“ sagte der Baurat; hierbleiben will er, das scheint mir festzustehen; aber er weiß augenscheinlich selbst noch nicht recht, was er eigentlich will, und daher kommt diese sonderbare Zerstreutheit!“

Im Laufe des Nachmittags klopfte er an seiner Tür: „Hast du vielleicht Lust, jetzt mit mir die neuen Häuser anzusehen?“ — Der Professor verneinte. —

„Laß ihn nur arbeiten!“ meinte seine Frau; „den Kaffee setze ich ihm später vor seine Tür; klopfe nur eben mal ganz leise bei ihm an und sage, daß ich ihn draußen hinstelle, damit er merkt, daß wir es verstehen, uns zurückzuziehen und dabei doch an ihn denken.“

Der Professor merkte diese Fürsorge in der Tat; er hatte sie schon den ganzen Tag bemerkt, in Worten, in Handlungen und namentlich in Blicken. Es war, als ob die Augen dieser beiden guten Leute seine Augen gleichsam festnagelten, so daß es kein Entkommen gab; es war, wenn sie zu ihm

sprachen, wie wenn sie seine ganze Seele beanspruchten, gefangen nehmen wollten; ein fortwährendes, volles Eingestelltein auf den Augenblick, eine unbewußte Forderung des Gleichen an ihn selbst, eine Direktheit, ein Mangel an seelischer Distanz, die ihn beengten. Das Bild einer Menagerie kam ihm in den Sinn, er sah einen Käfig vor sich, in dem die Tiere immer in den gleichen Bindungen durcheinander laufen und fortwährend mit den Füßen übereinander hinwegtreten. Wie sollte dieser Zustand enden?

Seine Arbeit schritt um ein großes Stück vorwärts, und als er abends zum Essen herabkam, war er in einer etwas freieren Stimmung. Aber sie verengerte sich langsam wieder; er versuchte sich zusammenzunehmen, und als ihm Frau Mathilde eine lange Geschichte aus ihrer Kindheit erzählte, vermochte er sogar ihren Blick, der ihn nicht losließ, auszuhalten bis zum Ende. Aber von der Geschichte hörte er nur wenig: Ein kleiner Fehler in der Komposition seines Bildes war ihm eingefallen, unausgesetzt prüfte er innerlich die Linienzüge nach und die Möglichkeiten, alles zu einer vollen Harmonie zu bringen. Als die Geschichte zu Ende war, sagte der Daurat, der ihn schon lange schmunzelnd betrachtet hatte: „Ich wette, ich weiß, woran du eben die ganze Zeit gedacht hast!“ und Frau Mathilde, durch diese Worte zuerst etwas überrascht und enttäuscht, rief nach einem ganz kurzen Nachdenken: „Ich wette, ich weiß es auch; sag du zuerst!“ — „An seinen Häuserkauf!“ — „Genau dasselbe wollte ich auch gerade sagen!“ rief sie fröhlich.

Später spielte sie wieder Klavier; während des ersten Satzes hatte der Professor Muße, über sein Bild mit sich vollkommen ins Reine zu kommen, beim zweiten hörte er wirklich zu, und als sie endete, fragte er als Abschluß einer Gedankenreihe, die ihm beim Hören ihres Spiels gekommen war, ob sie nicht die Sonate von gestern wiederholen wolle; sie tat auch das sehr gern, und, so wie das erstemal, schloß er die Augen.

Alles erschien wie am vergangnen Abend, und doch war alles anders.

Bergebens fragte er sich, wodurch ihm ihr Spiel das erstemal einen so großen Eindruck gemacht habe, während ihm heute alles nur leer und gutgemeint vorkam. Zwischendurch mußte er die Augen öffnen, da er fühlte, wie der Daurat ihn ansah, ihre Blicke begegneten sich, der Daurat lächelte mit allgemeiner Freundlichkeit in diese Augen hinein, dachte aber etwas unsicher: „Sieht er mich eigentlich oder sieht er mich nicht?“

„Nichts gezeichnet dieses Mal?“ fragte Frau Mathilde, indem sie sich auf ihrem Stühlchen drehte.

Gleich darauf öffnete das Mädchen die Zimmertür, und herein traten eine Dame, ein Herr und ein etwa dreizehnjähriges Mädchen: Ein Sohn, eine Schwiegertochter und die Enkelin Helene. Beifallklatschend, in einer Art komischen Parademarsches bewegten sich die Eltern, einer geheimen schnellen Verabredung gemäß, auf die alte Dame zu.

„Das hattu aber sßön depielt!“ sagte der bärtige Sohn und küßte sie wie ein Kind, das sich bedankt.

Das Mädchen warf einen schnellen, tief verlegenen Blick auf den Professor. Der hatte sich inzwischen erhoben und trat jetzt vor.

„Ach ihr habt Besuch!“ sagte der Sohn, wieder in seiner gewöhnlichen Sprechweise, und darauf stellte der Baurat vor. Man wechselte einige höfliche Worte, und dann frug Frau Mathilde etwas ängstlich nach dem Befinden des kleinen Hermann, erfuhr aber, daß er auf der Besserung sei; sie vertiefte sich mit der Schwiegertochter in ein Gespräch über die neubobische Ernährung der Säuglinge, mit der sie gar nicht einverstanden sein könne, über die Sucht der Ärzte heutzutage, soviel Medikamente zu verschreiben, und versprach, ihr ein paar Hausmittel mitzugeben, die sich in ihrer Familie bei Kinderkrankheiten noch immer glänzend bewährt hätten. Die Schwiegertochter nahm dies Erbieten dankend an, obgleich man sehen konnte, daß sie nicht daran dachte, die Mittel auch anzuwenden. Ihr Mann sprach mit dem Baurat über die letzten politischen Ereignisse und suchte auch den Professor mit in dies Gespräch zu ziehen, der Baurat hatte seine besondere Vorliebe und seine besondere Abneigung gegen gewisse Abgeordnete, der Sohn hatte andere Überzeugungen, war er aber genötigt, sie zu berühren, so geschah es mit einer Art entschuldigenden Humores. Dann kamen die Gespräche allmählich ins Stocken, bis das Vorhandensein des schweigsamen Kindes einen neuen Stoff bot.

„Helene hat jetzt eine Ruhlausche Sonatine geübt und spielt sie wirklich niedlich, Helene streich mal deine Haare glatt!“ sagte die Schwiegertochter.

„So, das ist recht!“ nickte der Baurat beifällig, „die mußt du uns mal gelegentlich vorspielen.“

„Ach ja, das wäre reizend!“ stimmte Frau Mathilde mechanisch bei, die gerade daran dachte, daß die Antwort, die ihr die Köchin heute in der Küche gab, wenn man sie richtig auffasse, eigentlich eine Unverschämtheit gewesen war!!

„Sie geniert sich nur immer so!“ sagte die Schwiegertochter wieder.

„Ach, das ist nichts als bloßes Getue!“ bemerkte ihr Mann, — „im Grunde produziert sich jeder gern! Wenn ich sie zum Beispiel jetzt auffordern würde, — heimlich wäre sie beglückt!“

Alle sahen lächelnd auf das Kind.

„Nun?“ fragte Frau Mathilde, „wie wäre es?“ Der Vater warf ihr einen aufmunternden Blick zu.

„Also, zier dich doch nicht so lange!“ meinte die Mutter ungeduldig.

Helene schüttelte den Kopf, blutübergossen. „Nun wird sie auch noch rot!“ rief der Vater ärgerlich, — „du magst nicht, wenn wir dich um etwas bitten? Sieh einer mal an! Was soll denn der Herr Professor von dir denken?“

Die Aufforderungen wurden immer dringlicher, immer gereizter, etwas, an das zwei Minuten zuvor noch niemand gedacht hatte, war auf einmal Hauptsache geworden, in den Mittelpunkt gerückt.

„Also willst du nun, oder willst du nicht?“ Sie sah, in ihrer Angst, wie um Hilfe suchend auf den Professor, der bis dahin anscheinend unbeteiligt in seinem Sessel gefessen hatte. Seine Augen glänzten plötzlich animiert: „Mein liebes Kind,“ sagte er mit freundlicher, gedeckter Stimme, „in deiner Stelle würde ich nun ganz artig zum Klavier gehen und es dann mit aller Kraft zusammenschlagen!“

Allgemeines Schweigen folgte, jeder sann darüber nach, wie er die Verlegenheitspause abbrechen könne, und dann sagte die Schwiegertochter: „Nein, kann Viktor Meyerhoff wundervoll erzählen! Er war gestern den ganzen Abend bei uns, ich sage dir, Mama, es war prachtvoll!“ — „Aber ich sage dir, bei uns erst! Da hättest du dabei sein sollen, bei uns hat Herr Professor Schwertfeger erzählt, auch ganz prachtvoll! Übrigens Herr Professor, die eine Geschichte haben Sie gar nicht zu Ende erzählt, Sie sahen da plötzlich mitten drin den Flügel, nein ich sage euch, war das lebendig, wie er da mitten drin den Flügel sah und mich dann bat zu spielen! Liebster Herr Professor, wie ging die Geschichte denn eigentlich weiter? Sein Sie nicht böse, daß ich Sie jetzt erst danach frage. Sie waren da in einen verlassenen Wald gekommen, wo die drei alten Engländerinnen in dem Schlosse hausten, und es klapperte schon von weitem in dem Turm. Sagen Sie: Was klapperte denn da nun so?“ — „Auf den Rest der Geschichte,“ sagte der Professor, „kann ich mich nicht mehr besinnen;“ — und sah dabei so undurchdringlich aus, daß alle schwiegen.

„Sehr liebenswürdig scheint der aber nicht zu sein!“ flüsterte die Schwiegertochter an der Haustür, und die alte Dame flüsterte zurück: „Er meint das alles nicht so schlimm, er ist nämlich ein Original! Mein Mann und ich, wir haben ihn beide furchtbar gern!“ Diesmal schief der Professor außerordentlich schlecht. Als er am nächsten Morgen aufstand, klang ihm auf einmal wieder der Gutenachtgruß Frau Mathildes in den Ohren, als ob der darin mitgeschlafen habe und nun aufgewacht sei.

Lange stand er vor seiner Landschaft und versuchte sich zu sammeln. Aber eine innere Unruhe war in ihm; jeden Moment glaubte er das Klopfen des Mädchens an der Tür zu hören, oder den Schritt des Baurats, der kommen würde, um ihn selbst zu holen, er glaubte schon seine Stimme zu vernehmen, welche sagte: „Schon so fleißig bei der Arbeit, Jakob?“

„Es wird höchste Zeit,“ so dachte er, „daß ich aus diesem Hause wieder fortgehe und diese Stadt überhaupt verlasse. Ehe ich mich hier in einen der Willenkästen setze, baue ich mir lieber nach eigenem Geschmack mein Haus im Engadin, in Norwegen oder in den Abruzzen.“

Während er so dachte, klopfte es wirklich. „Gut geschlafen, Jakob?“ fragte der Baurat mit entgegenkommender Frische, — „und schon so fleißig bei der Arbeit?“

Er trat zur Leinwand, sah sie sich lange an und sagte endlich: „Ich finde diesen Entwurf ja schön, aber weißt du — wenn du es mir nicht übel nimmst: ich glaube, bei den hiesigen Künstlern würdest du wenig Anklang damit finden! Ich könnte das von ihrem Standpunkt aus auch ganz gut begreifen: Erstens würden sie es dir als Verbrechen anrechnen, daß du aus dem Kopfe malst, sie würden sagen: dann kann es nicht naturgetreu sein; und zweitens: Diese ganze Art — — — mich erinnert sie etwas an alte holländische Malerei, und von der wollen die Modernen hier bei uns nichts wissen; aber wie gesagt: ich finde es schön, ich finde es schön; nur meine ich: et was mehr modern — das könnte gar nichts schaden!“

Der Professor ließ ihn noch eine Weile weiterreden, bis er sich selber unterbrach: „Komm herunter, inzwischen wird der Kaffee kalt, das ist der einzige Punkt, wo meine Frau ungnädig wird!“

Unten, beim Frühstück, redeten die beiden Gatten über den gestrigen Abend, vom Sohn, von der Schwiegertochter, von dem Kinde. Alle Einzelheiten wurden rekapituliert. Das war ihr gutes Recht, aber, als man sich endlich erhob, war dem Professor doch zumute, als müsse das Zusammensein mit diesen Menschen nun für den heutigen Tag abgeschlossen sein, und es sollte doch erst beginnen!

Im gleichen Momente meinte der Baurat: „So, und nun können wir beide uns wieder auf die fröhliche Wanderschaft begeben, bist du so weit, Jakob?“

Dem Professor stieg das Blut langsam in die Schläfen. In der Frage lag eine selbstverständliche, freundschaftliche Erwartung, eine ablehnende Antwort hätte befremdlich, unverständlich, verletzend geklungen. Und doch zögerte er mit der Antwort. Außerdem: wie öde, eine Sache scheinbar weiter zu verfolgen, mit der er innerlich längst abgeschlossen hatte!

„Vielleicht geht dein Freund heute lieber allein in der Stadt herum“, vermittelte Frau Mathilde, die ihn lächelnd betrachtet hatte, und warf ihrem Mann einen kurzen Blick zu.

„Nein;“ sagte der Professor, „ich gehe sehr gern mit ihm zusammen!“ Sein Ton klang bestimmt und fast gereizt. Er hatte jenen Blick aufgefangen, er empfand die Situation genau so wie sie war, und die Ungeduld, sie abzubauen, überwog seinen eigenen Wunsch. Weshalb konnte nicht jeder so sprechen wie es ihm natürlich war! Statt dessen ging man vorsichtig um den anderen herum, und das alles nur aus einer ganz verfluchten Güte, Güte, Güte! So war es gestern, als die Verwandten da waren, so war es auch vorhin bei der Kritik seines Bildes; trotz alles gegenseitigen Wohlwollens hatte er die Empfindung, als trügen diese Menschen alle Masken.

Die Promenade durch das Villenviertel hatte wirklich keinen Sinn. Er lehnte alles ab und sah mit leeren Augen auf die Häuser, auf die Fenster oder auf die Spiegel, die seitlich an ihnen angebracht waren, und aus deren Glase ihn die neugierigen Blicke der innen sitzenden Damen trafen.

„Ich sehne mich nach einem Brausebad!“ sagte er plötzlich und blieb stehn. Seine Augen schienen merkwürdig dunkel und merkwürdig weit fort.

„Jakob!“ sprach der Baurat, „es tut mir ja so unendlich leid, daß du von allem so enttäuscht bist! Ich ahne, daß du deinen Plan, dich hier in der Stadt niederzulassen, ganz aufgeben willst! Aber ich bitte dich herzlich: Laß doch noch nicht allen Mut sinken! Du hast Zeit, du brauchst dich nicht von heut auf morgen zu entscheiden; werde nur erst einmal ganz heimisch bei uns zu Hause, alles andere ergibt sich schon von selbst! Es wird dir auf die Dauer besser bei uns gefallen! Gewöhne dich nur erst mal! Vorläufig hast du mich und meine Frau, aber es gibt hier auch noch andere Menschen, die dir nah treten werden! Denk doch zum Beispiel an deine alten früheren Kameraden! . . . ich will es dir nur gestehen: Ich habe ihnen gestern versprochen, dich heute zum Frühstücken mitzubringen; sei mir nicht böse darüber, aber ich wußte mir nicht anders zu helfen! Und schließlich: So furchtbar ist das doch auch wirklich nicht! Du sitzt eine kleine Stunde mit ihnen zusammen, und wenn sie dir nicht gefallen, dann brauchst du ja nie wieder hinzugehen! Du bist zwar jetzt nicht ganz in Stimmung, das sehe ich dir an, aber geh nur mit, es wird dich zerstreuen, paß auf, ich habe recht!“

Er war wahrhaftig nicht in Stimmung, aber sein Freund tat ihm plötzlich irgendwie leid, und er ging mit.

Dicker Rauch erfüllte das Gastzimmer, und um einen großen runden Tisch, an dem man einen Platz für ihn reserviert hatte, da saßen sie, die Kollegen von früher. Er erkannte sie alle wieder, diese Menschen von damals, die alt geworden waren, auf deren Zügen nichts mehr zu finden war von Zukunft, die nur vom vergangenen, abgeschlossenen Leben sprachen, von Arbeit, Mühe, von Beruf und von dem Gespenste zufriedener Gewohnheit. Er fühlte seine Hand von vielen Händen geschüttelt, alle Stimmen sprachen durcheinander, die Gegenwart ließ sich nicht trennen von einer fernen Vergangenheit, durch die sie einzig ihre Existenz empfing, und diese Mischung hatte etwas unsagbar Grauenhaftes.

Wie in einem Alptraum blickte er auf den Einen, auf den Andern; er wußte: Jetzt tat er etwas unerhört Beleidigendes, aber sein Impuls war stärker als alle Überlegung.

Mit starrem Ausdruck, Schritt für Schritt, wich er langsam zurück, murmelte etwas Unverständliches, und dann war er draußen. Nur einmal blieb er stehn, vor einem Haus aus glattem Stein, und preßte die Finger gegen die kalte Wand, um das Gefühl von der Berührung all der Hände loszuwerden.

Vorwurfsvoll, bitter gekränkt war das Gesicht des Daurats bei Tisch: „Hättest du mir von vornherein gesagt: Ich will nicht! ein für allemal ich will nicht! — dann hätte ichs den Freunden gegenüber schon notdürftig motiviert — irgendwie! Aber diese Art — — — ich kann dir sagen: Ich stand da wie ein begossener Pudel! Und dann, das kannst du dir ja denken, dann ging's über mich her, erst mit Vorwürfen, dann mit Verhöhnungen! Dinge, die ich dir lieber nicht wieder erzählen will! Sie haben dich in eine Art Boykott getan, alle haben sich das feste Versprechen gegeben, dich ostentativ zu ignorieren, wenn sie dich auf der Straße sehn, — ach, mir ist das alles ja so unendlich peinlich — aber du mußt schon zugeben, daß du sie zu diesem Entschluß geradezu herausgefordert hast!“

Der Professor lachte, streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Verzeih mir“.

„Ach nein, Sie sollten nicht so lachen!“ sagte Frau Mathilde jetzt, die bis dahin still zugehört hatte, mit warmer, trauriger Stimme; — ich denke dabei nicht nur an die Menschen, die Sie so gekränkt haben, ich denke auch an Sie selber! Es war doch ein Stück Jugendzeit, das sich Ihnen in diesem Kreis von Kameraden verkörperte! Wievieles, von dem Sie nichts mehr wissen oder wissen wollen, wäre wieder aufgewacht in Ihnen; wieviel wirkliches, herzliches Gefühl, auch zu Menschen, die Ihnen beim ersten Anblick fremd geworden schienen! Im Alter ist man doch darauf angewiesen, zum großen Teil von Erinnerungen zu leben, namentlich, wenn man keine Familie, keine Kinder hat! Ich begreife Ihre Ablehnung doppelt nicht, wo Sie doch hergekommen sind, die alten Erinnerungen, die alten Freunde wieder aufzusuchen! Wenn ich nur wüßte, wie man das wieder gutmachen kann! Sie werden sich auf Schritt und Tritt begegnen, und es ist doch ein bitter trauriges Gefühl, zu denken: Das waren einmal Freunde, und nun sind sie Feinde geworden, wo sie sich im Alter wiedersehn, rein aus Übereilung, ohne jeden eigentlichen Grund“.

Ihre Augen waren naß geworden; der Professor schwieg; was hätte er auch sagen sollen? Andere Gedanken gingen ihm durch den Kopf.

Er malte den ganzen Nachmittag, ließ den Kaffee, den man ihm vor die Tür stellte, stehen. Zwischendurch ertönte einmal die schon früher gehörte Sonate, verstummte aber nach dem ersten Satz, da Frau Mathilde, die ihm mit ihrem Spiel etwas recht Liebes und Arbeitförderndes anzutun gedachte, ihn oben im Zimmer mit schnellen Schritten auf und ab gehen hörte.

Und in diesen Stunden äußerster Konzentration überdachte sein Geist gleichzeitig und mit aller Schärfe die drei letzten Tage. Klar und hart fand er sich wieder.

Als er zum Abendessen herabkam, war er wie umgewandelt. Seine Augen, die im Lauf der letzten Zeit etwas von dem Ausdruck eines

gefangenen Tieres bekommen hatten, blickten frei und fest, in seinem Wesen war etwas von der frohen Erwartung eines Schiffes, das noch vor Anker liegt, während der Wind schon in die Segel blasen möchte und ungeduldig mit dem Wimpel spielt.

Die beiden alten Leute schoben seine Freude und Frische auf die vollendete Arbeit, denn er sagte: „Mein Bild ist fertig; soweit wenigstens, wie ich es haben wollte, hab ich es gebracht; ich schenke es euch, behaltet es, oder wenn es euch nicht gefällt, dann steckt es in den Ofen, ich nehme euch das absolut nicht übel!“

Zugänglich, gesprächig, heiter war er wie am ersten Abend; mit dem Baurat rebete er von vergangenen Zeiten, von Jugendstreichen, von den früheren Freunden, und unversehens sprach er in den wärmsten Ausdrücken über sie alle, die er heute vormittag noch auf das kränkendste beleidigt hatte.

„Du sonderbarer Mensch!“ sagte der Baurat, „wie sehr hängst du doch von deinen Stimmungen ab! Es sollte mich freuen wenn du in dieser Stimmung bliebest, — — denn dann ließen sich vielleicht doch noch Mittel und Wege finden, um alles wieder auszugleichen. Du hast offenbar inzwischen selber nachgedacht!“

Am andern Morgen war er abgereist, mit dem ersten Frühzug. Einen kurzen Brief hatte er zurückgelassen; er enthielt einen Dank für die warmherzige Gastfreundschaft, die er genossen, und die Bemerkung, er sei ohne mündlichen Abschied abgereist, weil er das für besser halte.

Die beiden Ehegatten waren wie vor den Kopf geschlagen.

„Haben wir es an irgend etwas fehlen lassen?“ fragte Frau Mathilde, — „konnten wir noch mehr für ihn tun, als wir getan haben?“

„Ein vollkommenes Rätsel!“ sprach ihr Mann; — „er konnte sich über nichts beklagen, er hatte es so gut bei uns, wie er es sich nur wünschen konnte, nirgends kann und wird er es je besser haben, — und doch ist er gegangen, schon nach drei Tagen!“

Abends kamen die Verwandten wieder. Auch sie schüttelten die Köpfe und konnten keine Erklärung finden.

Das Kind aber sah zur Decke, drückte seine eckigen Hände im Nachdenken zusammen und sagte: „Ich glaube, ich weiß, warum er fortgegangen ist“.

„Nun warum denn?“ fragten alle und sahen es zu gleicher Zeit an.

Seine Augen wurden verwirrt, und was es dunkel fühlte, war verschwunden.

Wohin treiben wir?

Eine Rede über die Kunst der Gegenwart

von Julius Meier-Graefe

Die Kunst der Gegenwart bedroht die Last der Schulden, die ein Jahrhundert lang und länger auf ihren Namen gemacht worden sind. Sie krankt schon lange daran, nur verstanden es in Frankreich und bei uns geniale Leute, über die Last hinwegzutäuschen. Das neunzehnte Jahrhundert sah große Künstler entstehen. Weil sie aus der Gegenwart kamen, weil sie aus der entlaubten Epoche unzählige Neuheiten gewannen, weil sie mit ihren Werken, mit ihrem ganzen Künstlerdasein hohe Gestattung erwiesen, weil sie uns glücklich machten, sah man das drohende Zeichen im Hintergrunde nicht. Wer hätte nicht angesichts der glorreichen Taten eines Delacroix allein gehofft, die spröde glaubenlose, gierige Zeit mit ihrem plumpen Unverstand, ihrem Haß auf alles Große, mit ihrer schamlosen Armut müsse schließlich vor solchen Siegen vergehen? Wir können uns nie vorstellen, daß der Enthusiasmus, der zur Kunst führt, unabhängig von den entscheidenden Kräften der Zeit entstehen könnte, sind von der Geschichte erzogen, in der Kunst eine Äußerung des Volkstums, nicht allein individuelle Aufbietung zu sehen, nennen nicht umsonst die Raffael und Michelangelo, die Rubens und Rembrandt Repräsentanten.

Wir nennen auch unsere großen Meister so. Geschieht es mit Recht? Repräsentiert ein Delacroix, ein Corot, ein Manet, ein Marées uns so, wie zum Beispiel die Rubens und Rembrandt oder wie ein Michelangelo ihre Zeit und ihr Land repräsentierten? Wir hatten im neunzehnten Jahrhundert universelle Künstler, aber das Gefühl für diese ihre höchste Eigenschaft ist so gut wie nicht mehr vorhanden. Für die Menge ist ihr Universalismus ein dunkler Begriff wie ihre ganze Kunst, ein Feinschmeckerwert, dessen Inhalt sich auf vereinzelte Meinungen stützt wie alle unsere Kunstwerte. Wohl nennen wir unsere großen Meister Repräsentanten, aber weniger um eine mit diesem Wort früher verbundene Tatsache zu bezeichnen, als um unsere Freigebigkeit mit schönen Titeln zu beweisen, weil wir ihnen nichts anderes mehr als schöne Worte bieten können. Doch schlugen sich unsere Repräsentanten ihr Leben lang mit feindlichen Mitmenschen herum, die sich keineswegs wie Repräsentierte fühlten, wären verhungert, wenn sie sich darüber Illusionen hingeeben hätten, und der Nachruhm nach ihrem Tode hat ihnen den Mangel nicht oder nur durch eine Fiktion ersetzt. Man verwechselte dieses typische Schicksal nicht mit den unerfreulichen Erlebnissen dieses und jenes großen Meisters der früheren Jahrhunderte, die mißlichen Zufällen, nicht dem absoluten Unvermögen ihrer Epoche entsprangen. Höchstens können sie

hier und da als Symptome für die beginnende Modifikation eines Verhältnisses gelten, das heute zu einer geschworenen Feindschaft zwischen dem künstlerischen Genie und der Menge geführt hat. Der Künstler verbankt heute seinem Lande nur das, was er ihm vergleichsweise mit Gewalt zu entreißen vermag. Die Beziehungen des kleinen Kreises der Anhänger zueinander gleichen dem Verkehr von Leuten, die sich zufällig in einem wildfremden Lande zusammengefunden haben.

Der Glanz der Romantiker, die Treue der Fontainebleauer, die Kühnheit der Impressionisten, die Lüchtheit der Deutschen, der Adel eines Feuerbach, der Ernst eines Leibl und das Genie eines Marées, alle diese bedeutenden vielseitigen Manifestationen haben einen Mangel nie zu überwinden vermocht. Nie haben diese Künstler das Publikum gefunden. Wohl ein Publikum, Käufer, Spekulanten, Freunde; nie die Öffentlichkeit. Delacroix ist der letzte, auf den etwa noch der soziale Begriff des Künstlers im Sinne der Alten allenfalls zutrifft. Und er verbankt diese Rolle mehr dem einzigartigen, weitreichenden Komplex seiner Persönlichkeit, die — wie ein Goethe — alles, was mit ihr in Berührung kam, ordnete und erhob, als dem guten Willen der Epoche. Alle, die nach ihm gekommen sind, waren Zugewanderte.

Es gibt Leute, die solche Hinweise gelassen anhören und meinen, es käme nicht darauf an, sich um das, was um die Kunst ist, zu kümmern, wenn sie nur selbst wachse und gedeihe. Solche Weisheit gehört in die Rubrik der Geschichten von dem Weilchen, das im Verborgenen blüht, und von den bekannten Ähren auf dem Felde. Ebenfogut könnte man von der Sprache sagen, es käme nur darauf an, sie gut zu pflegen, auch wenn sie nicht mehr gesprochen würde. Eben die mehr als zweifelhafte Aussicht der Kunst in unseren Tagen ist es ja, was uns die Augen über die mangelhafte Beschaffenheit des Bodens, von dem sie abhängt, öffnet. Natürlich handelt es sich nur um die Kunst, nicht wie Hinz und Kunz dazustehn. Mag sie nur für hunderte oder für zehn da sein. Es fragt sich, ob sie auf die Dauer überhaupt mit der Art von Öffentlichkeit, die ihr heute zu teil wird, bestehen kann. Man denkt an den Geldschrank der braven Mme. Humbert, die ihren Gläubigern mit Ausdauer versicherte, da seien die Papiere richtig drin, von denen alle eines Tages ihr schönes Teil kriegen würden. Man hat heute oft die Vorstellung, es ständen viele Gläubige um den verschlossenen Tempel herum, mit ernsten und etwas blöden Gesichtern. Bis einer auf die originelle Idee kommt, öffnen zu lassen; worauf die Gesichter noch blöder werden.

Diese nicht unbedenkliche Situation ist, wie ich schon andeutete, nicht von gestern auf heute entstanden, sondern ebenfogut Resultat einer Entwicklungsgeschichte wie die Kunst selbst, und ich wage zu sagen, ebenso wichtig. Denn schließlich ist es nicht gleichgültig, ob unsere Urenkel und deren Urenkel lang-

sam wieder zu Affen werden, was man nach unseren gegenwärtigen Zeitaläufen einigermaßen vorausberechnen kann. Möglicherweise haben wir sehr unrecht, das Dasein der Kunst für irgendwie wesentlich für ein menschenwürdiges Dasein anzusehen. Es bleibt aber, geschaffen wie wir sind, nichts anderes übrig, als dieser Vermutung bis auf weiteres einiges Gewicht beizulegen.

Sehen wir uns einmal an, wie es der vergangenen Künstlergeneration erging. Ich meine die Generation, die heute als stärkste, geschlossenste Phalanx der Vergangenheit vor uns steht und uns am nächsten ist: die Impressionisten. Die Leute, die dem Märchen von den Ähren auf dem Felde anhängen, denken sich diese Meister gern wie Leute, denen es vielleicht im Privatleben, ihrer törichten Zeitgenossen wegen, mehr oder weniger schlecht ging, aber deren Kunst ein für allemal da war. Sie lassen sich von der leichten, behenden Form dieser Kunst zu der Annahme verleiten, es sei diesen Künstlern alles stets von selbst von der Hand gegangen, sie hätten im eigenen Hause nie Zweifel nach Trübsal gekannt. Man vergißt, daß die Leichtigkeit der Geste, die in der Tat zum Impressionismus gehört, nur rein ästhetische Qualität ist, eine Form; ein Resultat, nach dem ebenso gestrebt wurde wie in anderen Zeiten nach schönen Arabesken oder nach vollendeter Perspektive; ein Resultat, das oft nur nach vielen bitteren Schweißtropfen gelang. So ein Cézanne sieht wie reine Luft aus, ein Hauch, den ein Hauch entstehen ließ. Und es erscheint manchem Naiven unglaublich, daß dieser Hauch unzählige Übermalungen deckt. Dieser so leichtbeschwingte Cézanne machte, als er jung war, zuweilen entsetzliche Schinken, ungeschlachte Gestalten, die nicht nur dick gemalt, sondern dick gedacht waren, plump in der Anschauung. Cézanne quälte sich, und eine ganze Weile fruchtlos, hat sich immer gequält, auch in jener prachtvollen Zeit, als er zu den Visionen eines heiligen Antonius und ähnlichen Dingen gedieh, die prächtiger als gotische Emails dastehen und uns geheimnisvoller und edler dünken; auch in späterer Zeit, als er zum Beispiel immer wieder den seltsamen Dom mit den Vaigneuses vornahm, die Natur bleiben und Architektur werden sollten und sich sträubten, dem Willen des Meisters zu folgen, und die er nicht zufällig, sondern weil er nicht konnte, unvollendet ließ.

So quälte sich, in einer entgegengesetzten Richtung, bei uns Wilhelm Leibl, dem es anfangs so leicht fiel. Er arbeitete mit seinen Riesenarmen so krampfhaft an seiner zarten Eigenart herum, bis schließlich die breite malerische Form der besten Zeit zusammenschrumpfte und die kahle Härte zum Vorschein kam, die nur zu treffend die Atmosphäre des Einsamen wiedergibt. So quälte sich Marées, unser Größter, auch ein Harmloser in der Jugend. Er wäre nie weiter gekommen, hätte er sich nicht zu allem, was seiner Zeit und seinem Lande gewohnt war, in feindlichsten Gegensatz gestellt.

Er wurde dafür für verrückt erklärt. Menzel quälte sich mit fanatischem Eifer im Massenhaften, ging schließlich darin unter und wurde dafür zum größten deutschen Meister erklärt.

Noch von einem, der die Höhe in Qualen erreichte, weiß ich, einem, von dem man es am wenigsten glauben möchte, der jedem wie ein frohes Glückskind erscheint. Ich sehe ihn noch — es war oben auf dem Montmartre — in das Atelier eines Bekannten, der neben ihm wohnte, hereinstürzen, mit wirrem Haar und einem unheimlichen Glackern in den stillen Augen, Hände und Gesicht mit Farbe voll, als käme er von einer Schlächterei. „Wir sind alle verdammte Idioten und bringen kein einziges miserales Bild halbwegs zustande.“ Er sagte es nicht zu uns, sondern zu den Wänden, satt der Qual, die er soeben von sich geworfen hatte. Es war Renoir, der stille lyrische Renoir, der liebliche Fragonard unserer Zeit, der größte lebende Meister. „Nous sommes tous de malheureux idiots et ne saurions ficher une seule idée sur la toile.“ Wir sagten, was man in solchen Fällen zu sagen pflegt, das gehe vorüber, sei nur eine Frage der Stimmung usw. Er antwortete nicht, ließ sich Feuer für seine Zigarette geben und verließ das Lokal. Mein Bekannter, in dessen Atelier die Szene vor sich ging, hatte früher allerlei von Renoir gelernt. Er pinselte an einem großen Interieur mit eleganten Damen oder dergleichen und quälte sich durchaus nicht. Nach einer Weile meinte er gemächlich, und ich sehe noch, wie er dabei der einen Dame einen seiner sicheren Akzente aufsetzte: Er habe das alles längst vorausgesehen, das müsse so kommen, und der brave Renoir sei „foutu“.

So haben wir uns die Glorreichen, deren Werke wir mit Recht bewundern, zu denken, ja nicht anders, wenn wir überhaupt an dies Persönliche ihrer Existenz denken wollen. Das gehört, wohlverstanden, nicht im geringsten zum Verständnis ihrer Kunst, wohl aber unbedingt zum Verständnis unserer heutigen Situation.

In vielen Tonarten ist das, was Renoir damals, und sicher nicht zum erstenmal entfuhr, von anderen Meistern seiner Kunst gesagt worden. Ézanne sagte es vielleicht seiner Frau, die so rührend beim Modellfassen still hielt, oder einem schwerhörigen Uhrmacher von Aix, der gerade da war, van Gogh schrieb es seinen Freunden. Degas hat es sicher sehr oft gesagt, zu den zwei Leuten, die er zu sich läßt, und läßt vielleicht deshalb keinen anderen zu sich. Er sagte es zumal zu den Bildern, die er stehen ließ. Auch Manet, dessen Geschicklichkeit gerühmt wird, traue ich solche Geständnisse zu, als er über die Vierzig hinaus war.

Das hat diese Künstler bekanntlich nicht abgehalten, schöne Bilder zu malen. Wenn sie einmal zweifelten, sich verrannt, irrten, war es eine Frage der Stimmung, ging vorüber. So wenigstens darf es uns angesichts ihrer Taten erscheinen. Den nächsten Tag saßen sie wieder vor der Staffelei,

nahmen etwas anderes vor, brachten Neues zum Vorschein. Und das Neue versprach so viel, daß man das nicht erfüllte Alte vergaß. Sie haben vielleicht nicht das eine Werk, mit dem sie sich veranmaßen, vollendet. Dafür haben sie sich selbst ausgebaut, ihre Eigenheit vollkommen begründet, dafür haben sie so viele organische Teile ihrer Art erwiesen und so hohe Zeugnisse ihres Künstlerturns geschaffen, daß uns die Krisen, die sie durchmachten, nur wie vorübergehende Stimmungen, fast wie die Würze ihres stillen Daseins erscheinen. Die Krisen waren Kämpfe, die mit Siegen enden.

Was diese Künstler, die kein Erfolg verwöhnte, deren Reichtum vielleicht nur noch von ihrer Bescheidenheit übertroffen wird, zweifeln und zuweilen an dem rechten Wege irre werden ließ, war der Mangel an einer sicheren Instanz, auf die sie sich in den Nöten der Entwicklung berufen konnten: der Meister, die Schule. Ihre Lehrer waren üble Routiniers, die auf Geschicklichkeit drillten, oder übriggebliebene Hüter fossiler Systeme, mit denen sie selbst nichts anzufangen wußten. Die Schüler hatten, wenn sie flügge wurden, nichts Dringenderes zu tun, als die Lehre so schnell wie möglich wieder loszuwerden, wenn wirklich etwas haften geblieben war. Was blieb ihnen? Nichts im Vergleich zu den Meistern der Blütezeit der Kunst außer Willen und Begabung. Alles, hätten sie wohl auf solche Fragen stolz geantwortet, mehr als je die Alten gehabt: die Freiheit und die Einsamkeit und die unbeschränkte Welt des Schönen; alles, was je der Genius geschaffen hatte, ob es hier oder dort geschehen war. Was kümmerten sie die Grenzen der Alten! Neben den Momenten des Zweifels, in denen sie ihre Verlassenheit spürten, mag es andere gegeben haben, wo sie sich wie ein Napoleon fühlten, dem die Welt offen lag.

Dieses Gefühl überwog. Der Mangel wurde zum Hebel ihrer Größe. Er straffte die Persönlichkeit, zwang sie zur äußersten Sammlung, riß sie zur Kühnheit hin. Die alles wagende Kühnheit gehört zum Eroberer. Ohne sie wäre kein Manet, kein Renoir, kein Cézanne zu denken. Doch hat man vielleicht zu viel immer nur an diese schließlich selbstverständliche Seite der Eroberer gedacht. Bedeutender ist das, was ich ihre Vorsicht, ihre Umsicht nennen möchte. Sie begannen nicht mit Proklamationen, verbrannten nicht voreilig die Brücken hinter sich, banden sich nicht, solange sie nicht die Route vor sich sahen. Das erst machte sie unangreifbar. Sie hatten keine Schule, aber wären würdig gewesen, Schulen zu gründen, sie fühlten die Verantwortung für sie, für eine im Geist zu gründende Schule. Sie empfanden den Mangel noch. Er wurde zum Stachel, mit dem der Genius nicht nur gespornt, auch gezügelt wurde.

Wir legen uns erst heute Rechenschaft über diese Dinge ab und haben Grund dazu, können auch heute erst darüber nachdenken. Früher verschlang das Staunen über das grandiose Schauspiel dieser gleichsam aus der Erde

gestampften Künstlergeneration, die das arme Zeitalter mit ewigen Blüten kränzte, jede Reflexion. Das ist noch nicht lange her, viel weniger lange als man glauben sollte. Es war, als ich vor etwa zwanzig Jahren nach Paris kam. Damals war Manet längst tot, Etzanne verschollen, Degas ein verbitterter Anachoret. Nur Renoir, Monet und ein paar andere ihrer Generation standen noch in der Entwicklung. Von den Jüngeren war van Gogh vor kurzem gestorben, Gauguin saß bei seinen Wilden. Man sah also so gut wie nichts mehr von den Leuten selbst. Und das machte das Schauspiel vielleicht nur noch packender. Um so mehr sah man von ihren Werken. Die begannen sozusagen erst, auch wenn sie Dezennien vorher entstanden waren. Sie kamen ans Licht wie eine Kette von Bergen, die bis dahin immer ein und derselbe Nebel verhüllt, die man, wer weiß wo, weit in der Ferne geglaubt hatte. Es war ein ganzes Panorama und zum Greifen nahe. Jeder Tag brachte ein neues Stück, jede Woche eine neue Kette mit ungeahnten Plänen und Gründen. Manet, von dem man noch am meisten wußte, wuchs zu einem Gipfel. Aber gleich neben ihm, ebenso hoch, der Gipfel noch in Wolken; Renoir, ein sanft ansteigendes, von Früchten strozendes Gelände. Weiter hinten Etzanne, ein phantastischer Felsen, schmal und rissig wie eine zum Himmel geschleuderte Woge. Man wußte bei dem funkelnden Licht nicht, ob er aus Wolken oder blauem Gestein bestand. Weiter unten sah man van Gogh und so manchen anderen gleichsam aus winzigen Wellungen des Terrains hervorgehen. Und neben diesem scheinbaren Entstehen, das ein Sichenthüllen war, entstanden wirklich vor aller Augen wie Hügel des Vorlands andere Zeichen, die erst die Zeit, die man miterlebte, hervorbrachte: Signac mit seinen Freunden, Bonnard mit den seinen, und neben den zerfurchten Höhen eines Rodin rundete sich in behaglicher Breite Maillol.

Etwas ganz Einziges, nie zu beschreiben, nie wieder zu erleben! Ich wundere mich, daß man in jener Zeit wie ein vernünftiger Mensch durch die Straßen ging, sich sorgte und Zeitungen las, daß man die Muße fand, Aufsätze über Kunst und dergleichen Überflüssigkeiten zu schmieden, anstatt zu starren und zu staunen. Der Zweifler, der uns damals etwas von unseren heutigen Gedanken verraten hätte, wäre nicht schlecht ausgelacht worden. Das Überraschende war ja nicht ein neuer Künstler, oder zwei und drei, sondern eine unübersehbare Menge neuer Formen, die, obwohl jede für sich bestand, organisch zusammenzuhängen schienen. Und es war nicht eine neue Kunst, sondern die eine, die einzige, die kommen mußte. Es war nicht das neue Sensuelle, das, was an ungewohnten Reizen in den Farben und Linien steckte, nicht einmal das rein Ästhetische; wenigstens erschien es nicht so. Es war vielmehr etwas Ähnliches wie das, was in kleinerem Maß zur gleichen Zeit in der deutschen Literatur vorging und mehr oder weniger in vielen

anderen Ländern gespürt wurde: die Schöpfung eines unentbehrlichen Ausdrucks für ein vielen gemeinsames Sehen und Empfinden; einer gütigen Form für das Zeitgenössische, für jene bis dahin unbewußte, unkörperliche, unfruchtbare Gegenwart. Unmittelbar aus unserer Mitte heraus, aus unseren Kleibern und Gedanken, unserem ungeschminkten Sein entstand eine lyrische, dramatische, heroische Schönheit, Schönheiten aller Art. Und das erschien alles so natürlich wie die gemeinsame Freude vieler an der Purpurröte des Himmels. Wirklich lag damals etwas wie Purpur über Paris. Man konnte es immer nur für Morgenröte nehmen. Es gehörte kein besonderer Optimismus dazu, um von solcher Gegenwart auf eine rosige Zukunft zu schließen.

Die Ernüchterung beruht nicht etwa in der Erkenntnis, man habe das, was man damals an Realitäten sah, überschätzt; sicher nicht. Mögen viele Urteile, die man damals begeistert ausstieß, heute ruhiger klingen, sie sind deshalb nicht weniger positiv. Kaum einer der großen Leute, an die man in jenen Tagen glaubte, hat enttäuscht. Was sich damals wie ein unbedachter Jubelruf aus dem Innern losriß, das kann man heute an der Hand untrüglicher Dokumente bedächtig wiederholen: diese Reihe von Meistern von Delacroix, Daumier und Corot über Courbet zu Manet, Renoir, Cézanne, bei uns zu Marées und Leibl, und man kann noch van Gogh und Bonnard und manchen anderen dazunehmen, bedeutet nicht nur für unsere Zeit das, was in einer anderen die Schule Venedigs, wieder in einer anderen die Generation Rembrandts bedeutet, sondern steht, absolut genommen, würdig neben jeder glorreichen Epoche. Nur darüber täuschte man sich, über das, was man ahnte, was man sich — mancher schon damals zögernd und mit Zweifel — von der Zukunft versprach. Es war Abendröte, nicht der kommende Tag. Und ich glaube, nicht der dumpfste Pessimist hätte zu glauben gewagt, wie schnell es dunkeln würde.

Wenn ein guter König stirbt, ist es ganz natürlich, daß ein weniger guter kommt, ein leichtsinniger, ein dummer, ein schwacher. Die Untertanen denken mit Rührung an den früheren, wehren sich, so gut sie können, gegen den gegenwärtigen und hoffen auf den zukünftigen. Dagegen ist nichts zu sagen, so will es unser Los, und die Welt ist noch allemal damit fertig geworden. So ist es sehr oft in der Kunst gewesen. Nach Phidias, nach Michelangelo, nach Rembrandt kamen schwächere, leichtsinnigere, dümmere Künstler, die das, was die großen Vorgänger gemacht hatten, verkleinerten. Und so wäre es ganz natürlich, wenn nach Manet und Cézanne blöde Manieristen kämen von der Art derer, die wir schon oft genug in der Kunstgeschichte gehabt haben. Es wäre um so natürlicher, als die vorhergehende Blütezeit unverhältnismäßig lang war. Späteren Augen wird das neunzehnte Jahrhundert Frankreichs wie eine ununterbrochene Blüte erscheinen.

Es kommt aber auch, zum Glück sehr selten, vor, daß ein Monarch mit seiner Mißregierung geradezu alles, was seine Väter geschaffen haben, zerstört, nicht nur seine eigene Existenz vernichtet, sondern die Monarchie unmöglich macht und das Land der Anarchie, dem Verderben überliefert. In der Weltgeschichte gelingt das nur einem Nachfolger einer ganzen Reihe von Schwächlingen und nur unter der Voraussetzung, daß das Volk selbst entkräftet und wie sein Führer wird, unfähig, sich von dem Joch zu befreien und bessere Führer zu suchen. In der Kunst ist es, wenigstens in weit sichtbarer Weise, nur ein einziges Mal zu dieser Katastrophe gekommen: als die antike Welt von den Barbaren abgelöst wurde und eine vollkommen neue Gedankenwelt die alte, die die Götter bildete, ersetzte. Sehen wir etwa heute einem ähnlichen Moment entgegen? Wenn die gegenwärtigen Kunstverhältnisse in allen Ländern, das, was die heutigen Jungen zumal in der Pariser Kunst treiben, die das Neue bringen und als Bringer des Neuen gelten, als Symptome gelten dürfen, müßte man es beinahe glauben. Das verwehrt mancher Gemächliche, der meint, man könne keine Mißernte, auch keine Folge von Mißernten als Beweis für die Unfruchtbarkeit des Bodens ansehen. Mir scheint fast, solche Einwände gehören auch in die Rubrik der Geschichte mit den Ähren auf dem Felde. Die Mißernten könnten wir gelassen tragen, wir haben Vorrat genug. Das Bedenkliche scheint mir die voraussetzungslose Mißwirtschaft, die überhaupt nicht mehr ans Bauen denkt, die nur in der Zerstörung systematisch vorgeht. Bei allen Regierungswechseln gibt es Späne. Die Klassizisten köpften das Dixhuitième, die Romantiker gingen über den Klassizismus hinweg, Courbet säbelte nicht minder, auch Manet. Das sieht alles wie Analogien zu der Gegenwart aus, und die Revolutionäre von heute lassen sich solche Analogien dienen. Ihr schimpft, sagen sie, genau so, wie man damals zu Manets Zeiten, nachher bei Cézanne und van Gogh schimpfte. Abwarten! In zehn Jahren hängen wir in den Salons und in den Museen und sind Genies geworden. Ja gewiß, davon bin auch ich nur zu überzeugt. Es wird sogar nicht so lange dauern. Die Konsumenten, die das letzte Mal zu spät gekommen sind, möchten sich dieses Mal sichern. Es ist Nachfrage in Hülle und Fülle da, zumal bei uns, denn wir sind reich geworden.

Eben das, nicht das Handwerk der Spender, sondern die Zufriedenheit der Empfänger ist das Bedenkliche. Es wird in Wirklichkeit gar nicht mehr geschimpft. Der brave Bürger, der sonst dafür da war, sitzt breitbeinig auf den Bänken der Arena und sieht mit Wonne auf die Purzelbäume. Denn er interessiert sich für Kunst. Wir sind in der drolligen Lage, im selben Atem die bedrohliche Isolierung der Kunst feststellen und uns noch lauter gegen die grassierende Epidemie des sogenannten Kunstinteresses wehren zu müssen. Das ist der schlimmste Unterschied zwischen gestern und

heute. Das Elend ist gekommen, seitdem jene Epidemie alle Kreise des Volkes angesteckt hat. Die Zeit ist nicht fern, wo jeder Droschkenturscher seinen Kubisten oder Futuristen über dem Sofa hängen hat und uns jeder Kommis über den Unterschied zwischen Impressionismus und Expressionismus aufklärt. Das ist alles ganz logisch. Hoffentlich behält ein Pariser Bekannter, der zuweilen Humor hat, nicht recht, der sich von dem weitgehenden Kunstinteresse Deutschlands eine Schwächung seiner Wehrkraft verspricht.

Was ist das Verheerende? Etwa der Mangel an Begabung? Schwerlich haben unsere Jungen weniger Talent als unsere Alten, die unsere Väter und Großväter langweilten und, ohne Unheil anzurichten, verschwanden. Ich glaube sogar, es ist viel Talent da, in Paris, bei uns und überall, vielleicht sogar mehr als früher. Es scheint mehr verbreitet als je. Wir sehen es aus Ländern hervorgehen, die früher so gut wie gar nicht an der europäischen Kunst beteiligt waren. Aber man sollte von dem Talent nicht so viel reden. Die Bedeutung, die man heute dem Zufall der Begabung beilegt, charakterisiert den Grund allen Übels, unseren Materialismus. Talent wird wie ein Beutel voll Geld angesehen oder ist bei den Naiven die leere Phrase des Hintertreppenromans, der berühmte erste und gleich für alle Ewigkeit zündende Blick des Jünglings auf die Geliebte. Davon ist nicht zu reden. Was sich zum Nachteil geändert hat, ist das Verhältnis des Künstlers zu jenem Mangel, von dem ich vorhin sprach, den unsere großen Meister wie eine Wunde und wie einen brennenden Drang empfanden, der Mangel an einer sicheren Instanz. Die Wunde brennt nicht mehr, obwohl sie weiß Gott nicht schöner geworden ist. Von der Tragik, mit der unsere Alten kämpften, die sie zu Heroen machte, ist nichts mehr übrig geblieben. Heute prostituiert man seine Wunden wie die Bettler Südbitaliens die ihren an den Portalen der Kirchen. Es stürzt kein Zweifler mehr ungestüm in das Atelier des Genossen, es sei denn, um den Trick abzugucken, den Trick, auf den alles hinausläuft. Geredet wird noch viel, die Luft ist von kuriosen Phrasen geschwängert, Schlagworte entstehen wie in Amerika die Wahlparolen. Aber man gesteht sich nichts mehr, hat sich nichts mehr zu gestehen, die Bilder sind Schlagworte geworden. Alles ist erlaubt. Mach, was du kannst! Das feiste Wort, das einst den Sehnsüchtigen, die sich nie genug taten, gesagt werden mußte, ist zum einzigen Evangelium geworden. Man malt wie man ist und trinkt, aus Leibesübung. Das Drama hat aufgehört oder hat sich zur Posse gewandelt. Es gibt keine Unsicherheit mehr. Man hat sich an den Mangel gewöhnt, malt, meißelt, weil es nicht mehr darauf ankommt oder weil es die anderen gerade so machen, weil nicht einzusehen ist, warum man nicht so malen sollte. Man lebt mit dem Mangel wie mit einem gezähmten Untier, wie der heilige Antonius mit dem Schwein und ist noch auf die Gevattertschaft

stolz. Der Irrtum aber wächst wie eine das Land überschwemmende Flut. Er spricht nicht aus einem Bild, aus Hunderten, Tausenden, verbirgt sich nicht zaghaft, dringt vor, greift an, wird in seiner Massenhaftigkeit zu einem großartigen Gebilde; einem Gebirge, auch einem Panorama, und man steht davor wie damals — es ist noch nicht lange her — vor dem anderen, und fragt sich, ob es recht ist, sein gewohntes Dasein zu führen und Neben über Kunst zu halten, anstatt zu starren und zu staunen.

Das Gewand des Fastenpredigers ist heute nicht besonders kleidsam. Zudem unterliegt keinem Zweifel, daß auch dieses alles in der Geschichte der Kultur nur eine flüchtige Strömung bedeutet. Es wird ganz sicher einmal, vielleicht bald, vorübergehen. Fragt sich nur, was hinterher kommen wird.

Wo steckt der Irrtum? Ich meine nicht die Wurzel des Übels, die nichts mit Kunstbetrachtung zu tun hat, sondern nur Gegenstand einer soziologischen Untersuchung werden könnte, ich meine den Irrtum der tonangebenden Jungen in Paris. Um es in drei Worten zu sagen, und die Sache ist einfach genug, um in drei Worten gesagt zu werden: in der Billigkeit ihrer Analogien; derselben Billigkeit, auf der der ganze Trödel unserer Zeit beruht. Sie haben alles, was die großen Meister hatten, Farben, Stil, Tradition, Natur. Wenigstens können sie behaupten, es zu haben, und man kann es ihnen nicht bestreiten. Nur haben sie diese Dinge lediglich als Worte. Die Begriffe sind so hohl und falsifiziert, daß sie wie Theaterrequisiten erscheinen, Folien der Vorstellungen, die sich früher damit verbanden. Sie handhaben diese auch in der geringsten Dosis immer noch künstlerisch genannten Begriffe nicht als Künstler, sondern als Theoretiker von unendlich naiver Art, die Experimente machen wie ein Chemiker, der mit einer Marktwage Analysen bestimmen will. Mag das Experiment richtig oder falsch sein — man kann mit dieser Art von Analysen bekanntlich alles beweisen — das Experimentieren selbst ist der Unsinn, d. h. die Stellung dieser Künstler zum Experiment. Man malt nicht, um dieses oder jenes physiologische oder mechanische Phänomen zu demonstrieren. Man redet nicht, um die Grammatik zu betätigen, ganz abgesehen davon, ob sie richtig oder falsch ist.

Die meisten Künstler von heute kommen von außen zur Kunst, auf dem Umweg über materielle Prinzipien, über ganz materielle Schulbegriffe. Daher die ungeheure Überschwemmung des Berufs. Es fehlt ihnen das Wesentliche, der subjektive Spieltrieb, um trotz jener nicht gerade drückenden Hemmnisse frei zu werden, auf Deutsch gesagt, ein höheres Menschentum. Sie sind nur da frei, wo sie es nicht sein dürften, in der Fragestellung ihrer Experimente, die reiner Willkür entspringt, viel weniger frei, viel weniger naiv in ihrer Auffassung des Verhältnisses des Menschen zur Kunst, unfrei, beschränkt in der Beurteilung früherer Kunstwege und in

der Wahl der neuen. Weil man in großen Meistern des neunzehnten Jahrhunderts Naturalisten sieht, deshalb glaubt man romantisch werden zu müssen; weil man in den Alten den Stil vermißt, wird man zum Stilisten usw. Das Gewicht der Reaktion entspricht genau der Tiefe solcher Erkenntnisse. Künstler dürfen einseitig sein, hier und da, ja nicht da, wo sie vielseitig sein müssen. Künstler dürfen sich irren, hier und da, ja nicht in dem Punkt, wo der Organismus ihre spezifische Welt beginnt, z. B. nicht in dem Verhältnis zu dem Meister, den sie sich zum Führer wählen. Man begnügt sich heute, um ein Exempel zu nennen, nicht, Cézanne zu bewundern, sondern macht die ganze Weiterentwicklung der Kunst von dem einen Meister abhängig. Das ist schon eine böse Massensuggestion. Dazu fordert man aber nicht ein Verstehen Cézannes, sondern eine Überwindung, um der Kunst neue Wege zu ebnen, um à tout prix etwas Neues zu bringen. Diese Überwindung ist längst zum geflügelten Wort geworden. Und es ist bekanntlich nicht bei dem Wort geblieben. So überwindet man alles. Man denke sich das Parthenon als Puppenstube dargestellt und diese Puppenstube durch ein Vergrößerungsglas gesehen. Wer soll widerlegen, daß das keine Vereinfachung, keine Vergrößerung ist? Übrigens stammt die Methode nicht von heute. So ist man allemal in kleinen Zeiten mit großen Dingen umgegangen. Nur die Konsequenz im Nonsens kann neu genannt werden.

Cézanne und van Gogh sind die Ahnen der Jungen. Ich weiß nicht, wie lange noch. (Sie sind längst in vielen Tempelchen durch Matisse und Picasso ersetzt.) Jedenfalls haben sie heute noch eine gewisse allgemeine Bedeutung.

Mit diesen beiden Meistern werden, könnte man sagen, zwei Grundbegriffe des Tages bewiesen: das Farbentechnische und das Dekorative. Der moderne Materialist sieht in Cézanne den Besitzer besonderer Farben, der diesen besonderen Besitz einer besonderen Prozedur — einer besonders weitgetriebenen Abtönung — unterwarf und damit Menschen, Landschaften, Früchte darstellte. So werden Manet, Renoir und die anderen betrachtet, lediglich als Impressionisten, als Teilhaber an einem bestimmten farbentechnischen System. (Der Impressionismus ist heute für die Jungen dasselbe rote Tuch, auf das vor zwanzig Jahren die Alten mit zu Boden gerichtetem Geweih losgingen; ein Begriff, mit dem, gegen den man alles machen kann, der alles deckt, nur nicht die wesentlichen Eigenschaften der großen Meister, die man Impressionisten genannt hat.) Für Cézanne kommt noch ein besonderes konstruktives Element in der Verteilung der Flecke dazu, das man für sein Spezifikum ansieht. An sich ist das alles ganz schön und gut, nur unwesentlich, genau so unwesentlich, als wenn man etwa Michelangelo den Meister nennen wollte, der mit besonderen Verkürzungen Himmel und Hölle darstellte, was an sich ebenso zutrifft. Ein großer Teil der Irrtümer der Gegenwart beruht auf der Fiktion solcher Formulierungen.

Bewunderer der Impressionisten haben damals, als diese Künstler aufkamen, unter anderem auch die Physiologie ihrer Systeme untersucht, um auch im Detail die Gültigkeit eines Ausdrucks zu erweisen, der sich künstlerischer Mittel bediente. Es war eine vielleicht überflüssige, aber natürliche Reaktion auf den Schwindel der Anekdotenmalerei und die Routine der Akademiker, aus deren Kreisen den Impressionisten die heftigsten Widersacher erstanden. Das Resultat solcher Untersuchungen wurde von kurz-sichtigen Freunden und Feinden zu Schlagworten gekürzt, die nur wenig oder gar nicht den Tatsachen entsprachen. Darauf beruht ein guter Teil der Verwirrung. Weil die Worte dünn sind, mit denen Kunstprobleme gefaßt werden, und weil die Wortmacherei anstelle der Anschauung getreten ist, deshalb bildet man sich ein, jedes Ding, das der kargen Formel entspricht, sei dem Geiste gewachsen, aus dem sie gewonnen wurde. Was bedeutet die Geschichte von der Abtönung für die Fähigkeit Cézannes, in seinen Bildnissen die ergreifendsten Symbole, in seinen Landschaften und Früchten Beremigungen, die uns wie Gedichte und wie Monumente berühren, zu geben, und mit der sachlichsten Darstellung der Natur sich selbst, in der fortlaufenden Autobiographie eines seltenen Menschen, zu schildern? Natürlich hängt die Geschichte von den Cézanneschen Tönen damit zusammen, aber eben die Art des Zusammenhangs ist das Entscheidende für die Technik, das Interesse verdient. Aller, von dem menschlichen Phänomen getrennter, Formelkram erschließt uns nicht das mindeste jenes einzigen Begriffs, auf den es ankommt, der Vision. Die Absicht, der Kompliziertheit solcher Probleme mit Farbensgeschichten nahe zu kommen, gleicht dem Wahne des Sternguckers, der sich einbildet, mit einem mehr oder weniger guten Fernrohr die Sonne herunterholen zu können.

Sobald diese Zusammenhänge vernachlässigt werden, erscheint natürlich auch Cézanne selbst außerhalb alles Zusammenhangs und dann entgeht die Einsicht in eine unentbehrliche Bedingung seiner Vision: die Beziehung zu uns, zu unserem Empfinden, die Teilnahme des Menschen am Menschlichen, des Künstlers an den bestehenden Formen der Kunst. So konnte der Glaube an eine bedingungslose Neuheit Cézannes entstehen, der vielleicht am meisten die Verehrung der neuerungsfüchtigen Cézanne-Schwärmer bewirkt hat, der Überglaube, Cézanne werde nur von der Logik seines koloristischen Systems bestimmt, nicht oder so gut wie nicht von der Tradition; wenigstens nicht in den Werken, die mit Recht oder Unrecht für seine typischsten gelten.

Die Tradition Cézannes!

Ich möchte wohl versuchen, anzudeuten, wo das Traditionelle Cézannes liegt, denn es existiert, ohne das wäre er nicht der erhabene Meister; nur es anzudeuten, denn zur exakten Bestimmung haben wir ja nur immer wieder

die Kunstworte, denen die heutige Zeit alle sicheren Begriffe geraubt hat. Ich will es ohne solche Kunstworte mit einem recht umständlichen Gleichnis versuchen, das ich am liebsten noch umständlicher machen möchte, um damit auszudrücken, wie versteckt in den Werken der Meister solche Begriffe liegen, mit denen man heute wie mit Spielbällen umgeht.

Ähnlich wie es heute vielen Anhängern und Widersachern mit Cézanne geht, ist es mir früher einmal mit Dostojewski ergangen, den man wohl mit demselben Recht, mit dem man Cézanne zum Impressionismus rechnet, den größten Impressionisten der zeitgenössischen Literatur nennen könnte. Ich erinnere mich noch gut meiner Eindrücke bei der ersten Lektüre seines Hauptwerks, der Brüder Karamasoff. Diese Fähigkeit, Dinge plastisch zu machen, die ihrer ganzen Art nach bis dahin unaussprechlich schienen; die im Instinkt ganz einfache, zuweilen beinahe plumpe, gleichzeitig ungemein raffinierte Anschauung, die sich selbst ihre Technik bei jedem Satze bildete, ergriff mich unwiderstehlich. Als ich später Cézanne kennen lernte, hatte ich einen ähnlichen Eindruck. Ich stritt damals viel über Dostojewski mit einem Freunde, einem klassisch erzogenen Dichter. Dieser Freund konnte nicht zehn Seiten von Dostojewski lesen, ohne in wahre Wutanfälle auszubrechen. Er erklärte das alles, gelinde gesagt, für unliterarisch, und wenn ich ihn auf die außerhalb alles Gewohnten liegende Neuheit wies, die mich so tief ergriff, meinte er, gerade das Neue spreche gegen mich und meinen Helden. Der Vorwurf des Unliterarischen erschreckte mich, ohne daß ich es zugab. Er meinte, für einen Menschen, der Goethe und die Alten gelesen habe, gehöre das alles nicht zur Poesie. Das ging mir im stillen sehr nahe. Wenn wirklich keine lebendige Verbindung zwischen Dostojewski und Goethe und den Alten existierte, stand es um meine Begeisterung schlimm. Ich las aber weiter. Ich gestehe, es geschah mit einer Leidenschaft, mit der ich nie den Faust, so glühend ich ihn verehrte, in die Hand nahm. In diesem Russen steckte bei aller Lokalatmosphäre etwas rein Europäisches und Zeitgenössisches, etwas, das auf jeden Leser paßte, auch auf den, den jener russische Lokaltön kalt ließ. Ich glaubte zuweilen, meine mir selbst noch unbewußten Gedankenzusammenhänge enthüllt zu sehen, und die Scham, die man darüber empfinden konnte, versank neben der atemhemmenden Freude an der Wahrheit dieser Zusammenhänge. Es war eine Wahrheit von unerhörter Unbestechlichkeit und Reinheit, die von keinem der zuweilen recht dunklen und schmutzigen Dinge, die sie enthüllte, getrübt wurde und mir schlechterdings wie ein neues Ideal erschien. „Psychologie!“ warf mein kluger Freund ein. Das erschreckte mich wieder. Ja, es war viel Psychologisches dabei, das lag auf der Hand, und wenn man es wirklich nur als Psychologie ansehen konnte, war es sicher nicht das richtige, war es vielleicht nur etwas sehr Interessantes, sehr Intelligentes, angewandte Wissenschaft oder dergleichen, aber

als Kunst verwerflich, und mein Interesse war vielleicht nur ein höherer Grad jener Spannung, mit der man komplizierten Gerichtsgeschichten folgt. Ich schwankte zwischen den entgegengesetztesten Empfindungen, erklärte im Innern einmal Dostojewski für das größte Genie und in gleichem Atem für einen gerissenen Kriminologen; las aber weiter, hätte um nichts das Buch aufgeben können. Und da kam ich an eine Stelle, die mit einem Schlage in mir unreifen Menschen Licht machte. Vermutlich hat jeder so seine Stelle in Dostojewski, und ich möchte die meine, die meinem damaligen Alter gemäß und dank meinem klugen Freunde recht spät kam, ja nicht als allgemein gültig hinstellen. Ich nenne sie nur meines Beispiels wegen. Die Geschichte der Karamasoff ist bekanntlich die Geschichte der Gewissensinstinkte. Sie dreht sich um das Verhältnis der Söhne zu einem entarteten Vater. Die Söhne leiden, jeder in seiner Art, unter den Eigenschaften des Alten, zumal Dimitry, der älteste, der von dem Vater den Leichtsinns und eine schwer zu hemmende Sinnlichkeit geerbt hat, und Iwan, der jüngere, ein starrsinniger, phantastischer Grübler. Beide sind edle, aber ungezügelte Naturen. Beiden ist der Gedanke an den Tod des Vaters nicht fremd. Nun ist noch ein illegitimer Sohn im Hause als Diener, Smärbjäckoff, ein undurchsichtiger Mensch, verschlagen und dunkel. Der haßt den Vater, die Söhne, die ganze Sippe mit der verbissenen Energie des getretenen Bastards. Er redet zuweilen mit Iwan, dem Grübler, in dunklen Andeutungen, entlockt Iwan das Geständnis seiner Weltanschauung, die eines Mannes von starkem Gewissen, der alles für erlaubt hält, und Iwan, der den Bastard verachtet, rast, weil immer nur er selbst es ist, der etwas gesteht, nie der schein dumme andere, den er durchschauen möchte. Sie reden zuweilen, zumal an einem Abend am Zaune, über den Alten — sie reden eigentlich nie von etwas anderem — und dabei umspielen sie die Idee eines möglichen gewaltsamen Todes, so vage, so ungreifbar, wie sie über alles reden. Iwan reißt ab. Der Vater wird gemordet, und als Mörder wird der leichtsinnige Dimitry, der älteste Sohn, festgenommen. Alle Indizien sprechen für seine Schuld. Er hat wiederholt Drohungen ausgestoßen, leugnet nicht den Haß, der ihn bis zum Mord hätte treiben können usw. Außer ihm käme nur der Bastard Smärbjäckoff in Betracht, aber der weiß sich von jedem Verdacht einwandfrei zu reinigen. Auch Iwan glaubt an die Schuld des leichtsinnigen Bruders und verurteilt die Tat. Aber am Abend vor der Gerichtsverhandlung, die den Bruder richten soll, geht er, von einem dunklen Gefühl getrieben, zu dem Bastard Smärbjäckoff. Es kommt wieder zu einem der quälrischen Gespräche, die Iwan rasend machen, weil er den anderen nicht durchschaut. Da gesteht Smärbjäckoff plötzlich, er habe den Alten erschlagen. Warum? fragt Iwan. Weil du es sozusagen gewollt, sozusagen befohlen hast, antwortet der Mensch, geht

hin und erhängt sich. Es ist die raffinierteste Tat seines Hasses. Der Alte ist tot, der eine Sohn wird morgen unschuldig verurteilt, und dieser hier ist für sein Leben vergiftet. So wird es. Iwan geht nach Hause. Hat der Mensch die Wahrheit gesagt? Daß der Bastard der Mörder ist, steht fest, er hat Iwan unzweideutige Beweise gegeben. Hat der Mensch mit seiner Anklage recht? das ist die Frage. — Mit keinem Wort hat Iwan den Meuchelmörder gedungen. Nie ist ihm überhaupt eigentlich ein ernstler Verdacht gekommen. Sonst hätte er ihn angezeigt, selbstverständlich. Hat er ihn ermutigt? Nein! wie sollte er? er ist sich nichts bewußt. Nichts? Doch, damals — dunkel dämmt es — damals vor der Reise, am Zaun, als das Dunkle zwischen ihnen war, als ihn die Wut packte. O, es wurde nicht ausgesprochen, nicht einmal angedeutet; es wurde eigentlich nur gesagt, daß sozusagen alles erlaubt sei. Und das sagte er, Iwan. Gut, nun weiß er es. Morgen in der Verhandlung wird er die ganze Geschichte aufdecken und sich selbst als Mörder stellen.

Mit diesem Entschluß kommt er nach Hause, in seine kahle Wohnung, und da geschieht das, was ich bei meiner Analogie im Auge habe; die Stelle, die mir Licht über die Tradition Dostojewskis gab. Der Entschluß hat Iwan nur einen Moment erleichtert. Der Kopf brennt ihm, die Gedanken jagen. Er war schon vorher infolge aller möglichen seelischen Anstrengungen schwer erschöpft. Wenn er nur nicht wahnsinnig wird, bevor er morgen den Bruder befreit und sich selbst richtet! Da in später Stunde findet sich im Zimmer Iwans ein Gentleman ein. Es ist derselbe, der schon oft bei ihm war, wenn er, Iwan, der Grübler, der Atheist mit seinem Glauben, mit seinem Unglauben rang. Es kommt zu einem Gespräch zwischen Iwan und dem Gentleman, zu einer Aussprache, bei der es um Tod und Leben geht, zu einer Abrechnung über das ganze wahnsinnige Gedankendasein des stolzen Denkers mit dem starken Gewissen. Und das geht nicht in rollenden Phrasen, sondern in Worten, hinter Worten vor sich, die scheinbar gar nichts mit der Situation zu tun haben, steht über dem Gespräch wie eine gespenstisch gespreizte Hand, die man sieht und nicht sehen will, über die man Wiße macht, um darunter wegzukommen. Man spricht von den gewohnten Gedanken des stolzen Denkers, der unter anderen das Wort prägte: es ist alles erlaubt. Und es wird davon gesprochen, ob der Gentleman wirklich existiert oder aus Versehen etwa nur eine Einbildung Iwans sei. Ja, diese Frage präokkupiert Iwan bis zur Raserei. Er belauert seinen Gast, kontrolliert seine Gedanken. Man kann sie wie Korke, die an elastischen Gummifäden sitzen, hin und her hüpfen sehen. Es sind die Gedanken, die er nie zu denken gewagt hat, die damals zwischen ihm und dem verruchten Bastard, dem Mörder des Vaters, hin und her zuckten, die er immer noch nicht wahrhaben will, auch wenn er für morgen ent-

schlossen ist — sind seine eigenen Gedanken. Der Gentleman ist er selbst und ist Satan.

Das war meine Stelle bei Dostojewski. Aus schwankenden Gestalten, aus verklingenden Worten, rasenden Gedanken entstand plötzlich ein riesiger Bau, an dem nicht ein Teilchen fehlte, ein ungeheures Symbol: das Ebenbild unserer teuersten Erscheinung, ein Faust, ein neuer Faust. Ich weiß nicht, welchem von beiden ich damals dankbarer gewesen bin, unserem Goethe, der mir ein Maß für jenen Fremdling gab, oder dem Russen, der aus barbarischer Erde, nur aus dem Zeitgenössischen, seinem Zeitgenössischen, eine Art Faustlegende schuf.

So ist es bei großen Werken jeder Kunst. Wie da in dem Roman Dostojewskis aus scheinbar endlichen Voraussetzungen mit lauter neuen, fremdartigen Mitteln eine Urgestalt der Menschheit gewonnen wird, so wächst aus den neuartig geregelten Strichen des modernen Meisterbildes eine Vorstellung hervor, die sich auf ganz gesicherte uralte Vorstellungen stützt. Vielleicht ist es nicht immer eine greifbare Gestalt, aber die Möglichkeit des Wesentlichen solcher uralten Gestalten, ihre Atmosphäre inmitten der ganz neuen Atmosphäre. Je reicher ein Künstler ist, desto tiefer werden sich die Beziehungen seiner Neuheit zu dem Alten verzweigen, desto weniger werden sie sich von der Allermeltsbetrachtung greifen lassen; desto fruchtbarer werden sie sein. Das rücksichtslos Zeitgenössische Dostojewskis, das mit zuweilen objektive Psychologie, Gerichtsgeschichten usw. schien, wird zu dem Physiologischen des modernen Franzosen, zu dieser nicht weniger analytischen Tendenz, den Farben- und Lichtgeschichten. Aber daneben entdeckt man in allen großen Franzosen die andere Seite der Gleichung. Wo diese Seite zurücksteht, wie in dem späten Claude Monet, wie heute in unzähligen französischen Bildern, die nur Farbe oder nur Konstruktion, nur Physiologie sind, da kann man sicher sein, die Kunst auf dem Abstieg zu finden. Cézanne hat viel von Dostojewski. Auch in ihm, dem merkwürdigsten, selbständigsten der Impressionisten, dessen Werk manchem Laien wie ein Bruch mit aller Überlieferung, manchem unserer Jungen lediglich wie ein logisches Farbenerempel erscheint, wird jeder Suchende die Stelle, seine Stelle entdecken, wo sich aus verwegenen Impressionen der Blick auf längst gesicherte Werte ergibt. Man denke an die Anfänge Cézannes, die bekanntlich im Zeichen Ingres' standen, denke an seine Verbindung mit Delacroix, die jedem offenbar wird, der einmal eine Kopie Cézannes nach Delacroix gesehen hat, mit vielen anderen großen Meistern, deren Empfindungen, geeint von seiner Empfindung, seine Werke durchfluten, weniger greifbar, nicht weniger wirksam als die Töne, mit denen er malte; mit Rembrandt, der zumal in gewissen Selbstbildnissen Cézannes wie ein Neuentdecker vor uns steht, mit Poussin, der in fast allen Landschaften geahnt wird, und endlich mit dem Meister, der uns

heute nach jahrhundertelanger Vergessenheit einer der Feuersten ist und den gerade erst die Vertrautheit mit den Möglichkeiten eines Cézanne dem Verständnis der Gegenwart erschlossen hat: Greco. Ist nicht gerade diese Eroberung ein unerschütterlicher Beweis für die fruchtbare Tradition unseres Zeitgenossen?

Vielleicht gelingt es, an diesem verzweigten Begriff der Tradition, verzweigt, kompliziert wie alle Begriffe, mit denen große Meister hantieren, die Kahlheit des Begriffs, der Begriffe zu erkennen, mit denen man sich heute im Lager der jüngsten Franzosen begnügt.

Man glaubt das Primitivste primitiver Zeiten zu vergrößern, indem man es noch primitiver macht. Vereinfachen ist die Parole, auch so ein Wort, das hundert Auslegungen zulässt, das Sinn und Unsinn sein kann, auch so ein Schlagwort, das man der Entwicklungsgeschichte entnehmen zu können glaubt, und das, meint man, jeden Raub entschuldigt. Für die Gegenwart ist Vereinfachen lediglich ein Substraktionsexempel. Und wenn man auf die Vereinfachung weist, die Cézanne als Bereicherung verstand, erhält man wohl die Antwort, Cézanne sei eben doch noch viel zu kompliziert, es sei von ihm daher nur dieses und jenes zu gebrauchen. Van Gogh stehe höher, weil er die Berechtigung einer viel weiter gehenden Reduktion erwiesen habe. Das ist heute schon ein Grundsatz geworden: van Gogh der Überwinder Cézannes und aller anderen. Übrigens ist von den anderen schon lange keine Rede mehr.

Nun, ich glaube, van Gogh würde sich trotz seiner Sehnsucht nach Gemeinschaft entsetzt wegwenden, wenn er seine Nachfolger sähe, und er würde den Vergleich seiner Kunst mit den Meistern, zu denen er hinauffah, die man ihm heute hier und da mit leichtem Herzen opfert, für eine ungeheuerliche Profanation erklären. Er gleicht seinen Pairs wie ein edler Knappe seinem Ritter gleichen kann, an Mut, an Begeisterung, nicht annähernd an Umfang. Man kann vieles von ihm lernen, das nichts mit Farben und Strichen zu tun hat, das wir heute wohl brauchen könnten, nur eins nicht: die Grenzen des Künstlerischen; die hat er zu knapp bemessen. Die sind es aber, was man von ihm heute zu nehmen weiß. Man stürzt sich über ihn, weil viele seiner Gaben auch barbarischen Instinkten ohne weiteres zugänglich sind, sagen wir es mit einem rauen Wort: weil er leichter als Delacroix und Cézanne ist. Kein leichter Mensch, das hat jeder Tag seines heroischen Daseins bewiesen; zu eindeutig als Form, Resultat eines zu spezifischen Schicksals für die notwendige Breite eines sicheren Vorbilds. Die Gipfel der Kunst dehnen sich gelassener, sind kühler und schwieriger zu besteigen.

Man könnte einwenden, der Umfang eines Künstlers bestimme nicht unbedingt den Wert seiner Anregung, und die Gegenwart müsse sich, da nun einmal die Zeit der großen Persönlichkeiten vorbei sei, beschränken und daher werde die Einfachheit van Goghs zum besten aktuellen Vorbild.

Vergleichen Dinge stehen heute tatsächlich, mehr oder weniger verhüllt, in manchen Manifesten, nur nicht mit dem Eingeständnis der Schwäche, das zur Bescheidenheit treiben müßte. O die Toren! das, was ihnen an van Gogh einfach erscheint, erhält seinen Wert doch nur durch das in der Einfachheit überwundene vielspältige Wesen des einzigartigen Menschen. Renoir, Manet sind vielleicht trotz ihres Reichtums viel harmlosere Naturen. Wäre van Gogh wirklich nur der Einfache gewesen, von der Einfachheit seiner heutigen Nachfolger, hätte sich wirklich seine geistige Sphäre mit der rührenden Fiktion, für Bauern und Schiffer zu malen, erschöpft, so wäre von den Formen des Einsamen kein Deut übrig geblieben. Muß man es aussprechen, daß seine Größe just darin bestand, seine sehnsüchtige Natur, seine differenzierte Anschauung, das Resultat einer reifen Kultur, in das Kleid eines populären Redners zu zwingen, der von Einfachen verstanden werden wollte? Nicht die Einfachheit macht ihn groß — die hat auch Hans Thoma, hat auch der drollige Henri Rousseau, der Thoma der jüngsten Franzosen — vielmehr die Überwindung der Hemmnisse, die sich seiner als Ziel erkannten Einfachheit widersetzen und die man in seinen wuchtigen Strichen noch spürt wie gebändigte Stürme.

Dem Pathos der Nachbeter van Goghs fehlt der Zweck des Führers, die innere Gewalt des Redners, das Nicht-anders-können opfermutiger Hingabe. Sie reden nicht, sondern plappern mühselig die heißen Worte nach, die der Edle begeistert hervorstieß. Daher werden nur die Mängel van Goghs propagiert. Man müßte blind sein, um die Gefahren seiner Vereinfachung zu übersehen, die allzunaher Grenze, wo das Temperament den Ausdruck nicht mehr davor bewahrt, sich in einem rein dekorativen Spiel der Formen zu verlieren.

Das aber gerade reizt viele der Neuerer. Sie brauchen sich nicht den Kopf zu zerbrechen, um den Stil in ihrem Meister zu entdecken und aus seinen Bildern für ihre geringeren Zwecke noch bequemere Stilmittel abzuleiten. So wird van Gogh zur Schule, das heißt, zur Tapete.

Die ausschließlich auf das Konstruktive und Dekorative zielende Tendenz vieler Künstler des Tages hat einen unbestreitbaren Wert, zumal bei uns und in allen Ländern, wo die zeitgenössische Tradition noch keine geläufigen reicheren Begriffe ausgebildet hat: als Anfang. Es ist sicher besser, mit rein rationalen Dingen zu beginnen als mit sentimentalen Phrasen. Auch kann einer jungen Generation, die sich nicht als Erbe der vorangegangenen fühlt, nicht verdacht werden, daß sie lieber die äußerste Einfachheit als Ausgangspunkt nimmt, anstatt Dinge nachzubeten, die für sie keinen Inhalt mehr haben. Jede gesunde Reaktion ist eine Kapitulation, eine Kontrolle. Wir haben in Frankreich diesen Fall mit der Generation von 1890 erlebt, als der Einfluß Gauguins die Bonnard, Ballotton, Maurice Denis,

Sérusier usw., die damals Jungen, zu einer energischen Reaktion gegen den Impressionismus Monets auftrief. Sie begannen mit einem Plakatstil, der geradezu allem, was die Vorgänger geschaffen hatten, widersprach und sich lebiglich auf ein von Japan und den Primitiven entlehntes Flachornament stützte. Dieser primitive Zustand dauerte ein paar Jahre. Dann sah man die Willkür ein und suchte nach Weiterungen, die wieder einen Anschluß an die abgebrochene Tradition gestatteten. Auf diesem Wege wurde Bonnard, der anfangs erstaunlich bescheidene Dinge malte, Dinge, die sich kaum von Tapeten unterscheiden, zu dem großen Meister.

Diese Aussicht bleibt auch heute offen. Wir warten auf den Mann, der aus den grotesken Fragmenten ein wohnliches Haus zu zimmern vermag. Aus welchen Materialien es bestehen wird, wie man es nennen wird, soll uns gleich sein, wenn wir nur darin wohnen können. Wird die Aussicht erfüllt werden? Während wir auf den einen hoffen, häuft sich der Ballast ins Ungeheuerliche, und wir sehen Hunderte, Tausende das als endgültiges Ziel preisen, was immer nur der Anfang sein kann. Sollte es etwa das Ende sein?

Es wird Zeit, vor Idealen, die der Intellekt nur zu leicht erfaßt, zu warnen. Sicher, eine Kunst ohne Dekoration ist ein Unding. Eine Anschauung aber, die dem Ornamentalen alles opfert, die Vereinsseitigung einer Qualität des Kunstwerks, die nur dadurch, daß sie neben vielen anderen, weniger greifbaren, weil geistigeren Eigenschaften besteht, höheren Wert erhält, muß zum Niedergang führen. William Morris hatte recht, seine Präraffaeliten zu Buchdecken und Teppichen zu verarbeiten. Dafür waren sie gerade gut genug. Soll das Erbe der Rembrandt und Delacroix auf demselben Wege verwässern?

Die Alten sehnten sich nach Schulen, und die Sehnsucht erweiterte ihr Empfinden, die Einsamkeit machte sie stark. Das Bewußtsein ihrer Einsamkeit trieb sie, ihre Eigenheit so zu organisieren, als stünden Massen hinter ihnen. Sie wirkten nicht isoliert, weil das Geleit jedes einzelnen so groß ist. Ein Delacroix ist wie die Summe Tausender. Renoir gestaltet seine lebendige Teilnahme an einer lebendigen völkerreichen Gemeinschaft zu einer schier greifbaren Tatsache. Manet steht in seinen besten Bildern immer wie ein Repräsentant vor uns. In jedem unserer großen Meister fließen gewaltige Ströme der Tradition. In Manet das Spanische, in Renoir das Dix-huitième, in Degas neben vielem anderen das Japanische, in Cézanne ein vergeistigtes Barock. Aber die Ströme sind unterirdisch. Man erkennt die kühnen Segler nicht daran. Kein Spanier hat wie Manet gemalt, kein Fragonard wie Renoir, kein Japaner wie Degas. Du erkennst sie an der grundeigenen Vision, an ihrer Natur, die sie so sachlich gestalten, daß man Objektives zu sehen meint, an der in jedem Strich lebenden, sich regenden Empfindung, die so reich ist, daß sie alles Übernommene, und sei es noch so mächtig, überbietet, nicht vereinfacht, sondern erweitert, vergrößert, bereichert. Der Segler stützt sich

nicht nur auf jene unterirdischen Ströme, er kämpft ebenso sehr gegen sie. Jeder ist eine Auseinandersetzung zwischen der Persönlichkeit und dem freiwillig Übernommenen, das ihm zur Schule wie zu einer fliegenden Festung wird. Die Auseinandersetzung ist dramatisch wie die Ansiedelung eines Robinson Crusoe. Jeder findet und erfindet zugleich, bringt mit dem Neuen seiner Art, einem neuen Verhältnis zur Natur, zur Welt, den Wert vieler anderen Arten zu neuer Geltung, erweist mit jedem Werk die Kühnheit des Eroberers, die Treue des Verwalters. Er verbindet sich mit Zukünftigen nur, um Bestehendes zu sichern. — So ist es immer gewesen, in der Blüte des Griechentums, in den Zeiten Giottos, im Quattrocento, bei den Venezianern, in dem Rom Michelangelos, in dem Norden der Rembrandt und Rubens. Je mächtiger die Schule erscheint, um so größer die Gebärde, mit der sich die Persönlichkeit von ihr abhebt, aktuelle Regeln überflügelnd, alte, die neu werden, erfüllend. Darin liegt die Gewähr für die Unsterblichkeit der Kunst und eine wunderbare Gewähr für die Unsterblichkeit der Seele. Denn darin gibt sich die göttliche Unruhe unseres Geistes zu erkennen, ein Streben, das von keinem endlichen Ziele gesättigt wird, seine Generosität, sein Glaube. Schule und Künstler ist so viel wie Welt und Mensch. Sobald der Künstler aus der Schule nicht mehr die Kraft gewinnt, sie zu überwinden, stirbt er als Geist, und so stirbt das Menschentum, das sich der Welt ergibt, anstatt sie zu sich zu erheben.

Nichts fehlt den Unerfrohenen von heute so sehr als der rechte Gegensatz zwischen Persönlichkeit und Schule. Sie kämpfen gegen den Bourgeois wie gegen Windmühlen und sind gar oft müde Entsager sich selbst gegenüber. Ich sehe nur Rezepte, wenn ich durch die Pariser Ausstellungen gehe, Schulen ohne Lehrer, Herden ohne Kopf. Ich meine nicht die offiziellen Salons, wo es immer so war, sondern die kleinen und kleinsten Winkel, wo sich früher der verfolgte Unabhängige barg, wo sich zwei, drei zusammentaten, nicht weil sie zusammengehörten, sondern um das Lokal und das Licht zu bezahlen, wo man heute wie in den großen Ausstellungen dieselbe Routine, nur von anderer und, bei Licht betrachtet, noch billigerer Art findet. Man macht die bittere Erfahrung, daß es heute leichter ist, im Zeichen der Cézanne und van Gogh ein Ultramoderner zu werden, als ein echter, rechter Kitschmaler im Gefolge der Carolus Duran und Bouguereau; ganz so wie es viel schwieriger ist, einen ordentlichen Hintertreppenroman zu schreiben als schlechte freie Rhythmen, die von fern wie Literatur klingen. Routine ist das Vergessen des Zwecks über dem Mittel. Sie ist nicht weniger blöde, ob sie einem erhabenen oder einem niedrigen Vorbild entlehnt wird, bleibt dasselbe, ob sie eine flauere Apotheose Kaiser Wilhelms, ein gelecktes nacktes Frauenzimmer oder einen taumelnden Eiffelturm, ein aus Dreiecken konstruiertes Gesicht darstellt.

Das vergessen so manche unserer Helden von heute. Sie vergessen alles, was nicht auf der Oberfläche liegt, sondern darunter, und das schließlich für das Obere so wichtig ist wie die Tiefe unter dem Wasserspiegel. Sie sind Flächenkünstler in jeder Beziehung, flach als Menschen. Sie haben vielleicht um irgend etwas die Masse gefördert. Ein gewisser Geschmack in der Behandlung der Farbe ist selbst dem zügellosesten Pariser von heute so natürlich wie den deutschen Möbelzeichnern in der Behandlung des Holzes. Dafür sei dankbar, wer will. Das Geschenk ist zu teuer. Wir vergessen den Preis nicht selbst bei den blutwenigen Leuten, die man von der Deroute ausnehmen möchte und die ich nicht zu nennen wage, nicht wissend, ob sie nicht schon im nächsten Moment vom Strome verschlungen werden. Jeder Neue stellt sein Artistentum wie einen transportablen Apparat vor sich hin. Ist einer dahinter? Ist keiner dahinter? In der Regel steht der Apparat allein da, und der Mann sitzt im Café und schwingt wilde Reden.

Übrigens finde ich die Wilden gar nicht so schreckhaft. Sie werden, in der Nähe gesehen, zahm wie dressierte Lämmer. Auch die Wildheit ist nur Dressur. Nicht einer ahnt etwas von der Kühnheit Delacroix', der ein gar stiller Bürger war, von dem revolutionären Geiste Manets, der seine Olympia nicht auszustellen wagte, von den Wagnissen Cézannes, der fürs Leben gern ausgestellt hätte. Gar manche dieser Wilden sind im Grunde schlimmere Akademiker als alle Anton von Werner zusammen. Gar manche ihrer Formeln sind willkürlicher als alle Verordnungen der Klassizisten seligen Angedenkens. Sie haben herausbekommen, daß sich alle Formen mehr oder weniger in mathematische Verhältnisse bringen lassen, und wissen, was berühmte Leute über die Beine als Säulen, die Köpfe als Kugeln gesagt haben. Was liegt näher, als das, was einen Körper von Säulen und Kugeln unterscheidet, zu unterdrücken? Der Körper sieht wie ein Prisma aus, sagen andere. Man denkt an die göttliche Blague Hamlets. Doch scheinen mir die gemalten Prismen immer noch nicht prismatisch genug. Ich sehe immer noch durch den Kubus hindurch auf den Kubisten, erkenne eine öde Philistervisage, die trotzalldem akademische Nase, das treue Auge, die geschwungene Locke. Andere kennen den Parallelismus in den Meisterwerken, über den sich Marées den Kopf zerbrach. Was liegt näher, als alle Hemmnisse, die dem Parallelismus widersprechen, auszuschneiden? So werden sogar die alten Ägypter überwunden.

Wohin treiben wir?

In winzigen Symptomen droht der Kunst ein tragischer Ausgang. Gewiß wirken hier und da noch Meister, unbeirrt von dem Lärm des Tages. Haben sie Jünger, fähig den Strom zu dämmen? Werden sie sie noch finden? Gewiß sind die Zeichen, die dagegen sprechen, trotz ihrer Menge nichts neben dem sechs Jahrhunderte umspannenden Dasein unserer Kunst.

Das Erschreckende ist, daß sie ebensogut logisches Resultat der Entwicklung scheinen wie alles, was vorher war, daß wir uns über das, was nunmehr kommen wird, nicht klar zu werden vermögen. Wird der Unfug nicht zur finstersten Reaktion führen? Wird zu irgendeiner Reaktion noch Kraft genug übrig bleiben? — Das Erschreckende ist, daß die Zeichen nicht allein kommen, daß die Ader des Schöpferischen in demselben Moment zu versiegen scheint, in dem uns die Einsicht in die vergehenden sozialen Existenzbedingungen der Kunst immer deutlicher wird. Drohender als das freche Geschrei der Bilder ist das dumpfe Gefühl der Zuschauer, das auch der imposante Kunstbetrieb unserer Tage mit seinen Museen und unzähligen Sammlern nicht zu verdecken vermag, jene unaufhaltsame Versumpfung und Verstumpfung der Masse, die Erstarrung, aus der kein Funke bricht.

Der Geist sucht auch dafür nach Analogien. Das war alles schon einmal da, damals vor undenklichen Zeiten; ging im Grunde ebenso, mußte so gehen. Was brachte damals, als der antike Gedanke zugrunde ging, die Katastrophe? Was droht unserm Gedanken?

Wieder sind Tempel gestürzt. Der Gott, der die Heiden vertrieb, türmt schon lange keine Gedanken mehr, die zu Kathedralen werden. Jahrhunderte hat nach dem Fall der Antike ihre Form gehalten, kraft jenes Gesetzes der Trägheit, das die Menschen noch die Lippen zu Gebeten regen läßt, auch wenn der Geist schon längst mit anderen Dingen zu tun hat. So ging es unserer Kunst, als die Kirchen ärmer, die Paläste zahlreicher wurden. Sie ertrug es, begann von einem Gott zu leben, der noch weniger Gestalt besaß als der der Dreieinigkeit, und die Seher rechneten es ihr als Verdienst, mit so wenig Greifbarem auszukommen. Ein Gedanke, der keiner Figuration bedurfte, das stolze Vertrauen, die geistig Erhabenen seien Führer der Menschheit, wurde zum Gott.

Nun droht eine Völkerwanderung von Westen nach Osten. Sie kommt von dem neuen Kontinent, der am ersten gelernt hat, ohne geistige Güter zu leben, von jenem imposanten Land der unbeschränkten Möglichkeiten, und ist furchtbarer als der wüste Zug der Horden, der vor anderthalb Jahrtausenden von Osten nach Westen einbrach. Sie hält sich nicht mit der Zerstörung der Götterbilder auf, da hätte sie nichts zu tun, zerstört das Göttliche selbst, den Gedanken, der es gebärt. Welcher Geschichtschreiber wird einst diese Wanderung und ihre Folgen beschreiben, diese ungeheure Massenwanderung der Instinkte, die Völkerkrankheit, die wir heute, obwohl sie vor den Türen ist, noch nicht benennen können, für die wir Fremdwörter suchen wie für eine Modekrankheit und die den meisten von uns schon so tief im Blut sitzt, daß sie sie wie eine Kulturtat preisen und meinen, gerade sie sei die Förderin der Künste, weil sie die Kunst mit klingenden Münzen bezahlt.

Was können wir tun? Wenig ersprießlich wäre es, den malenden Figu-

ranten in Paris und bei uns und anderswo vorzuwerfen, was eine größere Macht sie zu tun heißt. Wir haben ihnen höchstens zu danken, daß sie sichtbarer machen, was einmal gesehen werden muß.

Nichts können wir tun als sehen lernen. Sähen wir wirklich die Gefahr, so würde allein schon die Erkenntnis, wohin wir vielleicht treiben, uns eine Gemeinsamkeit geben, die uns heute am schmerzlichsten fehlt. Schon wenn wir gemeinsam leiden könnten, wäre uns geholfen. Nur das kann erstrebt werden, eine stille Minorität zu erziehen, die sich über gewisse ernste Dinge einig weiß, der kein Schlagwort, keine Aktualität etwas anzutun vermag, die durch das geräuschvolle Gewühl der Gegenwart hindurch den Tiefstand des zeitgenössischen Idealismus erblickt und sich entschlossen, ohne Furcht, für reaktionär zu gelten, von diesem Getriebe wegwendet und den Pakt mit dem scheinbar zeitlich Bedingten weigert. Billig ist es, heute modern zu sein. Nichts Schöpferisches gehört dazu, nur träge Hingabe, spielerische Genügsamkeit. Höhere Gesinnung zeichnet den, der auch bei dieser Entscheidung der Masse aus dem Weg geht und den Mut hat, seine Sehnsucht nach einem Göttlichen zu gestehen.

Deutschland galt immer für das Land der Idealisten. Es sind diesem Titel viel Dummheiten in die Schuhe geschoben worden, und in der Kunst wurde manche Unklarheit in seinem Namen begangen. Heute könnte es dieses Prestige zu einem blanken Ehrenschilde machen und eine Erbschaft antreten; die des kunstreichen Nachbarn, den vielleicht die Sorge um die Existenz eine Zeitlang den Mufen entfremdet, und die eigene, die von Goethes Zeiten her, das Erbe der großen Deutschen in einer materiell beschränkten Zeit, die im Geiste allein die Vollendung des Menschlichen zu sehen glaubte.

Als Rom sich zum Christentum bekehrt hatte und sich die an Arenenkämpfen übersättigte Bier im Namen des stillen Mannes von Nazareth auf den heiligen Marmor stürzte, fand sich ein Fürst auf dem Cäsarenthron, den die Sehnsucht nach den Göttern Griechenlands zum Helden werden ließ: Julianus Apostata. Er suchte gewaltsam die Völker zum Schönen zu bekehren, stellte die Altäre wieder her und zwang die zügellose Menge zu freudlosen Opfern. Er ging unter. Wollte heute ein Fürst, und wäre es der Beherrscher eines Weltreichs, die Völker dem Materialismus entreißen, würde es ihm nicht anders ergehen. Julianus irrte, weil er den Gedanken zu einer Gewaltfrage werden ließ und so seines Sinnes beraubte, weil er von der Menge erwartete, was nur den Wenigen vergönnt ist. Er war selbst schon zu sehr Galiläer geworden. Doch fanden sich andere unbekanntere Träumer, die Apollo zugetan blieben und den Gedanken an die Schar der Mufen erhielten.

Denn viele Jahrhunderte später, nach Zeiten dunkelster Barbarei, sah man in steinernen Gestalten christlicher Dome das holbe Lächeln griechischer Götter erblühen.

Frau Beate und ihr Sohn

Novelle von Arthur Schnitzler

(Fortsetzung)

II.

Man war man endlich am Ziel. Es hatte, wie allgemein festgestellt wurde, länger gedauert, als der Baumeister berechnet hatte. Dieser widersprach. „Was hab ich denn g'sagt? Drei Stunden vom Eichwiesenberg aus. Daß wir um neun fortgegangen sind statt um acht, dafür kann ich doch nichts.“ „Aber jetzt ist's halb zwei,“ bemerkte Friß. „Ja, seine Zeitberechnungen,“ sagte traurig die Baumeisterin, „die stehen einzig da.“ „Wenn Damen dabei sind,“ erklärte ihr Gatte, „muß man immer fünfzig Prozent drauffschlagen. Auch wenn man mit ihnen einkaufen geht, das ist eine alte G'schicht.“ Und er lachte dröhnend.

Der junge Doktor Vertram, der sich seit Beginn des Ausflugs stets in der Nähe Beatens gehalten hatte, breitete seinen grünen Mantel auf die Wiese hin. „Bitte, gnädige Frau,“ sagte er und wies mit einem feinen Lächeln hinab. Seine Worte und Blicke waren sehr anspielungsreich, seit er vor vierzehn Tagen durch das Gitter des Tennisplatzes Beatens Finger geküßt hatte. „Danke,“ erwiderte ablehnend Beate, „ich bin versorgt.“ Und, auf einen Blick von ihr, rollte Friß den schottischen Plaid, den er auf dem Arm trug, mit kühnem Schwunge auf. Aber der Wind strich so stark über die Alm, daß der Plaid flatterte gleich einem Riesenschleier; bis ihn Beate am andern Ende erfaßte und ihn mit Frißens Beihilfe niederbreitete.

„Da heroben weht immer so ein Lüfterl,“ sagte der Baumeister. „Aber schön ist es, was?“ Und mit einer großen Handbewegung wies er in die Runde.

Sie befanden sich auf einer weithin gedehnten kurzgemähnten Wiese, die, gleichmäßig abfallend, die Aussicht nach allen Seiten frei ließ, blickten rings um sich und schwiegen eine Weile in beifälliger Betrachtung. Die Herren hatten ihre Lodenhüte abgenommen; Hugos Haar war noch zerwühlter als sonst, die gestäubten weißen Haarspitzen des Baumeisters rührten sich, auch Frißens wohlgepflegte Frisur litt einigen Schaden, nur Vertrams niedergekämmtem hellblonden Scheitel vermochte der Wind, der unablässig über die Höhe strich, nichts anzuhaben. Urbesbacher nannte die einzelnen Bergkuppen mit Namen, gab die verschiedenen Höhenmaße an und bezeichnete einen Felsen jenseits des Sees, der von Norden aus bisher nicht erstiegen worden sei. Doktor Vertram bemerkte, dies sei ein Irrtum; er selbst habe jene Nordwand voriges Jahr erklettert.

„Da müssen Sie aber der erste gewesen sein,“ meinte der Baumeister.

„Das ist möglich,“ erwiderte Vertram beiläufig und lenkte die Aufmerk-

samkeit sofort auf eine andere Bergspitze, die viel harmloser ausfähe und an die er sich doch noch niemals herangewagt habe. Er wisse eben ganz genau, wieviel er sich zutrauen dürfe; sei durchaus nicht tollkühn und habe gegen den Tod Erhebliches einzuwenden. Das Wort „Tod“ sprach er ganz leicht- hin aus, wie ein Fachmann, der es verschmäht, vor einem Laienkreis groß zu tun.

Beate hatte sich auf den schottischen Plaid hingestreckt und sah zum matt- blauen Himmel auf, an dem dünne weiße Sommerwolken hinzogen. Sie wußte, daß Doktor Bertram nur für sie sprach und daß er ihr all seine interessanten Eigenschaften, Stolz und Bescheidenheit, Todesverachtung und Lebensdrang gewissermaßen zur gefälligen Auswahl vorlegte. Aber es wirkte nicht im geringsten auf sie.

Die jüngsten Teilnehmer der Partie, Fritz und Hugo, hatten in ihren Rucksäcken den Proviant mitgebracht. Leonie war ihnen beim Auspacken behilflich, auch strich sie dann die Butterbrote, damenhaft und mütterlich, nicht ohne vorher die gelben Handschuhe abgestreift und in ihren braunen Ledergürtel gesteckt zu haben. Der Baumeister entkorkte die Flaschen, Doktor Bertram schenkte ein, reichte den Damen die gefüllten Gläser und sah an Beate vorbei mit absichtlicher Zerstreutheit nach dem unbezwingbaren Gipfel jenseits des Sees. Und alle fanden es köstlich, wie sie da oben, vom Berg- wind umweht, sich an belegten Butterbrotten und herbem Terlaner erlaben durften. Den Schluß des Mahles bildete eine Sorte, die Frau Direktor Welpner heute früh zu Beate gesandt hatte, zugleich mit der Entschuldigung, daß sie und die Ihrigen nun leider an dem Ausflug doch nicht teilnehmen könnten, auf den sie sich schon so sehr gefreut hatten. Die Absage war nicht unerwartet gekommen. Die Familie Welpner aus ihrem Park hervorzulocken, das wurde allmählich zum Problem, wie Leonie behauptete. Der Baumeister brachte in Erinnerung, daß die verehrten Anwesenden sich auf ihre Unternehmungslust am Ende auch nicht viel einbilden mußten. Wie verbrachte man denn die schöne Sommerszeit? Man lauhdelte, wie er sich ausdrückte, auf den Waldwegen herum, badete im See, spielte Tennis und Tarock; aber wievieler Vorbereitungen und Vorbereitungen hatte es bedurft, bis man sich nur endlich entschlossen hatte, wieder einmal nach langer Zeit die Almwiese zu erklimmen, was doch wirklich nur als Spaziergang gelten konnte!

Beate dachte bei sich, daß sie selbst nur ein einziges Mal hier oben ge- wesen war, — mit Ferdinand, vor zehn Jahren schon, in demselben Sommer also, als sie beide die neugebaute Villa bezogen hatten. Doch sie vermochte es gar nicht zu fassen, daß es dieselbe Wiese sein sollte, auf der sie heute ruhte: so völlig anders, weiterhingestreckt und leuchtender, hatte sie sie in der Erinnerung bewahrt. Eine sanfte Traurigkeit schlich sich in ihr Herz. Wie

allein sie doch war unter all den Leuten. Was sollte ihr die Lustigkeit und das Geplauder ringsherum? Da lagen sie nun alle auf der Wiese und ließen die Gläser aneinanderklingen. Fritz rührte mit dem feinen an das Beate's; aber dann, während sie das ihre schon längst geleert hatte, hielt er das feine noch immer regungslos in der Hand und starrte sie an. Welch ein Blick! dachte Beate. Noch verzückter und durstiger als die, mit denen er mich in den letzten Tagen daheim angustrahlen pflegt. Oder scheint es mir nur so, weil ich so rasch hintereinander drei Glas Wein getrunken habe? Sie streckte sich wieder der Länge nach auf ihren Plaid hin, an die Seite der Baumeisterin, die fest eingeschlafen war, blinzelte in die Luft und sah ein schmales Rauchwölkchen elegant in die Höhe steigen, — von der Zigarette Bertrams jedenfalls, den sie im übrigen nicht sehen konnte. Aber sie spürte, wie sein Blick sich ihr entlang schmeichelte bis an ihren Nacken, wo sie ihn eine Weile geradezu körperlich zu empfinden glaubte, bis sie endlich merkte, daß es ein Grasshalm war, der sie kitzelte. Wie von fern klang die Stimme des Baumeisters an ihr Ohr, der den Buben von der Zeit berichtete, da dort unten die kleine Bahn noch nicht verkehrt hatte; und obwohl seither noch keine fünfzehn Jahre verstrichen waren, wußte er um diese Epoche eine Atmosphäre von grauem Altertum zu verbreiten. Unter anderem erzählte er von einem betrunkenen Kutscher, der ihn damals in den See hineingefahren und den er daraufhin beinahe totgeprügelt hatte. Dann gab Fritz eine Heldentat zum Besten; im Wiener Wald hatte er jüngst einen höchst bedenklichen Kerl einfach dadurch in die Flucht gejagt, daß er in die Tasche griff, als wenn er dort seinen Revolver verwahrt hätte. Denn auf Geistesgegenwart kam es an, wie er erläuternd bemerkte, nicht auf den Revolver. „Nur schad,“ sagte der Baumeister, „daß man nicht immer eine sechs-läufig geladene Geistesgegenwart bei sich hat.“ Die Buben lachten. Wie konnte es Beate, dieses herzliche, doppelstimmige Lachen, an dem sie nun so oft daheim während der Mahlzeiten und in ihrem Garten sich freuen durfte: und wie recht war es ihr, daß die Buben sich so trefflich vertrugen. Neulich waren sie sogar zwei Tage lang zusammen fortgewesen, wohl ausgerüstet, auf einer Tour nach den Gosausen, als Vorbereitung für die geplante Septemberwanderung. Allerdings waren sie schon von Wien her enger befreundet, als Beate gewußt hatte. So hatte sie als eine Neuigkeit, die ihr Hugo törichterweise verschwiegen, unter anderen erfahren, daß die beiden zuweilen abends nach der Turnstunde in einem Vorstadtkaffeehaus Billard zu spielen pflegten. Aber in jedem Fall fühlte sie sich Fritz für sein Hierherkommen im Innersten dankbar. Hugo war nun wieder so frisch und unbefangen wie je, der schmerzlich gespannte Zug war von seinem Antlitz gewichen, und er dachte gewiß nicht mehr an die gefährliche Dame mit dem Pierrotgesicht und dem rotgefärbten Haar. Übrigens konnte Beate auch

der Baronin das Zugeständnis nicht versagen, daß sie sich tabellos benahm. Vor ein paar Tagen erst hatte es der Zufall gefügt, daß sie auf der Galerie der Badeanstalt neben Beate stand, gerade als Hugo und Fritz, um die Wette wie gewöhnlich, aus dem offenen See herangeschwommen kamen; zu gleicher Zeit erwischten sie die glitschige Stiege, jeder mit einem Arm sich festhaltend, spritzten einander Wasser ins Gesicht, lachten, ließen sich sinken und tauchten erst ganz weit draußen wieder in die Höhe. Fortunata, in ihren weißen Bademantel gehüllt, hatte flüchtig zugeschaut, mit abwesendem Lächeln, wie dem Spiel von Kindern und dann wieder über den See hingeblickt, mit verlorenen traurigen Augen, so daß Beate mit leiser Unzufriedenheit, ja, fast schuldbehaftet, sich jenes merkwürdigen und immerhin etwas verletzenden Gespräches in der weißbeflaggten Villa erinnern mußte, das die Baronin selbst offenbar schon vergessen und verziehen hatte. Einmal abends, auf einer Bank am Waldestrand, hatte Beate auch den Baron gesehen, der wohl nur auf ein paar Tage zu Besuch gekommen war. Er hatte hellblondes Haar, ein bartloses durchfurchtes und doch junges Gesicht mit stahlgrauen Augen, trug einen hellblauen Flanellanzug, rauchte eine kurze Pfeife, und neben ihm auf der Bank lag seine Marinekappe. Für Beate sah er aus wie ein Kapitän, der aus fernen Landen kam und gleich wieder auf See mußte. Fortunata saß neben ihm, klein, wohlherzogen, die rötliche Nase vorgestreckt, mit müden Armen: wie eine Puppe, die der ferne Kapitän ganz nach Belieben aus dem Schrank holen und wieder hineinhängen konnte.

Dies alles ging Beate durch den Kopf, während sie auf der Allwiese lag, der Wind durch ihre Haare strich und Grashalme ihren Nacken kitzelten. Ringsum war es jetzt ganz still, alle Schienen zu schlafen; nur in einiger Entfernung pffte jemand ganz leise. Unwillkürlich mit blinzeln den Augen suchte Beate wieder nach der eleganten kleinen Rauchwolke und entdeckte sie bald, wie sie silbergrau und dünn in die Höhe stieg. Beate hob ein klein wenig den Kopf, da gewahrte sie den Doktor Bertram, der das Haupt auf beide Arme gestützt und seinen Blick angelegentlich in Beatens Halsauschnitt versenkt hatte. Er sprach übrigens auch, und es war nicht unmöglich, daß er schon eine geraume Zeit gesprochen, ja sogar, daß sein Reden Beate erst aus dem Halbschlummer erweckt hatte. Eben fragte er sie, ob sie wohl Lust verspüre zu einer wirklichen Bergpartie, zu einer ordentlichen Felsenkletterei, oder ob sie den Schwindel fürchte; es müßte übrigens nicht durchaus ein Felsen sein, auch irgendein Plateau genüge ihm vollkommen; nur höher als das hier sollte es sein, viel höher, so daß die andern gar nicht mitkönnten. Mit ihr allein von einer Spitze ins Thal hinabzuschauen, das stellte er sich herrlich vor. Da er keine Antwort erhielt, fragte er: „Nun, Frau Beate?“ — „Ich schlafe,“ erwiderte Beate. — „So erlauben Sie mir, Ihr Traum zu

sein, gnädige Frau," begann er und sprach leise weiter: daß es keinen schönern Tod gäbe, als durch Absturz in die Tiefe; das ganze Leben ziehe noch einmal vorbei in einer ungeheuern Klarheit, und das sei natürlich um so vergnüglicher, je mehr Schönes man vorher erlebt habe; auch fühle man nicht die geringste Angst, nur eine unerhörte Spannung, eine Art von . . ja, von metaphysischer Neugier. Und er grub das ausgeglühte Zigarrenstümpfchen mit nervösen Fingern ins Erdreich ein. Im übrigen, fuhr er fort, käme es ihm nicht gerade aufs Abstürzen an, im Gegenteil. Denn er, der in seinem Berufe so viel Dunkles und Grauenhaftes schauen müsse, wisse alles Lichte und Holde des Daseins um so mehr zu schätzen. Und ob sich Beate nicht einmal den Krankenhausgarten ansehen wolle? Über dem schwebte eine ganz seltsame Stimmung; besonders an Herbstabenden. Er wohne jetzt nämlich im Krankenhaus. Und wenn Beate bei dieser Gelegenheit etwa den See bei ihm nehmen wollte —

„Sie sind wohl verrückt geworden," sagte Beate, richtete sich auf und sah mit klaren Augen in die blaugoldene Helle ringsum, die die matten Berglinien aufzuzehren schien. Sonnendurchtränkt, überwacht, erhob sie sich, schüttelte ihr Kleid und merkte dabei, daß sie zu Doktor Bertram ganz gegen ihren Willen wie ermutigend niederschautete. Eilig blickte sie fort, zu Leonie hin, die in einiger Entfernung ganz allein stand, bildhaft, einen wehenden Schleier um ihren Kopf geschlungen. Der Baumeister und die Buben, mit untergeschlagenen Beinen auf der Wiese sitzend, spielten Karten. „Sie werden dem Hugo bald kein Taschengeld zu geben brauchen, gnä' Frau," rief der Baumeister, „der könnt schon heut vom Laroak sein bescheidenes Auskommen haben." — „Da wär es ja ratsam," erwiderte Beate näherkommend, „wir machten uns auf den Heimweg, ehe Sie ganz ruiniert sind." Fritz sah zu Beate auf mit glühenden Wangen, sie lächelte ihm entgegen. Bertram, sich erhebend, ließ einen Blick zum Himmel aufsteigen und dann in kleinen Fünfkün über sie niedergehen. Was habt ihr nur alle? dachte sie. Und was hab ich? Dann plötzlich merkte sie, daß sie die Linien ihres Körpers wie lockend spielen ließ. Hilfsesuchend heftete sie den Blick auf ihres Sohnes Stirn, der eben mit leuchtendem Kindergesicht und unsäglich zerrautt sein letztes Blatt ausspielte. Er gewann die Partie und nahm vom Baumeister stolz eine Krone und zwanzig Heller in Empfang. Man rüstetete zum Abmarsch, nur Frau Arbesbacher schlummerte ruhig weiter. „Laß m'r's liegen," scherzte der Baumeister. Aber in diesem Augenblick reckte sie sich auch schon, rieb sich die Augen und war schneller zum Abstieg fertig als die andern.

Zuerst ging es eine kurze Weile scharf bergab, dann beinahe eben zwischen Jungwald weiter, an der nächsten Biegung war der See zu erblicken und verbarg sich gleich wieder. Beate, die anfangs, in Hugo und Fritz ein-

gehängt, mit ihnen vorausgelaufen war, blieb bald zurück; Leonie gefellte sich zu ihr und sprach von einer Segelregatta, die demnächst stattfinden sollte. Noch deutlich erinnerte sie sich der Wettfahrt vor sieben Jahren, bei der Ferdinand Heinold mit der „Korane“ den zweiten Preis gewonnen hatte. Die „Korane“! Wo war denn die eigentlich? Nach so vielen Triumphen führte sie ein recht einsames und trübes Leben in der Schiffshütte unten. Der Baumeister stellte bei dieser Gelegenheit fest, daß das Schifferfahren heuer gerade so lässig betrieben werde wie jeder andere Sport. Leonie sprach die Vermutung aus, daß vom Hause Welponer irgend etwas Lähmendes rätselhaft seinen Ausgang nehme, dessen Einfluß niemand sich entziehen könne. Auch der Baumeister fand, daß die Welponers keineswegs zu einem gemüthlichen Verkehr geschaffen seien, und seine Frau war der Ansicht, daß daran vor allem der Hochmut der Frau Direktor Schuld sei, die es übrigens aus allerlei Gründen wahrhaftig nicht nötig habe. Das Gespräch verstummte, als an einer Wegbiegung auf einer wurmstichigen, lehnlosen Bank plötzlich der Herr Direktor sichtbar wurde. Er erhob sich, und über seiner Piqueweste am schmalen Seidenband pendelte das Monokel. Er sei so frei gewesen, sagte er, den Herrschaften entgegenzugehen, und gestatte sich im Namen seiner Gattin die Einladung zu einer kleinen Jause zu überbringen, die der müden Wanderer auf der schattigen Terrasse harre. Zugleich ließ er seine trüben Blicke von einem zum andern gleiten, Beate merkte, wie sie über Bertrams Anliß sich auffallend verdunkelten, und sie wußte plötzlich, daß der Direktor auf den jungen Mann eifersüchtig war. Sie verbat sich das innerlich, als Anmaßung und Torheit zugleich. Ruhig, ohne Ansechtung wandelte sie durchs Dasein, in unbeirrter Treue jenes Einzigigen denkend, dessen Stimme ihr heute noch, in der Erinnerung, hallender über die Höhe klang, dessen Blick ihr heute noch heller leuchtete, als alle Stimmen Lebendiger zu klingen, als alle Augen Lebendiger zu leuchten vermochten.

Der Direktor blieb mit Beate zurück. Er redete zuerst von den kleinen Angelegenheiten des Tages: von neu angekommenen flüchtigen Bekannten, vom Tode des Mühlsbauern, der fünfundneunzig Jahre alt geworden war, von dem häßlichen Landhaus, das sich ein Salzburger Architekt drüben im Auwinkel baute, und kam wie zufällig auf jene Zeit zu sprechen, da weder seine eigne noch die Heinold'sche Villa existiert und die beiden Familien sommerlang unten im Seehotel gewohnt hatten. Er gedachte gemeinsamer Ausflüge auf damals noch wenig begangenen Wegen, einer Segelpartie mit der „Korane“, die gar gefährlich in Sturm und Wetter geendet, sprach von dem Einweihungsfest der Heinold'schen Villa, bei dem Ferdinand zwei seiner Kollegen unter den Tisch getrunken hatte, und endlich von der letzten Rolle Ferdinands in einem modernen, im ganzen ziemlich peinlichen Stück,

worin dieser einen Zwanzigjährigen so vollendet dargestellt hatte. Was für ein unvergleichlicher Künstler war er doch gewesen, was für ein herrliches Menschenexemplar! Ein Jugendmensch durfte man wohl sagen. Ein wundervoller Gegensatz zu jener Art von Leuten, unter die er selbst sich leider rechnen mußte, und die nicht geschaffen waren, sich oder andern Glück zu bringen. Und als Beate ihn fragend von der Seite ansah: „Ich, liebe Frau Beate, ich bin nämlich ein Altgeborener. Sie wissen nicht, was das heißt? Ich will versuchen, es Ihnen zu erklären. Sehen Sie, wir Altgeborenen, wir lassen im Laufe unseres Daseins gleichsam eine Maske nach der andern fallen, bis wir als Achtzigjährige etwa, manche wohl etwas früher, der Mitwelt unser wahres Gesicht zeigen. Die andern, die Jugendmenschen, und so einer war Ferdinand,“ ganz gegen seine Gewohnheit nannte er ihn beim Vornamen, „bleiben immer jung, ja Kinder, und sind daher genötigt, eine Maske nach der andern vors Gesicht zu nehmen, wenn sie unter den andern Menschen nicht allzusehr auffallen wollen. Oder sie gleitet von irgendwoher über ihre Züge und sie wissen selber gar nicht, daß sie Masken tragen, und haben nur ein wunderliches dunkles Gefühl, daß irgend etwas in der Rechnung ihres Lebens nicht stimmen kann . . . weil sie sich immer jung fühlen. So einer war Ferdinand.“ Beate hörte dem Direktor gespannt aber mit innerem Widerstand zu. Es drängte sich ihr auf, daß er Ferdinands Schatten mit Absicht heraufbeschwor, als wäre er bestellt, über ihrer Treue zu wachen und sie vor einer nahenden Gefahr zu warnen und behüten. Wahrhaftig, die Mühe konnte er sich sparen. Was gab ihm das Recht, was den Anlaß, sich in solcher Weise zum Anwalt und Schützer von Ferdinands Andenken aufzuwerfen? Was in ihrem Wesen forderte zu so verletzender Mißdeutung heraus? Wenn sie heute mit den Heitern mitzuschmerzen und mitzulachen vermochte und lichte Farben trug wie früher einmal, so konnte doch darin kein Unbefangener anderes erblicken, als den bescheidenen Zoll, den sie dem allgemeinen Gesetz des Weiter- und Mitlebens darzubringen schuldig war. Aber niemals Glück oder Lust zu empfinden, niemals wieder einem Manne anzugehören, an eine solche Möglichkeit konnte sie auch heute nicht ohne Widerwillen, ja ohne Grauen denken; und dieses Grauen, sie wußte es von mancher schlaflos einsamen Nacht her, durchwühlte sie nur tiefer, wenn unbestimmte Regungen der Sehnsucht durch ihr Blut rauschten und ziellos vergingen. Und wieder sah sie den Direktor, der nun schweigend an ihrer Seite einherging, flüchtig an, aber erschreckt beinahe spürte sie um ihre Rippen ein Lächeln, das aus dem Grunde ihrer Seele gekommen war, ohne daß sie es gerufen, und das untrüglich, beinahe schamlos, deutlicher als alle Worte, sprach: Ich weiß, daß du mich begehrt, und ich freue mich daran. Sie sah in seinen Augen ein Aufblitzen, wie eine heiße Frage, gleich darauf aber ein Sichbescheiden und

Trübenwerden. Und er richtete ein gleichgültig höfliches Wort an Frau Arabesbacher, die nur zwei Schritte vor ihnen ging, da die kleine Wandergruppe nun, da man dem Ziele sich näherte, allmählich wieder ineinandergelassen war. Plötzlich war der junge Doktor Bertram an Beate's Seite und legte etwas in Haltung, Blick und Rede, als hätten sich auf diesem Ausflug die Beziehungen zwischen ihm und Beate enger geknüpft und dies Ergebnis zu seinen Gunsten müßte auch von ihr empfunden und festgestellt werden. Sie aber blieb kühl und fremd, wurde fremder von Schritt zu Schritt. Und als man vor dem Gartentor der Welponerschen Villa angelangt war, erklärte sie zur allgemeinen und ein wenig auch zu ihrer eigenen Überraschung, daß sie müde sei und es vorziehe, sich nach Hause zu begeben. Man versuchte sie umzustimmen. Da aber der Direktor selbst nur ein trockenes Bedauern äußerte, drang man in sie nicht weiter. Sie ließ es dahingestellt, ob sie sich zu dem gemeinsamen Abendessen im Seehotel einfinden werde, das auf dem Wege verabredet worden war, hatte aber nichts dagegen, daß Hugo in jedem Falle daran teilnehme. „Ich werd schon Obacht geben,“ sagte der Baumeister, „daß er sich keinen Rausch antrinkt.“ Beate empfahl sich. Ein Gefühl großer Erleichterung kam über sie, als sie nun den Weg nach Hause einschlug und sie freute sich auf die paar ungestörten Stunden, die ihr gewiß waren.

Daheim fand sie einen Brief von Doktor Reichmann und verspürte ein leichtes Staunen, weniger darüber, daß der wieder ein Lebenszeichen von sich gab als vielmehr, daß sie ihn im Laufe der letzten Zeit fast bis auf die Tatsache seiner Existenz vergessen hatte. Erst nachdem sie sich vom Staub des Tages befreit und im bequemen Hauskleid vor dem Toiletetischchen in ihrem Schlafzimmer saß, öffnete sie den Brief, auf dessen Inhalt sie durchaus nicht neugierig war. Am Beginn standen wie meistens Mitteilungen geschäftlicher Natur, denn Reichmann legte Beate gegenüber Wert darauf, vor allem als ihr Rechtsanwalt zu gelten, und mit etwas gewundenem Humor erstattete er Bericht über den Verlauf eines kleinen Prozesses, in dem es ihm gelungen war, für Beate eine unbedeutende Geldsumme zu retten. Am Schluß erwähnte er in absichtlich beiläufigem Tone, daß ihn seine Ferienwanderung auch an der Villa am Eichwiesenweg vorbeiführen werde, und wollte der Hoffnung sich nicht gänzlich verschließen, wie er schrieb, daß ihm durchs Gesträuch ein helles Kleid oder gar ein freundliches Auge entgegenleuchten und ihn zum Verweilen einladen könnte, wäre es auch nur zu einer Plauderstunde zwischen Tür und Angel. Er vergaß auch nicht Grüße beizufügen „an den biedern Baumeister und den gebieterischen Schlossherrn samt wertem Anhang“, wie er sich ausdrückte, und an die übrigen Bekannten, denen er anläßlich seines vorjährigen dreitägigen Aufenthaltes im Seehotel vorgestellt worden war. Beate empfand es als

seltsam, daß ihr jenes vorige Jahr fern und wie unter einem andern Himmelsstrich ihres Lebens gelegen erschien, trotzdem sich ihr Dasein äußerlich kaum anders abgespielt hatte als in diesem Sommer. Auch an Galanterien von Seite des Direktors und des jungen Doktor Bertram hatte es nicht gefehlt. Nur daß sie selbst zwischen all den Blicken und Worten wie unberührt dahingewandelt war, ja, daß sie sie damals kaum bemerkt hatte und nun erst in der Erinnerung ihrer bewußt wurde. Dies mochte freilich auch darin seinen Grund haben, daß sie in der Stadt mit all diesen Sommerbekannten kaum einen wirklichen Verkehr pflegte; dort führte sie seit dem Tode ihres Vaters, nachdem sich der frühere Kreis der Künstler und Theaterfreunde allmählich aufgelöst hatte, ein zurückgezogenes und einförmiges Leben. Nur ihre Mutter, die in einem Vorort das alte Stammhaus nahe der einst vom Vater geleiteten Fabrik bewohnte, und einige entferntere Verwandte fanden den Weg zu ihrem stillen und wieder sehr bürgerlich gewordenen Heim; und wenn Doktor Reichmann einmal zu einer Tee- und Plauderstunde erschien, so bedeutete das für sie schon eine Zerstreuung, der sie sich, wie sie jetzt mit einiger Verwunderung inne ward, geradezu entgegensteute.

Kopfschüttelnd legte sie den Brief hin und blickte in den Garten, über den die frühe Dämmerung des Augustabends sich breitete. Das Wohlgefühl des Alleingeblienseins war allmählich in ihr abgestaut; und sie überlegte, ob es nicht das Klügste wäre, zu Welponers oder doch später ins Seehotel zu gehen. Aber gleich drängte sie diese Regung wieder zurück, etwas beschämt, daß sie den Reizen der Geselligkeit schon so völlig verfallen und der wehmutsvolle Zauber für immer verflogen sein sollte, der sie in vergangenen Sommern zu solchen einsamen Abendstunden oft umfangen hatte. Sie nahm ein dünnes Tuch um die Schultern und begab sich in den Garten. Hier kam allmählich die ersehnte linde Trauer über sie und sie wußte im tiefsten ihrer Seele, daß sie auf diesen Wegen, wo sie so oft mit Ferdinand auf und ab spaziert war, niemals am Arme eines andern Mannes wandeln könnte. Eines aber war ihr in diesem Augenblick über alle Zweifel klar: wenn Ferdinand sie in jenen fernen Tagen beschworen hatte, ein neues Glück nicht zu verschmähen, so hatte ihm gewiß keine eheliche Verbindung mit einem Menschen von der Art des Doktor Reichmann vorgeschwebt; irgendein leidenschaftliches, wenn auch flüchtiges Liebesabenteuer hätte von jenen seligen Gefilden aus viel eher seine Zustimmung gefunden. Und mit leisem Schreck merkte sie, daß es aus ihrer Seele mit einemmal emporstieg wie ein Bild: sie sah sich selbst oben auf der Almwiese im Dämmerchein des Abends in den Armen des Doktor Bertram. Aber sie sah es nur, kein Wunsch gefellte sich bei; kühl und fern, gleich einer Gespenstererscheinung hing es in den Lüften und verging.

Sie stand am untern Ende des Gartens, die Arme über den Zaunstäben verschränkt, und blickte nach abwärts, wo die Lichter der Ortschaft blinkten. Vom See her tönte der Gesang abendlicher Kahnfahrer mit wunderbarer Deutlichkeit durch die stille Luft zu ihr herauf. Neun Schläge kamen vom Kirchturm. Beate seufzte leicht, dann wandte sie sich und ging langsam quer durch die Wiese dem Hause zu. Auf der Veranda fand sie die üblichen drei Bedeckte vorbereitet. Sie ließ sich vom Mädchen ihr Abendessen bringen und nahm es ohne rechte Lust zu sich im Gefühl einer nutzlos zerronnenen Traurigkeit. Noch während des Essens griff sie nach einem Buch; es waren die Denkwürdigkeiten des französischen Generals, von denen sie sich heute noch weniger gefesselt fühlte als sonst. Es schlug halb zehn; und da die Langeweile ihr immer quälender ans Herz schlich, entschloß sie sich doch noch das Haus zu verlassen und die Gesellschaft im Seehotel aufzusuchen. Sie erhob sich, nahm über ihr Hauskleid den langen Rohseidenmantel und machte sich auf den Weg. Als sie unten am See an dem Hause der Baronin vorbeiging, fiel ihr auf, daß es völlig im Dunkel lag; und es kam ihr in den Sinn, daß sie Fortunata schon einige Tage lang nicht gesehen hatte. Ob sie mit dem fernen Kapitän abgereist war? Doch als Beate sich nachher nochmals umwandte, glaubte sie hinter den verschlossenen Läden einen Lichtschimmer zu bemerken. Was kümmerte sie das weiter? Sie achtete nicht darauf.

Auf der erhöhten Terrasse des Seehotels, dessen elektrische Bogenlampen schon verlöscht waren, im matten Schein von zwei Windlichtern um einen Tisch gereiht, erblickte Beate die von ihr gesuchte Gesellschaft. Aber ehe sie an den Tisch herankam, in der plötzlichen Empfindung, daß ihr Anblick in allzu ernsten Falten lag, ordnete sie es zu einem leeren Lächeln. Sie wurde herzlich begrüßt, reichte allen der Reihe nach die Hand, dem Direktor, dem Baumeister, den beiden Frauen und dem jungen Herrn Fritz Weber. Sonst war, wie sie jetzt erst merkte, niemand anwesend. „Wo ist denn der Hugo?“ fragte sie etwas beunruhigt. „Aber in dem Augenblick ist er weggegangen,“ erwiderte der Baumeister. „Daß Sie ihm nicht begegnet sind,“ fügte seine Frau hinzu. Unwillkürlich warf Beate einen Blick auf Fritz, der mit einem verzerrten Dummens-Tungen-Lächeln sein Bierglas hin und her drehte und offenbar absichtlich an ihr vorbeisah. Dann nahm sie Platz zwischen ihm und der Frau Direktor, und, um die drohend in ihr aufsteigenden Gedanken zu übertäuben, begann sie mit übertriebener Lebhaftigkeit zu reden. Sie bedauerte sehr, daß die Frau Direktor den schönen Ausflug nicht mitgemacht hatte, fragte nach dem Geschwisterpaar Bertram und Leonie und erzählte endlich, daß sie daheim während des Abendessens in einem französischen Memoirenwerk gelesen habe, das sie fabelhaft interessiere. Sie lese überhaupt nur mehr Lebenserinnerungen und Briefe großer Männer; an No-

manen und dergleichen fände sie keinen Gefallen mehr. Es stellte sich heraus, daß es den übrigen Anwesenden nicht anders erginge. „Liebesg'schichten, das ist für junge Leut,“ sagte der Baumeister, „ich mein' für Kinder, denn junge Leut sind wir ja gewissermaßen noch alle.“ Aber auch Frits erklärte, daß er nur mehr wissenschaftliche Werke, am liebsten Reisebeschreibungen lese. Während er sprach, rückte er ganz nahe an Beate, drängte wie zufällig sein Knie an das ihre, seine Serviette fiel herab, er bückte sich sie aufzuheben und streifte dabei zitternd Beatens Knöchel. Ja, war er denn toll, der Bub? Und er sprach weiter, erhißt, mit glänzenden Augen: Wenn er erst Doktor sei, werde er sich bestimmt irgendeiner großen Expedition anschließen, nach Tibet vielleicht oder ins innere Afrika. Das nachsichtige Lächeln der übrigen begleitete seine Worte; nur der Direktor, Beate merkte es wohl, betrachtete ihn mit düsterm Neid. Als die Gesellschaft sich zum Heimgehen erhob, erklärte Frits, er für seinen Teil werde noch einen einsamen Spaziergang am See unternehmen. „Einsam?“ sagte der Baumeister. „Das kann man glauben oder auch nicht.“ Frits aber erwiderte, solche nächtlichen Sommerspaziergänge seien seine besondere Passion; erst neulich einmal sei er gegen ein Uhr morgens nach Hause gekommen, und zwar mit Hugo, der gleichfalls ein Freund von solchen Nachtpartien sei. Und als er einen unruhig fragenden Blick Beatens auf sich gerichtet sah, fügte er hinzu: „Es ist ganz gut möglich, daß ich dem Hugo irgendwo am Ufer begegne, wenn er nicht gar auf den See hinausgerudert ist, was auch vorzukommen pflegt.“ „Das sind ja lauter Neuigkeiten,“ sagte Beate mit mattem Kopfschütteln. „Ja, diese Sommernächte,“ seufzte der Baumeister. „Du hast was zu reden,“ bemerkte seine Gattin rätselhaft. Frau Direktor Welponer, die den andern voraus über die Stufen der Terrasse hinabging, blieb einen Augenblick stehen, blickte wie suchend zum Himmel auf und senkte dann wieder in einer seltsam hoffnungslosen Weise den Kopf. Der Direktor schwieg. Doch in seinem Schweigen bebte ein Haß gegen Sommernächte, Jugend und Glück.

Raum daß sie alle unten am Ufer angelangt waren, huschte Frits davon wie zum Spaß und verschwand im Dunkel. Beate wurde von den beiden Ehepaaren heimbegleitet. Langsam und mühselig gingen sie alle den steilen Weg bergauf. Warum ist Frits so plötzlich davongelaufen? dachte Beate. Wird er Hugo am Ufer finden? Ist er jemals mit ihm nachts auf den See hinausgerudert? Sind sie im Einverständnis? Weiß Frits, wo Hugo sich in diesem Augenblick befindet? Weiß er? Und sie mußte stehen bleiben, denn es war ihr, als hörte ihr Herz plötzlich zu schlagen auf. Als wüßte ich nicht selber, wo Hugo ist. Als wenn ich es nicht schon seit Tagen wüßte! „Wär halt gut,“ sagte der Baumeister, „wenn s' da herauf eine Drahtseilbahn anlegen möchten.“ Er hatte seiner Frau den Arm gereicht, was er,

soweit sich Beate erinnerte, sonst nie zu tun pflegte. Der Direktor und seine Gattin gingen nebeneinander, in gleichem Schritt, gebeugt und stumm. Als Beate vor ihrer Türe stand, wußte sie mit einemmal den Grund, warum Friß sich unten davongestohlen. Er hatte es vermeiden wollen, zur Nachtzeit im Angesicht all der andern mit ihr allein in der Villa zu verschwinden. Und sie empfand Dankbarkeit gegenüber der ritterlichen Klugheit des jungen Mannes. Der Direktor küßte Beate die Hand. Was immer dir begegnen mag, so zitterte es jetzt in seinem Schweigen, ich werde es verstehen und du wirst einen Freund an mir haben. — Laß mich in Frieden, erwiderte Beate wortlos wie er. Die beiden Ehepaare trennten sich voneinander. Der Direktor und seine Frau verloren sich mit sonderbarer Hast in das Dunkel, darin Wald, Berg und Himmel verrannen. Arbesbachers nahmen den Weg nach der anderen Seite, wo die Gegend freier lag und über gelinden Höhen die sternblaue Nacht sich spannte.

Als die Türe sich hinter ihr geschlossen hatte, dachte Beate: Soll ich in Hugos Zimmer nachsehen? Wozu? Ich weiß ja doch, daß er nicht zu Hause ist. Ich weiß, er ist dort, wo ein Licht hinter den geschlossenen Läden hervorschimmerte. Und es fiel ihr ein, daß sie jetzt eben im Heimgehen wieder an jenem Hause vorbeigekommen und daß es ihr ein Haus im Dunkel gewesen war, wie andere auch. Aber sie zweifelte nicht mehr, daß ihr Sohn zu dieser Stunde in der Villa weilte, an der sie gedankenlos und doch ahnungsvoll vorbeigegangen war. Und sie wußte auch, daß sie selbst daran die Schuld trug. Sie, ja sie allein: denn sie hatte es geschehen lassen. Mit jenem Besuch bei Fortunata hatte sie sich eingebildet, aller mütterlichen Pflichten auf einmal ledig zu werden, von da an hatte sie's gehen lassen, wie es ging; — aus Bequemlichkeit, aus Müdigkeit, aus Feigheit nichts sehen, nichts wissen, nichts denken wollen. Hugo war bei Fortunata in dieser Stunde und nicht zum erstenmal. Ein Bild erstand in ihr, das sie erschauern machte, und sie verbarg ihr Gesicht in den Händen, als könnte sie's auf diese Weise verschweigen. Langsam öffnete sie die Tür zu ihrem Schlafzimmer. Eine Trauer umfing sie, als hätte sie eben von etwas Abschied genommen, das niemals wiederkommen konnte. Vorbei war die Zeit, da ihr Hugo ein Kind, ihr Kind gewesen war. Nun war er ein junger Mann, einer, der sein eigenes Leben lebte, von dem er der Mutter nichts mehr erzählen durfte. Nie mehr wird sie ihm die Wangen, die Haare streicheln, nie mehr die süßen Kinderlippen küssen können wie einst. Nun erst, da sie auch ihn verloren hatte, war sie allein.

Sie saß auf dem Bett und begann langsam sich zu entkleiden. Wie lange wird er ausbleiben? Wohl die ganze Nacht. Und im Morgengrauen, sehr leise, um die Mutter nicht aufzuwecken, wird er sich durch den Gang in sein Zimmer schleichen. Wie oft schon mag es geschehen sein? Wie

viele Nächte ist er schon bei ihr gewesen? Viele schon? Nein — viele nicht. Ein paar Tage ist er doch sogar über Land gewandert. Ja wenn er die Wahrheit gesprochen hat! Aber er spricht ja die Wahrheit nicht mehr. Schon lange nicht. Im Winter spielt er Billard in Vorstadtcaséhäusern, und wo er sich sonst noch herumtreiben mag, wer kann das wissen? Und mit einem Male trieb ein Gedanke ihr das Blut rascher in die Adern: Ist er am Ende schon da mals Fortunatens Geliebter gewesen? An dem Tag, da sie unten in der Villa am See ihren lächerlichen Besuch gemacht hat? Und die Baronin hat ihr nur eine erbärmliche Komödie vorgespielt und hat dann mit Hugo, Herz an Herzen mit ihm, über sie gespottet und gelacht? Ja . . . auch das war möglich. Denn was wußte sie heute noch von ihrem Buben, der in den Armen einer Dirne zum Mann geworden war. Nichts . . . nichts.

Sie lehnte sich an die Brüstung des offenen Fensters, blickte in den Garten und über ihn weg zu den finsternen Berggipfeln am jenseitigen Ufer. Scharf umrissen ragte der eine dort, den nicht einmal der Doktor Bertram sich zu ersteigen traute. Wie kam es nur, daß der nicht unten im Seehotel gewesen war? Hätte er geahnt, daß sie doch noch hinkommen würde, so hätte er gewiß nicht gefehlt. War es nicht seltsam, daß man sie noch begehrte, sie, die schon die Mutter eines Sohnes war, der seine Nächte bei einer Geliebten verbrachte? Warum seltsam? Sie war so jung, jünger vielleicht als jene Fortunata war. Und mit einem Male, quälend deutlich und doch mit einer schmerzlichen Lust, vermochte sie unter ihrer leichten Hülle die Umrisse ihres Körpers zu fühlen. Ein Geräusch draußen auf dem Gang machte sie zusammensfahren. Sie wußte, das war Fritz, der jetzt nach Hause kam. Wo mochte der bis jetzt herumgelaufen sein? Hatte der am Ende auch sein kleines Abenteuer hier im Ort? Sie lächelte trüb. Der wohl nicht. Er war ja sogar ein bißchen verliebt in sie. Kein Wunder am Ende. Sie war ja gerade in den Jahren, um so einem grünen Jungen zu gefallen. Er hatte wohl seine Sehnsucht draußen in der Nachtlust kühlen wollen; und es tat ihr ein wenig leid für ihn, daß der Himmel heute gar so schwer und dunstend über dem See hing. Und plötzlich erinnerte sie sich einer solchen dumpfen Sommernacht aus längst vergangener Zeit, einer, in der ihr Gatte sie, die Widerstrebende, aus dem sanften Geheimnis des Ehegemachs mit in den Garten gezogen hatte, um dort im nachtschwarzen Schatten der Bäume Brust an Brust gedrängt wilde Zärtlichkeiten mit ihr zu tauschen. Sie dachte auch des kühlen Morgens wieder, da tausend Vogelstimmen sie zu einer süßen schweren Traurigkeit erweckt hatten, und sie erschauerte. Wo war dies alles hin? War es nicht, als hätte der Garten, in den sie da hinausblickte, die Erinnerung jener Nächte besser bewahrt als sie selbst, und vermöchte in irgendeiner wundersamen Art sie an Menschen zu verraten, die

ins Stumme hineinzuwachen verstanden? Und ihr war, als stünde die Nacht selbst draußen im Garten, gespenstisch und rätselvoll, ja als hätte jedes Haus, jeder Garten seine eigene Nacht, die eine ganz andere, tiefere und vertrautere war als das besinnungslose blaue Dunkel, das sich im Unfaßbaren weit oben über die schlafende Welt spannte. Und die Nacht, die ihr gehörte, die stand heute voll von Geheimnissen und Träumen da draußen vor dem Fenster und starrte ihr mit blinden Augen ins Gesicht. Unwillkürlich, die Hände wie abwehrend vorgestreckt, trat sie ins Zimmer zurück, dann wandte sie sich ab, ließ die Schultern sinken, trat vor den Spiegel und begann ihre Haare zu lösen. Mitternacht mußte vorüber sein. Sie war müde und überwacht zugleich. Was tun? Was half alles Überlegen, alles Erinnern, alles Träumen, was alles Fürchten und Hoffen? Hoffen? Wo gab es noch eine Hoffnung für sie? Wieder trat sie zum Fenster hin und verschloß sorgfältig die Läden. Auch von hier aus schimmerter in die Nacht hinaus, in meine Nacht, dachte sie flüchtig. Sie versperrte die Türe, die auf den Gang führte, dann nach alter vorsichtiger Gewohnheit öffnete sie die Türe zu dem kleinen Salon, um einen Blick hineinzuworfen. Erschrocken fuhr sie zurück. Im Halbdunkel, aufrecht in der Mitte des Zimmers stehend, gewahrte sie eine männliche Gestalt. „Wer ist da?“ rief sie. Die Gestalt bewegte sich heran, Beate erkannte Friß. „Was fällt Ihnen ein?“ sagte sie. Er aber stürzte auf sie zu und ergriff ihre beiden Hände. Beate entzog sie ihm: „Sie sind ja nicht bei sich.“ „Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ flüsterte er, „aber ich . . . ich weiß nicht mehr, was ich tun soll.“ „Das ist sehr einfach,“ erwiderte Beate, „schlafen gehen.“ Er schüttelte den Kopf. „Gehen Sie, gehen Sie doch,“ sagte sie, ging in ihr Zimmer zurück und wollte die Tür hinter sich schließen. Da fühlte sie sich leise und etwas ungeschickt am Halse berührt. Sie zuckte zusammen, wandte sich unwillkürlich wieder um, streckte den Arm aus, wie um Friß zurückzustößen, er aber faßte ihre Hand und drückte sie an die Lippen. „Aber Friß,“ sagte sie milder, als es ihre Absicht gewesen war. — „Ich werde ja verrückt,“ flüsterte er. Sie lächelte. „Ich glaube, Sie sind es schon.“ — „Ich hätte hier die ganze Nacht gewacht,“ flüsterte er weiter, „ich habe ja nicht geahnt, daß Sie diese Türe noch öffnen werden. Ich wollte nur hier sein, gnädige Frau, hier in Ihrer Nähe.“ „Jetzt gehen Sie aber sofort in Ihr Zimmer. Ja, wollen Sie? Oder Sie machen mich wirklich böse.“ — Er hatte ihre beiden Hände an seine Lippen geführt. „Ich bitte Sie, gnädige Frau.“ — „Machen Sie keine Dummheiten, Friß! Es ist genug! Lassen Sie meine Hände los. So. Und nun gehen Sie.“ Er hatte ihre Hände sinken lassen und sie fühlte den warmen Hauch seines Mundes um ihre Wangen. „Ich werde verrückt. Ich bin ja schon neulich in dem Zimmer hier gewesen.“ — „Wie?“ — „Ja, die halbe Nacht, bis es bei-

nahe licht geworden ist. Ich kann nichts dafür. Ich möchte immer in Ihrer Nähe sein." — „Reden Sie nicht so dummes Zeug.“ Er stammelte wieder: „Ich bitte Sie, gnädige Frau Beate — Beate — Beate.“ — „Nun ist's aber genug. Sie sind ja wirklich — was fällt Ihnen denn ein? Soll ich rufen? Aber um Gottes Willen! Denken Sie doch — Hugo!“ — „Hugo ist nicht zu Haus. Es hört uns niemand.“ Ganz flüchtig zuckte wieder ein brennender Schmerz in ihr auf. Dann ward sie plötzlich mit Beschämung und Schreck inne, daß sie über Hugos Fernsein froh war. Sie fühlte Frigens warme Lippen an den ihren, und eine Sehnsucht stieg in ihr auf, wie sie sie noch niemals, auch in längst vergangenen Zeiten nicht, empfunden zu haben glaubte. Wer kann es mir übel nehmen? dachte sie. Wem bin ich Rechenschaft schuldig? Und mit verlangenden Armen zog sie den glühenden Buben an sich.

(Schluß folgt)

Die Goldstadt

von Emil Ludwig

Parvenü

Am ersten Tage sah ich auf dem Fahrdamm etwas blißen, hielt es für ein Hufeisen, lief abergläubisch darauf zu. Der alte Herr sagte: „Danach bückt sich hier niemand mehr, Hufeisen finden Sie alle Tage.“ Ich hob es auf: es war nur ein halbes. Später fand ich viele. Nirgends in der Welt findet man so viele Hufeisen wie in Johannesburg, aber meistens sind sie entzwei. Sind hier die Schmiede so ungeschickt? Das Glück so trügerisch? Es ist ein Symbol der Stadt.

Ich ging durch die Hauptstraße und suchte eine ruhige Linie: einstöckige Häuser stehen neben vierzehnstöckigen Wolkenträgern, baufällige Kästen neben hohen Palästen von berlinischer Eleganz. Wohnen denn Krankheit und Hochmut, Ruchlosigkeit und Parvenütum hier so nahe zusammen? Es ist das zweite Symbol dieser Stadt.

Da die Stadt vor fünfundsiebenzig Jahren mitten in einer kahlen Hügelsteppe busch- und baumlos, unorganisch und allein des Goldes wegen aufgebaut wurde, das sich hier fand; da die Minen täglich hunderttausend Tonnen Erz zu Staub zermahlen und frei ins Feld werfen, so segt der Steppenwind die dichtesten Wolken durch alle Straßen, in alle Läden und Büros, und vergebens suchen hohe Tarushecken ihn von den Wohnhäusern abzuhalten. Ist das die wüste Gier, der sich die Herren dieser Stadt unterworfen? Es ist das dritte Symbol.

Die Säulen, die die Halle des vornehmsten Klubs tragen, scheinen marmorn. Aber sie sind hohl und eiserne Stangen gehen durch. Und das ist das letzte Symbol der grausam hohlen Parvenüstadt.

Johannesburg braucht ein neues Wappen. Im ersten Feld ein zerbrochenes Hufeisen, im zweiten ein kleines Haus und ein Wolkenträger, geschultert, im dritten ein Staubsturm, im vierten der Durchschnitt einer falschen Marmorsäule; in der Mitte das Porträt eines „Magnaten“, rückwärts elf andere auf einer Drehscheibe befestigt, daß jeden Monat ein neuer das Wappen zieren kann.

„Ist das nicht großartig?“ fragte der alte Herr. „Hier sprangen vor dreißig Jahren die Buschböcke querfeldein, vor zwanzig standen ein paar Blechbuden da, — und jetzt sehen Sie diese Häuser, diese Läden, diese Automobile, diesen Park! Hier wohnen 150 000 Europäer!“

Ich nickte bewundernd und dachte mit Sehnsucht zurück an die Buschböcke. Ich fand ein gefährliches Klima, das im Sommer tropische Hitze sendet, jetzt

aber, im Hochwinter, mittags fünfundzwanzig Grad Wärme, abends bis drei Grad Kälte erzeugt; das in zwei, drei Jahren den meisten Frauen, vereint mit dem Staubsturm die Lungen, vereint mit der Höhe das Herz krank macht und mindestens den Teint entstellt. Ich fand die Straßen voll von lächerlichen oder dunklen Gestalten: die Kaffern europäisch, die Europäer verkaffert. Mit überhöhem Krügen angetan, stolziert der Schwarze zwischen seinen Frauen, die weiße Spitzenkleider mit Niedere tragen, die vergeblich Sitz markieren, farbige Schals umwallen phantastische Hüte, und sie wackeln auf Stöckelschuhen, daß die dreifache falsche Kette bei jedem Schritte mitwippt.

Überall Automobile, das ist *conditio*. Die Herren sitzen meist selbst am Steuer, weil Chauffeure nicht zu bezahlen sind, aber ihre Hemden sind ungestärkt, weil hier das Waschen zu teuer. Neben ihnen suchen ihre Frauen durch übertriebenen Schmuck und Orgien von Federn die letzte Erinnerung an eine geringe Abkunft und redliche Vergangenheit zu tilgen. Kommt etwa ein Reiter des Weges, so sieht er meistens schlecht, er sei denn Bure oder Kaffer.

Alle sind Emporkömmlinge, und es ist kein Unterschied zwischen dem Kaffer, der es zu einer roten Krawatte und einer dicken Uhr, und dem Spekulanten, der es zu einer Motor-car gebracht hat. Das nämliche überall: Leute ohne Wissen, Können und Erziehung suchen hier ihr Glück zu machen, und man schwankt, ob sie schlimmer wirken, wenn sie es fanden, oder wenn es sie betrog. Sie spielen die großen Herren, verwechseln Freigebigkeit mit Verschwendung, selbst ihre soziale Hilfe ist unangenehm.

Im Anfang mag man hier einen Anblick der Menschheit genossen haben. Aus Wildheit, Rechtslosigkeit, Gewalt formten damals diese Abenteurer, die aus der ganzen Welt zusammenfloßen, sich selber eine Art von Republik. Doch der wilde Reiz des Abenteurers, die zitternde Hast des Goldsuchers, die dunkle Stimmung vor verborgenen Schätzen, deren Ausdehnung noch nicht bekannt, sind längst vorüber. Reellität und kühle Ordnung einer reif gewordenen Kolonie ist noch nicht da. Wahrscheinlich ist dies ein Zwischenstadium.

Heut hängt die Stadt in einem Neß von Gaunerei ohne Größe, von Unreellität ohne Romantik, von Emporkömmlingen ohne Genie. Unterwühlt von Minen und Verbrechen, schwebt sie mit einer schmalen Kruste über dem Abgrund. Viele Mächtige sind schon fort. Die anderen fühlen, daß es zu Ende geht. Mit einer letzten Schlaueit suchen sie durch hundert Schiebungen, Fusionen, Verschleierungen den Goldgehalt, den man jetzt ziemlich sicher kennt, zu übertreiben, Förderungen unorganisch zu hemmen oder zu beschleunigen, noch einmal Hoffnungen zu wecken im alten Europa und das dreifach getäuschte Vertrauen unserer Börsen zum letzten Male zu gewinnen.

Denn sie wissen, daß Vertrauen des Aktionärs zum Werkleiter unerlässlich ist, grade in diesen Verhältnissen, wo jener über See und außerstande ist, auch nur jene geringste Kenntnis seiner Mine zu erwerben, die er sich zu Hause

doch wohl verschaffen kann. Man berichtet etwa: Wir haben das Gold bis zu 1400 Meter erkreuzt. Das heißt: So geht es weiter bis zum Mittelpunkt der Erde.

Durch ein unglaubliches System sind die Aufsichtsräte zugleich auch Großaktionäre und Direktoren: sie beaufsichtigen sich selbst. Ihre gesetzliche Verantwortung ist minimal. Fast alle Unternehmungen werden Jahre zu früh und vielfach überwertet an die Börsen gebracht. Schiebungen: das ist das Geheimnis, die einzige Leidenschaft, die sie besitzen. Sie ist noch größer als ihre Habgier. Im Burenkriege warnte man einen Magnaten: die Buren könnten vielleicht die Minen zerstören. Er lachte: „Um so besser! Dann können wir die Gesellschaften rekonstruieren.“

Kein Gold-Reef gibt es in der ganzen Welt von solcher Regelmäßigkeit. Nach ein paar Bohrungen kann man annähernd bestimmen, wieviel unten liegt. Und da Gold fast ohne Schwankungen im Kurse ist, so könnte grade hier die Produktion auf einer realen Basis stehen. Aber man braucht zehn Millionen, um überhaupt „anzufangen“: und das ist das Glück der „Magnaten“.

Ein einziger sagte mir, im Wagen, die Wahrheit, aber nur aus Versehen: „Wenn die Schiebungen aufhören, so hat dieser Platz keinen Sinn mehr für uns, dann gehen wir nach Hause: dann wird es eine Goldfabrik!“ Und er fügte dringend hinzu: „Bitte betonen Sie öffentlich, wie sehr sich hier alles gebessert!“ (Allerdings schießt man nicht mehr täglich aufeinander.)

Bei seinen Worten passierte die Car gerade einen jener großen grauen Staubhaufen zerriebenen Gesteines: darin stecken die letzten vier Prozent Gold, die kein Verfahren mehr herausbringt. Mit Haß sah der Herr hinüber.

Ich werde den Blick nicht vergessen.

Ziel ist schon erloschen. Die Börse klagt über die Ruhe eines Friedhofs, das großartige Gebäude steht fast leer. Alle großen Umsätze werden in London gemacht und in Paris. „Das hätten Sie früher sehen sollen!“ klagt der alte Herr auf der Tribüne. „Da drängten sich dort über Tausend, jetzt sind es fünfzig.“ Ein paar junge Leute suchten durch Schreien den typisch ehrwürdigen Eindruck einer Börse zu erwecken.

In dieser Luft steigen alle Preise in eine Höhe, die auch für eine Kolonialstadt bei solchen Verbindungen unsinnig ist. Kein Hausbesitzer will weniger als achtzehn Prozent verdienen, der Mietszins für fünf Zimmer in der Vorstadt ist dreitausend Mark. Eine Flasche Bier kostet drei Mark, die kürzeste Tram-bahnstrecke dreißig Pfennig, der Gehalt eines Chauffeurs ist nicht unter sechstausend Mark.

Die meisten Frauen verlieren die Haltung. Sie rasen in Automobilen, einander zu besuchen. Sie klagen, daß immer wieder Schwarze sie überfallen. Aber sie selbst sind schuld: sie zeigen ihnen zu viel. Sie wissen zwar,

daß der junge Kaffer ohne Frau in ihrem Dienste, durch die Weiße und das Raffinement von Europa rasch toll wird, aber sie lassen sich von ihm ihr Bett machen und die Taille schließen, und dann kommen die Negrophilen und bestrafen die Gewalttat so milde, daß sich die Überfälle von Jahr zu Jahr nur mehren.

Natürlich leben die Männer in ihren Klubs.

Der Rand-Club ist der feinste. Er hat die symbolischen Säulen aus scheinbarem Marmor, unendliche Sessel, alle Zeitungen. Er ist die wirkliche Börse. Montags ist Posttag nach Europa, und drohend wie in der Zauberflöte steht an den Türen der Büros das Wort: Zurück!, — auf afrikanisch: Mailday!

(Nirgends in der Welt sah ich so vollendete Doppeltüren. Einer von den Magnaten hatte vor seinem Privatkontor eine dreifache. Sie gehört auch in das Wappen.)

Montags lunchen alle Herren im Klub, und wenn ihnen nach Tische schwarze Hände in weißen Tassen schwarzen Kaffee reichen, dann löst sich das Bild in Gruppen verhandelnder Kaufleute auf, und in Ecken sieht man das Zucken nervöser Gesichter. Selbst der Engländer verliert in dieser Stadt die edle Ruhe, deren er sich als Kaufmann rühmen darf.

Zwischen den Füßen der gruppierten Herren sah ich, wie im Fiebertraum, überall halbe Hufeisen blitzen.

Genau gegenüber liegt die Konkurrenz, der New-Club, nicht ganz so vornehm. Dort hängen viele Gehörne in der Halle, aber meistens sind es gekaufte. Grotesk streckt aus einer Ecke eine Giraffe ihren Hals. Vor dem Kamin sitzen Herren, in Leder und Zeitungen versunken, hier ist alles familiärer, weniger elegant, aber bequem. Im Treppenhaus bannen den Blick die Züge der Rhodes-Wüste, — das in Öl gemalte Bild Lord Millners, über ihm schlägt er nach Gefallen.

Im Athenäum-Club empfängt zum Diner ein schöner junger Engländer in fabelhaftem Frack. Natürlich ist er Ingenieur. Gute Radierungen hängen an den Wänden. Das Eßzimmer starrt von Gehörnen, hier sind es ausschließlich Trophäen der Mitglieder. In der Mitte glich das Horn eines Büffels, von wunderbarer Größe und Schönheit, schwarz über schwarz plastisch modelliert, mit der großen Scheitelrinne einer versteinerten Pianistenfrisur. In diesem Haus ist alles getäfelt. Das Platonische wird angestrebt, erscheint aber mit englischen Manieren.

Draußen, der Country-Club ist entzückend. Weit dehnen sich künstliche Wiesen. Ein Wald ist angelegt und wächst heran. Alle Sportplätze sind am Sonntagmittag dicht belebt, auf besonnter Terrasse lunchen sportlich gekleidete Herren mit Damen, die leider auch hier in Federhüten und in Seide erscheinen. Ein großer grauer Kranich wippt mit seinen Schwanz-

federn, läuft mit rhythmischen Schritten langsam umher, mitten in die Golf-Krocket-Kugeln, kratzt an ihnen und verschiebt sie zu großem Ärger. Ich bewundere die schöne rote Erde, die die Tennisplätze bedeckt. „Abscheulich ist sie!“ ruft der alte Herr. „Die jungen Leute mußten sie durchaus aus Natal für die Plätze herschaffen lassen. Nun haben wir hier die Termiten!“ —

Folgende Zahlen entnehme ich einer amtlichen Statistik (aus 1904, jetzt gibt es nur noch allgemeine für ganz Südafrika). Wert des Jahresimports nach Transvaal: Schnaps 260 000 £; Tabak 203 000 £; Wein 70 000 £; Bier 61 000 £; Sekt 31 000 £; Bücher 70 000 £; Bilder usw. 21 000 £; Teppiche 24 000 £.

Dies gibt ein zu günstiges Bild, weil Tabak und Bier auch im Lande hergestellt, dagegen Kulturgüter nur importiert werden. Immerhin: Tabak und Alkohol 625 000 £, Kultur 115 000 £.

Carlton-Ball

Das größte Hotel Südafrikas lädt ein. Der Tanzsaal ist kalt, der Kapellmeister ein Gourmand und der Koch musikalisch. Jedoch das Publikum spielt ohne Gage mit.

Tanzkarten werden auf englische Art vorher beschrieben. Es gibt viel Schmuck zu sehen, doch wenig Gold: man erinnert nicht gern daran. Übrigens ist Gold ordinär. Der Ball wird nummernweise abgetanzt. Ein weißer Boy in enger Hose wechselt die Nummern auf großen Schildern aus, er ist der lieblichste Anblick im Saal. Zwei Feuerwehrleute, blickblank, stehen wie Attrappen am Eingang. Nach jedem Tanz verlieren sich die Paare in die vielen Räume des Hotels, in Wandelgänge und Korridore, deren düster schimmernde Enden von Eingeweihten vorbestellt scheinen, wie *Séparés*; aber jedermann kann vorbei: die „Colonial“ hat keinen Mut, aber sie möchte pikant sein und „legt es darauf an“.

Ich frage: „Wer ist das?“ Der junge Mann, der alle Menschen kennt, erwidert: „Oh, das ist ein Neffe von dem, dessen Haus ich Ihnen heut früh zeigte und der in seinem Büro eines Vormittags erschossen wurde. Dieser hier machte vor zwei Jahren Konkurs, jetzt ist er wieder reich, hat zwei Automobile.“ — „Was macht er für Geschäfte?“ — „Allerlei. Er ist Aufsichtsrat.“

Es klingelt durch alle Räume, d. h. Tanz Nummer 6 beginnt. Ich suche auf meiner Karte die Unbekannte, nach meiner Notiz: „Hager, Creme, Mitte 30.“ Man tanzt nur noch Two-step und One-step. Ich konstatiere, daß sie 40 gilt. Nachher frage ich nach dem Träger eines scharfen Kopfes, der vorüber gleitet. Mein Cicerone: „Das ist ein merkwürdiger Mann. Er war sehr reich. Eines Tages wurde er schwer betrunken von einer Kokotte

im Straßengraben positiv aufgelesen. Sie gewöhnt ihm das Trinken ab, er heiratet sie aus Begeisterung. Sehen Sie sie dort, in Mauve? Manche verkehren nicht mit ihr, weil früher jedermann mit ihr verkehren konnte. Voriges Jahr verlor er wieder alles, aber sie blieb bei ihm. Jetzt ist er wieder im Aufstieg.“ — „Was macht er für Geschäfte?“ — „Ich weiß nicht. Er ist Aufsichtsrat.“

Ein bleiches Mädchen, ärmlich, aber ausgeschnitten, geht durch die Reihen, notiert nach dem Winke des Oberkellners die Namen der Damen, deren Toilette sie morgen in der Zeitung beschreiben will. Es klingelt, ich lese auf meiner Tanzkarte: „Erdbeersamt, üppig, aber nutzlos.“

„Wer ist die Dame?“ frage ich später. — „Sie färbt sich zu jung, darum sieht sie älter aus. Ihr Mann würde reicher sein, wenn sie weniger brauchte.“ — „Was macht der Mann?“ — „Mein Gott: er ist Aufsichtsrat.“

Ein kleiner junger Herr durchquert den Saal, er sieht aus wie von Heilemann. Ich tippe meinen Führer an: „Was ist denn das plötzlich für ein berlinischer Kopf?“ — „Sehen Sie, das ist die Zukunft, Beginn der Dekadenz: der Berliner Referendar aus guter Familie. Man braucht solche junge Leute hier, läßt gutes altes Blut aus Europa kommen. Der gesattelte Emporkömmling will sich nun Familie assoziieren. Man setzt sie ins Büro, macht sie zum Aufsichtsrat, gibt ihnen später eine Tochter.“ — Ich dachte: „... . Dann ist alles aus, dann wird es eine Goldfabrik.“ Und ich fragte höflich: „Gibt es auch einen Herrn hier, der nicht Aufsichtsrat ist?“ Ein vorzüglicher Kopf, früh ergraut, wurde mir gewiesen. „Das ist der Direktor der N-Mine. Das ist ein Ehrenmann. Dem kann man nichts beweisen!“

Ich fragte naiv: „Sind das nun die Magnaten?“ Der junge Herr lächelte überlegen und seine Stimme schmolz: „Die Magnaten?! Nein! Das ist die Gesellschaft. Die Magnaten kommen nicht zum Carlton-Ball. Die werden Sie in ihren Schlössern sehn!“ —

Unten in der Bar sah ich, zwischen den befrachteten Herren, mit Staunen eine Menge sehr bleicher Leute stehen und sitzen, die wirkten wie Arbeiter am Sonntag. Heut ist Sonnabend, hörte ich; das sollte heißen: das sind die Miners.

Sie sahen aus: trostlos verwegen. An diesem Abend überschwemmen Tausende von Miners die innere Stadt, füllen die Bioskope, Varietés, Bars, die Läden, die bis zehn geöffnet sind. Das sind die Aufseher der Schwarzen in den Minen, und sie besorgen das Sprengen. Sie kommen nach Afrika, ohne je unter Tag gewesen zu sein, lernen ein halbes Jahr in der Mine und werden schon während dieser Zeit bezahlt. Nachher verdienen sie sechzig bis einhundertzwanzig Pfund im Monat, das heißt, bis achtund-

zwanzigtausend Mark im Jahr. Die ungeheuren Löhne haben ihren Grund: die meisten arbeiten sich rasch zu Tode.

Der feine Staub des zersprengten und zermalmten Erzes legt sich auf ihre Lungen, sie werden phthisisch, nach zwei, drei Jahren. Nach sechs Jahren sind sie meistens hin. Seit man weiß, daß neunzig Prozent aller Miners rasch an Lungenleiden sterben, will jetzt ein neues Gesetz die Anstellung nur der tauglichsten und die Entlassung der gefährdeten fordern.

Wir treten auf die Straße. Sie ist erfüllt von stehenden, lachenden, langsam vorwärts geschobenen Männern. Sie tragen große Schlapphüte, grelle Schlipse. Halb verwildert, halb ermüdet stehen sie da, sehr bleich, aus tief umschatteten Augen blicken sie um sich. Sie stehen in den Bars und trinken Sekt: trostlos verwegen. Ihre Miene sagt: Besser kurz mit viel Geld, als langsam und bitter!

Ein paar bettelarme Musikanten, in dem Kostüm der Bajazzi, spielten und sangen an einer Ecke, und Pierrette mit dem kurzen Flitterrock war alt und ihre Stimme dünn geworden. Die Miners standen umher, Hände in den Taschen, ernsthaft hörten sie ihnen zu, warfen Geld.

Ich dachte: Der Miner wirft der alten Pierrette einen Sixpence zu, der Ausschichtsrat dem Miner hundert Pfund im Monat und der Magnat dem Ausschichtsrat tausend. Der Miner stirbt an Schwindsucht, der Ausschichtsrat von heute ist morgen bankrott, und der Magnat stürzt sich eventuell bei Madeira vom Schiff ins Meer. Ist es banal oder erschütternd? Wäre nur der Einzelne mehr! Gäbe es große Köpfe!

Und ich verließ den Ball und die Miners und fuhr nach Haus. In der Stille der Vorstadt hörte ich von den Minen her das Dröhnen der Batterien, die Goldstaub aus dem Erze stampfen.

Magnaten

Die meisten sind fort, die ersten sind tot und die andern vor dem Ende nach Europa heimgekehrt. Sie lieben ja nicht das Land, sie saugen es aus. Vielleicht der einzige, der es liebte, war Rhodes — und der liebte das „Hinterland“.

Der alte Barnato kam als Akrobat nach Afrika, wurde einer der beiden Diamantenkönige und ertränkte sich schließlich in der Atlantic, getrieben, man weiß nicht, ob vom Whisky oder vom Gewissen. Ein anderer kaufte in Kimberley gestohlene Diamanten, wurde als J. D. B. (Illicit Diamond Buyer) verfolgt, floh auf Umwegen nach England und sitzt heute, da er Südafrika nicht mehr betreten darf, in London als Chef eines Weltauses. Er war nur klüger als jener, der von dem Dieb einen Riesendiamanten um den Spottpreis von fünfhundert Pfund gekauft und zu spät gesehen, daß es ein falscher war. Ich sah den Stein im Museum der Detektive. Es war Glas.

Aber die Brutus von Johannesburg sind alle, alle ehrenwert. Vor drei Monaten stürzte eine französisch-englische Goldgesellschaft zusammen. Der Aufsichtsrat hatte das Kapital von fünfzig Millionen, als die Mine ausgebeutet war, selbständig in ein anderes Unternehmen gesteckt. Dies ging zugrunde, aber die Aufsichtsräte (Großaktionäre) hatten ihre shares verkauft.

Vor zehn Monaten ging auf einer der größten und reichsten Minen plötzlich Woche um Woche die Produktion erschreckend zurück. Maschinen barsten, Feuer brach aus: die shares fallen von fünf Pfund auf vierzig Schilling. Die Aktionäre kommen aus London herbei, man entdeckt, daß einige Direktoren monatelang die Produktion der ersten Woche des nächsten Monats in den Berichten zum vorigen Monat geschlagen haben, um die Zahlen hoch zu halten. Als das nicht weiter ging, wurde „*vis major*“ etabliert, Brände, Maschinenbrüche, eine große Verschleierung. Diese Direktoren hatten, da sie den plötzlichen Sturz der shares vorausgewußt, solche auf Kurz gekauft und daran Vermögen verdient. Nun geht es wie immer: man entläßt einen großen technischen Beamten, aber niemand weiß, ob der nicht selbst im Spiele war.

Der Herr des Hauses, Chairman und Großaktionär, Sir und führender Parlamentarier, der während der Schiebungen merkwürdigerweise abwesend war, kommt zurück. Die feindliche Gruppe sucht ihn zu stürzen und eröffnet in der von ihr bezahlten Zeitung (jede Gruppe hat hier eine Zeitung) einen Krieg. Aber er ist über die Massen klug. Er geht nach London und Paris zurück, hält Reden vor den Aktionären und bekennt mit bebender Stimme: „Ja! Es ist wahr! ich habe mich nicht genug bekümmert! Die Politik zog mich ab! Von nun an gelobe ich, mich nur noch meiner Mine hinzugeben, wo solche Dinge passieren konnten, ohne daß ich darum wußte!“ — Wirklich tritt er als Abgeordneter in Kapstadt zurück. Nach einem halben Jahre ist er mächtiger als zuvor. Niemand weiß, wie viel er selbst gewußt, wie viel verdient, denn Kurz-Verkäufe stehen nicht in den Büchern.

Man merkt, daß er ganz sicher ein Genie, vielleicht sogar der Teufel ist.

Herrlich liegt sein Landhaus draußen am Hügel. In fünfzehn Jahren haben Millionen dieser Wüste einen reichen Park entlockt. Die schöne Lady — sie soll Barmaid und Choristin gewesen sein — empfängt mit vollendeten Manieren in dem fürstlichen Haus, führt durch den französisch geschnittenen Garten, den sie selbst pflegt, durch die Musterställe und Einrichtungen zum künstlichen See. Menschen weiß sie zu unterscheiden, fragt klug, sucht mit Zurückhaltung selbst zu erfahren. Sie hat, wie die meisten „Magnatenfrauen“, keinen „Erben“, keinen Sohn. Die Tochter hält sie im Zaum und führt uns bis ins Kinderzimmer, wo die jüngsten ihre Lieblingspuppen in den Bettchen finden werden und eins sogar einen großen Teddy-Bär. Natürlich und ritterlich, klug und schön, hob sie sich weit über alle Frauen, die ich in diesem Lande kennen lernte.

Bei den Pferden treffen wir ihren Mann, der eben heimgekommen. (Seit dem Krach reitet er jede Woche dreimal auf die Mine und „steht zum Rechten“.) Neulich, in seinem Büro, schien er älter, unheimlicher. Sie karikieren ihn als Fuchs. Er hat die Art dieser Leute, sich im Salon in eine Sofaecke zu werfen, sich über die Stirn zu fahren mit einer Gebärde, ermüdeter als er im Grunde ist, mit einer zergliederten, gefährlichen Hand. Sogleich bekennt er ganz spontan, seufzend, nochmals, er mußte sich zurückziehen von der Politik: „Das allgemeine Wohl . . .“

Die große Tochter liebt ihn sehr. Sie scheint aufzupassen, daß ich ihm nichts tue. Bierzehnjährig, mit kurzen Röcken, aber mit beängstigender Entschiedenheit, erklärt sie, sie gehe nächstes Jahr nach Paris, um bei Gérardi Cello-Stunden zu nehmen. Dann spricht sie über Brahms Cello-sonaten.

Ich dachte: Gold — Schiebungen — Gold — Barmaid — Lady — Gold — Brahms — Leddybär — Gold . . .

Gegen dieses sehr interessante Paar fallen die andern ab, die ich sah. Einer von diesen „Magnaten“ ist seinerzeit nach dem Jameson-Raid durch seine Fähigkeit aufgefallen, Protokolle zu vernichten, und seitdem groß geworden. Er ist vielleicht ein großer Jäger, aber er stellt zu viele Elefantentöpfe und Rhino-Schädel in seine Halle. Weil er weiß, daß Rhodes Napoleon studierte, bringt er selbst nun in jedes einzelne seiner Zimmer eine Büste oder ein Bild des Kaisers, läßt aus dem schönen Empireschrank alle Briefe und Biographien glänzen, vollzählig und sichtlich uneröffnet; Medaillen, Stiche werden gehäuft.

Der ganze Palast ist überladen. Die Dame ist aus bürgerlichem Hause, macht daher Fehler beim Empfang in diesem großen Stil; den die Choristin glänzend beherrschte. Mit besonderer Lampe beleuchtet sie schließlich ein Bild, das Tristan und Isolde im Geschmack der Tapeziere darstellt. Aber die Situation (in D) ist ihr doch etwas zu gewagt: sie macht daraus eine Verlobung und verbessert mich: „No, that 's the prince and the princess!“ — Of course, the prince!

Ein anderer „Magnat“, klein, schlau, windig, hat in seinem fürstlichen Schlafzimmer sehr sichtbar Dantons Leben liegen lassen und wiederum Napoleon (den Rhodes in südafrikanische Mode gebracht hat). Im Schlafzimmer der guten dicken Frau, die aus dem Nichts in unendliche Millionen gestiegen, liegt noch viel unwahrscheinlicher Montaigne so hingebreitet, daß der Blick darüber stolpert. Der Architekt (von Rhodes) gibt diesen Leuten genau soviel Kultur, als sie vertragen. In die Musikhalle baut er eine Orgel ein, läßt Terrassen prangen und betont durch einen Klosterhof zwischen den Flügeln den italienischen Stil. Aber über das Tal hinweg, drüben droht dem „Magnaten“ die Burg seines Erzfeindes: dort wohnt der Herr des anderen Konzerns.

Grade, als man uns zeigte, daß der Garten alle Pflanzen Südafrikas

enthalte (was Rhodes in Kapstadt vorgemacht), hörte ich ein Brüllen, das nicht von den Ställen kommen konnte. Der kleine Herr sagte: „Das ist der Löwe unter uns, im zoologischen Garten am Abhang, — wissen Sie, der mit dem einen Wein!“

Er lachte. — Ich kannte ihn, es war der schönste Löwe, den ich gesehen. Sein natürlicher Ernst war noch überdunkelt von einem Gefühl der Scham. In der Falle hatte er ein Bein verloren, und so erhob er sich nur selten und — so versicherte der Wärter — nur, wenn ihn niemand von draußen betrachtete.

Ich dachte: Gold — Klosterhof — kleiner Mann — Gold — dicke Frau — Montaigne — Gold — Prinzess — Napoleon — verkrüppelter Löwe — Gold

Als ich diese Parvenüs in ihren Schlössern gesehen, begann ich plötzlich das Volk zu lieben.

Ein Polizeioffizier führte mich in die Quartiere der Farbigen vor die Stadt. Er ging voran und leuchtete mit dem elektrischen Stabe vor uns hin. Er beleuchtete einen bildschönen, englischen Detektiv, einen Riesen. Dann einen kleinen farbigen Detektiv, der war aus St. Helena. Es ging durch dunkle Gassen. Plötzlich blendete helles Licht. Das war ein Biostop. Malaien, Inder, Soanesen, Kapboys, Chinesen: aus der Dämmerung des Saales stieg eine farbige Skala auf, von schwarzbraun bis hellgelb. Sie lachten über die sentimentalischen Stellen des englischen Stückes, braver als die Weißen.

Der Lichtstab drang durch die Nacht zum Hause eines Malayen vor, der uns zuerst nicht einlassen wollte. Sein breites Gesicht mit spitz über breit gebundenem Turban kam, verschwand, kam wieder. Drinnen standen in asiatischem Schmutz englische Betten. Der Lichtstab erreichte das Haus eines Chinesen. Jetzt waren die Augen geschligt. Blick und Miene war eines Gauners. (Ich dachte zurück an den Nachmittag, auf der Burg des „Magnaten“.) Böse sah der Gelbe auf die Weißen. Keine Erinnerung an ihre Kultur war in dem dumpfen Raum.

Der Lichtstab erreichte das Haus eines vermögenden Inder. Der Mann war auf Reisen. Die Frau erschrak vor den Leuten, sprang auf, das Neugeborene im Arm. Bilder aus Mekka überall. Die bunten Drucke waren sicher aus England nach Bombay gekommen, dann hatte sie der Inder nach Afrika gebracht. Ein hübsches Mädchen, reif, mit elf Jahren sprach fließend englisch. „Nein, ich war noch nicht in Mekka, mein Vater war dort.“

Eine kleine dreieckige Fahne hängt an der Wand. Der Offizier erklärt: Früher gaben die Inder, wenn sie heimkehrten, immer ihre Pässe den Freunden zu Hause und trieben Betrug. Da man sie nicht mit Namen unterscheiden kann, muß nun jeder, der kommt, seinen Fingerabdruck geben. Sie aber fühlen das als Entwürdigung und als Entheiligung und haben

mit den kleinen Trauerfahnen Umzüge um das Polizeigebäude gemacht, um zu demonstrieren. — Ich sah auf das Mädchen, sie hatte sich weggewandt.

Der Lichtstab leckte an einem halb zertrümmerten Hause empor. Dort hin hatte sich ein französischer Spekulant vor der Polizei geflüchtet, sich einschließen lassen und schließlich selbst darin verbrannt. Wie Alcibiades.

Plötzlich, hinter der Ecke, ein Kaffer, ein Zulu, ein Kapboy ums Feuer hockend. Rasch steht der Kapboy auf, wirft wilde Blicke auf mich. Ich fasse den Revolver in der großen Manteltasche. Der Offizier tritt dicht an ihn heran, zwingt ihn zum Niedersitzen.

Drüben, am Anfang der Europäerstadt, holte der schöne Detektiv (sicherlich englischer Aristokrat) einen Wagen und öffnete so den Schlag, daß man ihm . . . nur Gold in die Hand drücken konnte. Der Malaie aus St. Helena bedankte sich für ein Trinkgeld durch Überreichung eines großen Themachos-Stalpes (Ameisenbär). Es war ein Schuppenpanzer, undurchdringlich wie von einer Schildkröte, und nur von unten, durch den Bauch, konnte ihn der Speer des Schwarzen erlegen.

Nachts träumte ich: Der Kapboy durchstieß den einen Magnaten mit dem Speer, der Malaie schleppte den andern mit allen Napoleonbildern nach St. Helena. Aber der edle, deklassierte Detektiv saß nun in dem schönen Schlosse und ließ das Goldstück im Trichter des Lichtstabes dahinfliegen.

Die Geburt des Goldes

Grau stieg und drohend in die Morgensonne der ungeheure Wall zerriebenen Erzes, der einer Bastion gleich die Werke der Mine umlagerte. Es war, als wollte dies entkräftete Gestein treu seinem Herrn den Kreislauf neuer Förderung beschützen.

Das war eine der größten Minen. Auf einem riesigen Areal gelegen, mit mehr als zwölftausend Arbeitern, mit Beamtenwohnungen, Klubbhäusern, Garagen, eine Stadt für sich wie unsere großen Eisenwerke.

Doch schon die Einfahrt war verschieden. Denn statt in einem breiten Bist senkrecht unter Tag zu fahren wurden wir in schräggehende, offene Kästen, unseren Grubenhunden ähnlich, gesetzt und fuhrten in rasendem Tempo auf schiefer Ebene ein, in einen Schacht von so gefährlicher Schmalheit, daß er die Mütze streifte. Die Minen, die das Ausgehende des schrägen Riffs auf ihrem Grunde haben, folgen natürlich mit ihren Schächten dem Einfall, also im spitzen Winkel. Nur wer das nicht hat, baut vertikale Schächte, so wie bei uns, um die Goldader zu erkreuzen.

Auf über tausend Meter Tiefe stiegen wir aus. Man ist bis fünfzehnhundert vorgebrungen und da die Erdwärme hier viel langsamer zunimmt als bei uns, hoffen die Ingenieure die Abbaustollen bis zweitausend Meter hineinzutreiben. Von den Fortschritten der Technik hängt es ab, ob man

das Gold erschöpfen kann, das hier „am Rand“ (des Hochplateaus, auf dem Johannesburg liegt) mit leidlicher Sicherheit auf achtzig Milliarden Wert in Mark berechnet wurde.

In den Gängen, die sich von unseren Kohलगängen kaum unterscheiden, überraschten mich zuerst die offenen Kerzen, die bei uns bei Todesstrafe verboten sind, und ich genoß das Unerhörte, unterm Tage rauchen zu dürfen.

(In diesem glücklichen Lande sind sogar die Kohlenminen frei von schlagenden Wettern.)

Aus hintergründigen Gängen, die im Dämmer verschwinden wie Höhlen gefährlicher Drachen, kommen die Wagen mit dem Gestein heran. Aber hier gibt es keine Pferde wie bei uns. Hier ziehen und stoßen die Schwarzen. Ich dachte zurück an die tragische Erscheinung der Pferde, die, einmal unter Tag gekommen, erst nach Jahren, wenn sie der Grubenluft erlegen, heraufgeschafft werden, zum Verscharren. Kommt aber das erkrankte Tier vorher ans Licht, dann ist es im Innern der Erde erblindet.

Bald wird alles enger, die Schienen hören auf. Zwischen stürzendem Gestein zwingen wir uns durch einen Ramin von weniger als Meterbreite aufwärts. Plötzlich stehen wir in einem hohen, dämmerigen Steinraum, der ist an wenigen Stellen sehr matt erhellt. Ist es nicht, als ständen wir auf der Bühne und sähen in das opalschimmernde, hohle Halbrund eines kleinen, sehr engen Theaters? Dort hängen die Notlampen. Schatten bewegen sich davor. Allmählich unterscheide ich drei Schwarze, nackt, vor dem grauen Felsen. Halb hängen sie, halb zwingen sie sich zwischen vordringendes Gestein, um festzustehen. In gleichen Pausen schlagen sie mit dem Hammer auf die Stange, die sie in ihrer ganzen Länge ins Gestein jagen müssen. Um drei Uhr muß es fertig sein, dann wird gesprengt. Sie bohren in den schmalsten Flözen, wohin keine Maschine mehr vordringt. Plötzlich rattert dicht neben mir die Bohrmaschine los, ein weißer Miner führt sie. Ich sehe etwas blißen. „Ist das Gold?“ — „Nein, das ist Schwefelkies, das ist wertlos.“

Wir gingen und kletterten eine Stunde lang. Ich hatte geglaubt, zwischen so mannigfachen Anstalten irgendwo Gold zu sehen und fragte schließlich etwas ungeduldig: „Where is the gold?“ Der Führer beleuchtete die Felsenwand und wies auf eine dunklere Ader von Fußbreite. „Das ist die goldführende Ader.“ Ich sah, daß es unmöglich wäre, diese Ader allein wegzusprenge, aber ich hörte, daß, bei äußerster Vorsicht, nur ein Drittel mehr als die Ader abgesprengt wird. Wieder raste der schräge Wagen nach oben. Bald blendete das Licht des Tages. Die Schwarzen, die ihre Schicht beendet hatten, trugen nun Kleider. Bei ihrer Ankunft oben wurden alle flüchtig abgetastet. Ich fragte: „Warum sieht man nach, ob sie Gold gestohlen haben? Es ist ja gar keins da unten zu greifen!“ Mürrisch sagte der Führer: „Nicht nach Gold, sondern nach Kerzen“. — Mir stieg eine Kühle ans Herz.

Wir erkletterten die Halle, in die das geförderte Quarzgestein gehoben wird. Glatt rastert und in Ketten standen ein paar hundert gefangene Kaffern am langen Tisch, wo auf bewegten, unendlichen Bändern Stücke Gesteins heranliefen. Wie ein Drache kam das Band ohne Ende aus einer dunklen Höhle hervor. Mit schlafwandlerischer Sicherheit warfen die schwarzen Verbrecher das taube Gestein heraus (eben jenes unnütz geförderte Drittel), warfen es in Trichter, von wo es auf die Halbe geleitet wurde. Diese tauben Steine müssen dienen, sie werden ordentliche Pflastersteine, sie werden Straßen.

Aber alles andere Gestein wird zertrümmert, wird Pulver, Asche, Staub, weil jeder Stein verdächtig ist, Wert zu enthalten. Riesige Komplexe hoher Häuser bergen diese Batterien. Das furchtbare Getöse von ein paar hundert Mörsern macht die meisten Arbeiter hier, wo kein Staub mehr die Lungen schädigt, allmählich taub. In langen Reihen arbeiten die stählernen Stempel, zermalmen das Gestein mit hartnäckiger Ruhe, in einem durchwässerten System von Sieben, Maschen, Trichtern. Die Mörser stampfen, die Rollen rattern, die Steine knirschen. In offenen Kanälen rollt Tag und Nacht eine Flut schlammigen Wassers über das graue Gestein, das hier auf Rußgröße gebracht wird.

Ich schreibe, da in dem Getöse kein Wort verständlich wird, auf einen Zettel meine kategorische Frage: „Where is the gold?“ Als Antwort weist der Aufseher in den Schlamm.

Wir kommen in neue Hallen, in die durch ein Netz von Übertragungen die rußgroßen Steine geleitet, nun zu Pulver, zu Staub zerrieben und unter Wasser auf schräge, schüttelnde Tische gebracht werden, die mit Quecksilber bestrichen sind: Hier fließt der Gesteinstaub ab, der Goldstaub verbindet sich zu Amalgam, unsichtbar.

Und hier beginnt der Diebstahl. Wohl sind die Tische durch Netze verschlossen, aber da kommen zwei Weiße, schließen auf und schrubben mit gewöhnlichen Handbesen das Quecksilber ab.

Ich denke: Nun ist es so nahe, fast ist es geboren, aber da ich nichts blißen sehe, frage ich wieder: „Where is the gold?“ Ein Herr, der als Vertrauensmann in einem kleineren Raume wirkt, hält mir zur Antwort lachend eine dicke, graue Stange hin. Kaum daß ich sie heben kann: es ist das Gold-Amalgam. Darauf legt er die Stange in eine Pfanne, öffnet einen Ofen, schiebt die Pfanne in einen zylindrischen Raum. Dann zeigt er uns hinten am Ofen ein Rohr und erklärt, wie nun nach fünf Stunden das ganze in den Stangen enthaltene Quecksilber verdampft und, wieder flüssig gemacht, hier abtropfen würde. Was aber in der Pfanne bleibt, ist reines Gold. Ich rufe: „Goddam! I want to see the gold!“ Der Herr lacht wieder, vertröstet mich auf ein anderes Schmelzwerk und bringt uns ins Automobil.

Vor einer Wirrnis von Treppen, Gerüsten, Behältern, Kanälen steigen wir aus. Nur sechzig Prozent des Goldes hat das Quecksilber freigemacht. Hier werden noch einige dreißig herausgezogen. Wir winden uns durch eine Stadt von Hallen, Leitern, Trichtern, Sandbergen, Bassins: hier wird der gesamte Steinstaub, der von den Quecksilbertischen abgelassen, mit Zyanit behandelt, das nun beinahe den ganzen Rest von Goldstaub anzieht. Wieder wird chemisch das Zyanit vom Golde getrennt, der Staub getrocknet, und es heißt, nun sei alles zum Schmelzen bereit.

Meine Hartnäckigkeit ist hin, müde verschweige ich meine Frage, aber der Herr führt uns an eine Eisentür, schließt auf und zeigt uns in einem dunklen Saale einen Haufen braunen Sandes. Mit der Bewegung eines Taschenspieters, der sein Kunststück generös erklärt, weist er auf den Sand und ruft triumphierend: „Doctor, that is the real gold! You will see the smalt-work at three!“

Ich fühle mich geschlagen. Wir werden in einen Klub gefahren, wo ein liebenswürdiger Direktor bei einem langen Lunch die Schönheiten der Parvenü-Stadt preist. (Ich dachte an Alberich.) Nach Drei dränge ich zum Aufbruch. Das Zyanit-Gold wird nur einmal in der Woche geschmolzen.

In einer großen Halle, dem Schmelzwerk, steht ein eleganter Herr vor einem Riesofen. Vier Schwarze bedienen ihn: einer sorgt für das Feuer, einer hält hoch auf Stufen einen Haken bereit, zwei schleppen ein Ding herbei, das aussieht wie ein Helm. Es ist ein stählerner Behälter, gefüllt mit dem braunen Goldsand. Nun heben sie ihn in eine Art großer Eisensphäre, der Herr gibt ein Zeichen, der Schwarze hebt von oben die Eisentür, Blut sprüht hervor. Aus dem Hintergrund des Ofens leuchtet es wie weiße Helme.

Vier schwarze Hände heben die Sphäre mit dem Helm an beiden Seiten auf und setzen ihn hinein. Eine andere führt der Herr in das Höllentor, ergreift damit einen glühenden Helm, sehr behutsam hebt er ihn heraus. Vor fünf Stunden wurde er mit Goldsand gefüllt hineingehoben.

Der Schwarze läßt die Tür herunter.

Ich trete so nahe, als es die Blut erlaubt. Gelbrot schimmert in dem Helm das Gold, — ein flüssiger Spiegel, vom Hauch der plötzlichen Kühle überweht. Nun kann ich mich darüber beugen. In dem Spiegel sehe ich hundert Köpfe, gedrängt wie die Engel auf einer alten Himmelfahrt: Schwarze mit stumpfen Augen, Weiße, mit geränderten Augen, mit schwerem Atem, Weiße mit rastlosen Blicken, mit gierigen Lippen, mit schnellem Atem. (Einer hat das Gesicht eines Fuchses.) Und aller Augen starren.

Wieder erzittert der flüssige Spiegel unter der kühleren Luft. Mein Bild weicht zurück in die schwerflüssige Tiefe. Als es sich glättet, sehe ich in dem Spiegel hundert Köpfe von Königen aller Zeiten, in Rüstungen, in Spitzen, in Samt und Uniformen. Und aller Augen starren.

Noch einmal läßt der Wind das Bild zerrinnen. Dann blicken hundert Frauen aus dem Spiegel, in allen Trachten, von jedem Alter, manche sind nackt. Und aller Augen starren.

Ein schwarzer Arm zieht mich zurück.

Inzwischen hat der Schwarze einen Eimer vor seinen Herrn gestellt, einen elenden Kücheneimer, von dem der Back gesprungen. Der Herr nimmt den Behälter in seine Zange und schüttet das Ganze hinein. Die Könige und die Frauen hat er zerschüttert. Es zischt nur ein wenig. Nach drei Augenblicken hebt er das Erstarrte aus dem kalten Wasser. Zwei Drittel sind schwärzlich, das ist Schlacke. Die untere Kuppel ist Gold.

Dies ist etwa die Ausbeute eines Tages. Hunderttausend Tonnen Erz wurden zersprengt, zwanzigtausend schwarze und weiße Hände arbeiteten, eine Stadt ist aufgebaut, damit dieser Klumpen geboren werde. Er glich durchaus jenem falschen Goldbarren, den mir die Detektive gezeigt. Der Herr schlägt mit dem Hammer die Kuppel ab, hebt sie auf die Wage, ruft und notiert: 3220 Pfund. Dann reichte er es mir herüber, ich hob es auf. Es war ein kalter Klumpen.

Die Diamanten-Festung

Schwarzer Qualm, plötzlich der hügeligen Steppe entsteigend, zeigt an: hier kämpft Mensch und Erde um Diamanten. Station Cullinan, zwei Stunden hinter Prätoria. Kaum hat der Wagen die Station verlassen, so passiert er ein ungeheures Stacheldrahtgitter, nach einigen Minuten ein zweites, zwischen beiden gehen weiße Wachen auf und nieder. Jedes Mal öffnet der bewaffnete Posten ein schweres Eisentor. Als es sich zum dritten Male hinter uns schließt, sind wir in der Festung.

Das ist die Premier-Mine. Seit Jahrzehnten wußte man, daß hier aus einem schmalen Fluß die Kinder der Kaffern zuweilen blinkende Steinchen fischten, um damit zu spielen. Aber man hielt diese Diamanten für alluvial. Vor zehn Jahren kam ein Bauspekulant, sah sich die Gegend an und sagte sich, mit dem Blicke des begabten Laien: Das ist kein Alluvium, dort liegt ein Talkessel, so und so geformt: wahrscheinlich löst das Wasser die Steine aus dem Felsen ab. Er machte ein paar Proben, fand Steine, und jetzt ist er Chairman der größten Diamantenmine der Welt, die fünfzehntausend Kaffern und tausend Weiße beschäftigt und deren Reichthum für unermesslich gilt. Sir Tomas Cullinan. Nach ihm heißt der größte Diamant der Welt. Man ist versucht, einen so klugen Finder Genie zu nennen.

Alles, was die Diamanten angeht, ist auf eine merkwürdige Weise geheimnisvoll verriegelt und zugleich ganz offen. Ihr Markt ist ruhiger, obwohl ihr Preis viel stärker schwankt, als der des Goldes. Man spricht von ihnen viel weniger, und doch bringt ihre Gewinnung Überraschungen und Glücks-

fälle, die die Goldmine nicht kennt. Wie eine Festung wird die Mine geschützt, niemand kann heraus, aber im Innern ist alles offen, türenlos die Batterien, windig, fensterreich, durchscheinend. Herr, führe mich in Versuchung! Theoretisch kann hier keiner stehlen, aber jeder zehnte Mann ist ein Detektiv und jeder dreißigste ist Detektiv des Detektivs. Jeder Beamte weiß sich in seinen privaten Ausgaben geheim überwacht. In jedem Kontrakt, selbst mit den höchsten Beamten, ist Kündigung auf 24 Stunden vorgesehen. Sie erfolgt ohne Grund, man ist verdächtig. Hunderte von gestohlenen Diamanten werden von dunklen Händen zu elenden Preisen verkauft, aber niemand kann sagen, daß ein Stein fehlt. Alles ist offen.

Beim innern Tore standen hundert neue Arbeiter im Kreise um einen, der ihnen in ihrer Sprache die Bedingungen erklärte. Noch sind sie nicht verbunden. Sie tragen noch ihre Tracht; Neger aus dem Portugiesischen, aus Betschuanaland, Matabels, die die Kompanie durch eigene Agenten aus dem Innern herbringt. Manche tragen ganz hohe Strohhüte, andere gestrickte Mützen, viele malerische Decken, denn jetzt frieren sie. Nun treten sie an einen Tisch und verpflichten sich durch Handzeichen auf einem Papier für sechs oder für zwölf Monate. Wir treten mit ihnen ein.

Nun sind sie die Gefangenen der Festung. Vor Ablauf ihrer Zeit können sie den Fuß nicht aus der Festung setzen. Aber es kann auch kein Weißer und kein Schwarzer ohne besonderen Paß hinein, nur die Chieffs dürfen ihre Untertanen besuchen, und die Verwaltung weiß, warum sie diese Mächtigen mit vielen Ehren empfängt.

Wir treten in die Compounds. Die Neger scheinen glücklich, nichts ist ihnen verboten, denn hier können sie weder Waffen, noch Frauen, noch Alkohol erreichen. Es gibt also weder Trunkenheit noch gefährlichen Streit. In Höfen und Hallen sehe ich, wie sie sich frei von selbst nach Stämmen ordnen, wie ihnen Fleischer und Bäcker bieten, was sie brauchen. In Decken gehüllt, liegen in den Schlafsälen ein paar Hundert, die Nachtschicht hatten. Wollen sie selber kochen, finden sie Küchen. Sie verdienen, da sie Qualitätsarbeit leisten, viel mehr als in den Goldminen. Sie können bis 300 Mark monatlich kommen. Ist ihre Zeit um, so werden sie noch zwei Tage behalten, um jede noch so natürliche Art des Diebstahls auszuschließen. Nun bekommen sie auch ihre Kleider wieder, die sie mit einem Bergmannskittel vertauschen mußten. Dann gehen sie in die Heimat, dann kaufen sie eine Frau oder zwei. Häufig kommen sie wieder.

Nirgends in Afrika sah ich eine so gesunde und zugleich beißend kluge Organisation wie diese. Rhodes hat sie erfunden. (Der weiße Miner verdient viel weniger als beim Gold, denn da es keine Arbeit unter Tage gibt, gibt es keine Phthisis, nur an Erkältungen gehen manche ein, denn nachts ist es im Winter kalt und gegen Regen gibt es keinen Schutz. Alles ist offen.)

Wir fahren zu dem großen Loch. Das ist die Mine: Ein künstlicher Krater, jetzt schon an hundert Meter tief, wo rings ein Block von blauem Gestein nach dem andern langsam aus dem umlagernden roten Gestein gesprengt wird, Fels um Fels, immer tiefer. Der blue-stone ist es, der Diamanten führt. Es ist ein alter Krater, die Reste einer Eruption, die vor Jahrtausenden aus zischendem Gischte stumpfblau das Gestein emporgeworfen.

Drinnen, unten, wimmeln die Tausende, wie in einem Termitenbau. Es ist, als sähe man eine Kohlen- oder Goldmine im Querschnitt. Hunderte stehen auf dem Grund an den Sprenglöchern und bohren, Tausende. Reihen von fünfzig, von zweihundert Wagen folgen einander auf dem Grunde des Loches, auf Gleisen, erreichen eine schiefe Bahn, die nach oben führt, werden über die Fläche gezogen, rollen weiter, schleppen das abgesprengte Gestein in die Mörser, in die Batterien. Mit einem Blick übersieht man vom obern Rande des Abgrunds das ganze System, wie vor einem Modell. Denn alles ist offen.

Die Sonne brennt in den Krater hinab, sie steht senkrecht. Plötzlich beginnt es zu läuten. Mitten aus dem Krater ragt noch ein Fels, der rot ist, also als wertlos stehen blieb. Auf ihm steht eine Zelle aus Blech, fest verschlossen; aus dieser Zelle läutet die Glocke her. Dort sitzt der Glückliche von den Zehntausend, ein Junge, der nichts tut, als alle sechs Stunden läuten. Das bedeutet: es wird gesprengt.

Wir werden auf einen Hügel geführt, hundert Meter zurück. Lange Züge winziger Menschen ziehen sich aus dem Krater nach der Peripherie zurück. Manche klettern trotz des Verbotes schneller die Felsen empor, andere ersteigen Treppen, Stufen im Fels. Sie gehen ruhig. Sie sind es gewohnt. Die Glocke läutet.

Da löst sich im Krater bläulich eine leise Rauchwolke los. Wagrecht schleicht sie entlang, lautlos. Langsam weichen noch immer die Züge zum Rande. Sie fürchten nichts, sie wissen ihre Verstecke. Es läutet ohne Pause. Jetzt löst sich vom anderen Ende unten eine zweite Säule ab, wieder wächst sie horizontal. Wie dort die letzten Menschen verschwinden, — man fragt sich, wohin. Nun folgen zwanzig Säulen zugleich, nun fünfzig, nun zweihundert. Von allen Seiten füllt sich der Krater mit wagrecht schleichendem Dampfe. Es wächst die dämonische Macht, unheimlich, lautlos. Nur aus der Mitte, nur vom roten Felsen läutet die Glocke. Mir ist, als sähe ich einen Blinden an furchtbaren Gründen wandeln. Ein Angstgefühl ohne gleichen steigt auf. Drängt sich der Rauch, dessen Quellen ich nicht kenne, dessen Zwecke ich ahne, nicht zwingend um mein Herz? Nun sind es tausend wagrechte Säulen. Schon vermischen sie sich, schon ist der Grund des Kraters eingehüllt in blaue Dünste . . .

Da, endlich, löst sich mit einem Male ein Krach, dumpf, wie das erste

Grollen des Vulkans. Nun krachen zwanzig Schüsse, hundert, Hunderte. Dicht steigt der Wolfenkreis empor. Nun wird er von fliegenden Felsen zerrissen. Wie steinerne Raketen schießen blaue Blöcke durch den Rauch. Aber oben von den Rändern brechen rote Blöcke nieder, teilen stürzend die Wolken. Noch immer dröhnen verspätete Schüsse nach. Die Sonne ist versteckt von dickem Rauch. Ist es nicht wie in einer Götterschlacht, der oberen und der unteren? Aber am Ende zerschellen sie alle, im Sturze sich selbst zertrümmern.

Mühselig hat die Kunst wieder die Mischung gefunden, mit der einst die Erde selbst das Gestein zerbrochen, um nun an derselben Stelle nach zehntausend Jahren dasselbe Gestein noch einmal in die Luft zu sprengen.

Das Dröhnen ist aus, das Steigen, das Stürzen. Aber unablässig läutet noch vom Fels der schwarze Junge, der allein da oben ausgehalten: ein Kind in der Mitte des speienden Vulkans.

Der Rauch verfliegt, aus Verstecken, die ich nicht kenne, treten die winzigen Menschen hervor, bilden Züge, steigen hinab, beginnen aufs neue zu bohren. Nun verstummt die Glocke. —

In einem System von Stampfern, Wasser, Sieben, Trichtern, ähnlich der Goldmine, wird alles Gestein sortiert und zerkleinert. Bei gleicher Größe, etwa einer Nuß, sinken die Steine, die Diamanten bergen, nieder, die anderen fließen ab (Prinzip des spezifischen Gewichtes). Unser Führer erklärt: Von 999 Wagen ist nun der Inhalt ausgeschieden, nur ein einziger von tausend kommt auf die Bänder.

Draußen wächst die Halbe von bläulichen Haufen, gelbrot steht hinter ihnen die Steppe mit ihren Hügeln im Lichte des Nachmittags. Es ist wie ein moralischer Friedhof, wohin alles Wertlose geschleppt wird, wo bläuliche Grabmäler sich türmen.

In einem nervösen Schütteln, in zwiefach sich drehender Bewegung zerbrechen die Mörser die kleinen Steine wieder, die sich durch ihr Gewicht vercaten haben: und das ist die Gefahr. Diamanten von seltener Größe gehen hier zugrunde, wenn nicht ein zufälliger Blick sie vorher sah. Jetzt werden sie haselnußgroß.

Dann stehen wir vor langen Bittern, hinter denen sich talgbedeckte Bänder bewegen: Der Talg hält die Diamanten fest und noch eine Menge anderer schwerer Steinchen. Langsam gleitet diese Auslese vorüber. „Sehen Sie, da ist einer!“ Ein graues Steinchen verschwindet. Ein scharfes Messer, dicht am Bande, löst sie nun ab, in dickes Fett gewickelt. Sie fallen von selbst in einen verschlossenen Trichter, wo eine unsichtbare Kraft den Talg von ihnen wieder trennt.

Drüben steht der Sortiertisch. Alles ist offen, die Halle mit den Bändern, der Raum mit dem Tisch. Drei Leute stehen dahinter und sichten das

viermal gefichtete Gestein zum letzten Male. Mit schneller Hand wählten sie wieder nur einen aus von fünfzig, achtlos werfen sie ihn in eine alte Sparsbüchse aus Blech. Zwei Herren schloßen vor uns die Büchse auf. Dort liegen fünfzig oder achtzig Steine.

Sind das die Diamanten? Wie erschöpft von dem kolossalischen Felsen, der sie tausend Jahre bedrängte, von dem Leidensweg, den sie dann heut gegangen: durch Stampfer, deren doppelte Drehung sie zermalmen wollte, wieder geschüttelt und endlich durch elendes Fett gefangen: nun liegen sie da, bleich, mühsam, grau. Und ich dachte: Die Hand des Künstlers wird sie wieder beleben.

„Das hier ist die Hälfte,“ erklären zwei Herren. „Im ganzen wird täglich etwa eine Teetasse voll.“ Er leert die Büchse.

Diese beiden Männer haben das Vertrauen. Wie jene blauen Steine, werden hier Tausende gesiebt, sortiert und wieder sortiert, bis ein paar Männer die Last des ungeheuren Vertrauens tragen müssen. Ich sah sie genauer an: sie waren bleich, wie jene letzten, ausgewählten Kostbarkeiten.

(Rhodes übergab dagegen die Kontrolle sämtlicher Diamanten in Kimberly am Schluß an einen Mann: „Er ist ein Orfordter und er ist ein Gentleman. Wären es zwei, so könnten sie konspirieren.“)

Jeden Abend geht ein kleines versiegeltes Paket mit der Post nach der Zentrale Johannesburg. Ehe die Bahn da war, noch vor vier Jahren, wurde es täglich von bewaffneten Reitern zur nächsten Station gebracht. Es enthält eine Teetasse voll Diamanten. Aber niemand weiß am Abend, wieviel an diesem Tage gestohlen und wieviel zermalmt worden sind.

Die Herren zeigten mir das Modell des Cullinan, den ein Aufseher nach dem Regen aus dem blauen Gestein im Loch der Mine ragen sah: sonst hätten ihn die Mörser zerteilt. Ich dachte an den elektrisch strahlenden Glaskranz im dunklen Gewölbe des Tower, wo seine beiden Hälften im Szepter Englands und in der Krone glänzen. —

Als wir gingen, fiel mir auf dem Sortiertisch ein Bündel verrosteter Schlüssel auf. Der Herr lachte über meine Frage: „Das ist nichts wert. Beim Eintritt bekommen die Neger Schlüssel mit Nummer zu ihren Kleidern, die wir ihnen aufheben, die Schlüssel verlieren sie häufig unten bei der Arbeit. Da sind die verlorenen, am Ende kommen sie mit heraus.“

Ich starrte die rostigen Schlüssel an. Es waren die Zeichen der Gefangenschaft von fünfzehntausend Schwarzen, die ihre Kleider weggeben mußten, um hundert Tonnen Felsen abzusprengen, für einen einzigen Diamanten. Die Schlüssel allein mit den Edelsteinen überwandten alle Mörser, Trichter, Siebe, allein mit ihnen blieben sie auf den talgigen Wänden hängen. Sie lagen am Ende auf dem Sortiertisch: hundert verrostete Neger Schlüssel, neben einer Handvoll bleicher Diamanten.

Franz Overbeck/ Briefe an Friedrich Nietzsche

Mein lieber Nietzsche.

Dresden 17. April 71.

Sie sollen mir nur nicht gerade den Grundsatz beilegen Briefe nicht zu beantworten. Darum schreibe ich Ihnen noch heute, obwohl ich in 8 Tagen etwa die Freude haben werde Sie selbst wiederzusehen und um meine Ehre als Correspondent zu retten dieser Brief jedenfalls zu spät kommt. Glauben Sie aber nicht, ich hätte mich für Ihr langes Schweigen rächen wollen, auch ich weiß nicht, warum ich hier so faumselig gewesen, noch weniger warum ich nicht schon in Basel, wo ich Sie täglich vermisse, mich selbst in Ihr Gedächtnis zurückgerufen. Ungeduldig erwartet war denn auch Ihr Brief und da er gerade am Tage meiner Abreise in Basel einlief und ich mich erst auf Umwegen hierhergefunden, kam er mir über 8 Tage später als Sie mir ihn zugebracht in die Hände. Haben Sie vielen Dank für Ihr eindrucksvolles Bildnis, auf welchem Sie mich an den mutigen Dürer'schen Ritter erinnern, den Sie mir einmal zeigten. Allerdings ist Ihr Ganglien- und Saugader-system nicht unmittelbar wieder gegeben, doch hoffe ich annehmen zu dürfen, der trotzige und imperatorische Blick mit dem Sie drein schauen werde ein Abglanz seines Befindens sein.

Hier geht es mir theils nicht ganz so gut theils nicht besser als es Ihnen in Lugano gegangen. Zwar habe ich, nachdem ich allerdings manches andere gesehen, die Anmuth hiesiger Gegend neu schätzen gelernt, aber an einem blauen See lebe ich nicht und auch des Umgangs so kluger und weiser Tiere wie Schlangen und Eidechsen habe ich mich hier nicht zu erfreuen. Dagegen fehlt es nicht an Frieren und Frösteln. Der heutige April ist ein wahres Prachteremplar von Übellaunigkeit, er hat mich augenblicklich selbst verstimmt, ich fiebere und befinde mich auch sonst unwohl. Steckt nichts dahinter, so mache ich mich Ende der Woche auf. Unser neuer von Ihnen dem Staatsrecht entfremdete Colleague wird schon in Basel und nun wohl noch gründlicher beruhigt sein über die Gefährdung seiner Person, welche ihm der Zürcher Spectakel eingeblendet hatte, als es mir neulich in Leipzig gelungen sein mag. Er hatte ganz die Vorstellung einer Reise in den Rachen eines Löwen.

Empfehlen Sie mich bitte bestens Ihrer Fräulein Schwester. Auf frohes Wiedersehen Ihr freundschaftlich ergebener
Franz Overbeck.

Lieber Freund,

Bayreuth 4. Aug. 75.

bevor ich heute an das paradiesische Tagewerk gehe, das uns zwei Wochen lang hier obliegt, nämlich mich in die Probe begeben, einen kurzen Gruß an Dich. Einen andern Kummer als daß Du nicht unter uns bist haben wir

augenblicklich nicht, sonst ist es herrlich. Gestern wurde selbst Rohde hingerissen, welcher vorgestern in einem bedenklichen Zustande von Gebrochenheit anlangte und selbst davon sprach gleich umzukehren, was ich ihm nach Kräften ausredete und gewiß gut daran getan habe. Seine Sache geht fort, sie soll sich sogar — das Nähere weiß ich noch nicht — in einer sehr peinlichen Krisis befinden, doch gestern wie gesagt nahm R. wieder vollen Anteil an dem was G. und mich erfüllte. Sonnabend kam ich an, Tags darauf G., R. am Montag, ich mit dem Orchester, das sich in seinen 112 Mann im Laufe des Sonnabend u. des Sonntag Morgens einstellte. Am Nachmittag fand eine Art Vorprobe statt, nun ist die Sache so geordnet, daß bis zum 15. d. M. täglich 2 Proben stattfinden, Vormittags von 10—12 mit dem Orchester allein, Nachmittags von 5—7 dasselbe mit Orchester und Sängern. Es handelt sich nach Wagners Absicht um eine Lesung des Ganzen, welche den Musikern einen Begriff davon geben soll, wo er hinaus will, nur einige Hauptsachen werden moniert und erläutert, sonst geht es vorwärts. In dieser Weise haben wir nun gestern und vorgestern das Rheingold gehört. Bei der vollständigen Sicherheit und dem schwungvollen Anteil der Sänger gestalten sich die Nachmittagsproben schon zu einer Art von Aufführung. Wärst Du doch hier und hörtest den Wohlklang dieses Orchesters. Es klingt trotz allen unerhörten Kühnheiten in Harmonie Rhythmus u. s. w. das Ganze wie flüssiges Gold. Das Gewoge und Geplätscher des Rheingoldes — „fast das Absurdeste des Ganzen“ wie Wagner den Musikern bei der Probe ermutigend sagte — ist das Wunderbarste und Merkwürdigste was ich an musikalischem Klang gehört. Und die Nibelungenmusik, und der Gesang der drei Rheintöchter, der mir gar nicht aus den Ohren und aus dem Sinn will! Heute geht die Walküre an, ich freue mich unaussprechlich darauf, muß aber auch fort. Die Versenkung des Orchesters scheint sich als eine herrliche Erfindung zu bewähren, wiewohl noch nicht alle akustischen Verhältnisse sich übersehen lassen. Die Sänger dringen dabei bei der stärksten Instrumentation durch, der Klang des Orchesters erinnert an den Eindruck, den man in einer Kirche davon hat, wo es auch entrückter zu sein pflegt. Wie es heute mit Siegmund wird weiß ich nicht, Niemann ist schmählich durchgegangen, er hat etwas übel genommen und scheint verloren. Allabendlich um 8 Ricevimento bei Wagners. Biszt ist seit Freitag da, Frau von Schleinig seit vorgestern. Gestern Abend las uns Rohde aus Deinem Briefe vor was für uns alle war. Unaufhörlich wird Deiner gedacht. Verzeihe diese ungeordnete Exclamation, die ein Brief sein soll, ich muß wie gesagt fort. Laß uns wissen, wie lange Du noch in Steinabad bist, sei herzlich umarmt von Deinem treu und freundschaftlich ergebenen

D.

beim Privatier Julius Hänlein Culmbacherstraße 561.

Lieber Freund,

Basel 13. März 76.

fast fürchtete ich als ich am Donnerstag von Zürich wieder zurückkehrte Dich noch hier zu finden, es war eine Art Beruhigung Dich unterwegs zu wissen, und alle Unbill des Wetters macht mich an der Überzeugung nicht irre, daß Dir Luft- und Himmelswechsel ganz wohlthätig sein werden. Das Wetter ist freilich abscheulich, aber in solchen Fällen bekommst nicht Du, wie ich weiß, sondern Dein Reisegenosse den Schnupfen, was mir zwar für Gersdorff sehr leid tut, worauf ich als expertus ihn aber doch gefaßt zu sein bitte. Heute hoffte ich bei Deiner Schwester wieder etwas von Dir zu hören, es war nichts da; nun hoffe ich mit diesem Briefe einen kleinen Bericht direkt in meine Klause zu locken, die ich freilich Sonnabend über acht Tage wieder verlasse, um von den Osterferien zwei Wochen bei meiner Braut zuzubringen. Dann trifft mich ein Brief „Falkenstein, Zürich“. Bei meiner neulichen Rückkehr machte ich eine recht erfreuliche Bekanntschaft, die des jungen theologischen Dozenten Harnack aus Leipzig, dessen Verkehr mit mir Dir ja bekannt ist. Ich fand an ihm einen sehr gelehrten und geschiedten Menschen, zwar mit einer noch leidlichen Dosis jugendlicher Selbstgefälligkeit behaftet, doch nicht mit mehr als wovon sich die Beseitigung hoffen läßt, wenn ihn Zeit und Erfahrung belehrt haben werden, wie wenig es bedeuten will, klüger zu sein als seine Leipziger Collegen, und sonst der ober jener theologische Hinz und Kunz. Er hatte auch Dir einen Besuch zugebacht, da man sich im Kreise junger Leute, in welchem er in Leipzig verkehrt — er nannte besonders einen philosophischen Docenten oder vielmehr einen Docenten der Philosophie Göring — viel mit Deinen Schriften beschäftigt, und er selbst als guter Theologe hauptsächlich Deiner zweiten Betrachtung zu Dank verpflichtet zu sein erklärte, von der dritten aber nicht viel wissen zu wollen schien. Man muß ihm eben die Leipziger Luft zu Gute halten. Ich habe es übernommen Dir sein lebhaftes Bedauern auszudrücken, daß er Dich hier nicht mehr getroffen. Er selbst ist Sonnabend wieder fort. Er erzählte mir ein sauberes Redacteursstückchen unseres drohenden Collegen (—), das überdies auch auf seine wissenschaftliche Erleuchtung ein eben so heiteres als düsteres Licht wirft. In seiner Zeitschrift fand ich kürzlich einen wahrhaft ingrimmigen Aufsatz gegen Lagarde's Bericht. Der Verfasser krümmte sich unartiger als sonst ein getretener Wurm zu tun pflegt, und gebärdete sich mehr wie ein Bübchen, dem man sein Kartenhaus eingeworfen hat. Auch über Fr. von Mensenbug's Memoiren fand ich in der Neuen freien Presse eine im Ganzen lobende aber doch recht unartig gehaltene Anzeige. Sie erlaubte sich, wenn auch freilich schüchtern, die Authentie der mitgetheilten Briefe Mazzini's in Zweifel zu ziehen, und über der Verfasserin Passion für Wagner wurde ganz offen nur geschmäht. Ihr wißt doch, daß Frau Wagner's Mutter gestorben ist? Was habt Ihr da-

bei getan? — Mein Exemplar jener Memoiren langte neulich an, doch habe ich es gleich zum Buchbinder gegeben und kenne noch nichts davon — Nächsten Donnerstag beiße ich wahrscheinlich in den fürchterlich sauern Apfel des Rectorats. Du weißt daß ich mich dieses Bildes im ausgezeichneten Sinne bedienen darf. Ich habe zum Glück jetzt mehr als nöthig ist um mich für dieses Ungemach zu trösten. Außer mit meinen Vorlesungen beschäftige ich mich jetzt fast nur mit dem Empfang allerliebster Briefe aus Zürich, die ich so gut es geht beantworte. Von mir gibt es also nicht viel zu melden. Sonst etwa noch, daß wir gestern hier einen entsetzlichen Orcan hatten, zuletzt mit strömendem Regen, daß die Wiese heute Nachmittag mit einem noch nie erreichten Wasserstande drohen soll, daß heute früh zwischen Mühlshausen und Basel eine Brücke unter einem Personenzug zusammengebrochen ist und heute Abend Selmar Bagge einen Vortrag über die Matthäuspassion hält. Mit Legterem würde denn die Rubrik meines Briefes: *bos locutus est* ganz passend schließen.

Melde bald etwas vom Wiedererwachen Deiner Kräfte und Deines guten Muthes. Grüße herzlichst Gersdorff, dessen Carte ich hier unter größtem Bedauern, dieses Mal nicht mehr von ihm zu haben, las. — Heute über vierzehn Tage macht sich Baumgartner auf die Reise, nächsten Sonnabend gehe ich wahrscheinlich nach Lörrach.

Mit tausend freundschaftlichen Grüßen

Dein Overbeck.

Lieber Freund,

Zürich 4. Apr. 76.

Vor einigen Tagen schrieb mir Gersdorff leider zum zweiten Male aus meinem Zimmer. Von sich meldete er gar nichts und erwarte ich von Dir mehr zu hören, von Dir nicht was ich wünschte, wenn auch was ich leider fürchte bei der abscheulichen Ungunst des Himmels, welche Euch verfolgt hat. Hast denn Du die Pension printanière immer noch nicht satt bekommen, die Dich wochenlang mit ihrem Namen gehöhnt hat? Namentlich hoffe ich, daß Du die des Namens werthen Frühlingstage, die wir nun seit acht Tagen endlich haben in etwas volkreicherer Gegend zugebracht hast und dieser Brief Dich erst erjagen muß. Auch möchte ich Dich, so ungeduldig ich es sonst erwarte, doch nicht schon in nächster Woche in Basel wiederssehen. Ich selbst muß freilich nächsten Montag wieder dort sein um mich von meinem Patron Hoffmann in die Mysterien des neuen Amtes einweihen zu lassen. Ungern gehe ich, Du kannst es Dir denken, aber man kann schließlich nicht immer so aus der Welt leben, wie ich zur Zeit hier thue und Dank meiner lieben Braut thun muß. Ich kann Dir nur sagen, such' Dir auch eine solche, und laß Dich neben Anderem auch dieses Ziel zur Gesundheit reizen. — Meine Braut ist zur Zeit hier alles, wenn ich auch nicht unerkennlich sein will, daß ich sie in so lieblicher Gegend und

unter einem so lachenden Himmel neben mir habe. Etwas war mir doch auch ein musikalischer Abend, den ich ihrem Clavierlehrer verdanke, Herrn Freund, einem Schüler Tausig's und Liszt's dieser Meister und seiner Heimat — Ungarn — nicht unwürdig. Wir hatten ihn Sonnabend im Falkenstein mit zwei Hegars. Nach einem Trio von Schumann kam die Hauptsache, eine ganze Perlenkette aus Chopin, den Freund wirklich wundervoll spielt, und Reminiscenzen aus den Meistersingern und den Nibelungen. Natürlich geht der Mann nach Bayreuth, der übrigens keineswegs bloß Clavierpieler ist und für einen Juden viel Haltung hat. — Unsererseits denken wir ernstlich daran unsere Hochzeitsreise nach B. zu lenken, und erwarte ich zunächst das Resultat der Dresdner Verloofung. Ich würde mit Freuden, liebster Freund, verzichten wenn ich Dir die Gesundheit und die Gewißheit, daß Du hinkönntest, schenken könnte. — Von Srl. von Mensenbug haben wir den 1. Band gestern fertig gelesen, es ist freilich eine höchst schwermüthige Lektüre, und ihr Th . . . scheint mir ihre überschwängliche Liebe nicht verdient zu haben. Ihrem Character gegenüber hat freilich ein männlicher einen schweren Stand und erscheint leicht schwächlich. — Meine Braut grüßt Dich herzlich und schließt sich allen guten Wünschen, die ich für Dich habe, an, und sich vor Allem auf ein gesundes Wiedersehen beziehen. Nimm es auf jeden Fall in diesem Sommer ernst mit der Gesundheit, und halte Dir mindestens ein Stück von der Tagesarbeit vom Halse, falls Du nicht ganz gekräftigt zurückkehren solltest. Mit den herzlichsten Grüßen
 Dein D.

Liebster Freund,

Basel 13. Mai 1877.

Du kannst Dir denken, in welche Trauer mich Dein letzter Brief versetzt hat. Unruhig freilich war ich schon vorher nach Allem was neuerdings vorausgegangen war, und ich ahnte nichts Gutes. Und nur zu unbestimmt schweiften meine Besorgnisse auch noch nach Deinem Briefe umher. In Sachen Deiner Demission irgend etwas allein und ohne befreundeten Rath zu unternehmen war mir zu peinlich. Ich habe daher mit Deinem Einverständnis, denke ich, und, ich bin überzeugt, vor jedem Mißbrauch des Bruchs der mir auferlegten Discretion [sicher], mit Jakob Burckhardt gestern gesprochen. Sobald ich begonnen, war ich durch die Art, wie er meine Mittheilung aufnahm gänzlich in meinen besten Erwartungen von seinem Antheil an Dir bestärkt. Wir sind übereingekommen einstweilen die Sache im strengsten Sinne für uns zu behalten. Dein Demissionsgesuch, sollte es auch eine unabwendbare Sache sein, hat innerhalb der nächsten Wochen auf keinen Fall Eile. Hiesigerseits wird auch nicht das geringste Interesse verleßt wenn Du noch wartest und selbst etwa den Erfolg Deiner Cur in Pfäfers noch mitsprechen läßt. Es müßte also von Deiner Seite

ein besonderer Grund vorliegen die Angelegenheit unverzüglich zu fördern, worüber ich Dich aber doch mir Mittheilung erst zu machen bitte. Natürlich spräche ich und sähe ich Dich jetzt gar zu gern selbst. Laß mich doch wissen wann etwa Deine Hierherkunft zu erwarten steht, oder ob wir nicht in nächster Zeit, wenn Du auf ein paar Stunden von Ragaz abkommen kannst, uns irgendwo zwischen dort und hier treffen können. Zur Noth komme ich auch sobald Du schreibst und Dir daran liegt über den Sonntag nach Ragaz. Ich fürchte Du bist jetzt dort ganz allein, wundere mich übrigens, nach Allem was ich von der Eröffnung der Bäder dort in R. weiß, daß Du jetzt schon Dich dort niederzulassen denkst. — Burckhardt läßt Dich herzlich grüßen und seinen innigen Antheil an Deinem Leiden aussprechen. Meine Frau auch, sie sprach es gleich aus, wie viel auch von unseren Träumen über unsere hiesige Zukunft nun zu verfliegen scheint. Ein Hausstand ist schließlich wie der Einzelne ein Mittelpunkt, der nicht allein bleiben will, hier am Ort hat der unsere wenig Hoffnungen auf Anschließen befreundeter Anderer.

Laß mich sobald Du kannst weiteres hören, und wie gesagt, sobald es Dir wünschenswerth ist, rufe mich zu Dir, bald müssen wir auf jeden Fall wieder von Mund zu Mund reden.

In Treue der Deine Fr. Overbeck.

Lieber Freund,

Zürich, 28. Aug. 78.

bei der Abscheulichkeit des heurigen Ferienwetters besorgte ich schon wenig erfreulichen Bericht von Dir zu erhalten, und der nun erhaltene ist leider nicht besser ausgefallen. Daß Du auf einer Höhe bei Grindelwald horstetest erfuhr ich schon in Dresden durch Herrn Schweigner. Ich freue mich Dich wenigstens jetzt weiter unten zu wissen. Komm nur wenn Du willst noch weiter bis zu uns herab. Seit gestern, da Schwiegermutter und Schwägerin vom Seebad zurückkehrten, sind wir Falkensteiner wieder beisammen und würden Dich mit herzlicher Freude wieder begrüßen, selbst unter der Bänglichkeit, welche für uns die Aussicht hat, Dich wieder in Dr. Wiel's Kur zu wissen. Meine Frau und ich sind etwa noch einen Monat hier. Aus Deutschland bin ich heute vor 8 Tagen zurückgekehrt. Aus Jena und Dresden hab' ich Dir mancherlei zu erzählen. In D. sah ich den Dr. Fuchs, der dabei den Vortheil hatte, daß ich seine Bekanntschaft mit nicht durchaus günstigem Vorurtheil machte. Ich verlebte mit ihm einen außerordentlich interessanten Tag. Dieser Feuerkopf ist der beste, persönlich ergriffenste Leser Deines Buches, den Du vielleicht augenblicklich hast. Was er von mir hauptsächlich wollte, hat er mit einer ihn selbst vielleicht überraschenden Deutlichkeit aus der Gratulation erfahren, die ich ihm dazu aussprach, daß ihn Dein Buch im Moment einer Art von Erweckung traf und ihn zur Bestimmung

zurückgerufen hat. — Weißt Du schon, daß Gersdorff's Vater gestorben ist — schon im Juli — G. siedelt nach Ostrichen über. Mehr weiß ich zur Zeit auch nicht und will Dir auch mehr zur Zeit nicht zu lesen geben. Denn ich hoffe, daß ich Dich bald wiedersehe und will heute hauptsächlich Dir nur meine Freude darüber aussprechen, daß die Verbindung zwischen uns endlich wiederhergestellt ist. Auf jeden Fall gibst Du mir, hoffe ich, bald wieder kurzen Bericht. — Es grüßen Dich alle Hausgenossen, meine Frau insbesondere und ich selbst
Dein Overbeck.

Basel 2. Aug. 79.

Nur ein Wort heute, lieber Freund, um Dich zu bitten mich von Deinen Reiserouten für diesen Herbst in Kenntnis zu setzen. Der Besuch im Oberengadin ist aus Gründen, die Du schon kennst, wenigstens ungefähr, der Gegend nach wo sie liegen, kennst, für mich so schwer ausführbar, daß ich, bevor ich mich entscheide, wissen möchte, ob Du uns nicht noch im Laufe dieses Herbstes näher rückst. Der von Dir ersehnte Nachsommer scheint sich ja wirklich einzustellen, hier ist die Hitze seit einigen Tagen tropisch, das Wetter macht mir den Verzicht auf die Berge auch nicht leichter. Doch ist er geboten, wenn ich Dich näher unten wieder sehen kann. — Die von Dir gewünschte Broschüre von Thering kann ich Dir augenblicklich nicht schaffen. Heusler war am Tage vor Ankunft Deines Briefes abgereist, am Tage selbst wurde die Bibliothek bis zum 25. d. M. geschlossen. Zum Ersatz biete ich Dir eine jedenfalls nicht längere Lucubration von Leichmüller über die Reihenfolge der platonischen Dialoge an, die ich kürzlich erhielt. Sie will auf Grund einer Stelle des Theätet die Form der Dialoge — Erzählung des Gesprächs oder rein dramatische Darstellung desselben — zum chronologischen Unterscheidungsprinzip machen. Das Ganze ist sehr plausibel und liest sich wegen des geschiedten Eindrucks recht angenehm.

Hoffentlich auf Wiedersehen in nicht allzulanger Zeit. Dein D.

Zürich 2. Sept. 79.

Neulich kreuzten sich, lieber Freund, Deine letzte Karte und ein Brief von mir. Habe herzlichen Dank für die ungeduldig erwarteten Nachrichten. Heute melde ich Dir das Eintreffen der Antwort Köseligers. Ich hatte ihn aufgefordert, mir ehrlich zu sagen, wie es mit seiner Zeit stehe und ob er Dir, ohne Streit mit sich selbst, täglich etwa 2—3 Stunden, namentlich auch zum Vorlesen, widmen könne. Darauf erhalte ich eine rührende Antwort, welche den guten jungen Mann gegen Mißverständnis seiner „ganz sachlich klingenden Besprechung der Uebersiedlungsangelegenheit“ ernstlich besorgt zeigt. Was ihm selbst jede Versetzung augenblicklich verbietet, ist in der That nur Geldnoth. Mit seiner Zeit zu geizen sehe er sich allerdings

genöthigt, aber 2—3 Stunden, die doch immerhin Erholung wären, werde er gern und leicht erübrigen. So spreche er aber zu kühl, worauf er mich dringend bittet, Dir zu Venedig zuzureden. Die Zanjaren verschwänden Mitte September's, ließen wenigstens nach — um bei seinen Worten zu bleiben. October und November sollten in B. noch sehr schön sein, daher Du nicht zu spät kommen möchtest. In Hinsicht auf Zimmerheizung macht er sich anheischig, so weit hier sein „Sachverstand“ reiche, für die Anbringung einer zweckmäßigen Aenderung zu sorgen. Ich weiß wirklich nichts Besseres für Dich für den Winter als Venedig. Dort erhältst Du Dir, geht sonst alles leidlich, das Frühjahr in Naumburg, für welches so gut vorgesorgt ist, unverdorben, und Du bist in der Hut eines Dir nicht nur auf das treueste gesinnten, sondern auch, wovon mich sein Brief wieder überzeugt, vortrefflichen Menschen. Du machst ihm eine Freude wenn Du zu ihm kommst; das müßte natürlich zurückstehen, hätte nicht jeder klimatisch unzweifelhaft für Dich zweckmäßigere Ort als Venedig den alles aufwiegenden Nachtheil der Einsamkeit. Für uns, Deine Freunde in der Ferne, ist auch die Vorstellung ungleich heiterer, daß du für den Winter nach Süden und nicht nach Norden ziehst. Das zweite würde für mich ein schmerzliches Anzeichen Deiner Stimmung in Hinsicht auf Deinen Zustand sein. So weit Köselitz in Betracht kommt, steht wirklich nichts Deiner Uebersiedelung nach Venedig im Wege.

Freitag haben wir den Besuch Deiner Schwester, bei welchem uns nicht bloß er selbst freut, sondern daß sie auch unterwegs zu Dir ist. Nun brauchen wir Dich nicht mehr allzulange allein zu wissen. — Ich bin recht gespannt auf die Wirkungen, die Du von Deiner Kur verspürst. Trinken und Baden verbunden, gilt in St. Moritz für sehr stark. Hoffentlich ist es nicht zuviel.

Unverantwortlicher Weise vergaß ich neulich Dir die dankbare Freude meiner Frau und des weiblichen Geschwägers über die Gabe, die ich unter sie zu vertheilen hatte, auszudrücken. Sie grüßen Dich alle aufs Herzlichste, mit ihnen in Treue

Dein D.

Lieber Freund,

Basel 23. Nov. 1879.

Deine freundschaftlichen Wünsche kamen ziemlich vor der Zeit an, mein Dank folgt etwas spät, meine Zeit ist eben jetzt recht in Anspruch genommen, nicht bloß durch die regelmäßige Arbeit, sondern auch durch die Augen meiner armen Frau, die ohne gerade schlimm dran zu sein, doch ihr immer noch kaum etwas Anderes als Stricken gestatten, und da habe ich ihr Abends immer vorgelesen. Dazu wird auch der Mark Twain sehr willkommen sein, den Du so gut bist mir zuzudenken, wir kennen ihn beide nicht. Die „Schriftstellererei“ meiner Frau stockt unter sothanan Umständen ganz. Eben lesen wir Neuland von Turgeniew, lehrreich für das sublim Unsinnige der

radikal politischen Bestrebungen im heutigen Rußland und ein sehr gemüthvolles Buch, das Du Dir auch vorlesen lassen magst. — Zu meinem Geburtstag waren diesmal meine Schwiegermutter und mein Schwager, der Geolog, der erst heute nach Leipzig zurückgekehrt, herübergekommen. Von Deiner Schwester waren mit ihren Glückwünschen ein paar mir zur Erinnerung sehr erfreuliche Photographien aus St. Moritz da, — auch ihr habe ich noch nicht gedankt — auch vom guten Köselitz war wieder ein Lebenszeichen eingetroffen. — Da fällt mir auch zur rechten Zeit ein, was ich bis jetzt immer vergessen zu haben glaube, Jak. Burckhardt's wiederholte Grüße, mit welchen er Dir auch schon vor mehreren Wochen sagen ließ, daß er jetzt ganz damit beschäftigt sei die Schätze, die er im Herbst in England gesammelt, zu ordnen. Er war ganz voll von der Menge des Schönen was er in den dortigen Sammlungen gesehen habe; man sieht ihn in der That jetzt noch weniger als sonst.

Ich will hoffen, daß Du nicht weiteren, ernsteren Grund zur Beobachtung erhalten hast, daß die guten Einwirkungen des Sommers nachlassen. Bleibe nur standhaft bei der jetzigen geistigen Diät. Früher, und dazu recht kalt, ist es nun auch bei uns geworden. Die herzlichsten Grüße von meiner Frau, die sich mit mir auch Deiner lieben Mutter empfehlen läßt. Mache uns die Freude und schreibe bald wieder Gutes von Dir. Dein D.

Lieber Freund,

Basel 23. Dec. 82.

es ist ein seltsames Schicksal, das Dich augenblicklich in das Ligurische Nest — meine Karte wenigstens kennt es nicht, wohl aber Portofino — das Du mir als Dein jetziges Asyl bezeichnest, verschlagen hat und wo Du nun, wie manches Andere, so auch wie Du die Festtage, welche die übrige Welt zur Zeit begehrt, verbringst zu improvisieren genöthigt bist. Uns sind diese Tage auch ein Anlaß Deiner wieder mit besonderem Antheil zu gedenken. Unter den guten Wünschen, die wir zum Jahresende für Dich haben, empfehlen wir dieses Mal der Gunst des Geschicks vor Anderem im kommenden Jahre etwas für die Aufhellung und Aufheiterung Deiner Zukunft zu thun. Womit nicht gemeint, daß es mit Aufheiterung nicht schon Deine Gegenwart bedenken möge und dem Leben nicht gestatte, je eher je lieber Dir einmal auch etwas in modo Bizetico vorzuspielen. Unter den Umständen, unter denen Du in diesem Herbst wieder auf Dich zurückgeworfen worden bist, sind es inhaltschwere Wochen, die Du jetzt durchlebst hast und nur für den, der weiß was Du für ein πολύτροπος auf dem Meere des Moralischen bist, ohne äußerste Bänglichkeit anzusehen. Ich freute mich herzlich, daß Dein letzter Brief Dich so gefaßt zeigte und auch von ein paar erfreulicheren Lebenszeichen, die Dir von draußen zugekommen waren, melden konnte. Wer weiß was noch aus dem Herentessel herauskommt, in welchem H. von

Stein sich für das Leben zuzubereiten scheint? Von Rhode, dessen Schweigen Dich befremdet hatte, erfuhr ich vor etwa 3 Wochen, daß er Dir eben nach Leipzig ausführlich geschrieben habe. Hoffentlich ist Dir der Brief zukommen. Von Köselig erhielt ich kürzlich aus Annaberg einen Brief, wonach, soviel ich sehe, München aufgegeben scheint, aber zum Glück Basel nicht, wo wir ihn immer noch für den Anfang des Jahres erwarten dürfen. — Bei uns ist alles still weitergegangen. Da ich mit den Collegien wieder entsetzlich beschäftigt, lesen wir immer noch an unserem Wegele'schen Dante. Ueberraschend war und charakteristisch erschien mir für die Construction dieser in ihrer Art bedeutenden Intelligenz — ich meine Dante — daß der Mann selbst über die Italienische Volkssprache — Herkunft und Zusammensetzung, — die er doch in das historische Dasein zuerst gerufen hat, ganz phantastische und falsche Ansichten hatte. — Zum Weihnachtsfeste, das wir mit meiner Frau zum ersten Mal selbänder feiern, trifft diese im Verhältnis zur Festversammlung riesenmäßige Zurüstungen, so daß die manchen Briefe, die sie jetzt zu schreiben hat, kaum unterkommen. Unter diesen Umständen bittet sie Dich sie für dieses Mal zu entschuldigen, wenn sie sich über St. Januarius selbst etwas zu schreiben für jetzt noch vorbehält. — Von hier will ich nur melden, daß Socin, — der Chirurg — nach heißem Kampfe mit Würzburg hier bleibt, Heyne im Frühjahr nach Göttingen geht, Kastan zur selben Zeit wahrscheinlich nach Berlin. Wir bleiben da und hoffen sehnlich in den nächsten Tagen auch von Dir wieder zu hören. In Treue stets
 der Deine
 Fr. D.

Lieber Freund,

Basel 15, Jan. 83.

ich muß Dir doch gleich die große Freude mitteilen, die ich eben gehabt habe, und überdies hätte ich Dir, wenn ich sie nicht gehabt hätte, schon früher geschrieben. Denn ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich nach Nachricht von Dir sehr verlange. Köselig, der treffliche, war aber da, und so lange bin ich, wie von Anderem, so auch von diesem Briefe abgehalten worden. Er kam Freitag an und blieb bis heute — Montag — da, wo er mit demselben Zuge wie Du am 18. Nov. abreiste. Doch von seiner Anwesenheit wirst Du schon durch ihn selbst wissen, da er dir am Samstag schrieb. Er wird dir wohl auch mitgeteilt haben was er in Deutschland schließlich erreicht und nicht erreicht hat. Erreicht doch, außer dem was K. bei dieser Expedition etwa gelernt hat, doch Verbindungen, die mir wenigstens was die Personen von Riedel in Leipzig und Schuch in Dresden betrifft für die Zukunft nicht ohne Werth zu sein scheinen. Daß es aber für's Nächste nicht mehr ist, ist mir, nun ich die Partituren, oder doch die von Scherz, List und Rache mit ihrem complicierten Orchester gesehen habe, nicht ganz wunderbar. So wie wir aber alles von K. am Klavier gehört

haben, würden wir uns nicht leicht darüber zu trösten wissen, wenn diese höchst reichen, liebenswürdigen und freudigen Musiken nie das Leben der Aufführungen erlangten.* Nur der Ouvertüre des Matrimonio konnte ich keinen Geschmack abgewinnen und die zu Scherz, List und Rache, war wegen Unausführbarkeit am Clavier nicht zu hören. Sonst habe ich voller Lust zugehört und bin oft entzückt gewesen. Bei diesem Reichtum an Erfindung, — wobei ich nichts sage von dem was davon etwa in der Instrumentation stecken mag und sich meinem Judicium ganz entzieht, — bei dem Eindruck, den ich überhaupt wieder von K's Persönlichkeit hatte und ihrer großen Tüchtigkeit, habe ich ihm ungeachtet der noch bestehenden Unabsehbarkeit seiner Zukunft, von Hoffnung und Zuversicht erfüllt, heute wieder Lebwohl gesagt. Je mehr wir aber auch Deiner gedacht haben, um so mehr fiel mir auf's Herz, daß ich so lange von Dir nichts gehört habe. Und Köseligens Nachrichten waren noch älter. Auch Dein letzter Brief nach Empfang des meinigen vom Schluß des Jahres brachte ja durchaus nicht die erwünschte Beruhigung über Dein gegenwärtiges Ergehen und mit Besorgnis erschah ich insbesondere daraus, oder meinte wenigstens zu ersehen, daß Du es für jetzt aufgebist eine passende Wohnung in Genua zu finden. Daß Du zur Zeit auch „physisch sehr viel leidest“, ist natürlich unsere stete Besorgnis in diesen Wochen gewesen, wo ich oft daran dachte, daß Dir darüber nicht auch die große Errungenschaft der letzten Jahre, die Wiederherstellung Deiner Gesundheit, wieder verloren gehe. An einem der letzten Abende des vergangenen Jahrs lasen wir noch einmal Deinen Sanctus Januarius zusammen. Wir haben ihn allerdings nicht gerade als das Buch eines Asketen gelesen und können auch jetzt nicht glauben, daß was darin von etwas dieser Art ist, das Beste davon ist. Doch nicht blos Selbstüberwindung hat Dir die Stimmung verschafft, in der Du diese prachtvollen Seiten schriebst, und gewiß ist es nicht unmöglich, daß Du auch ohne Selbstüberwindung den Zugang dazu wieder findest. Aber allerdings ist uns der Gedanke schmerzlich gewesen wie anders das Jahr für Dich schloß als es begonnen, und wir wollen nur wünschen des eben beginnenden Gang möge entgegengesetzt sein, und nehmen den bösen Anfang als Omen dazu an. Meine Frau grüßt auf's herzlichste und ich bin stets der Deine

Fr. D.

Lieber Freund,

Basel 28. Jan. 83.

eben hatte ich über Venedig, da ich mit nachgerade peinlicher Ungebuld auf etwas der Art wartete, wenigstens Kunde über ein Lebenszeichen von

* K. hat eine einfacher gefegte Pastoralmusik im Sinne, die er dann Liedeln schicken will, und ich riet dringend dies zu thun.

Dir, das vom 10. d. M. datiert sein sollte, erhalten als auch Dein am 20. von Kapallo abgegangener Brief eintraf. Du schreibst zur Zeit keine lustigen Briefe, kannst sie gar nicht schreiben und ich sie nicht erwarten. Aber etwas sehr Gutes stand in Deinem letzten, so daß schließlich, als ich ihn gelesen, doch ein Gefühl der Erleichterung überwog: die entschlossenen Worte meine ich, Du wollest noch etwas von Dir und dürfest dich durch schlechtes Wetter und schlechten Ruf nicht daran hindern lassen. Stünde Dir nur kein Hindernis ernster im Wege als dieser „schlechte Ruf“. Ich glaube nicht daran, was Du auch in diesem Sommer von „Geringschätzung“ in Deutschland erfahren haben magst. Ich empfinde lebhaft genug, welche Behandlung ein Keßer wie Du, dessen Haeresieen in solcher Weltverlassenheit, wenn ich so sagen soll, wie zur Zeit die Deinen, laut werden, dort zu gegenwärtigen hat, und bezweifle gar nicht, daß manches Mal, wenn man sich Deiner erwehrt, unmanierlich genug alle gegen Dich bestehende Vortheile auch benutzt worden sind, ich will auch Dir nicht zumuthen, Dich solcher Behandlung wieder auszusetzen, aber in Deinen Gedanken braucht sie Dich nicht als Geringschätzung zu bedrücken. Ich versichere Dich ich habe von solcher Geringschätzung noch nichts gemerkt, und kann vielleicht doch auch gegen den Einwand, daß mein eigener Ruf nicht der beste und was Dich betrifft mit wenig zu Ohren kommt, darüber zeugen. Gewiß ist, daß ich noch bei keinem der freilich wenigen Menschen, die sich z. B. hier bei mir über Dich erkundigen, die geringste Aenderung im Tone des Antheils, in welchem es geschieht, wahrgenommen habe, und ich horche scharf hin. Und auch aus den öffentlichen Aeußerungen über Deine Schriften ist, wenn sie nur auftauchen, auch wo das Mißfallen nicht verhehlt wird, nichts weniger als geringe Schätzung, geschweige denn Geringschätzung ausgedrückt. Von einem kleinen Aufsatz im Novemberhefte der Internat. Monatschrift hast Du, wie ich durch Köselig erfahre, schon Kunde. Er gehört zum Erfreulichsten was ich in der Art über Dich gelesen. Als Verfasser gibt sich im Inhaltsverzeichnis des ganzen Jahrgangs „Ernst Wagner“ zu erkennen. Aber auch in Nr. 3 des laufenden Jahrgangs der Lindau'schen Gegenwart finde ich kürzlich, mit „H. D.“ gezeichnet, eine kurze Anzeige, gewiß von keinem Freunde, aber sehr anständig gehalten und der Anregung des Interesses für den besprochenen Schriftsteller nur günstig, und zwar höheren Interesses als Blätter dieser Art sonst selbst für ihre Günstlinge in Anspruch zu nehmen pflegen. Ungeheuer viel ernster als „Geringschätzung“ scheint mir Deine Gesundheit Dich zu bedrohen, und da ist es denn das Traurigste was Du mir jetzt schreiben kannst, daß es damit wieder „stark rückwärts“ geht. Ich bitte Dich dringend, schone sie, friere nicht ohne Noth und nähre Dich nicht schlecht. Ein Mensch, der im Frühjahr 1879 sich in solchem Zustande wie Du befand und sich 3 Jahre darauf mit einer Miene

wieder blicken lassen konnte, wie Du im letzten Frühjahr, hat noch einen Schatz von Gesundheit in sich. Augenblicklich hast Du doch vor Allem an diesem Punkte das Steuerrad Deines Schicksals in Deiner Hand. Daß Du in Genua wieder keinen Ofen haben sollst thut mir sehr leid, denn der Winter soll in diesem Jahre im Süden hart sein. Doch ist dort das Schlimmste wohl vorbei. Mit Ungeduld erwarte ich auch, daß Du wieder über Dein Geld verfügst, und sehe es gar nicht gern, daß Du so wenig brauchst. Laß Dir doch ja nichts wesentlich Nothwendiges abgehen und halte Dir nichts Anderes als Deine Gesundheit vor. Für den Sommer halten wir am Gedanken einer Zusammenkunft in den Bergen fest. Nimm es mit der „Wildnis“ nicht zu streng, daß auch eine Frau gut mit kann. Die meine hat, glaube ich, eine Lustcur auch recht nöthig, ich bin in diesem Winter gar nicht ganz zufrieden. Sie läßt Dich aufs herzlichste grüßen. Laß es Dir in Genua besser gehen, Glück zur Ueberfiedelung, Immer der Deine
Fr. D.

Lieber Freund,

Basel Ostersonntag 1883.

Besser die Zeit, die Dir lang vorgekommen, ist auch wirklich lang gewesen, als ich könnte mich rechtfertigen und Du hättest Dich getäuscht. Mein letzter Brief ist allerdings vor Wochen geschrieben, längst fiel mir selbst dies auf's Herz, und doch habe ich sogar die erste Woche der Ferien eben ablaufen lassen ohne mir dagegen geholfen zu haben. Von Muße, die mir diese Ferien gebracht hätten, ist eben keine Rede. Briefe und kleinere Arbeiten aller Art, die abgelaufen waren, fielen sofort an der Schwelle über mich her. Ein paar Anzeigen, die durchaus in diesen Tagen fertig werden müssen, liegen jetzt noch auf mir, und dazu die Vorbereitungen zu einem kleinen aber neuen Colleg, das ich hauptsächlich zu meiner eigenen gründlicheren Information lese (Geschichte des neutestamentlichen Textes). Daran erlahmt zeitweilig selbst der fast schmerzliche Drang zu einer Antwort, den neuerdings zumal Deine Briefe und das schwere, darin sich aussprechende Leiden erzeugen. Ich kann Dir nur sagen, auch für Deine Freunde ist es eine ernste Sache, daß Du trotz Allem obsteigst, für alle die Dir anhänglich sind im gewöhnlichen Sinne, für diejenigen, die dich auch als „Fürsprecher des Lebens“ schätzen noch in einem besonderen. Übermäßig dunkel lasten auf Dir augenblicklich Deine Vergangenheit wie Deine Zukunft, beides wirkt auch gewiß verderblich auf Deine Gesundheit und ist so nicht weiter zu ertragen. Bei der Vergangenheit, Deiner geistigen, denkst Du nur an Fehlgänge und Unglücksfälle, nicht an das was davon zu überwinden Dir noch stets möglich war. Andere, die Dir zugehört haben und keineswegs nur Deine Freunde, haben meist auch dieses nicht übersehen. Wenn ich an das, was Dir auch gelungen ist denke, so erinnere ich Dich an Deine Basler

Wirksamkeit als Lehrer besonders, theils als deren Zeuge, theils weil mich das gleich auf Deine Zukunft bringen wird. Übevoll von ganz andern Dingen, wie Du damals warst, hast Du Deinem Amt mit halbem oder Viertelsherzen obgelegen, immerhin mit etwas davon und jedenfalls mit solchem Erfolg, als ob es viel mehr gewesen wäre. Warum willst Du meinen Du werdest nichts Gutes mehr machen, es sei überhaupt Nichts mehr gut zu machen? Das widerspricht schon englischer, sprichwörtlicher, also alter Weisheit, in der neuen Dir selbst geschaffenen Deiner Philosophie hat es vollends keinen Raum. Diese täuscht Dich zwar nicht über die Hemmnisse Deines Lebens und seiner festen Gründung, aber sie gestattet Dir auch nicht sie zu überschätzen und Dich zu ergeben. Du fragst aber: Wozu noch etwas machen? Zum Theil wenigstens tritt Dir, mein ich, diese Frage aus der Dunkelheit, nämlich ungewöhnlichen Unabsehbarkeit Deiner Zukunft entgegen. Du schriebst mir neulich Du wollest „verschwinden“. Deiner Phantasie schwebt dabei ein ganz bestimmtes, ohne Zweifel selbst sehr lebhaftes Bild vor, und es erfüllt Dich mit der Zuversicht, (die ich mit solcher Freude doch immer wieder in Deinen Briefen auch jetzt hervorbrehen sehe), Dein Leben solle Gestalt bekommen. Einen Freund kann aber die Eröffnung einer solchen Aussicht nur mit der äußersten Bänglichkeit erfüllen. Er hat jenes Bild nicht und daß Du Dich dabei mit Frau Wagner zusammenstellst beruhigt ihn am Wenigsten. Sie ist wirklich, ohnehin am Schluß ihres Lebens, in einer Lage wo ein solches schließlich sich vollkommen auf sich selbst zurückziehen und auf das was man gegen alle Welt sein eigen genannt hat bei dem natürlichen menschlichen Egoismus noch etwas wahrhaft beglückendes haben kann, und dies, meine ich, sogar in vollständiger Übereinstimmung mit einer verständigen, auf die menschliche Natur und sonst nichts gegründeten Moral. „Dein Verschwinden“, wenn es überhaupt etwas mit dem der Frau Wagner gemein haben soll, würde Dir gewiß kein Glück bringen. Ich sehe keine Möglichkeit für die Beruhigung, deren Du zur Zeit so sehr bedarfst, so lange Du nicht festere Ziele für Dein künftiges Leben ins Auge faßest. Und da will ich Dir denn einen Gedanken mittheilen, den ich kürzlich in Hinsicht auf Dich mit meiner Frau schon besprach und der uns Beiden der Überlegung nicht unwerth erschien. Wie wäre es wenn Du daran dächtest wieder Lehrer zu werden, ich meine nicht akademischer, sondern Lehrer etwa des Deutschen an einer höheren Schule? Ich begreife sehr wohl alles Peinliche was Berührungen mit dem adulten Männergeschlecht der Gegenwart für Dich haben, eine Rückkehr über die Jugend wird Dir ungleich leichter sein, oder vielmehr Du kannst selbst auch bei ihr ganz stehen bleiben und in Deiner Weise für Menschen wirken. Sodann ist solcher Lehrerberuf einer von denen, ja darin vielleicht keinem andern vergleichbar, für welchen Du in diesen letzten Jahren nicht nur keine Zeit verloren hast,

sondern für welchen Du nur noch reifer geworden bist. Endlich würde es Dir mit einer Absicht dieser Art auch äußerlich — verzeih den schauderhaften aber in unserer Zeit verständlichen Ausdruck, und ich will nur kurz und verständlich sein — an Anknüpfungspunkten nicht fehlen. Denn ich bin überzeugt — rede übrigens dabei und in dieser ganzen Sache in strengstem Sinne nur aus mir heraus — daß Du hier damit ankämeest. Bei diesen Andeutungen lasse ich es bewenden, das führst Du Alles, wenn der Gedanke bei Dir nur überhaupt anklingt, ja so schön wie ich's nur wünschen mag bei Dir aus. Für jetzt ist mein bester Trost, daß ich Dich unter ärztlicher Aufsicht weiß und da hoffentlich nichts Wesentliches und wirklich Zutragliches versäumt wird. Den Winter haben wir erst auch erst im März zu kosten bekommen und noch vorgestern war ein äußerst rauher Tag. Möge es sich nun bald wenden, damit Du an eine zweckmäßige Übersiedlung denken kannst. Über Bungeret können wir Dir gar nichts sagen, ich habe nur eine dunkle Erinnerung an seinen Namen unter den Anzeigen des letzten Blatts der Frißsch'en Musikzeitung. Weißt Du etwas von Köselig? Ich schrieb neulich wieder zum ersten Male seit seiner Abreise von hier und habe selbst wohl bald 2 Monate nichts mehr von ihm gehört. — Die Nachrichten über Deinen „Zarathustra“ sind mir äußerst verdrießlich, und ich will nur hoffen, daß Du Dich durch Ungebuld zu keinem Bruch hinreißen lässest, oder wenigstens zu keinem außer mit dem Gedanken sofort weiter für den Fortgang der Sache, wo wir denn sehen müßten, wie etwa dafür Rath zu schaffen wäre. Was Du mir von der Entstehung des Gedichts schreibst erfüllt mich mit Vertrauen auf seinen Werth, und für Dein Heil als Schriftsteller habe ich neuerdings immer von einem Werke dieser Art Hoffnungen gehabt. Daß es Dir mit den Aphorismen so wenig geglückt, läßt sich, meine ich, mit mehr als einem Grunde erklären. Soll ich an Schmeißner einen Mahnbrief schreiben oder anfragen? — Diese Woche erhalte ich Dein Geld, dieses Mal 1000 frs. Was soll ich Dir davon schicken und wie? Ich denke nun rekommandiert an Deine Adresse, was aber nur mit Papier zu machen ist. — Mit herzlichsten Grüßen meiner Frau, in Sorge und Freundschaft stets Deiner gedenkend
Dein Fr. Overbeck.

Lieber Freund,

[Basel, 13. Okt. 1884.]

auch heute ein Wort nur, weil zu Mehrerem im Drange sonstiger Geschäftigkeit durchaus keine Zeit ist, um Dir aufs Herzlichste meinen und meiner Frau Glückwunsch zu Deinem Geburtstag darzubringen. Die Gesundheit hättest Du ja wenigstens zu einem leidlichen Stande gebracht, und auch die Augen scheinen, einer neulichen Mittheilung ungeachtet, da Du neustens darauf nicht zurückgekommen bist, zu keiner dringenden Besorgnis Anlaß zu geben. So richten sich denn unsere Wünsche für das kommende

Lebensjahr vor Allem auf eine stetigere, beglückendere Gestaltung" Deines Lebens, auf Erfolge irgend welcher Art, wie sie Dir gestatten, Dir namentlich gestatten Dich in einem wenn auch noch so kleinen Kreise mit Dir lebender Menschen zu fühlen. Augenblicklich erfreut Dich, wie wir schon in München hörten, Musik, und so wird Dir das erste, eben erschienene Heft von Fuchs: „Die Zukunft des musikalischen Vortrags und sein Ursprung“, nehme ich an, doppelt willkommen sein. Er schickte es mir neulich mit handschriftlichem Motto aus Zarathustra „Ich liebe den, welcher die Zukünftigen rechtfertigt“ usw. Das Werk ist aus dem Drang reichster Erfahrung geschrieben, und tritt nach Riemann's Anregung einer Corruption entgegen, die kaum je so gewaltig hätte um sich greifen können, wenn Musiker und Musiklehrer etwas häufiger so viel Geschick hätten auch in Worten sich über ihre Kunst auszudrücken und so viel Gedanken für sie wie Fuchs. Sobald ich das für Dich bestellte Exemplar in Händen habe erhältst Du's. Das Werk verspricht Dir auch als altem Metriker sehr interessant zu werden. — Den gewünschten Köselig wirst Du nun auch haben, und ich will das Heft nur Deiner treuen Obhut empfohlen haben, es ist wohl unerfänglich. In München lernte ich nun auch den Maler kennen, ein Ebenbild seines Bruders, besonders in seiner ganzen Art sich zu geben. Leider sah ich ihn nur ein Mal, da ich ihn am Vorabend meiner Abreise verfehlte, und so kam ich auch um die Bekanntschaft mit seinen Bildern. Empfehl mich doch bitte gelegentlich den Herrn Hegar und Freund. Stets Dir in Treue ergeben
Dein Overbeck.

Lieber Freund,

Basel 8. März 86.

es kommt mir recht lange vor, daß ich nichts mehr von Dir gehört habe. Endlich erführe ich gern wieder wie es Dir inzwischen gegangen ist. Ich fürchte, hoffend daß nichts Ernsteres sonst Dir zugesetzt hat, der strenge Winter werde Dir wieder zu schaffen machen, von dem auch Italien nicht verschont geblieben ist. Hier ist er wenigstens, wenn wir auch in einzelnen Jahren schlimmer gestoren haben, doch auffallend hartnäckig, und wir stecken augenblicklich wieder in einem Schnee, wie er auch zu dieser Zeit hierzulande phaenomenal ist. Ich hatte denn auch kürzlich einen Katarth, wie ich ihn in Basel kaum erlebt habe, und ganz los bin ich das Übel noch nicht. Mit anderen Beschwerden ist es aber in diesem Winter viel besser gegangen und auch meine Frau ist sehr gut durchgekommen. Der extravaganen Lage des Osterfestes werde ich recht lange Ferien verdanken. Denn unsere Baseler Festnacht zwingt uns schon mit Ende der Woche das Semester zu schließen, da anzunehmen ist, daß unsere Studenten den kleinen Rest, der dann noch bleibt, stehen lassen. Ich will sehen ob ich nicht wenigstens das erste Heft „Patristische Studien“, die ich wieder ausgehen zu

lassen die Absicht habe, zu Stande bringe. Im Plane sind 3 fertig. — Wie wird sich Dein nächster Sommer nun gestalten und wird etwas aus den gemeinschaftlichen Plänen mit Deiner Mutter, da nun der Weggang Deiner Schwester stattgefunden hat? — Meine Frau trägt mir einen freundlichen Gruß auf. Wir hoffen bald wieder Gutes von Dir zu hören. Dein treu ergebener
Fr. Overbeck.

Lieber Freund,

Basel, 4. Juli 1887.

Meine Frau war am Sonnabend in acht Geschäften, in zweien am Markte, nirgends war der gewünschte Thee zu finden, ja an den meisten Orten wußte man nichts von ihm, an andern wurde behauptet, daß er wenigstens jetzt hier nicht mehr zu haben sei. Und doch habe ich die freilich ganz undeutliche Erinnerung als sei mir vor gar nicht langer Zeit auf einem Gang durch die Stadt oder vielleicht auch wiederholt irgendwo eine Blechbüchse mit dem Namen Hornemann vor dem Gesicht vorbeigehuscht. Du selbst wirst wohl eine genauere Erinnerung an die Bezugsquelle nicht mehr haben. Jedenfalls gibt meine Frau die Umfrage noch nicht auf und begibt sich noch heute abermals auf den Weg wenn ihr die unerträgliche Hitze nicht gar zu sehr zusetzt. Ich selbst bin leider noch nicht wieder zu voller Beweglichkeit gelangt, obwohl es viel besser geht. Heute fahre ich zum ersten Male wieder ins Colleg und gleich wieder heim. Ich glaube auch diese unverhofft rasche Herstellung den Meeressalzbädern zu verdanken die ich zur Zeit brauche und mit denen ich selbst eine weitere Kur mir ersparen zu können schon fast hoffe. Selbst der Arzt verhält sich nicht ganz ablehnend. Die Badestube im Hause macht den jetzigen Modus sehr bequem. Augenblicklich macht mir der Rheumatismus weniger zu schaffen als der Magen, dessen Unlust zu seinen primitivsten Funktionen schon seit vielen Wochen immer wachsen, auch einen selbst recht deprimiert. Bis jetzt wenigstens hat es auch bei mir Carlsbader Salz noch nicht getan.

Den herzlichsten Dank für die bevortortete Morgenröte! Deine Zusendungen, lieber Freund, stehen nur immer mehr zum Verdienste des Empfängers außer allem Verhältnis. Ich lege noch gar nicht Deinen Maßstab als Versenkten an, wenn ich außer Stande zu sein erkläre mich in Deine Tiefen, wie sie es forderten zu versenken. Soll ich nicht überhaupt es aufgeben noch etwas selbst fertig zu bringen, so muß ich sie mir in gewisser Weise fern halten. Dabei liegt mir nichts ferner als das Bedürfnis mich der Einwirkung Deiner Sachen moralisch zu erwehren, insbesondere der Dankspflicht, die ich dagegen habe, zu erwehren. Das Bewußtsein ist mir vielmehr eine Freude, daß die nüchternste, bescheidenste literar-historische Untersuchung, die ich etwa noch zum Besten gäbe, so wie sie ausfiel, nicht ausgefallen sein würde, wenn Du nicht wärest. Allein bei diesen höchst un-

scheinbaren Nachklängen muß es bei mir bleiben. Von der bloßen genußreichen Freude, die ich habe so oft ich über Deine Sentenzen und kleinen Aufsätze gelange, und so auch hatte bei der Lectüre Deiner neuesten Vorrede, will ich wie billig gar nichts sagen. In einem gewissen Sinne schlägst Du gewiß Probleme der Zukunft an, immerhin hoffe ich immer für Dich, Du erlebst den und jenen Leser, den Du wirklich von ihrer Morgenröthe strahlend achten kannst. — Fürs Nächste sei Dir baldigst Genesung von Deiner gegenwärtigen Depression gewünscht. In diesen tropischen Tagen bist Du jedenfalls auf Deiner Höhe zu beneiden. Meine Frau läßt schönstens grüßen.
Dein treu ergebener Fr. Overbeck.

Lieber Freund,

Basel, 20. November 1887.

Ich bin selber schuld wenn ich an diesen Brief heute nur mit einer peinlichen Empfindung gehe, darüber nämlich was ich alles habe vorüber gehen lassen, bevor ich schrieb. Deinen Geburtstag hast Du dieses Mal ohne meinen Glückwunsch gefeiert und es ist mir selbst aufs Herz gefallen, nicht bevor ich den Deinen zu meinem Feste in den Händen hatte. Deinen Hymnus habe ich seit Wochen, Deinen letzten Brief doch auch seit einigen Tagen und seit Mittwoch auch das neueste Buch, welches seine Bestimmung des Exemplars als Geburtsgabe ausdrücklich bestätigende Karte Naumanns begleitete. Und auch noch heute schreibe ich nur um zu bekennen, daß ich noch nicht im Stande bin für das alles auch nur mit einem Briefe recht zu danken. Gerade um den 15. October herum war ich in der ersten Hitze der Not in die ich durch Arbeit für meine Vorlesungen wieder gekommen bin und aus der ich für Monate noch nicht entkomme. Du kannst versichert sein, daß es schlimm sein muß, wenn ich Dich ein neues Lebensjahr antreten lasse ohne mit meinen herzlichsten Wünschen dabei zu sein und wie sehr mich alles Übrige, was ich erwähnt habe, mit Freude erfüllte und zu Dank verpflichtete wirst Du auch nicht bezweifeln. Im Hymnus erkannte ich, so sehr mich die Partitur, die ich entfaltete, überraschte, sofort schon mit den Augen einen alten Freund und freute mich die schöne, ungemein eindringliche und würdevolle Weise nun auch würdig angetan und der Welt zu Gehör gebracht zu sehen. Neu war freilich manches, was der neue Text gebracht, wie der prachtvolle, wiederum so sprechende Accent auf das erste „Pein“ und die mir fast noch mehr ins Herz klingende Beschwichtigung der Schlußakte. Vor allem freute ich mich aber wie auch beim Buch Dich wieder in dieser Weise tätig zu sehen, bei der intimen Überzeugung, Die ich von Deiner Beglückung dabei habe, in welcher ich dann mit besonderer Beruhigung an Dich denke. Köselig kündigt eine Aufführung des Hymnus in Carlsruhe an, sollte sich nicht auch Basel dafür interessiren? Mir kommt Deine jetzige Musik außerordentlich einfach vor. Mit dem Buch habe ich zur Zeit mir nicht anders

zu helfen gewußt, als es sofort zum Buchbinder zu schaffen und dann kommt es in eine Art Verschuß bis Weihnachten. Nicht daß ich Deinem Buch vorwerfen könnte, mir die Zeit zu sich selbst nicht dazu zu schenken. Ich brauche nur anzufangen zu lesen und ich habe sie und nicht bloß zum lesen sondern um auch dann für anderes die Gedanken zu verlieren. Aber freilich das Geschenk ist in diesem Falle natürlich mir geraubt, und ich muß in diesem Augenblick mich bei mir selbst als Hofhund anstellen. So habe ich denn zur Zeit nur in die Vorrede hineingeblickt und ich weiß nicht ob mit Recht einen Eindruck gehabt, wie wenn sie schon noch geeigneter sein möchte, Deinen Leserkreis zu erweitern als ihre neulichen Vorgängerinnen, die mir bisweilen immer noch zu sehr weltabgeschlossen und für Freunde geschrieben für solchen Zweck vorgekommen sind. — Herzlich freut mich, daß Du in diesem Winter eine Studierstube hast und eine heizbare dazu. Nachgerade muß Du daran denken, Dir Sils-Maria und Nizza wohnlich zu machen, die es nachgerade auch Dir schuldig sind, das ihrige dazu zu tun. Hier würde Dir das Dasein in diesen Wochen unerträglich. Wir hatten schon unerhört rauhe Tage und neuerdings, heute zumal, Tage wo man im „Herbstglauben“ wenn auch nicht singen so doch sagen möchte: „Man weiß nicht, was noch werden mag“, nämlich ob nicht ewige Finsternis wird. Neulich schickte ich Dir unter neuer Hülle, da die ursprüngliche in desolatestem Zustand war, ein von Lorenz für Dich hierhergesendetes Buch. Ich habe von einem interessanten, wenn auch schon geäußerten Gedanken darin rückwärts der Abstammung des Islam aus christlichen Einflüssen gehört. — Ich wollte ich hätte etwas mehr Muße zum Schlusse meines 50. Jahres gehabt und von Dresden habe ich auch immer recht bekümmernde Nachrichten. — Meine Frau läßt aufs herzlichste grüßen. Habe Dank für alles. Dein stets treu ergebener
Fr. Overbeck.

Junggesellenbrevier

von Hans Wantoch

Die einen aus der Kategorie Mann stehen unter einem Ehezwang. Zu heiraten ist ihr Schicksal. Ein-, zwei-, selbst dreimal in einem einzigen Leben, wie es das dämonische Verhängnis August Strindbergs war. Sie können nach der Trennung von ihrer ersten Frau sozusagen nicht ledig über die Gasse. Vom Scheidungsamt führt sie der Weg mit beklemmender Unerbittlichkeit in das Haus ihrer Braut. Und dennoch, das erste Weib hatte in ihr Dasein hineingefuscht und sie in ihrem Tiefsten aufgeschauelt, wie es kein anderer Mensch vermag, nicht die sinnzerstörende Treulosigkeit einer leidenschaftlich Geliebten, nicht der überrumpelnde Verrat eines Freundes, nicht einmal die danklose Abkehr eines Sohnes, in dessen Wirken man die krönende Vollendung seiner Arbeit erhofft hat. Denn kein anderes Leben ist so vielfältig in das eigene gebunden; durch das Verlangen des Bluts und die abgekühlte Preisgabe aller Gedanken. Sein ganzes Wünschen und Wollen auf Erden, seine ganze ungeborene Zukunft hat man als mißstrebendes Verlangen in dieses Wesen übergepflanzt, und es ist durch die respektierenden Satzungen der Gesellschaft und weit darüber hinaus durch ein transzendentes Glie mit einem verkettet, das selbst den Vorurteillosesten und Freidenkenden mit einem Weihegefühl umnebelt. Wie bricht dann so ein Riß Tausende Wunden auf! An tausend Stellen raubt solch eine Trennung den Menschen aus. Ein Stück Herz scheint dabei mitzugehen, die elastische Spannkraft der Arbeit dünkt irgendwie verkürzt und sogar die bürgerliche Achtung und Geltung — ganz heil bleiben auch sie nicht. Trotzdem, sie probieren es von neuem. Trotz der Spöttelei und dem Gelächter der Leute, denn die Leute dünkt es nicht sonderlich klug; sie glauben, so einer könnte vom ersten Male genug haben, und schließlich refümieren sie: Dummkopf. Trotzdem, diesen Menschen gilt das ständige Dasein eines Weibes als Luftraum und Atmosphäre, in der allein sie zu existieren vermögen, sie brauchen all diese Ingredienzien der Ruhe, der Stetigkeit und besonders der präliminierten Dauer bis ans Ende der Tage, und sie können ohne diese diskreten Intimitäten der Alltäglichkeit einfach nicht sein. Dies ist ihr unentrinnbares Schicksal, das Tausende — in ihrer kleinen, befangenen Dumpfheit unzählige Male bespöttelt — erduldet haben, das aber erst durch das Martyrium des großen nordischen Dichters, ergreifend und in Ehrfurcht erschütternd, gekrönt worden ist.

Die andern aber, die scheinen seit eh und jeh in einen beschwingteren und freieren Luftraum emporgehoben. Ein verführerisches Aroma der Abenteuerlichkeit umschwebt sie. Ohne Beklemmnis führt ihr Weg aus einem vagen

Jrgendwoher in ein launisch bewegtes Jrgendwohin. Von dem Glanz eines Geheimnisses ist ihre Reife umfunkelt und ihr Altwerden von der anziehenden Melancholie des Einsamseins und einer Unsumme delikater Erfahrungen, leicht angegilbt wie die edlen Spitzen eines genießerischen Rauchers oder die Ränder köstlich alter Elzevire. O, wenn sie reden wollten! Und sie erzählen in der kühlen unpersönlichen Distanz, die man so mit den Jahren zu längst verwehmem Erleben gewinnt. Sicherlich, manche, viele von ihnen springen mit dem ersten grauen Schläfenhaar von ihrer Lebenshaltung ab. Auch sie sind nicht die echten Junggesellen. In denen nämlich ist stärker als die haltlose Bangigkeit vor dem gebrechlichen Alleinsein, stärker als die Sehnsucht nach einem Kind (dieser modernen Transzendenz eines Fortlebens in einem anderen), stärker und teurer gehegt ist in ihnen dies: die adrierende Ehrfurcht vor dem Weib. Denn selbstverständlich, der Junggeselle ist nicht misogyn. Seine anmutigsten Launen, seine zärtlichsten Empfindungen umschwärmen ständig das Weib. Das Gegenstück zum Weibhasser präsentiert sich in ihm, und nur in festlich frischen Augenblicken seines Geistes, seines Leibes, seines ganzen Habitus sich dem angebeteten Wesen: Weib zu nahen, erlaubt ihm sein Junggesellengefühl. Dies ist die tragisch angefärbte Ironie ihres Kultes, daß ihre Frauenverehrung sie nicht ständig an der Seite einer Frau sein läßt. Nur in strahlender Laune und an den Feiertagen ihres Körpers fühlen sie sich würdig, und allemal liest sich das Kapitel „lui et elle“ in ihrem Leben wie ein raffinierter alter Duodezband mit Goldschnitt.

Nie überkommt den Junggesellen dieses Formats der eigensüchtige Trieb, aus Angst um sein Persönchen ein Weib zu fliehen. Er bleibt nicht Junggeselle aus Furcht vor dem Zwang der Zweierheit. Diese Kategorie, die man mit dem griesgrämigen Geiztragenwort Hagestolz besser bezeichnet, schaltet aus von dem amourösen Junggesellentum. Ihre Serie freilich ist groß und mit Zelebritäten gepußt. Grillparzers verdrossene Physiognomie taucht auf und seine verzerrte Tragödie mit Kathie Fröhlich, „der ewigen Braut.“ Da ist das Gedicht, in dem der geniale Wiener Raifoneur das Programm all derer gezeichnet hat, die die Furcht vor Besonderheit und Eigenart des anderen, die die Angst vor der unbiegsamen Persönlichkeit des Weibes in ein Hagestolzschicksal gedrängt hat. Und man könnte dem Beispiel Grillparzers noch Michelangelo anreihen, der seine Ehescheu mit dem bigamistischen Motiv begründete: „Ich habe mich mit der Kunst vermählt.“ Und den Raßensprung einiger Jahrhunderte später Pitt den Älteren, der „mit dem Vaterland verheiratet“ zu sein behauptete. Sie alle mit den erlauchten Namen und tausend andere, die der Mangel der Weltbedeutung ungenannt verklingen ließ, sie haben die Freiheit mehr geliebt als ein Weib und haben von der Umfesselung des Ehebandes eine Umschnürung ihres expansiven Strebens gefürchtet.

Hier spitzt sich das Junggesellenproblem rundfragenhaft zu: ist es für das Genie förderlich, sich an ein Weib zu binden? Wer aber wollte einem Menschen mit doktrinärer Indiskretion etwas in seine zarteste Privatangelegenheit dreinreden, warum etwa Goethe sich an die hausmagdliche Einfachheit Christianens gebunden, warum der eine geliebt und der andere wiederum gefreit, weshalb Bentham, der als Jüngling und als Mann von sechzig Jahren zweimal fruchtlos um dasselbe Weib geworben und jenseits der patriarchalischen Liebesgrenze an die nämliche geschrieben hat: „Ich lebe noch, zwei Monate über achtzig und hege für Sie lebhaftere Empfindung als damals, da sie mir auf der grünen Wiese jene Blume schenkten.“ Wer wollte irgendeinem Menschen, auch wenn er längst nur in seinen Büchern und Bildern lebt, mit einer schamlosen Fackel in die verschwiegenen Heimlichkeiten seiner Liebe leuchten und sich aus der kühlen Fremdheit seines Schriftstisches ein Urteil über das Erglühen seines Blutes anmaßen?

Das Problem von der Verbindung: Ehe und Größe ist nie im Leben auszubebattieren. Und Michelangelo, der für seine künstlerische Entwicklung, Pitt, der für seine Staatsphilosophie von der Ehe gefürchtet hat, ihnen könnte man Mozart gegenüberstellen, dessen Konstanze in den unergründlichen Augenblicken der Inspiration neben ihm saß und in den Pausen der Arbeit seine aufbrennende Phantasie durch die Erzählung von Märchen und Legenden kleinkinderhaft beschwichtigte. Man könnte auch an Thomas de Quincey, den Opiumesser, erinnern, den der bloße Vorfaß zur Ehe zu einer Herabminderung seiner täglichen Ostration von dreihundert auf vierzig Gran veranlaßt hat. Und wirklich: dies könnte einen verleiten, von einer Erziehung durch die Ehe zu psalmodieren. Aber dem Junggesellenproblem brächte es nicht um Haaresbreite näher.

Sein Kern nämlich liegt nicht in dem exoterischen Dilemma Liebe und Geist, sondern esoterisch in dieser Männer besonderem, überempfindsamem Gefühl für das Weib. Das Weib ist der Traum ihrer einsamen Nächte und der köstlich ausgestafferte Gedanke ihrer verschlenderten Tage. Ihre Einbildung ersehnt das unbeschreibbare Fest eines Weisammenseins von so minutiös ausbalanzierter Harmonie, von so bezaubernder Erquickung, daß die Wirklichkeit mit ihrer handgreiflichen Verbheit zur Bedrängnis, daß das Dasein der Geliebten beinahe zur schmerzhaften Störung ihrer phantastischen Schwelgereien wird. Darum heißt ihr Ideal nicht Don Juan, nicht Boccaccio, die leibhafte Realisierung der ewigen Liebessehnsucht, des magnetischen Folgenmüssens jedweder Art von der Weiblichkeit, als wäre es sein und ihr Schicksal, das tausendfältig Mögliche in jeder Wirklichkeit zu durchleben. Nicht dieses Greifbare der tausend Formen ist ihr Ideal, sondern ein Ungreifbares, etwas, das sich nie verwirklichen läßt: die Liebe par distance. O sicher, wir lächeln darüber. Und hier ist eine Grenze zur Umkehr: der

Junggefelle schließt mit der Not der Wirklichkeit ein Kompromiß, und tauscht seine Liebe par distance für eine Liebe in der Distanz von aller täglichen Gemeinschaft ein. Die Banalität der Gewöhnung schreckt ihn ab und jene beiderseitige Preisgabe der letzten Intimitäten, die nach dem Junggefellengefühl überhaupt nur von zwei Augen gesehen werden sollten. „Was blieb mir anders“, sagte das leibhaftige Urbild Dorian Grays, George Brummel, der Elegant am englischen Königshof, „was blieb mir anders, als mit Lady Mary zu brechen? Denken Sie, meine Braut aß Kohl, gemeinen Blumenkohl“. Und Brummel, der Junggefelle, bleibt in Ewigkeit unvermählt.

Aber in seiner Eheangst steckt ein gut Teil Ironisierung seiner selber; er gibt die Unmöglichkeit eines toujours perdrix zu, das er eigentlich fordert. Doch was ist seiner spielenden Laune logische Folgerichtigkeit? Mit einer anmutvollen Handbewegung schiebt er sie hinweg. Lieber sein Lebensprinzip aufgeben als den Genuß eines Augenblicks. Das liegt ganz in seiner Natur, die die Leute treulos nennen. Doch Fox hat mit der Witwe Elisabeth Arnstedt zehn Jahre lang in treuester Unehelichkeit gelebt und geliebt; und Hunderte von ihnen bringen ein Lebenlang als freiwilliges, stets von neuem ebenso bedeutsam gewährtes, wie bedeutsam empfangenes Geschenk dar, was Hunderttausenden eine unfestliche und gleichgültige Selbstverständlichkeit, träge Gewohnheit, abgestumpfter Zwang geworden ist.

R u n d s c h a u

Wells und der Sozialismus

von Engelbert Dernerstorfer

Der Sozialismus ist für mich eine sehr große Sache, die Form und Wesen meines idealen Daseins und meine gesamte Religion ausmacht. Wells.

Als einer meiner Freunde in den neunziger Jahren von einem Besuche Englands zurückkehrte, erzählte er mir, daß er vor seiner Abreise von London John Burns besucht habe. Burns war damals noch lange Zeit nicht Minister, dachte auch in jenen Tagen wohl kaum daran, es je zu werden. Er war ein angesehener Arbeiterführer und damals gerade in der Leitung eines großen Streiks begriffen. Der Streik hatte schon geraume Zeit gedauert. Mein Freund fragte Burns, wie es mit den Aussichten des Streiks stehe. Die für uns Kontinentale etwas ungewöhnlich klingende Antwort lautete: „In den nächsten Tagen wird es sich entscheiden. Denn jetzt handelt es sich darum, die Klaviere zu versehen oder zu verkaufen.“ Es waren freilich hochqualifizierte Arbeiter, die im Streik standen. Aber man darf wohl sagen, daß selbst bei den bestbezahlten Arbeitern Deutschlands die Frage des Klaviers keine Rolle spielen wird. Noch interessanter waren die Abschiedsworte Burns: „Sagen Sie Ihren Freunden in Deutschland und Österreich: den Sozialisten in England geht es schlecht, dem Sozialismus gut.“

Oft wenn ich über England, seine sozialistischen Bewegungen und seine sozialistischen Äußerungen in der Literatur lese, fällt mir diese Geschichte wieder ein. Sie kam mir auch in den Sinn, als ich die beiden Artikel Wells im Januar- und Märzheft der „Neuen Rundschau“ las.

Gewiß hat der Sozialismus jedes Landes seinen besonderen Charakter. Aber soweit es eine organisierte sozialistische Bewegung gibt, fußt sie zum weitaus größten Teil auf jenen theoretischen und praktischen Grundlagen, die ihr Karl Marx gegeben hat. Also auf jener Lehre, die nach Wells „noch der Durchbringung mit wahrhaft sozialistischen Ideen harret“. Wenn ich alles, was Wells in so feuriger und schöner Weise sagt, zusammenfasse, so kommt es darauf hinaus, daß er den Marxismus für einen „bloßen“ Arbeitersozialismus erklärt, der bar aller idealen und kulturellen Ziele einzig die wirtschaftliche Hebung der Arbeitermassen im Auge habe. Ein seltsames

Mißverständnis! Gerade die starke nichtsozialistische, nur gewerkschaftliche Arbeiterbewegung in England gibt uns das Bild der immerwiederholten Versuche der Erhöhung der Lebenshaltung der Arbeiterschaft und dieses Bild wird nicht „getrübt“ durch irgendwelche Theorien und Prinzipien. Würde Wells gegen diesen „Gewerkschaftssozialismus“ zu Felde ziehen, so wäre das wohl verständlich. Aber er kämpft gegen den tätigen Sozialismus, gegen den Sozialismus der organisierten Arbeiterschaft, und weil er voll ist von sozialistischen Idealen, ist seine Verstrickung in Mißverständnissen be-
dauerlich und nicht gleichgültig.

Der Sozialismus der Arbeiterschaft ist nach Wells, der dabei gewiß in erster Linie die Sozialdemokratie Deutschlands im Auge hat, „eine Lebensansicht, die der Einbildung des Tagelöhners angepaßt und durch seine Beschränkung beschränkt ist“. Er sagt ausdrücklich: „Eine unter den zahllosen Beziehungen des Lebens, die nämlich zwischen Kapital oder Arbeitgeber und Angestellten, ist dabei zu derjenigen geworden, welche alle anderen in Schatten stellt.“ Von kontinentalen Sozialdemokraten meint er: „Ausdrücke wie Bürgerrecht und wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau lassen ihn kalt. Daß der Sozialismus etwas über die wirtschaftliche Grundlage der Familie, über die soziale Seite der Ehe, über die Rechte der Eltern zu sagen hat, das kommt ihm, glaube ich, zuerst überhaupt nicht in den Sinn.“ Gegenüber diesen krassen Anschauungen des völlig materialistischen „Arbeiter-sozialismus“ hält es Wells für nötig, die Mittelklassen für den Sozialismus zu gewinnen. Unter Mittelklassen versteht er alle Schichten zwischen den manuellen Arbeitern und den Reichen, insbesondere auch Ärzte, Ingenieure, Architekten, Techniker. „Um diese Typen zu Sozialisten zu machen, heißt es schon anders appellieren als mit dem Gerede vom Klassenkampf und Enteignung und Abschaffung der reichen Müßiggänger, das bei einem Zimmer voll schweißiger Arbeiter so gut verschlägt.“ Um sie zu gewinnen ist es, meint Wells, wichtig, ihnen „die schöpferische Seite bei der Vision des Sozialismus“ vorzustellen, „eine Seite, die bei alledem wichtiger und charakteristischer ist als irgendeine andere, die man der Welt bis jetzt systematisch klargelegt hat . . . Aber erst jetzt fängt man an, den Sozialismus so zu formulieren. Formuliere ihn so, und der Ingenieur und der Architekt und der wissenschaftliche Organisator landwirtschaftlicher oder industrieller Zugehörigkeit — jedenfalls all die Besten davon — werden finden, daß er ihrer Denkart außerordentlich gemäß ist.“

Wells ist ein Dichter. Er will offenbar kein sozialistischer Theoretiker, wohl aber ein sozialistischer Agitator sein. Als Dichter ist ihm die „Vision des Sozialismus“ besonders teuer. Das kann jeder, auch der materialistischste Sozialdemokrat, gut verstehen. Uns kontinentalen Sozialisten steht diese Vision immer lebhaft vor Augen und der geniale Engländer ist

durchaus falsch unterrichtet, wenn er glaubt, daß nicht Tausende unserer Agitatoren diese Vision in den Köpfen der Arbeiter zu entfachen suchen. Besonders wir Deutsche entbehren des idealistischen Schwunges auch im sozialistischen Denken nicht. Es ist eine durchaus falsche Vorstellung, die Wells und mit ihm so viele Deutsche der Mittelklassen vom deutschen Sozialismus hegen. Aber so hoch wir den Schwung der Seele schätzen, so wenig wir ohne ihn die Welt erobern werden, ebensowenig reicht er für sich aus. Zum zielbewußten Handeln gehört nicht allein Begeisterung, sondern auch Einsicht. Man braucht gar nicht Marxist zu sein, um zu wissen, daß zur Erreichung eines Zieles Grundsätze des Handelns notwendig sind. Propaganda des Endzieles ist unerläßlich, aber die Sozialisten wollen nicht bloß die „Vision des Sozialismus“, sie wollen den Sozialismus selbst. Ist es ein Zufall, oder nicht vielmehr eine geschichtliche Notwendigkeit, daß der moderne Sozialismus die Arbeitermassen zuerst ergriffen hat? Wells ist darin ein radikaler Sozialist, daß er eine umstürzende Neuordnung unserer Gesellschaft will. Sie herbeizuführen müssen jene Massen zuerst gewonnen werden, deren rein materielle Existenz schon durch die heutige Gesellschaft fortwährend bedroht ist. Daß der theoretische Begründer des modernen Sozialismus, Karl Marx, den Trägern des demokratischen Sozialismus die Formel gegeben und ihnen zugerufen hat: „Ihr habt nichts zu verlieren als eure Ketten, aber eine Welt zu gewinnen“, war eine geniale Tat. Und wenn die fortschreitende sozialistische Arbeiterbewegung unablässig um bessere Lebensbedingungen der Arbeiterschaft gekämpft hat und kämpft, so hat sie doch nie vergessen, daß ihr unverrückbares Ziel der Sozialismus ist. Gerade das macht ihr in Deutschland das „intelligente Bürgertum“ immer zum Vorwurf. Dieses Bürgertum ist ja das, was Wells die Mittelklassen nennt. Daß die Arbeiterschaft bessere Lebensbedingungen will, ist ihr gutes Recht und Wells wird es ihr gewiß nicht bestreiten. Aber er schätzt sie doch zu tief ein, wenn er ihr bloß materielle Ideale zuschreibt. Schon einer unserer Größten hat darüber das Nötige gesagt, Schiller: „Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll.“ Im übrigen hat der deutsche parteimäßige Sozialismus in keiner Phase seiner Entwicklung vergessen, „die ganze große Welt der Begleiterscheinungen, die dem Abbruch des Anstellungssystems unter den Bedingungen individueller Konkurrenz mit entspringen“, recht ausdrücklich zu bemerken und hervorzuheben. Er hat in einem Maße, wie keine andere Richtung in Deutschland, die Frage der Frau, der Familie und aller Kulturprobleme immer im Auge gehabt und öffentlich diskutiert. Nie war in der deutschen Sozialdemokratie auch nur im geringsten die Rede von einer „Verspottung der Wissenschaft und des ärztlichen Berufes, der Schulen, der

Bücher und des zum kollektiven Denken nötigen Apparates". Sie war immer im engsten Zusammenhang mit der Wissenschaft.

Und endlich: weiß Wells nichts von dem Idealismus des Lebens, das die Geschichte der sozialdemokratischen Bewegungen durchflutet? Von den tausendfältigen Aufopferungen, Leiden und Entbehrungen, die wortlos getragen wurden, weil in den Herzen und Köpfen der Kämpfer die wärmende und strahlende „Vision des Sozialismus“ unverlöschlich geflammt hat? Hier wurden sittliche Anforderungen höchster Art erfüllt.

Will aber Wells im Wesen nichts anderes sagen, als daß die sozialistische Propaganda auch in den Mittelklassen notwendig und ersprießlich sei, so schweige jeder Widerspruch. Die Zukunft des Sozialismus ruht auf den Schultern jener Klasse, die ihn bisher getragen hat und trägt. Wers mit dem Sozialismus aufrichtig meint, muß sich freuen, daß er eine so sichere und zuverlässige Armee hat. Aber er verbietet niemandem den Eintritt in diese Armee. Ja wir Sozialdemokraten glauben, daß es ungezählte Tausende in den sogenannten Mittelklassen gibt, deren wirtschaftliches, intellektuelles und kulturelles Interesse sie in unsere Reihen verweist. Sie werden uns willkommen sein. Aber sie müssen sich klar darüber werden, daß sie in ein kämpfendes Heer eintreten. Wir glaubten nicht daran, daß die Welt sich durch gütliches Zureden verändern läßt. Wir haben das Beispiel des Christentums. Wir haben keine Ursache zu glauben, daß dieser letzte große Kampf um den Sozialismus anders verlaufen werde als alle bisherigen Kämpfe um die Macht. Das Reden vom Klassenkampf ist eben kein „Gerede“, sondern ein Ergebnis geschichtlicher Einsicht.

Wells ist kein Sozialdemokrat. Aber auch ein Sozialdemokrat wird seine Ausführungen, abgesehen von hier angedeuteten Schiefheiten, nicht ohne Genugtuung lesen. Wenn ich anfangs das Abschiedswort J. Burns' zitiert habe, so habe ich vornehmlich daran gedacht, daß der Geist der Vorurteilslosigkeit in England stark genug ist, um gegenüber dem Sozialismus bei vielen Intellektuellen doch eine wesentlich andere Stellung zu ermöglichen als in Deutschland. Man denke an Oscar Wilde, Bernard Shaw, H. G. Wells, drei Männer von großer Bedeutung in ihrem Lande. Aber außer diesen gibt es noch viele andere. Man denke an die Unbefangenheit, mit der jedermann in England, auch Personen in hohen und höchsten Stellungen, mit Sozialisten verkehren. Und jeder Sozialist ist ein Republikaner. Dazu halte man die deutschen, insbesondere die preussischen Verhältnisse. Wie stellen sich die Mittelklassen, wie stellt sich die Intelligenz zum Sozialismus? Ich wäre fast schon zufrieden, wenn sie den Sozialismus mit Verstand verstehen würden. Aber die Regel ist die größte Unwissenheit, meist gepaart mit einem beispiellosen Hochmut. Preußen macht sich da einfach vor der ganzen Welt lächerlich. Ein Sozialdemokrat ist ein gesellschaftlich unnütz

licher Mensch, der Sozialismus ist eine Torheit, das Junkertum, das ist der preußische Absolutismus, ist gottgewollte Ordnung. Auch im Leben der geistig regsamen Schichten des Bürgertums existiert der Sozialismus als ein die Köpfe ernsthaft bewegender Gegenstand so gut wie gar nicht. Das Volk der Dichter und Denker ist auch geistig industrialisiert. Die Betrachtung dieser Dinge stimmt nicht froh. Kommt dann einer wie Wells, der so falsche Ansichten über die organisierte Sozialdemokratie, aber ein so leidenschaftliches Herz für den Sozialismus hat, so freut man sich darüber, daß es wenigstens irgendwo, wenn auch nicht im deutschen Volke, unter den Intellektuellen Köpfe und Herzen gibt, die sich dem Sozialismus öffnen, von denen, wie von uns, das Wort Wells' gilt: „Wir haben das Licht“.

Robert Scott

von Georg Wegener

Der König von England hat der Witwe des Kapitäns Scott denselben Rang verliehen, den ihr Gatte, und sie mit ihm, erhalten haben würde, wenn er glücklich vom Südpol heimgekehrt wäre. Das ist ein Ausdruck der gesamten Volksstimmung in England; man feiert Scott und die drei, die mit ihm zugrunde gegangen sind, mit derselben Bewunderung, als wenn sie mit dem vollen Erfolg zurückgekehrt wären, den zu erringen sie ausgezogen waren. Sie sind es nicht, sie sind einmal überhaupt nicht zurückgekehrt und zweitens haben sie den Südpol nicht als die ersten erreicht, haben nicht für Old England auch diesen fernsten Punkt des Erdballs in Besitz nehmen dürfen, wie es mit einem so unendlich großen Teil unseres Planeten geschehen ist. Trotzdem ist es recht, daß man in England so dieser Männer Andenken ehrt, daß man hier einmal nach dem moralischen Wert der Tat urteilt, nicht einzig nach dem praktischen Ausgang. Vielleicht unbewußt betont das öffentliche Volksempfinden Englands damit zugleich auch das moralische Recht, das die englische Nation an der Eroberung des Südpols gehabt hätte.

Es gibt so etwas. An der Eroberung des Nordpols hatten ohne Frage die Amerikaner, und zwar hier ganz persönlich auch der Amerikaner Robert Peary, ein moralisches Anrecht sich erworben. Peary hat, gewissermaßen als Beauftragter der Nation, den Nordpol nicht in einer Art genialen Handstreichs bezwungen, sondern in einer systematischen Belagerung und immer wiederholtem Ansturm von unerhörter Zähigkeit. Ähnlich, und eigentlich noch mehr, hätten am Südpol die Engländer den letzten, nun

doch einmal den Schlußpunkt einer gewaltigen Menschheitsaufgabe vorstellenden Erfolg verdient. Hier sind sie immer die entschieden Führenden gewesen. Am Anfange der ganzen antarktischen Forschungsgeschichte überhaupt, soweit man von einer solchen reden darf, steht der große Engländer James Cook. In der „klassischen“ Zeit dieser Geschichte, in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, ist es ohne jede Frage wieder der Engländer James Ross gewesen, der damals weitaus das Großartigste leistete und Amerikaner und Franzosen in den Schatten stellte. Er schuf nicht nur einen bewundernswerten Rekord gegen den Pol, sondern durch seine Entdeckung der Ross-See, der großen Eisbarriere, des tätigen Vulkans Erebus und vor allem durch die Feststellung des Victoria-Landes gab er uns zuerst die Ahnung von dem Vorhandensein eines sechsten großen Kontinents in der Antarktis und eine klare Vorstellung von der merkwürdigen Natur dieser eisumstarrtesten Gegenden unseres Planeten. Das mit dem Namen der jungen englischen Königin benannte Landgebiet dort und seine Umgebung wurde seitdem fast wie eine englische Forschungsdomäne angesehen. Als mit dem Anfang unseres gegenwärtigen Jahrhunderts die dritte große Epoche der Südpolarforschung begann und die damals zu gemeinsamem Wirken sich vereinigenden Nationen die Gebiete des Südpols unter sich verteilten — auch wir Deutsche waren diesmal ja dabei —, erschien es als selbstverständlich, daß den Engländern wieder die Gegend des Victoria-Landes zufiel. Kenner waren sich schon damals klar, daß dieses Gebiet der aussichtsreichste Zugang zum Pol sei. Und wirklich, wieder war es unter den damaligen Expeditionen die englische, die berühmte „Discovery“-Expedition, die weit- aus den größten Erfolg errang und den Führerruhm Englands in der antarktischen Forschung aufs neue befestigte. Nicht nur durch den bedeutenden neuen Vorstoß gegen den Pol, der bis über zweiundachtzig Grad ging und damit zum erstenmal Breitenlagen gegen den Südpol gewann, die den am Nordpol damals errungenen schon ganz nahe kamen, sondern auch durch die tüchtige wissenschaftliche Erweiterung unserer Kenntnisse. Der ausgezeichnete Leiter dieser Expedition war — Robert Scott!

So glänzend war die Klarheit, die wir über die Natur des höchsten Südens damals durch ihn gewannen, so nahe plötzlich die Möglichkeit gerückt, auch den Südpol selbst zu erreichen, von dem es uns allen noch wenige Jahre zuvor geschienen hatte, als dürfte die Menschheit auf seine Eroberung erst lange nach der des Nordpols rechnen, daß einer der Begleiter Scotts, der Engländer Shackleton, unmittelbar danach bereits seinen kühnen Versuch machen konnte, den Südpol womöglich noch vor dem Nordpol zu entschleiern. Und beinahe wäre es geglückt. Im Januar desselben Jahres 1909, in dessen April Peary endlich den Nordpol bezwang, kam Shackleton dem Südpol auf einhundertneunundsiebzig Kilometer, auf die Entfernung Berlin-Dres-

den, nahe. Jetzt mußte man, daß es nur eine Frage sehr kurzer Zeit sein könne, bis auf der Basis, die englische Forschung und Erfahrung hier am Victoria-Lande geschaffen hatten, das letzte Ziel erreicht werden würde. Scott selbst, der, wie auch Shackleton bekannte, unter den Lebenden das Beste zur Schaffung dieser Basis getan hatte, zog aus, um das zu tun, und die englische Nation begleitete seine Fahrt mit ihrer Begeisterung als ein nationales Unternehmen.

Es ist eine nationale Tragödie geworden. Die Ursachen davon können wir heut nicht ganz übersehen. Nach den Tagebuchnotizen, die man bei der Leiche Scotts gefunden hat, dem in seiner Einfachheit ergreifendsten Dokument menschlichen Leidens und menschlichen Heldentums, das man sich denken kann, scheint ein Mangel an Feuerungsmaterial in den angelegten Depots mit eine Ursache des Untergangs gewesen zu sein. Scott sagt, er wisse sich diesen Mangel nicht zu erklären, und es ist bei der äußerst erfahrenen und gewissenhaften Persönlichkeit dieses Mannes schwer zu denken, daß er selbst dafür verantwortlich zu machen ist. Vor allem scheint ein Faktor bei dieser ganzen Unternehmung in besonderem Maße gefehlt zu haben, auf den bis zu einem gewissen Grade immer mit gerechnet werden muß: das Glück! Es war schon eine unerfreuliche Überraschung für die Engländer, als sie in ihrem Forschungsgebiet einen fremden Rivalen vorfanden: Roald Amundsen. Außer Scotts Reise waren gleichzeitig noch einige andere Südpolaruntersuchungen im Gange, und wieder war dabei unter den beteiligten Nationen eine Verteilung der Regionen vorgenommen worden: wir Deutsche richteten unsere Filchner-Expedition nach dem Weddellmeer, die Australier unter Mawson gingen nach dem Wilkeslande, den Engländern hatte man wieder das Victorialand überlassen. Unabhängig von diesen Vereinbarungen, ich weiß nicht, ob sogar ohne Kenntnis davon, war der Norweger Amundsen, der ganz gelegentlich, auf dem Wege, sein Schiff zu einer großen nordpolaren Forschungsreise ums Kap Hoorn herum nach der Beringstraße zu führen, zu dem Entschlusse gekommen, rasch vorher noch nach dem Südpol zu gehen, und daher hier an der Rossbarriere eingetroffen. Und weiterhin entnehmen wir den Tagebuchnotizen Scotts, daß er in einer geradezu erstaunlichen Weise — erstaunlich besonders auch deshalb, weil fast gleichzeitig Amundsen auf seinem nicht allzu weit entfernten Wege zum Südpol von überraschend günstigen klimatischen Umständen berichtet — unter furchtbaren Unbilden der Witterung zu leiden hatte. Ein anderer vernichtender Fehlschlag war das unbegreifliche körperliche Versagen des stärksten, anscheinend sichersten Mannes unter Scotts Begleitern, Evans, und anderes mehr. — Eine ungeheure Tragik liegt über allem. Der Pol wird wirklich erreicht, die „Pflicht, die England erwartete“, heldenhaft erfüllt — aber man kam zu spät, der mystische Reiz dieser Stelle

des Globus, die Jungfräulichkeit, der eigentliche Kranz also, nach dem all dies Ringen ging, war schon dahin; man fand am Pol die Zeichen der wenige Wochen vorher stattgehabten Anwesenheit des Norwegers, der inzwischen das langumkämpfte Ziel gleichsam nebenher, en passant, erobert hatte, und man mußte sich sagen, daß vielleicht das der Welt einzig Wertvolle der eigenen Anstrengungen nur noch darin beruhte, die Ansprüche des Rivalen bestätigen zu können. Dann folgte der bittere Rückzug, über den jede Hinzufügung zu den bekannten Notizen Scotts fast wie eine Entweihung erscheint.

Wir hatten uns durch die raschen und glatten Erfolge der letzten Polar-Expeditionen, die trotz all der Schwierigkeiten, von denen die Bücher darüber erzählten, zuletzt immer so glücklich abliefen, eigentlich schon etwas an die Vorstellung gewöhnt, daß es mit den Gefahren der Polarregionen bei den heutigen Mitteln der Technik doch nicht mehr so arg sein müsse. Insbesondere hatte zu diesem Eindruck gerade die Schilderung Amundsens beigetragen, der gar nicht genug betonen konnte, wie einfach, programmäßig, man könnte sagen: modern maschinell der Verlauf seiner, mit mathematischer Korrektheit wie ein Rechenexempel aufgebauten Expedition gewesen war; der Bericht darüber war geradezu langweilig, gestanden sich die Ehrlichen nach seinem großen Vortrag in der Gesellschaft für Erdkunde. Jetzt hat mit einem Male doch die weiße Sphinx dort unten wieder ihre furchtbaren Pranken gezeigt! — Eine der Tagebuchnotizen Scotts lautet: „Es wehte ein Schneesturm. Dates sagte: Ich gehe etwas hinaus und bleibe vielleicht eine Weile. Er begab sich hinaus in den Schneesturm und wir haben ihn seitdem nicht wiedergesehen. Wir wußten, daß Dates in seinen Tod ging, aber wenn wir auch versuchten, ihm abzureden, wir wußten, daß es die Tat eines wackeren Mannes und eines englischen Gentleman war.“ Ich weiß nicht, was großartiger hieran ist: die klare Entschlossenheit, mit der der schwer erkrankte Mann, dessen weitere Mitschleppung mit erfrorenen Händen und Füßen den Untergang der ganzen Schar bedeuten mußte, das Opfer seines Lebens brachte; die Art, in der dies im Interesse der Sache notwendige Opfer von den andern angenommen wurde; die männliche Einfachheit und Phrasenlosigkeit dieses ganzen modernen Heroentums überhaupt. Am allerbedeutsamsten vielleicht ist das Schlußwort. Wieder einmal steigt hier, in gewaltigster Situation, als der höchste Ehrenpreis eines englischen Mannes der wundervolle Begriff des „englischen Gentleman“ auf, der dem Engländer alles zusammenfaßt, was er sich als das Ideal eines Mannes denken kann. Und wahrlich, wenn wir hier sehen, was die Engländer eben unter einem englischen Gentleman verstehen und wie vollkommen dies Ideal erreicht wird, so dürfen wir sie beneiden, und mit Recht feiert die englische Nation Scott und die Seinen als nationale Helden, die dies Ideal wieder einmal tief in die Seelen ihres Volkes eingegraben haben.

Atlantis

von Hermann Stehr

Aus Gründen, die nicht zugänglich erscheinen, sind die Menschen in der Tiefe ihres Wesens entweder gestalthaft oder ideenhaft betont, das heißt, bei dem einen wickelt sich der Markt des Denkens — und darum auch der seines Lebens — ab auf Grund der Gestaltenverwandtschaft der Vorstellungen, bei dem andern auf Grund ihrer Ideen- oder Wesensverwandtschaft. Man kann sagen, die einen sehen von außen nach innen, die andern von innen nach außen. Es gibt konkave und konvexe Geister und sind es Schaffende, so malt sich dem einen die Welt künstlerisch, dem andern philosophisch. Ihr Sinn liegt entweder in der Gestalt beschlossen oder er bringt sie hervor. Hauptmann gehört zu der ersteren Art. Er ist, wie Albrecht Dürer sagen würde, innen voller Figur, nicht so wie sein göttlicher Bruder Goethe es war, der die Gewalt seines figürlich schauenden Blickes bis in das Reich der Ideen hinabtrieb, sein gestalthaft zugreifendes Auge erfaßt die Phänomenalität, das Niewiederkehrende, Einmalige der Menschen, Dinge und Vorgänge mit so unheimlicher Prägnanz, daß dadurch die feinsten Wesensmodalitäten bildnerisch lebensvoll bestimmt erscheinen. Bei Goethe zielt alles auf das Typische des Individuums ab, bei Hauptmann bleibt das Urthafte immer unausgesprochene Voraussetzung oder Grundlage.

In seinem neuen Roman Atlantis offenbart sich diese besondere Art Souveränität über die Welt der Menschen, Dinge und Naturgewalten unvermischt, konsequent auf alles angewandt. Der praktische Arzt Friedrich Kammacher, Sohn des Generals gleichen Namens, hat einen späten, aber vollkommenen Zusammenbruch seines inneren und äußeren Lebens erlitten. (Er war nebenbei eine aufsteigende, hoffnungsvolle Größe der wissenschaftlich-medizinischen Forschung, Lieblingschüler Kochs und Pettenkofers.) Seine letzte Arbeit über den Milzbranderreger hat mit seiner wissenschaftlichen Bedeutung bis in die Keller aufgeräumt, weil er angeblich die Farbstofffäserchen als Bakterien angesehen, beschrieben und scharfsinnig untersucht hat. Ziemlich zu gleicher Zeit bricht bei seiner hereditär belasteten Frau der lange gefürchtete Wahnsinn aus und sein Jugendfreund, in grimmiger Lustigkeit als vergehender Schatten vor dem Tor des Todes umhertaumelnd, sendet ihm, wie schon halb aus dem Jenseits, einen letzten Gruß, ihm, dem das Schicksal selbst Stolz, Ehrgeiz, Hoffnung, Vertrauen, Glauben zerschlagen, ihn so zerstört, innerlich und äußerlich so beraubt hat, daß er mehr ein Gespenst seiner selbst, jenseits der Grenzen seines Wesens umhergewirbelt wird. Aus dem Stande herausgeschleudert, dem er

bislang sich eingefügt hatte, allerdings mit verheimlichten Vorbehalten und halbbeerdigtem Hoffen, gegen sein Wissen ganz und gar skeptisch, der Geist ohne Führung des göttlichen Instinktes der Seele und sein Instinkt losgebunden vom Leitsseil persönlicher, tiefster Wesensbedürfnisse, fiebernd im Denken, seine Süchte ein verwirrter Wahn, mit einem Wort ein Gescheiterter: greift er, wie ein Mann der Menge, nicht der Ausnahme, zu dem Becher der Vielen, der Zerstreuung. Der Wogengang der Großstadt macht die Starken noch stärker, die Verirrten noch wegloser. Und so fügt sich an die Kette seiner Irrtümer, von der er nach eigenem Bekenntnis bis in sein dreißigstes Lebensjahr geführt worden ist, ein neues Glied, das schicksalstollste seines vielverschlagenen Daseins. In der gebeizten Luft eines Varietés erblickt er die kleine Tänzerin Ingigerd Hahlström und sein unbeherrschter, entlausener Instinkt verfängt sich in den glitzernden, demimondänen Netzen dieser Teufelinne, die einen stupiden Kopf, einen zerbrechlich-schönen Körper und eine unzerbrechliche Brunst besitzt. Das Liebesverhältnis des älteren Mannes, das entweder göttlicher oder sinnlicher ist als die Liebe der Jugend! Bei Friedrich von Kammacher wirkt es wie „die Pest“ auf das Blut und auf diesem Wege auf seinen Geist. Er wird lebensblind. Das Bedürfnis seines versprengten Wesens drückt ihm die Nase auf ihre Fahrte. So gerät er auf den „Roland“, in den Schiffbruch und in das neue Land seines Lebens. Aus Versehen, durch einen neuen „Weinbruch“ wird er an den versandeten Strand seiner verjährten Hoffnung geworfen, tut die ersten zaghaften Laumschritte im Land der Kunst, bricht ganz zusammen und findet sich, aus den Umnachtungen langer Krankheit erwachend, im Arme einer neuen, gestillten, sicheren Liebe geborgen.

Wir lernen von Kammacher nicht kennen, wie er ist. In dem Augenblick, wo wir ihm das erstmal gegenüberstehen, auf der Fahrt nach Southampton, hat er schon die erweiterte Pupille eines Fiebernden, die Unruhe des zögernden Flüchtlings, den wuchernden, ziellosen Gedankenreichtum des heillos Verirrten. Jawohl, ein durchaus moderner Mensch ist er, das heißt, eine Maschine, an der der Manometer kaputt ist. Wenn eine Betrachtung über ein Werk die eingerissene Unart der Kritik mitzumachen sich vergäße, man könnte mit „möchte“ und „sollte“ einen anderen Verlauf des Romanes aufstellen. Aber wird etwas gewonnen für die Beurteilung eines Werkes, wenn als Wertmesser der ausgereiften Fiktion des Dichters eine andere, schnell erraffte, gesetzt wird? Der Name und Ruhm Gerhart Hauptmanns nicht allein, sondern der Roman an sich machen das begründete Recht geltend, dieses Werk an Maßen zu verstehen, die von ihm selbst hergenommen sind. Und würde etwas gewonnen, wenn der Roman in einen Vergleich mit „Gabriel Schillings Flucht“ gesetzt würde, dessen Wesensnähe mit Lichtern

und Schatten herüberzuckt, oder wenn man gar zur sogenannten „besseren“ Einsicht Reminiszzenzen aus dem Leben des Dichters, seiner Fahrt mit dem Rauffahrteischiff nach Spanien und seiner Reise nach Amerika auffrischte und heranzöge? Die Tatsache, daß Schiller die Schweiz nie mit Augen gesehen hat, macht seinen „Wilhelm Tell“ nicht größer oder kleiner, sondern für Bildungs- und Literaturphilister nur „merkwürdiger“.

Hier ist ein zentrifugaler Mensch, dessen momentane Schicksalsverfassung sich auf Wesen und Bau des ganzen Werkes überträgt und ihm den Stempel der durchgehenden Extensität aufprägt, ja, es damit zum Abbild des modernen Menschenlebens überhaupt macht. Durch die fiebernden Augen Friedrich von Kammachers, die wie Lichter eines Scheinwerfers das Leben der Passagiere des „Roland“ grell sichtbar machen und grell verfinstern, durch das Gefangenendasein, das die Reisenden auf dem Schiff führen, wird jeder einzelne zur Spußgestalt überhitzt, verzerrt und das in immer steigendem Maße, wie die Wetternot des Steamers zunimmt. Diese Menschen alle tragen an Stelle des unbeirrbaren Gottes in ihrem tiefsten Innern einen tauben Fleck, eine Vakuole. Sie bestreiten Freude und Verdüsterung mit einem Nervenalarm und schieben, sind es üble Exemplare, zwischen sich und das Leben eine dumpfe, brutale oder lächerliche Leidenschaft, sind es passable Leute, die Schutzwand einer Pflicht. Das Lot aller hängt nach außen, ihr Dasein treibt sich zigeunerhaft in den Umständen ihres Lebens umher, nur in ihnen, auf dem Schiff und vorher und nachher auch bei denen, die es überleben. Niemand denkt mit der Seele, das Denken ist bei allen etwas rein Reflexives, ein peripherisches Geschäft, natürlich von Kammacher nicht ausgenommen, der einen geistigen Chemismus, eine Allopathie des Verstandes betreibt, die nicht immer von erstklassiger Dosisierung ist oder wie der Dichter mit unterdrückter Ironie von ihm sagt: „Er hat die Gabe, seinen reichen Bildungsschatz leicht zu popularisieren.“ Aber Friedrich von Kammacher popularisiert sich sogar in sich hinein. So geschieht es, daß er trotz außergewöhnlicher Schicksalsvorgänge kein außergewöhnliches Schicksal hat und trotz seines ruhlosen Scharffinnes zu keinem Ergebnis gelangt. Aber, vergesse man doch nicht, es ist ein Mensch in der Zeit verzweiflungsvoller Auflösung. Sein Leben brennt nicht, es flackert; wir sehen nicht seinen Stern, sondern nur dessen Protuberanzen. Er ist nicht einmal das Zentrum der Vorgänge seines eigenen Lebens in dieser Zeit. Die Fliehkraft dominiert sogar in der Keimzelle dieses Werkes. Das ist kein Manko, das ist sein Wesen durchaus, und nur so, in dieses Zweck- und Gelegenheitsgetriebe, in diese Menschenverfilzung hineingestellt, konnte in dem Roman die Darstellung des Schiffsunterganges gewagt werden und zwar nur als brutaler, zermalmender Ansprung der Naturgewalten. In jedem aus dem Innern des Menschen organisierten Werk mußte dieses Wetter, das die Säulen des Himmels und

der Erde zerbricht, ein Sinai werden mit einem Moses und einem neuen Dekalog, wenigstens mußte der Held, der einen furchtbaren Augenblick von dem Unterweltschlunde verschluckt worden ist, als eine Art Merlin wieder ans Trockene steigen. Die ganze Anlage des Werkes und des Helden weckt solche Ansprüche gar nicht und brauchte sie darum auch nicht zu erfüllen. Hier mit schulmeisterlichen „hätte“ und „sollte“ dazwischenzufuchteln, ließe darauf hinaus, dieses Werk zu beurteilen, indem man es an einem imaginären mißt.

Durch den Untergang der „Titanic“ hat der Roman Gegenwartsaktualität bekommen. Darüber hinaus wird die Schilderung der Schiffskatastrophe des Romans als ein Wunder einer meisterlich gelassenen Bildnerhand und einer geradezu unheimlichen Schöpferkraft des inneren Auges bleibend hohe Bedeutung behalten.

Dieselbe Gewalt zeigt sich auch in der künstlerischen Beherrschung des breiten unabsehbaren Menschenstromes, der in „Atlantis“ an uns vorübergleitet. Da stoßen wir auf keinen inhaltsleeren Namen, auf keine leblose Maske. Mit wenigen Worten verrät jeder einzelne das besondere Uhrwerk, das in ihm arbeitet, steht plastisch vor uns. Wenn wir auch nicht von vielen das rein äußerliche „Woher“ und „Wohin“ ihres Weges erfahren, ihrer Art werden wir unverlierbar habhaft.

Sie greifen alle wie Rädchen einer Maschine mit Zähnen ineinander. Was die Maschine webt, weiß kein Weber. Wir nehmen nur ihr brausendes Arbeiten wahr und wenn wir, zurückhorchend, ihr Zischen und Toben wiedererwecken, schnürt uns ein schmerzlich ratloses Erschrecken das Herz ein. Der „glückliche“ Ausgang Friedrich von Kammachers, der mit Eva Brown über der Stelle die Hochzeitsnacht feiert, an der die Toten der „Roland“ mit verglasten Augen auf dem Grunde des Meeres liegen, steigert dieses Gefühl zum Grausen.

O, unseres törichten, unbelehrbaren Herzens, das vor der alten Rätselweisheit in Starrheit zusammenfährt, daß der Tod der versiegelte Sinn des Lebens sei und immer wieder die Frage nach dem Sinn des Todes aufwirft, auf die es doch keinen Bescheid gibt, in keiner geworteten Sprache und in keinem faßbaren Gedanken!

So bleibt uns allen wohl nichts anderes übrig, zu handeln wie Friedrich von Kammacher tut.

Nachdem sich die Schauer des Abgrundes in ihm erschöpft haben, geht er hin und baut sich ein neues Haus. Er beantwortet die Frage, indem er sie abermals stellt.

Joseph Joachim in seinem Briefwechsel

von Arno Nadel

Es gibt zweierlei Arten von Brieffsammlungen. Die eine Art interessiert uns vorzugsweise durch den Gedankengehalt; sie spiegelt mehr die Arbeit des Gehirns als die des Lebens wieder. Wenn wir in solchen Brief-Büchern blättern, ist es uns, als wenn wir eine Sentenzen-sammlung vor uns hätten. Wir genießen das erste mit gleichem Behagen wie das letzte, wir vergessen über dem Wort die Person, über dem Geist die Seele des Schreibenden. Die andere Art hält uns dauernd in Spannung und überrascht unsere feineren, tieferen Sinne auf Schritt und Tritt: weil da ein Schicksal, zu einem bunten Film verkürzt, vorüberzieht.

Drei starke Bände, die „Briefe von und an Joseph Joachim“ enthalten, liegen vor uns. Sie reflektieren ein umfangreiches, tatentreiches Leben. Die Herausgeber, Joachims Sohn Johannes Joachim und Andreas Moser, der Freund und Biograph des Meisters, haben sich ihre verantwortungsvolle Arbeit nicht leicht werden lassen. Sie haben, im Sinne Joachims, manches weggelassen, was weniger die Person kennzeichnet, auch was nur die Neugier reizen würde, und haben dennoch nichts vorenthalten, was der Sache dienen soll. Diese ist: die Darstellung des Lebensganges, der Freundschaften und des Wesens Joseph Joachims in für sich zeugenden Dokumenten.

Es war ein überaus glücklicher Gedanke, nicht nur Briefe von Joachim herauszubringen, sondern alle mitsprechen zu lassen, die ihm etwas bedeuteten. Dadurch erleben wir einen wichtigen Abschnitt der Musikgeschichte, wie ihn in solcher Unmittelbarkeit weder eine wissenschaftliche Arbeit noch irgendeine Sammlung von Musikerbriefen zu bieten vermag. Die Objektivität, eine der charakteristischsten Eigenschaften Joachims, teilte sich all denen mit, die mit ihm zu tun hatten, und so haben wir es mit einem Material von Tatsachen zu tun. Mit lebendigen Tatsachen. Wir hören von Konzertreisen, von Vorbereitungen zu Aufführungen, von diesen selbst, von Kompositionen, die im Werden sind, von einem neugeschaffenen Institut und von hundert anderen Musikdingen. Aber dahinter stehen Persönlichkeiten: Joachim, Robert und Clara Schumann, Brahms, Amalie Joachim, das Ehepaar von Herzogenberg, Bruch, Spitta und andere. Und im weiteren Umkreis: Liszt, Verlioz, Wagner, Bülow, Spohr und Robert Franz, um nur einige Musiker zu nennen. Denn wen kannte Joachim nicht? Man wallfahrtete zu ihm nicht wie zu einem berühmten Geiger, sondern zu einem Vertreter der Musik überhaupt, und wer mit ihm umging, war der ganzen Kunst nahe. Alle Briefe, so geschäftlich recht viele auch sein mögen, gehen

gleichsam in höherem Auftrage aus; wir vernehmen nichts, was nicht die Wichtigkeit und die Not der Kunst diktiert hätte. Überall, auch schon in den Jugendbriefen, sehen wir einen ernstesten, reifen Schreiber am Werk, einen Menschen, dem der Herbst mit „seinem Troste der Verklärung“ die liebste Jahreszeit ist.

„Es ist doch was Herrliches, das müssen Sie schon zugeben, der Joachim zu sein, und die beste Musik, die's auf der Welt gibt, in den eigenen Fingern zu halten und zu tragen!“ schreibt die wundervolle Frau Elisabeth von Herzogenberg; und deren Gemahl, eine prächtig-deutsche Natur, ruft ihm zu seinem fünfzigsten Künstlerjubiläum zu: „Und nun lassen Sie sich einmal sagen, daß wir Sie von ganzem Herzen lieben und verehren; daß mit das Beste, das wir in uns von Klang und Schönheit tragen, von Ihnen kommt; daß wir Ihnen dafür danken, nicht weniger, als wir Mozart oder Beethoven danken.“ Aber nicht nur dem Sechzigjährigen hing man so an. Rührend ist es, wie schon Liszt sich um die Freundschaft des um zwanzig Jahre Jüngeren, des Fünfundzwanzigjährigen, bewirbt: „Nun Sapperment, wenn Du noch nicht weißt, daß Du mir lieb bist, so hole der Kuckuck Deine Geige.“ Joachim konnte ihm nicht folgen. Die beiden bedeutendsten reproduktiven Künstler des vorigen Jahrhunderts waren einander ebenso wesensverwandt wie fremd. Verwandt waren sie einander in ihrer weltmännischen, edlen Liebenswürdigkeit, in ihrer Fähigkeit, das Schöne und Nützliche an Freunden und Bekannten eher und lieber zu bemerken, als das Häßliche; ferner in ihrer feinen Demut vor hochgestellten Personen und nicht zuletzt in ihrer wahrhaftigen Gläubigkeit. Fremd mußte Joachim die Art erscheinen, wie sich Liszt in Szene zu setzen pflegte, sowohl im Leben wie in der Kunst, vor allem aber die künstliche Offenbarung der allerheiligsten Gefühle in seinen Kompositionen, endlich das freie Schalten mit der für Joachim gottgewollten Form. Wir haben in unserer Sammlung den bedeutenden Absagebrief Joachims an Liszt, ein Meisterstück charaktervoller Briefkunst: „Wäre es denkbar, daß mir je geraubt würde, daß ich je dem entsagen müßt, was ich aus ihren Schöpfungen (den Schöpfungen der großen Meister) lieben und verehren lernte, was ich als Musik empfinde, Deine Klänge würden mir nichts von der ungeheueren, vernichtenden Ode ausfüllen.“

Ein anderer war für seine volle Liebe, für seine stärkste Bewunderung ausersehen, einer, um den es hell wurde, als er auftrat: Johannes Brahms. „Das ist der, der kommen mußte“, schrieb Schumann an Joachim, der Brahms entdeckt und an Schumann empfohlen hatte, wie Moser in seiner Joachim-Biographie mitteilt. (Der Briefwechsel mit Brahms fehlt, er umfaßt zwei für sich bestehende, ebenfalls von Moser herausgegebene Bände.) Aber überall, vor allem in den Briefen von und an Clara Schumann, die

mehr als vierzig Jahre herzlichster, ungetrübtester Freundschaft mit dieser klugen, gut-bürgerlichen, männlich-regen und männlich-großen Künstlerin einschließen, tritt Brahms hervor: „Bringt nur Brahms mit; weiß denn dieses Haupt- und Prachtstück in Menschengestalt nur entfernt, wie ich ihn von Herzensgrund verehere?“, schreibt Joachim vom Einundzwanzigjährigen — er selbst war nur zwei Jahre älter; und drei Jahre darauf an Gisela von Arnim: „Er hat mir neulich Arbeiten geschickt, darunter eine Orgelfuge von einer Tiefe und Zartheit der Empfindung bei der reichsten musikalischen Kunst, wie ich kaum von Bach und Beethoven Ebleres kenne“. Welcher Scharfblick gehörte zu solchem Urteil in jener Zeit! Denn an Ablehnungen Brahms'scher Werke fehlte es damals nicht, wiewohl wiederum Brahms beweist, daß alles sofort endgültig empfunden wird, daß das Neue Neues zeitigt, Neues magnetisch heraufholt. „Brahms ist gestern Nachts an mein Fenster gekommen, wie eine Erscheinung, die Glück für den Winter prophezeit.“ (Joachim an El. Schumann, 1853.) Am selben Tage, da dies geschrieben wird, wohnen Joachim und Brahms einer vierstündigen Probe unter Berlioz bei. So reichen die Zeiten einander die Hände. Die hohe, trotz mancher Reibungen an der zackigen Natur des Freundes dauernde Einschätzung der Werke von Brahms ist um so bemerkenswerter, als Joachim für dessen eigenste Natur das rechte Gefühl hatte, wie ihm überhaupt ein untrüglicher psychologischer Instinkt gegeben war. So schreibt er 1856 an Gisela von Arnim: „Er hat zwei Naturen, eine kindlich geniale, vorwiegend (und der gönne ich jeden Gedanken von Dir, weil ich sie unbeschreiblich liebe), und eine dämonisch aufdauernde, die bei kalter Temperatur von außen in pedantisch-prosaische Herrschsucht überschlägt. Vielleicht, da er anerkannt wird, verschwindet sie mehr, und er wird sie, wenns nottut, nur als Schutz gebrauchen.“

An Gisela von Arnim, von Hannover aus, wo Joachim nach Moser „die inhaltreichsten Jahre seines Lebens verbracht hat“, sind die weitaus persönlichsten, schönsten Briefe gerichtet. Die Frau, die Tochter Bettinas, um die Joachim und Hermann Grimm einen stillen Kampf führten, war die große Liebe seines Lebens. „Es ist ihr Bedürfnis, wie mir scheint, Leiterin und Lenkerin zarter Männerseelen zu sein, die dann durch sie erst zum Genießen und Würdigen des Schönen erzogen und befähigt werden“, schreibt der etwas ideal-sentimentale Bernhard Scholz, einer der eifrigsten Briefschreiber aus Joachims Kreis, von ihr an Joachim. Die einzige Anschrift Giselas — ihre Briefe an Joachim fehlen leider — zeigt, daß Scholz in seinen „Verklungenen Weisen“ kaum unrecht hat, wenn er meint, Gisela habe Bettinas Originalität unglücklich nachzuahmen versucht. Die Umworbene entschied sich zuletzt für den kälteren, ruhig-genialen Grimm, dessen die Situation reinigenden Brief wir in der Sammlung besitzen.

Da heißt es: „Ich verlangte endlich, die Giesel solle allen Verkehr mit Dir abbrechen, und sie hat dies getan. Lieber Freund, ein Gedanke an Trennung ist mir dabei fern gewesen, wohl uns allen Dreien. Geistigen Zusammenhang zerreißt nichts“, und etwas weiter: „Es ist ein grausames Schicksal für mich, daß der einzige, von dem ich fühle, daß er die Laufbahn ganz begreift, die ich vor Augen habe, mir so entwandt wird. Denn ich kann nicht verlangen, daß Du mir gegenüber vergiffest, daß ich Dir das fortgenommen habe, was Deine Lebenslust zu werden begann oder geworden war, ich weiß es nicht, aber ich konnte nicht anders handeln, und wenn Du mir verzeihst, daß es geschehen ist, verzeihe ich Dir, daß Du mich dazu drängtest.“ Wieder einmal hat ein Weib, wie es sich gehört, die Seele eines wortkargen Mannes sich und der Welt erschlossen. Wir blicken in die eigentliche Schatzkammer einer echt klassischen Natur, wenige Jahre nur, dann schließt sie sich wieder; die einsamen, einsamsten, im Gewühl sich verborgenden, wissenden Geister übernehmen fortan das Wächteramt, bis der Tod das Dingliche auflöst, um es, wie es bei wertvollen Individuen geschehen muß, im Schriftwort zu kristallisieren. Wenn wir Joachim im Tiergarten spazieren gehen sahen, oder wenn wir an seinem Geigenpult Beethoven selber, stumm lauschend, wahrnahmen, dann ahnten wir wohl, was in jenem sonderbaren Herzen vorging; nun aber wissen wir, welche starken Erlebnisse dort ihr heimlich tiefes Spiel trieben. Fast in jedem Briefe ein Bekenntnis an das verehrte Wesen, an den einzigen Richter, den er anerkennt; so nannte er Gisela. „O, wir werden viel zu sprechen haben. Göttliche Kraft des Denkens, zu welch folterndem Gespenst wirst du nun uns durch unsere Schuld, wenn nicht durch den Wald deiner Schlüsse des Himmels Blau und die Sonne der Tat erleuchtend scheint“, schreibt er an sie, da er ihr ein von ihr verfaßtes Gedicht zurücksendet: „ich schicke Dir das Original wieder. Ob noch was übrig, da ich so viel Seligkeit beim Schreiben daraus getrunken?“ Und sie ist es auch, der er die Zweifel über das eigene Schöpfervermögen vertraut: „Ach, warum soll ichs Dir nicht sagen, meine liebe einzige Freundin, mehr als je fühle ich oft Zweifel, ob ich zum schaffenden Künstler geboren, ob meine ganze Natur nicht eine zu schwerfällige sei, die sich begnügen sollte zu verstehen, und in sich aufzunehmen, was andere Köstliches bieten.“ Es ist das zwiespältige Ringen in der Seele des Nachschaffenden, den es zur Produktion drängt. Und natürlich treibt es den am meisten, Eigenes zu bieten, der am tiefsten in das Wesen der Künstler eingedrungen ist. Wer sich beim Interpretieren eines Werkes mit dem Schöpfer eins fühlt, wie sollte der nicht danach zittern, die haarscharfe, unselige Grenze zwischen Wiedergabe und Gabe zu tilgen! Denn niemand betritt das Haus der Götter, ohne ein Gott werden zu wollen. Er wollte kein Beethoven für Stunden, er wollte ein Joachim für

die Dauer sein. Aber man ist Deuter oder Schöpfer; und was man am Ende wirklich ist, das entscheidet das ganze Leben. Joachims Schicksalsgeist entschied sich für die Deuter-Kraft, weil nichts Großes ohne Tragik möglich ist. „Das wird herrlich sein, wenn ich erst gar nichts anderes werde zu tun brauchen, als zu komponieren, und ich hoffe, es soll noch solche Zeit kommen“, schreibt Joachim an Gisela, und etwas später an die Eltern: „Ich betrachte mein öffentliches Auftreten als ein zur Existenz leider notwendiges Übel.“ Die Zeit, die er ersehnte, kam nicht, die Zeit schickte ihn vielmehr aus, überall in der Welt die deutsche Musik heimisch zu machen. Alle andern Geiger und Pianisten dachten an sich, wenn sie spielten, und sie mischten die edlen und unedlen Stoffe durcheinander, wenn sie sie in Geist umgossen. So wurde der Geist verdunkelt. Er aber wurde ganz und gar zum Geiste des Werkes, das er vorführte, er gab die heilige Sache, wie er sie empfing — die Werke warteten auf ihn als auf den rechten, den einzigen Empfänger — den Hören und Niederen fast unberührt wieder: er spielte alles immer zum ersten Mal. Und da erkannte man, was man besaß, was man bis zu seinem Auftreten nicht besaß. Denn er war vollkommen von Anfang an. Jenny Lind drückt das ebenso prägnant wie einfach aus in einem Briefe an ihn: „und heute will ich auch weiter nichts sagen, als daß jede Note von Ihnen mir im Herzen klingt — und Sie machen keine Pause — oder irgend sonst was, was ich nicht fühle und weiß, daß: nur so war es gemeint!“

Was nun sein Kompositionstalent anbetrifft, so läßt sich seine schwächere Anlage aus der Abhängigkeit von „weltbewegenden“ Themen erkennen. Schon daß er Ouvertüren schreibt, ist bemerkenswert; Eingänge und nicht das Ding selber will er geben, und da noch malt er nur nach, was schon ungeheuerlich und restlos vorhanden ist: die Seele Hamlets schildert er, er will eine Prometheus-Symphonie schreiben. Wenn man Symbole gelten lassen will, so betrachte man die im ersten Bande Seite 160 mitgeteilte Melodie. („Ich habe viel Arbeiten im Kopf: Eine neue Ouvertüre wird niedergeschrieben, und ein in meinem Herzen lange Zeit gefangener Dämon pocht da an mit einer langen, langen Melodie und will befreit sein“.) Wie da die Weise zuerst in ihrer Zartheit und Versonnenheit fest ist, wie sie aber dann, dem leichteren Zuge der Phantasie folgend, fast unmittelbar in eine andere Tonart einmündet und sich dort sofort gefällt, das ist ganz das Gegenteil von jener wahrhaften Inspiration, die nur schwebend ist, wo sie mit straffer, inniger Kraft zusammengehalten wird. Das fühlt er auch selbst, wenn er Gisela bekennt: „Ich folgte nämlich, da ich nie vorher mit dem Verstande komponiere, sondern mit ihm nur meines Gemüts Bewegung mir deutlich mache, oft zu gewissenhaft den einzelnen Schattierungen meines Gefühls — und nahm jede Welle, die mein Herzblut bei einer Melodie

oder einer Modulation schlug, weil ich von ihr ergriffen war, für zu ihrem Ausdruck gehörend.“ Seine Kompositionen sind denn auch unfrei im weitesten Sinne; es machen sich Anläufe zu Waghalsigkeiten bemerkbar, die aber ins Schlecht-Normale sich verlieren. Doch wird das „Ungarische Konzert“ schon durch seine unübertreffliche Struktur den ihm gebührenden ehrenvollen Rang unter den Violinwerken größeren Stils behaupten. Welch eine wunderbare Seele dieser einzige Künstler beherbergte, das zeigt, wiederum im Kleinen, die andere, einem Briefe an seine Frau beigegebene Melodie zu einem Texte von Turgeniew, die vielleicht die schönste ist, die er gesungen.

Wie es möglich war, daß man einem Geiger wie einem Fürsten begegnete, daß man vor Joachim den Eindruck einer umfassenden Seele gewann, das erklären uns seine Briefe mehr als alles, was er geschaffen hat. Hier zeigt es sich, wie eine einseitige künstlerische Betätigung, wenn sie in letzter Vollendung erscheinen soll, aus einer unergründlichen Quelle ihre Säfte einsaugen muß; denn lebendiges, warmes Blut kann nur in einem ganzen Organismus pulsieren. Hier lernen wir wieder, daß jede unübertroffene Kunstäußerung gewissermaßen nur zufällig die gegebene, die von uns wahrgenommene ist, wir lernen dies aus vielem, das sich unserer höheren Erfahrung gewinnbringend aufdrängt, und vor allem aus seinen mannigfachen Urteilen über Komponisten und Dichter, die fast billig zu nennen wären, wenn sie von einer dunkeln Ahnung diktiert würden, die aber etwas Geseßliches in sich tragen, da sie von dem Erläuterer des metaphysischen Beethoven herühren. Überhaupt müssen wir uns vergegenwärtigen, was es war, das Joachim befähigte, dem Gehalt der übermusikalischen Schöpfungen Beethovens Leuchtkraft zu verleihen. Und da müssen wir hauptsächlich sein klares Empfinden und seine Ruhe angesichts der geheimsten Kundgebungen der Künstlerseele bewundern. Er war der erste unter den reproduktiven Künstlern, der es in der hellen, starken Region der ringenden Mächte aushielt, ohne umgeworfen zu werden. Er ließ sich tragen wie ein Nachtwandler, aber er vergaß nichts, und berührte er seine Saiten, so sprach er aus, was er in jenen Welten vernommen, und im Nu waren die Mitspieler in Seher verwandelt, und die Gemeinde lebte für eine Weile in dem rechten Reich. Daß Joachim in diesem sich wohlfühlte, das machte seine eigentliche Größe aus. Und seinen eigentlichen Schmerz. Ein Deuter soll kein Schöpfer sein. Dennoch kann nur derjenige Seelen schauen, Seelen erwecken, der sie ganz begreift. In seinen Briefen sind Stellen von unmittelbar zwingender, künstlerischer Urteilskraft, daß man aufhorcht, daß man erkennt, wie die starken Kräfte sich auseinander entwickeln. „Du liebst Emerson nicht, (Brief an Gisela vom 20. April 1856) und ich möchte wohl wissen, warum, wir müssen darüber sprechen, wenn wir uns sehen. Ich bewundere die großartige Phan-

tafte, die so frei über alles Wissen schaltet wie ein großer Künstler über alle Ausdrucksmittel. Oft schlägt er von Jahrhundert zu Jahrhundert mit seinen Gedanken Brücken des Verständnisses, und nicht aus prunkhafter Beherrschung der Wissenschaft vom Menschengest, wie andere moderne Schriftsteller, bei denen ich nicht ausstehen kann, wenn sie das Fernliegendste ineinander rühren, sondern aus wirklicher Sehnsucht einer mächtig bewegten freien Brust, deren erste Regung mit fatalistischer Notwendigkeit Wellenringe durch das ganze Gebiet seiner Erkenntnis fortsetzen muß. Ein Mensch, der mutig sein Empfinden an den Erfahrungen der Jahrhunderte mißt! Freilich das liebevolle Vertiefen in das Kleinste, bis es zu einem in sich vollendeten Ebenbild der Vollkommenheit wird, wie es großen Künstlern eigen ist, steht mir noch höher als selbst dies mächtige Auf- und Abwogen Emersons. Aber anregend im höchsten Grad bleibt es mir . . .“ Ich habe gerade dieses Urteil gewählt, weil es sich auf ein problematisches, in gewissem Sinne ewig modernes Talent bezieht.

Der Stil Joachims ist vielfach von Goethe beeinflusst; weniger durch Goethe als durch die ganze Zeit, deren Luft von der mächtigen Persönlichkeit des Zeitalters durch und durch getränkt war. So schrieben sie alle, vom einfachsten Manne bis zu Herman Grimm, um dessen Bemerkungen willen allein man schon mancherlei in den Briefbänden gern mitnimmt, was vielleicht nur den Musikhistoriker interessieren wird. Aber gerade bei Joachim wird dem Leser doch eine durch reinlichste Wahrhaftigkeit erzeugte Abweichung — man könnte von einer seltenen Trefftechnik des Wortes sprechen — vom Briefstile seiner Epoche auffallen. Er unterschied sich auch von jener gewiß ernsten Zeit durch sein einzigartiges tiefes Erfassen der Musik als der eigentlichen Bewegerin unaussprechlicher Ideen, welches denn auch sein Spiel ein anderes sein ließ als das der Klara Schumann oder sogar Rubinssteins. Erst der neueren Zeit, der im Nerventraining Wagners durch Gebuldproben wie durch unvergeßliche Überraschungen gestählt, verwöhnt, blieb es vorbehalten, der Religion der Kunst mit anderer Inbrunst entgegenzutreten als mit jenem bei jeder Gelegenheit leicht und leicht hervorgeholten „faustischen Drange“. Ebendeshwegen müssen wir die geklärte, reine Welt um Joachim noch einmal in uns aufzunehmen trachten, um bewußter vergessend, bewußter wollend, weiter wandern zu können und von uns nur dumpf verspürten Kräften den Weg zu bereiten.

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Ich lausche den Erörterungen über das unseren lieben Besißenden zugemutete „Milliardenopfer“ und teile, nach einem alten Pamphletisten, Erfinder und Begutachter in drei Kategorien: in solche, die es zu verstehen meinen und nichts verstehen; solche, die es schon besser verstehen, aber von Eitelkeit dahin und dorthin getrieben werden; und solche, die es gut verstehen, aber grundverdorbene Leute sind, die andere nur mißbrauchen. Sapiienti sat.

Der Mißbrauch des Opferjahres 1813 geht also weiter. Erst die denkbar primanerhafteste Deutung der Geschichte, wonach die heroische Kraft der sittlichen Neugeburt und des siegreichen Willens zur Selbstbehauptung in die Leistung eines Gottes gefälscht wird, der nur von außen schiebt. Was hätte der Fichte des Atheismustreites zu diesem Unfug wohl gesagt! Als dann die groteske Identifizierung unseres fatten, überheblichen und vom Reichtumsstichel gepeinigten Patriotismus mit jener tief innerlichen Wallung eines Volkes, das seine Fürsten mißleiteten und die Fremden schamlos plünderten. Endlich die faustdickte Verlogenheit derer, die für die bestürzten Opfer in den Zeitungen das Wort führen. Aber die allgemeine Heuchelei ist so groß, daß man öffentlich die Begeisterung denen überläßt, die nichts zu zahlen haben, und privatim diesen letzten Trumpf der Bethmännischen Verlegenheitspolitik erwünscht. Da der Jesuitismus bei den bürgerlichen Parteien des Reichsparlaments in sicherster Obhut ist und die Opposition der Sozialisten gegen Wehrausgaben sich aus dem bequemen „Fiche-moi la paix“ Standpunkt herleitet, wird geopfert werden müssen, ohne daß man die Regierung zwingt, zugleich zu erklären, wie sie die laufenden imperialistischen Mehrlasten zu decken gedenkt.

Weniger störend als die Arbeit um das Kommende freilich war es auch in Israel, die herrliche von den Vätern ererbte Religion zu feiern, sich an dem Hohenpriester zu freuen, der in der berücktigten Worte von Granatäpfeln und Schellen um den Saum seines Talars und dem Schilde von Goldblech vor der Brust so sinnbetörend schön pontifizierte.“ Paul de Lagarde: Deutsche Schriften, Seite 28. Der radikal-konservative Mann spricht „bekanntlich“ zu denen, die berufen sind, den Staat auf seiner Höhe zu halten.

An gleichem Ort erzählt er, wie sich die Gedanken der Propheten in den Gemütern der Hofdemagogen ausnahmen: wie die Spiegelung des Sternenhimmels in der Froschpfüße.

Einen Gedanken, der in hundert Varianten hier zum Ausdruck gebracht wurde, hat der Wiener Karl Leuthner ganz ausgezeichnet also formuliert: die deutsche Staatskunst — Staatskunst! — hat sich seit beinahe zwei Jahrzehnten eingebildet, aktiv zu sein: sie ist vorwiegend re-aktiv. Wahr. Wir

versuchten Weltpolitik zu treiben, tummelten uns auf allen Straßen, haben unbegrenzte koloniale Träume geträumt und die Rivalität mit England als die gottgewollte Bestimmung unsres weltpolitischen und handelspolitischen Ehrgeizes tief im Busen gehegt. Unsrer auswärtige Politik begann in Kontinenten zu denken. Der englische Export-Industrialismus und Kolonialismus war das eingestandene Vorbild der erwünschten Entwicklung. Herr von Tirpitz war der in allem Wesentlichen wichtigste deutsche Staatsmann nach Bismarck. Die Seegeltung wuchs, soweit der energische Machtwille und die Opferwilligkeit des Volkes in Betracht kam, ins Märchenhafte; und damit der dreimal täglich in alle Winde posaunte Anspruch, daß keine Entscheidung, wo und wann immer, ohne Deutschlands weisende und lenkende Zustimmung fallen dürfe. Diese Entwicklung hatte, von deutschem Menschenwachstum und dem Bedürfnis deutscher Kapitalwirtschaft aus gesehen, ihre zwangsläufigen Ursachen: der Zwang zum Imperialismus ins Weite lag vor; die Sehnsucht nach Land für Bauernsiedelungen, nach eigenen Rohstoffgebieten, nach transkontinentaler Befestigung unserer Industriewirtschaft. Aber der Anspruch, zumal in der aggressiv phrasenhaften Form, wie er in früheren Jahren angemeldet wurde, war zugleich schief und unbedacht, abgesehen von der verhängnisvollen Schwäche und Unstete der deutschen Diplomatie: man vergaß die kontinentale Gebundenheit Deutschlands. Sie machte, im Bunde mit politischem Ungeschick, König Eduards VII. Gegenstoß leicht und drängte Deutschland Schritt vor Schritt in die Defensive. Die zweite Balkankrise (und die Fehler Österreichs) haben den Deutschen (wievielen?!) die Augen geöffnet und mehr denn je nach EurAsien gerichtet. Daß von Frankreich und seiner nationalistischen Neugeburt her der Anstoß kam zur Neuorientierung, ist die Fata Morgana, mit der Michel geschreckt wird.

Nie war das Spiel mit der Vorstellung eines Präventivkrieges so lebhaft wie in den letzten Jahren, in den letzten Tagen; nie so verbrecherisch. Als Bierbankthema und als Unterhaltung ohnmächtiger Boulevardpolitiker hat es gewiß hohe Reize, es unterhält den Mob wie die kindischen Chancenberechnungen beim Hasard; aber wenn tüchtige deutsche Generäle, wie Bernharthi, Männer also von erprobtem Sachernst und geistiger Zucht, den Gegenstand variieren, wird daraus ein öffentlicher Unfug. Das heutige Deutschland ist in keinem Punkte mit dem Preußen Friedrichs des Großen vor Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs zu vergleichen, die verursachte Notwehr, die Notwendigkeit, gegen den sicheren Angriff eines Übermächtigen, die Schwäche durch Firigkeit auszugleichen. Sonst ist die preußische Geschichte frei von dieser Pest. Der kriegstolle Treitschke sogar rühmt mit Stolz, daß Preußen, bis auf die erwähnte Ausnahme, nur aufgedrungene Kriege geführt hat. Der große Hohenzoller sagt

im „Antimachiavel“: es gibt nichts Heiligeres als Menschenblut! Jeder Krieg sei so reich an Unglück, sein Ausgang so unsicher, seine Folgen für ein Land so verderblich, daß die Fürsten es sich nicht genug überlegen könnten, ehe sie sich darauf einließen. Diese Gesinnung soll der Polarstern aller deutschen Staatsmänner bleiben, sie verträgt sich ganz vortrefflich mit Kriegstüchtigkeit und Kriegsbereitschaft und hat, wie man weiß, durch Bismarck einen nie genug zu bewundernden Ausdruck gefunden, als er in seinen Erinnerungen bei Moltkes Schlachtenfreudigkeit verweilt. „Unbequem,“ heißt es da, „wurde sie mir 1867 in der Luxemburger Frage, 1875 und später angesichts der Erwägung, ob es sich empfehle, einen Krieg, der uns früher oder später wahrscheinlich bevorstand, anticipando herbeizuführen, bevor der Gegner zu besserer Rüstung gelange. Ich bin der bejahenden Theorie nicht bloß zur Luxemburger Zeit, sondern auch später, zwanzig Jahre lang, stets entgegengetreten in der Überzeugung, daß auch siegreiche Kriege nur dann, wenn sie aufgezwungen sind, verantwortet werden können, und daß man der Vorsehung nicht so in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwicklung nach eigener Berechnung vorzugreifen. Es ist natürlich, daß in dem Generalstabe der Armee nicht nur jüngere strebsame Offiziere, sondern auch erfahrene Strategen das Bedürfnis haben, die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten Truppen und die eigne Befähigung zu dieser Leitung zu verwerten und in der Geschichte zur Anschauung zu bringen . . . Daß sich der Generalstab und seine Chefs zur Zeit der Luxemburger Frage, während der von Gortschakow und Frankreich fingierten Krisis von 1875 und bis in die neueste Zeit hinein zur Gefährdung des Friedens haben verleiten lassen, liegt in dem notwendigen Geiste der Institution, den ich nicht missen möchte, und wird gefährlich nur unter einem Monarchen, dessen Politik das Augenmaß und die Widerstandsfähigkeit gegen einseitige und verfassungsmäßig unberechtigte Einflüsse fehlt.“

Die Sozialisten zeigen offenbar nach dem Vorrecht, sich dumm und rüpelhaft zu benehmen: man darf zweifeln, ob sie des Volkes Psyche kennen und zu behandeln wissen. Es gibt wenige Vorgänge der preussischen Geschichte, die sich mit mehr Andacht lesen lassen als die Anfänge des Befreiungskrieges: das Ideal eines einheitlichen Volksempfindens, das nicht banal ist und über die Phrase hinaustreibt, ist in solcher Reinheit und Stärke nicht einmal 1870 verwirklicht gewesen. Sie hätten froh die Gelegenheit ergreifen sollen, zu einem kleinen Stück Vergangenheit, ohne die kein Volk als Ganzes leben kann, Ja zu sagen; bei aller Kritik und Abkehr von der Masse Verrat und Schimpfpflicht, die in der Restaurationszeit wie Meltau die köstliche Aussaat zerstörte. Wir hätten auf ihre Art Jahrhundertfeiern veranstaltet und der glibberigen subalternen Begeisterung die mannhaftere einer edleren Ge-

schichtsbeutung entgegensetzen sollen. Der Mensch leidet an der Gegenwart: nur von der Vergangenheit und Zukunft her können seine Nöte transsubstantiiert, kann seinem Willen die Spannkraft erhalten, seine Phantasie genährt werden; in der Vergangenheit liegen Versprechungen, in der Zukunft Erfüllungen, und daß beide, Versprechungen wie Erfüllungen, als Ideen leben, in dem ewigen Auf und Ab steigender und versinkender Vorstellungen, gibt ihnen die Schwingen. Die Führer unserer Arbeiter fanden es passend, sie auch bei dieser Gelegenheit vom übrigen Volkskörper zu sondern, als ob sie nie zu diesem gehört hätten, als ob sie nie wieder zu ihm gehören wollten, und jede Feiertagsregung in den Berruf der Schrankenhaftigkeit brächte. Merken sie nicht, daß rülpfender Zynismus wohl dem Großstadtmob schmeichelt, aber kein Mittel ist, Bauern und Kleinbürger einzufangen?

Am 1. März waren es fünfzig Jahre her, daß Ferdinand Lassalle das Offene Antwortschreiben an den Ausschuß des Leipziger Arbeitervereins sandte, der ihn aufgefordert hatte, ihm seine Ansichten über die Arbeiterbewegung, ihre Ziele, ihre Mittel, ihre Aussichten darzulegen. Auch dieser Vorgang hat, von den Liberalen seiner Zeit nicht beachtet oder belächelt, weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen; und es hätte sich um so eher geziemt, seiner zu gedenken, als zwischen dem Erneuerer der preussisch-deutschen Gesinnung im Jahre 1813 und dem ersten Organisator des deutschen Proletariats, als zwischen Johann Gottlieb Fichte und Ferdinand Lassalle, als zwischen dem armen Webersohn aus Rammenau in der Lausitz und dem wohlhabenden Sproßling eines jüdischen Breslauer Kaufmanns starke Gemeinsamkeiten bestanden. Der Genius des deutschen Geistes und Wesens, wie er in Fichte lebte, hatte es Lassalle angetan, obgleich sein Fleisch sinnlich-künstlerisch erregt war und seine epikureische Lebensführung sehr schlecht zu Fichtes theoretischem und praktischem Puritanismus paßte. In Fichte rang, stärker als in allen Deutschen seit Luther, ein urechtes demokratisches Grundgefühl nach politischer Gestaltung; ein Gefühl für den Adel und die Würde und die Freiheitssehnsucht jedes ehrlich arbeitenden Volkgenossen, wie es ähnlich machtvoll und unbedingt seither nie aufgetreten. Es fällt mir nicht ein, Lassalle in diesem Punkte die gleiche Ehrlichkeit zuzuschreiben; sein sybaritischer Hang, sein Distanzgefühl und Distanzbedürfnis und der Ehrgeiz des Deklassierten, der sich erst noch zu beweisen hat, stempelt den großen Agitator und Redner zum gemischten Charakter, ja fast zum Abenteuerer. Also nicht die Stimme des Blutes machte ihn zum Anwalt des Volkes, sondern geschichtlicher Instinkt und die geniale Kraft seiner sozialen Intuition. Diese geistigen Gaben haben ihn, den Hegelianer und Marxianer, zu Fichte geführt, aber daneben und darüberhinaus eine starke nationale Empfindung. Wie dieser radikale Jude das Deutschtum empfand — als ein Bündel anspruchvollster Imperative,

einen Schatz von Poesie und geistigen Gaben, eine Verpflichtung zu höchster kultureller Mission: das bemerken wir erst, wenn wir nach der Lektüre seiner Rede auf Fichte und seines Franz von Sickingen uns den Dokumenten der sogenannten nationalen Historiker zuwenden. Lassalles Nationalismus könnte eine Verjüngungsquelle für die deutsche Sozialdemokratie werden: er verpflichtet ja zu nichts als zu dem Bekenntnis, die nationale Eigenart, wie sie in Zeit und Geschichte sich einmal entwickelt, ihrer reinsten Bestimmung zuzuführen, das heißt: auf eine besondere Art zu humanisieren. Warum sollte er sich mit der Pflicht, den kapitalistischen Klassenkampf zu überwinden, nicht vertragen?

Graf Stephan Lisza, der Sohn des berühmteren Koloman (der uns Kindern ein vertrauter Göze war) hat, ohne böse Absicht, unsere liberale Presse geärgert und muß nun bittere Scheltreden über sich ergehen lassen. Er wird sich trösten, der tapfere Mann, der — bei dem Schwindelkampf um das allgemeine Wahlrecht hat sich gezeigt — in der korrupten Budapester Atmosphäre wenigstens den Mut hatte zu offenem Spiel. Was er sagte, ist unanfechtbar wahr. Das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht hat im Deutschen Reich den Liberalismus getötet und dem Parlamentarismus den Odem ausgeblasen. Das weiß jedes Kind. Selbst unter Bismarcks Rutenstreichen nahm er langsam aber sehr merklich an Einfluß zu, sein Ansehen und sein Einfluß wuchsen nach der Reichsgründung, die Gesetzgebung war kulturell und ökonomisch liberal. Bürgerliches Gesetzbuch, Waigesetze, Freihandel, Falk, Camphausen, Lasker, Bennigsen, Forckenbeck — — alle Kamellen, nur nicht für die Gelehrten der liberalen Presse. Auf allen Wegen und Stegen bahnte sich die Herrschaft der liberalen Bourgeoisie und des professoralen Freidentertums in Preußen an; man brauchte sich nur Bismarck plötzlich wegzudenken: und der Parlamentarismus war im Anzug, selbst unter Wilhelm I. Aber Bismarck blieb, und über die Idylle der zwischen-bourgeoisien Kämpfe legte sich, dunkel und drohend wie eine Gewitterwolke, die machtvoll emporstrebende Sozialdemokratie. Dadurch, und dadurch allein, wurde in Deutschland der Weg zum Parlamentarismus verschüttet. Und wir wissen ja, welchen das abstrakte Wahlrecht fälschenden Umständen unser Liberalismus aller Schattierungen das Leben dankt. In England wurde im achtzehnten Jahrhundert der Parlamentarismus unter der Herrschaft der Adelsoligarchie ausgebildet, und er blühte weiter, als durch die ersten Parlamentsreformen die Bourgeoisie, die wirkliche groß- und mittelkapitalistische, in Westminster ihren Einzug hielt. Er blühte, solange kein allgemeines, gleiches, direktes Wahlrecht die Tore dem organisierten Proletariat öffnete. Dieses Wahlrecht besteht auch heute noch sehr bedingt und die Arbeitervertreter im Unterhause verfügen erst über ein paar Duzend Stimmen: aber

schon leidet der englische Parlamentarismus an sich heute unter Schwierigkeiten, die man, als Disraeli starb, nicht für möglich gehalten hätte. Das sind die nackten Tatsachen, die kein Wenn und Aber verbiegen kann. Der Parlamentarismus ist als politische Herrschaftsform der neuen sehr breiten Oligarchie und der Bourgeoisie in die Welt gekommen und hat sich als solche ausgebildet; überall. Diese Entwicklung zu ihm hin ist bei uns durch das Reichstagswahlrecht gestört worden, das Bismarck im Ärger über die unbequeme Bourgeoisie (!) einführte, als der Sozialismus eine Angelegenheit der Theorie und der Konventikel war. Unter „Masse“ verstand er damals Bauern und Kleinbürger, also wesentlich konservative Elemente. . . Liszka ist nichts vorzuwerfen: er versucht (ein kluger, kultivierter, ehrlicher Mann, dem wir ein ausgezeichnetes agrarisches Werk danken) ,sein“ Haus vor Eindringlingen zu schützen und die Heuchelei derer um Lukas, der verlogensten Scheindemokraten unter der Sonne, bloßzustellen. Ist das zu schwer zu verstehen für liberale Publizisten, diese Verkoppelung von Zensus (système censitaire) und Parlamentarismus und Liberalismus?

Der Professor, dem von je unsere Sympathien gehören, ist am 4. März ins Weiße Haus eingezogen und hat durch den hohen Flug seiner Bekennnisrede die Weisen Männer Europas beschämt. Sie ist ein Dokument besten und edelsten Amerikanertums und wie vom Atem Ralph Waldo Emersons durchweht und gehoben. Man vergleiche die matten, stilsüchtigen, klug gefeilt und doch so leeren Wendungen in Poincarés, des fein gebildeten Skeptikers, Manifest mit diesen Ergüssen eines leidenschaftlich für alles Große und Kleine erglühenden Herzens, man bekloppe Wort für Wort dieses Arbeitsprogramms: nirgend wird man den dumpfen Klang jener patriotischen Phraseologie hören, die Europa wie schmutziger Grind überzieht. Ein paar schale Reportergehirne haben gemeint, an Wilsons Puritanismus ihren strophulösen Wis auslassen zu müssen, offenbar, um Europas — guten Ruf zu retten; sie wissen natürlich nicht, daß die stärksten Amerikaner, wie Abraham Lincoln, Quäker-Luft geatmet haben. Andere wollen, durch gebankenlose Affoziationen verleitet, professorale und doktrinaire Weitlänge vernommen haben. Nichts von allem dem. Der Hauptmotor in diesem Professor ist ja nicht Gelehrsamkeit, sondern Wille, Tätigkeitsdrang, sozialer Bautrieb. Politik ist ihm, in dieser vom „Graß“, von Korruption benagten Republik, Priesterschaft. Die Einzelheiten seines Programms interessieren heute nicht; viele Gebrechen, wie die Monopolistenseuche, der Tarifunfug, die bedenkenlose Ausbeutung der Naturschätze, die ganze hemmungslose Schrankenlosigkeit des ökonomischen Individualismus, sind spezifisch amerikanisch: man sieht aber schon heute, daß das Ideal, dem Männer wie Woodrow Wilson zusteuern, größere zentralisierte Gebundenheit, kurz

Bureaukratisierung ist ohne schnüffelnde Polizeibevormundung. In seiner Geschichte der Union hat Wilson den Ursprüngen des eigentlichen Amerikaners nachgespürt, jenes von Osten nach Westen dringenden settlers, der das ungeheuerere Werk der Entschließung der Neuen Welt aus den Impulsen einer frei waltenden und schaltenden Initiative vollbrachte; von denen jeder ein Eroberer war im kleinen; ein Demiurgos, aber durch die Gefahren und die Naturgebundenheit der Arbeit und die Zucht seiner ererbten religiösen Instinkte vor dem Übermute des ins Schrankenlose taumelnden Ehrgeizes bewahrt. Er spricht, als ob er auf die Stimme des Blutes hörte. Die praktische Arbeit, die er als Monopolistengegner in New Jersey früher geleistet, läßt in unendlich größerem Wirkungskreis weit Wesentlicheres erhoffen. (Nur täuscht er sich, wenn er glaubt, er werde dem Imperialismus Halt gebieten können: er klopft eben wieder, im dollarbeherrschten Merito, an die Tore und wird Wilsons Widerstände überrennen. Aber auch als Schriftsteller tritt er aus Reih und Glied. Sein Stil ist kristallklar und vom Pathos der Sehnsucht geschwellt. Ein Werk über George Washington und ein Essayband wurde eben, als Gruß der Musen an das amerikanische Volk, veröffentlicht. Das neue Zeitalter für Recht und Bewegungsfreiheit beginnt.)

Was wird aus Pfarrer Jachos Vermächtnis an das deutsche Volk? Er trug seine „fröhliche Wissenschaft“ mit starker Zuversicht in ihre Missionswirkung durch die Lande. Man darf die kluge Helligkeit und das stolze Distanzgefühl etwa von Nietzsche gai saber in dieser rationalistisch unterkellerten Mystik nicht suchen. Sie wandte sich an das wohl temperierte religiöse Bedürfnis der „allgemein“ Gebildeten, jener Menschenspezies von mittlerer Differenziertheit, der vor dem Sturz in das große dunkle Loch des schrankenlosen Subjektivismus bangt, vor den Abgründen, die den Protestantismus von allem Anfang umgeben und sich mit der wachsenden Zweibehaftigkeit des Lebens täglich erweitern. Wenn ich nicht irre, nannte ihn Ruskin ein Wand aus Sand. Kann ein Wand aus Sand binden? Dem religiösen Gefühl, dem Transzendenzbedürfnis Mark und Substanz geben? Dem Kultus neue und glaubwürdige, suggestive Symbole schaffen? Es ist schwer zu glauben. Jachos und die Mitgenossen seiner religiösen Stimmungen wandeln Wege, die aus der Kirche hinausführen. Auf ihnen lassen sich für das Chaos des individuellen Seelenlebens sittliche Normen, aber keine religiösen Symbole finden, keine zwingenden Symbole von kollektiver Geltung. In seinem unaufhaltsam bröckelnden Zustand wird also, scheint uns, der Protestantismus als Kirche von Jachos Vermächtnis keine Stärkung erfahren. Es besteht eine Stunde nach dem Tode des trefflichen Mannes überhaupt nur noch in der Erinnerung an eine Persönlichkeit von edlem Zuschnitt, die bei allem Wahrheitswillen über letzte Ziele und Wege im Dunkel blieb.

U n m e r k u n g e n

Li

„Li“ — Wie ein großes chinesisches Zeichen in schwarzer Tusche gemalt, steht es auf dem flammenden Gelb des Buchumschlages — ein dunkles Lor, geheimnisvoll zum Eintritt ladend — das „Li“ von Dr. Alfons Paquet. Und was heißt „Li“? — „Li“ ist das Gesicht — bisweilen auch nur die Maske des Chinesen, Höflichkeit, Rücksicht, Selbstherrschung, edles Maß — im letzten Sinne Kultur. Sein „Li“ verlieren hieße: sein Gesicht verlieren Des Europäers und Amerikaners brutaler Einbruchs- und Eroberungszug in uralte asiatische Kulturstätten, konnte er uns die Achtung der Einheimischen erzwingen? Wurde von den Fremden der feindbeseelte Gott mit den Schlafesaugen, seine Harmonie, Lebensweisheit, seine Duldung und die Erhabenheit seiner Ruhe verstanden? Was gaben wir den beraubten Völkern für die aus materieller Herrschgier an uns gerissenen Stücke Erde, für das ihnen abgerungene Gold? Was haben wir bis jetzt für Ostasien getan? Unsere Scheunen gefüllt und unser Heu trocken gelegt! „Und der Europäer selbst fühlt sich betreten in dieser Umgebung, betreten von diesem ungeheuerlichen und beschämenden Mißverständnis. Was haben wir dieses Volk eigentlich gelehrt, daß es als Gegengabe für uns nichts hat als eine verächtliche Grimasse mit einem Zug des Leidens?“ sagt Paquet.

Für den deutschen Pionier, der dem Volke angehört, das von jeher für das Kreuzrittertum der Idealität sein Panier entrollte, ist Paquets Buch geschrieben.

Aus jeder Zeile spricht der Germane, pocht in ehrgeizigen Hoffnungen des Dichters Herz für das deutsche Volk, dessen gesunde Instinkte er vor der nimmersatten Boa des anschwellenden Materialismus schützen möchte. „Unsere Kraft, unser Kulturstand sind in Gefahr!“ Einen neuen Orden von wandernden Schülern möchte er gründen, die hinauszögen, beseelt von der Demut und dem Vertrauen, das ihnen der erhabene Versuch einflößt, „eine Vergeistigung der Erde durch das deutsche Wesen.“

Große Ansätze zu deutscher Weltpolitik sind in „Li“ enthalten. Mehr Männer müßten in Ostasien für unsere Interessen wirken, von der deutschen Regierung ausgewählt und entsendet, die, frei von allem Banalitäten, zum materiellen und ideellen Wohle unserer Nation in allen Teilen des fremden Landes Vorposten stünden. Warum schläft Deutschland, wenn es sich um China handelt? Gerade dort winkt ihm eine glänzende Zukunft der Machtentfaltung und der kolonialisatorischen Ziele. In die breiten Schichten der deutschen Bevölkerung müßte dieser Gedanke eindringen. Es fehlt daheim an wirkungsvoller und systematischer Propaganda, an der mächtigen Unterstützung seitens der Öffentlichkeit. Keine Nation ist so wie die deutsche geeignet dazu, sich mit China zu verstehen, seine Sprache ist uns leicht erlernbar, wir haben gemeinsame Züge: Sparsinn und Gemügsamkeit, Ehrfurcht vor dem Oberhaupt in Staat und Familie, nüchternen Philosophie, eine starke Neigung zur Einreihung der Dinge in Begriffe, manchmal sogar ein wahres Einschachtelungsbedürfnis, das eines Wu-

seumskataloges Trockenheit und nützliche Ordnungsliebe aufweist. — — Der Grund, auf dem wir weiterbauen können in China, ist gelegt. Der gute Anfang ist gemacht. Wir haben in dem Pachtgebiete von Kiautschou eine große Anlage deutscher Kultur geschaffen, eine Pflanzstätte deutscher Arbeit und deutschen Gewerbesfleißes. Tsingtau ist ein entwicklungs- und verteidigungsfähiges Handelsemporium mit allen Ansätzen zu einem geistigen Kulturzentrum geworden. Freilich fehlt es dem großen Mechanismus noch an Leben, an Menschen und Geld. Plastisch zeichnet der Verfasser des „Li“ den kleinen deutschen Hafen mit der systematischen Ordnung und Geschüßtheit, der Nüchternheit und Wiedermeierei, ein deutscher Mikrokosmos mit den bekannten Landstädtchenallüren. — — — „Li“ ist ein geistreiches Buch, ein junges Buch, das unser Interesse immer steigert, mit jedem neuen Blatte fesselt, wie die Natur es mit jeder neuen Blüte tut. Nur eine junge sprudelnde Dichterkraft konnte es schreiben. Dabei von bedeutendem Wissen, von politischer Abrundung, Tiefe und Lebensflugheit. Ganz eigenartig ist seine Beobachtungsgabe. Immer ist er schlagfertig, das richtige Bild, das einzig richtige springt unmittelbar aus seinem Apparat, wenn sich ihm eine Erscheinung darstellt. Er faßt alle Einzelheiten sofort zusammen mit einer seltenen Sicherheit und Schnelligkeit des Auges zum Verstande hin: er abstrahiert mit den Augen. „Li“ ist keine behagliche, mühelose Reiselektüre — es will langsam und schlürfend gekostet sein wie ein alter guter Wein. Alles ist in diesem Buche am rechten Platz. Licht und Schatten edel verteilt. Menschen, Landschaften, Dinge, oft mit paar lecken Pinselstrichen, aber mit welcher Virtuosität hingeworfen. „Li“ ist mehr als eine farbenprächtige Bilderreihe von Schilderungen — es ist ein Kultur- und Zeitgemälde, der Niederschlag und die Denkarbeit jahrelangen Werdens. Paquets Ent-

wicklungsgang war ein beflügelter. Er ist nicht hinter dem warmen Ofen seiner Väter auf ererbtem Grund sitzen geblieben. Ganz jung hat er die halbe Welt bereist. Amerikas Großzügigkeit, die freien Weiten der Steppen und Ozeane haben diesem deutschen Geiste den Stempel der praktischen Schnellfähigkeiten und Unabhängigkeiten aufgedrückt. Ein Kind seiner Heimat ist er dennoch geblieben. Ein klarer, nüchterner Kopf, der über glühendem, phantasievollen Herzen steht wie die Reben seines Landes — der helle kühle Wein — auf sonnetränktem Boden. Paquet beginnt sein Buch mit den charakteristischen Worten: „Das ist Rußland!“ Und es ist auch wirklich Rußland, das sich massig wie ein mächtiger, dunkler Erdblock vor uns hinschiebt . . . Bauern mit struppigen Bärten, die ihren dampfenden Tee mit Wutky in kleinen sibirischen Bahnhofswinkeln trinken, das mohrenbraune, goldene kleine Heiligenbild, das gerührt mit dem flackernden Licht in das Gewir der Dinge und der kreischenden Menge blickt! Wundervoll ist des Dichters Übergang zu Japan, das morgendlich aufleuchtet hinter grünen kleinen Inseln, mit seinem hellen Glanze, in seiner stillen Reinlichkeit und seinem methodischen Ordnungssinn, diese Gegenüberstellung Nippons mit dem dumpfen, schwerblütigen, im großen Plane träge steckengebliebenen Wladivostok, das noch ein wenig von der Extravaganz und auch der stumpfen Resignation des russischen Volkscharacters hat, das sich über sich selbst verwundert und dem Zwecke seines Daseins nachzusinnen scheint! Wie ein Jubel klingt es aus den Zeilen! Wir sind nicht mehr in Rußland! Das ist eine andere „Jugend, ein anderes Größenmaß, eine andere Landschaft, ein anderes Tempo!“ . . . Wir sehen „den zarten fragenden Ausdruck“ in den Augen der kleinen Japanerinnen, die „spitzen schwarzen Blicke“ der von „übertriebener militärischer Wichtigkeit“ erfüllten Männer, hören von dem „geistigen Beutezug“ der alljährlich

von Europa heimkehrenden japanischen Studenten . . . In China empfängt uns die „feine Abscheulichkeit“ chinesischer Düfte, wir sehen die Füße der Rickschah-Kulis wie „Gummibälle über die Straße hüpfen“, hören in seiner vollendeten Weise Paquet von der „einzigartigen Totenknechtschaft“ des Landes reden, wo aus traditioneller Pietät die Gräber vergessener Generationen durch die Lebenden geschützt werden, bis kaum mehr Raum neben den Totenhügeln zur Bebauung der Erde bleibt.

— Wir müssen den Mut haben, alles in der Kunst immer wieder neu in unserm Geiste zu verarbeiten. Das Laboratorium des Geistes bringt, je nach den Verbindungen, welche die verschiedenen Stoffe miteinander eingehen, eben immer wieder andere Resultate hervor. Paquets Asien ist uns neu und doch nicht fremd, künstlerisch originell in der Auffassung und vom Atem großer Weltpolitik durchhaucht. Wir sehen die Kolosse Japan, Rußland, Amerika um die asiatische Helena ringen und allmählich den russischen Bären dem amerikanischen Bison das Terrain abgewinnen. Und dazwischen hindurch schlüpft glatt, bienenemsig mit freundlich-störrischer Zähigkeit der Japaner als Händler, Handwerker und Spion und rafft mit Taschenspielerbehendigkeit den rollenden Rubel und Dollar vom Boden auf, um den unterdessen die europäischen Mächte ihren Faustkampf führen.

P. King

Französische Farbstiche

Als eleganteste Form des Bilderdruckes erfand sich das Dixhuitième den Farbstich, der von mehreren Kupferplatten in verschiedenen Farben, meist blau, gelb, rot, nacheinander ein Blatt druckte, das als Reproduktion berühmter Kunstwerke, aber auch als eigene Erfindung seine Liebhaber fand. Le Blon entdeckte es um 1710 in Amsterdam und führte es in Paris ein. Debu-court stirbt 1832 und mit ihm findet

die Technik ein Ende, das zu einem merkwürdig schnellen Vergessen wird. Während Debu-court noch lebte, schrieb Boissière an Goethe (einer der letzten Briefe an ihn) von den neuen Farbdruckversuchen seiner lithographischen Tafeln in dem Werke über niederthheinische Baukunst. Er beschrieb umständlich die Geburt eines Verfahrens, das beinahe erst gestorben war. Man fing in der Lithographie von vorn an, was im Kupferstich sich kaum ausgelebt hatte. Die Vergessenheit wurde der Reiz für Sammler. Der französische Farbstich ist ein begünstigtes Sammelobjekt in unserer Zeit. Eine der vollständigsten Reihen besitzt Julius Model in Berlin. Fast nur nach seinen Blättern ist von der deutschen Verlagsanstalt ein wundervolles Reproduktionswerk herausgegeben worden, das fünfzig Farbstiche in gleichem Format, aber in originalen Farben bringt, von Jaro Springer kenntnisreich und interessierend eingeleitet. Diese Tafeln wenden wieder ein modernes Reproduktionsverfahren auf ein altes an: es sind Vierfarbendrucke als ganz feine Netzätzungen auf Kupfer. Der Effekt ist verblüffend, und der Bürger hat jetzt in einem Bande den Schatz, den der Sammler den Bemühungen eines ganzen Jahrhunderts abgewann. Da ist Le Blon, der Erfinder, aber schon Meister des fein gelbten Bildnisses, das in Königlichkeit schwimmt. Da ist Janinet, gleichzeitig ein kühler Sittenschilderer und ein eleganter Übersetzer des Boucherschen Altes. Und Descourtis, der nach den Niederlanden blickt, und Debu-court, dem das Interieur zu einer dekorativen Gruppe wird, und Alix, der sprechende Porträtist, und Desmarteau und Bonnet, die kreidestrichigen, voll weicher Zeichnung, und mancher andere, dem die blaue Platte nicht nur nach Newtons Farbengesetzen, sondern mehr noch nach dem Geschmack der Zeit über die gelbe und rote geht. Eine laue Temperatur ist in dieser Gegend, viel Süßlichkeit und Wiedertum, das zusammen eine heimliche Sinnlichkeit ergibt, viel

Dienen und Schmücken, wenig Persönlichkeit und bei allen Nuancen der Technik ein Gleichmaß des Stils, das ebenso ein Erbe von Kultur ist wie eine Ahnung der Mechanik.

Oskar Bie

Die Wallfahrt nach innen*

Die Metaphysik wächst; weh dem, der Metaphysik birgt!

Literarische Gottesuche auf allen Wegen. Begrifflich allerdings nicht ganz genau genommen, bald ist es Gott, bald die Seele, bald All, Chaos . . .: überall aber als das Gemeinsame steigt der neuere innere Mensch religiös erweckt aus der Lente. Solche Latschen müssen angeblickt werden.

Sie sind im Grunde nicht wunderbar. In einer so diesseitig angenehmen, diesseitig so beschäftigten Zeit steckt leicht etwas gutmütige Wehrlosigkeit gegenüber den Vermittlern von Heilslehren. Sie genießen die unverantwortliche Stellung eines Hauskaplans in der Raubfürstenburg; vielleicht sogar etwas wie die Liebe eines schweren Jungen zu seinem Piepmatz. So entsteht der Umfang der Bewegung. Man muß nicht feinethalben glauben, daß wirklich ein stärkeres metaphysisches Bedürfnis herrscht, aber die, in denen es grassiert, werden nachlässiger beaufsichtigt.

Die Gefahr liegt in den geringen Ansprüchen, die man stellt. Man könnte die Vernunft lieben wie ein Enzyklopädist und dennoch der Mystik gewogen sein. Sie hat im Lauf von Urzeiten bis zu den Augen van Goghs, wenn er eine Kaffeekanne oder einen Gartenweg ansah, das Menschliche um mancherlei Grenzerlebnisse erweitert. Diese Erlebnisse sind Realitäten; alles übrige: Hypothesen, die manche dazu nötig hatten, manche nicht. Und wie immer man denken möge: keinesfalls darf

* Margarete Susmann: Vom Sinn der Liebe. Hetta Mayr: Gleichnisse und Legenden.

das Erlebnishaft hinter den hypothetischen Unerweisbarkeiten zurückstehen. Wo man dies vergißt, wird mystische, religiöse Innerlichkeit zur Verflachung, zum Schlendrian, zu einer Sackgasse für jedes Gefühl, das sonst vielleicht anderswohin gelenkt hätte; so gut wie es die Nührung für die Wertherzeit war und die Liebe zum Mittelalter für die Romantik.

Es gibt in dem Buch Margarete Susmanns Quellstellen des Gefühls: Liebe, deren Frage noch nicht lautet: Liebst du mich? sondern: liebst du? Beängstigungen durch das leer Kosmische ringsherum. Fremdsein manchmal des eigenen Lebens. Gemeinsam sich in einer ungeheuren Einsamkeit finden, als das Wesen der Liebe zwischen Mensch und Mensch. Einsam bleiben in der Gemeinsamkeit, das dieses Wesen nicht minder ist. Und der nachdenkliche Satz, daß der Mann sich als der gegeben ist, der sich von sich entfernt; daß sein tiefstes Schicksal die Schicksalslosigkeit sei. Vielleicht manches noch mehr; in dem moospolstreigen Stil des Werks aber versichernd.

Was zusammengefaßt wird, strömt — nicht geradenwegs auf Gott zu; wenn ich recht gehört habe, ist sogar an manchen Stellen von seiner Depossidierung die Rede, — aber in jene sakralen Gefühlsphären hinein, die heute wie der Geruch seines Kleides plötzlich wieder zurückschlagen, nachdem er vor einer Weile weggegangen ist. Seelenwürde, Aufstieg durch Liebe, Wächtertum, Höhe, Sehnsucht nach dem Ganzen: es ist nicht Gott, aber das verwaiste unverändert religiöse Empfinden auf der Suche nach einem neuen Herrn. Und man fühlt mit einemmal eine Abiturientenangst, vor der Aufgabe, Mensch zu sein.

Die tiefere Rechtfertigung obliegt einer Art metaphysischer Begründung. Wir sind aus dem Stoff der Verwandlungen; jede Form des Lebens hat teil daran. Alles wandelt sich, indem es sich bewahrt; wir sind in dieser Verwandlung gebildet und wenden uns, kraft ihrer Gewalt selbst, gegen sie zurück. In die Welt, das orga-

nische Unten verschlungen, verwandelt das Individuum die ihm von daher zuströmende Kraft in eine Welt des Seins. Dieser Drang zum Werden, diese Vereinheitlichung der Urgegensätze schlägt in der Liebe die Augen auf. Und in dieser Art. — Gefühlsher manches noch werthaltig (wackere Männer dreht es im Grab herum, von Heraklit und Platon bis Schwenkfeld und Sebastian Franck), nach der Verstandesseite indiskutabel; ein unentscheidendes Schwanken des Arguments zwischen Begrifflichkeit und Gleichnis. Der Tod, heißt es, sei — dies etwa als Beispiel — der letzte Sieg des blinden Geschehens, zugleich die Ursache der Freiheit des Individuums, denn: ein ewig Lebendes würde sich dem Ablauf des Lebens nicht entgegen wenden, würde mit ihm zusammenfallen... Man könnte ebensogut das Entgegengesetzte oder ein Drittes erwarten. Solche Gleichnisse spielen mit der Verantwortlichkeit des Begriffs und veräumen darüber, sich als Gefühl zu vertiefen. Sie ahmen Wahrheiten nach, was sie nie werden können, und werden nicht, was sie sein könnten, Glaubwürdigkeiten. Und sind so am Ende nicht Holz noch Frucht, sondern Holzfrucht.

Hetta Mayrs „Gleichnisse und Legenden“ dagegen sind eigentlich entlaufene Novellen, die den Schleier genommen haben. Wo man ihr Fleisch noch sieht, schimmert es; mitten durch aber sind sie vom Begriff gepfählt, von Feierlichkeit der Auffassung, von Welttheiligkeit.

In einer dieser Erzählungen sieht eine Frau einem brünstigen Schwan zu, während er sein Weibchen jagt, ihre Lippen öffnen sich unwillkürlich bei diesem Schauspiel und im gleichen Augenblick bemerkt sie einen Mann, der sie beobachtet. Zu dieser später frigid-ahnungslos sich prostituierenden Dame sagt ihr Gatte: „Nehmt mich als Absteigequartier, wenn es Euch beliebt zur Erde herabzukommen. Aber... ich dulde nicht, daß Ihr Euch lagert, wo Ihr gerade aus den Wolken niederfallt.“

Zu diesem Gatten, ohne ihn zu kennen, sagt jener erste Mann: „... von Natur ist sie eine Dirne.“ „Habt Ihr“ — fragt der Legitime — „die Probe gemacht, Signor?“ „Ihr könnt sie nach mir machen. Fixiert sie mit dem Blick und sie folgt Euch, wohin Ihr wollt. Ihr könnt ihr die Kleider abreißen, sie rührt sich nicht. Ich kann die Probe vor Euch wiederholen.“ Durch eine andre Erzählung talkt ein lippenleckender Greis und schwagt Lüsternheiten mit Worten aus dem weichlichen Vorstellungskreis des alten Beichtkinds dahin... Und mancherlei so.

Das sind Szenen und Gestalten, die von selbst wachsen und nur ein wenig jenes Speichelwässerschens des Erzählers bedürften, das — gewiß — das Sabbrige des epischen Berufs bedeutet, aber doch auch eine seiner Unerläßlichkeiten. Und oft läßt sich — mitten in einer Vortragsweise, die die Worte aufs Eis legt — die Atmosphäre mit kleinen zuckenden Schlägen, mit plötzlich durchbrechenden Wendungen, die fast unpassend scharf und konzentriert sind, wie aus einem Essan, und die Feder gerät — krach, flog der Balken zur Seite! Krach, zerbrach es in der Luft.. — manchmal in eine Entschlossenheit, die schon unerlaubt ist, doch jenen Übermut des Handgelenks verrät, der aus innerem Überschuss mühelos und gern jede Lebendigkeit schaffen würde.

Aber der Ehrgeiz strebt nach einem kürzesten Hereinziehen des Geistigen in die Erzählung. Gleichnisse und Legenden bedeuten nicht bloß einen Titel, sondern eine Uszese. Die Wahl einer Darstellung, die durch unterfinnliche Vereinfachtheit die Möglichkeit einer ungewissen Vielbedeutbarkeit erwirbt. Und hier, wo das Buch zur Erfüllung eines guten spirituellen Verlangens auf diesen in unserer Zeit beliebten Weg gerät, lenkt es in deren Gefühlsallgemeinheiten ein, die es versagen lassen. Es wird zum würdigen Ausdruck edler Ideen. Ob sie auch nur provisorisch Gott heißen, oder Segen der Arbeit, oder Klar-

heit und Dämon: indem ihre in Wahrheit viel größere Fülle in hieratischer Vereinfachung gezeichnet wird, werden sie dazu. So reihen sich die Geschehnisse in einen Zusammenhang, der meist weder für das Gefühl noch für den Verstand etwas Zwingendes hat. Und es entstehen nicht Legenden von einem neuen Seelenbesitz, sondern Allegorien eines längst alten.

Aber wo man das Fleisch sieht — schimmert es von allen unterwegs verloren gehenden Seelen.

Robert Musil

Befonnene Lyrik

Nah sind uns die jungen Dichter unserer Zeit, die noch bebend von Erleben das Gefühl des Erlebnisses aus sich herausreißen und uns teilnehmen lassen an ihrer Begeisterung. Das ungeübte Leben peitscht sie auf, ihr Staunen vor dem Neuen, ihr Entsetzen und ihre Wonne gehen in uns ein; Mitleid, weil Miterlebende werden wir vor ihren noch nicht im Stande der Vollenbung angelangten Ausrufen, Wesschwörungen und Belagungen.

Was davon Bestand haben wird, ist vorläufig kaum abzusehn; einst werden zahllose gereimte menschliche Dokumente da sein und nur wenige Gedichte unter ihnen. Wohl aber bilden diese hingestammelten Anmerkungen zu erregten Minuten die Brücke zu den wahren Dichtungen. Darum soll, sofern sie echte Blut des Erlebens verraten, den Zeichen einer ehrlichen Auseinandersetzung mit unserer Existenz unsere Mitwirkung nicht versagt sein. Vielleicht ist der Augenblick näher denn je, da einer aus der Schar hervorstürmt, die Suchenden übertönend, inbrünstiger Verkündigung voll. Wir harren des Sinen, der Gesetze geben wird . .

Um die Art des Lyrikers Bruno Frank zu charakterisieren, genügt es nicht zu sagen, daß seine Verse besonnener und weniger aufreizend als die der jungen Talente der letzten Zeit klingen. Vielmehr ist auf eine

gewisse innere Übereinstimmung seiner Lyrik mit den lebhafteren Schöpfungen der in schöner Ungezügeltheit sich Erg gehenden hinzuweisen.

Als Gelegenheitsgedichte im Sinne Goethes sind auch heute die wertvollsten lyrischen Gestaltungen zu bezeichnen. Während aber das Gelegenheitsgedicht etwa eines Ernst Bläß noch vom Dampfe gegenwärtigen Erlebens trieft, so daß ihm beinahe immer reale Bedingtheiten anhaften, — (Franz Werfel, in seinen neuen Gedichten, entzieht sich als ein Übertrender der Diskussion) — möchte ich behaupten, daß Bruno Frank sozusagen nachträgliche Gelegenheitsgedichte schreibt. Nämlich: nicht um sich durch die Gestaltung eines noch unverrauschten Erlebnisses zur Klarheit zu erlösen, sondern um zu einer Zeit, da die Heftigkeit des Gefühls bereits abgeebbt scheint, das Unverwindliche in dauernder Blut aufleuchten zu lassen, fortut er es zu Gedichten. So gelingt es ihm in der Tat, in besonnener Ergriffenheit die Nachwehen der Leidenschaft in reine Gebilde zu bannen. Allerdings beeinträchtigt das späte Zugreifen in manchem Fall die unmittelbare Wirkung des Geschaffenen. Der Dichter Frank läßt sich Zeit; am liebsten würde er gleich seinem „Sterbenden am Fenster“ bis zum letzten Augenblick warten, um dann in seligem Zurückschauern „Erdenraum so weit, süße Latenzzeit“ in sein brechend Auge versinken zu lassen.

Unter diesen Voraussetzungen die Gedichte des Buches „Die Schatten der Dinge“ (bei Albert Langen, München) musternd, finden wir alle Erscheinungen, mit denen unsere in Betracht kommenden Dichter sich auseinandersetzen bemühen, schlicht und menschlich ergreifend einbezogen: Vergänglichkeit, Sehnsucht des Liebenden, die Erkenntnis der Wirtsal strebenden Geistes, Freundschaft, den Kontrast zwischen Gefühlsleben und Umwelt, Trauer um einstige gute Stunden, um die dahingegangene Geliebte . . . Darüber hinaus ein warmes Bestreben, vom Einzel-

fall auf das Allgemeine hinzudeuten, Schlüsse zu ziehen, Entschlüsse zu fassen: „Versäum dich nicht zu lange. Es ist Zeit, Uns maßvoll Wirkliche dich hinzugeben.“

Zurückhaltend und doch von Strahlen leidenschaftlichen Fühlens durchzückt sind diese Gedichte. Neu wirkt die wahrhaft vornehme Geste, mit der der Dichter Indiskretionen von sich weist, ohne sich hinter eine starre Kühle zu verschanzten. In einem der über das Porträtliche hinaus das Wesentliche des Kunstschaffens erfassenden Widmungsgebichte findet sich die schönste Formel auch für Bruno Franks sympathische Art:

„Ruhig gespeist von edlem Kern entpreßten, Röstlichen Ölen, die sie sparsam näßten, Ist sie der flackernden und grellen keine.“

Otto Pick

Selbstjustiz

Die Kultur bewegt sich in Form einer Spirale, allerdings in aufsteigender Linie, setzen die Fortschrittsgläubigen hinzu. Aber wie die Moden zurückkehren und manchmal Großmutter in der alten messingbeschlagenen Luze Gürtel und Schnalle findet, die jetzt dernier cri sind und damit stolz die schöne blonde Enkelin schmückt, so bewegen sich Gedanken im Kreislauf, und so scheinen wir mit wunderbarer Naturgewalt zur Selbstjustiz zurückzukehren. Die Selbstjustiz, das Recht sich zu verteidigen, eine erlittene Unbill zu rächen, einen Schlag mit einem Gegenschlag zu ahnden, liegt tief, tief im Wesen der Natur begründet. Hat im Selbst-erhaltungsprinzip, dem elementarsten Trieb unseres Seins seine Wurzel. Und im Volk, im Kindesalter der Menschheit, in den Knabenjahren gilt es als Schande, als Beweis von Feigheit, von mangelndem Ehrgefühl, einen Angriff unerwidert zu lassen.

Unsere Kultur hat uns nun die Selbstjustiz, die die Siedehitze des Temperamentes und nicht die Kühle, weithinschauende Vernunft zum Führer hat, aus der Hand

genommen, um in Ruhe und mit Objektivität Schuld und Sühne gegeneinander abzurwiegen. Denn unser subtil gewordenes Gerechtigkeitsempfinden verlangt gerade hier einen Gleichklang. Das richtige Maß, die sichere Schätzung von Für und Wider, ein Gleichgewicht zwischen Beleidigung und Strafe, Schuld und Sühne. Nach den Satzungen unserer heutigen Anschauung müssen wir eine Beleidigung, ein uns zugefügtes Unrecht, ein an uns verschuldetes Weh, einen Überfall aus dem Hinterhalt sozusagen ruhig einstecken, und dann die Sache, die oft im Augenblick durch eine Reihe undefinierbarer Momente, durch die Überraschung, Empörung dramatisch empfunden wird, in kühler nichts-sagender Sachlichkeit, entkleidet von dem Fluidum der tiefgefühlten Erregung, des Pathos einer Schicksalsstunde, einem sich in seiner unantastbaren Ruhe überlegen dünkenden Richter zur Beurteilung vorlegen. Und klein erscheint oft dann eine Sache, die wir groß empfunden und schicksalschwer.

Der Ehrbegriff, den selbstverständlich Satzungen und Anschauungen geboren, den Moralbegriffe eng einfrieden, gilt uns theoretisch als das Höchste. Als unschätzbarstes Requisite unseres seelischen Selbst. Als undurchdringlich, silberglänzender Panzer, den niemand ungestraft berühren darf. Wir sind in hundert Fällen bereit, unsere Ehre mit dem Leben zu decken.

Die geistvollen Apercus Schopenhauers über den Ehrbegriff, daß die Ehre nicht in der Meinung der andern bestehe, sondern ganz allein in ihren Äußerungen, gleichviel ob die geäußerte Meinung vorhanden sei oder nicht, und daß die Verunglimpfung zurückgenommen, nötigenfalls abgetoben werden könne, wodurch es dann ist, als ob sie nie gewesen wäre und es gar nichts zur Sache mache, ob die Meinung, aus der sie entsprungen, sich ebenfalls geändert habe, zu denen man sich theoretisch gerne bekennt, die in ihrer wundervollen Überlegenheit Ewigkeitswert besitzen, setzen doch eine gewisse Weltfremdheit, bei ihm Welt-

verachtung, voraus, die sich nicht jeder leisten kann. Denn es gehört sittliche und geistige Kraft dazu, hinter einer zerrissenen Hülle Größe und Echtheit zu erkennen, die Vielen beurteilen einen nur nach dem Kleide, das man vor Schaden zu bewahren gewußt.

Man hat tatsächlich praktisch keinen richtigen Schutzwall für die Ehre gefunden oder finden können, von der dunkel-heimnisvollen Idee beherrscht, daß die Kraft der wirklich tiefempfundenen Ehre, wie die der echten Keuschheit, unantastbar ist. Daß ihres Wesens tiefster Kern Unnahbarkeit bedeutet, die sich selbst schützt, kraft der ihr innewohnenden unbeseigbaren, unangreifbaren Stärke. Der Mann von Ehre geht rein hervor aus jeder Schlacht, wie Isolda im Büßergewand vor den wildberauschten Siechen schutzlos dasteht und keiner traut sich sie anzutasten, denn die Heiligkeit ihrer Reinheit dämmert auch im dunkelsten Hirn, und niemand wagt es, ihr nahzukommen, zurückgehalten durch eine unsichtbare und doch lebende Schranke.

Und darin liegt der Unterschied von Selbstjustiz und Duell, daß hier zwischen dem Gefühlsaffekt und dem Tattaffekt (was ja ein Duell seinem Wesen nach sein muß) sich Ruhe, Überlegung, Angst und Berechnung eingeschoben. Es liegt nicht mehr die züngelnde Flamme der Echtheit darin und darin besteht seine Unhaltbarkeit, die Komödie eines Tattaffektes unter dem ein aus falschem Ehrgefühl, Vorurteilen, Standesrücksichten mühsam geschürtes Feuer brennt ohne die eigentlich zündende Begeisterung des Empfindungsaffektes.

Viele, viele Fälle von Selbstjustiz dringen jetzt täglich an unser Ohr. Und Frankreich ist das Land, das den Ton angibt auf allen Strecken. Und Frankreichs Richter sind es, die sich lächelnd und überzeugt beugen vor einem Gottesurteil, das wie so oft jetzt eine Frauenhand gefällt. *Ce que femme veut, Dieu le veut.*

Wenn eine Frau einen Ungetreuen erschießt, so hat sie mehr für die Frauenbewegung getan als tausend Wahlrechts-

weiber, sagte einmal irgendwo ein Fanatiker. Der natürlich die ganze Frauenbewegung verkennt oder sie von einem schiefen Gesichtswinkel aus sah.

Aber die eine Frau, die den Mut hat, eine These zu vertreten, die Jahrtausende als heiliges Gesetz galt und die doch immer wieder übertreten ward und wird, präsentiert der Gesellschaft damit einen uneingelbsten Schuldschein. Und darin liegt das große Geheimnis all dieser Freisprechungen, daß man hier nicht zu einem offenen Schuldkonto Aller die Strafe einer Einzelnen gesellt. Ob die Frau in dem einen Falle, wie bei Madame Lambert, recht hatte oder unrecht, das ist hier ziemlich einerlei. Das Recht tritt hier, wie sehr auch die Zügendwächter, diese hartherzige Menschenspezies wettern und zetern, wie sichs geziemt bescheiden in den Hintergrund, denn es weiß ganz genau, daß wenn es auch hundertfach als Riese Goliath verkleidet, groß und unverwundbar dasteht, durch das Temperament des Einzelnen wird es doch immer wieder besiegt, und Helm und Speer und Schild liegen zerbrochen im Staube.

Und darin liegt der Zwiespalt, der täglich größer, täglich tiefer wird. Unser menschliches Empfinden, geleitet durch den wunderbaren Ariadnesfaden der Erkenntnis, empört sich gegen eine Strafe, die wirklich das Verhältnis zur Schuld arg überschreitet. Aber vor einem Strafvollzug, der nicht fragt, der in die eine Wagschale des Lebens seinen großen, großen Schmerz wirft oder sein tiefes, tiefes Glück und alles, alles andere, alle mühsam zusammengetragenen Güter von Jahrtausenden, alles, an das wir uns sonst zu klammern gewöhnt sind, in die andere Wagschale, und sie ist trotzdem leicht und steigt empor, so stehn wir da, ratlos und ergeben, wie vor einem jener Naturwunder, die Unheil säen, Tod und Verderben und die doch schön sind in ihrer wunderbar geheimnisvollen Gewalt.

Marie Holzer

Die neue Lehre von Bethlehem

von Kurt Eisner

Im Deutschen Reich treiben alljährlich rund neuntausend Arbeiter die von Professor Ludwig Bernhard („Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik“; Julius Springer, Berlin) schriftstellerisch ausgebeutete Rentenhysterie so weit, daß sie sich nicht schämen, sich für tot zu halten; merkwürdigerweise fördern die Standesämter diesen Wahn und auch die Familienangehörigen bilden sich ein, daß diese neuntausend Rentenhysteriker wirklich tot seien. Bisweilen tritt diese ausschweifendste Form der Rentenhysterie sogar epidemisch auf; man pflegt dann von einer Grubenkatastrophe zu sprechen, und verblendete Menschenfeinde, die für das Gedeihen der deutschen Industrie kein Herz haben, unterstützen wohl gar diese unerwünschten Folgen der deutschen Sozialpolitik, indem sie durch öffentliche Sammlungen dieser bis zum Jüngsten Gericht vorsätzlich und beharrlich aus bloßer Rentensucht fortgesetzten Arbeitsentziehung Vorschub leisten.

Des weiteren greift der Wahn verhängnisvoll um sich, als ob der Mensch all die vielen Glieder und Organe notwendig habe, mit denen ihn die gewissenlos verschwenderische Natur ausgestattet hat. Der Freund Friedrichs II. von Preußen, Lametrie, gilt heute noch bei allen Edelgesinnten als ein moralisches Ungeheuer, weil er materialistisch das seelenvolle Geschöpf Gottes zur gemeinen Menschmaschine erniedrigt habe. Unser heutiges Industrie-Christentum hat sich inzwischen überzeugt, daß Lametrie den Menschen viel zu hoch eingeschätzt hat, wenn er ihn für eine immerhin vollkommene Maschine hielt. Heute weiß jeder industrielle Professor der Volkswirtschaft, daß die Menschen vielmehr von Haus aus jenen älteren Uhren gleichen, die man aus der Reparaturwerkstatt des Uhrmachers in zwei Paketen zurückerhielt: das eine barg die nun richtig gehende Uhr, das andere die als überflüssig entfernten Räder. Diese Aufgabe des fürsorglichen Uhrmachers leistet für den Menschen von heute die Industrie und die Landwirtschaft; sie befreit ihn von allem, was nicht unbedingt zur Arbeit notwendig ist. Solche Günst erweist sie aber ungerechterweise gemeinhin nur den proletarischen Menschen. Wieder ein Beweis, wie einseitig man heute sich um die lohnarbeitende

Klasse sorgt. Ihr schneidet die auslesende Industrie die überflüssigen Glieder ab oder zerquetscht sie; nur bei Proletariern nimmt sie sich die Mühe, unnötige Organe durch Vergiftung und Zersetzung zu beseitigen. Das System, das der amerikanische Ingenieur Taylor für die Vereinfachung der Handgriffe bei der mechanischen Arbeit scharfsinnig erfunden hat, wirkt automatisch durch die Bedingungen der heutigen Lohnarbeit auch auf die Vereinfachung der menschlichen Körper selbst. Denn außer den Rentenhysterikern, die sich getötet glauben, werden Jahr für Jahr noch 120 bis 130000 Menschen im Deutschen Reiche verletzt und verstümmelt, das heißt von einem Teil ihrer überflüssigen Glieder, Organe, Funktionen befreit. Ist es nicht wirklich unerhört, daß diese derart vereinfachten Menschen nun auch noch dafür bezahlt werden, als Rentner leben dürfen!

Ich weiß, daß in guten bürgerlichen Kreisen vor der Geburt eines Kindes keine größere Sorge zu herrschen pflegt als die, ob denn auch der erwartete Sprößling im Vollbesitz gesunder Glieder sein möchte, ob Herz und Hirn in Ordnung, Rückenmark und Nerven gesund seien. Ein Proletarier ist auch von dieser Sorge befreit; denn er weiß, daß es für ihn ziemlich gleichgültig ist, ob er wohlgeboren auf die Welt kommt oder nicht. Denn die Industrie wird doch bald eine verständige Auswahl aus seiner Körperlichkeit treffen. Man glaubt gar nicht, was der proletarische Mensch alles entbehren kann, ohne in seiner Arbeitsfähigkeit beeinträchtigt zu werden. Nur darf man ihm eben nicht einreden, daß ein vereinfachter Zustand eine Verkümmernng wäre, die eine Entschädigung aus öffentlichen Mitteln rechtfertigte. Dann wird der proletarische Mensch faul und zieht es vor, von seinen Renten zu leben.

Das ungefähr ist die Philosophie, die Herr Ludwig Bernhard — er lebt von den erwünschten Folgen seiner Professur in Berlin — auf einhundertsechzehn Seiten entwickelt. Ein preussischer Herrenhäusler, Herr von Burgsdorff, hat allerdings vor ein paar Jahren die Bernhardschen Gedanken noch erheblich kürzer formuliert, als er äußerte, der Arbeiter von heute freue sich, wenn er einen Knack bekäme, oder als er eine Arbeitslosenversicherung direkt für unmoralisch erklärte, weil das eine Förderung der angeborenen menschlichen Faulheit sei und es außerdem der Bibel widerspräche, jedem Arbeiter ein Abonnement auf die große Staatskrippe bereits in die Wiege zu legen; denn es stünde geschrieben: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“

Herr Bernhard demoliert in drei Teilen die ganze Sozialpolitik und überhaupt so ziemlich jede öffentliche Einmischung in private Unternehmungen. Er findet zunächst, daß das staatliche Reglementieren bei der Genehmigung und Kontrolle privater Betriebe eine Schwerfälligkeit und schikanöse Umständlichkeit erreicht hat, die für die Konkurrenzkraft der deutschen Industrie gefährlich werde. Insofern er für die konzessionspflichtigen Betriebe eine Beschleunigung des Verfahrens fordert, wird ihm niemand wider-

sprechen. Wenn er aber behauptet, daß die deutschen Unternehmer durch die Kontrolle der sozialpolitischen Vorschriften unerträglich bedrängt werden, so läuft diese Anklage auf die Beseitigung jeder staatlichen Sozialpolitik hinaus und auf die Rückkehr zum schrankenlosen Manchesterium. Denn ohne staatliche Kontrolle ist natürlich die ganze Schutzgesetzgebung sinnlos. Und daß in Deutschland die Kontrolle nicht zu streng, sondern zu lässig betrieben wird, weiß jeder Kenner der Verhältnisse und offenbart jede gründliche Untersuchung der tatsächlichen Zustände. Die kinderleichte Ausfüllung des einfachsten Kontrollformulars erscheint diesem Professor als eine unerhörte Zumutung an die Leistungsfähigkeit industrieller Verwaltung. Über jeden Pfennig wird genau und unter Aufwand umständlicher Sicherungsmittel Buch geführt, an Leben und Gesundheit der arbeitenden Menschen ein Blatt Papier aufzuwenden, empfindet Herr Bernhard als einen ruindösen Eingriff in die Freiheit des Unternehmertums. Im Jahre 1911 wurde von den revisionspflichtigen Gewerbebetrieben überhaupt nur etwas mehr als die Hälfte kontrolliert. Von den rund 190 000 revidierten Betrieben wurden nur 31 000 mehr als einmal revidiert. Die Kontrolle erstreckte sich zumeist auf die Großbetriebe. Es ist sehr interessant und sehr unerwünscht, daß der Prozentsatz der von der Kontrolle erfaßten Arbeiter in demselben Maße sinkt, als die Schutzbedürftigkeit wächst. Von den männlichen erwachsenen Arbeitern wurden 84,7 Prozent, von den erwachsenen Arbeiterinnen 81,8 Prozent, von den Jugendlichen über vierzehn Jahre 80,6, von den Kindern unter vierzehn Jahren nur 78,6 Prozent revidiert. Es wurden fast 23 000 Fälle von Vergehen gegen den Jugendschutz festgestellt und über 14 000 Vergehen gegen den Arbeiterinnenschutz. Wenn in 1660 Betrieben Vergehen gegen den Jugendschutz ermittelt, aber nur 1782 Personen bestraft wurden, mit drei bis zehn Mark, und wenn es auf dem Gebiete des Frauenschutzes ebenso war, so beweisen diese Ergebnisse nicht nur, wie notwendig eine verschärfte Kontrolle, sondern auch eine gesteigerte Strenge der Gerichte ist. Herr Bernhard hegt ungefähr die sozialpolitischen Auffassungen der rheinisch-westfälischen Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft, die in einem Bericht die grauenhafte Zunahme der Unfälle so erklärt: „Der Hauptanteil an der Zunahme der Unfälle ist zweifellos dem Verhalten der Versicherten selbst zuzuschreiben. Schon oben wurde auf die sehr häufig festzustellende Gleichgültigkeit und Unvorsichtigkeit der Arbeiter gegenüber den Betriebsgefahren hingewiesen. Diese bedauerliche Erscheinung mag zum Teil psychologisch auf das Bestehen der gesetzlichen Unfallversicherung zurückzuführen sein, die dem Verletzten auch bei grob fahrlässiger Veranlassung des Unfalls volle Entschädigung zugestehet; hier dürfte auch die weit entgegenkommende Rechtsprechung der entscheidenden Behörden nicht ohne Schuld sein.“ In den vom Deutschen Metallarbeiterverband 1912

veröffentlichten Erhebungen über die Zustände in der Schwerkisenindustrie — ein Werk von einer wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, daß es den Professor Bernhard erröten lehren könnte — wird eine Fülle von Tatsachen angeführt, warum die Arbeiter in die Unfallgefahren getrieben werden. Um zur Arbeitsstelle zu gelangen, müssen die Arbeiter zum Beispiel in den Eisenbahngleisen gehen und sie überschreiten. Es ist zwar auf dem Duisburger Phönix verboten, die Eisenbahngleise zu überschreiten, solange sie durch Fahrzeuge gesperrt sind, aber die Arbeiter können nicht so lange warten, bis die Gleise frei sind; sie würden zu spät zur Arbeit kommen und bestraft werden. Darum klettern viele Arbeiter über die Wagen oder kriechen unter ihnen weg; dabei ereignen sich dann zahlreiche Unfälle, und keine Behörde rührt einen Finger, um das Werk zu zwingen, gefahrlose Zugänge zur Arbeitsstätte zu schaffen.

Bernhard rühmt besonders, um die Überflüssigkeit staatlicher Aufsicht zu beweisen, die musterhaft umsichtigen Leitungen der privaten Kohlenbergwerke. Ein Fachmann, der frühere Oberbergkommissar in Graz, Busson, hat unlängst in Brauns Annalen für Soziale Politik darauf hingewiesen, daß die grauenhaften Massenopfer, welche die Bergkatastrophen in Preußen fordern, seit langen Jahren in Österreich unbekannt sind; und er führt diesen Unterschied zurück auf die ungenügende theoretische Ausbildung der Bergbeamten und vor allem auch auf die mangelhafte Aufsicht durch die Bergbehörden in Preußen: „Während in Preußen der Revierbeamte allein den Betriebsplan durchsieht und sich eventuell bei einer abzuhaltenden Tagung entscheidet, ob derselbe zu genehmigen ist oder nicht, werden in Österreich die Betriebspläne kommissionell überprüft, das heißt, es findet vor Genehmigung des Betriebsplanes eine eingehende Lokalerhebung auf der betreffenden Grube statt, bei welcher alle für den zukünftigen Betrieb einschlägigen Verhältnisse genauestens erhoben werden. Es mag sein, daß diese Art der Genehmigung von Betriebsplänen dem Werkbesitzer nicht unbedeutende Lasten auferlegt, die Zeit seiner Beamten stark in Anspruch nimmt, und ihm auch Kosten verursacht, allein für die Sicherheit des Betriebes ist diese Art der Durchführung der Überprüfung der Betriebspläne zweifellos sehr gut, weil hier — und dies ist die Hauptsache des bergpolizeilichen Wirkens — vorbeugend gearbeitet wird“. Busson weist dann des näheren nach, um wieviel eingehender und gründlicher die behördlichen Inspektionen in Österreich seien als in Preußen. Der Berliner Gelehrte der Volkswirtschaft aber stöhnt das Leid der Schwerindustriellen über die belästigenden Eingriffe des Staats in ihre Unternehmerfreiheit. Und wenn unablässig Tausende von Bergleuten getötet, verkrüppelt, verstümmelt werden — nun, so ist daran nicht die Oberflächlichkeit der Kontrolle und die Leichtfertigkeit der Betriebsleitung schuld, sondern — die Unfallrente. Die Arbeiter wollen es nicht anders.

Das ist das zweite Plagiat des Professors Ludwig Bernbard an der Philosophie der von der schweren Industrie bezahlten Sekretäre. Es ist bisher in der Geschichte der deutschen Universitäten ein unerhörter Fall, daß ein deutscher Professor der Volkswirtschaft in dieser maßlos leichten Art niedrigstes und niederträchtigstes Gesubel von Interessenten als Wissenschaft nachschreibt. Bisher überließ man eine derartige Betriebsamkeit den von den Interessenten besoldeten Kreaturen. Man kennt die Weise, die nun zum erstenmal auch von einem Berliner Lehrstuhl aus erschallt. Die furchtbare Unfallhäufigkeit ist zum großen Teil auf die Sozialversicherung zurückzuführen, auf die Rentensucht; wegen der in Aussicht stehenden Rente spielt der Arbeiter mit den Betriebsgefahren. Noch schlimmer: wenn er den Burgsdorffschen Knacks weg hat, kultiviert er sorgsam sein kleines Leiden, er wird, wenn nicht Simulant, so doch Neuropath, der nicht geheilt werden will, weil ihm dann die Rente entzogen oder verkümmert wird. Es gibt Leute, die, um zu der bequemen, sicheren und ergiebigen Rente einer Universitätsprofessur zu kommen, kein Mittel scheuen. Das ist gewiß eine schwere Anklage gegen die Moral in gewissen Kreisen unserer Intelligenz. Wenn es aber wahr sein sollte, daß Arbeiter, um die paar Bettelpennige einer Hungerrente zu erlangen, sich ihre gesunden Glieder verstümmeln lassen oder im Kampf um die Rente in schwere Nervenkrankheiten verfallen, gibt es eine furchtbarere Anklage gegen unsere sozialen Zustände und gegen die Unzulänglichkeit unserer sozialen Gesetzgebung?

Aller Arbeiterschutz hat die Aufgabe, die Arbeitsfähigkeit der Menschen vorbeugend zu erhalten, und alle Arbeiterversicherung kann nur der einen einfachen Aufgabe dienen, im Falle jeder Verminderung und Vernichtung der Arbeitskraft aus öffentlichen Mitteln wenigstens einen bescheidenen Ersatz durch Gewährung ausreichender Unterstützungen zu schaffen. Unsere Arbeiterversicherung leidet an der Unzulänglichkeit der Leistungen und an der verwirrenden sinnlosen Zielgestaltigkeit der Organisation. Es ist schlechterdings unverständlich, daß die Versicherung gegen Beeinträchtigung der Arbeitskraft nach den Ursachen ihrer Zerrüttung gesondert wird. Für die zu leistende soziale Aufgabe ist es bedeutungslos, ob der in die Lunge einbringende Steinstaub den Arbeiter zerstört, oder ein Sturz vom Gerüst, erschöpfte Nerven, Alter. Ob die Störung der Arbeitsmöglichkeit durch Krankheit, Unfall, Invalidität, Alter oder Arbeitslosigkeit herbeigeführt wird, ist für den Versicherungszweck, die Geschädigten und die Gesellschaft unerheblich. Die einheitliche Versicherung und Sicherung gegen alle Schädigungen der Arbeitskraft, ohne den zerrüttenden Kampf um Entschädigung und Ersatz, müßte der erste Grundsatz jeder sozialen Gesetzgebung sein, sie würde sich dann auch mit einigen wenigen Paragraphen begnügen können.

Der Professor, der typische alle Zeit gesicherte Rentenempfänger (in einem

Beruf ohne gesundheitliche Schädigungen und ohne körperliche Gefahren), sollte gerade für die soziale Kultur der Rente Verständnis haben. Aber Herr Bernhard gleitet in die feudale Weltansicht der zweierlei Menschenrassen zurück. Auf die Besserbezahlten und angenehme Arbeit Leistenden wirkt die Existenzsicherung befeuernd und schöpferisch. Die Millionen aber, die in ungesichertem trostlosen Dasein harter einrönliger Arbeit, unter steten Gefahren des Hungers, des Siechtums, der Verkrüppelung, der Tötung keuchen, bei denen wirkt auch der bescheidenste Schadenersatz für die von ihnen gebrachten Opfer demoralisierend; die goldene feste Rente adelt die Besten, die kupferne, jeden Tag bedrohte Rente ist eine nationale Gefahr, sie zeugt Faulenzer, Simulanten, Hysteriker, Prozeßhänse.

Dieser Nutznießer einer hohen Staatsrente stützt seine Beweisführung ausschließlich auf die peinliche, weitläufige Diskussion, die von den Ärzten über Unfallneurose und Unfallgefeßhysterie seit Jahren geführt wird. Die ganze reiche Literatur der Sachleute der Versicherungsgesetzgebung ist ihm unbekannt. Das in den Jahresberichten der Arbeitersekretariate aufgespeicherte Material existiert für ihn nicht. Dagegen nimmt das bloße Titelverzeichnis der ärztlichen Streitchriften einen erheblichen Teil des Raumes der Broschüre ein; sie sind beinahe in der Vollständigkeit angeführt, wie die üppigen Quellenverzeichnisse der Doktorschriften, die sich vererben, ohne daß jemand die im Titel verschlossenen Schätze wirklich geöffnet hätte. Während Bernhard die für kargen Gehalt unermüdlieh dem gemeinen Wohl dienenden ernsten und ruhigen Arbeitersekretäre, die ohne Rücksicht auf Popularität in der Zurückweisung zweifelhafter Rentenansprüche eher rücksichtslos als lässig zu sein pflegen, als eine Art Winkelkonsulenten beschimpft, führt er als strahlende Autorität einen Mediziner an, — Dr. Biß —, der es einmal durchgesetzt hat, daß eine Rente von 100 Prozent zeitweilig auf 66 $\frac{2}{3}$ Prozent herabgesetzt wurde, weil er gutachtlich bezeugt hatte, daß ein durch einen Unfall an schwerem Rückenmarksleiden erkrankter Arbeiter in Wahrheit an hochgradig gesteigerten Begehrlichkeitsvorstellungen leide, die er sich auf der Jagd nach unberechtigten Vermögensvorteilen zugezogen habe. Die gesteigerten Begehrlichkeitsvorstellungen (nicht des Dr. Biß) führten bald zum Abschluß aller menschlichen Begehrlichkeit.

Die Stellung des Arztes in der heutigen Gesellschaft ist so lange unwürdig, als er gezwungen ist, seinen Beruf als Privatgewerbe auszuüben. Es gehört zu den tröstenden Wundern der Unzerstörbarkeit menschlicher Güte, daß trotz solcher erniedrigenden äußeren Umstände gerade Ärzte Vorbilder sozialen Pflichtbewußtseins sind. Aber es gibt auch trübe Erscheinungen: von den Beziehungen zwischen Ärzten und Bädern, chemischen Fabriken, Kurpflüßern bis zur förmlichen Organisation von Schlepperdiensten, durch die begüterte Patienten gewissen Spezialitäten ans Messer geliefert werden.

Vor allem sollte dem Arzt nicht gestattet sein, was in keinem andern Berufe gebuldet wird. Ein Professor der Medizin darf von privaten Erwerbsgesellschaften Geldgewinne beziehen, den Staatsbeamten ist das sonst verboten. Es ist deshalb nicht einmal merkwürdig, daß wir in dieser ärztlichen Literatur, die Herrn Bernhard so erquicklich scheint, wieder Gestalten begegnen von den Eigenschaften jenes Arztes, der in den wilden Anfangszeiten des englischen Kapitalismus gutachtlich äußerte, er vermöchte in seiner Wissenschaft keinen Grund zu entdecken, warum die Arbeitszeit eines Kindes früher endigen sollte als der Kalendertag.

Die ganze Unfallliteratur der Ärzte hat schon deshalb für den Volkswirtschaftler keine zwingende Bedeutung, weil die Lehrmeinungen dieser Sachverständigen von der Auffassung, daß schlechthin alles Unfallrentenneurose sei, bis zu der Meinung, ein echter Fall dieser Art käme fast niemals vor, alle Abstufungen durchlaufen. Außerdem würde immer nur bewiesen sein, daß die Unsicherheit der Rente, um die ewig aufs neue gekämpft werden muß, nervöse die Heilung erschwerende und die Simulation begünstigende Wirkungen erzeuge, nicht aber die Rente selbst. Die Rentenfeinde, die um die Finanzen der in den Berufsgenossenschaften vereinigten Unternehmer besorgt sind, erzählen Wunderdinge von der Kraft der Menschen, sich an den Verlust wesentlicher Teile ihres Körpers zu gewöhnen und anzupassen. Die unablässige Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse aber infolge der Rentengesetzgebung wirkt ohnehin tief unter einem erträglichen Existenzminimum lebende Menschen jeden Augenblick wieder aus dem Einkommen, an die sie sich eben mühselig gewöhnt und angepaßt haben; ein unerhört grausames Spiel, das auch die zähsten Nerven heillos zerrütten muß. Es ist ein vollkommener Widerspruch, die Fähigkeit, sich an körperliche Schädigungen zu gewöhnen, über die Maßen hoch zu werten; dann aber noch eine erstaunlichere Fähigkeit anzunehmen, sich unablässig und willkürlich immer aufs neue aus dem eben Gewöhnten wieder reißen zu lassen, ohne gesundheitliche Störung die ewige Gefahr ertragen zu können, daß in wirrer Unruhe elende Daseinsbedingungen noch elender werden könnten.

Bernhard führt wohlweislich aus den ärztlichen Diskussionen nur die abgeleiteten theoretischen Anschauungen über die Unfallneurosen und die Rentenhysterie an. Aber er schildert keinen einzigen Fall aus dem wirklichen Leben, der die Zusammenhänge erst veranschaulicht; er fällt formale Urteile ohne die Aufnahme des Tatbestandes. Und doch würde eine Sammlung gewisser ärztlicher Gutachten, auf die Herabsetzungen und Verweigerungen der Rente begründet wurden, einen wahren modernen Herenhammer darstellen. Nur zwei Beispiele aus der Praxis! Im Jahre 1888 erlitt eine Tagelöhnerin in München einen Unfall dadurch, daß ihr drei Backsteine auf die rechte Hand fielen. Es trat völlige Versteifung der Hand ein. Seit

1894 bezog sie 40 Prozent der Vollrente, monatlich 12,45 Mark. Schon das erste ärztliche Gutachten äußerte, daß es sich um einen Dauerzustand handle. Gleichwohl wurden fortwährend weitere ärztliche Untersuchungen veranlaßt. In jedem Jahr wurden die Untersuchungen wiederholt, immer mit dem gleichen Ergebnis einer vierzigprozentigen Rente. Endlich, 1910, geriet die inzwischen zweiundachtzig Jahre alt gewordene Frau in die Hände eines zuverlässigen Vertrauensarztes der Berufsgenossenschaften. Der stellte Gewöhnung und Anpassung an den Zustand fest, außerdem sämtliche Zeichen des senilen Marasmus und erklärte eine dreißigprozentige Rente für ausreichend. Daraufhin beantragte die Berufsgenossenschaft Minderung der Rente entsprechend dem Gutachten des Arztes. Das Schiedsgericht lehnte den Antrag natürlich ab. In dem Urteil heißt es: „Abgesehen davon, daß schon mit Rücksicht auf das hohe Alter eine Steigerung der Erwerbsfähigkeit ausgeschlossen erscheinen muß, hat Dr. Pettentkoser zu Anfang seines Gutachtens ausgeführt, daß die Verletzte sämtliche Zeichen des senilen Marasmus aufweise. Die Gewöhnung kann aber bei einem aus anderen Gründen gänzlich erwerbsunfähigen Rentenempfänger nicht als Moment für die anderweite Festsetzung der Renten in Betracht kommen“. Eine sechzigjährige Arbeiterin beantragte 1912 die Gewährung der Invalidenrente bei der schlesischen Landesversicherungsanstalt. Das begründete ärztliche Gutachten stellte Altersschwäche fest, Krampfadern, chronischen Magenkatarrh, schweren Rheumatismus, Verkrümmung und Versteifung der meisten Finger, Plattfüße; völlige Erwerbsunfähigkeit. Ein zweites Gutachten erwähnte noch allgemeine Hinfälligkeit und leichte wässerige Stauungen in den Knöchelgelenken. Bei der Verhandlung vor der unteren Verwaltungsbehörde erklärte auch der Vertrauensarzt die Frau für invalide. Nun ging der Vorstand der schlesischen Landesversicherungsanstalt vor die rechte Schmiede. Sie fand einen Arzt, der bezeugte: „Die . . . sei eine für ihr Alter ziemlich kräftige Frau, die außer mäßigen Alterserscheinungen nur an durch das Alter bedingten Gelenkveränderungen des rechten Schultergelenks, verschiedener Fingergelenke und der Kniegelenke leide. Die Gelenkveränderungen an den Fingern, welche am schwersten ins Gewicht fallen, beständen aber schon seit zwölf Jahren, der Faustschluß sei beiderseits gut möglich. Die Schultergelenke werden in ihren Bewegungen fast gar nicht beeinträchtigt, und die Kniegelenke nur in mäßigem Grade. Da ferner Rücken ganz gut vor sich gehe, die Hüftgelenke also auch nicht schwer von Rheumatismus befallen seien, sei die Klägerin zu leichten landwirtschaftlichen Arbeiten mit Ruhepausen noch fähig“. Darauf wies die Landesversicherungsanstalt den Antrag zurück: keine Invalidität. Berufung an das Oberversicherungsamt. Der Vertrauensarzt bestätigte gleichfalls die Arbeitsfähigkeit der Frau. Die oberste Instanz ermittelte genau die Fähigkeit der

Frau, täglich noch 3 3/4 Pfennige zu verdienen; der unmoralische Anspruch der siebzigjährigen Frau, sich von der doch auch durch ihre eigenen Beiträge erkauften Invalidenrente zu mästen, wurde also abgewiesen.

Diese Fälle des Lebens, die sich zu dicken Bänden häufen ließen — die Rententragödien drängen sich jedem auf, der überhaupt irgendwelche Kenntnisse von Arbeiterverhältnissen hat — interessieren die Wissenschaft des Herrn Bernhard nicht. Sie beweisen freilich auch eine andere Unbedenklichkeit des Gelehrten. Herr Bernhard grämt sich nämlich auch über die Prozeßsucht der Arbeiter. Aber abgesehen davon, daß die Zahl der Rekurse durch allerlei künstliche Mittel erhöht ist, vergißt er zu erwähnen, daß der Prozentsatz der Rekurse der Arbeiter seit 1890 beständig zurückgeht, dagegen die Rekurse der Berufsgenossenschaften sich in diesem Zeitraum prozentual verdreifacht haben. Die Prozeßsucht der Versicherten nimmt also ab; begreiflich, da ihre Aussichten auf Erfolg immer ungünstiger werden. Die Rekurse der Versicherungsträger dagegen schwellen an; begreiflich, da sie immer vorteilhaftere Urteile erzielen. Im Jahre 1911 hatte nur noch ein Sechstel der Arbeiterrekurse Erfolg. Dagegen wurde von den Rekursen der Unternehmer mehr als die Hälfte zu deren Gunsten entschieden. Ich selbst wohnte einer Sitzung des Reichsversicherungsamts bei, zu der ein Vertreter der kaiserlichen Werkverwaltung in Kiel eigens nach Berlin gereist war, um die Herabsetzung einer Unfallrente um ein paar Prozent persönlich zu begründen; die Reiskosten und Diäten des Vertreters haben gewiß mehr betragen als die kapitalisierte Rentenersparnis, die besten Falls erzielt werden konnte. Solche Tatsachen muß Herr Bernhard verschweigen; denn sonst würde selbst er sich nicht getrauen, die Forderung zu erheben, daß zur Einschränkung der Prozeßsucht das kostenpflichtige Verfahren eingeführt würde. Damit wären die Versicherten auf Gnade und Ungnade jedem falschen Urteil ausgeliefert und die Berufsgenossenschaften könnten allein den Rechtsweg beschreiten, um die allgemeine Rentendemoralisation mit Erfolg zu verhindern.

Ein paar eilige Seiten widmet Herr Bernhard schließlich noch dem parteipolitischen Mißbrauch sozialpolitischer Einrichtungen. Darunter versteht er jene kümmerlichen Selbstverwaltungsrechte, die in der deutschen Sozialgesetzgebung den Arbeitern eingeräumt sind: im Gegensatz zur englischen Sozialgesetzgebung, in der die Selbstverwaltung der Arbeiter als selbstverständlich durchgeführt ist. Parteipolitischen Mißbrauch nennt Herr Bernhard es, wenn die Arbeiterpartei sich an den Verwaltungswahlen beteiligt. Da das Parteiprogramm sozialpolitische Forderungen immer mehr voranstellt, ist natürlich auch die Verwaltung der sozialpolitischen Einrichtungen „parteipolitisch“ bedeutsam. Aber Herr Bernhard betrachtet es überhaupt als Mißbrauch, daß die Arbeiter die Männer ihres Vertrauens bei den Wahlen bevorzugen. In Deutschland bestimmt der Wille eines Mannes die leitenden Beamten

des Staates. Die Adelskaste beherrscht noch immer die bestbezahlten Posten der Armee, der Diplomatie und der Verwaltung. Die höhere Bureaukratie und immer mehr auch die Universitätswissenschaft rekrutiert sich aus Nepoten. Über die große Industrie und die Hochfinanz endlich herrschen, nach dem unverdächtigen Zeugnis eines Sprößlings des Elektrokonzerns, allmächtig und ausschließend ein paar hundert Familien. Überall ist der freie Wettbewerb fast ausgeschaltet; die zünftlerische Absperrung verhindert nahezu jeden Aufstieg aus der Tiefe und aus der Masse. Wenn aber die Millionen des Proletariats Männer ihres Vertrauens in ein paar bescheidene Ämter auf dem eigensten Gebiet ihrer Interessen befördern, so wird über Mißbrauch geschrieben, obwohl die Arbeiter in einer nicht genug zu bewundernden Selbstzucht und Selbstlosigkeit bei der Auswahl der Personen in der Regel mit einer fast ängstlichen Sachlichkeit verfahren. Mag Herr Bernhard, der im freien Wettbewerb wissenschaftlicher Würdigkeit Gescheiterte, auch jede Selbstverwaltung in der Arbeiterversicherung als Beeinträchtigung der Kommandogewalt des Staates und des Unternehmertums beklagen, nur soll die Heuchelei nicht soweit getrieben werden, daß in einem Lande engherzigster gegenseitiger Kastenversorgung über die Verwahrlosung jener Bevölkerungsklasse spektakel werde, in der die gesunde Schätzung und Auslese der Menschen nach Fähigkeit und Charakter, trotz des bösen Beispiels der anderen, immer noch die Regel zu sein pflegt.

Bernhards geistig und moralisch krüppelhafte Gelegenheitschrift ist die Wahlparole der schweren Industrie, die die Nationalökonomie seit Jahrzehnten belehrt, daß die Wissenschaft endlich umkehren müsse: zum reinen Manchesterium. Keine staatliche Einmischung, keinerlei Sozialpolitik, Einsperzung des Proletariats in wehrlos zu duldbende unentrinnbare Lohnarbeit ohne jede Möglichkeit, unmittelbar oder mittelbar auf die Arbeitsbedingungen einzuwirken, das sind die von Herrn Bernhard und seinen Gönnern erwünschten Folgen seiner Propaganda. Die Renten der Arbeitsunfähigen stören die Rentenpfündner der Arbeit.

Gelingt das Werk dieser neuesten Nationalökonomie, so wären auch die Voraussetzungen erfüllt für die Renaissance jener anderen Manchesterlehre von der Harmonie der Interessen, die in gefällig auffälliger Schutzverpackung aus Amerika kommt. Denn nur wenn man entschlossen ist, jede soziale Verantwortung für die Wirkungen der schrankenlosen Ausbeutung abzulenken, kann jenes Taylorsystem zur Ausführung gelangen, das jetzt auch bei uns um Anerkennung wirbt. Erst wenn jede Zerstörung der Arbeitskraft und der Gesundheit als Rentenneurose erledigt wird, kann das Taylorsystem fröhlich beginnen. Aus welchen Rezepten diese neue Harmonielehre sich zusammensetzt, verdient eine eigene Betrachtung.

Frau Beate und ihr Sohn

Novelle von Arthur Schnitzler

(Schluß)

III.

Als Beate aus dem Dunkel des Waldeschattens unter den freien Himmel trat, dehnte sich der Kiesweg sonnenweiß und brennend vor ihr hin, und fast bedauerte sie, daß sie die Villa Welponer so früh am Nachmittag hatte verlassen müssen. Aber da die Hausfrau gleich nach aufgehobener Tafel zum gewohnten Schummer, und Sohn und Tochter ohne weitere Erklärung verschwunden waren, hätte Beate mit dem Direktor allein zurückbleiben müssen, was sie nach den Erfahrungen der letzten Tage auf alle Fälle vermeiden wollte. Seine Bemühungen um ihre Gunst waren allzu offenbar geworden, ja, gewisse Andeutungen von seiner Seite ließen Beate vermuten, daß er bereit wäre, sich ihr zuliebe von Frau und Kindern zu trennen; — wenn nicht gar eine Verbindung mit Beaten ihm vor allem andern die ersehnte Flucht aus unheimlich gewordenen häuslichen Verhältnissen bedeuten sollte. Denn mit ihrem in der letzten Zeit fast schmerzlich geschärften Blick für menschliche Beziehungen hatte Beate wohl erkannt, daß jene Ehe im Tiefsten unterwühlt war, und daß irgendeinmal unerwartet, ja ohne äußeren Anlaß ein Zusammenbruch erfolgen könnte. Öfters schon war ihr die übergroße Vorsicht aufgefallen, mit der die Gatten das Wort aneinander zu richten pflegten, als könnte der bebende Groll, der um die harten Mundfalten der beiden alternden Menschen zu lauern schien, jeden Augenblick in bösen, nie wieder gut zu machenden Worten sich entladen; aber erst das Unglaubliche und noch immer nicht Geglaubte, das Friß ihr in der verflochtenen Nacht erzählt hatte, das Gerücht von einer Liebesbeziehung, die einst zwischen der Frau des Direktors und Beaten verstorbenem Gatten bestanden haben sollte, ließ sie den Ursachen einer so schweren Zerrüttung mit wirklicher Anteilnahme nachsinnen. Und war ihr auch jenes Gerücht noch heute während des Mittagmahls, da gleichgültig-harmlose Gespräche über den Tisch hin und her gingen, völlig unsinnig erschienen, so begannen jetzt, da sie allein auf dem Wiesenwege heimwärts schritt, durch die flimmernde Sommerluft, aus deren Gluthauch sich alles Lebendige in den Schatten verschlossener Stuben geflüchtet zu haben schien, Frißens unzarte Andeutungen lebhaft und peinigend in ihr nachzuwirken. Warum, fragte sie sich, hat er davon gesprochen und warum erst in dieser Nacht? War es Rache gewesen, weil sie ihn, da er am Morgen zu seinen Eltern nach Ischl fahren sollte, halb scherzhaft gebeten hatte, lieber gleich dort zu bleiben, als heute abend, wie seine Absicht war, wieder zurückzukehren? War die eifersüchtige Ahnung in ihm erwacht, daß er bei all seinem Jugendreiz nicht

mehr für sie bedeutete als einen hübschen frischen Knaben, den man ohne weiteres nach Hause schicken konnte, wenn das Spiel zu Ende war? Oder hatte er nur seiner Neigung zu indiskretem Geschwätz nachgegeben, die sie ihm manchmal schon verweisen mußte, so neulich erst, als er Lust zeigte, von Hugos Stelldichens mit Fortunaten des näheren zu berichten? Oder war das Gespräch zwischen Frizens Eltern, das er kürzlich erlauscht haben wollte, gar nur eine Erfindung seines phantastischen Kopfes, wie sich ja auch sein Besuch im Seziersaal, den er am Tage seiner Ankunft geschildert, neuerdings als eitel Prahlerei herausgestellt hatte? Aber, selbst angenommen, er hätte von dem Gespräch seiner Eltern im guten Glauben erzählt, konnte er es nicht falsch gehört oder falsch gedeutet haben? Diese letzte Vermutung hatte um so größere Wahrscheinlichkeit für sich, als zu Beate bisher von jenem Gerücht auch nicht der leiseste Hauch gedrungen war.

In solchen Gedanken war Beate vor ihrer Villa angelangt. Da Hugo angeblich einen Ausflug unternommen und das Mädchen ihren freien Sonntag hatte, fand sich Beate allein zu Hause. In ihrem Schlafzimmer entkleidete sie sich, und einer dumpfen Müdigkeit nachgebend, die nun in diesen Nachmittagsstunden oft über sie kam, streckte sie sich auf ihr Bett hin. Des Alleinseins, der Stille, des sehr gedämpften Lichts mit Bewußtsein genießend, lag sie eine Zeitlang mit offenen Augen da. In dem schiefgestellten Ankleidespiegel ihr gegenüber, in verschwommenen Umrissen, erschien das lebensgroße Brustbild ihres verstorbenen Gatten, so wie es über ihrem Lager hing. Doch deutlich sah sie nur einen mattroten Fleck hervortreten, von dem sie wußte, daß er die Nelke im Knopfloch vorstellte. In der ersten Zeit nach Ferdinands Tod hatte dieses Bild für Beate ein seltsam eigenes Leben weitergeführt. Sie hatte es lächeln oder trübe blicken, heiter oder schwermütig gesehen; ja manchmal war ihr gewesen, als spräche aus den gemalten Zügen in geheimnisvoller Weise Gleichgültigkeit oder Verzweiflung über den eigenen Tod. Im Lauf der Jahre war es freilich stumm und verschlossen worden; blieb eine gemalte Leinwand und nicht mehr. Heute aber, in dieser Stunde, schien es wieder leben zu wollen. Und ohne daß es Beate im Spiegel scharf zu sehen vermochte, war ihr doch, als sendete es einen spöttischen Blick über sie hin, und Erinnerungen wachten in ihr auf, die, harmlos oder gar heiter bisher, sich mit neuen, höhnischen Gebärden vor ihre Seele drängten. Und statt der Einen, auf die ihr Verdacht gelenkt worden war, zog eine ganze Reihe von Frauen an ihr vorüber, die, zum Teil bis auf die Gesichtszüge vergessen, vielleicht alle, wie sie mit einem Male denken mußte, Ferdinands Geliebte gewesen waren, — Verehrerinnen, die sich Autogramme und Photographien geholt, junge Künstlerinnen, die Unterricht bei ihm genommen, Damen der Gesellschaft, in deren Salon er und Beate verkehrt hatten, Kolleginnen, die auf der Bühne als Gattinnen,

Bräute, Verführte ihm in die Arme gesunken waren. Und sie fragte sich, ob es nicht sein Schuldbewußtsein gewesen war, das, ohne ihn weiter sonderlich zu bedrücken, ihn doch mit so weise scheinender Milde gegen Treulosigkeiten Beate's erfüllte, die sie später etwa an seinem Andenken verüben mochte. Und mit einem Male, als hätte er die nutzlos unbequeme Maske abgeworfen, die er als Lebendiger und Toter lange genug getragen, stand er mit seiner roten Knopflochnelke vor ihrer Seele als ein geistlicher Komödiant, dem sie nichts gewesen war als die tüchtige Hausfrau, die Mutter seines Sohnes, und ein Weib, das man eben manchmal wieder umarmte, wenn es in lauer Sommernacht der matte Zauber des Nebeneinanderseins so fügen wollte. Und so wie sein Bild war ihr mit einem Male auch seine Stimme unbegreiflich verändert. Sie schwang nicht mehr in dem edeln Hall, der ihr noch in der Erinnerung herrlicher tönte als die Stimme aller Lebendigen, sie klang leer, affektiert und falsch. Doch plötzlich, erschreckt und aufatmend zugleich, ward ihr bewußt, daß es wirklich nicht seine Stimme war, die eben in ihrer Seele klang, sondern die eines andern, eines, der neulich sich unterfangen, hier in ihrem Hause sich unterfangen hatte, Organ, Tonfall und Gebärden ihres verstorbenen Gatten nachzuäffen.

Sie richtete sich im Bette auf, stützte den Arm auf die Polster und starrte entsezt in das Dämmer des Gemachs. Jetzt erst in der völligen Unge störtheit dieser Stunde trat ihr jenes Geschehnis in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit vor die Seele. Vor acht Tagen war es gewesen, an einem Sonntag wie heut, sie war im Garten geseßen in Gesellschaft ihres Sohnes und — mit verzerrten Lippen dachte sie das Wort — ihres Geliebten; da war mit einem Mal ein junger Mensch erschienen, groß, brünett, mit blitzenden Augen, im Touristenanzug, mit grüngelbroter Krawatte, — den sie nicht erkannte, ehe die freudige Begrüßung durch die beiden anderen jungen Leute ihr zu Bewußtsein brachte, daß Rudi Beratoner vor ihr stand, derselbe, der im vergangenen Winter Hugo ein paarmal besucht hatte, um Bücher von ihm zu leihen, und von dem sie wußte, daß er einer von den zweien war, die nach Hugos Bericht eine Frühjahrsnacht im Prater mit leichtsinnigen Frauenzimmern durchschwärmt hatten. Er kam heute geradenwegs aus Ischl, wo er Fritz im Hause von dessen Eltern vergeblich gesucht hatte, und man behielt ihn natürlich zum Mittagessen da. Er gab sich lustig, überlaut, zeigte sich besonders unermüdet im Erzählen von Jagdgeschichten und Anekdoten aller Art, und die beiden jüngeren Kameraden, die seiner Frühreise gegenüber einen fast knabenhaften Eindruck machten, sahen in Bewunderung zu ihm auf. Auch zeigte er eine Trinksfestigkeit, die über seine Jahre ging. Da die Freunde ihm nicht nachstehen wollten, und sogar Beate sich verlocken ließ, mehr zu trinken als gewöhnlich, wurde die Stimmung bald ungezwungener, als sonst in diesem Hause üblich war. Beate, die sich durch das bei aller

Lustigkeit ihr gegenüber durchaus respektvolle Benehmen des Gastes angenehm berührt, ja dafür dankbar fühlte, erging es übrigens, wie manchmal in diesen Tagen, daß alles, was in der letzten Zeit geschehen war und an dessen Wirklichkeit sie nicht zweifeln konnte, ihr irgendwie als Traum oder doch als etwas wieder gutzumachendes erschien. Es kam ein Augenblick, da sie, wie oft in früherer Zeit, den Arm um Hugos Schultern geschlungen hielt und mit den Fingern in seinen Haaren spielte, zu gleicher Zeit Friß zärtlich lockend in die Augen sah und dabei über sich und die Welt sonderbar gerührt war. Später merkte sie, daß Friß mit Rubi Beratoner angelegentlich flüsterte und ihm zu irgendetwas bringend zuzureden schien. Sie fragte wie scherzend, was denn die jungen Herren miteinander für gefährliches Zeug zu tuscheln hätten; Beratoner wollte mit der Sprache nicht heraus, Friß aber erklärte, es sei nicht einzusehen, warum man nicht davon reden sollte; die Tatsache sei ja allgemein bekannt, daß Rubi Schauspieler vortrefflich zu kopieren verstehe, nicht nur die lebendigen, sondern auch die — Nun aber stockte er. Doch Beate, im Tiefsten erregt, und schon in leichtem Rausch, wandte sich hastig an Rubi Beratoner und etwas heiser fragte sie: „Da können Sie also auch Ferdinand Heinold kopieren?“ Sie nannte den berühmten Namen, als gehöre er einem Fremden zu. Beratoner wollte es nicht Wort haben. Er begreife den Friß überhaupt nicht, früher einmal habe er solche Späße getrieben, aber jetzt schon lange nicht mehr; auch habe er Stimmen, die er seit Jahren nicht gehört, selbstverständlich nicht mehr im Ohr, und wenn es schon sein müßte, so wollte er doch lieber irgendein Koupлет in der Art eines beliebigen Komikers singen. Aber Beate ließ die Ausflüchte nicht gelten. Sie fühlte nichts anderes mehr als den Wunsch, die Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Sie zitterte vor Verlangen, die geliebte Stimme, wenigstens im Abglanz, wieder zu hören. Daß dies Verlangen etwas Lasterliches bedeuten könnte, kam ihr im Nebel dieser Stunde kaum zu Bewußtsein. Endlich ließ Beratoner sich erbitten. Und klopfenden Herzens hörte Beate zuerst Hamlets Monolog „Sein oder Nichtsein“ in Ferdinands heroischem Tonfall durch die freie Sommerluft klingen, dann Verse aus dem Tasso, dann irgendwelche längst vergessene Worte aus einem längst vergessenen Stück; hörte das Aufdröhnen und Hinschmelzen jener heißgeliebten Stimme, und trank sie geschlossenen Augs wie ein Wunder in sich ein, bis es plötzlich, noch immer wie mit Ferdinands Organ, aber jetzt in seinem wohlbekannten Alltagston hart an ihrem Ohr erklang: „Grüß Gott, Beate!“ Da riß sie, tief erschrocken, die Augen auf, sah hart vor sich ein frech verlegenes Gesicht, um dessen Lippen noch einen vergehenden Zug, der gespenstisch an Ferdinands Lächeln mahnte, begegnete einem irren Blick Hugos, einem dumm-traurigen Grinsen um Fritzens Mund und hörte sich selbst wie aus der Ferne ein höfliches Wort der Anerkennung an den vortrefflichen Stimmtopisten

richten. Das Schweigen, das nun folgte, war dunkel und lastend; sie ertrugen es alle nicht lang, und gleich wieder schwirrten gleichgültig lustige Worte von Sommerwetter und Ausflugsfreuden hin und her. Beate aber erhob sich bald, zog sich in ihr Zimmer zurück, wo sie verkörst in ihr Fauteuil sank und dann in einen Schlaf fiel, aus dem sie nach kaum einer Stunde, doch wie aus abgrundtiefer Nacht, emportauchte. Als sie später in den abendkühlen Garten trat, waren die jungen Leute fortgegangen, kehrten sehr bald ohne Rudi Beratoner wieder, von dem sie mit deutlicher Absicht kein Wort mehr sprachen; und es war für Beate ein leiser Trost, wie der Sohn und der Geliebte durch besonders rücksichtsvolles und zartes Benehmen den quälenden Eindruck von heute nachmittag zu verweisen trachteten.

Und jetzt, da Beate in der Dämmerstille einer einsamen Stunde sich der wahren Stimme ihres Vatters erinnern wollte, gelang es ihr nicht. Immer wieder war es die Stimme jenes unwillkommenen Gastes, die in ihr erklang; und tiefer noch als bisher ward ihr bewußt, eine wie schwere Versündigung sie an dem Toten begangen, schlimmer als irgendeine, die er selbst bei Lebzeiten ihr zugefügt haben konnte; feiger und unsühnbarer als Untreue und Verrat. Er verweste in dunkler Erdentiefe, und seine Witwe ließ es geschehen, daß dumme Buben seiner spotteten, des wundervollen Mannes, der sie geliebt hatte, sie ganz allein, trotz allem, was sich ereignet haben mochte, sowie sie keinen andern geliebt hatte als ihn und keinen andern lieben würde. Jetzt wußte sie's erst, seit sie einen Geliebten hatte. Einen Geliebten! . . . O, wenn er doch niemals wiederkehrte, der ihr Geliebter war! — Wenn er doch für immer fort wäre aus ihren Augen und aus ihrem Blut, und sie wohnte wieder allein mit ihrem Vuben in dem holden Sommerfrieden ihrer Villa wie früher. Wie früher? Und wenn Fritz nicht mehr da ist, wird sie denn darum ihren Sohn wieder haben? Hat sie überhaupt noch ein Recht es zu erwarten? Hat sie sich denn in der letzten Zeit um ihn gekümmert? War sie nicht vielmehr froh gewesen, daß er seine eigenen Wege ging? Und es fiel ihr ein, wie sie neulich auf einem Spaziergange mit dem Ehepaar Urbesbacher ihren Sohn kaum hundert Schritte weit am Waldestrand in Gesellschaft von Fortunata, Wilhelmine Fallehn und einem fremden Herrn erblickt hatte; und sie — sie hatte sich kaum geschämt, nur angelegentlich mit ihren Begleitern weiter gesprochen, damit diese Hugo nicht bemerkten. Und am Abend desselben Tags, gestern — ja gewiß war es erst gestern gewesen, wie unbegreiflich dehnte sich doch die Zeit! — hatte sie am Seeufer Fräulein Fallehn und jenen fremden Herrn getroffen, der mit seinem schwarzen glänzenden Haar, den blühend weißen Zähnen, dem englisch gestutzten Schnurrbart, seinem Rohseidenanzug und seinem knallroten Seidenhemd für sie wie ein Kunstreiter, ein Hochstapler oder ein mexikanischer

Millionär ausfah. Da Wilhelmine zum Gruss mit ihrem unerschütterlich tiefen Ernst den Kopf neigte, hatte auch er seinen Strohhut abgenommen, die Zähne blitzen lassen und Beate mit einem strecken lachenden Blick gemustert, der sie noch in der Erinnerung erröten machte. Welch ein Paar, diese beiden! Sie traute ihnen alle Laster und alle Verbrechen zu. Und das waren die Freunde der Fortunata, das die Leute, mit denen ihr Sohn jetzt spazieren ging und Verkehr pflegte. Beate schlug die Hände vors Gesicht, stöhnte leise und flüsterte vor sich hin: Fort, fort, fort! Sie sprach das Wort aus, ohne noch recht zu wissen, wohin es deutete. Erst allmählich fühlte sie seinen ganzen Sinn und ahnte, daß es vielleicht die Rettung für sie und Hugo in sich schloß. Ja, sie mußten fort, sie beide, Mutter und Sohn, und so rasch als möglich. Sie mußte ihn mit sich nehmen — oder er sie. Beide mußten sie den Ort verlassen, ehe sich irgend etwas ereignet, das nicht wieder gutzumachen war, ehe der Mutter Ruf vernichtet, ehe des Sohnes Jugend völlig verderbt, ehe das Schicksal über sie beide zusammengeschlagen war. Noch war es ja Zeit. Von ihrem eigenen Erlebnis wußte noch niemand; sie hätte es sonst irgendwie, zu mindest am Benehmen des Baumeisters, merken müssen. Und auch das Abenteuer ihres Sohnes war gewiß noch nicht bekannt geworden. Und wenn, so würde mans dem unerfahrenen Knaben nachsehen; und auch der bisher so sorglosen Mutter durfte man keinen Vorwurf machen, falls sie nur, als hätte sie eben erst entdeckt, mit dem Sohne die Flucht ergriffe. Also zu spät war es nicht. Die Schwierigkeit lag anderswo: darin, den Sohn zu einer so plötzlichen Abreise zu überreden. Beate ahnte ja nicht, wie weit die Macht der Baronin über Hugos Herz und Sinne reichen mochte. Sie wußte nichts, nichts von ihm, seit sie sich um ihre eigenen Liebchaften zu kümmern hatte. Aber daß sein Abenteuer mit Fortunata nicht zu ewiger Dauer bestimmt war, darüber konnte er sich doch nicht täuschen, klug wie er war, und so würde er wohl einsehen, daß es auf ein paar Tage mehr oder weniger nicht ankäme. Und sie richtete in Gedanken ihre Worte an ihn: Wir wollen ja nicht gleich nach Wien fahren! O, davon ist keine Rede, mein Bub. Wir reisen nach dem Süden, ja? Das haben wir ja schon lange vorgehabt. Nach Venedig, nach Florenz, nach Rom. Denk dir nur, die alten Kaiserpaläste wirst du sehen! Und die Peterskirche!.. Hugo! Gleich morgen fahren wir fort. Du und ich ganz allein. Wieder so eine Reise, wie vor zwei Jahren im Frühling. Erinnerst du dich? Mit dem Wagen über Würzsteg nach Mariazell. War das nicht schön? Und diesmal wird es noch viel schöner sein. Und wenns dir zuerst auch ein bißchen schwer wird, o Gott, ich weiß ja, ich frag dich ja nicht und du mußt mir gar nichts erzählen. Aber wenn du so vieles Schöne und Neue siehst, so wirst du vergessen. Sehr schnell wirst du vergessen. Viel schneller als du ahnst. — Und du, Mutter, du? — Es kam ganz tief aus ihr mit Hugos

Stimme. Sie fuhr zusammen. Und sie nahm rasch die Hände von den Augen, wie um sich zu vergewissern, daß sie allein war. Ja, sie war es. Ganz allein im Haus, in dem dämmrigen Zimmer; draußen atmete schwer und schwül der Sommertag, niemand konnte sie stören. Sie hatte Ruhe und Zeit zu überlegen, was sie ihrem Sohne sagen sollte. Und das war gewiß: eine Erwiderung, wie ihre erregten Sinne sie ihr vorgetäuscht hatten, brauchte sie nicht zu fürchten. „Und du, Mutter?“ Das konnte er sie nicht fragen. Denn er wußte nichts, er konnte ja nichts wissen. Und er wird auch niemals etwas wissen. Selbst wenn irgendeinmal ein dunkles Gerücht an sein Ohr dringt, er wird es nicht glauben. Nie wird er so etwas von seiner Mutter glauben. Darüber kann sie ganz beruhigt sein. Und sie sieht sich mit ihm wandeln in irgendeiner phantastischen Landschaft, wie sie sich ihrer wohl von einem Bild her erinnert, auf einer graugelben Straße — und in der Ferne ganz im Blau schwimmt eine Stadt mit vielen Thürmen. Und dann wieder gehn sie auf einem großen Platz herum unter Bogen- gängen, unbekannte Menschen begegnen ihr und sehen sie an, sie und ihren Sohn. So merkwürdig sehen sie sie an mit frechem, zähneblühendem Lachen und denken sich: Ah, die hat sich da einen hübschen Burschen auf die Reise mitgenommen. Seine Mutter könnte sie sein. Wie? Die Leute halten sie für ein Liebespaar? Nun, warum nicht. Die können ja nicht wissen, daß der Bursch da ihr Sohn ist; — und ihr merken sie wohl an, daß sie eine von den überreifen Frauen ist, denen die Laune nach so jungem Blute steht. Und da gehen sie nun beide in einer fremden Stadt herum, unter unbe- kannten Leuten, und er denkt an seine Liebste mit dem Pierrotgesicht, und sie an ihren blonden süßen Buben. Sie stöhnt auf. Sie ringt die Hände. Wohin noch? Wohin? Nun war ihr gar das Kosewort verräterisch über die Lippen gegliitten, mit dem sie ihn heute nacht erst zärtlich am Busen hielt. Ihn, von dem sie nun für immer Abschied nehmen und den sie niemals, niemals wiedersehen wird. Doch, einmal noch, heute, wenn er zurückkommt. Oder morgen früh. Aber ihre Türe heut nacht wird ver- sperrt bleiben. Es ist aus für immer. Und sie will ihm zum Abschied sagen, daß sie ihn sehr geliebt hat, so sehr, wie es ihm sicher nie wieder begegnen wird. Und in diesem stolzen Gefühl wird er seiner ritterlichen Pflicht zu ewiger Verschwiegenheit um so tiefer sich bewußt werden. Und er wird es verstehen, daß geschieden sein muß, und er wird ihr die Hand noch einmal küssen und wird gehen. Wird gehen. Und was dann? Was dann? Und sie fühlt sich daliegen mit halbgeöffneten Lippen, ausgebreiteten Armen, bebendem Leib, — und sie weiß es: träte er in diesem Augenblick durch die Türe, sehnfüchtig und jung, sie vermöchte ihm nicht zu widerstehen und würde ihm wieder gehören mit all der Inbrunst, die nun in ihr erwacht ist wie etwas jahrelang Vergessenes, ja, wie etwas, das sie vorher gar nicht

gekant hat. Und nun weiß sie auch, gequält und beseligt zugleich, daß der Jüngling, dem sie sich gegeben, nicht ihr letzter Geliebter sein wird. Aber schon regt es sich in ihr mit heißer Neugier: wer wird der nächste sein? Doktor Bertram? Ein Abend kommt ihr ins Gedächtnis — war es vor drei, vor acht Tagen, sie weiß es nicht mehr, die Zeit dehnt sich, verkürzt sich, die Stunden schwimmen ineinander und bedeuten nichts mehr — im Park bei Welponers war es gewesen, wo Bertram in einer dunklen Allee sie mit einem Mal an sich gerissen, umschlungen und geküßt hatte. Und wenn sie ihn auch heftig von sich gestoßen, was konnte ihm das bedeuten, da er doch den gewährenden Druck ihrer fußgewohnten Lippen hatte fühlen müssen? Drum war er auch gleich so ruhig geworden und bescheiden, als wüßte er doch ganz genau, woran er wäre, und in seinem Blick stand zu lesen: Der Winter gehört mir, schöne Frau. Wir sind ja auch längst einverstanden. Wir wissen es beide, daß der Tod ein bitteres Ding ist und Jugend nur ein leeres Wort und daß man nichts versäumen soll. Aber es war ja gar nicht Bertram, der zu ihr sprach. Mit einem Mal, während sie mit geschlossenen Augen dalag, hatte dem Antlitz Bertrams sich ein anderes untergeschoben, das jenes Kunstreiters oder Hochstaplers oder Mexikaners, der sie neulich so frech angestarrt hatte, ganz in der Art, wie es Doktor Bertram und alle möglichen anderen Leute taten. Sie hatten ja alle den gleichen Blick, alle, und immer dasselbe sagte und verlangte und wußte dieser Blick; und wenn man sich mit einem von ihnen einließ, so war man verloren. Sie nahmen die, die ihnen gerade gefiel und warfen sie wieder weg . . . Ja — wenn eine sich nehmen und wegwerfen ließ. Aber zu denen gehörte sie nicht. Nein, so weit war es mit ihr noch nicht gekommen. Flüchtige Abenteuer waren ihre Sache nicht. Wäre sie zu dergleichen geboren, wie könnte sie denn diese Geschichte mit Fritz so schwer nehmen? Und wenn sie nun leidet, bereut, sich abquält, so ist es nur, weil das, was sie getan hat, so völlig gegen ihre Art ist. Sie versteht es ja gar nicht recht, daß all das geschehen konnte. Es ist auch nicht anders zu erklären, als daß es in diesen unerträglich schwülen Sommertagen wie eine Krankheit über sie gefallen, sie wehrlos und wirt gemacht hat. Und wie die Krankheit gekommen ist, so wird sie auch wieder gehen. Bald, bald. Sie fühlt es ja in all ihren Pulsen, ihren Sinnen, in ihrem ganzen Leib, daß sie nicht dieselbe ist, die sie war. Kaum vermag sie ihre Gedanken zu sammeln. Wie fiebrisch rasen sie durch ihr Hirn. Sie weiß nicht, was sie will, was sie wünscht, was sie bereut, kaum, ob sie glücklich oder unglücklich ist. Es kann nur eine Krankheit sein. Es gibt Frauen, bei denen solch ein Zustand lange dauert und gar nicht weichen will; so eine mag Fortunata sein, und jenes marmorblasse Fräulein Fallehn. Andere gibt es wieder, die überfällt es oder schleicht sich ein und weicht bald von dannen. Und das ist ihr Fall. Ganz gewiß. Wie hat sie nur all die Jahre gelebt, seit Ferdinand

dahingegangen ist! Keusch wie ein junges Mädchen, ja ohne Wunsch. Erst in diesem Sommer ist es über sie gekommen. Ob es nicht in der Luft liegen mag in diesem Jahr? Die Frauen alle sehen anders aus als sonst; die Mädchen auch, sie haben hellere, frechere Augen, und ihre Gebärden sind unbedenklich, lockend und voll Verführung. Man hört ja auch allerlei! Was war das nur für eine Geschichte von der jungen Arztesfrau, die nachts mit einem Ruderknecht auf den See hinausgefahren und erst am nächsten Morgen wieder heimgekommen sein sollte? Und die zwei jungen Mädchen, die drüben auf der Wiese, gerade als das kleine Dampfschiff vorbeifuhr, nackt gelegen, und plötzlich, ehe man sie zu erkennen vermochte, im Wald verschwunden waren? Gewiß, es liegt in der Luft in diesem Jahr. Die Sonne hat besondere Kraft und die Wellen des Sees schmeicheln sich süßer um die Glieder als je. Und wenn der geheimnisvolle Bann sich löst, wird auch sie wieder werden wie sie war und durch das heiße Abenteuer dieser Tage und Nächte wie durch einen bald vergessnen Traum geglitten sein. Und wenn sie es wieder einmal nahen fühlt, wie sie es ja auch diesmal lang vorher nahen gefühlt, wenn die Sehnsucht ihres Blutes gefahrdrohend sich zu regen beginnt, so kann sie ja eine Rettung besserer und reinerer Art wählen als diesmal, und, wie andere Frauen im gleichen Fall, eine zweite Ehe eingehen. Doch ein spöttisches wie von sich selbst überraschtes Lächeln stieg ihr nun auf die Lippen. Es fiel ihr jemand ein, der kürzlich dagewesen war und dem sie die reblichsten Absichten zutrauen durfte: der Advokat Doktor Reichmann. Sie sah ihn vor sich im funkelnagelneuen grünen gelb-gesprenkelten Touristenanzug, mit schottischer Krawatte, den grünen Hut mit dem Gamsbart verwegend auf dem Haupt, kurz in einem Aufzug, mit dem er ihr offenbar beweisen wollte, daß er auch unternehmend auszusehen wußte, wenn er auch als ernster Mann unter gewöhnlichen Umständen auf derlei Außerslichkeiten keinen Wert legte. Sie sah ihn dann, wie er beim Mittagessen auf der Veranda saß zwischen ihrem Sohn und ihrem Geliebten, bald an den einen, bald an den andern mit oberlehrerhafter Wichtigkeit das Wort richtend — und sah ihn in seiner ganzen lächerlichen Ahnungslosigkeit, die Beate dazu gereizt hatte, in frecher Laune unterm Tisch mit ihrem Fritz zärtliche Händedrücke zu tauschen. Noch am selben Abend war er wieder abgereist, da er mit Freunden in Bozen zusammentreffen sollte; und obwohl Beate ihn zum Verweilen nicht aufgefordert hatte, schien er beim Abschied sehr aufgeräumt und hoffnungsvoll, denn in der übermütigen Stimmung jenes Sommertages hatte sie's auch ihm gegenüber an aufmunternden und verheißenden Blicken nicht fehlen lassen. Nun tat ihr auch dies leid, wie so vieles andere, und sie sah der nächsten Unterredung mit ihm um so unsicherer entgegen, als ihr das allmähliche Schwinden ihrer Willenskraft in der tiefen Abspannung dieser Stunde besonders schmerzlich bewußt ward. Mit gleicher Beschämung

erinnerte sie sich jenes Gefühls von Hilflosigkeit, das sie während ihrer letzten Gespräche mit Direktor Welsoner manchmal überkommen hatte; und doch schien es ihr, daß sie, vor eine Wahl gestellt, sich eher als die Gattin des Direktors denken könnte, ja sie mußte sich gestehen, daß diese Vorstellung eines gewissen Reizes für sie nicht entbehrte. Heute war ihr sogar, als hätte dieser Mann sie seit jeher interessiert; und was der Baumeister in der letzten Zeit von großartigen Spekulationen und Kämpfen des Bankdirektors erzählt, in denen er gegen Minister und Mitglieder des Hofes den Sieg davongetragen hatte, war durchaus geeignet gewesen, Beatens Neugier und Bewunderung zu erregen. Übrigens hatte auch Doktor Reichmann ihn gesprächsweise ein Genie genannt und ihn in der Kühnheit seiner Unternehmungen, was für Reichmann jederzeit das Höchste bedeutete, mit einem todesmutigen Reitergeneral verglichen. So durfte es Beaten wohl ein wenig schmeicheln, wenn gerade dieser Mann sie zu begehren schien, ganz abgesehen von der Genugtuung, die es ihr bereiten würde, der Frau den Mann zu nehmen, die ihr einmal den ihren geraubt hatte. Mir den meinen? fragte sie sich mit verwirrtem Staunen. Was ist mir nur? Wo gerate ich hin? Glaube ich es denn? Es kann ja nicht wahr sein. Alles andere, aber nicht das. Davon hätte ich doch etwas merken müssen. Merken müssen? Warum? War Ferdinand nicht ein Schauspieler und ein großer dazu? Warum sollte es nicht geschehen sein, ohne daß ich es gemerkt habe? Ich war ja so vertrauensvoll, da ist wohl nicht schwer gewesen, mich zu betrügen. Nicht schwer . . . Aber darum muß es noch nicht geschehen sein. Friß ist ein Schwäger, ein Lügner, und auch die Gerüchte sind lügnerisch und dumm. Und wenn es doch geschehen ist, nun, so ist es lang vorbei. Und Ferdinand ist tot. Und die damals seine Geliebte war, ist eine alte Frau. Was geht mich all dies Vergangene an? Was jetzt zwischen dem Direktor und mir sich abspielt, ist eine ganz neue Geschichte, die mit jener vergangenen nichts mehr zu tun hat. Wahrhaftig, dachte sie weiter, es wäre so übel nicht, eines Tages dort oben einzuziehen in die fürstliche Villa mit dem großen Park. Welcher Reichtum, welcher Glanz! Und welche wunderbaren Ausichten für Hugos Zukunft! . . . Freilich, jung war er nicht mehr. Und das kam immerhin einigermaßen in Betracht, besonders wenn man so verwöhnt war wie sie in der letzten Zeit. Ja, gerade im Laufe dieses Sommers, im Laufe dieser letzten Wochen schien er sonderbar rasch zu altern. Ob daran nicht die Liebe zu ihr mit schuld war? Nun, was tut's? Es gibt ja Jüngere auch, man wird ihn eben betrügen; es ist offenbar sein Los. Sie lachte kurz, es klang häßlich und böß, und sie fuhr auf wie aus einem wüsten Traum. Wo bin ich? Wo bin ich? flüsterte sie vor sich hin. Sie rang die Hände himmelwärts. Wie tief noch läßt du mich sinken! Gibt es denn keinen Halt mehr? Was ist's denn, was mich so elend macht und so erbärmlich? Was macht, daß ich überallhin ins Leere greife

und nicht besser bin als Fortunata und alle Weiber dieser Art? Und plötzlich mit versagendem Herzschlag wußte sie's, was sie elend machte: der Boden, auf dem sie jahrelang in Sicherheit dahingewandelt, schwankte, und der Himmel dunkelte über ihr: der einzige Mann, den sie je geliebt, ihr Ferdinand, war ein Lügner gewesen. Ja . . sie wußte es nun. Sein ganzes Leben mit ihr war Trug und Heuchelei gewesen; mit Frau Welponer hatte er sie betrogen und mit anderen Frauen, mit Komödiantinnen und Gräfinnen und Dirnen. Und wenn in schwülen Nächten der matte Zauber des Nebeneinanderseins ihn in Beatens Arme gebrängt hatte, so war es von allen Lügen die schlimmste und niedrigste gewesen, denn an ihrer Brust, sie wußte es, hatte er der andern, all der andern in lüsterner Tücke gedacht. Warum aber wußte sie es mit einem Mal? Warum? Weil sie nicht anders, nicht besser gewesen war als er! War es denn Ferdinand gewesen, den sie in ihren Armen hielt, der Komödiant mit der roten Nelke, der oft genug erst um drei Uhr morgens, nach Weine riechend, aus der Kneipe nach Hause kam? Der großrednerisch mit trüben Augen leere und unsaubere Dinge schwafzte? Der als junger Mensch von Gnaden einer alternden Witwe seine vornehmen Passionen bestritten und in lustiger Gesellschaft zärtliche Briefchen vorgelesen hatte, die ihm verliebte Närrinnen in die Garderobe sandten? Nein, den hatte sie niemals geliebt. Dem wäre sie ja davongelaufen im ersten Monat ihrer Ehe. Der, den sie liebte, war nicht Ferdinand Heinold gewesen; Hamlet war es und Cyrano und der königliche Richard und der und jener, Helden und Verbrecher, Sieger und Todgeweihte, Gesegnete und Gezeichnete. Und auch der unheimlich Glühende, der einst in verhangener Sommernacht aus dem verschwiegene Dämmer des Ehgemachs sie mit sich in den Garten gelockt zu unsäglichen Wonnen, das war nicht er gewesen, sondern irgendein geheimnisvoll-gewaltiger Geist aus den Bergen, den er spielte, ohne es zu wissen — spielen mußte, weil er ohne Maske nicht zu leben vermochte, weil ihn davor geschauert hätte, im Spiegel ihres Auges je sein wahres Gesicht zu erblicken. So hatte sie ihn immer betrogen, wie er sie, — hatte stets, eine Verlorene von Anbeginn, ein Dasein phantastisch-wilder Lust geführt; nur daß es niemand hatte ahnen können, nicht einmal sie selbst. — Jetzt aber war es offenbar geworden. Immer tiefer zu gleiten war sie bestimmt, und eines Tages, wer weiß wie bald, wird es der ganzen Welt klar sein, daß ihre ganze bürgerliche Wohl- anständigkeit eine Lüge war, daß sie um nichts besser ist als Fortunata, Wilhelmine Fallegg und all die andern, die sie bis heute verachtet hat. Und auch ihr Sohn wird es wissen; und wenn er die Sache mit Friß nicht glaubt, so wird er eine nächste glauben und glauben müssen; — und plötzlich sieht sie ihn leibhaftig vor sich mit schmerzlichen, weit aufgerissenen Augen, die Arme abwehrend vor sich hingestreckt; und wie sie sich ihm nähern will,

wendet er in Grauen sich ab und eilt davon mit traumhaft fliegenden Schritten. Und sie stöhnt auf, mit einem Male wieder völlig wach. Hugo verlieren?! Alles, — nur das nicht. Lieber sterben als keinen Sohn mehr haben. Sterben, ja. Denn dann hat sie ihn wieder. Dann kommt er an das Grab der Mutter und kniet nieder und schmückt es mit Blumen und faltet die Hände und betet für sie. Rührung schleicht bei diesem Gedanken, süß und widerlich, trügerisch-friedvoll in ihre Seele. Doch tief in ihr raunt es: Darf ich denn ruhen? Habe ich denn nicht noch über vieles nachzudenken? Gewiß . . . Morgen geht es ja auf die Reise. Morgen . . . Was ist da noch alles zu tun . . . So viel . . . so viel . . .

Und in der sie umgebenden Dämmerstille fühlte sie, daß draußen Welt, Menschen und Landschaft aus dem Sommernachmittagschlummer erwacht sein mußten. Allerlei fernes Geräusch, unbestimmbar und verwirrt, drang durch die geschlossenen Spalettläden zu ihr. Und sie wußte, daß die Leute nun schon auf Spazierwegen wandelten, in Rähnen fuhren, Tennis spielten und auf der Hotelterrasse Kaffee tranken; ja, in ihrem noch halb träumenden Zustand sah sie ein heiteres Gewimmel von Sommerleuten, in spielzeughafter Kleinheit, aber farbig-deutlich vor sich auf und nieder schweben. Das Ticken der Taschenuhr auf ihrem Nachtkästchen tönte überlaut und wie mahnend in ihr Ohr. In Beate meldete sich die Neugier zu wissen, wie spät es sei, aber noch hatte sie die Kraft nicht, ihren Kopf zu wenden oder gar Licht zu machen. Irgendein neues, näheres Geräusch, aus dem Garten offenbar, war allmählich vernehmbar geworden. Was mochte das sein? Menschenstimmen, zweifellos. So nah? Stimmen im Garten? Hugo und Fritz? Wie ist es denn möglich, daß die beiden schon zurück sind? Nun, der Abend ist nah und Fritz wurde wohl von seiner Sehnsucht so bald zurückgetrieben. Aber Hugo? Sie hatte nicht zu hoffen gewagt, daß er vor Mitternacht von seinem sogenannten Ausflug daheim sein würde. Doch wer hat ihnen aufgetan? Hatte sie denn nicht die Türe versperrt? Und das Mädchen kann ja noch nicht zurück sein. Gewiß haben sie zuerst geklingelt, und sie hat es im Schlaf überhört. Dann sind sie wohl wieder einmal über den Zaun geklettert, und daß die Frau des Hauses daheim ist, können sie natürlich nicht ahnen. Nun lacht einer von den beiden draußen. Was ist denn das für ein Lachen? Hugos Lachen ist es nicht. Aber auch Fritz lacht nicht so. Jetzt lacht der andere. Das ist Fritz. Nun wieder der erste. Das ist nicht Hugo. Er spricht. Auch Hugos Stimme ist es nicht. So ist Fritz mit einem anderen im Garten? Nun sind sie ja ganz nahe. Es scheint, daß sie sich draußen auf die Bank gesetzt haben, auf die weiße unter dem Fenster. Und nun hört sie, wie Fritz jenen Andern beim Namen nennt. Rudi . . . Also, mit dem sitzt er unter ihrem Fenster. Nun, gar so erstaunlich ist das eben nicht. Es war ja neulich in ihrer Gegenwart abgemacht worden, daß Rudi

Veratoner bald wieder herüberkommen sollte. Vielleicht war er schon früher dagewesen, hatte niemanden angetroffen und war dann am Bahnhof oder sonstwo Friß begegnet, den die Liebe so früh aus Ischl wieder zurückgetrieben hatte. Jedenfalls lag kein Grund vor, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Sie waren nun einmal da, die beiden jungen Herren, und saßen im Garten auf der weißen Bank unter dem Fenster des Nebenzimmers. Nun hieß es aber aufstehen, sich ankleiden, und hinaus in den Garten. Warum? Musste sie wirklich in den Garten? Hatte sie so besondere Sehnsucht, Friß wiederzusehen, oder hatte sie gar Lust, den unverschämten Jungen zu begrüßen, dre neulich ihres verstorbenen Vatters Stimme und Gebärdenpiel mit so höhnischer Vortrefflichkeit nachgeäfft hatte? Aber es blieb ihr am Ende nichts anderes übrig, als den jungen Leuten guten Abend zu sagen. Sie konnte sich ja nicht auf die Dauer hier so stille halten und indessen die beiden draußen schwätzen lassen, was ihnen beliebte. Daß es keine sonderlich saubere Unterhaltung sein dürfte, das ließ sich wohl vermuten. Nun, das ging sie ja weiter nichts an. Sie sollten reden, was sie wollten.

Beate hatte sich erhoben und saß auf dem Bettrand. Da hörte sie zum erstenmal ein Wort mit völliger Deutlichkeit an ihr Ohr dringen, den Namen ihres Sohnes. Natürlich redeten sie über Hugo; und was, das war nicht schwer zu erraten. Nun lachten sie wieder. Aber die Worte waren nicht zu verstehen. Ganz nah am Fenster hätte sie dem Gespräche wohl folgen können, aber es war vielleicht besser, darauf zu verzichten. Man konnte unangenehme Überraschungen erleben. Jedenfalls war es das Klügste, sich so rasch als möglich fertig zu machen und in den Garten zu begeben. Aber es drängte Beate doch, vorerst ganz leise zu den verschlossenen Läden hinzuschleichen. Durch einen schmalen Spalt guckte sie hinaus und vermochte nichts zu sehen als einen Streifen Grün; dann durch einen andern einen blauen Himmelsstreif. Aber um so besser würde sie jetzt hören, was da draußen auf der Bank gesprochen wurde. Wieder war es nur der Name ihres Hugo, den sie vernehmen konnte. Alles andere klang so geflüstert und getuschelt, als hätten die beiden immerhin die Möglichkeit des Belauschtwerdens in Betracht gezogen. Beate legte das Ohr an die Spalte und aufatmend lächelte sie. Sie redeten ja von der Schule. Ganz deutlich verstand sie: „Da hätt ihn der ekelhafte Kerl am liebsten durchfallen lassen“. Und dann: „Ein böser Hund“. Sie schlich wieder zurück, hüllte sich geschwind in ein bequemes Hauskleid; dann, von unbezwinglicher Neugier gepackt, glitt sie wieder zum Fenster hin. Und nun merkte sie, daß nicht mehr von der Schule gesprochen wurde. „Eine Baronin ist sie?“ Das war Rudi Veratoners Stimme. Und jetzt . . . pfui, was war das für ein häßliches Wort. „Den ganzen Tag ist er mit ihr zusammen und heut —“ O, das war Frißens Stimme. Unwillkürlich hielt sie sich die Ohren zu, entfernte sich

vom Fenster und war entschlossen, sofort in den Garten zu eilen. Aber eh sie noch die Türe erreicht hatte, trieb es sie wieder zum Fenster hin, sie kniete nieder, drängte ihr Ohr an den Spalt und lauschte, mit weitaufgerissenen Augen und brennenden Wangen. Rudi Beratoner erzählte eben eine Geschichte, zuweilen dämpfte er die Stimme bis zum Flüsterton, aber aus den einzelnen Worten, die Beate vernahm, wurde ihr allmählich klar, um was es sich handelte. Es war ein Liebesabenteuer, von dem Rudi berichtete; Beate vermochte Koseworte in französischer Sprache zu unterscheiden, die er mit süßlich dünner Stimme vortrug. Ah, offenbar kopierte er die Rede-weise dieser Person. Das verstand er ja so vortrefflich. Wer schläft im Zimmer daneben? Seine Schwester. Ah, die Gouvernante ist es . . . Weiter . . . weiter . . . Wie verhält sich das? Wenn die Schwester schläft, so kommt die Gouvernante zu ihm. Und dann, und dann . . .? Beate will es nicht hören, und doch lauscht sie weiter und weiter mit wachsender Begier. Welche Worte! Welcher Ton! So sprachen diese Burschen von ihren Geliebten! Nein, nein, nicht alle und nicht von allen. Was mußte das für ein Frauenzimmer sein! Sie verdiente es wohl, daß man so von ihr sprach und nicht anders. Warum denn verdiente sie's? Was hatte sie denn am Ende verbrochen? Es wurde ja auch nur abscheulich, wenn man davon sprach. Wenn Rudi Beratoner sie in den Armen hielt, war er gewiß zärtlich und hatte holde Liebesworte für sie, — wie sie alle haben in diesen Augenblicken. Wenn sie nur Frizens Gesicht hätte sehen können. O, sie konnte sichs vorstellen. Seine Wangen brannten und seine Augen glühten . . . Nun wurde es für eine Weile ganz still. Die Geschichte war offenbar aus. Und plötzlich hörte sie Frizens Stimme. Er fragt. Wie, so genau mußt du alles wissen? Ein dumpfes Gefühl von Eifersucht regt sich in Beate. Wie — auch darauf willst du antworten? Ja, Rudi Beratoner spricht. So rede doch wenigstens lauter. Ich will hören, was du sagst, du Schuft, der du meinen Gatten im Grab beleidigt hast und nun deine Geliebte erniedrigst und beschimpfst. Lauter! O Gott, es war laut genug. Er erzählte nicht mehr. Er fragte. Er wollte wissen, ob Friß hier im Ort — Ja, du Schuft, schwelge nur in deinen gemeinen Worten. Es wird dir nichts helfen. Du wirst nichts erfahren. Friß ist fast noch ein Knabe, aber er ist ritterlicher als du. Er weiß, was er einer anständigen Frau schuldet, die ihm ihre Gunst geschenkt hat. Nicht wahr, Friß, mein süßer Friß, du wirst nichts reden? Was zwang sie nur auf dem Boden fest, so daß sie nicht aufstehen konnte, hinauseilen und der schändlichen Unterhaltung ein Ende machen? Aber was hätte es auch geholfen? Rudi Beratoner war der Mann nicht, sich so leicht zufrieden zu geben. Wenn ihm heute seine Antwort nicht wird, nicht in dieser Stunde, so wird er in einer nächsten die Frage wiederholen. Es ist schon das Beste, hier zu bleiben und weiter zu lauschen, da weiß man

wenigstens, woran man ist. Warum so leise, Friß? Sprich nur. Warum sollst du dich deines Glücks nicht rühmen? Eine anständige Frau wie ich . . . das ist doch etwas anderes als eine Gouvernante. Beratoner spricht lauter. Ganz deutlich hört Beate ihn nun sagen: „Da mußt du ein rechter Lepp sein“. Ah, laß dich nur für einen Leppen halten, Friß. Nimm es auf dich. Wie, du glaubst es ihm nicht, du Schuft? Du willst ihm durchaus sein Geheimnis entlocken? Ahnst du am Ende? Hat dir schon wer anderer was gesagt? Und wieder hört sie Friß flüstern, doch es ist ihr ganz unmöglich, die Worte zu verstehen. Nun wieder Beratoners Stimme, tief und roh: „Was, eine verheiratete Frau? Aber geh. Wird wahrscheinlich grad so ein —“ Willst du nicht schweigen, Schuft! Sie fühlt, daß sie in ihrem Leben noch keinen Menschen so gehaßt hat wie diesen jungen Burschen, der sie beschimpft, ohne zu wissen, daß sie es ist, die er beschimpft. Wie, Friß? Um Himmelswillen lauter! „Schon abgereist“. Wie? Ich bin schon abgereist? Ah, vortrefflich, Friß, du willst mich vor schmähhlichem Verdacht bewahren. Sie lauscht. Sie saugt seine Worte ein. „Eine Villa am See. Der Mann ist Advokat“. Nein, was für ein Schwindler! Wie köstlich er lügt. Sie hätte sich geradezu unterhalten können, wenn nicht die Angst in ihr gewühlt hätte. Wie? der Mann ist furchtbar eifersüchtig? Er hat ihr gedroht, sie umzubringen, wenn er ihr je auf etwas käme? Wie? Heute bis vier Uhr früh . . . Jede Nacht . . . Jede . . . Nacht . . . Genug, genug, genug! Willst du nicht endlich schweigen? Schämst du dich nicht? Warum beschmußt du mich so? Wenn dein sauberer Freund es auch nicht weiß, daß ich es bin, von der du sprichst, du weißt es doch. Warum lügst du nicht lieber? Genug! genug! Und sie möchte sich die Ohren zuhalten; aber statt es zu tun lauscht sie nur um so angestrongter. Keine Silbe mehr entgeht ihr, und verzweifelt hört sie von ihres süßen Duben Lippen die ausführlische Schilderung der seligen Nächte, die er in ihren Armen verbracht hat, hört sie in Worten, die auf sie niedersausen wie Peitschenhiebe, in Ausdrücken, die sie zum erstenmal vernimmt und die ihr doch, rasch verstanden, blutige Scham in die Stirne treiben. Sie weiß, daß alles, was Friß da draußen im Garten erzählt, nichts anderes ist als die Wahrheit, und fühlt zugleich, daß diese Wahrheit schon wieder aufhört es zu sein — daß dies erbärmliche Geschwäg, was ihre und seine Seligkeit gewesen, in Schmutz und Lüge wandelt. Und diesem da hatte sie gehört. Diesem als ersten, seit sie frei war, sich gegeben. Ihre Zähne schlugen zusammen, ihre Wangen, ihre Stirne brannte, ihre Knie wehten sich am Boden wund. Möglich fuhr sie zurück. Das Haus wollte Rudi Beratoner sehen? Und wie das käme, daß die Leute schon abgereist seien mitten im schönsten Sommer? „Aber kein Wort glaub ich dir von der ganzen Geschichte. Advokatensgattin? Lächerlich. Soll ich dir sagen, wers ist?“ Sie lauscht mit den Ohren, mit

dem Herzen, mit allen Sinnen. Aber es kommt kein Wort. Doch ohne zu sehen weiß sie, daß Beratoner mit den Augen nach dem Hause deutet; ja, gerade nach dem Fenster, hinter dem sie kniet. Und nun Frigens Antwort. „Was fällt denn dir ein? Du bist ja verrückt.“ Darauf der andere: „Aber red nichts. Ich hab's ja schon neulich gemerkt. Gratuliere. Ja, so bequem hats nicht ein jeder. Ja die, — Aber wenn ich wollt —“ Beate wollte nichts mehr hören. Sie mußte selbst nicht, wie ihr das gelang. Vielleicht war es das Säusen des Blutes in ihrem Hirn, das Beratoners letzte Worte übertönt hatte. Eine ganze Weile ging das Sprechen draußen in diesem Säusen unter, bis sie wieder Frigens Worte zu verstehen vermochte: „Aber so schweig doch. Wenn sie am End zu Haus ist.“ Spät fällt dir das ein, mein süßer Bub. „Na und wenn schon“, sagte Beratoner laut und frech. Dann flüsterte wieder Frig rasch und aufgereggt, und plötzlich hörte Beate, wie beide draußen sich von der Bank erhoben. Um Himmels willen, was nun? Sie warf sich der Länge nach auf den Boden, so daß es unmöglich gewesen wäre, sie von draußen durch eine Spalte zu erspähen. Schatten schienen an den Läden vorbeizustreifen, Tritte knirschten über den Kies, ein paar gedämpfte Worte tönten, dann ein leises Lachen, schon ferner, und dann nichts mehr. Sie wartete. Nichts regte sich. Dann hörte sie wieder die Stimmen weiter draußen im Garten, verhallend, dann nichts, lange nichts, bis sie überzeugt sein durste, daß die beiden fort waren. Sie mochten wohl über den Zaun geklettert sein, so wie sie hereingekommen waren, und erzählten einander ihre Geschichten draußen weiter. Blieb denn noch etwas zu erzählen übrig? Hatte Frig irgend etwas vergessen? Nun, das holte er jetzt wohl nach. Und nach seiner kostbaren Art wird er wohl noch etliches dazu erfinden, um Rubi Beratoner recht zu imponieren. Warum nicht? Ja, das ist das lustige Jugendleben. Der eine hat die Gouvernante von seiner Schwester, der andere die Mutter von seinem Schulkameraden und der dritte eine Baronin, die früher beim Theater war. Ja, sie durften schon mitreden, die Buben; sie kannten die Weiber und durften kühn behaupten, daß eine war wie die andere.

Und Beate wimmerte lautlos in sich hinein. Noch immer lag sie der Länge nach ausgestreckt auf dem Boden. Wozu aufstehen? Wozu gleich aufstehen? Wenn sie sich dazu entschloß, konnte es ja doch nur sein, um ein Ende zu machen. Frig noch einmal begegnen und dem andern —?! Sie hätte ihnen ja ins Gesicht spucken müssen, mit den Fäusten ihnen ins Gesicht schlagen. Aber wäre das nicht Erlösung, Wollust, — ihnen nachstürzen, ihnen ins Antlitz schreien: Ihr Buben, ihr Schufte, schämt ihr euch nicht, schämt ihr euch nicht? . . . Aber zugleich weiß sie, daß sie es nicht tun wird. Sie fühlt, daß es nicht einmal der Mühe wert wäre, da sie doch entschlossen ist und entschlossen sein muß, einen Weg zu gehen, auf dem

kein Schimpf und kein Hohn ihr zu folgen vermag. Nie wieder, nie kann sie die Geschändete, irgendeinem Menschen vor Augen treten. Eines nunmehr hat sie auf Erden zu tun: von dem Einzigen Abschied zu nehmen, der ihr teuer ist — von ihrem Sohn! Von ihm allein. Aber natürlich ohne daß er es merkt. Nur sie wird es wissen, daß sie ihn für alle Ewigkeit verläßt, daß sie zum letztenmal die geliebte Kinderstirne küßt. Wie seltsam war es doch, solche Dinge zu denken, auf den Boden hingestreckt, regungslos. Träte jetzt irgendwer plötzlich ins Zimmer, er müßte mich unfehlbar für tot halten. Wo wird man mich finden? dachte sie weiter. Wie werd ich vollbringen? Wie werd ich dahingelangen, daß ich fühllos daliege, um niemals wieder zu erwachen?

Ein Geräusch im Vorzimmer machte sie erzittern. Hugo war nach Hause gekommen. Sie hörte ihn draußen auf dem Gang an ihrer Thür vorübergehen, die seine aufschließen; — und nun war es wieder still. Er war zurück. Sie war nicht mehr allein. Langsam, mit schmerzenden Gliedern erhob sie sich. Im Zimmer war es fast völlig dunkel; und die Luft schien ihr plötzlich unerträglich dumpf. Sie begriff nicht, warum sie eigentlich so lange auf dem Fußboden gelegen war und warum sie die Läden nicht schon früher geöffnet hatte. Hastig tat sie es nun, und vor ihr breitete sich der Garten, ragten die Berge, dämmerte der Himmel, und es war ihr, als hätte sie all das viele Tage und Nächte lang nicht gesehen. So wunderbar friedvoll breitete sich die kleine Welt im Abend hin, daß auch Beate ruhiger wurde; zugleich aber fühlte sie eine Angst leise in sich aufsteigen, sie könnte durch diese Ruhe sich täuschen und verwirren lassen. Und sie sagte sich selbst: Was ich gehört habe, habe ich gehört, was geschehen ist, ist geschehen; die Ruhe dieses Abends, der Frieden dieser Welt ist nicht für mich; es kommt ein Morgen; der Lärm des Tages hebt wieder an, die Menschen bleiben böse und gemein und die Liebe ein schmutziger Spaß. Und ich bin eine, die es niemals mehr vergessen kann, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, nicht in der Einsamkeit und nicht in neuer Lust, in der Heimat nicht und nicht in der Fremde. Und ich habe nichts mehr auf dieser Welt zu tun, als meinem Buben einen Abschiedskuß auf die geliebte Stirne zu drücken und zu gehen. Was mochte er wohl jetzt allein in seinem Zimmer machen? Von seinem offenen Fenster aus floß ein matter Lichtschein über Kies und Rasen. Lag er am Ende schon zu Bett, — ermattet von den Freuden und Mühen seines Ausflugs? Ein Schauer lief ihr durch den Leib, seltsam gemischt aus Regungen der Angst, des Ekels, der Sehnsucht. Ja, sie sehnte sich nach ihm, aber nach einem andern, als der war, der da drin in seinem Zimmer lag und den Duft von Fortunatens Körper an dem seinen trug. Sie sehnte sich nach dem Hugo von einst, nach dem frischen reinen Knaben, der ihr einmal von dem Kuß des kleinen Mädchels in

der Tanzstunde erzählt hatte, nach dem Hugo, mit dem sie an einem holden Sommertag durch grüne Täler gefahren war, — und sie wünschte die Zeit zurück, da sie selbst eine andere war, eine Mutter, wert jenes Sohnes, und nicht ein Frauenzimmer, über das verdorbene Bubens unflätig schwaßen durften, wie über die erstbeste Dirne. Ah, wenn es Wunder gäbe! Aber es gibt keine. Nie wird jene Stunde ungewesen sein, in der sie mit brennenden Wangen, auf schmerzenden Knien, mit durstigem Ohr der Geschichte ihrer Schmach — und ihres Glücks gelauscht hat; — noch in zehn, in zwanzig, in fünfzig Jahren, als uralter Mann wird sich Rudi Beratoner der Stunde erinnern, da er als junger Bursch auf einer weißen Bank im Garten der Frau Beate Heinold gefessen ist und ein Schulkamerad ihm erzählt hat, wie er Nacht für Nacht bis zum grauenden Morgen bei ihr im Bette lag. Sie schüttelte sich, sie rang die Hände, sie sah zum Himmel auf, der mit totenstillen Wolken ihrem einsamen Weh entgegenschwieg und keine Wunder barg. Trüb verworren drang allerlei Geräusch von See und Straße zu ihr herauf, dunkel stiegen die Berge zur winkenden Nacht empor, das gelbe Feld stand matt leuchtend im rings einherschleichenden Dämmer. Wie lange noch wollte sie selbst so regungslos hier verweilen? Worauf wartete sie denn? Hatte sie denn vergessen, daß Hugo, geradeso wie er gekommen, aus dem Haus wieder verschwinden konnte zu einer, die ihm heute mehr bedeutete als sie —? Es war nicht viel Zeit zu versäumen. Rasch riegelte sie ihre Türe auf, trat in den kleinen Salon und stand vor Hugos Tür. Einen Augenblick zögerte sie, horchte, hörte nichts und öffnete hastig.

Hugo saß auf seinem Divan und starrte der Mutter entgegen, wie aus wüstem Schlafe aufgeschreckt, mit weiten Augen. Über seine Stirne huschten sonderbare Schatten von dem unsichern Licht der elektrischen Lampe, die, grün beschirmt, auf dem Tisch mitten im Zimmer stand. Beate blieb eine Weile an der Türe stehen, Hugo warf den Kopf zurück, es schien, als wollte er sich erheben; doch er blieb sitzen, die Arme von sich gestreckt, die Hände flach auf den Divan gestützt. Beate fühlte die Starrheit dieses Augenblickes mit herzrührender Pein. Ein Schreck ohnegleichen griff ihr an die Seele; und sie sagte sich: er weiß alles. Was wird geschehen? dachte sie noch im selben Atemzug. Sie trat auf ihn zu, zwang sich zu einer heitern Miene und fragte: „Du hast geschlafen, Hugo?“ „Nein, Mutter,“ erwiderte er, „ich bin nur so gelegen.“ Sie blickte in ein blaßes zerquältes Kinder Gesicht; ein unfägliches Mitleid, in dem ihr eigener Jammer untergehen wollte, stieg in ihr auf, sie legte, schüchtern noch, die Finger auf seine wirren Haare, umfaßte seinen Kopf, setzte sich neben ihn und zärtlich begann sie: „Na, mein Bub,“ — doch mußte sie nichts weiter zu sagen. Seine Mienen verzerrten sich gewaltsam; sie nahm seine Hände, er drückte sie wie zerstreut, streichelte ihre Finger, blickte nach der Seite, sein Lächeln wurde maskenhaft, seine Augen

röteten sich, seine Brust begann sich zu heben und zu senken, mit einem Mal glied er vom Divan, lag der Mutter zu Füßen, den Kopf in ihrem Schoß und weinte bitterlich. Beate zutiefst erschüttert und doch irgendwie befreit, da sie fühlte, daß er ihr nicht entfremdet war, sprach vorerst kein Wort, ließ ihn weinen, wühlte sanft in seinen Haaren und fragte sich in Herzensangst: Was mag geschehen sein? Und tröstete sich gleich wieder: Vielleicht nichts Besonderes. Nichts anderes vielleicht, als daß ihm die Nerven versagen. Und sie erinnerte sich ganz ähnlicher krampfhafter Anfälle, denen ihr verstorbener Gatte unterworfen gewesen war, aus scheinbar nichtigen Gründen; nach der Erregung durch irgendeine große Rolle, nach irgendeinem Erlebnis, das seine Komödianteneitelkeit verletzt hatte, oder scheinbar ganz ohne Grund, wenigstens ohne einen, den sie zu entdecken vermochte. Und mit einem Mal stieg es in ihr auf, ob sich Ferdinand nicht am Ende manchmal in ihrem Schoß von Enttäuschungen und Qualen ausgeweint, die er bei einer andern Frau erduldet hatte? Aber was kümmerte sie das! Was immer er begangen, er hatte gesühnt, und alles das war weit, so weit. Ihr Sohn war es ja, der heute in ihrem Schoße weinte, und sie wußte nun, daß ers um Fortunatens willen tat. Mit welchem Weh griff dieser Anblick an ihr Herz. In welche Tiefen versank ihr eigenes Erlebnis nun, da sie sich der Seelenpein ihres Sohnes gegenüberfand. Wohin schwand ihre Schmach und Qual und Todessehnsucht vor dem brennenden Wunsch, das geliebte Menschenkind aufzurichten, das in ihrem Schoße weinte. Und im überquellenden Drang ihm wohlzutun, flüsterte sie: „Wein nicht, mein Bub. Es wird schon alles wieder gut werden.“ Und wie er den Kopf in ihrem Schoß zu einem „Nein“ bewegte, wiederholte sie in festerem Ton: „Alles wird wieder gut, glaube mir.“ Und sie erkannte, daß sie dies Wort des Trostes nicht nur an Hugo, daß sie es auch an sich selber gerichtet hatte. Wenn es in ihrer Macht stand, ihrem Sohne wieder aus der Verzweiflung emporzuhelfen, ihn mit neuem Daseinsmut zu erfüllen, so mußte aus diesem Bewußtsein allein, mehr noch aus seinem Dank, aus seinem Wieder-ihregehören ihr selbst Möglichkeit, Pflicht und Kraft des Weiterlebens neu entstehen. Und mit einem Mal tauchte das Bild jener phantastischen Landschaft in ihr empor, in der mit Hugo wandelnd sie sich früher geträumt hatte; und verheißungsvoll mit herauf schwebte der Gedanke: wenn ich mit Hugo die Reise unternähme, die ich ja schon geplant, ehe die furchtbare Stunde an mir vorbeigezogen? Und wenn wir von dieser Reise nicht in die Heimat wiederkehrten? Und draußen in der Fremde, fern von allen Menschen, die wir gekannt haben, in einer reinen Luft, ein neues, ein schöneres Leben anfangen?

Da hob er plötzlich das Haupt aus ihrem Schoß, mit irren Augen, verzerrten Lippen, und heiser schrie er: „Nein, nein, es wird nicht wieder gut.“ Und

erhob sich, sah die Mutter wie abwesend an, tat ein paar Schritte zum Tisch hin, als suchte er dort etwas, ging dann einige Male im Zimmer hin und her mit gesenktem Kopf und blieb endlich regungslos am Fenster stehen, den Blick in die Nacht gewandt. „Hugo,“ rief die Mutter, die ihm mit den Augen gefolgt war, aber sich nicht fähig fühlte, vom Divan aufzustehen. Und noch einmal flehend: „Hugo, mein Bub!“ Dann wandte er sich nach ihr um, wieder mit jenem starren Lächeln, das ihr nun schon weher tat als sein Aufschrei. Und bebend fragte sie wieder: „Was ist geschehen?“

„Nichts, Mutter,“ erwiderte er mit einer Art von entrückter Heiterkeit.

Nun stand sie entschlossen auf und trat zu ihm. „Weißt du denn, warum ich zu dir hereingekommen bin?“ Er sah sie nur an. „Nun, rat einmal.“ Er schüttelte den Kopf. „Ich hab dich fragen wollen, ob du nicht mit mir eine kleine Reise machen möchtest?“ „Eine Reise,“ wiederholte er scheinbar verständnislos. „Ja, Hugo, eine Reise — nach Italien. Wir haben ja Zeit, die Schule beginnt erst in drei Wochen. Bis dahin können wir lange zurück sein. Nun, wie denkst du darüber?“ „Ich weiß nicht,“ antwortete er. Sie legte den Arm um seinen Hals. Wie ähnlich er Ferdinand sieht, dachte sie plötzlich. Einmal hat er einen ganz jungen Burschen gespielt, da hat er gerade so ausgesehen. Und sie scherzte: „Also, wenn du's nicht weißt, Hugo, ich weiß es ganz bestimmt, daß wir reisen werden. Ja, mein Bub, darüber ist gar nichts mehr zu reden. Und jetzt, trockne dir deine Augen, kühl' dir deine Stirn und wir wollen zusammen fortgehen.“ „Fortgehen?“ „Ja, natürlich! Es ist Sonntag und es gibt zu Hause kein Nachtmahl. Auch haben wir ja Rendezvous mit den andern, unten im Hotel. Und die Mondscheinpartie über den See! weißt du denn nicht, die soll doch auch heute stattfinden.“ „Willst du nicht lieber allein gehen, Mutter? Ich könnte dir ja später nachkommen.“ Eine wahnwitzige Angst ergriff sie plötzlich. Wollte er sie fort haben? Und warum? Um Himmels willen! Sie drängte den entsetzlichen Gedanken zurück. Und beherrscht sagte sie: „Du hast wohl noch keinen Appetit?“ „Nein,“ erwiderte er. „Ich eigentlich auch nicht. Wie wär's, wenn wir zuerst ein bißchen spazieren gingen?“ „Spazieren?“ „Ja, und dann auf einem kleinen Umweg ins Seehotel.“ Er zögerte eine Weile. Sie stand da in angespannter Erwartung. Endlich nickte er. „Gut, Mutter. Mach dich nur fertig.“ „Oh, ich bin's, ich muß nur den Mantel umnehmen.“ Sie rührte sich nicht fort. Er schien darauf nicht acht zu haben, trat an sein Waschbecken, goß sich aus dem Krug Wasser in die Hand und kühlte sich Stirn, Augen und Wangen. Dann strich er mit dem Kamm flüchtig ein paarmal durch die Haare. „Ja, mach dich nur schön,“ sagte Beate. Und beklemmend fiel ihr ein, wie oft sie diese gleichen Worte in längst vergangenen Zeiten zu Ferdinand gesagt hatte, wenn er sich bereitete fortzugehen. . . weiß Gott wohin. . . Hugo

nahm seinen Hut und sagte lächelnd: „Ich bin fertig, Mutter.“ Sie eilte nun rasch in ihr Zimmer, holte ihren Mantel und knöpfte ihn erst zu, als sie wieder bei Hugo im Zimmer war, der sie ruhig erwartet hatte. „Also komm,“ sagte sie dann.

Als sie beide aus dem Hause traten, kam eben das Mädchen von seinem Sonntagsausgang zurück. So untertänig es grüßte, Beate erkannte mit einem Mal an einem fast unmerklichen Augensinken dieser Person, daß sie alles wußte, was im Laufe der letzten Wochen hier im Hause vorgegangen war. — Doch lag ihr wenig daran. Alles war ihr nun gleichgültig gegenüber dem Glücksgefühl, dem langentbehrten, daß sie Hugo an ihrer Seite hatte.

Sie spazierten zwischen den Wiesen weiter, unter dem stummen Nachtblau des Himmels, nahe nebeneinander, und so rasch, als hätten sie ein Ziel. Anfangs sprachen sie kein Wort. Doch ehe sie in das Dunkel des Waldes traten, wandte sich Beate an ihren Sohn: „Willst du dich nicht einhängen, Hugo?“ Er nahm ihren Arm, und ihr ward wohlter zumut. Sie gingen weiter im schweren Schatten der Bäume, durch deren dichtes Geäst von Stelle zu Stelle ein Lichtschein aus einer der in der Tiefe liegenden Willen durchbrach. Beate ließ ihre Hand auf die Hugos gleiten, streichelte sie, hob sie dann zu ihren Lippen und küßte sie. Er ließ es geschehen. Nein, er wußte nichts von ihr. Oder nahm er es nur hin? Verstand er es, obwohl sie seine Mutter war? Bald kamen sie durch einen breiten grünlich-blauen Lichtstreifen, der vor das Parktor der Welponerschen Villa fiel. Nun hätten sie einander von Angesicht zu Angesicht sehen können, aber sie blickten weiter vor sich hin ins Dunkle, das sie gleich wieder aufnahm. In diesem Teil des Waldes war die Finsternis so dicht, daß sie ihre Schritte verlangsamten mußten, um nicht zu stolpern. „Gib acht,“ sagte Beate von Zeit zu Zeit. Hugo schüttelte nur den Kopf, und sie hielten sich fester aneinander. Nach einer Weile führte ein Pfad ab, der, ihnen von lichterem Stunden wohl bekannt, zum See hinunterführte. Auf diesen Weg bogen sie ab und traten nun bald wieder in eine matte Helligkeit, da die Bäume, weiter abgerückt, einen Wiesenplatz freiließen, über dem, noch immer sternelos, der Himmel stand. Von hier führten verwitterte Holzstufen, an deren einer Seite ein schwankes Geländer den Händen Stütze bot, auf die Landstraße hinab, die zur Rechten sich in die Nacht verlor, links aber dem Orte wieder zuführte, von dem ihnen zahlreiche Lichter entgegenschimmerten. Nach dieser Richtung, in unausgesprochenem Einverständnis, wandten Beate und Hugo ihre Schritte. Und als hätte der gemeinsame Spaziergang durchs Dunkel sie ohne weitere Aussprache doch wieder mit ihm vertrauter gemacht, sagte Beate in harmlosem, beinahe scherzhaftem Tone: „Das hab ich gar nicht gern, Hugo, wenn du weinst.“ Er erwiderte nichts, ja blickte ab-

stetlich von ihr fort über den stahlgrauen See, der nun als ein schmaler Streifen sich längs der Berge drüben dehnte. „Früher einmal,“ begann Beate von neuem und es war ein Seufzen in ihrer Stimme, „früher hast du mir alles erzählt.“ Und während sie das sagte, war ihr mit einem Male wieder, als richtete sie diese Worte eigentlich an Ferdinand und als wollte sie von ihrem toten Gatten alle die Geheimnisse erkunden, die er ihr schöne verschwiegen, als er noch auf Erden wandelte. Werd' ich wahnsinnig? dachte sie, bin ich schon? Und wie, um sich in die Wirklichkeit zurückzurufen, faßte sie so heftig den Arm Hugos, daß der fast erschreckt zusammensuhr. Sie aber sprach weiter: „Ob dir nicht leichter würde, Hugo, wenn du mir erzähltest?“ Und sie hing sich wieder in ihn ein. Aber während ihre eigene Frage in ihr weiterklang, spürte sie leise, daß nicht nur der Wunsch, Hugos Seele zu entlasten, ihr diese Frage in den Mund gelegt hatte, sondern daß auch eine sonderbare Art von Neugier in ihr zu wühlen begann, deren sie sich im Tiefsten ihrer Seele schämen mußte. Und Hugo, als ahnte er die geheimnisvolle Unlauterkeit ihrer Frage, antwortete nichts, ja, er ließ seinen Arm wie unabsichtlich aus dem ihrigen gleiten. Enttäuscht und allein gelassen ging Beate neben ihm einher, die traurige Straße weiter. Was bin ich in der Welt, fragte sie sich angstvoll, wenn ich nicht seine Mutter bin? Ist heut der Tag, um alles zu verlieren? Bin ich nichts weiter mehr als ein Lottername im Mund verdorbener Buben? Und jenes Gefühl des Zusammengehörens mit Hugo, des gemeinsamen Geborgenseins dort oben im holden Dunkel des Waldes, war das alles nur Täuschung? Dann ist das Leben nicht mehr zu tragen, dann ist wirklich alles vorbei. Doch warum schreckt mich der Gedanke so sehr? War es nicht längst entschieden? War ich nicht schon vorher entschlossen, ein Ende zu machen? Und hab' ich nicht gewußt, daß mir nichts anderes übrig bleibt? Und hinter ihr, im Dunkel der Straße nachschleifend, wie höhnische Gespenster zischelten die fürchterlichen Worte, die sie heute durch den Fensterspalt zum erstenmal vernommen, die ihre Liebe und ihre Schmach, ihr Glück und ihren Tod bedeuteten. Und wie einer Schwester dachte sie für einen Augenblick jener Andern, die einst längs eines Meeresstrandes hingelaufen war, von bösen Geistern geheßt, müd von Lust und Qual . .

Sie näherten sich der Ortschaft. Das Licht, das nun in einer Entfernung von wenigen hundert Schritten breit übers Wasser hinfiel, kam von der Terrasse, wo die besfreundete Gesellschaft zu Nacht aß und ihrer wartete. Noch einmal in solch einen Lebensschein zu treten, schien Beaten unsinnig, ja völlig außer dem Bereich aller Möglichkeit. Warum ging sie diesen Weg? Warum blieb sie noch an Hugos Seite? Welche Feigheit war es gewesen, von ihm noch Abschied nehmen zu wollen, dem sie nichts mehr war als ein lästiges Weib, das sich in seine Geheimnisse drängen wollte. Da plötzlich

sah sie seine Augen wieder auf sich gerichtet mit einem Blick des Hilfesuchens, der neue Angst und Hoffnung in ihr erweckte. „Hugo,“ sagte sie. Und er, in verspäteter Antwort auf eine Frage, die sie selbst schon vergessen: „Es kann nicht wieder gut werden. Da hilft auch kein Erzählen. Es kann nicht.“ „Aber Hugo,“ rief sie aus wie erlöst, da er das Schweigen gebrochen hatte, „es wird sicher gut, wir fahren ja fort, Hugo, weit fort.“ „Was hilft es uns, Mutter?“ Uns —? Das geht auch auf mich! Aber ist es nicht besser so? Sind wir einander so nicht näher —? Er ging rascher, sie hielt sich an seiner Seite, plötzlich blieb er stehen, sah auf den See hinaus und atmete tief, als käme aus der Einsamkeit über dem Wasser Trost und Frieden zu ihm. Draußen glitten ein paar beleuchtete Rähne hin. Könnte das schon unsere Gesellschaft sein? dachte Beate flüchtig. Mondschein werden sie freilich heute nicht haben. Und plötzlich kam ihr ein Einfall: „Wie wär’s, Hugo,“ sagte sie, „wenn wir zwei . . . allein hinausführen?“ Er sah zum Himmel auf, als suchte er oben nach dem Monde. Beate verstand den Blick und sagte: „Den brauchen wir ja nicht.“ „Was tun wir denn da draußen auf dem dunklen Wasser?“ fragte er schwach. Sie nahm ihn beim Kopf, blickte ihm in die Augen und sagte: „Du sollst mir erzählen. Du sollst mir sagen, was dir geschehen ist, wie du’s früher immer getan hast.“ Sie ahnte, daß draußen in der Nachteinsamkeit des vertrauten Sees die Scheu von ihm weichen mußte, die ihn jetzt noch davon abhielt, der Mutter zu gestehen, was ihm widerfahren war. Da sie nun in seinem Schweigen keinen weiteren Widerstand spürte, wandte sie sich entschlossen der Bootshütte zu, wo ihr Kahn seinen Platz hatte. Die Holztüre war nur angelehnt. Sie trat mit Hugo in den dunklen Raum, kettete das Schiff los, eifertig, als gälte es die Stunde nicht zu versäumen, dann schwang sie sich hinein, Hugo ihr nach. Er nahm eines der Ruder, stieß ab und in der Sekunde darauf war der freie Himmel über ihnen. Hugo nahm nun auch das zweite Ruder und führte den Kahn längs des Ufers am Seehotel vorbei, so nahe, daß sie die Stimmen von der Terrasse zu hören vermochten. Es schien Beaten, als könnte sie die des Baumeisters aus den übrigen heraushören. Die einzelnen Gestalten und Gesichter waren nicht zu unterscheiden. Wie leicht es doch war, den Menschen zu entfliehen! Was liegt mir in diesem Augenblick daran, dachte Beate, was sie über mich reden, von mir glauben oder wissen —? Man stößt einfach mit einem Kahn vom Ufer ab, fährt so nahe an den Leuten vorbei, daß man noch ihre Stimmen vernehmen kann, und doch ist alles schon völlig gleichgültig! Wenn man nicht wieder zurückkommt . . . klang es noch tiefer in ihr, und sie bebte leis. — Sie saß am Steuer und lenkte das Schiff gegen die Mitte des Sees zu. Noch immer war der Mond nicht aufgegangen, aber das Wasser ringsum, als hätte es die Tagessonne in sich aufbewahrt, umfloß den Kahn

mit einem matten Lichtkreis. Manchmal kam auch noch vom Ufer her ein Strahl, in dem Beate zu sehen glaubte, wie Hugos Anklis immer frischer und unbesorgter wurde. Als sie ziemlich weit draußen waren, ließ Hugo die Ruder sinken, entledigte sich seines Rockes und öffnete den Hemdkragen. Wie ähnlich er seinem Vater sieht, dachte Beate mit wehem Staunen. Nur hab ich den nicht so jung gekannt. Und wie schön er ist. Es sind eblere Züge als die Ferdinands. Doch die hab ich ja nie gekannt, auch seine Stimme nie, es waren ja immer die Stimmen und Gesichter von andern. Seh ich ihn heut zum erstenmal? . . . Und es schauerte sie tief. Aber nun begannen Hugos Züge, da der Kahn ganz in den Nachtschatten der Berge gelangt war, allmählich zu verschwimmen. Er begann wieder zu rudern, doch ganz langsam, und sie kamen kaum von der Stelle. Nun wäre es wohl an der Zeit, dachte Beate, wußte aber einen Augenblick gar nicht recht, wozu es Zeit sein sollte, bis ihr plötzlich wieder, als erwachte sie aus einem Traum, der Wunsch, Hugos Erlebnis zu kennen, brennend durch die Sinne fuhr. Und sie fragte: „Also, Hugo, was ist geschehen?“ Er schüttelte nur den Kopf. Sie aber mit wachsender Spannung fühlte, daß es ihm mit seiner Weigerung nicht mehr Ernst war. „Sprich nur, Hugo,“ sagte sie. „Du kannst mir alles sagen. Ich weiß ja schon so viel. Du kannst es dir wohl denken.“ Und als vermöchte sie damit einen letzten Zauber zu bannen, flüsterte sie den Namen in die Nacht: „Fortunata“.

Durch Hugos Körper ging ein Zittern, so heftig, daß es sich dem Kahne mitzuteilen schien. Beate fragte weiter: „Du warst heute bei ihr — und so kommst du zurück? Was hat sie dir getan, Hugo?“ Hugo schwieg, ruderte gleichmäßig weiter, sah in die Luft. Plötzlich kam es Beaten wie eine Erleuchtung. Sie griff sich an die Stirn, als verstünde sie gar nicht, daß sie es nicht früher erraten, und sich nahe zu Hugo beugend, flüsterte sie rasch: „Der ferne Kapitän war da, nicht wahr? Und der hat dich bei ihr gefunden?“ Hugo blickte auf: „Der Kapitän?“

Jetzt erst fiel ihr ein, daß der, den sie meinte, gar kein Kapitän war. „Den Baron mein ich,“ sagte sie. „Er war da? Er hat euch gefunden? Er hat dich beleidigt? Er hat dich geschlagen, Hugo?“

„Nein, Mutter, der, von dem du sprichst, der ist nicht da. Ich kenn ihn gar nicht. Ich schwör es dir, Mutter.“

„Was also denn?“ fragte Beate. „Sie hat dich nicht mehr lieb? Sie ist deiner überdrüssig? Sie hat dich verhöhnt? Hat dir die Türe gewiesen? Ja, Hugo?“

„Nein, Mutter.“ Und er schwieg.

„Also, Hugo, was denn? So sprich doch.“

„Frag nicht mehr, Mutter, frag nicht. Es ist zu fürchtbar.“

Nun flammte ihre Neugier züngelnd auf. Es war ihr, als müßte aus

der Wirrheit dieses Tags, der voll von Rätseln war, voll alter und neuer, endlich irgendwoher eine Antwort kommen. Sie griff mit beiden Händen in die Luft, als wollte sie dort irgend etwas Zerflatterndes fassen. Sie ließ sich von der Steuerbank heruntergleiten und saß nun zu Hugos Füßen. „So rede doch,“ begann sie, „du kannst mir alles sagen, brauchst keine Scheu zu haben, ich versteh ja alles! Alles. Ich bin deine Mutter, Hugo, und ich bin eine Frau. Bedenke das, auch eine Frau bin ich. Du mußt nicht fürchten, daß du mich verletzest, mein Zartgefühl beleidigen könntest. Ich habe viel mitgemacht in dieser letzten Zeit. Ich bin ja noch keine . . . alte Frau. Ich verstehe alles. Zu viel, mein Sohn . . . Du mußt nicht denken, daß wir gar so weit voneinander sind, Hugo, und daß es Dinge gibt, die man mir nicht sagen darf.“ Sie fühlte mit verwirrem Staunen, wie sie sich preisgab, wie sie lockte. „O, wenn du wüßtest, Hugo, wenn du wüßtest.“ Und die Antwort kam: „Ich weiß, Mutter.“

Beate erbebte. Doch sie empfand keine Scham mehr, nur das erlösungs-trunkene Bewußtsein von Ihm-Näher-Sein und Zu-Ihm-Gehören. Sie saß ihm zu Füßen auf dem Grund des Bootes und nahm seine Hände in die ihren. „Erzähle,“ flüsterte sie.

Und er sprach, aber er erzählte nichts. Mit dumpfen, abgerissenen Worten erklärte er nur, daß er niemals wieder unter Menschen sich zeigen könne. Was heute mit ihm geschehen war, das jagte ihn für immer aus dem Bereich alles Lebens.

„Was, was ist geschehen?“

„Ich bin nicht bei Sinnen gewesen. — Sie haben mich betrunken gemacht.“

„Sie haben dich betrunken gemacht? Wer, wer? — Du warst — nicht allein mit Fortunata?“ Es fiel ihr ein, daß sie ihn neulich in Gesellschaft von Wilhelmine Fallehn und dem Kunstreiter gesehen hatte. Die also waren auch dort gewesen? Und mit erstickender Stimme fragte sie noch einmal: „Was ist geschehen?“ Doch ohne daß Hugo antwortete, wußte sie's schon. Ein Bild malte sich vor ihren Augen in die Nacht, von dem sie entsetzt die Blicke fortwenden wollte, das ihr aber schamlos frech hinter die geschlossenen Lider folgte. Und in neuer, schreckensvoller Ahnung, die Augen wieder öffnend und starr auf Hugos stumm gepreßte Lippen richtend, die sie doch nicht zu sehen vermochte, fragte sie: „Seit heute weißt du? Dort haben sie dir's gesagt?“

Er erwiderte nichts, doch ein Zucken lief durch seinen ganzen Körper, so wild, daß es ihn willenlos auf den Grund des Bootes warf, an Beatens Seite hin. Sie stöhnte einmal nur auf, verzweifelnd, und in einem Schauer unfäglicher Verlassenheit faßte sie von neuem nach Hugos fiebrig zitternden Händen, die ihr entglitten waren. Nun überließ er sie ihr, und

das tat ihr wohl. Sie zog ihn näher zu sich heran, drängte sich an ihn; eine schmerzliche Sehnsucht stieg aus der Tiefe ihrer Seele auf und flutete dunkel in die seine über. Und beiden war es, als triebe ihr Kahn, der doch fast stille stand, weiter und weiter, in wachsender Schnelle. Wohin trieb er sie? Durch welchen Traum ohne Ziel? Nach welcher Welt ohne Gebot? Musste er jemals wieder ans Land? Durfte er je? Zu gleicher Fahrt waren sie verbunden, der Himmel barg für sie in seinen Wolken keinen Morgen mehr; und im verführerischen Vorgefühl der ewigen Nacht gaben sie die vergehenden Lippen einander hin. Ruderlos glitt der Kahn fort, nach fernsten Ufern, und Beate war es, als küßte sie in dieser Stunde einen, den sie nie gekannt hatte und der ihr Gatte gewesen war zum erstenmal.

Als sie ihre Besinnung wiederkehren fühlte, war ihr noch so viel Seelenkraft geschenkt, um sich vor völligem Wachwerden zu bewahren. Hugos beide Hände gefaßt haltend, schwang sie sich auf den Rand des Kahnes. Als sich das Schiff zur Seite neigte, öffneten sich Hugos Augen zu einem Blick, in dem ein Schimmer von Angst ihn zum letztenmal mit dem gemeinen Los der Menschen verbinden wollte. Beate zog den Geliebten, den Sohn, den Todgeweihten an ihre Brust. Verstehend, verzeihend, erlöste schloß er die Augen; die ihren aber faßten noch einmal die in drohendem Dämmer aufsteigenden grauen Ufer, und ehe die lauen Wellen sich zwischen ihre Lider drängten, trank ihr sterbender Blick die letzten Schatten der verlöschenden Welt.

Der Idealist vor hundert Jahren und wir

von Wilhelm Hausenstein

Wir leben als Menschen am stärksten und eigentümlichsten in der Dichtung. Eine historische und politische Weisheit taugt nichts, wenn sie zuletzt nicht zur Dichtung hinreißt. Und sie taugt desto mehr, je rascher, je rationeller, je bewußter und zuverlässiger sie das ursprüngliche Existenzmittel, das wirtschaftliche und soziale Dasein organisiert, um damit die idealen Energien freizusetzen.

Das Sozialökonomische ist das entwicklungsgeschichtlich und politisch Erste. Das Ideologische ist das Zweite. Aber es ist menschlich die Hauptsache.

Man müßte einmal den Versuch machen, zu zeigen, wie die frühen Ideologien des bürgerlichen Deutschland, in dem wir noch immer leben, aus wirtschaftlichen Veränderungen hervorgegangen sind. Man müßte von allerhand Dingen berichten: von der Einführung der Gewerbefreiheit, von der sogenannten Bauernbefreiung, die im Grunde eine Übertragung des kapitalistischen Liberalismus und der kapitalistischen Zinstechnik auf die alte Feudalwelt gewesen ist, weiter von der Einführung der gemeindlichen Selbstverwaltung, schließlich vom unionistischen Terrorismus der preussischen Zollgesetzgebung des Jahres 1818, von den zollpolitischen Entlavenverträgen Preußens mit thüringischen Kleinstaaten, von der Begründung des antipartikularistischen Handelsvereins durch List im Jahre 1819.

Die Andeutungen genügen für den Zweck, der hier gesetzt wird: zu zeigen, daß die Ideologien des Freiheitsjahrzehntes in der Tiefe einer materiellen Existenznot, in der Tiefe der jungen bürgerlichen Wirtschaft wurzelten. Aber die Hauptsache ist das nicht. Es ist eine Sicherheit. Es ist eine entwicklungsgeschichtliche Selbstverständlichkeit. Das Menschlichste ist der Idealismus, durch den das Jahrzehnt sich seiner Neuheit bewußt wurde.

Materielles beschäftigt unser Sacheninteresse für Zweckmäßigkeit, unser Organ für das Rationelle. Und Ideologien sind ohne Zweifel Ergebnisse, Formeln von Materialitäten. In diesem Verhältnis interessieren sie uns, sind sie uns lehrreich. Aber begeisternd sind sie nur durch sich selber, durch ihren Überschwang, durch ihre Höhenbewegung zum religiös Ergreifenden, zum Kultischen, durch ihren paradoxen Anspruch auf reine Immaterialität.

Diesen Anspruch, diesen wundervollen Widersinn enthält klassischer als vielleicht je ein ideologischer Stil die nationaldemokratische Romantik der deutschen Urburschenschaft.

Es ist eine pseudomaterialistische Mode, den Idealismus dieser Urburschenschaft auszulachen. Das ist natürlich sehr einfach. Aber es ist auch

sehr kümmerlich, sehr unkultiviert. In der Immaterialität des burschenschaftlichen Geistes lag eine festliche Lust an der Schönheit überschwenglichen formalen Ausdrucks. Es ist natürlich wahr, daß diese Jünglinge von Politik nicht sehr viel wußten. Es ist auch wahr, daß sie nicht so unterrichtet waren wie wir, die wissen, daß der hochgemute und opferbereite Nationalismus des Studentenauszugs von 1813 und 1815 und des Wartburgfestes objektiv vielleicht nichts gewesen ist als der ins Mystische gehobene Materialismus einer beginnenden nationalwirtschaftlichen Unionspolitik. Aber was ist damit gesagt? Etwas Selbstverständliches. Diese Jugend ist gerade darum so wundervoll, weil sie über dies Selbstverständliche hinausgelebt, weil sie fast nur in Stimmungen, in Begeisterungen, in Symbolen, in formalen Erregungen existiert hat — weil sie eine über das Zweckmäßige hinausreichende Dichtung gewesen ist.

Man kann diese Dichtung heute nicht mehr beschreiben. Man kann sie kaum mehr mitfühlen. Sie ist uns, einer materialisierten, entgeistigten Generation, eine seltsame Erinnerung an rotgoldene Sonnentage im Oktober, durch die vollbärtige Jünglinge mit schwarzen Wämsern, eisernen Kreuzen und blanken Rapieren wie ein wehrhafter Choral hinziehen. Mit ihnen ist der Geist Johann Sebastian Bachs. Diese Erinnerung ist aber auch wie Gefühl auf einem alten Friedhof, wo wir uns nicht schämen, wenn uns die Seelen weicher, sehnüchziger und die Augen feuchter werden. Wir wissen, daß diese Jünglinge vor der Zeit an ihrem Idealismus gestorben sind — und daß wir, die Kluggewordenen, die Besitzer der historischen Einsichten, gelernt haben, unseren Idealismus armselig zu menagieren.

Man muß dies Jahrzehnt in seinen Briefen lesen. Es ist der einzige Weg, das Echte zu ahnen. Die Geschichte schreibt ihr Epos am besten selber.

Im Münchner Staatsarchiv ist eine merkwürdige Sammlung burschenschaftlicher Dokumente. Darunter sind drei Briefe, von denen zwei ohne weiteres auf den Mörder Kogebues, auf den Nachfolger Karl Moors, auf den nationaldemokratischen Theologiestudenten Karl Ludwig Sand zurückzuführen sind. Der größte der drei Briefe, in dem mit einer unvergleichlich eigenen Typik die Anfänge der Erlanger Burschenschaft erzählt werden, ist unzweifelhaft auch von Sand redigiert, obwohl dieser Brief als Korporationsbrief geschrieben wurde. Zum ersten war Sand während seiner theologischen Semester in Erlangen der eifrigste Vorkämpfer der jungen burschenschaftlichen Ideen; zum zweiten ist die Ausdrucksweise des Briefes und seine fast hysterische Innigkeit für Sand so charakteristisch als möglich.

Dieser große Brief erzählt — eine halbgevollte Novelle aus der Romantik — die Anfänge der Burschenschaft, wie sie überall waren.

Die Landsmannschaften erscheinen als Vertreter des alten, Schwerbeweg-

lichen partikularistischen Feudalismus und zugleich einer diplomatisch abgeflachten Internationalität. Sie sind als die Träger einer bis zum Stumpfsinn herabgekommenen Ideologie die Vertreter der Gesellschaftsklasse, die dem bürgerlichen Unionismus abhold war: des Grundabels und der Hofbureaokratie. Sie haben in ihrer Korpsverfassung die Züge des ancien régime: einen tollen Pennalismus, ein furchtbar offizielles Chargenwesen, Zeremoniell und Rangordnungen wie ein Duodezshof von 1750.

Gegen die „krasse Zwingherrschaft“ dieser studentischen „Aristokratie“ erhebt sich, „von Gott mächtig erweckt“, die „innig belebte Schar“ der demokratischen bürgerlichen Burschen. In ihnen protestiert aber nicht nur die Demokratie gegen den Feudalismus, sondern auch Rousseau gegen das Kokoto, Werther gegen die galante Pose, die romantische Einfalt Cha-teaubriands gegen den ironisch blinzelnenden Materialismus Lamettries.

Das Problem ist indes viel zu kompliziert, viel zu historisch, um auf eine einzige Formel gebracht zu werden. Die alte Burschenschaft ist voll überschwenglich dichtenden Lebensgefühls und zugleich ganz primitiv. Sie setzt dem Zopf, der fein „gesträubelten“ Frisur der Landsmannschaft die urmenschliche „Simsonperücke“ entgegen. Sie setzt mit dieser Kleinigkeit prinzipiell dem Geformten das Ungeformte, dem Kosmetischen das Natürliche, dem Raffinierten das Ungepflegte, primitiv Naturalistische gegenüber. Ist der Humor eine Sache reifer, distanzierender Kultur, dann ist die alte Burschenschaft sehr jugendlich: denn sie ist von einer feierlichen Humorlosigkeit. Ist der aufgeklärte, anmutige Kosmopolitismus des achtzehnten Jahrhunderts die kultivierteste Idee, die vor dem Sozialismus gedacht wurde, dann ist die alte Burschenschaft ein Rückschritt: denn sie ist puritanisch national. Sie setzt sogar dem „Komment“ der Landsmannschaft, der rein als Wortklang eine angenehm überlegene Leichtfertigkeit enthält, den bürgerlich gebiegenen burschenschaftlichen „Brauch“ entgegen. Sie stilisiert sich mit einer dürftigen Hartnäckigkeit, die halb naiv, halb bewusst ist, auf lutherisch biederbe Kraftoriginalität in der Sprache: sie redet in Feindschaft gegen die Intrigen und Schikanen der Korps, aus denen die diplomatischen Französlinge kommen, gotisierend vom „offenbarlichen Tuck des Teufels“. Die Internationalität der Gesellschaftsklasse, der die studentische Ideologie der Landsmannschaften entsprach, war eine Tatsache gewesen und war es noch. Von einem bürgerlichen Internationalismus war in diesem Maß noch nicht die Rede: der nationale Zusammenschluß war für das deutsche Bürgertum die nächste Aufgabe. Die studentische Ideologie der bürgerlichen Burschenschaft konnte nur ihr dienen. Die Burschenschaft stellte dem „ubi bene ibi patria“ der Korps die bürgerliche Zeitaufgabe gegenüber: die Begründung des nationalen bürgerlichen Rechtsstaats. So verteilen sich reaktionäre und fortschrittliche Werte auf beide Parteien. Im ganzen fällt die Teilung

freilich zugunsten der Burschen aus: denn das „ubi bene ibi patria“ der Landsmannschaften war längst eine gestimmungslose Formel ödester Bequemlichkeit, längst so banal wie der politische Particularismus der „braven Baiern“ und der „anderen Nationen,“ der mit dem Weltbürgertum der korpsstudentischen Erfideltät Hand in Hand ging.

Endlich ist der erklärte Protestantismus der alten Burschenschaft ein Ding, das so reaktionär wie revolutionär ist. Man könnte Zusammenhänge wie „Protestantismus und Kapitalismus“ hineindenken. Man kann die Sache indes auch allgemein anfassen. Es wäre der äußerste Blödsinn, zu meinen, jede religiöse Weltempfindung sei an sich selber, als Religiosität, ein primitiver, jede Freidenkerei — so lautet das üble Wort — sei an sich selber ein erhöhter Kulturstandpunkt. Die Monistentheologie „von der Religion zur Wissenschaft“ ist ein wertvolles propagandistisches Mittel im Kampf gegen abgelebte religiöse Ideologien; aber weiter gilt sie nicht. Prinzipiell ist jede wahrhaft empfundene religiöse Weltanschauung unendlich mehr wert als eine wissenschaftliche — insofern Kunst mehr wert ist als Wissenschaft, Handel mehr als Ostwald, Palestrina mehr als Haecel. Allein es handelt sich hier, bei der alten Burschenschaft, nicht nur um einen formalreligiösen Fortschritt von dem Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts zu einer neuen metaphysischen Erregung, sondern auch um einen speziellen Inhalt von sehr beschränkter protestantischer Kleinbürgerlichkeit, um eine förmliche Gleichsetzung mit Luther und dem Weltstädtchen Wittenberg. So ist auch hier das Neue aus Originellem und Unoriginellem, aus borniert Konservativem und aus Revolutionärem zusammengesetzt.

Hier folgen die Zeugnisse.

I.

„Gott zum Gruß!

Daß Ihr, als die ersten Bekenner unserer gemeinsamen vaterländischen Sache, erst jetzt von uns, die wir von gleichen Gesinnungen belebt, hier in gleichem Streben mit Euch leben, ein öffentliches Schreiben erhaltet, daran waren gewöhnliche menschliche Verhältnisse Schuld. Unsere vorigen Vorsteher waren, nachdem wir uns hier festgestellt hatten, mit zu mancherlei gemeinsamen und eigenen Geschäften überhäuft, als daß man es ihnen übel auslegen könnte, daß sie Euch nicht einmal auf Euere, von vielen Euere Mitglieder durch Beistehen mit Rath und durch Überscheidung Euere Brauches, gegen uns so kräftig bewiesene Theilnahme unsern herzlichsten Dank entboten haben. Auch wir, die derzeitigen Vorsteher, wurden bis jetzt durch zu vielerley, was uns die Aufrechthaltung und das innere Bestehen unserer Sache nach dem Abgehen vieler der wackersten unserer Mitglieder von hier, herbeiführte, von diesem freudigen Vorhaben an Euch zu schreiben abgehalten. Aber teutsche Bruder-Liebe erkaltet ja nicht in einem halben Jahre, und des-

halb werdet Ihr, die Ihr uns damals gleich mit Rath und That als protestantische Brüder anerkanntet und unterstütztest, noch heute mit derselben Liebe unseren brüderlichen Dank dafür annehmen; und auch Ihr Brüder alle zu Jena werdet von nun an dieselbe liebevolle Aufmerksamkeit auf die Sache und das Unternehmen wenden, welches uns mit Euch vereinigt, als wenn wir Euch schon seit dem ersten Beginnen derselben darüber hätten immer rege benachrichtiget.

Daß gerade jezt vor einem Jahre die vaterländische Sache hier recht gährte, und, daß zwölf von uns, als die meisten von den damals zur Begeisterung Gebrachten durch landsmannschaftliche Lücke wieder waren umgekehrt worden, und da alles wieder einschlafen sollte, vor dem Senioren-Convent öffentlich austraten und erklärten, daß sie das bisherige Burschenswesen als zu sehr entartet erkennen, daß etwas Besseres, der Zeit gemäses an die Stelle des bisherigen treten müßte, und daß sie sich deshalb, weil dieses Treiben von der bisherigen Verfassung gehindert worden sey, von dieser loslagten, um für sich wenigstens dieses Eblere aufzustellen, dies alles werdet Ihr wohl durch Euere wackeren Wesselhöft's genugsam erfahren haben und die beiden Mitglieder von unserer Burschenschaft Gründer und Treiber, die gegenwärtig sich bei Euch befinden, werden es Euch noch umständlich erzählen.

Unser Brauch wurde der von uns innig geachteten Urburschenschaft zu Jena, vor Ostern dieses Jahres von unsern lezten Vorstehern zur Durchsicht und Würdigung in Abschrift gehörig überschickt. Er wurde durch einen nach Jena reisenden Freund eines unserer Vorsteher an die trefflichen Wesselhöft's gesandt. Ihr werdet daher unsere innere Verfassung auf die Eutige und noch einige andere Urkunden gegründet, hinlänglich kennen, und sie wird Euren Beifall erhalten haben. Alles, was sich, seitdem wir uns selbst im Innern gehörig eingerichtet haben, mit uns zutrug, als die Anzahl und Beschaffenheit unserer Mitglieder, und vorzüglich das, daß wir uns in der Mitte Januars dieses Jahres schriftlich und mündlich an die Landsmannschaften dahier wandten, auf daß sie uns anerkennen und in ein gehöriges Burschenverhältnis mit uns treten sollten, daß sie dies mit Aufsichnahme aller Nachteile geradezu ausschlugen; daß sie seitdem sogar ihren Renoncen das Ehrenwort abgenommen haben, um sie neutral zu erhalten — auch dieses werdet Ihr schon gehört haben, der Gründer wird es Euch auf Begehren auch der Wahrheit gemäß kund thun.

Nun mögen freilich manche von Euch, Wackeren, nicht leichtlich begreifen können, warum die Sache dahier seit einem Jahre noch nicht durchgedrungen, oder wenigstens weiter um sich geschritten sei; hierüber Euch Rechenschaft abzulegen, und es Euch der Wahrheit gemäß klar auseinander zu setzen, ist der Hauptzweck dieses Gegenwärtigen. Wir wollen Euch von unserem Zu-

stande — von uns, den nach diesem gemeinnützigen Ziele strebenden, Brüdern, und von unserm Gegenparte ein genaues Bild zu entwerfen suchen, und Ihr werdet dann selbst finden, daß mehr die Beschaffenheit des Platzes, auf welchem wir kämpfen, als wir die Streiter selbst daran Schuld sind, und daß unser Unternehmen selbst nichts anders, als eine Fortsetzung des Kriegs des rheinischen Merkurs gegen eine uns vielmals überlegene Schaar von kaltsinnigen Allemanniern ist.

Die Anzahl aller, die sich von Anfang bis jetzt zu unserer Sache bekannten, mag ohngefähr fünfzig sein. Unter diesem Haufen waren durchaus solche, die schon immer innigen Antheil an allen Ereignissen im theueren Vaterlande nahmen, die besonders auch in den letzteren Jahren der mächtigen Wiedererstehung Teutschlands, nicht wie andere in träger Gewohnheit fortschlummerten, sondern lebhaft mitfühlten, welch Wunderbares und Großes Gott über uns verhängt hat, und die durch ihr ganzes Leben die huldvolle Leitung der gütigen Vorsehung preißen und erheben werden. Es waren darunter sehr wissenschaftliche Jünglinge und zugleich auch tüchtige und durchaus sehr angesehene Burschen der hiesigen Universität. Nicht der Druck, den sie selbst leiden mußten, hatte sie gegen die Landsmannschaften aufgebracht, denn sie waren durchaus geliebt und geachtet; mehr die Ideen von Freiheit und Vaterland selbst und die Bedrückungen, die die bisherigen Aristokraten gegen Einzelne andere auffer ihrer Mitte verübt hatten; zugleich auch die allmählig, anfangs ganz dunkel, dann immer heller bei uns anlangende Kunde von dem Hohen und Herrlichen, was sich bei Euch und überhaupt im Norden gestaltete, hatte sie entflammt für dasselbe auch hier (mehr im Süden) zu wirken und dafür zu leben.

Von dieser innig belebten Schaar mußten nun aber viele schon gleich bei Beginn der Sache, vor einem Jahre, die Universität verlassen, weil sie ihre akademische Laufbahn schon vollendet hatten; andere kamen zu gleicher Zeit von Schulen erst an. Viele der Wackersten giengen zu Ostern dieses Jahres von hier aus, als es unter unserer Regierung freier zu werden anfieng, auf andere Universitäten, Berlin, Heidelberg, Jena und Würzburg ab.

Wir selbst hier bilden nun ein Häuflein von ohngefähr vierundzwanzig. Der Weggang der tüchtigen Burschen die ausgezogen sind, hat uns zwar Anfangs gestört; aber keineswegs litt dadurch die Sache; sie wurde im Gegentheil auf's Neue angeregt, da einige von der andern Seite wieder zu uns herübertraten. Wir bestehen zwar als eine kleine Schaar, aber die Ideen: Jugend, Wissenschaft und Vaterland begeistern uns alle; wir halten fest auf unserm Brauch, und als für unsere heilige Sache recht innig beseelt, und gegen den mancherlei Luch des Teufels von aussen fest und männiglich verbunden, haben wir uns auch in den neuesten Zeiten kräftig bewährt. Ohne daß er geschworen hat, begeistert dennoch einen jeden Einzelnen von uns die

hohe Sache; wir turnen und fechten wacker und halten Burschengemeinschaft auf einem Burschenhause, allda auch ein allgemeiner Besekranz bestehet. Neuerlich haben wir eine Schrift — freies Bekenntniß unseres Treibens und Mahnung, sie sollen nicht ferner schlafen — an die Renoncen die sich bei den Landsmannschaften befinden, abgeschickt, die Euch hier in Abschrift folgt, und die Heidelberger Brüder haben einen offenbarlichen Bund zu Schuß und Truz mit uns abgeschlossen. So stehen wir unsern erbittertesten Feinden gegenüber; wir werden von unserer Sache nie ablassen; zum Kampfe dafür vielmehr mutzig erglühen; an Seele und Liebe zu der hohen vaterländischen Sache sind wir ihnen doppelt überlegen; nur an körperlicher Kraft vermag es uns der zeh'n mal stärkere Haufe zuvor zu thun. Sie, unsere mächtigen Gegner beharreten nicht nur in dem alten Unwesen der Landsmannschaften, sondern, wie der Satan, der ausgetrieben werden soll, spuckten sie nur um so ärger, seit sie von ihrem nahen Ende gehört haben. Außer dem Eidesband, welches sie ohnehin zusammenhält, haben sie sich noch aus Furcht und Scheu vor der hereinbrechenden Wahrheit, das Wort ihrer Ehre einander abgefordert, daß ja keiner mit uns in Verbindung stehe. Durch Füsche und taugliche Renoncen, die sie unter sich aufnahmen, haben sie sich hinlänglich verstärkt und sogar ihren Renoncen, so viel wir verspüren allen — gewiß aber vielen, gleichfalls das Wort abgenommen, damit sie nicht zu uns treten mögen. Über ihr inneres Treiben und Wesen können wir nicht mehr sicher urtheilen; doch giebt uns der Augenschein, daß sie noch ganz im alten Schlenbrian fortleben. Die meisten scheinen ganz ohne Sinn und Gefühl für das Herrliche, was im teutschen Lande jezt vorgeht; ohne daß sie nur etwas davon ahndeten, oder zu wissen begehrten; ohne Erkenntniß des Heiligen und ohne Bestinnung scheinen sie dahin zu leben; bei ihrem dumpfen Seelenschlaf befinden sie sich noch immer in der Gewaltherrschaft der Gewohnheit. Andere, die von dem Höhen und Heiligen mit Ohren vernommen haben, schreien es als Schwärmerei und als Hängen am Mondhorn aus; ober sind bitter böse, und ergrimmte Feinde und verfolgen die Sache theils als brave Baiern, theils als recht reumüthige und umgekehrte Sünder, weil sie sich vormals für die Sache willig und bereit hatten finden lassen, jezt aber recht eigentlich belehrt worden sind. Nur wenige sind wacker und empfänglich für die hohen Gaben und Gnaden, die uns Gott in dieser Zeit erwiesen hat; von all' dem großen Haufen turnen seit Ostern nicht mehr als von unserem Theile — etliche zwanzig.

Da hört man denn auch sagen, es ist doch nicht zu begreifen, wie diese in unsern aufgeklärten, gebildeten Zeiten wieder die alte Barbarei herüberziehen, und begründen wollen. Viele sagen: ja, die haben wohl ganz recht, aber es ist die Zeit noch nicht dazu da, um solches durchzuführen zu können, und wir befinden uns in unserm jezigen Zustande ja doch auch sehr wohl.

Warum sollen wir denn zu jenem Theile hinübergehen, wo wir Verfolgungen leiden müssen, wenn uns hier Niemand viel in den Weg legt. Häufig singen sie: *ubi bene ibi patria!* Einige haben schon auf eine Forderung also geantwortet: *welch unsinniger Gedanke, daß ich mich Ihnen stellen soll, da ich ja in demselben Augenblicke, wo ich Ihnen gegenüberstehe, schon meine Ehre verloren haben würde; und derselbe, auf welchen dies abgemerkt ist, weiß doch durch andere Briefe von derselben Parthei nachzuweisen, daß man ihn innig liebe und achte, und daß es nur ärgerliche Umstände seien, daß man nicht öffentlich mit ihm umgehen dürfe. Renoncen schreiben und sagen, daß es ihnen leid thue, nicht herübergehen zu können, weil sie das Ehrenwort hätten geben müssen. So zu nennende Frauenzimmerbildungsanstalten treiben auch leider unter hiesiger akademischer Jugend ihr Unwesen, und vernichten manchen guten Keim.*

Seit einem Jahre ist es dahin gekommen, daß man einfache teutsche Röcke zu tragen anfing; allein es war eitel Tand der Mode, und deshalb werden sie tagtäglich mehr modernisirt und vorzüglich in den neuesten Zeiten verpolnischet. Mancher hatte sich seither im Laufe der Zeiten sein Haar um einige Zolle länger wachsen lassen; aber da fiel auch gleich Alles über ihn her und er wurde so lange gequält, bis er es sich stutzen ließ und es wieder schön hinaufsträubelte; und neuerdings hält man, wie es scheint, streng auf ein gewisses Maaß der Haarlänge, und wessen Haarspitzen darüber hinausreichen, oder wer etwa ein etwas längeres Haar schon mit hierher bringt, verfällt unter die Scheere des frohlockenden Perückenmachers. Uns wird es mit unseren Simsonsperücken noch schlimmer ergehen. Höherer Seits wird man Bündler darunter erblicken, und die ergrimmten Haarschneider werden über uns herfallen und wenn wir sie uns nicht gutwillig herabnehmen lassen, werden sie uns alle miteinander todt schlagen.

So steht es hier, theuere Brüder, und ein Prüfen als Augenzeugen würde Euch noch ein stärkeres Bild von der Lage der Dinge dahier verschaffen.

Ihr seht wohl hieraus, wie sich diese große Gegen-Macht noch lange erhalten wird, bis etwa Gott einmal einen rechten Stoß kommen lassen mag. Wir sind nun freilich auch nicht diejenigen, die all das Hohe und Herrliche, was wir ahnden und fühlen, schon durchleben können; aber doch sind wir von regem guten Willen beseeligt, unablässig darnach zu ringen, und unsere Sache muthig und standhaft neben jenem alten Wesen aufrecht zu erhalten, auf daß sie wenigstens frei neben jenem bestehe und fortwirke, so lange sie Gott schützen mag. Manche gutgemeinte Sache, manches redliche und auf's Höhere abzielende Unternehmen hat Gott freilich, nach seinen weisen Ratschlägen wieder stören, oder gar untergehen lassen. Denket nur in dem heurigen, dazu so sehr aufregenden Jahre an das Schicksal mancher christlichen Gemeinde in der Reformations-Geschichte. Aber dafür zu sorgen,

ist nicht unsere Sache; wir sollen den Ausgang Gott anheim stellen und wirken weil wir können. Wie die treuen Waldenser, oder wie die Schaar der Böhmer wollen wir daher auch zusammenhalten, und müssen wir aus einem Theile weichen — gleich wollen wir uns mit verjüngten Kräften auf der andern Seite hervorheben. Möge es Gott über uns beschließen, wie er wolle; — schön ist ja auch schon das Leben im Kampfe, und im regen Streben nach dem Ziele.

Nach diesem Allen dürfen wir wohl darauf bestehen, daß Ihr, die Urbekenner dieser Sache, ob Ihr Euch gleich in andern, vor der Welt weit glorreicheren Umständen befindet, uns als gleichgesinnte Brüder anerkennen möget. Wir sind auch von Euren brüderlichen und mannlichen Gesinnungen überzeugt, daß Ihr, da sich die ganze Sache auch in der Wahrheit so befindet, wie wir sie Euch hier auseinandergesetzt haben, wie die Heidelberger Brüder, ein Bündniß zu Schutz und Trutz gegen unsere gemeinsamen Urfeinde mit uns eingehen würdet; aber Wir, die so kleine Schaar, wollen dies nicht selbst begehren. Wir sind viel zu sehr von unserer hohen Sache befeeligt, als daß wir ihr selbst dadurch vielleicht hinderlich sein wollten, daß wir von Euch ein die weit größere Zahl von unsern Gegnern dahier gänzlich ausschließendes und gegen sie feindliches Bündniß mit uns verlangen möchten, wodurch sie nur noch mehr von dem hohen Gemeingute entfernt werden würden. Wir fordern Euch vielmehr auf, auch sie vorzüglich mitzuladen, zu dem hohen Feste; das zu Ehren der hohen Glaubenshelden, zum allgemeinen Dankgebete für die Segnung Gottes und zur Erstarkung aller heutigen wackern Streiter auf der Wartburg veranstaltet werden wird. Es könnte wohl frommen, wenn sie, wovon sie bis jetzt noch gar kein Bild entwerfen können, in eine solche weite Gemeinschaft mit Deutschlands edelsten Jünglingen kommen würden; es könnte in ihnen selbst ein ganz neues Licht erwecken, wenn sie all' das Herrliche eines solchen begeisternden Bruderfestes mit von Angesicht zu Angesicht schauen würden. Mehrere von uns selbst haben auch schon einzelne zu dieser Wallfahrt aufgemuntert; aber es scheint nicht die gehörigen Folgen zu haben, und es werden wohl auch auf Eure Einladung wenige hinziehen. Doch ladet sie dazu mit Liebe, und wollt Ihr dies Auf-ruffschreiben dazu durch uns an sie bringen lassen, mit großer Freudigkeit und mit allem Eifer erbieten wir uns, gegen die sie es doch bei jeder Gelegenheit so unehrlich meinen, dazu, es an die Besten von ihnen zu befördern.

Also nicht ein der Sache selbst vielleicht hinderliches Bündniß mit Euch soll die Folge und der Zweck unseres gegenwärtigen Schreibens sein. Keineswegs! Wir wollen Euch vielmehr, nachdem Ihr nun ganz und gar mit unserer Lage bekannt seid, nur folgende Gegenstände zur Annahme vorlegen, und so ein ehrliches Bruderverhältniß zwischen Euch und Uns aufzurichten suchen.

1. Wünschen wir eine brüderliche Gemeinschaft mit Euch, daß Ihr Uns als teutsche Brüder, als teutsche Burschen ehret, achtet und liebet.

2. Daß Ihr in eine rege Gemeinschaft mit uns tretet; daß ein rechter Geistesverkehr zwischen uns stattfinde; daß Ihr Uns mit allem Herrlichen und Schönen, als auserlesenen Reden, Turner- und Burschenliedern, was bei Euch schön gebräuchlich ist, bekannt macht und sie uns zuschicket;

3. Daß Ihr Uns auch, wie andere Burschenschaften zu gemeinsamen Festen labet, und Uns bei gemeinsamen Beratungen Eine entscheidende Stimme gestattet;

4. Daß fahrende Burschen von Euch, die hier durchreisen, Uns aufsuchen, und daß diejenigen, die von unserm Vorstande einen besiegelten Ausweis haben, auch bei Euch gastfreundlich aufgenommen werden mögen;

5. Daß Burschen, die von Euch hierher ziehen, um ihre akademische Laufbahn fortzusetzen, sich an unsere Sache dahier anschließen, und so redlich mit Uns allen theilen, was Alles nur immer von Freuden und Leiden in Rücksicht dieses gemeinsamen Zweckes beschieden ist; und

6. Daß Mitglieder, die von unserer Burschenschaft nach Jena kommen, dort auch gleich als Mitglieder in die Jenaische treten können, ohne daß vorher die gewöhnliche Anmelungs- und Wartezeit vorhergehen müsse.

Diese sechs Gegenstände legen wir Euch zur Unterhandlung vor. Wollet Ihr ausserdem noch etwas für uns thun, wollet Ihr es solchen Landsmannschaften, die in Zukunft von hier aus nach Jena kommen werden, fühlen lassen, daß Ihr sie nur als solche achtet, die den Mantel nach dem Winde aushängen; so möchte dies Unserer Sache dahier freilich beförderlich sein; wir selbst wollen nichts von Euch verlangen gegen unsere Feinde; — mit ihnen wollen wir es selbst immer nach Kräften aufnehmen; — Uns ist es nur vorzüglich um eine freie, brüderliche, teutsche Gemeinschaft mit Euch zu thun, auf daß der edle Geist und das rege vaterländische Leben bei uns immer schöner ausblühen.

Für den günstigen Erfolg bürgen Uns Euer teutsche Gesinnungen, und wir sehen nur einer recht baldigen Antwort entgegen.

Nun zum Schluß legen Wir Euch auch noch den Wunsch an's Herz, daß Ihr, denen es mit Recht zukommt, das allgemeine teutsche Fest auf der Wartburg recht schön und wohl anordnen möget. Es mag wohl Noth thun, daß Ihr eine eigene gesellschaftliche Ordnung dafür entwerfet, auf daß nicht bei dem großen Zusammenflusse aus allen Gegenden ein Wirrwarr entstehen und die allgemeine Freude recht ungehindert vor sich gehen möge. Laßet auch baldigst einen Ausruf ausgehen und fodert Teutschlands Burschen zur Wallfahrt zu diesem heiligen Religions- und teutschen Burschenfeste feyerlich auf; denn darauf harret man überall, vorzüglich auch in Heidelberg und Tübingen. Wir, die von hieraus hinwallen werden, freuen Uns schon im Voraus so viele der Wackersten Teutschlands und von Euch dort zu treffen, und mit Ihnen Gemeinschaft zu pflegen.

Setzt lebt wohl! Teutsche Brüder! und Gott sei mit Uns! —

So weit geschehen Erlangen August 1817.

Nachschrift. Briefe auf die Wir von Euch zuversichtlich aufsehen schicken an stud. theol. Elsperger dahier, aber gut eingeschlossen an irgend einen Philister zu Nürnberg, oder sonst wo innerhalb der Gränze, und haltet, weil wir uns vor der Regierung geheim halten müssen, alles, vorzüglich auch unsere Unterschriften in Acht.“

2.

„Mein wackerer Dürr!

Ihr bekommt diesen Brief und diese Sachen von einem Euch noch Unbekannten. Möchte dieß aber doch nicht verhindern, daß wir gleich heute noch ein Herz und ein Sinn werden!

Hätte ich auch nicht schon seit einem Jahre viel von Euch und Maßmann durch den biedereren Eiselen erfahren; hätte ich auch nicht hin und wieder manche Kunde über Euch und Eurer Gesellen in Jena trefflich Wesen erhalten; und hätte ich auch nicht neuerlich wieder soviel von Euch gehört durch den Sittewaldsfreund, den Teutschen von Plehwe, der uns vor drei Wochen hier so ein Freudenleben verursachte; so wäre ich dennoch schon von Jugend auf mit Euch in inniger geistiger Verbindung gestanden, weil ich von meiner Mutter Leib an mein teutsches Vaterland vor allen übrigen Landen, und so meine teutsche Sprache, teutsche Sitte, mein heiliges Christentum vor allem Übrigen innig liebe, und weil ich mich diesen Sinn, seit ich aus der Kindheit erwachte, treulich zu bewahren, und zu erstärken, mich bestrebe. Aber so habe ich Euch durch die Erzählungen Eiselen's und Plehwe's so lieb gewonnen, und von beyden zugleich mündliche Zusprache an Euch erhalten, daß ich wohl schwerlich würde haben warten können, mit Euch in wirkliche Gemeinschaft zu kommen, bis ich Euch in Jena und auf der Wartburg sehen soll — wenn auch nicht gegenwärtige Burschenschafts Sache mich noch besonders dazu auffordern würde.

Ich habe Euch hier, als einen uns bekannten Vorsteher, gegenwärtiges öffentliche Schreiben von unserer Burschenschaft an Euere, die bewährte Ahnin aller Burschenschaften zu übermachen, und hoffe Ihr und Eure Brüder werdet es mit der Liebe aufnehmen, wie man eine redlich unternommene und mit treuem Eifer unterstützte Sache stets beachten und zu befördern helfen soll.

Dadurch, daß ich Euch, braver deutscher Bruder, diese vaterländische Sache zur besonderen Beachtung übergebe, stehe ich Euch jetzt so nahe, wie wären wir schon lange innig und vertraut mit einander gewesen; denn dieses vaterländische Unternehmen liegt mir so nahe am Herzen wie jedes andere Streben, das mein Gemüt belebt. Mein Herz hängt mit Freudigkeit daran, da ja alle unsere jetzigen Burschensachen nicht mehr ein eitles, mit den wenigen Jahren der Universitätszeit dahin schwindendes Treiben sind, wie

ehemals —, sondern, da wir von Gott mächtig erweckt, nun endlich einmal angefangen haben, all das Hohe und Herrliche, Vernichtung des unheiligen, unchristlichen Wesens, Heiligung unserer Herzen, Aufhören der dumpfen Philisterei und krassen Zwingherrschafft, dagegen Freiheit und bei sicherer ständischer Verfassung freyes Sprechen und Treiben der Bürger und eigenes Verfechten dieser hohen Güter, — genug — weil wir nun einmal streben — was Teutsch heißt, in unser teutsches Vaterland wirklich hereinzuführen; und weil wir dieß gewißlich nicht nach Abfluß der Jugendzeit wieder ruhen lassen und als einen Studenten-Schwindel vergessen wollen.

Zugleich mit unserer gemeinsamen Sache möchte ich mich auch selbst Eurer Liebe empfehlen, und möchte bewirken, daß Ihr, als ein würdiger teutscher Bursche, auch mich den nach gleichem Ziele strebenden Bruder mit Liebe aufnehmet, auf daß wir schon über die gewöhnliche Förmlichkeit hinweg, mehr vertraut, und als gleichen Sinnes einander Bekannte uns einander auf der Wartburg treffen und warm an einander anschließen mögen. Ich habe von Eifelen und Plehwe gerade zu Anweisung an Euch erhalten, habe Euch auch so sehr lieb, und wünschte daher, daß Ihr mich auch lieb haben möget. Nun Gott wird's schon recht schön fügen.

Ich und die von hier aus mit Gottes Willen werden nach Eisenach kommen, freuen uns sehrlich auf das teutsche Fest. Wir haben bis jetzt nur so halb und halb davon gehört; aber weil zu so wichtiger Zeit so etwas recht erhebend Feierliches und Ausgezeichnetes veranstaltet werden muß, so haben wir auch gleich fest daran geglaubt, und uns im Voraus schon ausgemahlt, wie es ohngefähr werden sollte. — Wir bitten Euch nun, sorget dafür, daß wirklich eine recht weite Gemeinschaft aus allen Theilen Teutschlands dort zusammenkommt. — Ostern dieses Jahrs machte ich eine Fahrt nach Heidelberg und Tübingen und dort besprachen wir es mehrmals feyerlich: wельch hohes Fest es seyn sollte, wenn Teutschlands Burschen einmal zu einem hohen Feste und zu gemeinsamer Berathung sich irgendwo vereinen würden; wir waren auch gleich darüber einig, daß solch ein Fest, die Urburschenschaft —, die alte Mutter Jena — zu veranstalten hätte — und nun ist es wirklich schon so weit gediehen! — Sorget nur, daß Feyer, Freude und Berathung an jenem Feste nicht nur nicht gestört werden, sondern, daß sie vielmehr ganz der Lage würdig seyen, und daß alles so sich gestalte, daß spätere Zeiten es noch rühmen können. Gott mag uns beistehen!

In der Euch hier zugeschickten gemeinsamen Sache und in Bezug auf meine eigenen Wünsche möge ich an Euch einen teutschen Bruder erwählet haben.

Ich freue mich Euch zu schauen.

Erlangen, den 17. August 1817

Karl Ludwig Sand, der Gottesgel. Beflissen.
aus Wunsiedel im Fichtelgebirge."

„An die teutschen Burschen zu Erlangen. Teutsche Bursche, Lieben Brüder!

Sich mit Euch zu freuen, gestattet Ihr auch der Geringsten Einem; zumal wenn ein an sich schönes Ereigniß diese Freude entlockt und wenn dies eine Gemein-Sache ist, die auch jedweden Euerer Mitburschen angeht.

So vernehmet dann zu solch' fröhlichem Gruß einige Worte eines entfernten Bruders, der jetzt gerne selbst bei Euch sein möchte!

Ich habe mich bisher in Burschenansichten zu einer Parthei gehalten, die dem größern Theile von Euch, und dem früheren Burschenwesen nicht als Gegner gegenübertraten, sondern die sich nur Euch zur Seite, den Anforderungen der Zeit gemäß und frei, für sich aufstun wollte. Das Band zwischen teutschen Brüdern kann nicht so leicht gelöst werden, und als solche bestanden wir auch immer nebeneinander, wenn gleich die verschiedenen Ansichten auch Mißhelligkeiten mancherlei Art unter uns herbeiführten.

Nun habt Ihr eine Versöhnung, eben so schön, wie unter unseren entzweiten Brüdern in Gießen, veranstaltet, und dafür sage ich Euch, als einer des kleinern, von Euch abgesonderten Haufens, herzlichsten Dank; und ich erkenne es, wie sehr der zu schätzen ist, der als der mächtigere die Hand bietet zu Aufhebung solcher unangenehmen Verhältnisse; ich erkenne es, wie der zu rühmen ist, der völlige Ausöhnung zum Frommen des Vaterlandes lieber hat, als ferneres Rechnen!

Nun ist es aber auch Zeit, vor Euch den Gedanken auszusprechen, den ich als abgeschieden von Euch, schon immer im Herzen trug: Glaubet nicht, — und dies spreche ich gewiß nicht allein aus dem Herzen meiner bisherigen Brüder und im Geiste der früheren Burschenschaft in Erlangen, sondern auch mit allen, die diese Gesinnung hatten, und die dieselbe Sache in den verschiedenen Theilen Deutschlands mit aufrichten halfen, — glaubet nicht, daß wir uns einen Vorzug dünken oder hätten, weil wir diese vaterländische Sache früher und zuerst angeregt haben! Keiner hat einen Vorzug; jeder aber, der sich für die freie und gemeinsame Sache des Vaterlandes entscheidet, hat für seinen Übertritt mit allen andern gleichen Ruhm und hohe Freude. Wie könntet Ihr Tadel auf Euch geladen haben, dadurch, daß Ihr bis jetzt nicht für diese neuere Art und Einrichtung des Burschenlebens gestimmt wart, wenn Ihr das Ganze und seinen Werth nicht so kanntet. Ihr folget uns nicht bloß nach, sondern dies ist eine Sache, wo jeder aus sich selbst schaffen und wirken muß. Es fügte sich gerade, daß an uns der erste Ruf davon ergieng; wir haben uns, so gut wir die Sache damals fassen konnten, dafür entschieden; aber es war uns noch nicht das klare Licht aufgegangen, und deshalb war sie bei uns noch nicht die vollendete und vollkommene; sie mußte sich in der Zeit erst mehr und mehr entwickeln. Ihr

richtet diese Verfassung jetzt ein, und Ihr werdet auch das Rechte gleich besser treffen und besser darstellen.

So begründet denn aber auch eine recht tüchtige Anstalt für die Erziehung unseres deutschen Volkes! Mühevoll hat sich früher der Einzelne für sich durch das gemeine Leben empor arbeiten müssen und nur den kräftigern Seelen ist es gelungen, sich aufzuschwingen ans Tageslicht der wahren Freiheit; sich zu bilden zum edlen freien Manne, dem Ehre und Selbstständigkeit seiner selbst und seines deutschen Volkes mehr gilt als sein bischen Gut und Leben. So unterstützt und befördert nun eine gemeinsame Volks-erziehung, daß die ganze Gemeinde der Burschen, durch allgemeine freie Verfassung, und durch den Genuß gänzlich gleicher Rechte dazu angehalten, einer dem andern aufhelfend, sich aufschwinde zu einem hohen Ziele, der Freiheit; auf daß dieses höchste Gut eines Volkes auch bei uns von Geschlecht zu Geschlecht immer frischer wachse; daß die Großthaten unseres Volkes nicht aussterben mögen, im Gegentheil, daß immer ein Geschlecht noch edler und tapferer werde, als das frühere, und daß es am Ende keinen Einzigen mehr gebe, der uns, haftend an seiner Scholle, in unserem edlen Streben verlache!

Jena, den 7. I. 1818.

Karl Sand."

Diese Briefe werden zunächst als der Ausdruck einer individuellen Seele empfangen. Sie sind die Sprache des sentimentalischen Stürmers, der da weiß, daß er das Organ für das Rührende und romantisch Einfältige hat, und der sich alsbald aus Scham über seine romantisch bräutliche Weichheit zum harten, erstaunlichen Mord aufrafft. Es ist die Sprache des vom tiefsten Konflikt der neuern Menschheit ergriffenen Epheben, der nicht ohne literarische Geste ist und der Welt dann plötzlich beweist, wie tief er das literarische, das bloße Reden haßt. Sie geben eine merkwürdige Perspektive zu dem Leben des Schwerfälligen, Beschränkten, Unglücklichen, der sich fast wie das verkörperte Genie des jungen deutschen tiers état die sittliche Pflicht auferlegt, die Revolution, die sich in Frankreich von Klasse zu Klasse vollzogen hat, von Mensch zu Mensch zu vollenden — von eigenen Gnaden Mandatar der bürgerlichen Jugend den petit maître Kogebue, den Typus des restaurierten Dixhuitième, mit dem Messer aus der Welt zu schaffen.

In einem der Briefe wird von einem Besekränzchen erzählt. Aus Besekränzchen und innerburschenschaftlichen Bildungsvereinen sind die Propagandisten der revolutionären Individualaktion, die Leute um Karl Follen, hervorgegangen.

Der Lebensstil Sands war keineswegs rein persönlich. Er war auch kollektiv. Kollektiv war auch seine Tat. Nicht im Sinn individueller Mitwissenschaft, aber in dem Sinn, in dem noch heute das politische Einzel-

attentat, dies primitivste Ding der Politik, in Rußland ein politisches Kollektivgesetz, ein politisches Klima ist. Kollektiv war die Tat Sands im Sinn eines ins Maßlose gesteigerten individualistischen Gesellschaftsgeistes, der an das Attentat glaubte, der die isolierte, ultrapersönliche „Überzeugung“ jedes Einzelnen zur Grundlage einer neuen Gesellschaftlichkeit machte und diese „Überzeugung“ zur politischen Einzeltat ermächtigte, der verkannte, daß politische Handlung die gemeinsame Arbeit sozialer Organisationen sein muß, nicht das ethische Epigramm individueller Attentäter sein kann.

Selbst was über das Allgemeine hinausgeht, die spezielle Analogie zu Rodion Raskolnikoff, dem der Mord die inhaltlich zwecklose, rein formale Probe auf seinen moralischen Mut wird — selbst das ist nicht rein persönlich. Fast die ganze Tat ist Zeitererscheinung.

Alfred de Musset erzählt, die Generation, deren Mütter zwischen zwei Schlachten Napoleons empfangen hatten, sei die unseligste Generation der Welt gewesen: sie sei in der Zeit der Aktion geboren worden und in der Zeit der Restaurationsmumien aufgewachsen. Bei Musset schlug dies Verhängnis in eine pessimistische Erotik um. Bei dem deutschen Theologiestudenten und seinen Genossen wurde dies Verhängnis zu einem ultraethischen politischen Radikalismus, der „in jungfräulichen Nächten stark“ wurde: stark im rauhen Turnen und stark bis zur Notwendigkeit der äußersten Superlative, des Mordes und — des Selbstmordes. Dieser Radikalismus spielte bei Sand und seinen Freunden gern mit der Martyriumsromantik der Lützower und lehnte sich mit fast erotischem Heimweh nach dem Tod der Waldenser.

Die alte Burschenschaft ist nicht durch Obrigkeiten vernichtet worden. Sie zersprang, als sie die Logik ihrer Vitalität bis zu Ende gedacht hatte. Sand ist der konsequenteste Typus dieser Vitalität. Was nach ihm gekommen wäre, hätte nur matter sein können. Der Durchschnitt, der nach ihm gekommen wäre — und kam, konnte nicht eine neue Steigerung des Lebens bis ins Letzte hinauf dichten, sondern nur eine neue Korrektheit und eine neue Harmlosigkeit produzieren.

Das alles ist vielleicht wissenschaftlich etwas ungerecht gesagt. Aber es stimmt wohl im Sinn des Lebens.

Es stimmt am Ende auch deshalb, weil es zeigt, daß die am stärksten gespannte Idealität sich immer wieder in primitiven Körperlichkeiten löst und daß wir mit allen unseren Ideologien eines Tages einfach ins Animalische, ins Materielle zurückkehren müssen. Denn so ist es uns verhängt.

Verdi und Wagner

von Oskar Wie

Aus seinem freundlichen, zutraulichen, ländlich bärtigen Gesicht blickt uns der Spiegel eines Lebens an, das wie eine seiner schönen Melodien dahinfließ, reich und klar, in eine prachtvolle Steigerung gebaut, mit wenig Hindernissen, einigen Fermaten zum Schluß und einem frohen Ausklang. Beruhigt folgen wir seiner Linie, die wir in ähnlichen Kurven von seinen Landsmännern kennen, dieser romanischen Linie, deren Richtung von den Domizilen der Opern bestimmt wird und deren Kraft sich nach geringen Schwankungen immer wieder erholt. Wir suchen in dies gleitende, glatte Leben hineinzusehen, aus Briefen, aus Biographien seine Hemmungen und Lasten zu erkennen, das schwere Los drängender Tage, aber nichts enthüllt sich uns als eine gleichmäßige Arbeit und ein ergebener Dank an die Führung des Schicksals. Das Genie leuchtet in einem geradezu selbstverständlichen Glanze und die Entwicklung vollzieht sich in einer so heiteren Lebenswürdigkeit, als ob die Entfernung vom „Oberto“ zum „Falstaff“ nichts wäre als eine freundliche Gebärde gegen die Schönheit und den Reichtum des menschlichen Geistes. Ein feiner und froher Sinn gießt des Lebens Macht und Fülle in Gebilde wechselnder und immer zarterer Struktur, von ebenso kluger Einsicht geleitet, als von modernem Gefühl, von Leidenschaft und Technik gleichmäßig beraten, noch einmal ein Mozart, aber ein bewußter, zum letztenmal ein Italiener alten Schlages, aber in seiner edelsten Kultur.

Vor hundert Jahren ist er in dem kleinen norditalienischen Roncole, da bei Busseto, zur Welt gekommen. Die Hand des Schöpfers, der sonst seinesgleichen mit Pech und Schwefel verfolgt, legte sich segnend auf das Haus des bescheidenen Händlers mit *sali e tabacchi*, und in seiner Gastwirtschaftstube klangen dem jungen Giuseppe das erste Mal die Ohren. Eine idyllische Jugend umgibt ihn, viel Liebe, Mäzenatentum, guter privater Unterricht, und mit elf Jahren ist er schon der Organist seiner Heimat. Inmitten von Spezereien und Kolonialwaren findet er seine Braut, die Tochter seines Gönners Varezzi, der den Vater mit Viktualien, ihn selbst mit Musik und Hochzeiterei erfreut. 1839 hat er in der Scala schon seinen ersten Opernerfolg mit „Oberto“, Ricordi der Verleger meldet sich, die Opernaufräge fliegen ihm zu und seine Laufbahn kommt in besten Gang. Ein Bild: Varezzi verkauft gerade dem alten Verdi ein Pfund Käse, dann nimmt er die Flöte, musiziert mit Giuseppe, Margherita sitzt freudestrahlend daneben, sie sprechen von alten Zeiten, da Giuseppe heimlich im Kontor Varezzi's eine Ouvertüre schrieb, die er jetzt im philharmonischen Konzert von Busseto

aufführen wird, und Barezzi mußte es und lachte und gab ihm Geld, und Zeit, und die Tochter, und öffnete ihm Familie, Leben, Welt, und Giuseppe erhebt die Arme und dankt ihm und ihr mit tausend Küssen. Ja diese beiden Menschen hatten ihn als erste erkannt.

Er verlor die Barezzi und zwei Kinder Schlag auf Schlag durch den Tod. Das war die erste, aber auch die einzige harte Prüfung seines Lebens. Er hatte damals, 1840, die komische Oper „Un giorno di Regno“ zu schreiben und er schrieb sie schlecht. Er blieb zwei Jahre ruhig und kam dann mit dem „Nabucco“ heraus, immer wieder in der Scala, von dem seine Lebensmelodie, äußerlich und innerlich, noch einmal anhebt, nun fast ungestört und in stolzem Bogen. Den „Nabucco“ hatte Nicolai abgelehnt. Ihm brachte er einen Riesenerfolg und seine zweite Frau, die Sängerin Strep-poni, die in einer ganz seltenen und einzigen Glücksbauer Hand in Hand mit ihm dieses schöne Leben abging.

Es passiert nichts mehr — nichts als Arbeit Jahr für Jahr, steigende Honorare, schwankender Erfolg, aber ein unerschütterliches Ansehen und eine Liebe der ganzen Welt, wie sie kaum je ein Musiker genossen. Die Lombarden, Ernani, die beiden Foscari, Johanna d'Arc, Azira, Attila, Macbeth, die Räuber (für London), die als Jerusalem umgearbeiteten Lombarden (für Paris), der Corsar (für Triest), die Schlacht von Legnano, Luisa Miller, Stiffelio — alles Aufträge, besser oder schlechter bedient, unsicher oft im Stil der Nachahmung oder Selbstfindung: bis mit dem Rigoletto (1851, Venedig) die große Epoche beginnt. Troubadour (Rom 1853) und Traviata (Venedig 1853) sind die ersten Stoffe eigener Wahl, jenes nach dem erfolgreichen Drama des Spaniers Antonio Garcia Gutierrez, dieses nach Dumas' Cameliendame, die Verdi auf den revolutionären Gedanken bringt: ein modernes Gesellschaftsstück in Musik zu setzen. Es wird sein einziger wichtiger Durchfall, ein scheinbarer Premierendurchfall, wie ihn Norma auch erlebt hatte. Das macht nichts und geht schnell vorüber. Etwas mehr quält ihn die Zensur, doch gibt das nur einige zornige Tage, man ändert die Namen, und die Komposition bleibt unangetastet. Es war schon beim Rigoletto gewesen, jetzt bei der Sizilianischen Besper (1855 Paris) wiederholte es sich, aber beim Maskenball (1859 Rom) wurde es am tollsten. Die Oper war von Neapel bestellt, ein venezianer Librettist hatte den Text geschrieben, der die Ermordung Gustavs III. auf dem Maskenball zum Sujet hatte, Aubers Oper desselben Sujets war vergessen, man verbot plötzlich den Königsmord auf der Bühne, Orfinis Napoleonattentat wurde als Schreckbild ausgestellt, der Zensurbeamte ließ im Büro einen behördlich konzessionierten neuen Text schreiben, Verdi sollte diesen mit seiner Musik zusammentoppeln, er weigert sich, der Direktor droht ihm mit Strafe, der König will intervenieren, Verdi lehnt die Audienz ab, endlich wird die

Handlung nach Boston verlegt und die Aufführung in Rom gestattet. Immer ist das Volk für Verdi, es liebt die patriotischen Gesänge und den Freiheitszauber seiner Opern und häuft auf seine Person eine Art symbolischen Eifers der erwachenden Nation. Bei der Annerionsabstimmung 1860 hatte Rossinis Botum gefehlt, aber den Namen Verdi sah man begeistert in den Initialen der Worte Vittorio Emanuele re d'Italia. Er war kein Politiker von Partei oder Programm, er war glücklich, Aufstieg und Einigung seines Volkes zu erleben, wofür das Volk ihm allerorten „Viva Verdi“ zurief, aus dem Gefühl heraus, in seiner Kunst eine ähnliche letzte Machterweiterung der Rasse zu verehren, wie in dieser großen antipäpstlichen Staatenbildung. Seine Wonne umkleidete es mit den feurigen Melodien des unsterblichen Meisters, die den Ruhmesweg dieser politischen Erhebung begleitet und mit einem tausendfachen Echo erfüllt hatten.

Zwischen der Sizilianischen Vesper und dem Maskenball arbeitete Verdi den Simone Boccanegra, der später noch einmal renoviert wird, und den Aroldo, als Renovation des alten Stiffelio. Vieles, was gefallen war, gab er ganz auf; aber woran er hing, änderte er immer wieder um, und desto häufiger, je reifer und entwickelter er wird. Die Pausen werden jetzt größer. Für das italienische Theater in Petersburg schreibt er 1862, drei Jahre nach dem Maskenball, die Forza del destino. Drei Jahre darauf arbeitet er für das Theatre lyrique in Paris den Macbeth um. Zwei Jahre darauf schreibt er für die große Pariser Oper den Don Carlos, den er später für Mailand umarbeitet. Vier Jahre später, 1871, findet in Kairo die Premiere der Aida statt, die vom Khediven, eigentlich ein Jahr vorher, zur Eröffnung des Suezkanals bei ihm bestellt war. Ein großer Tag: die Sanktion der romanischen Oper in der orientalischen Welt und für Verdi selbst eine erneute Stilverfeinerung, unter nordischen, ja deutschen Einflüssen. Sechzehn Jahre danach, 1887 in Mailand, erscheint der Otello. Sechs Jahre danach, am 9. Februar 1893 in Mailand, der Falstaff. Im Jahre 1901 legte er sich nieder. Diese letzten Zeiträume waren in einer wunderbaren Ruhe verfloßen, Winters meist in Genua, Sommers in Sant' Agata. Nicht einmal nach Kairo war man gereist. Es vollendeten sich 88 Jahre eines Menschen, der das Glück seiner Gaben bis zur Neige ausgekostet hatte. Er war zur Natur zurückgekehrt, die ihn geschaffen. Er hatte zugesehn, sich das Seine gedacht und seine letzten Früchte in einer bedächtigen und kühlen Weisheit reifen lassen. Er hatte die Welt wohlwollend betrachtet und an ihr gelernt, sein künstlerisches Erbe niemals unterschätzt, aber auch nicht überschätzt, die Menschen geliebt, erfreut und bedankt, und als seine Guiseppina den Weg in die andere Welt vorausging, hatte er seine Überschüsse einem Musikers Asyl zugrunde gelegt. Wenig Religiöses hatte er komponiert, und dies aus einer naiven, und niemals dar-

gestellten Frömmigkeit. Es war nun sein Beruf gewesen, Opern zu machen, sogar oft auf sehr zweifelhaften Texten, aber an seinem letzten Tage scheint es ihm vielleicht, daß das alles nur ein Vorwand war, eingegeben durch sein Blut und seine Rasse, den Mitmenschen auf irgendeine wirksame Weise die Wunder seines reinen und gütigen Genies mitzuteilen: Musik!

Das Werk Verdis ist der Abschied vom alten Italien. Er begann als einer der Vielen und endigte als einer der Wenigen. Eine ungeheure Entwicklung liegt in seinen Opern geschlossen, so groß, wie sie kein Zweiter erlebt hat. Alles Abenteuernde, was der alte italienische Komponist in der Zufälligkeit seiner Arbeiten, in ihrem Leichtsinne, ihrer Laune geliebt hat, überwindet er durch eine außerordentliche Pflege seiner Begabung und durch einsichtige Wandlung innerhalb der Zeitströmungen. Niemand hat sonst so viele Stufen erklettert, so viele Übergangsstufen. Auch er ist von Aufträgen, von Konstellationen abhängig, er sucht die Musik zwischen seinen Aufgaben, nicht die Aufgaben zwischen seiner Musik, aber je älter er wird, desto mehr ist er ein gewissenhafter Hüter des offenen Quells, der ihm in seiner Erfindung fließt. Darin ist er die Vollendung Mozarts, einer ähnlichen Natur, die nicht mehr die Zeit und auch nicht die Epoche gehabt hatte, sich auszuleben. Niemals hätte Rossini diese Zucht besessen, niemals Meyerbeer diese Ehrlichkeit.

Ist die Oper in der Theorie ein unlösbares Paradoxon, so ist sie in dem Werke ein lebendiger Organismus letzter künstlerischer Kräfte, an dem Rasse und Persönlichkeit arbeiten. Zur Zeit der hohen Wagnerflut war es wohl schwierig, die Augen für eine Kunstgattung offen zu halten, in der das romanische Temperament bei aller Verfeinerung nicht einen Zoll breit von seinen Forderungen gewichen ist. Heut sind wir schon wieder so weit, die Melodien der Traviata, das Rigoletto-Quartett, den zierlichen Archaismus des Maskenballs, die bunten Harmonien der Aida als eine Einheit zu fassen, die eigen Gewächs ist, gut in seiner Art, weil es stark ist und rein. Hier drängt sich freilich keine Subjektivität auf, hier ist alles schöne, sinnliche Musik geworden, führender Gesang und rücksichtsvolles Orchester, eine freie und sich genügende Musik, die die Dinge nur braucht, um an ihnen ihre Herrlichkeit zu entfalten. Sie ist nicht eifersüchtig auf den Gedanken und leidet dadurch nicht am Material, sie hat ihr Ziel in sich selbst, und schafft sie ein Musikbild, das der Phantasie mindestens so wie dem Gewissen huldigt, hat sie ihr Werk getan. Vielleicht erreicht sie durch diese dauernden Vermittlungen von Phantasie und Gewissen, Gesang und Instrument, Bühne und absoluter Schönheit niemals das ganze Endgültige, wie auch Mozart niemals das ganz Letzte hinstellen konnte, aber sie setzt in ihrer Gesamtheit eine Kultur ab, in der der Zauber der südlichen Freude an der Musik durch die Jahreszeiten der Erde unvermindert fortwirken wird — offenbart durch das Genie, das alle Fragen erledigt.

Besonders in unseren Tagen, da wir so oft in der Gefahr sind, in der symphonischen Flut der Opernkunst fortgeschwemmt zu werden und zu ertrinken, wird diese Kultur eine Erziehung und Stärkung wankender Begriffe bleiben müssen. Hier ist einer, der in stiller Kraft seine Kunst zu nichts anderem machte, als dem äußeren Spiegel seiner Vorstellungswelten. Hier ist einer, der ohne Experiment die scharfen Befehle seiner Technik verstand und befolgte, knappe Szenen, unermüdblich belebte Rhythmik, ein seelenvolles Melos und Charaktere, die nicht nur durch irgendeine Mythologie gehalten werden, welche sie zu vertreten haben, sondern plastische Gebilde von Rollen geworden sind, die ihre Bühneneristenz sichern. Die Opernkunst, die eine Konvention ist, entfernt sich in solchen Naturen, in denen Einbildungskraft und Wirkungswille konvergieren, niemals unvermittelt von der Tradition. Sie macht weder die Moden der Vergangenheiten sinnlos nach, noch kokettiert sie verständnislos mit den Moden der Zukunft. Sie ist von der Notwendigkeit, auch der historischen Notwendigkeit des baulichen Stils viel zu sehr überzeugt, um die Prinzipien der Musik jemals ganz der Gerechtigkeit der Psychologie zu opfern, bis in die geistreich lächelnde Ironie der alten Formen im Falstaff. Das ist das Erbe Verdis.

Wagner ist die Paradoxie der Oper als Erlebnis.

Ein grausames Schicksal hatte alle Elemente dieser Kunstgattung in ihm gehäuft, in ihm als einer einzigen Person. Er war Musiker und Dichter, ein rechtes Theaterblut und doch eine symphonische Natur, er dirigierte leidenschaftlich und hatte das Gewissen reinsten Deklamation, er prüfte die Bühne auf ihre peinlichsten malerischen, mimischen, szenischen Stilgesetze und fühlte sich als Erzieher eines vergnügungsfüchtigen Publikums, zu guter Letzt hat er noch erheblich theoretisch über dies alles nachgedacht, philosophiert und geschrieben. Daß der Ton mit dem Wort, Gesang und Orchester, Aufführung und Publikum, und alles mit der Theorie in der Oper sich streitet, war ihr Wesen. Aber daß dies alles in den Begabungen eines einzigen Menschen vereinigt war, mußte Explosionen machen, Riesenkraft entwickeln und, während der Mund nach dem Gesamtkunstwerk schreit, in allen Feuern der Leidenschaften dieser einzelnen Elemente aufflammen.

Die Oper hatte alles nach seiner Art herausgebracht, das Klassizistische und das Buffoneske, die französische Komik und die deutsche Romantik, die historische Pracht und die nationale Exotik. Sie hatte den Fidelio erlebt, der ein fragmentarischer Koloss blieb zwischen ihren Konflikten. Sie hatte Verdi aufblühen lassen, als letzte Kultur südländischer Form. Jetzt schuf sie gleichzeitig diesen Wagner, den Deutschen inmitten aller dieser ihrer Probleme und Arten, und was sie im Fidelio getrennt sah, legte sie hier zu einem furchtbaren, grandiosen Spiel der Kräfte zusammen in dem letzten

Romantiker, in einem Nordländer voller Gefühle und Gedanken, in einer zehnfach begabten Genialität. Sie war gewohnt gewesen, irgend etwas an sich leicht zu nehmen, und so war es gegangen. Hier nahm sie endlich einmal alles ernst, pflanzte unbarmherzig alle Keime in diese eine Seele und machte ihren Auserwählten wunderbar unglücklich.

Er hätte können Opern dichten und komponieren und dirigieren und wäre ein tieferer Vorzöngling geblieben. Er hätte können Symphonien machen, die Regie reformieren, Erziehungsschriften verfassen oder gar ein Ästhetiker werden — es wäre ein Teil seines Wesens ausgewachsen und manche Zufriedenheit über ihn gekommen. Aber er sollte die Rache der ganzen Oper an sich selbst erleben, und mußte sich am Unglück berauschen.

In diesem Schädel war durch Schicksals Macht ein Krieg der Künste auszufechten. Ein träumerisches Auge, ein pastorales Missionsgefühl, ein energischer Wirkungswille arbeiten am Grund und Bau dieses Werkes: durch und durch Charakter, bis zur Grobheit, bis zur Unausstehlichkeit. Er ist historisch geworden. Wir brauchen ihm nicht mehr als Jünglinge um den Hals zu fallen, die Rührung über seine Größe auszuweinen. Wir brauchen nicht mehr sein Pathos des Gesamtkunstwerks in Ton und Gebärde nachzubilden, den Schöpfer des deutschen Dramas, den Erlöser der Künste, den Messias des Theaters in ihm zu preisen. Alle winselnden Biographien, alle orphischen Deutungen, alle eregetischen Kriechereien liegen hinter uns, selbst alle Shaw'schen Zynismen. Wir nehmen ihn als etwas viel Größeres, als das titanische Opfer des Opernschicksals an die Musik. Wer über ihn noch redet, ohne seine Musik im Herzen zu tragen, ohne die unbegrenzte Genialität seiner musikalischen Phantasie schätzen zu können, redet über ein Postament ohne Statue. Der widerwillige Sieg der Musik ist sein Leben. Er spricht von allem anderen mehr als von ihr. Wir sprechen von ihr mehr als von allem anderen. Er führte tausend Geister mit sich im Kreise herum, nun ist es Zeit, diese Spirale zu schließen und ihn im großen und im ganzen zu nehmen. Die Paradoxie der Oper wird in Wagner Erlebnis. Das ist das Wesentliche, das ist der Sinn der Geschichte. Und während er diesen Streit der Künste durch eine geschriebene Theorie zu schlichten sucht, rettet ihn die Musik, seine gütige Herrin, die einzige, die es ganz ehrlich mit ihm meinte, in eine Unsterblichkeit, die über alle ästhetischen Konflikte erhaben ist.

Glücks Leben ist ein klassischer Bau der Vorsehung, Mozart ein frohes Spiel zwischen Gelegenheiten, Auber ein häuslicher Fleiß, Rossini ein savoir vivre, Meyerbeer ein System der Erfolge, Bizet ein Erwachen vor dem Tode, Weber eine unentschlossene Heimatlosigkeit, Verdi eine Ökonomie zeitlicher Kräfte, Wagners Leben ist ein Schrei, eine Kette von Not und Elend, ein tief gefurchter Acker für eine späte Ernte. Oft ist es erzählt worden, für Gläubige und Philologen, große und kleine Kinder. Wir aber

verstehen seine Stürme aus dem Krieg seines Innern, aus der Unruhe seiner Seelenklimata und dem explosiven Drang der Verufe, die sich in ihm stießen. Dieselbe Not, die im Ringen der Energie seine Werke schmiedete, hämmerte ihm die Kurven seines Lebens, und beides ist nur der verschiedene Ausdruck derselben Grausamkeit. Diese siebenzig Jahre vom 22. Mai 1813 am Brühl bis zum 13. Februar 1883 im Palazzo Vendramin, sind eine konsequente Folge von Erderschütterungen und Ansiedlungsversuchen, die den Stößen und den Ausgleichen eines dauernden Dilemmas in seinem Temperament entsprechen.

Er beginnt dichtend, im Shakespearestil, aber ein Gegenreiz kommt ihm von der Musik, von der deutschen Romantik und Symphonie. Was er wirklich schreibt, ist unbedeutend. Er studiert an der Universität, aber er wird Musikdirektor. Er kostet die ärmliche Wirtschaft des Magdeburger, Königsberger, Rigaer Theaters durch und hätte schließlich irgendwo so als Dirigent weitergelebt. Aber der Dämon treibt ihn nach Paris, nach der Opernzentrale. Er macht die Reise auf einem Segelboot unter Gefahr des Lebens, das er dort durch subalterne Arbeit fristet. Unter dem Eindruck des meyerbeerschen Paris entwirft er das Gegenteil, den Fliegenden Holländer. Rienzi war von Dresden gegen jede Voraussicht akzeptiert. Es wurde sein Triumph, während er schon in romantischen Regionen weilte. Er hätte für sich ungestört weiter schaffen können, aber er wird Dirigent in königlichen Diensten. Er hat die Gelegenheit vorzüglicher, selbstinstudierter Premieren, aber er wird nicht mehr verstanden. Sein Holländer befremdet das Publikum und ärgert die Konservativen und Gelehrten. Sein Lannhäuser noch mehr. Er gerät gerade durch seine organisierende Tätigkeit in Widerspruch zum aktuellen Theater. Mitten in der schönsten Praxis wird er ein Prediger, Theoretiker, Erzieher, Revolutionär. Er hätte in einer ausgezeichneten Stellung bleiben können, aber der Ehrlichkeitswille und die Wahrheitsucherei bringen ihn in die Reihe der achtundvierziger. Er muß flüchten und schreibt in Zürich statt Musik Broschüren und Bücher gegen die Zeit. Die Idee des neuen musikalischen Dramas festigt sich in seinem Kopfe, während Liszt in Weimar erst den Lohengrin aufführt, den Wagner selbst noch lange nicht hören darf. Er dichtet den „Ring“, ohne ihn durchzukomponieren. Er gibt in der weiten Welt Konzerte, aber setzt dabei meist zu, an Gewissen und an Geld, das er nicht hat. Napoleon befiehlt den Lannhäuser für Paris, Wagner erweitert gegen den Stil des Werks das Ballett, die Oper wird durch eine Organisation der Feinde zu Fall gebracht. Er schreibt den Tristan, als eine Oper, die aufführungsmöglich sein soll, aber weder Karlsruhe noch Wien halten ihr Versprechen. Er ist amnestiert, aber völlig vereinsamt. Er ist zu Tode traurig und arbeitet an den Meistersingern. Den Demokraten rettet ein Fürst. Ludwig II. ist sein Wohltäter,

doch ein kritikloser Schwärmer. Er sieht alle seine Pläne in München verwirklicht, aber dieses Glück wird ihm von einer Gesellschaft kleiner Pfaffen verbittert. Bülow führt in München den Tristan auf, doch verliert er seine Frau an Wagner. Wagner hätte mit Minna Planer leben können, wäre er ein gewöhnlicher Opernkomponist geblieben. Er liebte Mathilde Wesendonck, aber er mußte seine Liebe in die Isoldemusik retten. Er heiratete die Tochter Liszt's, aber der wunderbare Freundschaftsbund der beiden Großen, des Eroberers und des Königs, sollte erkalten. Die Meisterfinger werden in München herausgebracht, aber eine Horde von Beckmessers meldet sich. Der Nibelungenring wird zu Ende komponiert, doch nach der langen Pause der Entbehrungen in einem veränderten Stil. Für den Sieg der Deutschen wird der Kaisermarsch geschrieben, doch nicht aufgeführt. Die Idee eines selbständigen, in sich begründeten, von jeder Repertoirewirtschaft losgelösten Theaters wird durchgesetzt: aber Bayreuth kann sich mit aller Mühe und allen Konzessionen schwer rentieren. Die Deutschen ereifern sich um Wagner, aber sie helfen ihm nicht. Indem er Einer wird, wie Nießsche will, verliert er ihn. Er schreibt den Parsifal einzig und allein für Bayreuth, und ein Jude muß ihn dirigieren, aber er stirbt wenige Monate darauf und jetzt, nach dreißig Jahren, wird er durch Gesetzes Kraft ihm entzissen. Dies ist sein Leben: ein ewiges Aber. Ein Aber von Musik gegen Dichtung, von Theorie gegen Praxis, von Beruf gegen Freiheit, von Glück gegen Neid, von Liebe gegen Freundschaft, von Ruhm gegen Unverständnis, von Überzeugung gegen Not, von Periode gegen Periode der eigenen Entwicklung.

Es sind Verwechslungen vorgekommen, die den Schutt dieses vulkanischen Lebens für sein Wesen nahmen. Es sind dieselben Verwechslungen in bezug auf seine Werke vorgekommen, die, äußerlich genommen, eine organische Einheit zu ergeben scheinen, der man ihre Fehler antreibt. In Wahrheit sind sie Schöpfungsakte, in allen ihren notwendigen Konflikten, überstrahlt von einer Musik, die man eben so liebt, wie man sie vergißt.

So glatt sich der Tatbestand seiner Werke darstellt, so verwickelt sind die Triebe, die an ihm arbeiten. Die Kongruenz dieser Triebe wird nur in wenigen Jahren und an wenigen Stellen wirklich erreicht, sein Schaffen ist ein dauerndes Ausgleichen, ja Kombinieren und Vermutieren der Kräfte, die in ihm gleichzeitig wirksam sein wollen: der Forderungen der Musik und der Forderungen der Szene, der Ansprüche des Operntyps und der des natürlichen Dramas, endlich der Gedanklichkeit und der absoluten musikalischen Phantasie. Fast immer rückt eines dieser Elemente vor das andere, behindert es, beschattet es, das eine hängt zu sehr noch an der Vergangenheit, das andere stürzt zu sehr in die Zukunft, es vermittelt Kopf und Herz nicht ganz oder Drama und Oper, und grade in der Zeit, da er dem Ge-

samtkunstwerk am eifrigsten nachstrebt, ist er von ihm am weitesten entfernt. Das Maß zwischen textlichem Gewissen und musikalischer Eingebung schwankt, im Lannhäuser ist es, wenigstens in der ursprünglichen Form, zuerst erreicht, dann tritt ein literarisches, dann wieder ein musikalisches Überwiegen ein, endlich findet zuletzt eine gewisse Balance statt, eine Selbstberuhigung, die aber keineswegs das Ziel dieses Lebens war, sondern eher seine Resignation. Ordnet man auf diesen Kurven seine Werke, so stellt sich der Rienzi dar als Probe auf die Tradition, der Holländer als Präzision der Romantik, der Lannhäuser als das Muster der Gleichwertigkeit im älteren Stil, der Lohengrin als Beginn der ersten Divergenzen, der Ring als gewaltigste Ungleichheit aller neuen Elemente, der Tristan als neue Opernwelt, die Meisterfänger als alte Opernwelt, beide auf eine unvermittelt geniale Musik angewiesen, und der Parsifal als eine bewußte Rückschau alles Gewesenen, eine letzte Erinnerung der „Oper“.

Das Wort Oper brauche ich mit dem nötigen Vorbehalt, der von dem gewohnten Ausdruck für eine gebräuchliche Kunstgattung sich den Terminus borgt eben für die tiefste Auseinandersetzung mit dieser Gattung, die erlebt worden ist. Das, was da geworden ist, die seelische Heiligkeit der Oper, kann man nicht dialektisch zerstören, so wenig wie man es qualmig zu umnebeln hat. Man liest Angriffe von literarischer Seite, die durch die Unkenntnis des musikalischen Triebes in Nichts verpuffen. Auch der verblüffendste Vorstoß dieser literarischen Methode bleibt ein aus dramaturgischer Dialektik kühl geschliffener Dolch, der Wagner nur dann zu Tode treffen würde, wenn der Autor eine Ahnung hätte, wo das Herz der Musik sitzt.

Verdi war ein schöner Fruchtbaum, der zuletzt lächelnd in den Himmel schöß. Wagner ist eine kreisende Geologie, deren Ende ein Rückfall wurde in symbolische Religiosität, die sich ihrer Opernhaftigkeit schämt. Wir lieben jenen als den Gott der sinnlichen Heiterkeit, auch im Tragischen. Aber diesen studieren wir als die ewige und unsterbliche Gefahr letzter Auseinandersetzungen. Wir studieren jedes seiner Werke auf die große Inkongruenz. Wie in den Lohengrin der Zauber einer himmlischen Musik sich senkt und das Erbdrama überwältigt, im Kleide der bildhaften Popularität, und doch musikalisch von genialer Visionskraft. Wie im „Ring“ alles aneinander zerschellt und die beiden blühenden Inseln des ersten Walkürenaktes und dritten Siegfriedaktes übrig bleiben. Wie im Tristan der neue Ton alle Materie aufsaugt und in den Meisterfängern ein anderer neuer Ton das alte Opernschema unkenntlich macht — unerhörte Wunder von Gestaltungskraft. Wo fassen wir ihn? Ist er der Held der Bourgeoise, der den Tristan schrieb? Ist er der Puritaner, der die Meisterfänger erfand? Ist er der Mann des Verbands, in dessen Musik nicht eine Note sich dem billigen

Sentiment verkaufte? Es bleibt ein Problem: weil man erst sagen muß, daß er von der Seite der Musik zu nehmen ist, was bei Verdi nicht nötig war. Es gehören ernste Menschen zu diesem Problem, sonderlich in einer Zeit, die mit ihrer Heiterkeitssehnsucht leicht ins Kokettieren kommt.

Die Schlußfrage ist die nach der Wagnerschen Kultur. Einst das Crebo einer kleinen tapferen Schar, die unvergeßliche Opfer diesem Idealismus brachte, ist sie der Zweifel einer jungen Generation geworden, die durch Wagner selbst irrefgeführt wurde. Sie bellen gegen ihn und wissen nicht, daß es nur der Mond ist, den sie anheulen, der Reflex der Sonne. Sie wollen seine Größe nicht sehen, seinen Willen, der in jeder Zeile seines Werks spricht, nicht anerkennen. Sie ahnen nicht, daß, wenn dieser Riese liegt, er immer noch höher ist, als ihre Zwergenhaftigkeit. Sie sind bemitleidenswert, indem sie der Tragik dieses Helden noch die Tragik des Mißverständnisses hinzufügen, das er sie lehrte. Er lehrte sie Theorie, Philosophie, Mission, Regeneration und alles Pathos des Überkünstlerischen, aber nie sprach er zu ihnen von der Macht der Musik, die doch seine eigene starke Quelle war, von der musikalischen Erfindung, der Nur-Musik, die wieder aufgerichtet werden soll. Wohl empfinde ich diese Gegenempfindungen. Wenn ich die edle Phantastie des Goetheschen Märchens bewundere, wenn ich auf den kühlen und feinen Wegen Kellers gehe, selbst wenn ich den köstlichen animalischen Geruch des Sozialismus wittere, der in Kiplings Dschungelbuch so etwas wie das Rheingoldthema in eine moralische Fabel wendet, von all diesen keuschen und sicheren Gegenden kann ich wohl, in der Welle eines Augenblicks, begreifen, wie das Gesicht seiner Kunst zu einer Grimasse von Mundfülle, Gefühlsbetulichkeit, Ausschwärmern von Wirkungen, Aufdringlichkeiten des Innenlebens werden kann. Aber ich strafe mich selbst dafür. Unter dem sonnigen Jubel der letzten Meisterfingerschöre in Bayreuth fliegt das alles von mir, wie Papier, und es bleibt der Glaube an die unerseßliche Kraft der Musik, die ein Licht ist, das Schatten wirft. Ich kann nicht von den Schatten gegen das Licht kommen. Ich kann mich nicht versündigen an einem Mann, dessen musikalischer Gedanke Welten schuf, in jedem Werk eine neue. Gebt mir einen zweiten solchen in unseren Jahren und mit ihm allein will ich ihn messen. Es ist Zeit, daß die dialektische Sophistik der Antimusikalischen ihr Ende findet. Von der Musik aus ist diese Erscheinung wieder zu begreifen, zu beurteilen, wiederherzustellen. Der Venlismus sagte, Körper, die einander sich nähern, erzeugen wohl Wärme und Gärung, aber es geht vorüber. Das war gut für Rossini, schon nicht mehr für Mozart, und gar nicht für uns. Es geht nicht vorüber! Es gibt Schlachten und Siege. Und es gibt die Probe auf Gefühl für Leidenschaft und Größe.

Die Kultur Wagners ist das gewaltige Ende der stilbewußten Oper.

Das ist keine Kultur von Begriffen, sondern die einer Persönlichkeit. Seine Kraft ist die schöpferisch musikalische, nur diese, nicht eine Theorie. Die Theorie ist in ihm die Auflehnung der Vernunft gegen dieses Unding, genannt Oper. Oder die Auflehnung seiner sozialen Natur gegen seine individuelle „Genialität“.

Die Vernunft fragt ihn zuerst: wie kommst du zu dieser Kunstgattung? Woher wird sie? Und so konstruiert er sich aus den künstlerischen Elementen, die die Natur in ihn legte, das Gesamtkunstwerk, das oft ersehnte, oft prophezeite, das er über Glück hinaus als persönliche Einheit des Dichterischen und Musikalischen fordert. Es ist ein philosophierter Nothschrei.

Die Vernunft fragt zweitens: wozu machst du das alles? So konstruiert er sich die Regenerationsidee. Die Menschen sind in Verfall. Nur das Kunstwerk kann sie erlösen. Und vor allem das Drama, und zwar dieses musikalische Drama, als letzter Ausdruck aller ästhetischen Ideale.

Wie wunderbar war dies in System gebracht. Welche Ehre war der Oper angetan. Ihre Paradoxie sollte Wahrheit sein. Er hat es an sich selbst erlebt, daß sie Paradoxie blieb und darin viel fruchtbarer als eine Wahrheit, die niemals Wirklichkeit werden kann. Nicht die soziale Auffassung, weder der Künste, noch der Menschen gibt hier den Ausschlag. Nur die künstlerische Kraft des Schöpfers. Wirkt nur ein Schimmer von ihr im Werk, so ist es mehr als alle Verbindungen von Quantitäten. Und wirkt sie überhaupt, so wirkt sie nur durch sich. Die Kunst als Schöpfung ist lebensstärkend in dem Einzelnen, aber der moralische Wille kann sie nicht dazu machen. Ist die Phantasie klein, zerstört er sie sogar — ist sie groß, ist er überflüssig. Es gibt kein ästhetisches Erziehen als Bessermögen, aber es gibt ein ästhetisches Erzogenwerden als Steigerung des Lebensgefühls. Dies sitzt nicht im Faktor, sondern im Produkt. Es ist nicht die Aufgabe des Künstlers, sondern des Kunstwerks, das sich von ihm löste.

Der wahre Künstler schafft aus zentralem Leben, daher hat seine Kunst lebensstärkende, also auch bessernde Kräfte. Indem sich sein Werk von ihm ablöst, beginnt diese soziale Bedeutung, die freilich nur peripherisch (Luxus) ist. Zwischen dem Schaffen und dem Wirken ist ein wesentlicher Unterschied. Die Kunst hat zwei Leben, als Geburt und als Existenz. Ihre Vermengung ist übel, ihre Vermittlung nötig.

Oder: das Kunstwerk erhöht Lebenskräfte. Das ist sein sozialer Sinn. Aber es darf ihn nicht als moralischen Willen äußern. Dagegen muß das Publikum von dem moralischen Willen befehen sein, durch die Kunst in dieser Weise erhöht (erzogen) zu werden. Dies ist eine im Wesen der Kunst begründete Antinomie, die zu vermitteln Aufgabe des Kunstschaffers

ist, dessen Empfindungsdynamik zwischen Schaffen und Genießen die Wage hält.

Ich setze diese Bekenntnisse hierher, weil sie die Antwort sind, die ich auf Regenerationsabsichten des Künstlers habe, sobald er sich zu viel darauf einbildet. Diderot schrieb einmal an Voltaire: „Den Menschen nützlich sein? Ist es so gewiß, daß man etwas anderes tut als sie ergötzen, und daß zwischen einem Flötenspieler und einem Philosophen ein großer Unterschied ist?“ Das ist schrecklich wenig. Rousseau war Moralist und Künstler, aber er vermengte es nicht. Das ist gewiß das Sicherste. Schiller erwächst dem achtzehnten Jahrhundert. Er fühlt als Erster die Kunst sozial. Er träumt von der allgemeinen ästhetischen Erziehung. Das war nur ein Irrtum der Utopie, der Erweiterung. Zu seinem sozialen Traum kommt bei Wagner der egoistische Realismus. Das war ein Irrtum seiner selbst, ein Irrtum der Verengerung. Sein musikalisches Drama, das Kunstprodukt seiner persönlichen Anlagen, hält er für das Regenerationsmittel. Dies Theater, das in der leichtsinnigen Wirtschaft seiner Künste, wie es im Wilhelm Meister heißt, als „zweideutigen Ursprungs“ erkannt ist. Diese Oper, die alle ihre Schönheiten aus ihrer Irrationalität, aus ihrer Willenlosigkeit hat. Und Wagner moralisiert sie in seiner Theorie so, daß er den furchtbaren Fluch über die absolute, nicht darstellende Musik ausspricht: sie habe keinen moralischen Willen.

Daß die Oper in seiner Verzweiflung noch diesen moralischen Willen zugesprochen erhielt, war ihre letzte große Illusion. In einer Verzweiflung zwischen Kunst und Moral, die der ernsteste Fall aller Opernreformer blieb. In einer Verzweiflung der Paradoxie, die Leben und Werk gewesen war und These werden wollte.

Aber was ist mit seiner Theorie? Die Kraft, die sie zeugte, hat sie verschlungen. Sie ist für uns ein Punkt geworden, hinter diese bunte Operngeschichte zu setzen. Beugt euch vor dieser tiefen Tragik. Befreit alle Probleme in der Herrlichkeit seiner Musik. Baut von ihr zurück — und ihr werdet verstehen, was seine Kultur ist, keine Kunstkultur, eine Künstlerkultur: das Erleben der Oper.

Thomas Mann

Eine Betrachtung nach dem „Tod in Venedig“

von Bruno Frank

Daß ein Wille zum Gesetz und zur Haltung, wie er deutlich und deutlicher an Thomas Manns Schaffen heraustritt, nichts in der Kunst primär Wirkfames ist, versteht sich. Nicht solch ein Wille bildet den Antrieb zur Betätigung eines Talents, das Talent ist sich selber Antrieb. Aber wie es sich gestaltet, wie es seine Liebe zum Ausdruck, seine erzählerischen Möglichkeiten steigert, wie es sich verwöhnt und ungenügsam macht, so entsteht ihm eine innere Disziplin, eine sittliche Ökonomie, die es (da ihr bedeutende Resultate entfließen) geneigt sein wird, zu allgemeiner und normativer Bedeutung zu erhöhen. Für den besten, für einen guten Leser müßte die moralische Intransigenz, die nun im „Tod in Venedig“ so eingeständlich sich kundtut, aus der Lektüre eines beliebigen Thomas Mannschen Satzes hervorgehen. Denn die äußerste Nervigkeit und Gespanntheit des Vortrags, die bei ihm nirgendwo fehlt, diese mitunter fast schmerzende Befeltheit bis hinein in die letzte Partikel läßt unmöglich verkennen, daß hier an jedem Ort mit dem ganzen psychischen Vermögen gearbeitet worden ist, und das unerfättliche Sichaufopfern, das in solcher Weise deutlich wird, kann sich mit bequemer Duldung, mit skeptischer Gleichgültigkeit nicht wohl vertragen. Sehr wohl mit menschlicher Hingabe, sehr wohl mit Güte. Denn dies ist hier das Erstaunende und das eigentlich Wertvolle, daß soviel männliche Entschiedenheit, soviel Richtertum einer nicht weniger milden, nicht weniger christlichen Gemütsart abgerungen werden, als sie auch der besaß, der noch in der langen geistigen Nacht vor seinem Tode sanft und liebevoll war wie ein gutgeratenes Kind, und den sein innerstes Wesen, instinktmäßig sich aufrichtend, die letzten Briefe mit dem Namen des „Gekreuzigten“ unterschreiben ließ.

Vor einer allzuweit ins Persönliche vergleitenden Ausdeutung des neuen Werkes hat man sich wahrscheinlich zu hüten. Der Verlockungen dazu sind viele, denn hier gestaltet ein Literat eine Existenz der literarischen Sphäre, dem sein empfindliches Gewissen nicht erlaubte, die eigene Kunst für die Maske einer fremden und also die vollkommene Bewegungssicherheit für den Gegenwert einer halben und schiefen Discretion hinzugeben. Dennoch, man hüte sich und erinnere sich daran, daß in einer Dichtung alles und gar nichts persönlich zu nehmen sei. Einzig gewisse Aussagen über die geistige Struktur dieses Aschenbach, über seine Arbeitsweise, sein tägliches Verhältnis zur Kunst, sind so offenbar bekennendhaft, daß sie als Bekenntnisse auch angehört werden sollen. Jene Stelle etwa, die den Irrtum erwähnt, der eine gewisse

untadelhafte Epik für das Ergebnis gedrungener Kraft und eines langen Atems halte, während die gepriesenen Schöpfungen vielmehr „in kleinen Tagewerken aus aberhundert Einzelinspirationen zur Größe emporgeschichtet“ worden seien. Die, wissend und respektvoll, von der Fähigkeit spricht, mit der ein Künstler „jahrelang unter der Spannung eines und desselben Wertes auszuhalten“ sich nötige. Hierauf ist zu verweilen, denn dies Eingeständnis leitet geraden Weges auf die besondere Wirkung und Stellung hin, die der Erzähler Thomas Mann heute, und nicht bloß heute, beansprucht. Es wäre nämlich, existierte nicht in nunmehr fünf erzählenden Dichtungen ein Beispiel, schwer vorstellbar, daß Werke geschaffen werden könnten, die den strengen Anforderungen des Epischen Genüge tun und die gleichwohl an jedem Punkte von lyrischer Eingebung empfangen worden sind. So aber erklärt es sich allein, daß dieser Prosa, obgleich sie der „Handlung“ doch selten mehr gibt als ein Pflichtteil, alle epische Langeweile so völlig fremd bleibt. Es heißt den alten, großen Erzählern, den Tieck, Keller, Fontane, es heißt dem Erzähler Goethe selbst keineswegs unrecht tun, und es heißt, natürlich, auch kein abwägendes Urteil fällen, wenn man in ihrer aller Werk Flächen zu finden meint, unter denen das Herz der Darstellung matter schlägt. Und auch Modernität an und für sich scheint, aller verwandelten Technik und allen nervöseren Bedürfnissen zum Trost, darin nichts zu ändern. Die besondere Art von Thomas Manns Talent jedoch, die besondere, die lyrische Art seines Empfangens schließt das Ermatten, schließt das Weitererzählen um der Erzählung willen notwendig aus. Dem Satze, der Satzgruppe gibt sie so einen unvergleichlichen Impetus; doch eben weil die Wellentäler fehlen, wird man auch von einem „hinreißenden Fluß der Erzählung“ im überkommenen Sinn nicht sprechen können. Das Einzelne nur ist hinreißend — aber alles Einzelne. Jede Wendung klingt durchaus so, als wäre sie die wichtigste, die entscheidende. „Weiß man es denn zuvor,“ hat er selbst einmal gefragt, „ob ein Satz, ein Satzteil, nicht vielleicht berufen ist, wiederzukehren, als Motiv, Klammer, Symbol, Zitat, Beziehung zu dienen? . . . So wird jede Stelle zur „Stelle“.

Er hat mit kurzen Novellen begonnen, der Gattung also, bei der die Konzeption noch am meisten der lyrischen Konzeption sich nähert. Er scheint sich dann nur zögernd zu umfassenderen Gebilden gewandt zu haben; wenigstens ist den kurzen Kapiteln zu Anfang der „Buddenbrooks“ noch viel von novellenhafter Geschlossenheit eigen (was mit dem naiv Gegenständlichen ihrer Stoffwelt schön übereinstimmt). Er ließ die meisterlichen Verkleidungen des „Tristan“ folgen, die ganz novellenhaft gefühlte „Fiorenza“, und nun, nach dem zweiten Roman, durch dessen Vorzüge und Grenzen das Gesagte am Überzeugendsten illustriert wird, diesen „Tod in Venedig“, der ein vollkommenes Wunder geworden ist, — wieder aus anderen Gründen als die

vollkommenen Werke „geborener Erzähler“. Denn die Empfangnis im Rausch, die lyrische, ja hymnische Empfangnis auch des Ganzen kann sich hier nicht verleugnen, und was den Aufnehmenden mit so inbrünstiger Freude erfüllt, ist eine gleichmäßige Blut, die dem hymnischen Feuerkern entströmt. So bleibt auch nach einiger Zeit nicht mehr das Empfinden von dieser oder jener Schönheit, sondern alles sinkt in den glühenden Mittelpunkt zurück; der erste Schaffensmoment wiederholt sich im genießenden Organismus; das in die Erscheinungswelt des Epischen auseinandergezogene Gebilde wird wieder, was es zuerst war: ein „stehendes Fest“.

Ohne Mühe aber wird deutlich, daß Thomas Manns Vortrag mit dem, was sonst beim Erzähler als sichere Sprache und schöner Stil gerühmt wird, wenig zu tun haben kann. Es steht bei ihm nicht so, daß er das Wort in einem hohen Grade beherrschte, bewältigte, sondern das Wort droht ihn zu überwältigen, es überkommt ihn mit süßer Übermacht. Er ist nicht der Epiker, dem, dank einem erfreulichen Zusammentreffen, die Sprache besonders glänzende Mittel des Erzählens an die Hand gäbe: die spezifische Art seiner sprachlichen Inspiriertheit, einer ganz dichterischen, ganz rauschmäßigen Inspiriertheit, weist ihn nur gerade auf Prosa, und Prosadichtung hat eben Erzählung zum Inhalt. Selbstbeherrschung also und Fähigkeit, die hier ein Künstler am eigenen Wesen rühmlich findet, äußern sich kaum in einem Suchen und Tasten, — darin vielmehr, daß einem immer erneuten Rausche widerstanden wird, daß Eingebungen einem Plane dienstbar gemacht, ihm eingegliedert, in ihm zu ernster Wirkung gebracht werden.

Man hat von Flaubert gesprochen, diesem geborenen epischen Architekten, den eine nervöse Treue auf das gute, das einzig treffende Wort verpflichtet hielt. Aber wenn einmal verglichen werden soll, so ist der Gedanke an Balzac eher am Platze, — dann nämlich, wenn man als Drittes im Vergleich die Gewalt annimmt, mit der dort die Gegenstandsinspiration, hier die Wortinspiration sich geltend macht und erzählerischer Bemeisterung widerstrebt. Wie weit bei Balzac solch ein Rausch der Einfälle gehen konnte, zeigt etwa das grandiose, doch die Grenze des Ertragbaren streifende Beispiel von der Karitätenkammer in „La peau de chagrin“. Wie weit aber bei einem Autor gleich Thomas Mann der Rausch des Wortes gehen muß, das zeigt dem Erkenntniswilligen jede Seite seines Werkes. Der Widerstand, der hier gegen die Verlockungen der Episode geleistet wird, der Moment der Abkehr von einer Episode, haben in jedem Falle etwas vom Heroischen, denn in jedem waren die Dinge allzu bereit, den Empfangenden mit den süßen Emanationen ihrer innersten Namen zu berücken und zu betauschen. Christian etwa in „Buddenbrooks“ — aber ein Beispiel steht für fünfhundert — kommt ins Erzählen; er sprudelt heraus, was ihm einfällt:

Weibergeschichten, Diebsaffären, Messerabenteuer, die er mitangesehen hat, von denen er hat reden hören, er fängt an, Variétéverse zu singen, er imitiert Gott weiß wen, — aus der Zirkustür, die sein Schwadronieren aufreißt, strömt miteinander Lasterluft, Weltluft, südliche Meeresluft in das Lübecker Häuschen, die Worte zittern vor Begier sich zu ergießen, — „pensez à votre affaire“, es bleibt bei einer knapp gehaltenen Episode. Ober: aus einer Sammlung von Kunstgläsern strahlt und leuchtet es so, daß man meint, nun niemals mehr von Anderem hören zu sollen als von „überzarten Glasblüten auf unendlich gebrechlichen Stielen“, oder von Gläsern, „in deren Schliffen das Licht sich prunkend bricht“, oder vollends von denen, „die mittelst des Dampfes verflüchtigter Edelmetalle mit schillerndem Farbenschmelz überzogen“ sind. Pensez à votre affaire, es wird widerstanden. Kann, allen Ernstes, erzählerische Disziplin einem Autor ganz leicht fallen, der, wie er bei einer Messe in San Marco zu verweilen hat, diesen Satz niederschreibt: „Born wandelte, hantierte und sang der schwergeschmückte Priester; Weihrauch quoll auf, er umnebelte die kraftlosen Flämmchen der Altarkerzen . . .“, und bei dem die Sinne eines am Strande Ruhenden „die ungeheure und betäubende Unterhaltung der Meeresstille genießen“.

Dergleichen ist mit der Anerkennung einer schönen und treffenden Schreibart nicht abgetan. Hier stutet etwas Grenzenloses, darin sich ein Schwacher versinken ließe, hier rauscht und klingt eine Romantik des Wortes, der aus keinem andern Grunde Halt geboten wird, als aus dem Bewußtsein von der „adeligen Pflicht“ zum umfassenden Werke. Ja, wollte man in der Dichtung „Der Tod in Venedig“, darin dieser schöpferische Kampf zwischen Inspiration und Erzählerwillen glorreich sich spiegelt, zugleich seine allegorische Darstellung erblicken, so wäre das freilich einseitig, aber falsch wäre es nicht. Denn was wir „Inspiration“, was wir intuitive Kraft nennen, das steigt aus demselben sinnlichen Chaos herauf, dessen Überwallen menschliche Vernichtung bedeuten kann — ein Überwallen, das darum den Künstler stets mehr als Andere bedroht. Dies ist Aschenbachs Problem. Die Welt der Schönheit, der Eingebung, des Rausches bricht ein in eine ethische, eine epische, eine Gesetzeswelt, und der Traum Aschenbachs vom „fremden Gott“ bedeutet nur die Stelle, wo dieser Charakter des Werks am traditionsellsten (aber wie traditionsfern noch!) sich offenbart. Wollte man etwa, einer kritischen Übung folgend, den Begriff der Ironie auch diesmal mit Thomas Manns Namen sich verknüpfen lassen, so würde es sich um eine Ironie von sehr eigener Art handeln: das Werk nämlich, dessen Gegenstand und letzte Sehnsucht der Form zersprengende „fremde Gott“, die Auflösung, die Erlösung vom Gesetz ist, kehrt sich gegen sich selbst; denn niemals war sein Dichter dem Chaos so überlegen, als da er es bekennerschaft auftrat und düster verherrlichte.

Thomas Manns Darstellungsweise erscheint höchst wandelbar, wenn man von einer künstlerischen Station zur andern seinen Weg verfolgt. Ganz wie sein früherer Abgott Richard Wagner hat er mit jedem Werke stilistisch etwas Neues gemacht, und ganz wie bei Wagner ist dabei sein Duktus so suggestiv der gleiche geblieben, daß die Prosaiter, die ihn heute nachahmen, schon gar nicht mehr zu zählen sind. Anstatt aber zu sagen, daß jede stoffliche und ideelle Sphäre bei ihm ihre neue stilistische Atmosphäre sich geschaffen habe, wird man, nach der Einsicht in das inspiratorische Wirken seines Talents, geneigt sein, die Sache umgekehrt zu betrachten und die Hingabe an Geschehnisse aus der Renaissance, an eine feudal bevölkerte Märchenwelt, an einen in Venedig hinwebenden griechischen Traum, aus den Verwandlungen zu erklären, denen das stilistische, das darstellerische Bedürfnis des Autors im Aufschwellen seiner Fähigkeiten unterworfen war. Mit den Begriffen von Absicht und Besonnenheit ist gegenüber dieser Entwicklung von Werk zu Werk nicht auszukommen, so wenig wie bei der innerhalb eines und desselben Werkes. Das Hinsinken, Hinwelken der sprachlichen Führung, von den ersten munteren Kapiteln der „Buddenbrooks“ zu den bedachtsamen, behutsamen, bedeutsamen der späteren Zeile, bewies an dem Fünfundzwanzigjährigen am klarsten die Meisterschaft. Und um so bewundernswürdiger könnte nun im „Tod in Venedig“ dies stilistische Werden erscheinen, weil sich bei solcher Gedrängtheit Härten des Übergangs schwerer vermeiden ließen. Aber in dem Ausdruck liegt schon der Irrtum. Dies Vermeiden war nicht schwer und war nicht leicht, sondern die stilistische Befehlung der Novelle war unbedingt von vornherein da, a priori im korrekten Sinn, vor aller Erfahrung und Niederschrift, als ihr Wesen. Die Verdichtung beispielsweise der antiken Atmosphäre von dem frühesten kleinen lateinischen Zitat im allerersten Absatz bis zu der jauchzend und strömend homerischen Stelle, mit der des Untergehenden letzte schöne Lage am Meer gefeiert werden; von gewissen sorgfältig-magistralen Wendungen, — „dem Fremdartigen und Bezugslosen, welches jedoch rasch zu erreichen wäre“ — bis zu dem mit Platos Stimme heiß hervorgeflüsterten einsamen Bekenntnis des in die sinnliche Ode verglitterten Künstlers, diese Verdichtung spiegelt vollkommen den innern Hergang, mehr, sie ist der innere Hergang.

Die Gesetzmäßigkeit des Ablaufs läßt sich hier um so deutlicher verfolgen und nachweisen, weil einziger Schauplatz und, im Grunde, einziger Gegenstand eine und dieselbe Seele ist. Das wird mit einer jener Feinheiten, die, zumeist übersehen, zur Selbstentzückung des Talents gehören, auch dadurch bestätigt, daß am Ausgang jedes der drei letzten, von dem eigentlichen Geschehen erfüllten Kapitel Aschenbach wie ein Träumender in seinem Stuhle verharrt. Die Figuren, die ihm erscheinen, wandeln wirklich wie Figuren

von Träumen, und zwar von sehr besonderen Träumen. Denn was er erlebt, zumal seitdem ihn der geisterhafte Gondolier an den Strand seiner Wünsche gefahren hat, es sind beinahe schon Zustände nach dem Tode. Wird nicht sein eigentlicher Tod, die physische Ursache seines Todes, mit auffälliger Flüchtigkeit behandelt? Er kauft sich da irgendwo, wie er seinen schönen Hermes Psychopompos durch die Gassen der verseuchten Stadt verfolgt und — Welch ein Zug! — eben als er ihn aus den Augen verliert, eine Handvoll überreifen Obstes und ist im Gehen davon . . . Nicht mehr als ein Satz wird an den Vorgang gewendet und kaum mehr an sein Sterben selbst. Diese tragische Novelle vermeidet ihrem Namen zum Trost den Fehler, den Chamfort so weltverachtend ist, der tragischen Bühne vorzuhalten, wenn er sagt, sie lege Leben und Tod zu große Bedeutung bei.

Den Gestalten und Begebenheiten jener Träume, anerkannt einmal, daß sie sämtlich eine Handbreit über dem Boden schweben, vermag aber die naturalistische Disziplin des Autors doch wieder überzeugende Wahrheit und Kraft zu verleihen. Die doppelte Natur, die sich hier so charakteristisch zu erkennen gibt, war Thomas Manns Produktion seit jeher wesentlich: seit jeher brachte ein Zusammenbestehen von ideellem Orientiertsein und scharfem Wahrheitsfönn, von visionären Zeugen mit jener „englischen Solidität der Mache“, die von Novalis einmal an Goethe festgestellt wird, Gebilde bei ihm hervor, die als Wirkliches zugleich und als Märchen schön waren. Aber in diesem „Tod in Venedig“ sind Seiten, über denen man gezwungen wäre, sich geradezu an Hoffmann zu erinnern, verstellte nicht die Modernität von Stil und Gedanken den Blick auf den alten Geisterrealisten. Allenthalben wird das phantastische, von Spukgestalten belebte Dämmern und Sichweiten der Welt, das zu Aschenbachs Untergang gehört, minutiös begründet und im Möglichen gehalten, und damit nichts fehle, konstatiert der Betroffene selbst die unheimliche Entstellung und gibt sich Rechenschaft von ihr.

Ausgehend von seinem realistisch überzeugendsten Buch hat Thomas Mann den zweifachen Charakter seiner Schöpfungen frühzeitig anerkannt. In einer kleinen, in philistros utriusque generis gerichteten Abhandlung, die einige durch ihre „Porträte“ gekränkte hanseatische Herrschaften zum Anlaß nahm, um in amüsanter, starker Polemik manches Wahre und Tiefe über das Verhältnis von Kunst und Realität zu äußern, sagt er nämlich geradezu, nicht viel mehr Wirklichkeit habe diese ganze Lübecker Welt, die so empfindlich nun rebelliere, zur Zeit, da er „Buddenbrooks“ schrieb, für ihn besessen, „als ein ehrwürdiger und skurriler Traum . . .“ Enthält er auch etwas von abweisender Übertreibung, so darf gleichwohl an diesen Satz erinnert werden, wenn Thomas Manns starkes Bedürfnis nach Unangreifbarkeit, wenn sein Respekt vor dem Seienden dazu verführen, naturalistische Darstellungskraft und -treue als sein bedeutendstes Merkmal zu nehmen. Nirgends vielmehr

hat er die mühelose und unbekümmerte Gegenständlichkeit eigentlich naturalistischer Autoren. Aber anders doch als Jakob Wassermann (der sich in ähnlichem Maße ideell orientiert zeigt, dessen immer bedeutende, oft ganz herrliche Figuren jedoch unter ihren Füßen den Boden schwanken fühlen und sich nicht selten so bewegen, daß elender gesunder Menschenverstand sich zur Kritik für berechtigt halten darf) untermauert er, im Bewußtsein sicherlich auch, seine Probleme seien schwierig, seine Allegorien nicht mühe-los erfassbar, jeden Bau auf das Sorgsamste.

Wie er etwa, in kluger Variierung, an den einander ablösenden Schreckfiguren, die Aschenbach tiefer seinem Ende zuleiten, das Totenschädelhafte kennzeichnet und begütigend aufklärt: wie bei dem Rothhaarigen am Schwabinger Kirchhofstor treuherzig anheimgegeben wird, ob darum seine Zähne so weiß und lang hervorstehen, weil er von Natur aus häßlich sei, oder weil er gerade „gegen die untergehende Sonne grimassiere“, wie sodann der scheußlich jünglingsmäßig staffierte Alte auf dem Schiff (der in grotesker Vergrößerung ein Stück von Aschenbachs Schicksal vorwegnimmt) in betrunkenem Grinsen das falsche Gebiß herweist, wie der charonhafte Gondolier vor Anstrengung die Lippen zurückzieht, der Neapler Musikant im Hohn- gelächter seines Liedrefrains zur Hotelterrasse hinausbleckt, — das darf freilich Eraktheit heißen; nur ist es eine Eraktheit, die von den „Müttern“ stammt.

Und in der, mehr als einmal, der Reiz der Erzählung beschlossen liegt. Eraktheit nämlich kann holdselig sein. Sie ist es dann etwa, wenn der junge Tadzio vom Strande hergelaufen kommt, um zu zeigen, was er gefunden und gefangen hat: „Muscheln, Seepferdchen, Quallen und seitlich laufende Krebse“ . . . Diese Krebse, die so gewissenhaft noch seitlich laufen, wo ein geistiger Kosmos seinem Untergang zukreist, wiederholen sie nicht die Wirkung jener Szene im „Julius Cäsar“, die Hofmannsthal bewundert: wie Brutus, in der Nacht, ehe sich sein Schicksal und das der römischen Welt entscheidet, seinem in Schlaf gefallenem Knaben unterm Arm die Laute wegnimmt, „damit er sie nicht bricht“ . . . Oder ist die andere, freilich dem Plato nachgedichtete, Stelle noch schöner, an der Aschenbach zum erstenmal den Sokrates mit dem Phädrus sich vor die Augen bringt, die im Acheloos-Tal miteinander reden; da läßt er, in seinen träumenden Gedanken, den Rasen dort sanft so abfallen, daß den Beiden beim Plaudern nicht der Nacken wehtut, „daß man“, überlegt er, „im Liegen den Kopf hochhalten konnte“ — mit einer hinreißenden Fürsorge über zwei Jahrtausende zurück. Aber das klarste Beispiel vielleicht für dieses Genausein im äußerst Phantastischen (eines, das zur berühmten und gangbaren Formel werden wird, wenn die Kritik mit ihrer heutigen Scheidemünze einst nicht mehr auskommt) bildet das Gespräch, das Aschenbach

nach dem Verlassen seines Adriadampfers auf der Fahrt zum Lido mit dem unbotmäßigen Gondelführer hat. Wie hier jede Geste und jedes Wort des Menschen von finsterner Bedeutsamkeit ist und dabei doch ganz und gar in der Art eines unverfälschten Fremdbdieners, wie Aschenbachs Neben und Ausblicken und Verstummen und Verzichten durchaus nichts anderes zu sein braucht als das Gehaben eines überlegen ruhigen Reisenden, und wie dabei in diesem Verzicht auf Anspannung und Widerstand schon Hoffnungslosigkeit, Auflösung, nahender Ausgang sich verkündigen, das erschiene unübertrefflich, würde es nicht sogleich durch einen kleinen Zug von ebensolcher Doppelnatur übertroffen. Da Aschenbach nämlich, halb gegen seinen versagenden Willen, dennoch zum Lido kommt, fehlt es ihm zur Entlohnung an kleinem Gelde, und er geht in ein benachbartes Gasthaus, um zu wechseln. Er kommt zurück und findet wohl noch sein Gepäck am Kai, Gondel aber und Charon sind fort. Nur jener alte Mann ist zu sehen, der mit seinem Entershaken die anlegenden Gondeln festhält. Und nun: „Er hat sich fortgemacht,“ sagte der Alte mit dem Entershaken. „Ein schlechter Mann, ein Mann ohne Konzeption, gnädiger Herr. Er ist der einzige Gondolier, der keine Konzeption besitzt. Die anderen haben hierher telephonierte. Er sah, daß er erwartet wurde. Da hat er sich fortgemacht.“ Ein schlechter Mann, ein Mann ohne Konzeption! Man muß diesen italienischen Tonfall im Ohre haben. Und wie ist nun vollends das unheimlich bedeutsame Abenteuer, scheinbar, im Trivialen aufgelöst.

Das Bedürfnis nach Gegengewichten zum Inspiratorischen und Ideellen — das Bedürfnis eines Autors, der sich als zu allgemeiner Wirkung verpflichtet erkennt — interpretiert bei Thomas Mann auch seine vielbedeuteten technischen Eigentümlichkeiten. Die Methode also, im Gegensatz zu beliebterem Brauch, das Erscheinende: Orte, Figuren, Situationen, von vornherein redlich, en bloc hinzustellen. Das bis zum Überdruß kommentierte motivische Arbeiten (das im „Tod in Venedig“ fehlt). Das Sichanschließen endlich an eine genau bestimmte und bestimmbare Wirklichkeit. Leicht zu erkennende Merkmale, von denen das letzte eine harmlose Kritik zu der Frage anregen konnte, ob nicht dem, dessen Menschen mitunter im Kirchenbuch und dessen Schauplätze auf der Landkarte, ja auf Stadtplänen nachweisbar sind, „Phantasie“ versagt oder karg zugemessen sein müsse. Bedenkt man, daß gerade in Erfindung als der einzigen Gabe erzählerischer Durchschnitt sich hervorzutun pflegt, ja, daß Erfindung es ist, deren Überwuchern uns gewissen erzentrischen Autoren von vornherein den höchsten Rang nicht zutrauen läßt, so wird die Antwort gleichgültig erscheinen. Daß Einer jedoch, wie es Thomas Manns Fall offenbar ist, eine phantastische Erweiterung des Weltbildes als willkürlich und unstatthaft empfindet, läßt, auf der anderen Seite, so wenig einen Schluß zu auf einen Mangel an geistiger Kühnheit, daß viel-

mehr eine gewisse sublimere Kühnheit erst unter solcher Bedingung möglich zu werden scheint.

Cholera etwa und Knabenliebe zu den beiden Grundpfeilern einer Erzählung zu machen, darf als ein Wagnis gelten; daß es glücken konnte und so glücken, geht auf ein eigentümliches Zusammenbestehen von Freisein und Gebundenheit zurück. Es ist kühn, es ist höchst selbständig, die Wege der asiatischen Cholera, an der Aschenbach leiblich verderben wird, an seine Reise, an die Wege des versagenden Geistes zu binden. Es ist kühn, gleich zu Anfang, als auf seinem abendlichen Spaziergang in München ihn Reiselust packt — Reiselust, Freiheitslust, Todeslust — als den Inbegriff der verführenden Ferne eine tropische Sumpflandschaft vor seine Seele zu führen, ähnlich den Strichen, die der Cholera zum Heimgang hat. Und kühn, erfinderisch stark, dürfen auch die verzerrten, gleichwohl im Realen zulässigen Figuren heißen, die ihn auf seiner Fahrt antreten, und die, in Ver menschlichung, die Züge eines häßlichen Todesgottes tragen. All dies aber und zumal jenes großartige Unterfangen, sodann in der schönen, gesunkenen Stadt das Anschwellen der unter seinem schulbigen Wissen verheimlichten Krankheit gleichen Schritt halten zu lassen mit der Entsittlichung, dem Verfall, der sinnlichen Zerlösung von Aschenbachs Innerem, ja beides fast zu identifizieren — all dies schlicht herausgesagt, hat zur Bedingung, daß vor einigen Jahren in Venedig die Cholera auch tatsächlich aufgetreten ist. Der Gehorsam dem Wirklichen gegenüber, der sich hier durch ein überaus taugliches Symbol belohnt findet, ist charakteristisch, und vielleicht gründet sich auf den Einblick in ein dichterisches Schaffen, das Freiheit und Demut organisch verbindet, die Meinung derer, die von Thomas Mann einen deutschen historischen Roman erhoffen. Einen, bei dem die Treue ein mythisches Schalten nicht ausschloß, ein Werk etwa, wie es uns, zu unserm Leid, in de Costers „Milen Spiegel“ von einem andern Volk gezeigt worden ist.

Auch daß mit Aschenbachs Liebe ein Seelenerlebnis aus so besonderer Sphäre zum tragenden Sinnbild geformt wurde, ist nicht weniger kühn als, nüchtern angesehen, gut, richtig, in Ordnung. Von vornherein darf man annehmen, der Griff sei notwendig gewesen, denn wenige unter den Zeitgenossen zeigen sich in der Gestaltung des Erotischen sparsamer. Es ist ja auch ein freies Gestikulieren hier, bei wahrer Selbstpreisgabe, ein unnützes und eigentlich lächerliches Zuviel, das der nur nötig hätte, dem es am innern Abenteuer gebrähe. Womit nicht geleugnet sein soll, daß doch in einzelnen Fällen (dem Wedekinds, dem Heinrich Manns) ein Schicksal sich erotischer Formeln notwendig bedienen müsse.

Ein Talent verströmt sich, und an vorbestimmter Stelle hebt ein Symbol sein Haupt aus den Fluten. Aber wäre nicht ein solches Entstehen auf dem Wege der Eingebung durch gleichmäßige Unantastbarkeit bewiesen, — auf

sehr vielen Wegen hätte ein Autor konstruktiv zu dem stützenden Mittel des Gleichgeschlechtlichen gelangen können. Daß für den Mann von fünfzig Jahren gerade hier noch Abgründe offen sind, hat man lange vor der „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ gewußt. Doch erst sie erklärte das Sich-ausbreiten jener Empfindungssphäre in der männlichen Seele mit dem Beginn einer minder tauglichen Periode: um jeden moralischen Preis schaffe sich Natur einen Ausweg — ins Weglose. Dies aber ist Aschenbachs Liebe: ein Versagen, ein Begehren ohne wahre Hoffnung. Nicht, daß es ihm nur unmöglich wäre, das Begehrte zu fassen, zu halten. Was er liebt, ist kaum mehr als eine schöne Luftballung, ist ein Phantom, das sich nicht anreden läßt, ein geträumter Führer ins Nichts. Selbstzerstörerisches Ästhetentum zu verkörpern, gab es vielleicht nirgends eine stärkere Möglichkeit als diese Gestaltung einer Liebe zum eigenen Geschlecht, die, des zeugenden Sinnes ledig, ganz ein Brand ist, der lodernnd sich selber aufzehrt. Daß auch kein anderes Sinnenerlebnis geeigneter sein konnte, einem sozial Befriedeten, einem Hochgestiegenen den Boden unter den Füßen fortzunehmen, keines, den Menschen der anerzogenen und erziehenden Würde, den Volksbildner, den Jugendbildner derart um Glauben und Würde zu betrügen, darf in dieser Meisterung eines Meisterschicksals für gleichfalls wesentlich gelten. Und wie schön, wie geheimnisvoll dicht geht hier das sinnbildliche Geschehen und die stilistische Haltung ineinander. Mit den starken Sägen stehen griechische Phalangen auf, in denen Liebe das Blut aller so verband, daß es eine Liebestat war, es im Kampf zu versprizen. Nicht nur in der tobenden und schäumenden Raserei des Dionysosstraumes fließt dieses Blut; aus ihm ist noch die Landschaft aufgeblüht, die als ein letztes schönes Luftbild des Friedens vor dem Versinkenden hingleitet. „Es war,“ heißt es da, „die alte Platane, unfern den Mauern Athens, — war jener heilig-schattige, vom Duft der Keuschbaumb Blüten erfüllte Ort, den Weihbilder und fromme Gaben schmückten zu Ehren der Nymphen und des Acheloos. Ganz klar fiel der Bach zu Füßen des breitgeästeten Baumes über glatte Kiesel; die Grillen geigten.“ Wahrhaftig, hätte jenes Sinnbild, hätte Aschenbachs tragische Neigung nur das Bedürfnis nach Einem solchen Saß zur Quelle, es wäre zehnmal genug. Doch überall ist sie bedingt und bedingend, und der Ausdruck vom „nunc stans“, der gebraucht worden ist, um das Inspiratorische zu benennen, kommt unversehens zurück.

Mit jedem kritischen Worte, das an die Kunst dieser Dichtung gewendet wird, ist, wie man erkannt hat, auch von ihrem Menschlichen die Rede. Denn beides ist in fast unerhörtem Maße eins, stützt und durchdringt einander. „Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer,“ klagt ein berühmtes Motto. Für ein Kunstwerk gibt es nur die Eine Art, gepredigte Moral zu begründen: sie an sich selber herzuzeigen. Dies geschieht hier in

einer makellosen Schöpfung, in der sich der ethische Wirkungswille des schaffenden Talents der Neigung zum Selbstgenuß begrenzend entgegen-gestemmt hat. Denn dieser Selbstgenuß ist es ja, der in Frage gestellt und abgeurteilt wird.

Es wiederholt sich, was, mit einer schönen und traurigen Fiktion, schon in „Buddenbrooks“ mit dem rührenden kleinen Hanno geschah, dem das ermattete Blut zu dem wirkenden Dasein seiner Väter nicht die Kraft mehr gelassen hatte. Hanno ging unter, Aschenbach geht unter; für Thomas Mann ist die Existenz des Künstlers eine Existenz per nefas, die nur unter besonderen Bedingungen verantwortet werden darf. Unter anderem spricht jenes zweite Kapitel des „Lobes in Venedig“, (an dem sich manches Jahr-zehnt über den seelischen Status unserer Lage orientieren wird, und zwar sehr falsch, viel zu günstig orientieren) durch Aschenbachs Mund es mit schlanken Worten aus, „daß wahrhaft groß, umfassend, ja wahrhaft ehren-wert nur das Künstlertum zu nennen sei, dem es beschieden war, auf allen Stufen des Menschlichen charakteristisch fruchtbar zu sein“ . . . Ein Fatum also wird, ob auch natürlich erkannt, so doch nicht anerkannt; über die Notwendigkeit hinaus wird geurteilt. Nicht das „operari“ bildet mehr, nach dem alten Ausdruck, den Gegenstand einer sittlichen Wertung, sondern das „esse“; eine Seele wird so vor den Richter gestellt, als ob sie frei wäre, und zwar umfassend frei . . . Talent ist etwas, das entschuldigt werden soll. Der Rausch hat fruchtbar zu sein und zwar lange. Dasein und Anlage sind ein Pensum, das abgearbeitet werden muß. Hier wird, wie es an einem benachbarten Orte heißt, das Wissen geleugnet und abge-lehnt, erhobenen Hauptes wird darüber hinweggegangen. Dies alles aber in einem Werke, dessen innerstes Herz Erlösungssehnsucht ist.

Als es noch eine Metaphysik gab, war es vergleichsweise wenig, ein Held zu sein. Aber nun, da süßloser Felsboden unter uns ist und über uns ein leerer Himmel, da wir vom Glauben nichts mehr haben als einen Hunger nach ihm, da wir so beziehungslos sind und völlig auf uns selber zurückge-worfen, wie vermutlich niemals menschliche Generationen vor uns waren, nun will es etwas bedeuten, ein Leben der Ehre und des Gesetzes zu leben. Thomas Manns Heldentypus ist glaubenlos und darum desto größer . . . Nietzsche in schöner Zügellosigkeit nachzustammeln, was er lyrisch besonnen vorgespochen hatte, das ist Mehreren zu Teil geworden. Aber als Erster von Denen, die zur Repräsentation berufen sind, stellt sich dieser Dichter wach und tapfer in die völlig götterlose Welt und läßt in dauernd gefügten epischen Hallen einen neuen Adel mit neuer Ehre wandeln.

Keines seiner Bücher bisher war so unbedingt, so ohne Zugeständnis adelig, wie dies letzte, in keinem war eine Heldenwelt des Gesetzesgehorsams mit gleichem Radikalismus gespiegelt. Die Möglichkeit freilich, ein Leben des

fruchtbaren Kunstkampfes ganz unbeseigt zu Ende zu führen, erscheint für die typischen Geister unserer Zeit noch gezeugnet; vielleicht erhofft Thomas Mann diese Möglichkeit — ein Stück Utopist auch er — von der Periode eines neuen Humanismus, die er zu seinem Teile näher zu führen sich am Werk zeigt. Aber wie ehrwürdig ist hier noch das Unterliegen! Denn ihre erste schicksalhafte Vertiefung erfährt ja die Zuneigung Aschenbachs in dem Augenblick, da er den schönen Jungen sich verächtlich wegwenden sieht von dem Bilde harmlosen Unbeherrschtheits, das eine im Lidosand sich vergnügende Familie von Badegästen ihm darbietet. Dieser Vorgang erst, er allein, hebt das „Göttlich-Nichtsagende“ in Aschenbachs Sphäre, gibt ihm Bedeutung und wirkende Kraft. Der Anblick einer auf Würde, auf Pflicht sich richtenden fanatischen Regung als Stachel zu würde- und pflichtvergessener Brunst, — welsch ein Sinnbild für das Problem von der Form, die „zweierlei Gesicht hat, die sittlich und unsittlich zugleich ist, sittlich als Ergebnis und Ausdruck der Zucht, unsittlich aber und selbst widersittlich, sofern sie von Natur eine moralische Gleichgültigkeit in sich schließt, ja, wesentlich bestrebt ist, das Moralische unter ihr stolzes und unumschränktes Zepter zu beugen.“

Talent ist, im Grunde, Schicksalsfähigkeit, ist die Fähigkeit, überhaupt ein Schicksal zu erleben, und also — bei jener nur zu erahnenden, aber todesgewissen Solidarität — im eigenen das aller Andern. Das wahre und echte Talent wird selten sein, denn nicht Vielen scheint die allgemeine Ökonomie der Natur mehr verleihen zu können als, von Stunde zu Stunde, ein dumpfes Leiden und Sichvergnügen. Ehre und Dank dem Talent also, das sich selber treu ist und mithin den Andern. Ehre und Dank dem Ausgewählten, der willig bleibt und sich fähig erhält, unter Schicksale aller Formen seinen, den eigenen Nacken zu beugen, der, im Bewußtsein der Pflicht, stumm zuckendes Menschentum durch das Wort, das gute Wort zu erlösen, bis zur Selbstverzehrung sich hingibt; dem keine Menschengestalt, ja kein Hund und kein Meertier zu gering ist, um sich ganz dafür einzusetzen — in einem doppelten Sinn —, der sich hinopfert, um jene so redlich und wahr und unangreiflich zu formen wie das Heiligste und Wichtigste. Denn wirklich, das sind sie — für den Heiligen. In jenem großen Sinn, mit dem er das Wort „Literat“ von neuem erfüllt und erfüllen darf, nennt Thomas Mann einmal den Literaten „anständig bis zur Absurbität.“ Anständig bis zur Absurbität ist, wer heilig ist. Heilig aber, heilig ist Einer dank seinen Anfechtungen. Der große Literat, das ist der Angefochtenste, der mit zusammengebissenen Zähnen Ringende; er ist der, der es am schwersten hat, er hat es schwer an der Last Aller, und er vermag sie zu erlösen, zu seinem Teil. Schopenhauer wollte einen sturmzerbogenen, aber von Früchten schweren Baum im Wappen haben mit dieser Umschrift: *conquassata sed ferax*.

Freilich muß sich im „Tod in Venedig“, als in einem Produkt von dithyrambischer Art, die Welt des einfach Menschlichen (in den Figuren jener russischen Familie) mit wenigen Sätzen bescheiden. Immer zuvor war ihr ein breiter Raum gegönnt. In „Buddenbrooks“ blühte sie zu Anfang und wurde bis in die Zeit einsamer Vernichtungen mit dieser unvergeßlichen Frau Permaneder weiter geduldet. Den Novellen des „Tristan“ fehlte sie nirgends, ja Tonio Kröger hieß noch ein „verirrter Bürger“, — mit einer wahrlich sehr bürgerlichen Bezeichnung für einen sehr tiefen Zwiespalt, und mit erhobener Stimme sprach er es aus, daß derjenige noch lange kein Künstler sei, der die Neigung nicht kenne „für das Normale, das Wohl- anständige und Liebenswürdige“. Und auch „Fiorenza“, die Dichtung übrigens, die im Werke Thomas Manns am engsten mit seiner letzten zusammen- gehört, hatte jenen Gegenpart der angenehmen Mittelmäßigen, der Bequemen in einer farbigen Gruppe. „Königliche Hoheit“ vollends gab den „Wonnen der Gewöhnlichkeit“ ihr reiches Teil, wobei freilich der pompöse Jubel der hochzeitlichen Schlußkapitel mit sehr deutlicher Ironie den endgültigen Verzicht ankündigte. Nun erscheint der Verzicht still vollzogen, und jener Gegenwelt zu den Besonderen, den Ausgeschlossenen, den Repräsentierenden, wird nur noch die Rolle eines Anlasses zugestanden . . . Gleichwohl, sie lebt und ist auch hier mächtig, — in der Sehnsucht Aschenbachs, auch dieses Künstlers, nach dem Sein.

Vom ersten Sage an. Diese Nobilitierung nämlich, von der alsbald die Rede ist, sie hat ja nicht allein Bezug auf die Würde des gereiften Talents: der erworbene Adel gehört hier, mit den anderen Anzeichen des Ruhmes, zu jenen Bestätigungen, deren ein Künstler begehrt und benötigt, weil er in seiner darstellerischen, seiner beinahe imaginären Existenz keinen Fleck hat, auf dem er sicher stünde. Aber aus Leid und Neid eines in gespenstige Geistigkeit verlorenen Meisters steigt auch jener triebhafte Wunsch herauf, der schöne Knabe Tadzio möge nicht alt werden, — ein qualender, ein süßer Wunsch, der sich in Aschenbachs Brust verträgt und vereinigt mit Zärtlichkeit und gerührter Hinneigung. Und als stärkste Ausprägung jener Sehnsucht hat der schreckhafte Vorgang im Frisierzimmer des Hotels zu gelten: dies Sichverjüngenlassen, Sichzurückversetzenlassen, dies furchtbare Langen nach dem Schein eines blühenden, dauernden Lebens . . . Für immer jedoch geschieden von freundlich friedsamere Wirklichkeit, abgenutzt, zerrieben durch Kämpfe, ergibt sich die Seele dem letzten Drang, dem nach Erlösung, nach Zerstörung. Sie stürzt, mit dunklem Jubel, dem Chaos und der Freiheit zu.

Der gleichen Freiheit nämlich, die Aschenbachs lang von uns geliebter Bruder, die Thomas Buddenbrook in der Helle eines späten Augenblicks zu erschauen vermochte, als ihm jenes Philosophenbuch in die Hand geraten war, jener

„zweite Teil nur eines berühmten metaphysischen Systems“. Liebt er nicht das Meer aus den gleichen Gründen wie Aschenbach; aus Liebe zum Ungeheuern, Grenzenlosen? Aus Sehnsucht nach Vernichtung liebt er es, aus tiefem Verlangen nach dem Nichts. Aschenbachs Schicksal ist kein Literatenschicksal. Wohl erklingt hier, und nicht weniger rein, die Klage des Ibsenschen Epilogs um ein an die Kunst hinverströmtes einziges, unwiederbringliches Leben, aber sie wird, horchen wir nur hin, zu einem rührenden Trauerlied des Individuums überhaupt. . . Da sein, einmal sein, nimmer anders sein, sich nicht anklammern, nicht vervielfachen können! Auf sein Wesen sich gefesselt wissen, wie der Gefangene auf ein wildes, sthythisches Pferd, — es ist das allgemeinste, es ist kein Literatenschicksal, obwohl der Dichter es mit stärkerem, mit fruchtbarem Leiden trägt, weil er nicht nach Nebeln, sondern nach ihm deutlichen Formen anders gearteter Existenz seine Arme ausstreckt.

In dem modernen Heldenlied aber, von dem Thomas Manns Bücher die einzelnen Gesänge sind, ist dies bis heute der freieste, dunkel erschütterndste.

Der Tod des Arztes

Novelle von Siegfried Krebs

Aus einem der kleinsten und weltklegensten Städtchen des deutschen Ostens wird folgende Geschichte erzählt.

Der alte Arzt, der sich vor mehr als dreißig Jahren dort niedergelassen hatte, lag im Sterben. Er bewohnte mit seiner Familie ein Häuschen, das in der kleinen Stadt als stattlich gelten konnte, denn es hatte größere und hellere Fenster und eine breitere und würdigere Haustür als die andern Häuser, so daß es mit seinem Überzug von Efeu manchem etwas Schloßartiges an sich zu haben schien, wiewohl es in der That nur einstöckig war und nur wenige und kleine Zimmer in sich barg. Aber es versteckte vor den Augen der Straßenpassanten einen schönen und verhältnismäßig großen Garten, der bis an den See, an dem das Städtchen lag, heranreichte und dem der Arzt alle Sorgfalt und Pflege mit viel geschultem Geschmac zugewandt hatte, so daß er von den Mitbürgern um seiner seltsamen Vornehmheit willen mit einer Art von scheuem Staunen betrachtet wurde. Der Arzt, nur ein kleines Männchen und immer in Tätigkeit, hatte eigentlich nicht recht viel Glück genossen in seinem Leben, obwohl ihm auch das Unglück fern geblieben war. Als Mann der alten Schule war er Tag und Nacht zur Hilfe bereit gewesen und hatte sich auf den unendlichen Landfahrten in schlechten Bauernwagen, auf schändlichen Wegen und bei Wind und Wetter, frühzeitig aufgerieben. Er hatte im übrigen sehr häuslich gelebt, Musik im Kreise seiner Familie getrieben, so gut es eben ging, und die Geselligkeit nur soweit gepflegt, als es unbedingt notwendig war. Im Gasthause erschien er nur, wenn Angelegenheiten der Gemeinde zu besprechen waren oder einem verdienten Mitbürger eine Ehrung erwiesen werden mußte. Jetzt hatte er schon seit längerer Zeit die Praxis einem jüngeren Kollegen überlassen und in der Stadtvertretung, im Kirchenrat und in der Leitung der gemeinnützigen Vereine hatte er andern die Stelle geräumt. Er lebte einsam in seinem Hause dem Tode entgegen, und da er überall vortreffliche Nachfolger bekommen hatte, war es noch niemandem in den Sinn gekommen, den alten Arzt zu entbehren. So begann vor der einfachen Freitreppe vor dem Hause das Gras zwischen dem Pflaster aufzuschießen, und wo früher fortwährend wartende Wagen gehalten hatten, weideten die Gänse der Nachbarn. Die Haustür öffnete sich selten, und es war tiefe Stille in dem efeu-umrankten Hause und dem Garten dahinter.

Der Tod kam langsam und ließ den alten Arzt von Woche zu Woche warten. Er war herzkrank, und Krämpfe und Anfälle von Atemnot setzten ihm hart zu, ohne mit entschiedener Wucht das Ende herbeizuführen. Seine

Frau saß an dem Krankenbett und kämpfte Nacht für Nacht den hoffnungslosen Kampf mit dem Tode. Durch Hochhalten und durch Umschläge, mit Tropfen und Riechmitteln unterstüzte sie das schwach sich wehrende Leben, und wenn ein Sturm nach dem andern abgeschlagen war, wußte sie doch, daß die Macht des Gegners unerschöpflich war. Wenn der frühe Sommertag tiefblau ins Fenster sah, draußen die Hähne schrien und bald die Sperlinge wach wurden, löschte die Frau die Lampe aus. Es war wie nach einer großen Schlacht, und Lobesmüdigkeit zwang etwas Schlaf herbei. Aber es war nicht gesiegt worden.

Nachmittags, wenn der Kranke Ruhe hatte und durch die offenen Fenster der Duft der Rosen aus dem Garten hereinwehte, kamen manchmal Gäste, um nach ihm zu sehen und Abschied zu nehmen. Der Bürgermeister kam einmal, ein noch junger Mann, der sich vielfach auf den Rat des älteren gestützt hatte und der jetzt mit bösem Gewissen der Oppositionspartei, der er nicht mächtig wurde, die Hand reichte, dreisten Leuten, die die gemeinen Angelegenheiten nach ihren privaten Zwecken zu leiten wünschten. Der Pfarrer kam, der jetzt ohne den versöhnlichen Zuspruch des alten Arztes sich in Streitigkeiten mit seiner Gemeinde hineinreißen ließ, deren Fehlern gegenüber er allzu strenge Gerechtigkeit besaß und ohne Milde tadelte, wo man ihn längst nicht mehr verstand. Die Herren vom Adel kamen, einer um den andern, von ihren Gütern herein, um dem alten treuen Berater ohne viele Worte die Hand zu schütteln, und der Landrat brachte einen Orden von geringer Klasse. Manchmal kam einer von den armen Leuten, ein früherer Patient, und wollte seinen alten Arzt noch einmal sehen. Der Vorstand vom Vorschußverein, die alte Hebamme, der Bohnkutscher drückten sich am Krankenbett vorbei und faßten die müde Hand. Ihnen allen war es, wenn sie den freundlichen und ruhigen Blick des Kranken empfangen hatten, als hätten sie von irgend woher ein überreiches Geschenk erhalten, das ihrem Leben höheren Wert verlieh, und sie grübelten ernst darüber nach, wenn sie fortgingen, was es wohl gewesen sein könnte.

Der Kranke sprach nicht sehr viel, doch wies er zuweilen mit einem Nicken des wissenschaftlichen Interesses, das nicht ohne Schmerz und Wehmut war, auf die Erscheinungen seiner Krankheit hin und sprach davon, was er noch alles werde zu erdulden haben, wenn ihm nicht bald das Ende beschiedt sein würde. Einmal sagte er, wobei er lebenswürdig und wunderschön lächelte: „Zwar eigentlich bin ich niemals ein großer Held gewesen. Aber immerhin. Es ist bald überstanden.“ Und es lag von diesem Tage an auf seinem Gesicht ein Ausdruck von so tiefer Befriedigung und fast satter Genugtuung, daß die Angehörigen darüber einen tiefen Schmerz empfanden. Und wie er sein ganzes Leben einsam gelebt hatte, ohne jemandem etwas schuldig zu bleiben, arbeitend und tätig, gewissermaßen als einzelner mit der

Front gegen die ganze Welt, unbefiegt kämpfend, aber nicht gegen sie, sondern für sie, wohlthuend und gebend, doch ohne ihren Dank und ihre Kräfte zu empfangen, ohne Glück und Freude, Glanz und Schönheit, Ehre und Stellung, ein schlichtes enges Leben führend, das reich nur war an Entfagungen mancher Art, so starb er jetzt einsam und wollte von denen, die um ihn waren, nichts nehmen an Stärkung und Trost, sondern, wenn er den Mund aufthat, gab er ihnen Liebe, Wärme, Freude und Lebensmut. Und als die letzten Tage kamen, an denen auch die Kräfte dieses Geistes nicht mehr Herr wurden über die leidende Materie und in den sonst so ruhigen Augen die tierische Angst brannte, als ein Organ nach dem andern den Dienst versagte, verlangte er mit Hefigkeit nach seinen Instrumenten, um zu operieren, und in den Todeskrämpfen lauschte er, ob nicht ein Wagen käme, um ihn zu Kranken abzuholen.

Am letzten Abend kehrte das Bewußtsein noch einmal wieder. Er ließ sich aufrichten und auf den Bettrand setzen. Der Kopf hing herab und schaukelte kraftlos, unter qualvollen Seufzern, hin und her wie eine welke Frucht, mit der der Wind spielt. In diesem Augenblick hatte man die Tür unbeachtet gelassen. Sie stand offen, und mit gesenktem Kopf kam das Hündchen ins Zimmer geschlichen und vertrock sich ängstlich unter das Bett. Aber der Kranke sah es, lockte es an sich und nahm freundlichen Abschied von ihm, während es sich kläglich und mitleidig an seine Knie schmiegte. Und dann kam die Nacht des Röchelns, und stundenlang surrte das zerbrochene Uhrwerk, bis es endlich mit ein paar harten Stößen aussetzte. Da ging im Garten die Sonne auf.

So hatte er die letzten Bitternisse ausgekostet nach seinem harten und wohlthätigen Leben, und der arme Leichnam wurde gewaschen und schön zurecht gemacht auf einem frischen Bett, das mit Blumen besteckt war. Und nach den heißen Tagen des Kampfes voll Qual, Angst und wilder Spannung herrschte nun feierlicher und festlicher Frieden. Helm und Degen aus der Kriegszeit wurden hervorgesucht und blank gepußt und samt den Denkmünzen und dem schönen neuen Orden zu Füßen des Paradebettes aufgestellt. Der älteste Sohn kleidete sich feierlich an und ging hin, um seine Bürgerpflicht zu erfüllen. Er machte dem Magistrat und dem Pfarrer Mitteilung vom Ableben seines Vaters und bestellte beim Küster das Glockengeläut und beim Tischler den Eichenfarg. Der Kriegerverein ließ melden, daß er den Kameraden zu Grabe geleiten werde, und schon begannen Kränze zu kommen, einfache, die aus kleinen Gärten stammten. Sie wurden um das Bett herum aufgestellt.

Am Abend zog ein Gewitter herauf, und es donnerte und bligte über dem armen Toten, und der Widerschein der Blitze huschte über sein gelbes, starres Gesicht, als ob er ihn wecken wollte. Da ließ man die ganze Nacht

die Kerzen auf den Kandelabern brennen, die zu beiden Seiten neben dem Bette standen. So fand er die Ruhe noch immer nicht, nach der er so verlangte, denn der Körper, fast schon aufgelöst in der langen Krankheit, weigerte sich, die Form noch länger zu halten, und die Materie wünschte, in Frieden zerfließen zu dürfen. Die Gewitterluft half ihr, und das Zimmer füllte sich mit schweren Gerüchen. Als am anderen Morgen der Sarg kam, mußte man sich beeilen, was noch übrig war von dem alten Arzt, auf die Hobelspäne zu betten. Da, wo er gelegen hatte, stand eine große Lache von Blut und Wasser. Und die Reinmachfrauen kamen und wuschen das Blut auf, trugen es in den Garten und gossen es an die Obstbäume. Den Sarg schloß man zu und nun sah niemand mehr den alten Arzt.

Es war ein Sonntagmorgen, einer dieser stillen Septembertage, an denen das gelbe Laub, von Tauperlen dicht überdeckt, schweigend zur Erde zu sinken beginnt, während die Sonne durch einen dünnen, zarten und kühlenden Nebelschleier vorsichtig und freundlich zusieht, als, während die Leute aus der Kirche kamen, der Leichenwagen vor dem Arzthause vorfuhr und eine große Menschenmenge das Haus umstellte. Der Pfarrer kam mit dem Kirchenchor und ging in das Haus hinein, aber als er reden wollte, konnte er vor Tränen lange kein Wort hervorbringen, obwohl er doch ein glaubensstarker Mann war, der schon vielen Leichen, ungerührt, das letzte Wort gesprochen hatte. Und doch hinterließ dieser Tote kaum eine Lücke, seine Stellen waren ja gut besetzt, und seine Kinder, seine Witwe, wenn auch nicht wohlhabend, so doch hinreichend versorgt. Schon lange hatte der alte Arzt keine Rolle mehr gespielt, und man hatte sich längst daran gewöhnt, daß es auch ohne ihn ging. Aber eine Traurigkeit, über deren Grund er keine Rechenschaft hätte geben können, hatte den Pfarrer überfallen, und später erzählte er, daß es ihm gewesen sei, als sollte er die ganze Welt trösten wegen des bittersten Herzeleids und des unversöhnlichsten Unrechts, das ihr angetan sei.

Dann faßte sich der Pfarrer und sprach für den Toten die Abschiedsworte an das Haus, das er gebaut, an die Wände und Pfosten, die er errichtet hatte, und an die Tür, die er jetzt zum letztenmal durchschreiten sollte, um die enge Wohnung zu beziehen, die nicht von ihm gemacht war. Sechs Mitglieder des Kriegervereins, in schwarzen Röcken, die Soldatenmüße unter dem Arm, traten heran und trugen den Sarg, auf dessen Deckel Helm und Säbel schwannten, mit ängstlicher Vorsicht durch die Zimmer, über den Flur, die Freitreppe hinab und hoben ihn auf den Leichenwagen. Herr Krüger, Sattlermeister und Vorsitzender des Kriegervereins, leitete sie an, die Schultern hochgezogen und mit beruhigenden Mienen gegen die Angehörigen. Herr Seehäfer, der Sarglieferant, betrachtete seine schwarzen Handschuhe mit einigem Wohlgefallen, schickte einen Blick voll angemessener Rührung, aber etwas ungeduldig, den Trägern nach und wies sodann, laut

genug und mit breiten befehlenden Armbewegungen, wie der Herr des Schlachtfeldes, seine Lehrburschen an, Schragen, Leichentuch und Leuchter, und was er sonst zur Aufbahrung geliehen hatte, heimzutragen. Es war wie immer bei einem Begräbnis. Schwarz gekleidete Menschen, gedämpftes Flüstern, süßlicher Geruch nach Leichen und welken Lannen, nur daß niemand weinte, als nur der Geistliche. Und dann ging der Zug, während die Glocken läuteten, langsam und über das Pflaster holpernd, die Straße entlang der Kirche zu.

Und schon jetzt wurde man gewahr, worüber sich jetzt und später alles wunderte, daß die ganze Stadt von einer tiefen und völlig niederdrückenden Trauer befallen war. Alle Schaufenster waren geschlossen, und die Leute standen still vor ihren Haustüren. Es waren, und auch das gab Anlaß zum Staunen, unzählige Fremde aus Dörfern und den Nachbarorten zusammengeströmt, mehr, als man jemals an einem Jahrmarkt oder einem Fest wollte gesehen haben. Vor allen Gasthäusern standen dichte Wagenburgen, und da die Stallungen längst nicht ausreichten, sah man überall ausgeführte Pferde, die umgekehrt in ihrer Deichsel standen und aus dem Wagen wie aus einer Krippe fraßen. Die Bauern standen, mit ihren Frauen, in Gruppen beisammen, und es wollte ihnen nicht gelingen, von ihren Werttagsdingen zu sprechen. Die Männer ließen schweigend die Köpfe hängen, und nur die Frauen machten sich leicht und erzählten sich, von Seufzern und oft von Tränen unterbrochen, in gedämpftem Klage-ton von ihren Krankheiten, und wie ihnen der alte Arzt geholfen hatte. Juden-familien aus den Nachbarstädtchen, deren stattlicher Trauerpuß noch frisch nach dem Kleiderladen roch, hockten rotwangig auf den Bordsteinen und begrüßten, wehmütig lächelnd, mit übertrieben herzlichem Händedruck, wer von ihren Kunden vorüberging. Vor dem Hotel hielten die Equipagen des Landadels. Die Behörden aus der Kreisstadt waren erschienen, Uniformen blühten, Orden glänzten. Nie hatte das kleine Städtchen soviel Glanz gesehen, wie an diesem traurigen Sonntage. Aber auch die Herren standen schweigend beisammen, mit gesenkten Köpfen. Die, die sonst am lautesten waren, hochmütige und leichtsinnige Menschen, Lobredner der neuen Zeit, sahen aus, als ob sie ohne ein Trostwort nicht leben könnten. Alle zusammen trugen wie an einem übergroßen Unglück, einem unsäglichen Herzeleid, das der ganzen Welt geschehen war, ohne daß sie ihm hätten einen Namen geben können, denn in Wahrheit war nichts Außerordentliches geschehen. Der Arzt war ja als alter Mann gestorben, wie es dem Laufe der Natur entspricht, und man konnte nicht finden, daß sich für das Leben der Allgemeinheit irgend etwas geändert hätte. Auch konnte keiner sagen, einen persönlichen Freund verloren zu haben. Denn der alte Arzt hatte ja einsam und für sich gelebt, und vielleicht hätte es auch niemand gewagt, ihm seinen Ver-

kehr und seine Freundschaft anzubieten. Vielmehr haben später alle übereinstimmend zugegeben, daß ihnen ihre eigene übermächtige Traurigkeit noch schwerer geworden sei durch das Rätselhafte ihrer Ursache, so daß sie auch keinen Gedankenaustrag hätten finden können, der über das niederdrückende Leid hinweggeholfen hätte. Es war ihnen allen, als ob die ganze Welt mit allem, was draußen geschah, versänke über dem, was heute hier vorging, und daß eigentlich sie und das kleine Städtchen hier heute der Mittelpunkt der ganzen Welt seien und das erlebten, was das Wichtigste für die ganze Welt war, und daß sie den Kummer und das Herzeleid, das die ganze Welt betroffen hatte, für die ganze Welt auf ihren Schultern trügen.

Es war eine sehr große Kirche in dem Städtchen, die zu einer Zeit gebaut war, als ringsherum die Dörfer und Nachbarstädte noch zu arm waren, um eigene Kirchen zu bauen, und alle zusammen eine große Gemeinde bildeten. Jetzt waren fünf bis sechs neue Gemeinden abgeteilt worden, und das alte Gotteshaus war nun viel zu weit für die Muttergemeinde, die es kaum zum fünften Teil zu füllen vermochte. Als aber um die Vesperzeit die Glocken läuteten zum Trauergottesdienst, zeigte es sich, daß die große Kirche heute viel zu klein war, um alle zu fassen, die gekommen waren. Nur mit einigen Umständen gelang es, Platz für die Angehörigen selbst und die Spitzen der Behörden in der Nähe des Sarges zu schaffen, der vor dem Altar aufgestellt war, umgeben von Vorbeerbäumen und Kandelabern und ganz überdeckt von einer Fülle von Kränzen, die bis ins Kirchenschiff die Stufen und den Boden dicht zudeckten. Als nun die Orgel einsetzte, und man sich, nach einiger Verwirrung während der ersten Verse, in den Rhythmus zusammengefunden hatte, brauste, von tausend Stimmen mit aller Macht gesungen, in gewaltigem Zusammenschluß der Choral durch die Kirche: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“; so, wie man noch nie einen Choral gehört hatte, und es war, als ob die Mauern und das Gebälk dem unerhörten Anprall so mächtiger Schwingungen kaum standzuhalten vermochten.

Nie wurde der Pfarrer mit so sehnsuchtsvoller Erwartung empfangen wie an diesem Nachmittag, als er nach beendetem Gesang vortrat, und, nach der Lektürevorlesung, noch bleich und mit einer Stimme, der man die tiefste Erschütterung anhörte, seine Rede begann. Man ersehnte, und weil man es ersehnte, erwartete man von ihm das Wort, das die unerträgliche Spannung lösen und von dem Druck der geheimnisvollen, übermächtigen Traurigkeit befreien sollte. Man fühlte, es würde ihm gegeben sein, denn es mußte ihm gegeben sein. Und als er zu sprechen angefangen hatte, wußte man, daß es ihm gegeben war, und gläubig, in atemloser Spannung, hing man an seinem Munde. Er sprach es aus: „Ja, es ist wirklich so“, konnte er anfangen, so deutlich lag die Frage auf allen Gesichtern und so stark lebte

sie in aller Seelen, daß sie fast körperlich vorhanden war, und niemand in den Worten des Pfarrers etwas Wunderbares fand, obwohl doch von niemandem eine Frage ausgesprochen war. „Ja, es ist so,“ fing er an, „wir, Bürger dieses kleinen Städtchens, und ihr Nachbarn aus der Umgegend haben einen unsäglich schweren Verlust erlitten. Aber wir sind es nicht allein, die leiden. Wir fühlen es wohl: wir werden nicht mehr und nicht sonderlicher entbehren als alle andern Menschen. Durch unseren Verlust ist die ganze Menschheit, in Wahrheit die ganze Menschheit, betroffen worden, und wir nur sind die Nächsten, die das Leid unmittelbar sehen, fühlen und zu tragen haben. Aber immer erstaunlicher. Wir fühlen es deutlich: Auch nicht die Menschheit allein, sondern die ganze Welt trägt unseren Schmerz. Alles, was lebt und weht, alles, was da ist, die Erde, die Sonne und alle Sonnensysteme, — so nur können wir unseren Schmerz verstehen — alle Welten und Gott selbst hat der Verlust betroffen. Alle Welten und Gott selbst sind ärmer geworden, und wir leiden unter dem Schmerz der ganzen Menschheit, aller Welten und Gottes selbst. Das Leid in eigenster Gestalt, das Unglück und der Schmerz als solche, die bestünden, wenn es auch keinen gäbe, der sie trüge und fühlte, ist uns begegnet und ist uns Bürgern dieses kleinen Städtchens und seiner Nachbarorte als Trägern aufgebürdet worden. Und das, warum alle Welten trauern, ist, daß ihr langgehegter Wunsch, der Grundtrieb ihres Daseins und Geschehens, die Ursehnsucht, die alles Leben hervorrief, der Erfüllung nahe schien und nun wieder, auf Unendlichkeiten, dem Hoffen und Sehnen preisgegeben ist: ein wahrhaft guter Mensch hat gelebt und ist gestorben, einer, der ein Sieger war.“

Ohne daß man den eigentlichen Sinn der Worte verstand, fühlten die Hunderte in der Kirche, daß der Pfarrer recht hatte. Der Schmerz hatte einen Mund bekommen, er konnte reden und sein Schweigen legte keine drückende Verpflichtung mehr auf. So vermochte man aufzuatmen, und man begann, mit Ehrfurcht die Größe dessen anzustaunen, was man erlebte.

„Wir haben,“ so fuhr der Pfarrer fort, „nicht alle und nicht immer mit dem Verstorbenen zu tun gehabt. Seit langem haben ihn nur wenige von uns gesehen und mit ihm gesprochen, aber unser Leben war uns lieber und wertvoller. Denn wir wußten, ohne daß wir vielleicht jemals daran gedacht hätten, daß, solange er lebte, irgendwo das existierte, um dessentwillen es Sinn hatte, zu leben, und wozu unser Leben und wir selbst da sind. Und wenn wir einmal litten unter Kummer und Trübsal, und Schwierigkeiten und Fehlschläge uns ganz verzagt machten und wir uns so recht elend fühlten als schwache Erdenkinder, mit denen das Schicksal, das übermächtig und unvernünftig ist, ein rohes Spiel treibt, wenn wir uns so recht gefangen und gefesselt fühlten unter die fühllose Gewalt der Natur und ihrer Kräfte, in uns und außer uns, und wir an den dachten, der heute zum letzten Male

unserer Versammlung durch seine Gegenwart die Weihe gibt, so mußten wir, daß irgendwo in all der Knechtschaft und Gebundenheit doch Freiheit vorhanden war, und daß, während wir alle traurig waren als Unterlegene, Unterjochte und Besiegte, einer da war, der überwunden und besiegt hatte, was uns am Boden hielt. Und wenn wir uns heraussehnten aus der sinnlosen Wiederkehr der Tage mit ihrer Lust und ihrem Leid, und all der Unruhe, Hast und Qual, die ein Ziel suchte und doch nicht fand, mußten wir: einer lebt unter uns, der hat das Ziel und hat den Sinn. Bei ihm ist wahrhaft der Geist zur Herrschaft gelangt, und was, mahnend und bohrend, drohend und treibend, wie ein unter den Erdboden eingeschlossener Gott, in unsern Seelen irgendwo, noch ungeboren, zur Geburt drängt und trotz aller Wehen nicht zur Geburt kommt: hier war es durchgebrochen, hier war Geist und Sinn, Zweck, Sieg und Freiheit. Und alles dies —“ Staunen und Verwunderung rissen den Pfarrer selbst mit fort. Es war, als hätte er die Gemeinde vergessen und den Ort, an dem er sich befand, und folgte einfach Bildern, die sich seinem Geiste zeigten — „und alles dies vereint in dieser kleinen, unscheinbaren Gestalt, die wir alle vor uns sehen, in dem schlichten, nicht sehr eleganten Anzug, mit dem rötlichen Bart und dem etwas wackeligen Gange. Ich sehe ihn, sein Liedchen leise durch die Zähne singend, den Stock mit der Elfenbeintrübe in der Hand, auf seinem täglichen Weg die Straße zum Krankenhause heraufkommen — und doch war er mehr als alle andern ein Besiß der ganzen Welt, ein Held und ein Heiliger.“ Und nun hob sich die Stimme des Pfarrers zu mächtigem, metallisch vollem Klang, der die ganze Kirche füllte wie Orgelton:

„Und so sind wir am Sarge des schlichten und kleinen Mannes, dem niemand in seinem Leben besondere Ehre erwies, weil er es nicht nötig hatte, dessen Dienste man sich oft genug unbelohnt gefallen ließ, weil man wußte, sie waren doch nicht zu lohnen, — so sind wir an seinem Sarge versammelt, nun nicht, um zu klagen, sondern um endlich Ehre zu geben dem, dem Ehre gebührt, und den Helden zu feiern und dem Heiligen seinen Triumph zu bereiten. Einer hat bis zu Ende gelebt als ein Sieger, ein Freier, ein Guter. Er hat alles Schwere und Bittere, und alle Mühe und Last in der Welt auf sich genommen, hat sie für uns und um unsertwillen getragen, nicht um Lohn und Vergeltung, sondern nur, damit der Geist einmal zur Herrschaft durchbräche und das Gute einmal da sei in der Welt. Einer tat es für uns alle. Wir lebten um Lohnes willen, um Freude und Glück zu haben und gingen dem Leid aus dem Wege. Wir durften es. Trotzdem blieb das Gute da, er hatte es und war es. So ging die Welt nicht unter, so ward der Sieg nicht verloren. Mit Verwunderung und Dank und tiefer Befriedigung stehen wir um diesen Sarg, trugen wir den Schmerz der ganzen Welt um diesen Tod, so feiern wir auch jetzt mit ihr den Triumph und das

Siegesfest. Gott ist aus der Gebundenheit erlöst worden, der Geist ist zur Herrschaft durchgebrochen. Durch allen Schmerz, aber in voller Glorie. Was sonst nur ein Wort ist, hier ist es Wirklichkeit: ehrfürchtig und bewunderungstrotz stehen wir vor dem Ereignis einer Vollendung. In Frieden wird nun wieder jeder gehen und seine Beschäftigung aufnehmen, seinem kleinen Leid und seiner kleinen Freude leben. Die große Pflicht ist uns abgenommen, die Aufgabe, die uns zu schwer war, ist für uns gelöst worden. Wir sind von der Schuld befreit, das Opfer ist gebracht. Versammelt und in hohem Ernst haben wir dem Wunder der Welterlösung zugehört und ihm unsere Ehrfurcht gezollt. Nun kommt und laßt uns den Triumphzug beginnen und dann gebt der Erde, was der Erde gehört."

Die Hunderte und Hunderte, die im Schiff der Kirche und auf den Emporen saßen und sich, Kopf an Kopf, in allen Gängen drängten, fühlten, wie ihre Traurigkeit einem neuen Gefühl voll Größe und Erhabenheit wich, und in ihre Augen kam ein Leuchten. Sie wußten deutlich, daß der Pfarrer die Wahrheit sagte, wenn sie ihn auch nicht Wort für Wort verstanden, und daß er nur aussprach, was sie selbst verlangt und erwartet hatten. So verließen sie, ein dichter schwarzer Menschenstrom, schweigend und erhobenen Hauptes die Kirche, während die Krieger die Kränze von dem Sarge nahmen und ihn vorsichtig hinaustrugen, wobei die Orgel eine feierliche Siegesmusik anstimmte. Draußen ordnete sich der Zug. Voraus der Kriegerverein, dessen Gewehre bligten, mit der Musikkapelle und der umflorten Fahne, dann die Schulkinder, und hinter ihnen die Spitzen der Behörden, die Stadtverordneten und der Kirchenrat. Dann setzte sich der Leichenwagen in Bewegung, dicht gefolgt vom Pfarrer und den Angehörigen, und dann die Hunderte zu Fuß und zu Wagen.

Man mußte der Länge nach fast durch das ganze Städtchen, und dann, am See vorbei, einen Hügel hinauf, wo am Waldrande der Kirchhof lag, mit der lieblichen Aussicht auf das Städtchen, das sich im See zu seinen Füßen spiegelte. Die Straßen waren menschenleer und die Häuser verschlossen, denn alles ging mit im Zuge, und selbst viele Alte und Kranke ließen sich auf den Wägelchen ihrer Bettern vom Lande mit hinaus fahren. Über dem schwarzen Menschenstrom aber schwebten hoch vom Deckel des Sarges herab Helm und Degen des alten Arztes.

Die Glocken läuteten, und die Kriegervereinsmusik blies feierliche Märsche, und es war in Wahrheit wie ein Triumphzug. Michael Payer, Gelegenheitsarbeiter und Veteran vom 2. Garderegiment zu Fuß, als solcher Empfänger der Kriegsinvalidenrente und seit Jahren ständiger Gast im Krankenhaus, hat später mit aller Bestimmtheit ausgesagt, er habe, während der Zug durch die Straßen ging, eine Musik gehört wie von mindestens zehn Regimentskapellen, die nach der Schlacht den Gefallenen die letzte Ehre

erweisen. Ein anderer alter Mann, dessen Glaubwürdigkeit allerdings angezweifelt wurde, hatte deutlich Engel mit Posaunen in der Hand gesehen, die dem Zuge voranflogen. Frau Hoffmann, eine ehrliche Waschfrau, die, als sie noch jünger war, oft im Hause des Arztes gearbeitet hatte und recht gut wußte, wie er gelebt hatte, jetzt aber vor Alter und Sicht das Haus nicht mehr verlassen konnte, saß an ihrem Fenster und sagte, während sie Tränen verschluckte: „Gott sei Dank, nun kommt er endlich zur Ruhe. Das war ein Leben! Habt alle Ursache, ihn hinauszubegleiten. Ja, nun ruht euch aus, ihr elendigen Knochen, ruht euch aus, ruht euch aus. Verdient habt ihrs.“

Im übrigen verlief alles der Ordnung gemäß. Als der Zug am offenen Grabe angekommen war, wurde der Sarg vom Leichenwagen gehoben. Einen Augenblick schwebte er über der Gruft in seiner Blumenfülle, als wollte er sich noch einmal der Gottesluft erfreuen. Und dann sank er langsam hinab, die Laue rasselten, Blumen und Palmen tauchten unter. Die Septembersonne, schräg durch schon vergilbende Lindenblätter fallend, gab ihnen noch ein kleines Stück das Geleit, dann nahm auch sie Abschied, und der Tote hatte seinen Ruheplatz gefunden. Der Pfarrer übergab ihn, segnend, der Mutter Erde zur Verwesung. Mit dem „von Erde bist du, zu Erde sollst du werden“ warf er ihm drei Hände Sand nach, die polternd auf dem Sarge aufschlugen. Die Angehörigen folgten seinem Beispiel, während der Kriegerverein drei Salven schoß. Dann begannen die Totengräber das Grab zuzuschaufeln. Aber ein paar halbinvalide Vagabunden, die den Sommer auf der Landstraße, den Winter aber behaglich im Krankenhause zu verbringen pflegten, alte Schützlinge des Arztes, drängten sich vor und nahmen ihnen die Spaten aus der Hand. Man ließ sie, und sie scharrtten das Grab zu und richteten den Hügel auf, auf den die Kränze gelegt wurden. Und dann ging alles heim, einer der Söhne trug Helm und Degen in der Hand, schon weit voraus grüßten die Klänge der Musikkapelle, die mit ihrem: „Ich hatt' einen Kameraden, einen besseren findst du nicht,“ den Kriegerverein zum Trauergelage heimgeleitete. Und dann war der alte Arzt allein, endlich, und hatte Ruhe.

Später, als die Witwe fortziehen und das Haus, das in keinem guten baulichen Zustande mehr war, verkaufen wollte, taten sich stillschweigend ein paar der besser situierten Bürger zusammen und kauften es an, als eine Stiftung für die Stadt. Und noch nach langer Zeit, wenn man Leute aus diesem Städtchen, denen es draußen in der Welt gut gegangen war, fragte, warum sie immer wieder die weite Reise in ihre Heimat machten, die doch reizlos war und ihnen nichts bieten konnte, sagte wohl einer: „Und dann ist da das alte Arzthaus am Markt, das ich auch noch einmal wiedersehen möchte.“

Rhodes und Rhodesia

von Emil Ludwig

Rassenfragen

Wor fünf Jahren haben die englischen Liberalen das Wort von den gelben Sklaven erfunden und den Rücktransport aller chinesischen Minenarbeiter aus Südafrika durchgesetzt. Aber die Gelben waren freier als die Schwarzen, die von ihren Häuptlingen abkommandiert werden. Und die wahren Gründe waren sehr rationell, humane und Ideologen wurden betrogen. Der Chineser war dem weißen Miner zu geschickt, zu rasch lernte er die Handgriffe, für die dieser teuer bezahlt wurde. Außerdem stahl er mit solcher Genialität, daß er beim Gold-Amalgam-Verfahren nicht verwendet werden konnte. Ferner war er zu genügsam, lebte von Reis, sparte sein Geld oder verspielte es nur an seine Landsleute. Weder zum weißen noch zum malaiischen Kaufmann ging er, die gewohnt waren, sich an schwarzer Naivität zu bereichern. Schließlich machte er zuviel Raub, Mord und Einbruch, um Geld zur Bezahlung seiner Spielschulden zu schaffen, die zu begleichen ihn ein Hauptgesetz seines merkwürdigen Kodex verpflichtet. Die Gelben waren kaum fünf Jahre im Transvaal.

Heute sind es mehr als eine viertel Million Schwarzer aus ganz Afrika, die dort schleppen, wälzen, ziehen, tragen. Diese freien Sklaven werden von Agenten eingefangen, die polyglott in Neger Sprachen, musterhaft als Psychologen, mit Raffinement, Unerblichkeit und Vorpiegelung phantastischer Dinge sich ein Vermögen verdienen. Fünf Pfund Sterling zahlt ihnen jede Mine für jeden Schwarzen, den sie für zwölf Monate verpflichten.

Es gibt Häuptlinge, die eine vollkommeneren Autorität besitzen, als sozialistische Führer. Sie kommandieren wirklich ihre Bataillone ab. Ich sah ein Schiff mit ein paar hundert Neger in Mozambique aus dem Hafen gleiten. Sie sangen und schienen glücklich. Diese fuhrten nicht nach dem „Rand“, sondern nach dem Westen, wo die Zinkgruben den Schwarzen meistens zugrunde richten. Kehrt er aber doch zurück, so kauft er sich für das Ersparte eines Arbeitsjahres im Hafen — ein Fahrrad. Manche sollen Schreibmaschinen nach Hause gebracht haben, als kurioses Spielzeug für den Kraal.

Einige Stämme sind zur Einfahrt nicht zu bewegen, sie fürchten sich. Kein Zulu, kein Basuto fährt in die Mine. Der Kaffer kauft sich, wenn er heimkommt, meistens eine Frau und wenn das Vieh, mit dem er sie dem Vater zahlt, gerade billig ist, kauft er zwei. In Natal hat man neuerdings eine Einrichtung getroffen, die für Finanzminister in Europa nachahmenswert erscheint: die zweite und jede folgende Frau muß der Mann versteuern.

Nichts ist schwieriger in Afrika, als die Psyche des Schwarzen zu erforschen. Die Missionare glauben, die Taufe, und die Negrophilen, gleiche Rechte machen ihn weiß. Es ist lächerlich. Auch wer ihre Sprache nicht versteht, wird meist Stumpfheit oder Brutalität in diesen Zügen lesen oder völlige Verhargie. Freilich, es gibt Aristokraten, und man kennt sie. Ein edler Somali nimmt es an Haltung und Gang mit jedem auf, an Würde und Mut überragt er die meisten Weißen. Aber wenn er diente, würde er auch gemein. Sämtliche Batuneger-Stämme haben nur eine einzige Staatsform gebildet: eine wütende Despotie. Immer wieder will eine Wildheit aus ihnen brechen, aber selten wirkt sie grandios. Nur eine völlige Unkenntnis des Negers konnte Deutsche, die ihn einmal im zoologischen Garten gesehen, zu dem tollen Vorschlag bringen, die Mischehe zu legitimieren.

Ehe Rhodes Matabele- und Maschona-Land annectierte, war einer dieser Stämme dem andern tributpflichtig, war des andern Sklave. Oft überfielen die Matabeles einzelne Dörfer, um alle Einwohner zu töten. Sie sagten: wir weßen unsere Speere. Die Engländer glaubten nun, da sie sie schützten, würden sie, die Schwächeren, glücklich sein. Statt dessen brach unter ihnen bald ein Aufstand aus von einer Wildheit, wie nie zuvor. Als man ihm diese Nachricht brachte, sagte der große Jäger Selous, der zwanzig Jahre unter ihnen gelebt: „So. Jetzt gebe ich es endgültig auf, den Charakter dieser Leute zu verstehen.“

In Südafrika haben die Schwarzen das welthistorische Stichwort. Von den sechs Millionen Einwohnern sind vierundeinhalb farbig (meist Neger), d. h. fünfundstebzig Prozent. Nirgends in der Welt gibt es eine annähernd ähnliche Zahl. Tropenkolonien, in denen ein paar hundert Weiße die Schwarzen arbeiten lassen und selbst nur immer vorübergehend wohnen können, dürfen nie damit verglichen werden. Es bleibt, wo Neger sitzen, die ungeheure Distanz bestehen. Oder, wo sich Kulturen vorfinden, in Indien, in Senegal, kommt eine weiße Kultur als Führerin gar nicht auf. Hierin läßt sich mit Südafrika nur etwa Nordamerika vergleichen, Australien, Kanada, Neuseeland. Und dort gibt es nirgends mehr als zehn Prozent Einwohner, die schwarz, rot oder gelb sind. Einzig in ein paar kleinen spanischen Republiken Amerikas gibt es ein ähnliches Verhältnis —: man kennt den Tiefstand ihrer Kultur.

In Südafrika sind die Grenzen: was der Schwarze, was der Weiße arbeiten soll oder darf, ganz liquide. Früher hörte man überall: „That 's Kaffir-work“. Heute schwinden diese Vorurteile bedenklich dahin. Nach dem Burenkriege haben Weiße und Schwarze zusammen in Kapstadt Schiffe gelöst! Und schon gibt es eine große Partei, die die schwarzen Minenarbeiter durch Weiße ersetzen will.

Im Kriege sind die Schwarzen völlig verborben worden. Die Engländer haben sie gegen die Buren gewaffnet, mit ihnen kampiert, ihnen Geld und Schnaps gegeben. Da wurden sie frech, da amüsierten sie sich, die weißen Herren einmal gegeneinander kämpfen zu sehen. Bis heute hat England nicht gewagt, den Basutos ihre englischen Gewehre wieder abzunehmen!

Aber die Hauptschuld tragen Missionare und Negrophile. Diese Leute leben immer gegen die Realität. Die äthiopische Bewegung will Freiheit für den Schwarzen und tut, als kenne sie nicht jene Karikaturen von Staaten, die die Neger in Liberia und in Haiti Republiken nennen. Sie sehen aus: so wie der Neger auf der Straße in Johannesburg.

Amüfant zu lesen, wie alle Welt vor der Vermehrung der Schwarzen zittert, die nun auch prozentual anwachsen, seit humane Köpfe die Kriege der Eingeborenen, Hungernöte und Seuchen unterdrücken oder mildern, seit man sie impft und ihnen Hospitäler baut. Jetzt bekommt alle Welt Angst vor den Folgen ihrer Maßregeln: vor den langsam, doch unheimlich stetig wachsenden Millionen.

Schon haben ihnen die Negrophilen in London politische Rechte erteilt. Jeder Kaffer, der in der Kapprovinz fünfzig Pfund jährlich verdient (achtzig Mark im Monat) und seinen Namen aufschreiben kann, hat Wahlrecht.

Das Schreiben von zehn Buchstaben lernen sie rasch von gar eifrigen Missionaren und Agenten. Ein Viertel aller Wähler am Kap ist schon heute farbig! Sie dürfen zwar keinen Alkohol kaufen, aber sie dürfen ins Parlament wählen und dies in einem parlamentarisch regierten Lande. Ihr Selbstgefühl steigt. In manchen Kreisen geben sie bei den Wahlen bereits den Ausschlag zwischen den beiden großen Parteien. Drei Zeitungen erscheinen in Kaffersprache. Da sie nun Rechte haben, fordern sie mehr. Bald werden sie die Hälfte der Stimmen haben, — und damit die Macht. Unsere Tertianer könnten mit größerer Einsicht wählen.

An schwarzen Vorrechten wird nicht gerührt. Der Weiße kommt wegen Arbeitslosigkeit ins Gefängnis, wegen Vielweiberei ins Zuchthaus; in den meisten Fällen besitzt er keinen Fuß breit eigenen Grund. Dem Schwarzen darf niemand sein Land nehmen, auch wenn er es nicht bebaut, er darf herumlungern und soviel Frauen haben, als er kaufen kann.

Wenn es klug war, die Union schon jetzt zu schließen, so haben freilich die Negrophilen in London ein Verdienst darum: alle Afrikaner hassen den Einfluß, den jene von ferne üben. Die Hoffnung, ein einiges Südafrika würde ihnen stärker Widerstand leisten, hat die Verhandlungen zur Einigung, namentlich im Transvaal, sehr beschleunigt.

Denn immer wieder veranlassen jene von London aus die Gouverneure in Südafrika zu Eingriffen, die uns unglaublich scheinen. Ein Trupp

Zulus, die im Aufstande von 1906 eine Reihe Weißer ermordet hatten, sollte hingerichtet werden. Das schmerzte die Freunde der Schwarzen zu Hause sehr. Sie drückten auf den Gouverneur, bis er eingriff, aber das ganze Ministerium in Natal trat darum zurück, und der Gouverneur mußte nachgeben.

Indessen, die Missionare haben ja festgestellt, daß vor Gott alle Menschen gleich sind.

Die Deutschen haben leidenschaftlich Partei ergriffen für die armen, freien Bauern, die der böse Chamberlain bedrückte, (sogar der Skeptiker des Simplizissimus wurde sehr lyrisch.) Wer hier die Buren sieht und hört von ihnen, begreift das Mißverständnis. Es ist echt deutsch. Der Unterdrückte galt wegen seiner Schwäche für gut, man verwechselte das Pathos des Schicksals mit dem Charakter des Schicksalsträgers. Weil ihre Lage tragisch war, fragte man nicht nach ihrem Wesen.

In einem Burenbuch, das damals halb Deutschland gelesen, steht folgender Satz: Rhodes hatte in Rhodestia vergeblich nach Gold gesucht, und als er nur wenig fand, „stieg bei ihm der Gedanke auf, sich der reichen Goldfelder im Transvaal und zugleich der Republik selbst zu bemächtigen. Auch diese gemeine Tat brachte er später zur Ausführung.“

Merkwürdig gemischt scheint ihr Charakter aus instinktiver Falschheit und sterilem Pietismus. Ihr Blick klagt dich an, aber sofort betrügen sie dich. Religiöser sind sie und doch zugleich ausschweifender als irgend ein Volk des Nordens.

Im Transvaal gab es eiserne Gesetze gegen jede Prostitution, zugleich wurden aber alle sexuellen Verbrechen milder bestraft als in irgendeinem Lande Europas. Typischer Schluß des Buren: Das Böse wird als Prinzip bekämpft; im übrigen —: das Fleisch ist schwach.

Kurz nach dem Kriege stand ein herrlicher Fall vor Gericht. Ein Bur, der jahrelang von seiner Farm ferngewesen, findet zu Hause ein Kind vor. Ohne weiteres verzeiht er seiner Frau, nur dringt er auf den Namen des Verführers. Als er ihn endlich weiß, stellt er den Mann nicht etwa, sondern — verklagt ihn auf Alimente. Man kennt die hundert Beispiele ihrer Geldgier. Indessen, das wäre eine internationale Qualität. Aber die Korruption vor dem Kriege reichte bis in Krügers Familie. Der Alte war sicherlich unbestechlich, aber er wußte wohl, daß seine Nächsten sich bestechen ließen. Sicher hat dieser Mann während seiner beiden ersten Präsidentschaften Großes geleistet. Liest man aber seine Reden und Erlasse während des Krieges, so hat man das typische Bild religiösen Wahnsinns, kompliziert mit Altersschwäche.

Bedenkt man die großen biblischen Traditionen, mit denen diese Holländer

herausgekommen, so erklärt ihre Geschichte zum Teil ihren Charakter. Der Kampf, den sie mit wilden Tieren und Menschen durch Jahrhunderte geführt; die Unmöglichkeit, in diesen Steppen Mittel der Bildung zu erwerben; die völlige Isolierung der einzelnen Familien: das muß Roheit und Pietismus in gleichem Schritt gefördert haben.

Heute wirkt das alles nur noch peinlich. Jetzt (Juli 1912) hat der Erste Prediger der Burenkirche in Kapstadt bei den Verhandlungen wegen Sonntagsruhe erklärt: Am Sonntag dürfen keine Bahnen fahren, nur ein Zug zur Burenkirche vor der Predigt und einer nach der Predigt; zur katholischen und zu den andern reformierten Kirchen sollen keine Züge fahren.

Als dies ungeheure Land schon von England stark besiedelt war, regierte noch ein Volk, das keine Maschinen auf die Farmen brachte; das Gold, dessen Existenz es kannte, nicht zu fördern wußte; das Bahnbauten pro Kilometer abschloß, so, daß die glückliche Firma statt einer geraden Linie eben eine eiserne Schlange durch das flachste Gelände laufen ließ, über deren Windungen der Reisende noch heute staunen kann.

Die jüngere Generation verändert sich ein wenig. In den Städten schließen sie sich englischen Lebensformen mehr an, aber auf den Farmen nähern sich vielmehr ihnen die jungen Engländer. Einige sind sogar im Parlament Unionisten, und Lord-Oberichter ist einer der ur-burischen de Villiers, die vor zweihundert Jahren als vier Brüder am Kap landeten und sich nach Burenart so stark vermehrten, daß es jetzt über zehntausend gibt.

„Heute entscheidet,“ sagt Forthomme, „eine Million Menschen darüber, welche Sprache in Zukunft hundert Millionen sprechen werden.“

Gegenwärtig sind die beiden Sprachgruppen gleich an Zahl, durchdringen sich aber so völlig, sind so wenig lokalisiert, daß es unmöglich ist, hier wie in anderen Kolonien Sprachgrenzen zu ziehen. Die Bekanntmachungen, die öffentlichen Anschläge sind zweisprachig. Aber es gibt zweihundert englische und nur dreißig holländische Blätter in Südafrika und nicht eine einzige holländische Tageszeitung. Alle Reklamen sind englisch.

Man wendet gegen das Burisch ein, das sei keine Sprache, sondern ein Patois, und in der Tat haben sie weder Literatur noch Rechtschreibung. Aber sie lehren in ihren Schulen hochholländisch. In den Städten reden die Schwarzen höchstens englisch, aber am Kap gibt es Malaien, geborene Mohammedaner, die ausschließlich burisch reden können. (Das Einwanderungsgesetz verlangt die Fähigkeit, eine Kultursprache zu sprechen. Ein galizischer Jude wollte ins Land, berief sich auf sein „Jiddisch“, die Behörde wies ihn zurück. Aber der Lord-Oberichter entschied: diese Sprache ist eine Kultursprache.)

Südafrika ist leer. Wenn zehn Millionen statt sechs im Lande sein werden, so werden immer erst acht Menschen auf einem Quadratkilometer sitzen. Tausende von Bastarden beginnen sich mit Weißen zu vermischen. Das ganze Problem der Einwanderung ist hier schwieriger als irgendwo. Die einen sagen: Laßt niemand mehr herein, es hungern genug „loafers“ in den Straßen herum. Die andern erwidern: Das kommt eben, weil wir nicht genug Weiße im Lande haben! — Aber in welchem Staat könnte man Einwanderer einlassen, wenn Bedingung wäre, daß es keine Arbeitslosen gibt? —

Genau hundert Jahre, nachdem die ersten Engländer in Kapstadt gelandet sind, hat England nun, 1910, aus Kapland, Natal, Transvaal und Oranje die Südafrikanische Union geschaffen, unter englischem Einfluß, aber mit Selbstregierung.

Diese Einigung schwebte schon vor fünfzig Jahren Sir George Grey vor, dessen schöner Kopf in Kapstadt aus den Bosketten der public gardens leuchtet. Und schon zehn Jahre vor dem Kriege haben die Johannesburger Goldleute die Fahne der Republik vor Krügers Fenstern in Stücke gerissen. Hundert Jahre hat der Kampf gedauert, stoisch, hartnäckig von den Buren geführt, scheinbar endigend mit dem Siege Englands, — in Wahrheit mit dem der Buren.

Es ist wahr, auch der Krieg endete nicht mit einer Niederlage der Buren, England hat vielmehr im Frieden von Vereeniging eine Verfassung vorsehen müssen. Aber als ihren größten politischen Fehler erkennen jetzt kluge Engländer selbst, daß man diese Verfassung zu früh erteilte. Hätte Rhodes gelebt, er hätte noch ein Jahrzehnt gewartet. Aber die liberalen Ministerien, von Gladstone über Campbell-Bannermann bis zu Asquith, eilten damit, als müßten sie die konservative Kriegspartei von damals desavouieren.

Die Buren haben es allerdings schwer erträgt. Schon kurz nach einer Zeit der Diktatur, die notwendig dem Krieg folgen mußte, suchte man zu einem Verfassungsleben zu kommen, aber solange England nicht das Selbstgovernment aussprach, machten die Buren mit leidenschaftlicher Ausdauer passiven Widerstand. Den alten Generalen wurden Portefeuilles angetragen, — sie lehnten sie ab. Es stockte einfach die gesamte Entwicklung, und die Enttäuschungen, die der Krieg erzeugt, wurden noch schrecklicher. Jetzt haben sich die Buren gefährlich durchgesetzt.

Ziel stärker als vor dem Kriege haben sie nun die Mehrheit im Parlament, und Bootha ist Premier! Vor allem das Kapland, vor dem Kriege rein englisch, wird jetzt wieder halb burisch. Die Regierung sitzt nicht, wie man wollte, am Kap, sondern in dem rein burischen Prätoria, und der imponierbare Einfluß der Engländer kommt dort nur aus der dumpfen Lust des benachbarten Johannesburg.

Was hat England von diesen Ländern? Die Imperialisten drängen, daß auch nicht eine Stecknadel im Lande erzeugt werde, aber die Vorzugszölle, nie über fünf Prozent, sind doch gering. Der Engländer selbst beginnt Afrikaner zu werden, wie er vor hundertundzwanzig Jahren Amerikaner wurde. Ist das ein neues Zeichen für das Sinken seiner Weltmacht? Mit bedeutender Sicherheit löst sich Südafrika von einem Lande los, das noch weniger sein Mutterland ist, als Australiens und Kanadas. (Diese Loslösung seiner größten Kolonien, allen Gegnern Englands wünschenswert, wird weltpolitisch höchstens gehemmt durch gewisse Rüstungen und Drohungen, die die jungen Staaten immer wieder zu Gelöbnissen der Treue an England im Falle des Krieges treiben.)

Man sagt, der Reichtum liegt in der Erde. In fünfundzwanzig Jahren sind sieben Milliarden Gold gefördert worden. Täglich wird Gold im Werte von über zwei Millionen Mark, jährlich werden gegen achthundert Millionen gefördert, und die „Magnaten“ wollen es auf jährliche zwölfhundert treiben. In den zwanzig Jahren 1887 bis 1907 sind dreiundvierzig Millionen Pfund, in Mark gegen eine Milliarde allein an Dividenden am Rand verteilt worden.

Dazu kommen die Diamanten. Kimberley hat in fünfundzwanzig Jahren Diamanten im Werte von über zwei Milliarden Mark erzeugt. Jetzt produziert es jährlich vier Millionen Karat, das bedeutet einen Wert von hundertundzwanzig Millionen Mark. Die Premiermine allein produziert für über dreißig Millionen Mark jährlich Diamanten. Sie zahlt, obwohl sechzig Prozent des Reingewinns als Steuer an den Staat abgehen, mit den übrigen vierzig noch hundertundzehn Prozent Dividende.

Aber von alldem fließt nur etwa ein Drittel nach England, denn hier gibt es viel französisches Kapital, und ein Viertel des gesamten Randkapitals ist deutsch. Diese Summen sind noch für ein paar Jahrzehnte garantiert, auch wenn Johannesburg zum Schmerze seiner dunklen Herren „eine Goldfabrik wird“.

Und dann? Unendliche Quadratmeilen dieser Länder sind sehr schwer urbar zu machen. Oft muß die steinharte Erde mit Dynamit gesprengt werden, ehe man sie umackern kann. Es könnte kommen, daß in hundert Jahren die goldsuchenden Völker die Länder wieder fliehen; daß nur der Dur zurückbleibt — und wie um 1800 allein und verloren in der Steppe haust.

Rhodes

Vergiß nie, daß du ein Römer bist. Nimm dich in acht, daß du auch ein „Kaiser bist!“ In seinem Schlafzimmer, das man unverändert erhalten, lag Marc Aurel, und diese Stelle war angezeichnet. Draußen, hinter den großen Fenstern prangte mit ihren römischen Pinien die heroische Landschaft von Kapstadt.

Stanley, der kühne und romantische Entdecker, war nicht Politiker genug; Peters, dem kühnen Politiker, fehlte Glauben und Liebe zu seinem Werke. Beide waren national ent wurzelt. Rhodes aber war römischer als je ein Engländer gewesen: real, pathetisch und amüslich, Kenner des Menschen, Republikaner und Diplomat, unerotisch, gelehrt und religionslos, Romantiker von Distinktion, Genie als Kolonifator, Imperialist bis zum Wahnsinn.

Er war groß und breitschultrig, das Auge graublau, beobachtend. Der Mund war „der Revolutionär“ in diesem ebenmäßigen Antlitz, alle Gedanken und alle Gefühle wurden rasch durch seine Haltung deutlich. Sir T. E. Fuller, sein Freund, berichtet: „Am besten sah der Mund aus, wenn er Willen zeigte, am schlimmsten, wenn Leidenschaften ihn verkrümmten.“ Jetzt soll Robin den Mann für London meißeln.

Wie Peters war er Pfarrerssohn und gut erzogen. Er war Oxforder Student mit Leidenschaft. Als Lungenkranker kommt er nach Südafrika, sucht Heilung und findet Diamanten. Er kehrt nach Oxford zurück, um auszustudieren; kommt wieder nach Afrika. Mit zweiunddreißig Jahren war er noch nichts, mit vierundvierzig bereits gestürzt, mit neunundvierzig tot.

In Kimberley sieht er, wie jeder einzelne sinnlos für sich mit kleinen Mitteln Diamanten abbaut, wie die Grubenwände stürzen, wie die Arbeiter stehlen und rauben, wie der Markt beunruhigt wird und gedrückt. Ihm gelingt, was bisher allen mißlang. Alle zu vereinen, hundert in eine einzige Gesellschaft zu konsolidieren. Als er ein großes Vermögen erworben, geht er in die Politik: nicht aus Eitelkeit, wie die „Magnaten“, sondern aus Leidenschaft. Er heiratet nicht und jammert nicht nach männlichen Erben, wie jene; er geht an seine Werke und erfüllt sie in einem Jahrzehnt: Gründung einer Bahn durch den Erdteil Afrika und Gründung einer Kolonie, gesund und reich, groß wie Deutschland, Österreich und Ungarn. Nun trägt sie seinen Namen.

Nie war ein Mann in Afrika so ganz Geist wie er. Rhodes hat erwiesen, daß selbst Wilbe durch Geist sich bändigen lassen. Er kannte die Sprachen vieler Stämme, und er überredete sie.

Stanley und Peters schrieben vorzüglich. Rhodes sprach. Wie ein Römer ein Redner, doch in modernerer Form: ein Überredner, brachte er jedermann dorthin, wo er ihn brauchte. Nicht durch Verstellung, sondern durch Suggestion. „To be fair with you“ begann er, wenn er jemand zu gewinnen suchte. Und das war die Wahrheit, die niemand erwartete. Er wußte, daß jedermann käuflich ist, „es fragt sich nur für wieviel“. Statt sie zu bekämpfen, überredete er Männer, Gesellschaften, Regierungen. Er war ein Schauspieler und ließ sich mit dramatischem Elan auf seinen Sitz nieder, wenn er in einer Sitzung gesprochen; wie um zu sagen: „Was ließe sich dagegen noch einwenden!“

Im Aufstand der Matabeles ging er in die steinerne Wüste der Matopos, mit drei Begleitern, ohne alle Waffen. Er wartete Wochen, bis sie kamen, dann zeigte er ihnen, daß er waffenlos wäre. Sie staunten. Er fragte sie, worüber sie zu klagen hätten. Sie faßten Vertrauen und sagten es ihm. Er versprach ihnen Hilfe. Das dauerte drei Stunden. Dann, als sie gingen, sagte er, wie nebenbei: „Wollt ihr nun Frieden oder Krieg?“ Da warfen sie die Speere vor ihm nieder. Der Aufstand war aus und sie liebten ihn. Bewaffnete Kaffern, durch Geist gebändigt. Als er zurücktritt, sagt er zu seinem Freunde: „Lohnen solche Szenen nicht das Leben?“

So hat er auch Jameson, den Arzt, bezaubert. Jameson war gesünder, darum kühner. Zuerst war er Rhodes' Arm. Der Deutsche, an die Enge seiner Umstände gewöhnt, staunt, wenn er hört, wie ein lungenkranker Student aus Oxford und ein praktischer Arzt sich vereinigen, eine ungeheure Kolonie begründen, dann hintereinander Premier-Minister werden und wie schließlich der Überlebende die Union von vier Staaten vollzieht.

Ein einziger entzog sich seiner Überredung. Man muß ihn dafür bewundern. Das war der alte Krüger. Hätte er sich gewinnen lassen und Rhodes das Stimmrecht der Eingewanderten eingeräumt, es wäre nie zum Kriege gekommen. Der Alte wehrte sich — und wurde Werkzeug einer welthistorischen Notwendigkeit.

Wie ein Römer mußte Rhodes alles, was er brauchte, doch nicht mehr. Afrika, in jeder Art betrachtet, und die kolonialen Werke der halben Welt stehen in seiner Bibliothek. Natürlich war er Darwinist; zugleich Verächter aller Definitionen. Wenn das Gespräch metaphysisch wurde, gähnte er.

Wie einem Römer schien ihm schön, was zweckvoll war, und so entwarf er seine Baupläne nur nach den Zwecken: für ein Bad in Kimberley, für einen Löwentempel in seinem Park, für eine Hochschule in Kapstadt. Wie ein Römer schützte er großzügig die Künste, baute ein Haus neben dem seinen für Dichter; wo auch Kipling lange Monate gelebt. Er ließ das Volk in seine Gärten und flüchtete sich Sonntags oft ins Schlafzimmer. Freigebig half er den Farmern.

Das Leben aller römischen Kaiser steht bei seinen Büchern, und daneben lange Reihen von Bänden, in denen römische Autoren römische Kaiser darstellen: sie sind alle aus den nichtübersetzten Originalen eigens für ihn ins Englische übertragen und mit Maschinenschrift in diesen Bänden niedergelegt.

Er liebte die Landkarten. In allen Zimmern von Groote Schuur, seinem Landhaus, hängt, an seidenen Schnüren abzurollen, Afrika. Vor dieser Karte fing er an zu erfinden, zu fabulieren. Wenn seine Freunde in Kapstadt sich an Sommerabenden langweilten, gingen sie (berichtet Fuller) zu Rhodes und führten ihn vor die Karten. Er sagte: „Die Arbeit bringt Ideen hervor. Kommt ihr an den Zambesi, so seid ihr schon am Tanganyika.“

Wie ein Römer kannte er keine Grenze in der Welt. Der Gouverneur sagte: „Bis zum Zambesi ist es genug.“ Rhodes nahm einen Bleistift und sagte: „Wir wollen auf der Karte messen, wie groß das Stück ist, das die Buren unterworfen, vom Kap zum Vaal; dann, was unsere Beamten unterworfen; dann, was mir vorschwebt.“ Aber die ganze Idee der Kap-Kairo-Bahn war reiner Imperialismus. Er nannte sie die Wirbelsäule des Erbteils, aber er meinte den Besitz des Erbteils. Grenzenlos wie einem Römer erschien ihm die Macht seines Landes. „Friede, Freiheit und Gerechtigkeit sind die höchsten Eigenschaften. Gibt es einen Gott, so muß er diese haben. Die englische Rasse bringt diese Eigenschaften am besten zur Geltung. Wenn ich also Gott diene, so muß ich die englische Rasse in der Welt durchsetzen.“ (Dieser Atheist wird sogar religiös für das Imperium.)

Pathetisch wie ein Römer, fragte er die Ingenieure seiner Bahn, zehnmal, ob der Schaum der Viktoriafälle die Gleise besprühen würde. „Yes, if the wind is north!“ Er rief: „Delightful!“

„... Wenn Leidenschaften seinen Mund verkrümmten,“ sagt der Freund. Hatte er Leidenschaften? In den letzten Jahren trank er viel, weil er litt. Und sollte er schon vorher nach Afrikanerart getrunken haben: was verschlägt's? Er hatte gelegentlich mit Frauen zu tun, aber weder lange, noch bedeutungsvoll. Im ganzen lebte er so sehr allein, daß von diesem vielgehaßten Manne in ganz Südafrika kaum eine Weibergeschichte kursiert. Sein Haus ist eines Mannes Haus. Alles ist solid, holzbekleidet, dunkel; nichts ist bunt, leicht, galant. Ein pathetisches feines Selbstbewußtsein läßt ihn Stuhl und Tisch van Ribbed's in sein Zimmer stellen, des populären alten Gouverneurs, und das Siegel Lobengulas liegt auf seinem Tisch. Aber er hatte nicht einmal die Leidenschaft des Sammelns. Unter Glas steht der phönizische Falke, der in Rhodesia ausgegraben worden, als Holzornament kehrt er überall wieder. Wenige Jagdtrophäen. Sonst ist das Haus, reich und bequem, fast schmucklos.

Dies Haus bestimmte er im Testament zum Sitz des Premierministers einer Union, die noch gar nicht existierte, als er starb, die er aber zwanzig Jahre lang vorausgesagt. Nun will eine weltgeschichtliche Ironie, daß acht Jahre nach seinem Tode wirklich die Union zustande kommt, daß wirklich der Premier in Rhodes' Hause wohnt, — nur daß er Botha heißt.

Ja, dieser Römer hatte eine Leidenschaft: Napoleon. Er sprach wenig von ihm, aber hundert Dokumente und Biographien stehen auf seinen Regalen, zerlesen. Im Schlafzimmer steht eine Statuette des Generals Bonaparte, über dem Bett hängt ein Stich: wie sich der Kaiser selber krönt. „Nimm dich in Acht, daß du auch ein Kaiser bist!“ sagt Marc Aurel daneben.

Zuweilen spricht er napoleonischen Stil: „Innerafrika ist die einzige Stelle

der Welt, die wirklich noch wild ist, und es ist ihr Schicksal, daß sie durchbrochen wird. Ich möchte der Agent dieses Schicksals sein."

Frei von Leidenschaften und Rücksichten vergaß er ganz, daß andere dergleichen fühlten. Ein österreichischer Kapitän, der ihn auf besonders gefährtertem Schiffe einst herunterfuhr, erzählte mir einmal, wie Rhodes ihn eines Tages verstimmt auf Deck getroffen. „What is the matter, captain?“ — „Gestern in Mozambique keine Nachricht von meiner Familie!“ — Darauf sah ihm Rhodes ins Gesicht und rief, zwischen Spott und Zorn: „Captain, you are a baby!“ (Captain war über Fünfzig). —

Seine Werke, das war seine Leidenschaft, seine beiden Werke.

In seinem Hause hängt eine Fahne aus zwei Stücken. Oben der Halbmond von Ägypten, unten der Springbock von Südafrika, quer über beide gestickt der Union-Jack. Das ist die Bahn. Sein halbes Vermögen gab er dafür hin. Er baute sie bis Salisbury und Viktoria Falls, eintausendfünfhundert Meilen. Bis zum Tanganyika ist sie heute schon beschlossen, zum Teil im Bau. Ihn wird man mit Traktordampfern passieren. Von Kairo kommt Bahn und Schiff schon bis zum Albert-See herunter. Es fehlt im Grunde nur noch die Strecke vom Albert- zum Tanganyika-See (370 Meilen). (Im übrigen kann man schon heute mit Bahn und Schiff, wenn auch mit Schwierigkeiten, vom Kap nach Kairo.)

An jener fehlenden Stelle muß sie ein paar hundert Meilen durch belgisches oder deutsches Gebiet. Das ärgerte Rhodes. Er ging zum Kaiser (in dem berühmten Sommeranzug, den ihm die Deutschen als Hochmut auslegen, da sie nicht wissen, daß er auch zum König von England so gegangen ist — *malgré la différence* —) und bat um jenen Streifen, den er zur Bahn brauchte. Aber was er als Gegenleistung bot, war schlecht, er fiel ab.

Diese Bahn mit der sibirischen zu vergleichen ist ganz verkehrt. Diese durchquert ein Binnenland, jene wird überall Stichbahnen haben, denn Afrika ist eine Insel und noch dazu eine regelmäßige. Auch um zu Lande statt zur See die Strecke zu überwinden, ist sie nicht da, denn man würde zu Lande mindestens die siebzehn Tage brauchen, die heut die englische Mail von Southampton nach Capetown braucht. Sie wird das Innere erschließen und hat somit eine Handelsbedeutung ohne Gleichen. Rhodes aber schwebte vor allem vor: England durchquert Afrika. — Man macht keinen großen Lärm darum. Eines Tages wird sie fertig sein.

Das zweite Werk, das größere, liebte er so sehr, daß er sogar sein Haus in der Richtung nach dem „Hinterlande“ baute. Das Meer sah er in Kapstadt nicht, dort hatte er nichts zu suchen.

Natürlich verstanden ihn die „Magnaten“ nicht. Der alte Beit sagte in jenem peinlichen Tone: „Der Rhodes will durchaus eine Kolonie? Nu, geben wir sie ihm!“

Für Rhodes führte Jameson die Fünfhundert nach Norden, die auszogen, das heutige Rhodesia zu erobern. (Er selbst war damals Premier am Kap und kam erst ein Jahr später.) Es waren keine Soldaten, sondern Goldsucher, Farmer, Abenteuerer. Jameson schloß den ersten Vertrag mit dem Sultan Lobengula. Nun erteilte die britische Regierung Rhodes die Charter für eine zu gründende Gesellschaft; die man heute kurz die Chartered Company nennt. In seinem Hause hängt unter Glas das Wapen der ersten britischen Chartered Company. Ich las darauf:

„Merchant adventurers 1896“.

Die Kompanie, mit hundertzwanzig Millionen Kapital gegründet, hat niemals Dividende bezahlt, aber sie hat für England ohne dessen Hilfe zwei Aufstände der Eingeborenen niedergeworfen. Seinen einzigen Rivalen in Kimberley, Barnato, hatte Rhodes in der berühmten Nachtsitzung, in der er die Fusion durchsetzte, gezwungen, das Plus der Diamantengesellschaft von einem bestimmten Prozente ab der Chartered Company zufließen zu lassen. Wie groß muß seine Macht und Überredung gewesen sein, wenn er dem Eiteln für einen Sitz im Parlament dies Zugeständnis abdrückte, das ihm toll erscheinen mußte. Millionen, die mir gehören, soll ich in ein unbekanntes Land werfen, das keine Dividende zahlt? So ungefähr dachte Barnato. (Allerdings sollte Kimberley das Recht auf Diamanten haben, die in Rhodesia sich finden könnten. Jetzt, da beide Männer tot sind, hat man dort wirklich Steine gefunden. Ein umständlicher Prozeß ist die Folge.)

In jenen Jahren bereitete sich die politische Katastrophe vor. Die Engländer im Transvaal beanspruchten vergeblich Rechte. Alles war burisch, nur das Gold in den Minen nicht. Während niemand den alten Krüger bewegen konnte, den Engländern Bürgerrechte zu gewähren, zog er sie gewaltsam ein, um gegen Aufständische zu kämpfen. Ein „Reformkomitee“ aus Geldleuten schürte in Johannesburg, alle Engländer wollten einen Putsch. Diese Dinge wirkten lebhaft auf das junge Rhodesia zurück.

Rhodes war zugleich Premierminister in der englischen Kapkolonie und Direktor der Rhodesischen Kompanie. Um so mehr verschmolzen die beiden leitenden Stellungen, je tiefer erste mit seiner Persönlichkeit durchdrang. Sie waren die Symbole seiner kaufmännischen und seiner politischen Fähigkeiten, man könnte sagen: seiner allgemeinen und seiner persönlichen Triebe; mit einem Worte: seines Nationalismus und seiner Leidenschaft. Diese symbolische Doppelstellung stürzte ihn.

Er wußte von allem. Jene Depeschen, die später dem Unterhause vorlagen, beweisen, daß er mit Chamberlain über den Aufstand einig war. Er riet bei den Beratungen, aber als englischer Minister durfte er offiziell nichts wissen, durfte vor allem nicht selbst dabei sein. Während die Farmer aus

seinem Lande sich unter seinem Freunde Jameson sammelten, um Johannesburg zu überrumpeln und so die geforderten Rechte zu erzwingen, saß Rhodes, der Geist des Unternehmens, als englischer Minister am Kap, Hunderte von Meilen entfernt.

Das Reformcomitee hatte schlecht gearbeitet, die Johannesburger Engländer hatten keine Waffen, die wenigen, die da waren, blieben unverteilt. Als Jameson mit achthundert Leuten aus Rhodesia, mit Maxims und Kanonen plötzlich vor der Stadt erschien, kam ihm nur ein kleiner Trupp zur Hilfe entgegen. Aber die Buren rollten von Prätoria her Kanonen an. Jameson ergibt sich und wird mit den Führern des Komitees zum Tode verurteilt, später in London nur eine Weile eingesperrt. Die „Magnaten“ kaufen sich mit je fünfundzwanzigtausend Pfund frei. Jameson nahm ritterlich alle Schuld auf sich, aber Rhodes hatte verloren. Chamberlain dachte: „Wär es geglückt, so wär es auch verziehn!“

Merchant adventurers 1896.

Da der Aufstand mißglückte, verlor Rhodes zugleich das Portefeuille des Ministeriums und das Direktorium seiner Kompanie. Die Regierung beschränkte ihre Rechte und setzte Kommissare ein.

Jetzt, nach dem Sturz, wird Rhodes erst groß. Er geht zu seinem Wert zurück, nach Norden. Er mischt sich in den Aufstand der Matabeles und schließt mit ihnen den gebachten Frieden, ohne Waffen, ohne Vollmacht. Jetzt lebt er ein Jahr dort oben, in den Matoppos, im Innersten der Kolonie. Als er dann nach England geht, um sich zu rechtfertigen, wird seine Reise nach dem Kap zu einem Triumphzug, den der geschlagene Genius durch Südafrika hält.

Wie Danton tritt er in London vor die Regierung, mit dem Gedanken: Sie werden es nicht wagen! — Noch war der Krieg nicht reif, aber Rhodes konnte zu Hause als beste Waffe das Telegramm des Deutschen Kaisers an Krüger benutzen: es zeigte die weltpolitische Notwendigkeit.

Während des Krieges hält er sich ganz zurück, ist nur als Offizier in Kimberley tätig. Wenige Wochen vor dem Frieden stirbt er, noch nicht fünfzigjährig; acht Jahre vor Gründung der Union und sicher nicht mehr als zwanzig vor Vollendung der Kap-Kairo-Bahn.

In den Matoppos wird er begraben. Seine Feinde von einst, die Matabeles, bestatten ihn auf ihre Art wie einen Häuptling, schlachten fünfzehn Ochsen, tanzen ihren Grabtanz, ihr Trauergesang durchdringt noch die Nacht. Ihr Führer sagte: „Unser großer Häuptling Umsiligazi, der Gründer unserer Nation, liegt hier begraben. Jetzt wird sich der weiße Häuptling mit ihm vereinigen.“ — —

„Vergiß nie, daß du ein Römer bist. Nimm dich in acht, daß du auch ein Kaiser bist!“

In Rhodesia

Noch einmal fuhren wir nördlich. Aus Staub und Schwüle in die Helle, in das Land des Cecil Rhodes, sechzig Stunden im Kupee, zu den Viktoriasfällen des Zambesi. Sie liegen in gleicher Breite mit dem Delta, mit dem Palmestaat. Dazwischen biegt der Fluß in riesigem S nach Norden aus.

Nach den Viktoriasfällen fährt man neuerlich meist mit Exkursionen, bei denen der unsterbliche Cook ein paar hundert Menschen in gedrängten Zügen hinaufspediert, füttert, führt und drei Nächte lang im ausgespannten Wagen auf der Station schlafen legt. In den Prospekten steht: „Die größten Wasserfälle der Welt! Eine englische Meile breit, zweimal der Niagara, zweieinhalbmal so tief! Morgens Dampf über tausend Meter hoch! Das Wunder von Afrika! Preis exklusive Wein . . .“

Rhodesia, fast eine halbe Million Quadratmeilen, reicht vom Transvaal bis zum Kongo und Deutsch-Ostafrika, in der Breite von Portugiesisch-Ost bis Portugiesisch-West. Vor fünfundzwanzig Jahren war dies Matabele-Land, Maschona-Land, Borotse-Land. Es gibt darin Diamanten und Gold. Die De-Beers-Gesellschaft im Kimberley hält die Diamanten zurück, baut sie noch nicht ab. Das Gold liegt zum Abbau in Quarzgängen weniger günstig als am Rand.

Hier ist es, wo vor dreitausend Jahren schon Gold gewonnen wurde, von den Phöniziern, von Salomo, schon damals bis zu hundert Meter Tiefe. Einige Gelehrte suchen freilich aus diesen Ruinen von Simbabwe an gewissen Glasplittern und Perlenketten zu erweisen, daß hier erst viel später eine mittelalterliche Goldmine der Araber lag, die sich gewissen Negerformen angenähert.

Eine andere Theorie geht noch fünf Jahrtausende zurück und verlegt hierher das große Kolonialreich der Sabäer, um 3000. Auch sie kamen aus Südarabien. Aus jener Zeit besitzt man Mörser, die ganz den hier gefundenen ähneln. Darin zerstießen sie den Goldquarz, dann wuschen sie das feine Pulver und schmolzen das Gold in Tiegeln von Speckstein. (Alle diese Stücke stehen jetzt in Kapstadt unter Glas.)

Aber der viel schönere Gedanke, daß hier Ophir lag, hat bedeutende Bestätigung gefunden. Man weiß, daß die Araber, die von Salomons Reichthum gehört, Ophir in Innerafrika gesucht haben. Und Rhodes glaubte natürlich an Ophir. Auf Salomos Zeit, 1000 vor Christus, weist die Konstruktion gewisser Tempelreste, weisen Türme und Monolithen hin. In Kapstadt sah ich die ausgegrabenen Goldbarren, deren Kranzform genau den phönizischen Zinkbarren entspricht. Daneben lag ein Holzsteller aus den Ruinen, auf dem der Zierkreis dargestellt war. Und der phönizische Falke kehrt überall wieder, genau, wie er in Südarabien gefunden wurde. —

Dies älteste ist jetzt das jüngste Land von Afrika. An Landschaft und Stimmung Britisch-Ost sehr ähnlich. Wie dort dehnen sich hier die weiten Steppen, von einzelnen Akazien belebt, Hütten, kaum sichtbar, tauchen aus dem Maisfeld, allenthalben herrscht Weite und Helle. Die Ochsenwagen, die im Transvaal seltener werden, stehen an den Stationen, zwölf- bis sechzehnspännig, auf Menschen und Waren wartend. Herden weiden ohne Furcht am Bahnstrang, und erst ein wiederholtes, kurzes Pfeifen jagt sie vom Geleise. Auf den nördlichen Stationen kommen Eingeborene an den Zug, und sie bringen phantastische Tiere an, die sie aus Holz geschnitzt und mit erstaunlicher Beobachtung stilisiert haben: Giraffen recken die Hälse, Hyänen und Leoparden, Affen und Perlhühner wirken, nur durch eingebrannte Flecke oder Streifen geschmückt, in ihrer linearen Einfachheit wie künstlerische Puppen.

Wie die Neger aus dem Feld gelaufen kommen, frisch, unverdorben, und nehmen, was man ihnen gibt. Ein schöner Knabe war in ein Fell gehüllt. Ich kaufte es, es waren, sorgsam vernäht, eine Anzahl braunweißer Böcke, aber in die Mitte war mit äußerstem Geschmack ein graues Affenfell komponiert.

Die Farmer sehen anders aus als im Osten. Rhodesia ist noch nicht Mode. Sie sind rustikaler. Vor sieben Jahren wohnten 12000 Weiße hier, jetzt sind es doppelt soviel. Meist Engländer, und nun trägt sich das ironische Schauspiel zu, daß diese Kolonisten durchaus nicht in die Union eintreten wollen, die Rhodes, ihr Haupt, vom Kap bis zum Zambesi träumte. Jetzt ist er tot, und die Chartered Company hat über den Eintritt des rein englischen Rhodesia in jene Union verhandelt, die eine buriische Mehrheit regiert. Was würde Rhodes nun tun? Der Imperialist in ihm müßte ein englisches Land vor den Buren schützen; der Organisator die Einigung wünschen. Die Antwort dürfte lauten: Das Land vom Kap bis zum Zambesi wäre eine einzige Union, — aber eine englische.

Jene 25000 Farmer glühen nun vor Haß gegen ihr Direktorium, das sie verkaufen wollte. Gerade, als ich dort war, errang der Marquis of Winchester in einer Rede den größten Beifall mit dem Epigramm: „Rhodesia hat jetzt 2000 Meilen Eisenbahn und 3000 Telegraph. Wenn wir ebensoviel Millionen haben werden, dann wollen wir in die Union eintreten!“

Überall in diesem Lande wird der Geist des Mannes deutlich, der es schuf. Bulawajo, die größte Stadt, ist in einem Stile angelegt, wie ich sonst keine in Afrika gesehn. Noch weht der Wind von der Steppe an allen Enden herein, noch stehen dort keine tausend Häuser, aber alle sind von Stein, alles ist beleuchtet, kanalisiert. Breite Straßen, riesige Avenuen fordern eine große Zukunft heraus. Und in der Mitte steht sein Denkmal, ohne Namen. Niemand wird in hundert Jahren fragen, wer das ist, wie heute, schon fünfzehn Jahre nach seinem Tode, Leute vor dem Hamburger Bismarck-

denkmal fragten. Die Erinnerung an Rhodes wird längst dahin sein, wenn Bismarck noch das Jahrhundert bedeutet; aber jener hat seinen für immer dem Lande eingegraben. —

Die Matoppos sind ein Steingebirge, in der Nähe von Bulawajo. Rhodes liebte diese Landschaft, und England schenkte ihm hier ein großes Gebiet.

Unser Automobil durchfuhr es auf einer idealen Straße, die er gebaut hat, 60 Meilen lang, nur um den Farmern und den Fremden den Anblick einer Landschaft zu erschließen, die er übrigens mit dem verwagerten Namen „Weltaussicht“ (worlds view) nicht glücklich bezeichnete. Heute ist es ein Pilgerort: denn dort liegt er begraben.

Durch die hügelige Akaziensteppe rast das Auto, der Chauffeur scheint entschlossen, uns die Güte seines Wagens und der Straße zu demonstrieren. Pflanzungen beginnen. Schwarze Hirten leiten weiße Herden durch das Gras. „Dort liegt die Straußenfarm!“ Rasch sind wir an hohen Gittern und die Straße kommen nahe, furchtlos. Umhegte Gärten mit allem möglichen Getier Südafrikas jagen vorüber: Antilopen, Zebras, kaum unterschieden, schon sind sie verschwunden. „Look in the background, Mr. Rhodes' house!“ Das kleine Bungalow, in dem er das Jahr nach dem Aufstand verbrachte: unmöglich zu betrachten, der Chauffeur erlaubt es nicht. Da breitet sich ein blauer See. Ferne liegen beleuchtete Hügel von Stein. Ein hübsches Rasthaus. „Stop! Cup of tea!“ — Wir müssen.

Dann rast der Wagen bergauf und nieder, merkwürdige Formen nähern sich, nun sind wir in den Matoppos. Ich rufe: „Slowly!“ Er denkt nicht daran.

Natürliche Gebilde von Stein fliegen vorüber, wie ich sie nie gesehen, ganz anders als unsere böhmischen Gruppen. Dies ist ein Turm, dieses eine Pyramide. Schornsteine, Zuckerhüte, Zitadellen, Monolithe einer unbekanntten Welt. Platte, runde Riesensteine liegen oben, wie hingelegt. Gebilde, wie der Alp sie nachts erschafft; Kobolde, geduckte und gereckte, grausame Phantasmagorien. Riesig steigen Euphorbien aus ihren Spalten, wie versteinerte Leuchter starren sie schwarz in die Bläue des Nachmittags. Ich dachte: Nachts werden sie sich anzünden, — aus dem Steintraum eines bösen Gottes springt ein Fackelbrand, — der Fels, von Urzeit aufgebaut, wird stürzen, — wandern wird er im Flackerlicht der Kandelaberhelle. Da, — ohne Schwere, wälzen sich in Geisternacht die Blöcke aufwärts, neue Unholde zu türmen, — sie paaren sich, sie stürzen die brennenden Leuchter um, zermalmen den Brand, — noch zischt unter ihrem Sturz eine Flamme, springt hoch — —

Mit einem Ruck stand der Wagen fest, bedroht von einer kolossalen Felswand. Nun ist es noch eine Meile zu Rhodes' Grabe. Eine kleine Dase

ist frisch und mild begrünt. Hier rauscht eine Quelle, umstanden vom Dunkelgrün des sprühenden Papyrus.

Dann geht es immer auf der rauhen Bahn eines ungeheuren Felsens aufwärts, über eine flache Kuppel hin. Das Felsige vereinfacht sich, das Synthropische mildert sich ab und leitet in ein Maestoso über. Wir schieben uns aufwärts, wegelos, immer über die Felsenkuppel. Auf dem Gipfel der Kuppel liegen ein paar Riesenblöcke, schwarz gegen das Licht, wie herabgefallene Gewitterwolken. Indem wir steigen, taucht die Landschaft rings empor, bis ins Unendliche gekuppelt.

Das Wort verstummt. Wüßte ich nicht, wer hier liegt: ich fühlte doch, das darf kein Sonderling, kein bloßer Abenteurer sein. Wer sich in solchen Fels zu betten wagt, verdient für seine Kühnheit schon den Kranz. Zuletzt geht es steil, ein Streifen im Gestein deutet den Weg der Seile an, an denen vor zehn Jahren die schwarzen Hände den Sarg des Mannes heraufgeschleppt, der, ehe er in Kapstadt starb, bestimmte, als Toter hierher gebracht zu werden, 1500 Meilen nördlich, genau an diese Stelle: auf den Gipfel der Kuppel, wo jene Blöcke ruhn, merkwürdig gerundet, auf schmalster Basis Stein auf Stein gerieben.

Umher die Landschaft erscheint im afrikanischen Lichte weit wie vom Gipfel des Montblanc. Wie riesige Gebirge kreisen rings die Hügel der Matoppos, die in Wahrheit niedrig sind. Und immer ruft der unbelaubte Fels Visionen tierischer Gestalten wach. Gleichen jene nicht den Rücken vorweltlicher Wesen? Diese lebendigen, unbewegt Kauernden? Ich sehe arabische Moscheen, die erst mein Fernglas zerteilt. Mit einem Male glänzt eine Mondlandschaft mitten im Lichte, Krater und Rücken wölben sich, krümmen sich. Aber dahinter dehnt sich nach allen Seiten der Rose unendlich die Steppe von Afrika.

„Here ly the remains of Cecil John Rhodes“

Die graue Platte bedeckt ein Loch, das in die Kuppelhöhe gesprengt ward. Ich näherte ihr meine Hand und fühlte schon voraus die Kühle, die von dieser Platte, — die aus diesem Grabe aufsteigen mußte. Aber sie glühte von afrikanischer Sonne.

Keine Frau, kein Sohn, kein Kranz. Kein Mensch auf hundert Meilen, kein Baum, keine Pflanze, kein Wild. Selten überfliegt den Stein der Schatten eines Ablers.

Wie ein Häuptling ruht er hier, der Sohn eines Londoner Pfarrers. Wie Zarathustra.

Mosi=oa=tunja

Dem Dampfe nach! Dem Donner nach! Du eilst die Steppe hin. Dampf, von einer einzigen Stelle bis in die Wolken strebend, zieht dich an und magisch lockt der Donner. „Mosi=oa=tunja“: Dampf, der

donnert: so nennt der Schwarze die Wasserfälle, die Victoriafälle des Zambesi.

Du nährst dich, erreichst den Fluß. Breit, wie ein See streckt er sich hier. Nun stehst du vor dem Dampfe. Er deckt vor dir die Ebene zu, er sprüht um dich, er donnert.

Aber lieblich fließt der Strom. Umbuschte Inseln begrünen sich neu vom sprühenden Dampfe. In ihrem Dickicht wachsen Palmen, ewig benetzte, und der elastisch gestäubte Papyrus summt um die Ufer. Schwarze Hände rudern dich den Strom querüber. Unbefangen flottet das Wasser, langsam dahin. Keck wie im Spiele wirbeln sich Schnellen, lieblich in Eile. Dies breit gebettete Element ahnt nichts vom Kampf der Leidenschaften, der in wenig Augenblicken seiner wartet.

Mitten im Strom legt das Kanu an eine kleine Urwaldinsel, du steigst ans Land, dem Dampf und Donner folgend zwängst du dich durch bedornete Büsche, wie Livingstone, der erste weiße Mann vor siebzig Jahren auf derselben Insel tat. Die Waldung lichtet sich, du trittst hervor. Gestein ragt über einen Abgrund hin, gefährlich naß. Kein Gitter höhnt dich hier, du trittst, so weit du magst, und siehst mit Augen, was Dampf und Donner dir ver-raten haben: in ihnen stehst du nun.

Die Flut an deinem Fuß, erschrocken, noch eben zwischen dem Gestein zerrieselnd, strebt an den Abgrund, in schnellerem Laufe zitternd angekommen, ahnungsvoll bereit. Nun muß sie weg vom Fels, besinnungslos, nun stürzt sie nieder, in weitem Bogen gischte sprühend, Schaum über Schaum entbreitend, Dampf und Donner. Soweit du siehst, stürzt sich zu beiden Seiten das Element in den Abgrund, und du stehst mitten darin.

Schmal ist der Spalt und dünkt dich darum tiefer. Vom Abgrund stößt es sich hoch, zerschellt hebt sich der Gischte dreimal so hoch empor, als er gefallen, sprüht über dich und übernezt den Wald auf jener Seite, der drüben auf dem Felsen glänzt. Dampf macht dir seine Formen ungewiß, umraucht und triefend siehst du ihn steil den Spalt verrammeln, im Abgrund unten sperrt Schaum und Gischte dem Blick die Stelle, wo das entfesselte Element entfliehen mag, das plötzlich sich mit seiner Macht aus Lieblichkeit in wilde Tiefe geschleudert fühlt. Es ist, als könnte es nicht entweichen.

Da bricht das Licht in deinem Rücken aus dem kleinen Gewölke: kreis-rund malt ein Regenbogen sich an den steilen, triefenden Fels, der drüben starret.

Bist du der Fürst des Elementes, über ihm schwebend? Gebietest du zu stürzen und zu weilen? Will dich die magische Gewalt mit jenen Wassern ziehn und niederreißen? Prometheus stand auf dieser Klippe, über dem Abgrund, zwischen Wassersturz und Felsenstartheit, bereit zu einer ungeheuren Tat, die er im weißen Gischte las, in Dampf und Donner hörte.

Da blickte er empor und fühlte sich erneut: Der Mensch inmitten eines runden Regenbogens. —

Am Morgen kommst du von der andern Seite, gehst du den Fällen entgegen. Tief, wie sie selbst, tiefer, als hundert Meter, doch unendlich schmal öffnet sich zu deiner Rechten ein Abgrund und unten braust der Fluß zusammengedrückt, der da oben so breit im prangenden Lichte strömte. Darüber schwingt sich in entzücktem Bogen die höchste Brücke der Welt. Auf ihr besprühen zuweilen die Fälle den Zug, — wie Rhodes träumte.

Und wieder gehst du zu auf Dampf und Donner. Du trittst in einen Regenwald, der ewig blüht. Dich überhängen frischbegrünte Eananen, Lorbeer glänzt und Palmen streben auf. Und du trittst wieder hervor aus dem Dickicht auf nasses Gras, das über dem Abgrund hängt, wieder stehst du im Donner. Unendlich ballt sich über dir die Wolke. Nun aber starrt dir keine Felswand zu: du stehst den Wasserfällen gegenüber!

Noch gibt es keine Farben in der Morgenstunde. Aus den Schlüften der Nacht entspannte sich die erste Wärme, Kreisel wolkigen Schaumes entwirbeln dem Abgrund, sprühen auf, es reißt an ihnen der Morgenwind. Und hinter diesen hochgestrahlten Wolken, umbampft und wie durch Schleier wahrzunehmen, stürzt sich das Element hernieder, wie vor zehntausend Jahren.

Einst rüttelte sein dämonischer Wille den Felsen, grub sich die Schlucht. Nun ward es selbst der Sklave seiner Tat: es muß hinab, wo es im Anfang wollte. Weiß überstürzt und hingerissen tobt es nieder und zerschellt. Dies ist am Morgen das dampfende Chaos.

Am Mittag prangt die Schlacht. Durch den Regenwald trittst du hervor, doch wo du hintrittst, du bist gebannt, verfolgt von einem Spiel: immer stehst du in der Mitte eines runden Regenbogens. Entsendet dir das Schauspiel so sein Gleichnis? Du trittst hervor.

Zwei Inseln, oben vorgelagert, teilen mit schmalen Felsen zweimal die Wasserfälle, und in der Mitte spritzen die Kaskaden. Symphonisch ordnet sich das Bild, wie die drei Sätze einer wilden Phantasie. Nun steht das Gestirn am Himmel, nun löst es rascher den Dampf, und klarer stürzt vor dir die weiße Nacht. Wie die Kaskaden des Sonnenkönigs, breit, regelmäßig, wie erbaut, braust überblendet von gleißendem Lichte, kühn und unwandelbar das Element. Im Abgrund zischt es auf, erdonnert, wüthet, es ist, als rüttle das entfesselte Tier an Stangen, die es nie zerbricht, schwächt sich und stürzt ermattet. Doch auch zu deiner Rechten stürzt der Fels und durch den weißen Gischt siehst du den schmalen Spalt sich unten winden, aus dem das Wüthende entrinnt.

Das ist die große Schlacht, die tags und nachts nicht endet und von Jahrtausend zu Jahrtausend Bewegung gegen Starrheit führt. Denn das Belebte frisst den starren Stein, der aber stäubt den Feind auseinander, entwirkt seine Kraft und macht den herrisch brausenden Stoff zu Rauch. Doch das Belebte siegt! Emporgeballt, schon wie zernichtet, aufgelöst und hin, sammelt sich neu und sinkt herab, beregnet einen Wald und läßt ihn immer grünen. Aber der Stein, den es mit Haß gehöhlt, wird nie erneut, und immer tiefer dringt das Belebte in ihn ein, höhlt sich den Abgrund und zerstört den Stein.

Der Donner wüthet, es strahlt das Licht. Dies ist die Schlacht um Mittag.

Am Abend trittst du an die schmale Seite der Schlucht, hier scheint die Erde plötzlich aufgespalten, das Gleichnis eines Kampfes schwindet hin. Es ist, als wollte dir der Erdgeist zerstörend seine Mächte weisen. Du blickst die schmale Schlucht in ihrer Riesenlänge durch.

Weiß stürzen von der einen Seite die Kaskaden, zerschmettern sich brüllend, zerstäuben und steigen empor. Schwarz starren auf der andern die Felsenswände nieder, naß, unerbittlich glatt. Auf ihrer Fläche sprießt aus schmalen Erdstreifen der immer leuchtende Wald empor, von Lorbeer glänzend, palmenreich. Je weiter hin, so wilder scheinen Dampf und Wasser sich zu mischen, die Wände beide verschwimmen im Dunst. Ganz ferne ballt sich nur noch eine weiße Wolke Dampfes, brodelnd, verschoben, über sich selbst getrieben.

Das Licht steht tief in deinem Rücken. Aus dem Abgrund steigt der Regenbogen, doppelt und rund. Unten im Gischte biegt er sich durch den Schaum, oben schreibt er den farbigen Kreis, hoch über die Sphäre. Der äußere Bogen, der schwächere, verschwindet zuweilen im Schaume. Doch wo er schimmert, bildet er farbige Fälle. Da stürzt ein schmaler grüner Streifen herab, und neben ihm ein schmaler in Orange und dann springt einer, bläulich übersprüht.

Wie? Ist es nicht, als sendete der umbonnerte Abgrund in sieben Farben ein Zeichen empor, daß alles nur ein Spiel sei? Sind es bewegte Bänder aus dem Gewebe der Götter?

Noch einmal, ehe es schwindet, wirft magisch das Gestirn dem Elemente seine Zauber zu. Nun röthet sich die ganze windbewegte Fläche, nun schimmert sie in Apfelblütenfarbe. Und was emporsteigt, ehedem zerstäubte Wut, ist nichts mehr als ein rosenroter Schleier.

Dies ist das Abendspiel der Götter.

Dann sinkt das Licht. Es stürzt die Nacht. Das Donnern scheint sich wilder zu vermehren. Wieder brandet das Chaos.

Kap der Guten Hoffnung

Und eines Morgens stieg das Meer empor, der letzte Hafen in entzücktem Lichte, die runde Tafelbay. Vier Tage und vier Nächte waren wir gefahren, von dem Zambesifällen bis zum Kap, in Wagen amerikanischen Stiles.

Am letzten Tage hatten sich aus dem Sande der Kalahari viele Tafelberge gehoben, als wollten sie vorbereiten auf den Einen. Deutlich verraten ihre Profile, wie sie einstmals aus dem Meere ragten, bis zu einer scharfen Horizontalen, und nun verwittert und in runzligem Gesteine stehn. Darunter aber schwemmte das Meer den Sand an, — Erde, die nun grünt. —

Am Tage erschien mir die Kapstadt als die schönste, die ich in drei Erdteilen gesehn. Heroisch wie die Campagna, felsig wie Capri, umwogt und dennoch milde wie Colombo, aber blumentreicher als Florenz. Vor diesen holländischen Häusern, bequem und malerisch zugleich, glaubt man sich in Antwerpen, die vielen Farben der Völker erinnern an Kairo. Eine ganze Straße füllen blumentragende Männer und Frauen, und eine farbige Reihe schattierter Köpfe hält eine farbige Reihe von Blumen hin. Von Schwarz zu weiß gibt es in diesen Straßen jede Nuance, oft fragte ich mich: Ist dieser noch ein verbrannter Weißer? Oder schon einer bleicherer half-cast? (Und ich dachte an Whistlers Palette.)

Kapstadt könnte la felice heißen, wie Palermo. Hier wachsen alle Früchte, vom Apfel zur Mango, von der Traube zur Ananas. Den Tafelberg umschritten wir in halber Höhe, denn oben deckten Wolken seine Schneide zu. Im Sommer hängt Nebel oft von seinen Wänden nieder, und sie nennen dies das Tafeltuch. Viele Bäche springen herab. Noch im Winter ist diese Stadt, ist der Abhang dieses Berges ein Garten. Jetzt im Juli, dem kältesten Monat, pflücken wir Rhododendron, purpurtote und helle, große Kallas springen aus den Steinen, und wir tauchen in ihre Weiße wie in Marmor ein. Unten schimmert die Bay, die morgendlich beglänzte. Wie zart sie sich rundet: so gleicht sie einem silbergehämmerten Spiegel.

Ein alter Herr, vornehmer Hugenotte, belebt von jeder Artigkeit vergangener Zeiten, führt uns in seinem Garten umher, der der schönste Garten Südafrikas heißt. Er eilt von Baum zu Baum, erklärt die Länder und Teile der Erde, aus denen sie stammen. Sein großes Vermögen hat er verloren, doch scheint er um nichts in der Welt besorgt, als daß der Garten nur recht vollständig werde. Er sammelt Bäume.

Noch heute gleichen die großen Weinfarmen, wo man Konstanzia baut, den heiteren und sauberen Bildern des Van-Der-Mer und seiner Spießgesellen. Durch lange Pinienalleen führte der Wagen. In hügeligem Gelände, am Abhang des Gebirges zogen sich die Weingelände empor. Da lag inmitten

ein Hof. Ein Haus, ganz unberührt, ganz weiß, der Giebel nicht vor- noch eingebaut, ganz Fenster, doch ohne Profilierung: so stand es mit der blügend flachen Front, wie es vor zwei Jahrhunderten der Urahn des Besitzers baute. Aus einer Halle, jagdlich ausgeschmückt, mit bunten Fliesen und weißspiegelnden Wänden, trat ein Mädchen, ganz in weiß, fünfzehnjährig, zag und stolz, behend und schweigsam. Und ein Boy steckte den schwarzen Kopf neugierig zwischen die Türen.

Das schöne Mädchen ging uns voran zum Keller, denn die Eltern waren fort. Der Keller war einst eine Kirche. Der Kellermeister pries den Wein und gab uns Proben. Alles war wie bei Van-Dez-Mer.

In dieser Stadt waren alle Menschen gut zu uns, alle Mädchen hübsch, alles schien glücklich. Nur zwei schreckliche Augenblicke hatte ich dort. Ein deutschsprechender Kellner fiel mir an Physiognomie und an Manieren berart auf, daß ich ihn nach dem Lunch beiseite nahm und plötzlich fragte: „Wo haben Sie studiert?“ Er erwiderte: „In Kopenhagen.“

Dann war eine Modellgruppe Hottentotten im Museum. Sie standen in einem Glaskasten, aber alle streckten die Arme von sich und schienen erblindet. Sie streckten die Arme und kniffen die Augen, weil man sie lebend in Gips gelegt. Sie sind halb so groß wie wir. Ich glaubte, ich sähe gestorbene Rassen, Dahingegangene, die man aus der Unterwelt noch einmal heraufgeschleppt. Nun waren sie geblindet, plötzlich am Tage, von der ungeheuren Lichterscheinung und erstarrt. —

Wolken verhüllten den Tafelberg, die Luft war dunkel. Wir traten aus Rhodes' Haus in den Pinienwald. Steil ging es bergauf, und die heroische Linie von Berg und Wald und Pinien schien römisch durchaus. Plötzlich blickte dicht neben uns der Kopf eines Zebras auf afrikanisch neben dem Stamme hervor. (In großer Weite ist alles umgittert, man fühlt es nicht.) Unter den Pinien strebte steil die weiße Lilie auf. War es nicht dennoch der Frühling in der Campagna? Dann stiegen wir zum Rhodesdenkmal empor.

Alles ist groß, was diesen Mann betrifft. Eines Tages sah er in Watts Atelier einen riesigen nackten Reiter von Bronze, der hieß: „Energy“. Da rief Rhodes: „That reminds me of Rhodesia!“ Nach seinem Tode schenkte es Watts der Stadt.

Nun sprüht das Pferd vom hohen Sockel auf, hoch über der Stadt an der schönsten Stelle des Abhangs, vor einer großartigen Architektur von Treppen von Propyläen, die hier, mit dem Berge steigend, zu jener dekorativen Wirkung kommen, die unsern Kaiser-Wilhelms auf der flachen Straße fehlt. Hier ist alles Granit, kein Marmor. Der nackte Reiter, der mit der Hand das Auge vor der Sonne schützt, blickt nach dem Hinterland, über Stadt und Bay hinweg; blickt nach Rhodesia. Darunter

steht Rhodes' Name und Watts Name. Erst oben rückwärts zwischen den zweimal zwölf Säulen, in einer Art von Portikus, steht eine Büste.

Weit dehnen sich umher die Pinienwälder, unendlich ist der Blick auf Stadt und Meer und Land. Nie sah ich ein Denkmal, zugleich so national und so vollkommen.

Und als ich oben in die Halle trat, sprangen an die dreißig Jungens hervor, Pfadfinder, die hier übten und spielten. Jugend sprühte um die gelassene Kraft der Säulen, Zukunft tummelte sich um Rhodes' Kopf und die reitende Tatkraft. —

„Siehst du das Schiff?“ rief Diana von oben: „Dort liegt es schon, dort raucht es schon! Es wird uns über die Atlantic tragen, fünfundzwanzig Tage ohne Aufenthalt. Dann ist er zu Ende, der afrikanische Traum!“

Noch einmal fuhr ein Wagen vor, damit wir ein Stück von Afrika erhaschten. Es war die südlichste Spitze des Erdteils, das Kap der Guten Hoffnung; das im getrosteten Namen die große Furcht der Seefahrer verbirgt.

Flog Heiterkeit dem Wagen nicht voraus? Flog Ungebuld? Flog Sehnsucht oder Trauer? Viele Länder lagen im Rücken, vor uns lag nur das Meer. Bis in die Fingerspitzen drang das steigende Gefühl, daß hier die wunderbare Form des Erdteils wirklich die große Biegung bildete. Nun durch die klippenreichen Straßen vorwärts, über den Strand, zwischen den Felsen, den Blick auf Bayen, auf Buchten gerichtet, vorwärts und mutiger: nun stach der Leuchtturm über uns ins Blau, halb verdeckt von Fels und Schatten schien er närrisch, gleich einem Zylinder, den ein versteckter und maskierter Pan da oben aufgesetzt.

Aber dann aus dem Wagen gesprungen, Klippen und Stufen hinab, zwischen Heidekraut und Dünengras zum Kap, zur wirklichen Spitze des Erdteils. Wie eine ungeheure Last streckt das schlafende Riesentier dies letzte Stück steinigen Landes vor.

Als ich, landend in Afrika, von Port Said nördlich blickte, fühlte ich die zerklüftete Klippe Europas nahe, skeptisch, überfüllt und alt. Nun sah ich südlich vorwärts und fühlte: Dort liegt nur noch Eis, vielleicht ist es Land. Zwei Menschen wissen es oder zwanzig auf der Welt.

Ich trat vor auf den äußersten, umspülten Stein und blickte herab, wie die Welle sich brach. In einem großen Kreszendo rennt, mit gefährlichen Kräften geladen, die aufschwellende Woge heran, grün durchschimmert vom Licht. Sie steigt, — sie steigt —: dann stürzt sie sich herab von der Höhe der Kräfte, monnevoll schäumend, in Gischten verebbend, zerrieselnd, entlastet . . . —

Als gegen Abend das Schiff sich langsam löste von diesem letzten Kai, den wir in diesem Teil der Erde berührten, schnitt mit bedeutender Klarheit die scharfe Kante des Tafelberges durch das Licht. Ich sah im Abendschein die

Stadt, die Bay, den Berg. Mit einemmal zog etwas Weißes den Blick auf sich. Mein Fernglas teilte den Fleck in Treppen und Säulen, davor auf einem Sockel sprengte Pferd und Reiter: energy, die Tatkraft.

Als ich Afrika zum erstenmal erblickte, stieg der Schatten eines bronzenen Mannes auf weit ins Meer gebauter Mole hoch. Es war der Mann, der zwei Meere verbunden. Nun, als ich schied, stand dort das Denkmal jenes andern Mannes; der auch zwei Meere verbunden, doch über Land, mit einer Bahn.

Diana mochte desselben Bildes sich entsinnen. Sie rief: „Da! Siehst du, wie die Tatkraft sich landwärts wendet, schräg zum Hinterland? Rhodes reitet und weist auf den Erdteil zu, wie Lesseps am Eingang! Wie dieses Land um seiner Dunkelheiten willen immer wieder die Geister verlockt und die Körper!“

Ich sagte: „Ist einer unter den großen Afrikandern, der diese Dunkelheit im Grunde nicht anbetet und Europens Höflichkeit verachtet? Und doch trachtet jeder nur immer, eine Wildheit zu zerstören, die er liebt! Sind sie nicht wie die Jäger? Vor dreißig Jahren war die halbe Karte leer. Wenn wir in dreißig Jahren wiederkehren, wird auch der letzte Fleck beleuchtet sein, und der Schwarze ist nichts anderes mehr als ein entsetzlicher Affe des Weißen. Dann sind die Gefahren, die Abenteuer aus, dann herrscht hier eine fürchterliche Ordnung, und nach wieder dreißig Jahren sind wir überboten, wie von Amerika!“

Diana rief: „Was liegt daran! In dreißig Jahren sind wir tot. Siehst du den nackten Reiter? Gib acht, er springt mit seinem Pferd vom Sockel! Nun durchreitet er nördlich die Steppe, — nun erreicht er den Baal, — er läßt das Gold im Rücken und die Steine, — lachend verachtet der Helle die dunklen Magnaten, — nun rast er zu den donnernden Fällen vor, — nun durch die Palmenwälder, — die weißen Reiher fliegen auf vor ihm, — zum Feuerberg aus Eis, — nun zum Äquator, — nun folgt er den Löwen, — quer durch die Negerstadt, — dort wo der Nil sich stürzt, — den Nil hinab, den Nil, — nun an der Sphinx vorbei! Gib acht, er wirft sich auf ein Schiff, und in Europa treffen wir ihn wieder!“

Und langsam folgte ihm unser Schiff in nordwestlichem Bogen.

Hiermit schließt die Reihe der Aufsätze von Emil Ludwig über Afrika. Das vollständige Werk erscheint im Juni unter dem Titel: „Die Reise nach Afrika“.

Drei Geldmänner

von Daniel Ricardo

Drei Größen im Reiche der Finanz hat der Tod gestrichen. Drei Persönlichkeiten, die im Wesen so verschieden waren wie der Effekt ihrer Begabung, die aber soviel Eigenes besaßen, daß sie psychologisch genommen werden können. Ein Herrscher, ein Staatsmann und ein Feldherr. John Pierpont Morgan, der Herrscher, starb in Rom. Ein Yankee, in der Stadt Michelangelo's. Das ist das Individuum auf die kürzeste Formel gebracht. Der Dollarkönig, den die Peterkirche und der Palazzo Pitti mehr lockten als die fünfte Avenue in New York. Rom und Florenz siegten über New York und Chicago. Morgan war ein Begriff geworden. Das Höchste, was die Persönlichkeit erreichen kann. Wenn in der Welt von Reichtum gesprochen wurde, personifizierte man Wort und Wesen. Morgan könnte in einem Fremdwörterbuch stehen als ein amerikanischer Ausdruck für Geldmacht. Als er gestorben war, stockte der Pulsschlag des Geschäftes fünf Minuten lang. Ein großer Zähler hatte die Welt verlassen. „Amerikas größter Bürger“ stand in den Cityblättern der Hudsonmetropole zu lesen. Als ob es nie einen Roosevelt gegeben hätte, der ein Scherbengericht gegen die reichen Räuber, die Börsenbanditen, verlangte. Durch den Tod kam Morgan auf einen Sockel neben George Washington und John Abraham Lincoln. Seine Größe war abhängig von der allgemeinen Orientierung zum Reichtum. Als das Volk sich gegen die fünfte Avenue erhob, galten die Geldtitanen keinen Cent. Sie genossen die öffentliche Verachtung. Nur Einer konnte sich über das Obium erheben: Morgan. Weil er nicht, wie Rockefeller, das Geld an sich liebte, sondern seine Anwendung. Er spielte mit der Macht und beherrschte das Instrument, das sie ihm gab, mit genialischer Intuition. Der Bankier hatte im Lande der Romantik Studien getrieben. Die blaue Blume erschien ihm, wenn das Getreisch der Räder auf den Eisenbahnschienen ihn zu geschäftlichen Kombinationen lockte. Und mitten aus dem Gewirr der Zahlen trieb es ihn ins Land der Träume — nach Italien. Vielleicht wohnten zwei Seelen in seiner Brust. Tiefe sich die Echtheit seines künstlerischen Ästhetentums nachweisen, so wäre die Zweiseelentheorie gerettet. Aber die Kunst geht nach Geld. Sie liefert

ihre schönsten Gaben dem reichsten Käufer aus und verleiht ihm den Kranz des Mäcenas. Genöß Morgan, was er sammelte? Man kann sich nicht vorstellen; denn die Tendenz seines Kunstsinnes war überwiegend auf Berechnung gestellt. Wäre er ein Schönheitsfucher gewesen, so hätte er die Kunst nicht nach der fünften Avenue verpflanzt. Der Ästhet genießt im Milieu. Aber der große Bankier war nicht ohne Kultur. Er hatte sich an deutschem Geistesleben bereichert und brachte die Liebe zur Mathematik und lyrische Gedichte nach Amerika. Die Begabung zur Mathematik setzt Phantasie voraus. Ohne sie gibt es keine Beziehungen zur exaktesten Wissenschaft. Durch sein mathematisches Talent wurde Morgan aus der Niederung der platten Geldsammler hinausgehoben. Und das Glück blieb ihm bis zuletzt treu: — es gönnte ihm, zur rechten Zeit zu verschwinden. Er starb sich selbst sehr gelegen; denn es gab keine Folie mehr für ihn. Die Demokratie will von den Erusten nichts wissen. Die Union soll saniert werden, um rettender Laten der Multimillionäre entbehren zu können. Die Chance des Versagens der Staatsmaschinerie bei wirtschaftlichen Hemmungen soll den Geldmännern genommen werden. Vielleicht gelingt es.

Morgan war nicht der Reichste unter den Geldkönigen. Er hat es kaum bis zu einer Milliarde gebracht. Aber sie überließen ihm die Führung, weil sie Respekt vor seinem Verstande hatten. Er hat nie eine Gelegenheit versäumt. Das ist das eine, was dem Genie eigen ist. Und das andere ist der Besitz von Ideen. Oder wenigstens das schnelle Erfassen guter Ideen anderer. Ob Morgan den ersten Gedanken der Errichtung eines Stahltrusts hatte, ob er selbst der ursprüngliche Autor des Schiffahrtstrusts war — wer fragt darnach. Er war der Schöpfer, weil er die Ideen zum vollendeten Werk gebracht hat. Das Genie darf Plagiator sein. Wer von Denen, die zu den Klassikern des Genies gehören, war es nicht! Manchesmal schien es so, als sei Morgan ein großer Ironiker gewesen. Sein breiter Mund konnte spöttisch lächeln, und die bohrenden Augen wurden zu Eideshelfern der Spottluft. Hätte er die Kraft besessen, sich über sein Wesen zu erheben, so wäre er groß, nicht nur im Sinne seines materiellen Wirkens, gewesen. Jedenfalls spottete er der Staatsgewalt. Konnte er anders, nachdem er die Macht der gehäuften Dollare in allen Spielarten ihrer Wirkung gesehen hatte? Wie grotesk, ihn über Wesen und Einfluß seines Reichthums zu vernehmen. Kommissarisch und protokollarisch wie einen Steuererheber. Ihn, der zwei Präsidenten zum Kotau gezwungen hatte. Zur Kniebeuge vor denselben Millionen, deren Besitz ihm der Staat als Verbrechen auslegen wollte. Musste ihn nicht Verachtung und Eitel packen? Man sagt, der Ärger über die Justizkomödie habe sein Ende beschleunigt. Mit solcher Vermutung verkleinert man die Persönlichkeit des „greatest banker of the

world“. Wer verachtet, ärgert sich nicht; denn Ärger macht klein. John Pierpont Morgan hatte vollendet, als er starb. Er stand vor der Schwelle des achtzigsten Lebensjahres und hatte seine Reserven bis zum letzten Rest verbraucht. Die Reue über einen versäumten Genuß nahm er nicht mit ins Grab. Die Neurasthenie, der morbus americanus, hinderte ihn nicht, der Lehre Epikurs zu leben. Und so starb er den schönsten Tod: aufgezehrt bis auf die letzte Faser.

Solches Glück ward dem Staatsmann nicht zuteil. Er schied aus dem Leben mit einem beträchtlichen Erdenrest. Und nicht so harmonisch wie der Herrscher. Dafür war er ein sentimentaler Deutscher, kein Dollarfürst. Er litt unter der Konvenienz, die jener überlegen abgestreift hatte. So entstand schließlich ein tragischer Konflikt, den der Tod löste. Ludwig Delbrück, der berliner Bankier, starb in den besten Mannesjahren. Er hatte das höchste Glück der Erdenkinder erreicht: die Persönlichkeit. Man schätzte ihn als stolzen Repräsentanten einer kaufmännischen Gentry, die in das Zeitalter der Aktie als Ausläufer einer Tradition hineinragt. Das Bankhaus, das der Vater begründet hatte, führte der Sohn fort. Voll Ehrgeiz für die Erhaltung der Art und des Gegensatzes zur jüdischen Großfinanz. Das setzte besondere Kräfte und Chancen voraus; denn der Kapitalismus ist dem Judentum eng verbunden und läßt sich nicht leicht aus diesem Zusammenhang zwingen. Ludwig Delbrück genoß die Gunst des Kaisers. Er war dessen finanzieller Berater. Diese Stellung gewann bestimmenden Einfluß auf seine geschäftliche Politik. Er hatte großes Verständnis für die Lebensfragen des Kapitals; aber er fühlte sich bei der praktischen Beschäftigung mit ihnen als verantwortlichen Minister, als hohen Beamten. Die Aktienbanken sah er mit den Augen des Finanzministers. Wenn es galt, bestimmte Grundfragen der Bankexistenz zu erörtern, so vertrat Delbrück die strenge Richtung. Daß er keine Liebe für die Vernichter der Privatbankiers empfand, war leicht zu verstehen. Aber der Kontrast wurde doch zuzeiten störend empfunden. Delbrück hatte keinen dekorativen Titel. Der Kaiser hatte ihn als Bankier Ludwig Delbrück ins Herrenhaus berufen. Das war er und blieb er, weil er nicht mehr sein wollte als der, im Bewußtsein seiner Persönlichkeit lebende, Vertreter eines Standes. Das Bankhaus Delbrück Leo & Co. ging eine Verbindung mit der alten Firma Gebrüder Schickler ein. Dieses Sozietätsverhältnis im besten berliner Bankenpatriziat wurde als Sieg über die judaisierte haute finance gefeiert. Aber Delbrück war nicht geschaffen, in der ruhigen Beschaulichkeit des Vermögensverwalters zu leben. Er wollte neben den Großbanken genannt sein, wenn es galt, wichtige Transaktionen durchzuführen. Bei den Emissionen von Staats- und Stadtanleihen stand das Haus Delbrück Leo & Co. an der Spitze. Aber diese Geschäfte bringen nur Ehre, keinen Gewinn. Eher empfindlichen

Verlust für Den, der die Papiere nicht absetzen kann. Wer sicher gehen will, läßt sich vom Ehrgeiz nicht zu weit treiben und verzichtet auf das Bewußtsein der rettenden Lat. Ein Verlust der Distanz im Gelände des Geschäftes verursacht Unsicherheit und trübt den Blick für die Grenzen der eigenen Kraft. Nicht nur im Sinne der Überschätzung. Tragischer noch ist das Schicksal dessen, der sich schwächer dünkt, als er in Wahrheit ist. Starke Charaktere können an einer Nichtigkeit zugrunde gehen, die der Schwächere vielleicht kaum empfindet. Ludwig Delbrück war wohl unter den deutschen Finanzmännern der stärkste Kontrast zu den amerikanischen Geldmachern.

Er war ein Staatsmann, kein Feldherr. Die Strategie verstand am besten: Arthur Fischel. Das war ein Kenner, der auch vom Gegner gewürdigt wurde. Behenden Geistes und von gebiegenem Wissen. Sehr temperamentvoll und mit allen geschäftlichen Instinkten der Rasse ausgestattet. In der Londoner City, der Akademie des Geldhandels, erzogen; im Bereich der österreichischen Finanz, die einst den Ton angab, erprobt; auf dem glattesten Parkett, dem Russenmarkt, ein Meister. Das Bankhaus Mendelssohn sah ihn erst als Prokuristen, später als Teilhaber. Er war der Mittler für die Finanzgeschäfte der russischen Regierung. Die Mendelssohns, deren Kapital ebenso solide ist wie ihre Überlieferung, sind die Bankiers des Zarenreiches. Keine einfache Sache, besonders in Tagen politischer Reizsamkeit. Riesige Summen müssen in Bewegung gesetzt werden, ohne daß hörbares Geräusch entsteht. Jede Störung in der Atmosphäre der Börse ist vom Übel. Arthur Fischel arbeitete wie ein Virtuos. Er war Meister auf dem Instrument des Geldmarktes. Da gab es keine plumpen Griffe, mochten auch Hunderte von Millionen vom Platz bewegt werden. Alles ging wie bei gut geölten Scharnieren. Fischel kannte nur einen Ehrgeiz: die Beherrschung der geschäftlichen Technik. Darin war er unerreicht. Die Physiologie des Geldes hatte keine verborgenen Falten für ihn. Und die Kenntnis dieser Zusammenhänge war ihm nicht angefliegen. Er hatte studiert mit heißem Bemühen und sich systematisch die Fähigkeit erworben, richtige Schlüsse aus praktischen Voraussetzungen zu ziehen. Die Entwicklung Fischels zur Persönlichkeit zeigt keine Biegung. Das Nebensächliche erkannte er und ließ es fallen. So gewann er eine Überlegenheit, die weder auf Regiekunst noch auf Brutalität beruhte. Er war erfüllt von der Kraft seines Könnens und brachte dieses Gefühl gelegentlich zu brüskierendem Ausdruck. Da er nicht nach Sympathie haschte, so waren ihm die Folgen der Unliebendwürdigkeit gleichgültig. Keiner seiner Feinde suchte ihm den Ruf seiner Bedeutung zu kürzen. Fischels Größe bestand darin, daß sie keine Folie hatte. Sie wirkte durch sich selbst und war so überzeugend, daß sie auch durch das Format der Mendelssohnschen Tradition

nicht in den Schatten gestellt wurde. Taktik und Staatskunst werden in ihren Beziehungen zum Geschäft oft mit einer gewissen Herablassung beurteilt. Man glaubt, daß die Kenntnis der vier Spezies in der Arithmetik das Wesentliche der Kunst des Kaufmanns ausmacht. Die Persönlichkeit Fischels war dazu angetan, dem Blick ins Getriebe des merkantilen Geistes eine neue Orientierung zu geben. Ins Amerikanische übersezt, wäre er ein Gegner der Trustmoral geworden; denn er war zu gut diszipliniert, um für die Anarchie des Dollarkapitalismus zu taugen.

Odysseus

von Felix Braun

Scheint nicht der Reiz sagenhafter Landschaft in der Vorstellung einer fast leeren Welt zu ruhen, darin der Mensch kaum eingelebt ist? Wir, die wir gewohnt sind, ihn in Städten versammelt zu denken, sehen ihn, in jene Zeiten rückschauend, einsam, in leichtes Gewand oder Blies gehüllt, aus ungeheuren Wäldern hervortreten, an der nackten Erde schlafen, in Flößen aus Baumstämmen das Meer und die Ströme befahren, immer unter riesigem Himmel, und schon fühlen wir die Vergöttlichung der Welt. Aus der Einsamkeit, aus dem unablässigen Erstaunen des Menschen formte sich eine wunderbare Theogonie. Rings um die sichtbare Größe der Natur baute sich die unsichtbare der Götter auf: es sprach ins Rauschen des Laubes die Dryade, es erscholl aus der Brandung Gesang der Okeaniden, ins Flüstern des Kornes und Grases mengte sich die Totenklage der Schatten und auf dem Grunde der Flüsse, auf den Gipfeln der Berge und Hügel war Lebendigkeit und irdische Gestalt. Die Heroen wanderten durch diese Welt und erlösten sie von den Dämonen; und nun erst, im Schatten der Götter, hatte der Mensch Gewalt.

So auch denken wir gern die homerischen Zeiten: noch Weite, Unberührbarkeit und heiligen Atem der Erde, aber den Menschen schon als ihren Herrn, wiewohl noch tief erstaunt über sich, noch halb im Dunkel über seine Kräfte, deren tieffte weit in die Sphäre der Götter reicht; die Welt schon verteilt, die Wohnstätten schon gegründet und zu Gemeinwesen gefellt und die Schaffung eines herrscherlichen Stabes; Idyllen des Wohllebens, in die nur selten der Strahl des Zeus niederflammt; Frommheit und feste Bräuche, Verkettungen von Mensch zu Mensch. Der Krieg ist durchaus Schicksalszwang, nicht Lust der Männer; er entbrennt dreimal: zwischen den Lapithen und Kentaurern, wodurch die Herrschaft der Erde dem Menschengeschlecht

zufällt; zwischen den Söhnen des Odipus und um die Mauern von Thion.

Jetzt erblicken wir den Menschen geschart, die Völker, die das Blachfeld wimmelnd bedecken. Griechen waren: aus den Landschaften, von den Inseln, von den Städten kamen die Siedler in Waffen zusammen und die gemeinsame Sprache, die Gegenwart der gleichen Götter, hob sie zu höherer Einheit auf. Dennoch bleiben sie ohne Ruhm; nur der Fürsten ist der Dichter gedenkt. Und als er von ihnen allen nach dem Falle der Stadt nur Eines Schicksal weiterspann, so war es, weil dieser Eine mehr Mensch war als sie: anders, höher, weil er der Geist war unter ihnen, die nur gewaltige Leiber waren: Odysseus.

Wie doch wandelte sich in uns seine Gestalt! Als wir die homerischen Gedichte noch von deutschen Jugendbüchern her, etwa Schwabs griechischen Sagen, kannten, zogen wir den Trojanischen Krieg der Heimkehr der Könige vor. Wir waren lieber im Getümmel der Schlacht, bei den Mauern und Schiffen, als vor den Inseln der Irrfahrt oder im Königshause von Ithaka. Wie schlug unser Herz, wenn den Helden der Tag ihrer Aristie anbrach, daß sie im Einzelkampfe einander maßen, Hektor in einer Wolke von Grauen einhertritt oder der riesige Ajax, starrend von Waffen, vor die brennenden Schiffe sprang. Ihn liebten wir, den Achilleus, den Agamemnon, Aeneas und Hektor, Nestor und Priamos, die alten Könige, und manchen von den Geringeren: etwa Agenor, den Trojaner, Teukros, den Bogenschützen, oder den Herrn von Kreta, Idomeneus, um des schön klingenden Namens willen. Odysseus aber blieb uns fremd, wir bewunderten ihn, weil auch er stark und kühn war, allein durch seine Klugheit schien uns seine Größe entwertet, seine Sphäre minder heroisch, und was immer er bestand, geringer gegen die Jahre der Belagerung und der Schlachten. Durch seine Gestalt wandelte sich das Epos zum Roman und endlich zur Idylle.

Aber eines Tages leuchtet es plötzlich mit seinem ungeheuren Meerhimmel, weit gelagert, voll von Inseln, in die Erinnerung. Es gleicht vielleicht nur den idealen Landschaften der Maler, den Bildern von Rottmann, Preller, Genelli, aber wie ist es auch da schon groß, wie taucht es auf als kaum erschaffene Welt, als Meerreich, unermesslich und voll himmlischen Glanzes! Es wieder zu lesen, wird Sehnsucht, aber nur wenigen rein im Schall der griechischen Verse erfüllt. Man war bisher auf die Übertragung von Voss angewiesen. Es sei hier angezeigt, daß dieses immerhin gewaltige Werk nunmehr seinen Erfaß gefunden hat: durch die wundervolle neue Nachdichtung von Rudolf Alexander Schroeder, die im Insel-Verlag erschienen ist. Gegen die Finsternis und Härte der Vossischen Verse ist hier eine Helle und Freiheit der Diktion gewonnen, sind die Sätze leicht verbunden, klingen die Worte in den Rhythmen-Geleisen dahin, und man könnte nur besorgen,

daß die Größe der homerischen Welt in zuviel Frühling aufgelöst wurde. Die Sprache ist in einer durchaus schöpferischen Weise gehandhabt, den griechischen Wortschaffungen entsprechen deutsche, nicht immer mit ganzem Glück, aber mit außerordentlichem bildenden Bemühen hervorgebracht. Zwischen lebendigem Sprachgefühl und tiefgegründetem Wissen um Wurzeln und Quellen der Sprachwelt, zwischen Philologie und Dichtung ist hier Endgültiges, Vorbildliches erzielt worden. Es ist von selbst verständlich, daß auch die höchste deutsche Schönheit an die Gewalt des griechischen Gedichts nicht heranreicht; die Grenze, die dem Übersetzer gezogen ist, liegt weit jenseits seiner Kräfte.

Ist es nun möglich, nach beendeter Lektüre das Wort zu nehmen, über Nausskaa oder das Totenland, den letzten Schiffsbruch, den Freiermord zu reden? Was gesagt werden durfte, ist von dem Einzigen ausgesprochen worden, der mit Worten höchsten Dingen der Dichtung gewachsen ist: Hugo von Hofmannsthal. Er hat in seinem Essay über die Schroedersche Übertragung (im diesjährigen Insel-Almanach) die homerische Welt und Zeit mit unübertrefflicher Kunst geschildert. Was er bewundert, ist das Fabelland, die schöne Selbstverständlichkeit ungeheurer Maße, die Gewalt und Tiefe ethischer Verbundenheiten, „eine Heiligkeit des Irdischen, ein gesättigtes Leuchten, ein Strahlen überall . . . Und um jedes Ding eine Herrlichkeit, eine Würde. Ein jedes kommt von seinem Vers dahergetragen, so herrlich, so geehrt, so vergöttert, als wäre es der Mittelpunkt der heiligen Handlung. Ein kleines Tun, ein alltägliches Geschehen: ein weidendes Tier, eine Meereswelle, die hereinrollt, eine Bewegung des Ruderns, eine Waffe, ein Gerät, eine Wunde — für einen Augenblick ruht ein göttliches Auge auf jedem und in dem Blick dieses göttlichen Auges schauen wir mit.“

So auch scheint Odysseus immerfort im Blick des Zeus, immer, als ob an seinem Leben der Bestand der Welt hänge, als ob durch sein Dasein und seinen Kampf darum durch all die Tage der Irrfahrt eine Veränderung zwischen Göttern und Menschen, mehr noch: im Menschen selbst sich vollzöge. Und dies ist, was mit noch höherer als mythischer Macht ergreift. In der Gestalt des Odysseus besinnt sich der Mensch zum ersten Male auf sich selbst, zum ersten Male geht der irdische Blick nach innen. Die Weisheit des Nestor ist nur gesammeltes Leben, die des Laertiaden jedoch Entzündung einer neuen Flamme: des Geistes. Ihr schönes Spiel, bald hierhin, bald dorthin gewendet, bald scheinbar verlöscht, bald golden aufgelobert, gewinnt ihm die Herzen der Menschen, das Lächeln der Götter. Seine Irrungen und Abenteuer stellen, ähnlich der Wanderung Dantes, nur eine Bewältigung der Welt durch den Geist dar und es ist bezeichnend, daß die Märcheninsel des phäakischen Volks erst nach der Überwindung des Todes betreten wird. Schlafend wird er ans Gestade der Heimat gebracht, die er

lange nicht erkennen darf. Was folgt, ist wieder Sage, aber, von innen begriffen, nur die gewaltige Auferstehung jenes Geistes, seine Verherrlichung im vollbrachten Werk, im errungenen Ziel.

Von der Deutung der Gestalt führt der nächste Weg zu ihrer Umschaffung ins Symbol. Einem jungen deutschen Dichter, dessen Name hier zum erstenmal genannt wird, Albrecht Schaeffer, ist sie es im tiefsten Sinn geworden. Mehr als ein Erlebnis der Phantasie, wurde ihm die Figur zum Träger ewigen Menschheitsloses: trotz stärkster Kräfte, trotz göttlichen Beistands, in sich mährtyrhaft. Die Irrfahrt wird Passion. Das Buch, das dieses darstellt, heißt: „Die Meerfahrt“ und ist bei Ernst Rowohlt in Leipzig erschienen.

Es sind Gedichte, durch die Gestalt und das Schicksal des Ithakers einander verbunden: so ergeben sie, wenn man will, eine Art Neu- oder Wiederdichtung der Odyssee insofern, als die großen Erlebnisse des Heros in neuer Anschauung neue Verherrlichung erfahren. Indessen würde man doch fehlgehen, herein das eigentliche Wesen des Buches zu erblicken, dessen Sinn nicht so sehr in der Bezauberung des Dichters durch den Stoff, als vielmehr in einer Art Philosophie ruht, der die Symbolisierung menschlicher Größe durch eine ideale, in Leiden und Taten bis an Göttliches anragende Gestalt vorgeschwebt hat und die nun aus einem Zwiespalt der Übermasse, der Gewalt der Ferne und der Beglückung heimatlicher Nähe ewige Tragik gewinnen muß. Die Kardinalstelle dieser neuen Dichtung liegt in der Weissagung des Teiresias, die den Heimgekehrten zu neuer Wanderung bestimmt, bis daß er in ein Land gelange, das vom Meer nicht weiß, noch das Ruder kennt; kommt aber ein Wanderer des Weges und fragt nach dem seltsamen Gerät, da möge er das Ruder an selbiger Statt in den Grund pflanzen, dem Poseidon das große Sühnopfer weihen, und zu ewigem Frieden dann nach Hause kehren. Diese mystischen Verse deutete Albrecht Schaeffer ins Menschliche um, er ersinnt dem Helden sein Ende durch sie: daß den König, den längst in Frieden Eingewohnten, plötzlich die Sehnsucht anfällt nach dem Grenzenlosen, der ewigen Ferne, dem Meere. Nicht die Heimat, noch der Herrscherstab, nicht Sohn noch Weib vermögen das dunkle Blut zu beschwören, darin das Meer rauscht. Odysseus verläßt Ithaka auf immer. Und es erfüllt sich die Verkündigung des Sehers: er kommt in jenes Land, „das des Wogenfalls Schallen und das Salz nie gekannt“: Germanien. Ein Greis, das mächtige Ruder an der Schulter, betritt er als Gast ein deutsches Haus, aber seines Wirtes Frau trägt eine Kette von Bernstein und so ruft ihn auch hier das Meer. Und er wandert hoch hinauf in Eis und Norden, aber hier kann er nicht sterben. Noch einmal bietet er seine tiefsten Kräfte auf, südwärts strebend, der Heimat zu, „gegen der Azurgolse meilenweites Scheinen“ und da: im Anblick strahlenden Himmels und Meeres wird ihm Hermes begegnen und ihn entrücken.

Meer und Heimat: Der Kampf beider Gewalten hebt den Fürsten immer wieder in die Nähe der Götter hoch. Überwunden werden sie durch Tat und Ziel, aufgehoben durch Liebe und den Tod. Aber aus den Armen der Kalypto und Kirke ruft es ihn stets wieder an mit dem Laut der Brandung und dem Traumbild des ersehnten Eilands und aus den „Dämmernissen des Erebos“, dem „ewigen Dunkel kimmerischer Nacht“ trägt ihn sein Schiff doch weiter über die Flut, unter mordender Sonne, dem neuen Ungemach von Trinakria zu. Wir sehen ihn bisweilen in solcher Nähe, daß wir die Brauen und die innerste Blut des Augensterns gewahren können; so leben wir mit ihm, über uns rauscht der Baum, der ihn beschattet, es liegt vor unsern Blicken das Licht, das ihm glänzt. Mit großer Kunst ist hier heroische Landschaft gebildet worden, deren Klarheit und Erhellung an Gemälde von Claude Lorrain gemahnen kann. Aber bewundernswert ist auch, wie in die gewaltige Primitivität sagenhaften Geistes Züge und Regungen von Seele eingedichtet wurden, etwa diese wunderbare Szene mit dem Spiegel, den Kalypto dem Odysseus weist, auf daß er sich sehe; „und er fragt sie erschreckt, wer ist das?“, sie aber schwingt das Metall, daß sein Bild ihm gleich einem Vogel zu entfliehen scheint. Da schaudert es ihn, daß sein Schatten entronnen wäre, daß seine Einzigkeit und sein Geheimnis ihm genommen ist, und er verflucht den, der sich im Spiegel erblickt, der verdammt ist, sich zum zweiten Male lebendig, „das letzte Geheimnis nicht achtend“, selbst zu schauen. Und wie sich im Inneren Neues mit Gegebenem verbindet, so auch in der Gestaltung; bisweilen steht das homerische Bild in einer neuen Vision, ausgemalt oder weitergesponnen. Als Beispiel diene die Erzählung vom Untergang der Gefährten durch die Rache des Helios: wie die Kinder des Gottes, die jene frevelnd geschlachtet, in den Gewitterwolken plötzlich riesenhaft einherstürmen und gewaltig und zermalmend auf die Schiffe niederstürzen; oder die Beschwörung des Lantalos, in dem der wahre Ahnherr des Helden erkannt wird; der Frühling auf Ogygia; der einsame Tod der Penelope; Nausikaa, die den Ball in ihrer Truhe bewahrt; die Erscheinung der Kirke, schneehaft weiß zwischen zwei Pfauen; die Einkehr der Mutter in den Hades und ihre Weigerung, Vergessen zu trinken; das Meer, immer wieder das Meer mit fernen Segeln, schönen Vögeln, starker Sonne; die Bäume des Cumaïos; der eiserne Bogen des Moros; die Landung im Regen, und das Bild des Königs, das Penelope immer von neuem wirkt und löst und das sie in der Heimkehrnacht auf ihrem Lager plötzlich funkelnb ausgebreitet schaut.

Wenn noch gesagt wird, daß die Verse, die alles dieses darstellen, von höchster Schönheit ausgezeichnet sind, daß sie, voll von Bildern und Musik, mit großer Beweglichkeit in Rhythmus, Ausdruck und Reim, sich als kaum je erblindenden Spiegel einer wunderbaren Welt und einer nicht minder

wunderbaren Phantasie bewähren —: kann noch etwas den Worten einen stärkeren Nachdruck, eine tiefere Überzeugungskraft geben, die hier einen neuen deutschen Dichter proklamieren? Mit größtem Ernst, mit ganzer Strenge und Bewußtheit dieser Zuerkennung, wird hier der Name Albrecht Schaeffer als eine neue deutsche Hoffnung, als neuer Besitz deutscher Literatur ausgesprochen. Dies zu rechtfertigen, genügt das eine Gedicht „Hypnos“: wie der Bettler zum erstenmal im eigenen Hause schläft, wie er lauscht auf die fernen Nachtgeräusche, und da ist so Leben eingefangen, daß man die dunkle Lust zu erkennen wähnt und den Schein zerstreuten Lichtes im Saale. Das Pathos dieser Lyrik kann gewiß in manchem von dem Stefan Georges, Rilkes, auch Hofmannsthals, selbst Schillers, abgeleitet werden, es mag noch Erbe sein, aber wie schön und frei ist es dies, wie hat es in seinen wechselnden Massen etwas von selbst Schilderndes: Bezaunderndes. Fast in jeder Zeile findet sich dieselbe Durchsichtigkeit des Erdichteten, eine Sicherheit bildender Kraft, die mit solchem Glücke alles im Innersten trifft, daß man es wahrhaftig ein arkadisches nennen möchte. Und somit sehen wir beides, Stoff und Form, im griechischen Geiste gehalten, wie er nicht durch „edle Einfachheit und stille Größe“, wohl aber durch Vollkommenheit in der Wiedergabe lebendiger Formen erkannt und über alle Zeitferne hinweg wieder und wieder erlebt wird.

Das Sexualproblem

von Karl Jentsch

Der gewaltige Fortschritt der Technik verleiht den Seelen der Optimisten neuen Schwung, so daß sie kühn das Höchste erstreben und den Himmel auf Erden in nächster Nähe sehen. Da darf denn auch die Erlösung von all dem Leid, das dem Geschlechtsleben entquillt, nicht fehlen, und Iwan Bloch bereitet sie vor, indem er im Verein mit Sachautoritäten ein Handbuch der Sexualwissenschaft in Einzelbarstellungen herausgibt. Er selbst eröffnet das große Werk. Gerade das heikelste Thema zu wählen (Die Prostitution. Berlin, Louis Marcus, 1912) bestimmte ihn die Überzeugung, die schon Wilhelm von Humboldt ausgesprochen habe, daß die Prostitution das Zentralproblem der Sexualwissenschaft sei, daß man darum von ihr ausgehen müsse, wenn man das Wesen der Sexualität und ihre Beziehungen zu allen Gebieten des Sexuallebens verstehen und beleuchten wolle. Als Norm für die neue Wissenschaft stellt er den Satz auf, daß sie ihren Gegenstand nicht medizinisch-klinisch zu behandeln habe

— dabei komme nur Sexualpathologie heraus — sondern bio-ethnologisch. Blochs Ideal ist, wenn ich ihn recht verstehe, das urchristliche, wie es war, ehe die dualistische Askese des Orients eindrang (gesunde Askese erkennt er als berechtigt an; von einer andern Verderbnis, die das kirchliche Christentum erlitten haben soll, wird noch zu reden sein). „Wenn seit Augustinus das Geschlechtliche in erdrückender Weise auf der Menschheit lastet, so wird es — daran zweifle ich nicht — dereinst der Sexualwissenschaft gelingen, die Menschheit von dieser Last zu befreien und sie zu einer natürlichen, biologischen Auffassung der Sexualität zu führen, aber auch ihren eminenten Kulturwert ins helle Licht zu stellen und damit endlich die Veredlung und Harmonisierung eines Triebes anzubahnen, der als mächtigster Motor der körperlichen und geistigen Entwicklung der Menschheit wirken wird bis ans Ende der Welt.“ Veredlung also soll die Aufgabe sein! Ein einzelner Trieb kann aber doch nicht veredelt werden; die Veredlung muß den ganzen Menschen erfassen. Die Aufgabe stellt sich demnach als Mission dar, als sittlich-religiöse Erziehungsarbeit. Ob nun die Ärzte, die in dieser Arbeit die seit 1900 Jahren damit sich mühenden Geistlichen ablösen sollen, rascher vorwärts kommen werden, bleibt abzuwarten; aber solange sie ihr Werk noch nicht vollbracht haben, hat man es mit der Masse der Unveredelten zu tun; deren Verhalten in erträglicher Weise zu regeln, ist doch wohl die nächste Aufgabe des Staatsmanns, des Philanthropen, und dieser Organisationstätigkeit dürfte meine Auffassung des Weltgeschehens eine solidere Grundlage darbieten als die heute herrschende Entwicklungslehre, mit der, wie sich erwarten ließ, auch Bloch seine Wissenschaft zu fundamentieren versucht.

Ihm beginnt die Geschichte des Sexuallebens mit dem schrankenlosen Walten des Naturtriebs. Nachdem dieser durch soziale Ordnungen eingedämmt worden, schuf er sich in der Prostitution einen Ersatz für die verlorene Freiheit. In Athen regelte Solon das Institut von Staats wegen, und da die meisten Prostituierten Sklavinnen waren, galten alle als unfrei, und ihre Atimie, ihre Achtung, wurde noch durch die Verachtung verschärft, die alle vom Verdienst aus körperlicher Arbeit Lebenden traf. Das Verhältnis der Männerwelt zu dieser verachteten Klasse drückte das ganze weibliche Geschlecht hinab, so daß die böse doppelte Moral entstand. Alle diese Übel drangen mit der gesamten griechischen Kultur in Rom ein und verfestigten sich hier zum starren Recht, und dieses Recht verpestete das Christentum, dessen Stifter schon als Jude einer gesunden Auffassung nahe gestanden hatte. Nießches Wort: „Das Christentum gab dem Eros Gift zu trinken“, sei umzukehren: „Unsre Sexualethik krankt heute noch am Griechentum, oder besser: an dieser Seite des Griechentums.“ Und dieses griechisch-römische Element, die doppelte Moral, zu überwinden, sei eben die Aufgabe der Sexualreform, der zunächst zu erwartende Fortschritt der Ent-

wicklung. Mir stellt sich das Weltgeschehen anders dar, nicht als ein steter Fortschritt zum Höheren und Besseren, sondern als eine wirkliche Entwicklung, d. h. Entfaltung zu immer reicherer Fülle des von Anfang an im Keime Enthaltenen. Vom Urzustande wissen wir nichts und werden wir nie etwas wissen. In der historischen und schon in der durch Dichterwerke erhaltenen Sagenzeit tritt uns die Menschheit entfaltet entgegen, in Rassen differenziert, und die verhalten sich nun auch im Geschlechtsleben verschieden, so daß von einer Entwicklung, einem Fortschritt der Menschheit als eines Ganzen überhaupt nicht die Rede sein kann. Die Dunkelfarbigen sind Augenblicksmenschen; instinktiv geschaffene Einrichtungen, die der Aberglaube oder ein Despot aufrecht erhält, zügeln die Naturtriebe so weit als nötig ist, die Horde vor Selbstvernichtung zu bewahren; ein Geistesleben, das hemmen und veredeln könnte, gibt es nicht. Die Völker Vorderasiens entflammt glühende Leidenschaft, so daß sich ihre maßlose Wollust mit Grausamkeit zu paaren pflegt. Die Männer kennen geistiges Leben, das Weib ist Sklavin, Polygamie (richtiger Polygynie) der Reichen hier wie in Ostasien selbstverständlich. Den Mongolen fehlt höhere ästhetische Kultur: die Blüte der Schönheit, das edle Menschenantlitz, lernt der Chinese so wenig wie der Neger in seiner Heimat kennen. Außerdem ermangeln alle Farbigen zu der in ästhetischer wie in sittlicher Beziehung gleich wichtigen Reinlichkeit jenes Antriebs, den unsrer Rasse die weiße Haut verleiht. Wie es um das sonstige höhere Geistesleben der Mongolen bestellt ist, darüber erlaube ich mir kein Urteil.

Die Eigenart unsrer Rasse lernen wir kennen aus Homer, aus Tacitus, dem noch mehrere Eideshelfer zur Seite stehen, und aus dem Leben einzelner edler Europäer aller Zeiten, auch ganzer kleiner Völker wie der Schweizer, der Dänen, der Holländer. Wir sehen da die ideale Eihe, eine Ehe von solcher Innigkeit, daß nicht selten im Laufe der Jahre die Gesichtszüge der Gatten einander ähnlich werden; ein trautes Familienleben, spätes Reisen des jungen Mannes, mäßige Stärke des Geschlechtstriebes, der namentlich in der von mannigfaltigen geistigen Interessen erfüllten und bewegten Seele des Gebildeten bei weitem nicht so viel Raum einnimmt wie in der aller Farbigen. Wer den Geschlechtstrieb veredeln will, der kommt beim Europäer dreitausend Jahre zu spät. Kann man sich edlere Gatten vorstellen als Odysseus und Penelope? Das Geschlechtsleben ist bei den Edlen unter den Europäern immer edel gewesen. Es kann sich also nur darum handeln, die Roheren zu veredeln, und da hat denn der Reformator mit der Tatsache zu rechnen, daß (was meinen Begriff von Entwicklung rechtfertigt) der Fortschritt der Zivilisation und selbst der Kulturfortschritt keineswegs Veredlung bedeutet. Dieser Fortschritt vermehrfacht und verfeinert nach beiden Seiten hin: das Gute wie das Böse; überflüssig, vom Raffinement der Leidenschaft,

des Genusses zu reden, von den tausenderlei Gelüsten, die der einfache Naturmensch nicht kennt. Auch die übrigen Umstände, welche bei fortschreitender Zivilisation und bei Zusammendrängung großer Menschenmassen auf enge Räume den Geschlechtstrieb vorzeitig wecken, beständig reizen und zugleich seine legitime Befriedigung erschweren, sind allgemein bekannt. Desgleichen wirkt die ästhetische Kultur sowohl günstig (indem sie veredelt und wählerisch macht, die Zahl der begehrenswerten Objekte vermindert) als auch ungünstig durch Anfüllung der Phantasie mit verlockenden Bildern. (Den Anblick schöner Gesichter wie Giftspinnen zu fliehen, rät der penophontische Sokrates einmal.) Endlich schafft die starke Vermögensdifferenzierung den Gegensatz zwischen zahlungskräftiger Nachfrage nach schönem Fleisch und notgedrungenem Angebot.

Daß bei den Weissen der Mann seiner Frau zum Vormund gesetzt wird, hat mit der doppelten Moral nichts zu schaffen. Es entspringt nicht der Verachtung, sondern der Achtung und geschieht zu ihrem Schutz. Die Griechen waren auch in der nachheroischen, den Frauen weniger günstigen Zeit doch sehr weit davon entfernt, sie für Sklavinnen anzusehn. Dem Aristarch, der nicht weiß, wie er bei vermindertem Einkommen den Haufen von Basen und Muthmen ernähren soll, die in sein Haus gestüchtet sind, rät Sokrates, die Kunstfertigkeiten dieser Frauen zu verwerten. Aber, wendet jener ein, sie sind doch keine Sklaven, sondern als Freie erzogen, worauf Sokrates: ja, glaubst du denn, die Freiheit bestehe darin, daß man nichts tut, als essen und trinken? Was aber die Moral betrifft, so gibt es nicht bloß zwei, sondern viele Moralen. Nur negativ ist die Moral für alle dieselbe, als eine Grenze, durch deren Überschreitung der Mensch ein Verbrecher, eine Bestie oder ein Teufel wird. Innerhalb dieser Grenze hat jedes Geschlecht, jedes Lebensalter, jeder Berufsstand, jedes Naturell seine besondern Pflichten, und wären nicht große Massen von Menschen gleichgeartet, Genies, zu denen die Heiligen gehören, seltene Ausnahmen, dann würde es so viele Moralen als Individuen geben. Die verschiedene Beurteilung sexueller Irregularitäten ist durch die Verschiedenheit der Naturen von Weib und Mann geboten. Der Mann ist der aktive Teil, zur Initiative verpflichtet, darum muß bei ihm der Geschlechtstrieb stärker walten, was ihn entschuldigt, wenn er sich bei Verhinderung der legitimen Befriedigung nicht zu enthalten vermag. Die normale Frau lernt, wie man in Büchern von Ärzten liest, die Wollust erst in der Ehe kennen; der Jüngling erlebt dieses Gefühl, er mag wollen oder nicht, in der Pubertätszeit. Und da es nun abnorme Weiber gibt, bei denen die Sinnlichkeit sogar noch stärker entwickelt ist als beim Durchschnittsmanne, so findet der Mann, der nicht rechtzeitig zur Ehe gelangt, oder dessen ehelicher Verkehr durch irgendwelche Umstände Störungen erleidet, Weiber, die sich ihm anbieten. Ein verfeinertes christliches Gewissen

mag solchen Verkehr sündhaft schelten; was vom Standpunkte der natürlichen Moral gegen diese Befriedigung zweier einander entgegenkommender Bedürfnisse einzuwenden wäre, wüßte ich nicht zu sagen. Daß jedoch solchen Weibern nicht derselbe gesellschaftliche Rang eingeräumt werden darf wie den Ehefrauen, ist in einem zweiten Unterschiede zwischen Mann und Weib begründet. Der Mann hat seinen Beruf, durch dessen Ausübung er seine Würde als achtungswertes Glied der Gesellschaft erlangt; Ehemann ist er nur im Nebenamt; darum versagt ihm europäische Sitte die Achtung nicht, wenn er zu übermenschlicher geschlechtlicher Enthaltbarkeit nicht die Kraft hat. Für die Durchschnittsfrau dagegen bleibt es, was auch Suffragetten sagen mögen, Hauptberuf, einem Manne das Hauswesen zu besorgen, Kinder zu gebären und aufzuziehen, und wenn sie für diesen Beruf nichts taugt, dann taugt sie — von Ausnahmebegabungen abgesehen — überhaupt nichts. Wie andererseits die geborene Dirne (welcher Erfahrene wollte leugnen, daß es sinnliche, faule und leichtsinnige Geschöpfe gibt, die diesen Namen verdienen?) zur Gattin und Mutter nichts taugt. Auch sie hat einen Beruf, doch einen weit niedrigeren als die ehrbare Frau. Wirtschaftspolitik, Gesetz und Sitte haben nur zu verhüten, daß Mädchen und Frauen, die nicht geborene Dirnen sind, auf deren Stufe durch Not hinabgestoßen oder von Verführern gelockt werden. Als dritter Unterschied ist hervorzuheben, daß die Ehebrecherin dem Gatten den Unterhalt von Kindern anderer Männer aufbürden kann, während das Umgekehrte nicht leicht vorkommt; als vierter endlich, daß der Übergang von der Jungfrauschaft in den Frauenstand durch eine anatomische Änderung bewirkt wird, womit Deus sive natura ohne Zweifel andeuten will, daß es sich bei der Geschlechtsfunktion für das Weib um einen wichtigen und verantwortungsvollen Akt handelt, beim Jüngling dagegen, dem ein solcher Warner nicht beigegeben ist, um einen verhältnismäßig gleichgültigen.

Obwohl sich meine Belesenheit in der Literatur der Alten mit der von Bloch nicht messen kann, glaube ich bezweifeln zu dürfen, daß er der Sklaverei und der Verachtung alles Banausischen die richtige Rolle anweist. Gewiß sind beide Umstände von großem Einfluß gewesen, die Sklaverei jedoch in geringerem Maße, die Abwendung von körperlicher Arbeit in anderer Weise als er es darstellt. Keineswegs war jeder verachtet, der von eignere statt von Sklavenarbeit lebte; der Arbeit des Bauern, in älterer Zeit auch der des Künstlers, ward die Ehre bewilligt, die ihr gebührt. Verachtung traf einmal, wie ja auch Bloch hervorhebt, den Geldverdienst, und dann die „Dsenarbeit“ (das war die ursprüngliche Bedeutung des Wortes banausisch), weil Stubenhocken und Sigarbeit dem an die Bewegung in freier Luft gewöhnten Griechen unerträglich und darum des freien Mannes unwürdig schien. (Wie heute noch dem Italiener, auch dem ärmsten; mag

er noch so gewandt sein, er zieht Erd- oder Bauarbeit der Fabrikarbeit vor). Als jedoch im reich gewordenen Athen (wie später auch in Rom) die Bürger schmarrigend vom Staate lebten und den Tag bloß noch mit Beamten-tätigkeit, Politik und Philosophie, das heißt mit geschäftigem Müßiggang und Geschwäg und mit Theaterschau ausfüllten, da unterlagen sie natürlich den Lockungen der Sinnlichkeit weit öfter als Menschen, die wirklich arbeiten. Zu den größten Vorzügen unsrer allermodernsten Zeit gehört, daß sie nicht bloß die Seele mit vielseitigem geistigen Interesse ausfüllt, sondern auch die meisten zu weit strammerer Arbeit zwingt, als vor dem Maschinenzeitalter, von dem Utopisten immer noch die Erlösung von der Arbeitfron erwarten, jemals erhört war. Deswegen nimmt heute das Geschlechtliche einen noch viel kleineren Raum in den Seelen ein als sonst schon immer bei den meisten Völkern, einen kleineren namentlich auch als im Mittelalter und selbst noch in der Biedermeierzeit; was die erotischen Romane, was die Skandalprozesse enthüllen, das ist doch nur ein winziges Bruchstück des deutschen Volkslebens. Die Sklaverei sobann hat allerdings menschliche Ware nicht bloß verstohlen, sondern auf offenem Markte geliefert, hat gegen Ende der Republik und unter den ersten Kaisern, wo die durch große Kriege überfüllten Sklavenmärkte mit Menschenleibern zu wüsten gestatteten, Abscheulichkeiten ermöglicht, von denen wir uns schaudern abwenden, und das Institut selbst ist natürlich zu verwerfen, seitdem für die Abhängigkeit der handarbeitenden Massen, ohne die nun einmal nach aller bisherigen Erfahrung höhere Kultur nicht entstehen kann, weniger unwürdige Formen sich darbieten. Aber die Prostitution würde sich auch ohne Sklaverei eingestellt haben; sie stellt sich überall ein, wo es zahlungsfähige Männer und käufliche Weiber gibt; und diese sind überall und immer verachtet gewesen, auch in den Ländern, wo man von der antiken Welt nichts weiß und wohin der Einfluß des römischen Rechts nicht gereicht hat. Zudem wirkt die Differenzierung in Reiche und Arme und die Abhängigkeit dieser von jenen genau so wie die Sklaverei. Ich kann nicht finden, daß die Sklaven, die meine „Drei Spaziergänge ins klassische Altertum“ beschreiben, und die Hetären in Lucians Gesprächen in einer unwürdigeren Lage geschmachtet hätten als die 135000 Arbeiterinnen, von denen Octave Uzannes erzählt (ich kenne seine Parisiennes de ce temps nur aus einem Referat), oder die zu Tode geheßten und gequälten Arbeiter der demokratischen Dollarrepublik, die uns Arthur Holitscher vorführt.

Nicht die Überwindung hellenischer Denkweise und römischer Rechts-traditionen ist dazu nötig, die Prostitution einzuschränken (ihre völlige Beseitigung setzt sich kein Praktiker zum Ziele), sondern die Wiederherstellung oder, wo sie noch besteht, Erhaltung der gesunden Berufsgliederung, Arbeits- und Wohnweise. In New York sind die menschlichen Schweineställe wo möglich noch zahlreicher und schmutziger als in den Großstädten Europas,

die Farmerbevölkerung dagegen ist so frei von Prostitution wie das deutsche Dorf und die Kleinstadt, wo sie nur in vereinzeltten Exemplaren vorkommt. Sie kann da nicht wuchern, weil jedermann als Familienmitglied lebt und jeder jeden kennt, und sie ist nur in geringem Maße Bedürfnis, weil das Familienleben und gesunde Arbeitsarten die Reife verlangsamen, frühe Verheiratung für rechtzeitige Befriedigung sorgt, gemeinsame Arbeit die Gatten aneinander fesselt, ein Jünglingsstreich nicht tragisch und dem Mädchen ein uneheliches Kind nicht übelgenommen wird. Der Vormundschaftsrichter J. J. Landsberg empfiehlt in seinem trefflichen Buche „Das Recht der Zwangs- und Fürsorgeerziehung“ eine Reform, die vielem Elend vorbeugen würde: hat eine ledige Mutter mit mehreren Männern verkehrt, dann sollen diese in solidum zur Alimentation verpflichtet werden.

Der oben angedeuteten Aufgabe der Sexualreform reiht sich die andre an, die Prostituierten vor unwürdiger Behandlung und vor Ausbeutung zu schützen. In dieser Beziehung haben nach Blochs Darstellung die Ordnungen der mittelalterlichen Frauenhäuser (deren Wiedereinführung die Größe und Anlage der heutigen Großstädte erschwert) Musterhaftes geleistet. Bloch findet den Kontrast sehr auffallend zwischen der amtlichen Anerkennung der Notwendigkeit des Instituts, der väterlichen Fürsorge für die Bewohnerinnen, den Veranstaltungen zu ihrer Rettung und Rehabilitierung (eine solche Person zu ehelichen galt als ein gutes Werk) und andrerseits ihrer gesellschaftlichen Achtung. Der Kontrast hat aber gar nichts Auffallendes und ist am wenigsten als Widerspruch zu deuten. Die Fürsorge ist Christenpflicht, der Ausschluß aus der Gesellschaft aber ergibt sich aus der oben dargelegten Natur der Dinge. Auch der Scharfrichter war „unehelich“; ist das zu verwundern? Der edle Mensch behandelt alle Geschöpfe, auch die Tiere, menschlich, aber ersehen ihm Pferde den menschlichen Umgang, und macht er den Hund zu seinen Bettgenossen? Oder laden Reformfreunde den Scharfrichter zu ihren Abendgesellschaften ein? Der Kloakenräumer, vorläufig auch noch der Scharfrichter, sind unentbehrliche Diener der Gesellschaft, und als Menschen müssen sie geachtet, müssen sie nach dem christlichen Glauben sogar (nicht affektive sondern werktätig) geliebt werden. Doch wird der edle Mensch nur im äußersten Notfall einen Beruf wählen, der ihn zwingt, sich ausschließlich mit Schmutz zu beschäftigen, zum Scharfrichterdienst aber sich auf keinen Fall verstehen. Die freiwillige Wahl eines solchen Berufes beweist also einen Charakterdefekt. Bei den Dirnen kommt hinzu, daß ihre Aufnahme in den geselligen und Familienverkehr eine Gefahr für die Ehe, für die Männer, für die Jünglinge, für die Kinder sein würde. Jedem die Ehre, die ihm gebührt, ebendarum aber nicht allen die gleiche.

Szenisches

von Alfred Kerr

I

„Es war“, dachte der Schriftsteller (das Telephon klingelte, doch er dachte zu Ende), „in diesem Professor Bernhardi eine . . . Lebensabgestaltung (geradegewachsen — wohingegen die Lehre des Werks nicht geradegewachsen ist); und es wurde dies Zweckdrama so wirklichkeitsdicht von dem Schauspieldirektor Barnowsky gespielt, daß man bei der Ärztesitzung auf dem Punkt stand zu rufen: ‚Ich bitte ums Wort!‘ . . . Manches Einlenken“ (das Telephon klingelte, doch er dachte zu Ende) „war unrecht. Wenn Schnitzler nicht zweierlei Rassen auf den Sesseln wüßte, sein Arzt wandelte kalt am Pfaffen vorbei; wie an einem, der mit auf der Straße Schwierigkeiten macht; päh; statt Händereichen und Schätzung herzustellen“.

Durch das Telephon sprach der Maler, Sybil sei krank; Blutvergiftung. „Was!!!“ Durch eine winzige Verletzung am Mund. Schon einmal geschnitten; große Schmerzen.

. . . Sah sie durch die Mauern? Die Nase jung, stumpf, heimlich. Kein Aug', sondern bloß ein helles Pupillenhuschen. Frühmädelhaft. Fast weißblond. Jedes Haar trocken und einzeln. Er hörte (nach dem Hinhängen) sie fern sprechen. Ihre slawisch litaneiende Mädelskinderstimme.

Von dem Maler, dem sie saß, hatte Sybil noch . . . wann? vorvorgestern? angerufen. Ein Brunnenträufeln. Die Liebe, Fremde, Unbestimmte. Dieser Kopf soll durch Blutvergiftung . . . Der Schriftsteller wollte hin.

Er hatte jedoch dies heut zu schreiben versprochen. Das täte nichts; doch er war wirklich dabei; in der Brunst. (Wer hatte vor kurzem das Begräbnis der weißhaarigen, guten, gescheiten Frau, die zu ihm wie seine liebste Tante gewesen, versäumt, wegen der Druckfehler?). Er sagte dem Maler: „Ich komme . . . morgen zu Sybil.“

II

Sternheim (fuhr er fort) — Sternheim besitzt eine Technik mit etwas Weltanschauung. (Oder mit Abneigungen). Seine Technik im „Bürger Schippel“ ruht manchmal darin: bloß die Schlagworte zu geben — statt ausführlicher Wendungen. Gewiß; man hört im Theater nur die Schlagworte. Längst hat unsereins in Versen Solches vorgemacht . . .

„Man sieht die Leute reden — und hört sie nicht“; das will Sternheim offenbar vermeiden. Er will nur sagen lassen was man hört; Abgekürztes.

Doch seine Abkürzung ist manchmal so, . . . daß man wieder bloß reden sieht, ohne reden zu hören.

Und manchmal (im Schippel) hört man die Leute reden, . . . aber man gewinnt nichts dabei.

St. macht seine Stücke nicht fertig. Er ist prachtwoll: doch mehr ein Szenendichter als ein Dramendichter. Arme Sybil.

Vieles bei Sternheim ist, immer noch, bloß zum Nachlesen da . . . statt zum Gehörtwerden. Bloß zum Hinterher-Verständnis; zur Rechtfertigung vor den Kritikern . . . Soll ich ein Beispiel geben für die falsche Technik? Zwei Frauen treten auf, bei Sternheim, im Anfang. Eine sagt: „Verwische Tilmann das Bild des Freundes nicht.“ Wah; man weiß gar nichts. Schon, daß Tilmann ein Dativ ist . . . ! Ein schrecklich geschriebener Satz. Leer Hallendes. Dann:

Jenny: „Er braucht aus seiner Natur Symbole.“

Thekla (hat einen goldnen Kranz . . . hervorgenommen und lachend ihn sich aufs Haupt gesetzt): „Hier siehst Du die beiden höchsten vereint: seine Schwester und den zweimal ersungenen Kranz.“

Man weiß garnichts . . . Es zieht nur auf den Brettern, wenn der Vorgang so verlief:

A.: (setzt einen Kranz auf. Das entgeht nie. Was jemand aufsetzt.)

B.: „Weißt du, was für ein Kranz es ist? (Spannung; die Hörschaft spigt die Ohren. Pause.) Diesen Kranz hat ja dein Bruder Tilmann ersungen — vergiß es nicht.“

B.: „Ja; dieser Kranz ist meinem Bruder Tilmann das Höchste — und ich bin daneben sein Höchstes. Du Liebe, — er ist zwar dein Mann, aber du brauchst nicht eifersüchtig zu sein.“

Kaffrig. Plastisch.

Wär' es so, man wüßte sogleich: Aha, Schwägerinnen. Nur so ist zu vermeiden, daß Menschen auf der Bühne reden und man sich sagt: „Die scheinen unter sich sein zu wollen — während man doch bis zu zehn Mark bezahlt hat, ins Vertrauen gezogen zu werden.“

Es ist bei Sternheim (trotz den Versuchen einer bündigeren Technik) vieles nutzlos gesprochen.

III

Sein Stil hat auch Nutzlos-Ausführliches. Bewußt. In einer floskelhaften Sprache, zu Humorzwecken. Wenn Kleinstaatbürger mit bewegter Seele lyrisch ehrenfest sich äußern und würdevoll gespreizt. Lockend für Literaten, wenn sie den Jargon vergangener Zeitaläufte reden. Aber vieles hört man eben nicht. Wo ist die Besserung? Schippel sagt: „Innen an der Wand bläht sich Porträt von Vater und Großvater. Geboren 1838, tot 1886. Ich habe den einen nicht, geschweige den andern.“ Lieber, das ist zwecklos, es könnte nur wirken (gehört werden), wenn er sagte:

„Die machen ein Wesen her von ihren Großvätern und Vätern . . . Aber wie soll ich einen Großvater haben — ich hab' ja nicht mal 'n Vater.“
Gebrüll. Erfolg. Bühne . . . Sonst: bewegte Luft.

Bei Sternheim spricht einer wie der andre. Jeder sagt . . . was ein Stilist über ihn sagen könnte.

Indirekte Charakteristik? Otto Ludwig? Gebärden der Rede? Nein. Die Menschen äußern . . . was man aus ihnen erraten sollte.

Durch Ibsen Errungenes kaltzustellen zeigt Kraft. Es zu machen, zeigte noch mehr Kraft.

Also: die Gestalten sagen sich fast selber auf. „Ich bin der heilige Bonifazius“ — äußerte bei Tied einer und schritt an die Rampe.

IV

Eine Tatsache gibt nichts. Ihre Beschaffenheit alles . . . Der Goldschmied-Bürger liebt sehr seine Schwester Thella. Die Tatsache bekommt man zu wissen: aber nie Sonderliches in ihrer Beschaffenheit. . . Schärfer ausdrücken. Man sagt: „Er liebt seine Schwester sehr.“ Aber man sagt nicht: „Wie sehr muß er seine Schwester lieben.“ Das ist es. Nichts Unterscheidliches in der Beschaffenheit ihres Liebens. Ich wage kaum das Wort wieder hinzusetzen, das die deutschen Dramatiker ausreichend immer noch nicht befolgen; das jedoch ihr Evangelium zu sein hat: „Sonderzüge!“

Bei Sternheim kommt was hinzu. Fast jeder bei ihm hat nur . . . ihm nachgesagte Eigenschaften.

Schärfer ausgedrückt. Die Züge werden den Leuten zugeteilt: aber sie haben sie nicht (möcht' man sprechen). Der Fall ist schleierart.

Technik. Ein Prinz und ein Möbel sollen einen Inhalt leisten, der über technischen Humor hinausgeht. Er kommt aber nicht. Auf dem Höhepunkt ein alter Witz: der vierte Heinrich; Heinrich der Erste; Heinrich der Einzige. Doch es war nicht viel zwischen ihnen . . . als was behauptet wird. Der Leser weiß Bescheid.

Technik; Stil; Reize. Szenendichter mehr als Dramendichter. Am sichersten in dem unsicheren Don Juan — ein schreckliches Gedanke an die Aufführung. (Lebenssache? Als wahr unterstellt; bloß nicht noch einmal durchlesen. Als wahr unterstelle). Liebe Sybil.

V

Weltgefühl (Abneigungen). Die Engheit des Beamten in der köstlichen „Hose“. Die Schmier-Gier des Oberlehrers in der „Kassette“. Die Bürgerschaft ist roh gegen Schippel, den Nichtangesehenen. Statt politischen Willens hat sie Pflege des Gefanges (bei Ludwig Thoma war es gradlinig erschütternder). Schippel: ein Figaro. Seine Almavivas wohnen

längst in Mittelstandswohnungen. Am Schluß, wo Schippel als Bürger fühlt, beginnt er schon — sehr fein — einen dämlichen Zug zu haben.

Ich liebe nicht, nach der *scène à faire* zu schreien (ich habe ganz an den *scènes faites* genug). Sprache jedoch der Prolet mit dem Prinzen: so wäre das ein Gipfel . . . (wenn es ein Gipfel wäre.)

Alles Beste fehlt. Wie steigt hier der Knecht? Sternheims Wille lenkt Schippels Bahn: doch sein Herz erleuchtet sie nicht. Eine Forderung der Zeit wird erfüllt: kaum eine Forderung seines Bluts.

VI

Gefühl . . . Doch; zwischen Wolke, Buchdrucker, und seinem bewunderten Heinrich Krey lebt etwas Jeanpaulisch-Herzlicheres. Nicht bloß Zeichnung; alles in allem aber herrscht . . . Zeichnung. Kaum seelisch Gestufteres: nur ein gestufteter Umriss. Tatsachen. Alles wird (dies Wort ist nicht zu vermeiden) eine gesprochene Pantomime. Geberdenhaftes prachtvoll; Menschliches nicht bestürzend. (Auch Tragisches wird nur Umriss bei Sternheim. „Ulrich und Brigitte“. Trochäen. Tod und Liebe zweier Kranken, mit Gespenstervererbung, die als Halbgeschwister leben.)

Als Umriss köstlich Schippels Welt; (die Darstellung bot im Hauptpunkt zu lecker eine Spitzweg-Mehlspeis — statt einen Spitzweg-Hohn). Als Umriss köstlich die „Kassette“; fast eine Wedekind-Kopie. (Sonst ist Shaw, Thoma, Schmidt-Bonn, Eulenberg zwischen, auch Kosebue.) In der „Hose“ manches grobschlächtiger. Fast holbergisch einsetzend; hernach zerfließend; wundervoll dennoch; die Neurasthenikergestalt; dann dies Weibstück mit der verlorenen Hose. Was animalisch Menschenhaftes dahinter.

Sternheim . . . muß verbraucht werden wie er ist. Ein suchender, im letzten Grunde flacher, trotzdem oft entzückender und feiner Poet ohne pectus.

Er hat (so scheint es) Ausdrucksmittel für Stücke gefunden. Diese Stücke nicht.

Statt der „Technik seiner Stücke“ seh' ich: eine Technik für Stücke.

Was er davon schrieb, sind: herrliche Szenen.

VII

Der Schriftsteller saß still. Ob sie violette Streifen im Gesicht hat? Ist es denkbar? Von Schulkindern hat man oft gelesen; an eines Heftes rostigem Draht geritzt, nach zwei Tagen tot. „Eindringen von Spaltpilzen in den Blutkreislauf.“ Er konnte nicht helfen. Weiter. So wird unser Leben, von einem bestimmten Lebenstag ab: man ist erschüttert, aber man hat keine Zeit dafür. Vorwärts.

Im „Totentanz“ von Strindberg vollzog sich die Hafferschaft zweier Menschen, sank, stieg, setzte sich, brach wieder aus, wuchs, kochte, — bis

endlich der Tod einen Punkt befaß. Es bleibt dabei: Liebe zwischen zwei Menschen wird möglich, wenn der eine tot ist. . . . Aber diesen zweiten wichtigeren Teil gab man auf der Bühne nicht. (Wenn die Frau dem vom Schläge Gerührten eine runterhaut, weil sie das letzte Wort haben möchte.)

Wahr ist, was in dieser Zweimenschenwelt vorgeht. Unwahr: daß diese Zweimenschenwelt die Welt sei. Strindbergs Grenze. (Frühere Prägung).

Es scheint mir, schrieb er nun, in Strindberg zu herrschen, was die neuere Psychoanalyse mit Ambivalenz benamst. Eine Empfindung nach beiden Seiten. Eine, die auch ihr Gegenteil ist. . . . Trauer fühlt Strindberg über die Unzulänglichkeit unsres Hierseins, der Welt. Mut über die Unzulänglichkeit der Frau: doch zugleich hat er an diesem Tatbestand eine Wonne. Etwa nicht? Ein Glück über Scheußlichkeiten im Charakter. Er haßt an der Frau das Böse: doch er liebt es als ihr Darsteller. So ambivalent war Zolas . . . Glück über Scheußlichkeit im Körperlichen.

Und Strindberg torfelt stets.

Ibsens Entwicklung ist . . . ich möchte sagen: nach dem biogenetischen Grundgesetz. Vorwärts. Wie das Kind im Mutterleibe: das eine Zeitlang Kiemen hat, später erst Lungen kriegt. Strindberg hat Lungen . . . und hernach wieder Kiemen.

Strindberg hat in einem bestimmten Stadium des Weltgefühls zwei Beine: doch in einem späteren Stadium wieder bloß zwei Knöpfe, — die aus dem Körper eines rückständigen Fischwesens kommen.

In der guten Zeit gibt er Psychologie des Hasses. (Oder Haß . . . statt Psychologie?)

VIII

Litt sie? Morgen . . . Man wird blauschwarz, zuletzt. Ein Arm kann abgebunden werden. Aber das Gesicht. Dies Gesicht? Eins der Augen soll dann oft geschlossen sein, ganz blank und knollig. Ist es denkbar? Vorwärts. Den Helden skizzieren, von Tolstoi, den lebenden Leichnam.

Ein Haltloser, der Finnehmendes hat. Aber dumm. Aber dumm. Tolstoi läßt in ihm (durch ihn) etwas dämmern wie:

Schön ist es, dahinzugleiten, wär's auch hinabzugleiten; (es ist aber falsch;) widerstandslos voll innerer Stille die Lebensrutschbahn entlangzugleiten. Es ist aber ganz falsch. Vielmehr, Protassoff, Rindvieh, gilt es, das Telekinematophon zu erfinden, Demokratien auf-, Nervenstränge unabnußbar zu machen, den Tod zu beseitigen, menschlichen Winterschlaf auf acht Jahrhunderte zu erwirken, Landungsplätze für Weltnachbarn auszumauern und jeden irdischen Groll stiefbehandelter Empfindlichkeit (öffentliches Gewissen) durch genügende Beschaffung von Tagesbedarf sehr schlicht zu beheben. Gleitflieger Fedja Protassoff! Milbernde Umstände: gern. Aber für dich hochspringen, mit geballter Faust, und anklagen: nein. Rindvieh.

Gegen Ibsens hohe Gestuftheiten und Vertiefungen (denn wir sind keine Landstreicherseelen) ist es ein ärmliches Bilderbuch. Unzusammenhängend. Aberwitzig. Jemand will seine Frau zwar freigeben, aber durchaus nicht die Unannehmlichkeiten der Scheidungszeremonie („mit ihrer Lüge“) auf sich nehmen — statt dessen schießt er sich lieber tot . . . und lügt zuvor, er sei schon zuvor gestorben. Schwachsinn.

Ob das Ganze geworden wäre, steht dahin. Daß es nicht geworden ist, bleibt sicher. Auch mein alter Justizrat hatte die kleine Verletzung nicht beachtet . . . und war nach zweiundsechzig Stunden qualvoll gestorben; begraben; von der Anwaltskammer geehrt.

Er schrieb: Bei Tolstoi halb eine Schutzverherrlichung des Verkommens, halb ein denkbrüchiges Anklagen „wider das Gesetz“. Uäh. Alles hieran ist pseudo. Von einem gewissenstrommen Blöbian mit verschwimmendem Geist. Eine Innerlichkeit wie bei älteren Maurern. Bei halbbelesenen Giltastreunden. „Als er dann auf Universitäten . . . in die Kneipen sank so tief, . . . wurden wütend seine Eltern, . . . schrieben ihm einen langen Brief . . . : Komm zurück aus Erlangen . . . auf der Eltern Verlangen.“ Telekinematophon!

Und zu all diesen Frauen sagt man, zur Mutter wie zur trächtigen Tochter: Puten, überflüssige! Oder: Ihr habt's gut: wozu seid ihr auf der Welt? Zeit habt's ihr . . . (sagt man).

Dummes Stück. Für den Helden sah ich . . . nicht einen erschütternden Darsteller; sondern einen Darsteller der Erschütterung. (Ohne daß die tiefe Gesamtwirkung etwa des innerlichen Dramas „Das Licht scheint in der Finsternis“ schweigend erblüht wäre.)

IX

Durchbringt sie das Gift? Kocht es und schlägt im Blutkreislauf? Einmal noch ein Messer in diesem Antlitz?

Der Schriftsteller packte die Seiten (nachts halb zwölf geworden war es), rief durch den Fernsprecher in den Wald ein Automobil. Er wollte mit der Handschrift zum Anhalter Bahnhof, sie an Drugulin in den Zug zu stecken. Immerfort ging sein Erinnern hinüber, durch die geschlossenen Haustore, zu der Lichten, Ziervollen; der Lieben, der Zarten, der Fremden — Sybil. Feuerschmerz in ihrem Körper. Schlimmstenfalls (dacht' er) fährt man Donnerstag nach Leipzig, Revision zu lesen. Er tat noch den Schlußpunkt, hörte das Tuten, nahm einen Stock und äußerte:

Lang lebe der . . . äh! Er freue sich
Wer da atmet im rosigen Licht.

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Max Venz, ordentlicher Professor der neueren Geschichte an der Berliner Universität, Mitglied der Kgl. Preussischen Akademie der Wissenschaften, Ehrendoktor der Theologie, Seminarvorstand und Bildner unserer zukünftigen Historiker: hat am Morgen nach Bismarcks Geburtstag die von August Scherl im „Tag“ errichtete Kanzel bestiegen, um über den deutschen Patriotismus einst und jetzt aufzuklären.

Die Frage: „Was und wer ist deutsch?“ stirbt bekanntlich nicht aus. Augenscheinlich befriedigen die Antworten nicht, die Richard Wagner, Paul de Lagarde — den ich anführe, weil er aus komplizierten Gründen in Mode kommt und man versucht, ihn zum posthumen Magister Germaniae zu stempeln —, Friedrich Nietzsche und ein Heer von ihnen inspirierter Schreiber gegeben haben. Doch heute, wo so manche Patriotismen vor der Lawine der Opfergaben ein Grauen umfängt, wird sie von konkreteren Fragen übertönt, die den gelehrten Berliner Geschichtsforscher veranlaßt haben, zum Volk hinabzusteigen. Offenbar bedarf Fichtes System des nationalen Fanatismus der zeitgemäßen Deutung und Anpassung. Offenbar fühlen selbst die um Max Venz, daß es unter heutigen Umständen nicht genug ist, den glutvollen Willen zur staatlich-nationalen Selbstbehauptung, wie er in Heinrich Kleist lebte, und das stolze Bekenntnis zur eigenen Art durch Erinnerungsfeste im Gewimmel eines siegreich vorwärtsdringenden Volkes zu beleben. Der heutige offizielle Patriotismus, und nicht nur der offizielle, verlangt Bereitschaft nicht zur Abwehr sondern zur Ausdehnung; heischt Ellenbogenweite; erstrebt Anteil an den Schätzen dieses Planeten; will auch aktiven Kolonialismus. Er ist da, wo noch Felsen Landes als Beute locken, anwesend: Marokko, Syrien, Kongo. Er ist nicht direkt aggressiv, o nein; aber er wartet auf die Gelegenheit, um aktiv zu werden: er hat eine imperialistische Seele. Das ist der offizielle Patriotismus; und nicht nur der offizielle. Unsere ganze auswärtige Politik der zwei letzten Jahrzehnte, so unergiebig an Gewinn sie war, hat seine imperialistische Seele enthüllt: seine Keuschheitsbeteuerungen gleichen denen der Jungfrau, die des Augenblickes in Ungeduld harret, befloriert zu werden. Wird Herr Venz uns sagen, warum das so kommen, so sein mußte, und warum die offizielle Sprache die Enthaltensphrasen zur sittlichen Forderung erhob? — Das Millionengewimmel ist natürlich nicht nur in Deutschland, aber in Deutschland mit besonderer Heftigkeit, tausendfach gespalten und vielfach zerrissen; im großen gesehen treten neben die Kleindeutschen die Großdeutschen, neben die Pazifisten die Imperialisten, neben die Fatalisten, die sich von den Entwicklungen ringsherum drängen lassen, die Abenteuerer der Spontaneität, die sich vermessen, nicht bloß die Mitgenossen sondern die

Mitschöpfer großer Schicksale zu sein. Die Reichstagsdebatten über die ungeheuerliche Wehrvorlage spiegeln die Vielfältigkeit solcher Strömungen und Gegensätze, freilich abgeschwächt und im einzelnen ohne Klarheit, weil in den Vertretern des deutschen Volkes, zumal den bürgerlichen, der Mut zu rücksichtslosen Temperamentsentladungen geknickt ist und sehr wenige die Kraft haben, aus den phraseologischen Nebeln zur Klarheit vorzubringen. Diese Nebel bedeckten faustdick die Kanzlerrede, die die neuen Milliarden für Wehrzwecke plausibel machen wollte; nicht absolute Offenheit wurde von ihm erwartet, wohl aber mindestens die Enthaltksamkeit von Bismarckscher Terminologie, weil Bismarcks prae-imperialistischer Standpunkt — Orient wie Balkan kein Gegenstand direkten deutschen Interesses — aufgegeben ist. Er scheint, wie der Liberalismus selbst demokratischer Schattierung, der nicht das Was, sondern das Wie der Lasten bekämpft, Imperialist aus Fatalismus, aber er handelt offenbar unter dem Druck der Imperialisten aus Spontaneität. Es wäre schon gut, wenn ein Lenz, dem die Geschichte ihre Geheimnisse verrät, dem neudeutschen Patriotismus Richtlinien gäbe. Was lehrt er?

Wenn eine Häufung von Plattheiten eine Lehre begründen kann, so ist hier das Unbegreifliche geschehen: die Zeugung aus dem Nichts. Ich gestehe, daß ich seit Jahren eine so schamvolle Impotenz zur Begründung und Bildung neuer zeitgemäßer nationaler Imperative und Ideale nicht erlebt habe, obwohl unsere Historiker uns wahrlich nicht verwöhnt haben. Von dem Stil schweige ich, von der Unfähigkeit zu logischer Entwicklung oder dazu, Banalitäten durch edlen Wortklang zu adeln. Der Artikel setzt sich aus ein paar mageren Zitaten, geschichtlichen Daten und der Aufstellung zusammen: der Fortschritt bestehe darin, daß heute der Wille zur Macht in der Nation lebe, ein Wille, der jeden Einzelwillen unter sich zwingt. Worin etwa zeigt er sich? Darin, daß heute Söhne deutscher Erde jenseits der Grenze nicht gesammelt werden könnten, um mit Hilfe Napoleons III. die Welfenkrone (!) herzustellen. Darin, daß heute kein deutscher Fürst sich fände, ähnlich jenem, der dem französischen Kaiser den Rhein preisgeben wollte. Darin, daß heute in der Münchner Kammer sich keine Partei fände, die bei einem gegen Frankreich drohenden Kriege für die Neutralität Bayerns einzutreten wagte. Dies Wille zur Macht? Und dieser Wille zur Macht als Grundlage des neudeutschen Patriotismus? Ja, so meint es Professor Lenz, der an derselben Stelle lehrt, von wo vor hundert Jahren Johann Gottlieb Fichte weichen mußte, weil die Forderungen seines harten sächsischen Schädels den Kollegen unbequem waren, und weil Minister Schuckmann sich des Anlasses freute, den Mann zu entlassen, der wegen seiner Reden an die deutsche Nation bei den französischen Behörden ohnehin „übel notiert“ sei.

Der Kanzler verwies in seiner großen Nichtbegründungsrede auch auf das Anwachsen des französischen Nationalismus und des Panlawismus. Die Fakten sind richtig, aber es fehlten die Nuancen zu ihrer Charakterisierung. Neben den alten Chauvins, die reaktionär sind und, wie im Boulangismus und Anti-Dreyfusismus, die Republik und den unkirchlichen modernen Geist bekämpfen, regt sich heute in Frankreich eine edlere Form des Nationalismus unter gebildeten Menschen und ehrlichen Republikanern. Man will das innere Leben der Nation verjüngen, man strebt einer Geistgläubigkeit ohne Kirchenzwang entgegen, man lehrt dem Nationalismus und Atheismus den Rücken, man sucht Rückhalt am philosophischen Idealismus, in allerhand schillernden und unbestimmten Formen, aber um ein mehr gefühltes als begriffenes und scharf formuliertes Ideal flattern die Fahnen und sammeln sich Kräfte. Edle Kräfte und junge, begabte Köpfe. Die Politiker brauchen (!) ja davon nichts zu wissen; und die Korrespondenten der großen Zeitungen, die wohlgefällig im Kebricht der faits divers wühlen und die geistigen Strömungen eines großen Volkes nur nach dem billigst gedruckten Tagesgeist beurteilen, sprechen von dem Kommenden, schnell Nahenden und schon Spürbaren mit der dumm lächelnden Überlegenheit der ewig Blinden. Ich komme eben aus dem doux pays zurück und bin erstaunt über den tiefen Ernst und die idealistische Sehnsucht des neuen Geschlechts. Es spricht sich in Büchern (Aux Ecoutes de la Jeune France), in Zeitschriften (Foi et Vie) und sich häufenden Manifesten aus und tritt zu den eigenen Vätern, die als Raritäten alten Stils noch das Parlament beherrschen, immer fühlbarer in Gegensatz. Der renouveau de l'âme française, die Neugeburt, die gestern erst ein Schall oder die Stilaffektation eines Barrès schien, ist keine Luftspiegelung, aus dem Schoße der materialisierten Bourgeoisie erwächst ihr ein Überwinder; uns vielleicht — eine Mahnung. Morgen ist dieses Geschlecht groß, dem heute schon die Sympathien großer Gelehrter und Künstler und Schriftsteller zuströmen, und mag die Führung von Millionen an sich reißen. Auf solchem Boden erwächst ein idealisierter Nationalismus, der viel ernster zu nehmen ist als das Gebelzer der Boulevardchauvins, aber durchaus nicht aggressiv ist, es sei denn, er werde durch Riderlensche Methode in seinem Ehrgefühl getroffen. Freilich: jeder Nationalismus hat Drachenzähne, und über die Idealisierung des Hasses und die Verklärung des kollektiven Egoismus hat er sich nirgends noch erhoben.

Das Gründungsfieber, das von der Kriegsfurcht im Zaune gehalten wird, nimmt, statt kapitalistischer, geistige Formen an. Die Universität Frankfurt am Main ist gesichert, Hamburg wird bald folgen, Dresden schickt sich an, seine Tierarzneischule und das Polytechnikum organisatorisch zusammenzuschließen und um diesen Kern die fehlenden Fakultäten

täten zu kristallisieren, in Posen suchen strebsame Dozenten für die Kaiserliche Akademie die ihrem Ehrgeiz entsprechende Erweiterung zu erwirken, und auch in den Kölnern hat die Blüte ihrer Handelshochschule einen schon weit ausgreifenden pädagogischen Eifer geweckt. Sollen wir uns dieses ins Grenzenlose strebenden Bildungseifers nicht freuen, zumal da die Mittelpunkte der modernen Kultur, die großen Städte, ihm Form und Lebensmöglichkeit sichern und den Kreis ihrer (meist grob materiellen) Aufgaben um Allerwesentliches erweitern wollen? Vor hundert Jahren sagte der König: der Staat müsse durch geistige Kräfte erhalten, was er an physischen verloren habe. Heute ist dem Riesenleib der deutschen Wirtschaft mehr Geistigkeit, mehr Innerlichkeit, mehr Ewigkeitsdrang zu wünschen, heute müßte die Gründung von Universitäten ermutigt werden, um den weiteren Verfall jener rein geistigen Kräfte aufzuhalten, um deren Pflege sich die Humboldt, Schleiermacher, Fichte, Wolf und ihre gleichwertigen Zeitgenossen vor hundert Jahren bemühten. Daß große lebensfrohen Städte wie Frankfurt und Hamburg, in deren Mauern tausend Regsamkeiten zusammenströmen und auch die Kunst den goldnen Boden findet, der nun einmal zu ihrem Gedeihen gehört: daß sie aus eigener Kraft und eigenem Bedürfnis Hochschulen gründen, könnte an sich als willkommener Fortschritt begrüßt werden. In den kleinen Universitätsstädten wuchert viel falsche Romantik, in vielen der Musensöhne, die sie bevölkern, gedeiht düsterhafte Einseitigkeit, dummer Kastenhochmut und falsches Distanzgefühl: derer, die die Einsamkeit suchen, um sich zu finden, sind gar wenige. Als erörtert wurde, wohin die neue Universität gelegt werden solle, und ob eine kleine Stadt zweckmäßiger sei als eine große, war Fichte unbedingt für Berlin und eine große Stadt. Er glaubte, mitten in einem großstädtischen, von den Einflüssen der Zeit fortwährend reich bewegten Leben würde das Städtetum jene veralteten und schädlichen Formen — Landsmannschaften, Orden, Zweikämpfe, Trinkunsitten, banausisch maskierte Kameradschaften usw. — leichter abstreifen. Auch diese Dinge gehören zum Wesentlichen der Zeit, der ein alle Gefühlsechtheit erstickender Massenpatriotismus eben hulldigt; es war daher nicht überraschend, daß neulich im preussischen Abgeordnetenhaus die Vertreter von Marburg und Kiel, die sich von Frankfurt und Hamburg bedroht fühlen, reichlich mit falscher Romantik und falscher Idealität aufwarteten. Den Konservativen, die erhalten um des Erhaltens willen, paßt die Emanzipierung der großen Städte von der Bürokratie der Zentralregierung überhaupt nicht in den Kram, sie besorgen von den städtischen Universitäten die Pflege einer Modernität, die ins Freiheitliche, Weltbürgerliche, Demokratische ablenken könnte. Ich fürchte: diese Befürchtungen sind unbegründet. Die neuen Gründungen sind keine Forschungs- sondern Nützlichkeitsinstitute, von den Städten ins Leben gerufen, um ihr wirtschaftliches Gedeihen zu

fördern und für die Landflüchtigen Attraktionszentren zu bilden; man denke nicht daran, neuzeitliche Hochschulen ins Leben zu rufen, befreit von den alten Zöpfen der Staatsanstalten, wo der forschende Geist sich ganz frei von dem Druck der Staatsaufsicht entfalten könnte. Was bisher sichtbar wurde, ist nichts als Kopie: die durch Prüfungen gewährleisteten Berechtigungen sind das Ziel. Und da für das Gedeihen des Nepotismus die städtischen Aufsichtsbehörden denen des Staates mindestens ebenbürtig sind, bleibt, was die Pflege des Wesentlichen betrifft, alles beim alten. Nur in einem Punkte besteht ein Unterschied: die städtischen Universitäten scheinen, nach Frankfurts Vorbild, auf die Theologie als Wissenschaft verzichten zu wollen. Immerhin ein kleiner Fortschritt. Vor genau vierzig Jahren glaubte Paul de Lagarde der deutschen Bildung klar gemacht zu haben, daß „die sich für Diener der Wissenschaft haltenden Advokaten bestimmter Konfessionen“ nicht an die Universität gehören. Merkwürdigerweise bucht Karl Lamprecht das Verschwinden der theologischen Fakultät als ideellen Verlust; merkwürdigerweise: denn in Bildungsfragen hat der Leipziger Historiker manch kluges und tapferes Wort gesprochen.

Das radikale englische Kabinett, dessen mutvollem Elan das Inselreich so wertvolle Erneuerungen dankt, ist von einem Schläge betroffen worden, von dem es sich nicht leicht erholen wird, da er seine moralische Existenz bedroht: darum spricht aus blindester Parteilichkeit unsere liberale Presse möglichst wenig vom englischen 'Panama'. Ist die liberale Doktrin, ist, was man so den liberalen Gedanken nennt, entwertet, wenn einer ihrer offiziellen Vertreter vom Kot einer in schwacher Stunde begangenen Jobberei bespritzt wird? Der Generalstaatsanwalt Sir Rufus Isaacs, dessen Bruder Direktor der amerikanischen Marconigesellschaft ist, kaufte Aktien dieser ehrenwerten Sozietät, deren Zusammenhang mit der englischen Gesellschaft gleichen Namens auch dem Laienauge sichtbar ist. Eine Gelddanlage? Dagegen wäre nichts einzuwenden. In keinem politischen Ehrenkodex ist dem Gläubigen einer Partei Geldbesitz verboten; und Geld sucht Anlage, Kapital Beschäftigung in Formen, die nun einmal immer noch (meinetwegen unerarbeitete) Zinsen oder Renten abwerfen. Emile Vandervelde in Drüssel, ein absolut rechtgläubiger Marxist und einer der anerkannten Führer des sozialistischen Gedankens und der internationalen sozialistischen Organisationen, sitzt in einem Prunkhaus, ist (obwohl selbst Erbe) Mitgenießer der saftigen Renten, die seine schöne und interessante Frau aus dem Londoner Hause Speyer ihm zugebracht, läßt sich von befrachten Leuten bedienen und fürchtet für sein glühendes Proletarierinteresse keine Einbuße, indem er an den zahlreichen Kunstwerken seines Heims das Auge weidet, — während inzwischen sein Kapital für sein Leibliches und

Apart-Geistiges arbeitet. Niemand nimmt offenbar daran Anstoß und Sir Rufus Isaacs ist ja erst noch Mitglied einer Bourgeoisregierung. Aber die britische Regierung soll die englische Marconigesellschaft konzessionieren, und Ritter von Isaacs sitzt im Kabinett, die Konzessionieren und damit möglicherweise auch auf die transozeanische Gesellschaft einen neuen Glanz werfen. Doch vorläufig weichen die Aktien des Herrn Generalstaatsanwalts und er fühlt sich, mit Tausenden davon belastet, veranlaßt, einen Teil der Papierchen 'auf die starke Schulter zu legen', wie es in der Jobbersprache lautet. Die starke Schulter ist die des Herrn Lloyd George, der offenbar wirklich nur eine gewinnbringende Anlage für sein sehr bescheidenes Vermögen gesucht und an Spekulation nicht gedacht zu haben scheint. Er ist in die unsaubere Affäre hineingezerrt, hat sich, das scheint die Überzeugung von Ehrenmännern der eigenen Partei, von seinem Kollegen hineinlegen lassen. Sein ganzes Verhalten in dieser schlimmen Angelegenheit spricht für seine fast naive Gutgläubigkeit. Trotzdem! Der auch in England mächtig geschwollene und unbedenklich verfahrende Parteihaß wird sich die Gelegenheit, den gefürchteten und in der Tat gefährlichen Gegner zu fällen, nicht entgehen lassen. An die Naivität von Sir Isaacs zu glauben, ist schwerer: er hat auch seine politische Laufbahn seiner ungewöhnlichen Advokatengeschicklichkeit zu danken. Es ist natürlich grober Unfug, auf vergleichsweise so zahme Verfehlungen das Wort Panama anzuwenden; aber der Generalstaatsanwalt ist — Jude und der Antisemitismus hat in England gerade unter den treuesten Hinterassen der radikalen Partei, den puritanischen Sektierern, giftige Anhänger. Das ist die schlimme Erbschaft des Burenkrieges, den diese Kreise nach wie vor für ein verbrecherisch überflüssiges Unternehmen halten und weniger Chamberlain und Lord Milner (der übrigens auch von deutsch-jüdischer Herkunft ist) als den jüdischen Spekulantengruppen in Johannesburg und London (Werner Beit) zur Last legen. Wie dem sei: der Glanz des Kabinetts Asquith beginnt zu erbleichen.

Anmerkungen

Henri Bergson

Vor etwa fünfzehn Jahren war's, da fiel mir in der Auslage eines Bouquinisten der rue des Saints Pères der Titel eines Werkes auf, das dem Suchenden förderlich werden konnte: Matière et Mémoire. Essai sur la Relation du Corps à l'Esprit. Als Verfasser nannte sich ein Doktor Henri Bergson. Er war Lehrer der Philosophie am Lycée Henri IV.

Die Arbeit war gründlich, klar und von leuchtender Übersichtlichkeit. Kein Haschen nach Bildern, keine Begriffs-spielerei, keine verstopfenden Fachausdrücke. Da war nicht die Spur von schönggeistigem Dilettantismus, dem Erb-übel vieler Kathederphilosophen, vielleicht noch peinlicher als ihre Schulbefangenheiten. Die Sprache war ganz ganz einfach, war letzter Ausdruck des Befundes, etwa die Ortsbeschreibung eines Lauchers, der in einen jener tiefsten Abgründe hinabgestiegen war, den das Schicksal uns grub. Besonders interessant war die Deutung des Wortgedächtnisses und seiner Krankheiten. Die Arbeit gipfelte in dem Versuch, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus der Dualismus zwischen Körper und Seele verschwindet (ähnlich bei Mach in der Analyse der Empfindungen) und der dreifache Gegensatz des Ausgedehnten zum Unausgedehnten, der Qualität zur Quantität und der Freiheit zur Notwendigkeit aufhört, absolut zu sein. Nicht alles schlug ein, aber so mancher Blitz leuchtete auf; und wie hier, mit den Mitteln der Experimentalphysiologie und der innwärts gerichteten Zergliederung, als Geschlechtscharakter des Geistes Sponta-

neität nachgewiesen und das Gedächtnis als schöpferische Funktion gedeutet wurde, mußte den Anschauungen des bisher unbekanntem Gelehrten ein Echo wecken.

Er fand es: schneller, lauter, begeisterter als die der Originalitätsspoße scheu ausweichende Gelehrtenart damals anzunehmen berechnete. Mich hat die weitere Entwicklung bis zur Evolution Créatrice und der Apotheose des élan vital nicht überrascht. Schon in jenem Frühwerk, dem zweiten, das Bergsons Namen trug, war ja alles geistige Leben bis zu den flüchtigsten Elementen hinab als ein fortwährendes Zeugen, als immerwährende Schöpfung dargelegt. Aber der Lärm, den Bergsons großer Wurf, die Evolution, erregte, und die süßlichen Hymnen, die in ästhetisierenden und metaphysischungrigen Laienkreisen von glitschigen Gemütern ohne Mark, ohne Konzentration, ohne philosophisches Ingenium dem Denker gesungen wurden, verstimmten, und ich wich den Gelegenheiten aus, um hinter dem Werke den Schöpfer zu suchen. Nun habe ich ihn doch gesehen, den gedankenkräftigsten Sinnerer, den offenbar synthetischsten Kopf des neueren Frankreich, in seiner grünen Einsiedelei draußen in Autueil, in der beruhigenden Schweigsamkeit seiner Bücherei, in der Bescheidenheit eines altväterischen Hausrats. Da sitzt und spinnst er sein Gewebe, meilenweit von dem Salonlöwentum aller Hauptstädte und aller goldenen Kapitalismen. Wie der leicht trägt an den Ehren, die mit gleicher Bewußtheit Alte wie Neue Welt auf den Kleinen, beweglichen, schlanken Leib häufen! Er hat den halb verloschenen Blick eines Träumers, wenn er zuhört, die Lippenlinie

läuft weich unter den schwarzgrauen Härchen der Oberlippe, auch das Kinn hat etwas weiblich Zartes, die Stirn aber, obwohl an sich nicht mächtig noch gar drohend, macht zwei Drittel des Gesichtes aus und ist an den Schläfen geradezu wundervoll gerundet und harmonisiert. Der Sprechstil, man hat es nicht anders erwartet von solchem Stilisten, ist auf Klarheit und Ehrlichkeit gestellt: Bergson pointiert, ohne in epigrammatische Süchtelei zu verfallen. Er spricht lebhaft, — aber von sich weg, zu den ewigen Dingen hin. Wovon wir sprachen? Von Maine de Biran, dem tiefen französischen Psychologen der Revolutionszeit, von dem jüngeren Mill, dem ehrlichsten Denker des neunzehnten Jahrhunderts, von Rousseau, den meine Studien mich zwingen, als eines der einflussreichsten Mißverständnisse der Weltgeschichte zu begreifen, aber dessen Lyriismus sich Bergson verwandt fühlt, — auch von Hegel und den Kantianern und seinen sonstigen Gegenpolen. Schopenhauer liebt er, Mach bewundert er, das Phänomen Nietzsche hält ihn in Atem: sein Horizont ist weltweit, wenn auch das eigene Vorzeichen seiner Philosophie den Zugang zu seiner Intimität bestimmt. Man merkt sofort: Lebenswürdigkeit, Güte, Wohlwollen, Wille zur Klarheit und Wahrheit sind in diesem philosophischen Lyriker die Grundelemente des Charakters. Nein, das Seelische dieses Mannes hat nicht gelitten unter dem Drucke der Berühmtheit, die wie ein Fremdkörper in sein Leben eingedrungen scheint. Wohl aber leidet er, der nur noch die Kraft erhofft, seinen Registrierstandpunkt der inneren Erfahrung immer reiner und nackter herauszustellen, — wohl aber leidet er unter der Verdächtigung, die seine Mystik als Grenzworstellung seines Horizontes und Bewußtsein der Erkenntnisgrenzen bei Sensationalisten der Presse, besonders in Deutschland (Max Nordau), gefunden haben: als ob die Bescheidung des Denkapparats vor den letzten Fragen der Kapitulation vor

dem Klerikalismus die Wege bereite. Es seien Menschen ohne Nuancen. Ja, das sind sie . . . Doch bald entvölkte sich die Stirn, und der Eifer des englischen Kriegsministers Halbane, der ihn zum Frühstück ohne Zeugen lud, um ihm Hegel ins Gewissen zu schieben, und seines politischen Antipoden Balfour, der ihn unter gleichen Umständen mit hinreißender und beredter Lebenswürdigkeit über tausendundein Ding katechisierte, machte ihn dankbar lächeln.

S. Saenger

Die Sagen der Juden*

Die Sagen der Juden führen ein apokrypheres Dasein als die anderer Völker. Kein Name von Fluß, Flur, Berg und Halde, Wochentag und Festzeit bewahrt in lebendiger Tradition Vorstellungen der Vergangenheit, Träume, Erinnerungen und Auslegungen der Nacht- und Frühmorgenphantasien des Volkes. Vergeblich hätte der Sammler zum Wanderstock gegriffen; Mutter, Märchentante und Amme würden ihm nicht, wie den Brüdern Grimm, das Notizbuch füllen. Zwar kann man zuweilen hören, daß ein ungehöriges Kind ein Sambation gescholten wird, nach einem mythischen Flusse, der nur am Sabbat sich zur Ruhe legt; aber von Lilith, Adams erster Frau, hat ein junger Jude höchstens aus dem „Faust“ Kenntnis, von der Hierarchie der Engel aus mittelalterlichen Bildern, und eine Zwischeninstanz zwischen dem Schöpfer und der Schöpfung ist ihm vielleicht als platonischer oder neuplatonischer Demiurgos, aber sicherlich nicht als kabbalistischer Matatron vertraut. Der Sammler ist rein auf Bücher angewiesen, auf jenes den Unwilligen absurd anmutende, gestrüppige nachbiblische Schrifttum der

* Gesammelt und bearbeitet von Micha Josef bin Gorion. Ins Deutsche übersetzt von Rahel Ramberg-Berdyczewski. Rütten und Loening, Frankfurt 1913, I. Bd.

Juden, das ungefähr ein Jahrtausend lang talmudisch wucherte und sich in Neubildungen mystischer Art immer wieder, sogar bis in unsre Zeit auf seine Weise fruchtbar fortsetzte. Die wirklichen Kenner dieses Schrifttums verfallen einer orientalistisch mechanischen Gründlichkeit, die eine Ordnung und Nutzung für andere, höhere Zwecke fast bis zur Unmöglichkeit erschwert. Den Talmud studieren und Alotria treiben, das fügt sich nicht. Unserm unter dem Namen „bin Gorion“ auftretenden Freunde fügte es sich. Von Herkunft und Erziehung — die ihre Wurzeln im sektirerisch lebendigen Judentum kleinrussischer Gemeinden haben — war er in die talmudische und mystische Welt versponnen; sein persönlicher Geist und sein Schicksal trieben ihn hinaus; eine erneute, westliche Bildung gab ihm wissenschaftliche Freiheit und die höheren Zwecke. Ein an Umfang und Bedeutung immer wachsendes Werk legte sich als unentzerrbare Aufgabe auf seine Schultern; er begann, die jüdische Urgeschichte aus denselben Dokumenten zu deuten, in denen und durch die sie verknöchert, verwirrt und verfälscht wurde: eben aus den jüdischen Büchern von der Bibel bis in unsere Zeit. Als Nebenfrucht seiner Arbeit gedieh ihm eine Sammlung der Sagen, Mythen und Märchen der Juden, von denen der erste Band vorliegt.

Ich sagte schon, daß wir nicht lebendig überliefertes Gut erwarten dürfen; zertrümmert, vereinzelt, verdorben liegt es in den Büchern. Seine Bedeutung ist nichtsdestoweniger groß. Wir sind geneigt, die jüdische Religions- und Geisteswelt für peinlich abgeschlossen, gesetz- und formelhaft, des spielenden und enthusiastischen Zweifels so bar zu halten, wie der rechten inneren Gewißheit. Diese Sagen belehren uns eines anderen. Wir sehen, wie die Vorstellung auch dieses Volkes den Gott nicht in seiner schrecklichen, persönlichen Einmaligkeit erträgt; der Mythos sammelt Wolken auch um das Haupt Jehovas; und die Welt bleibt nicht das

geschaffene, zählbare Werk, sondern strömt mit Demürgen und Myriaden von Engeln ins Unergründliche aus. Adam hat den Tod in die Welt gebracht, aber Gott nimmt auf sein Flehen die Schuld von ihm und legt sie in jedes Menschen eigene Brust. Kain, der seiner Mutter nachgeriet und die Frucht brach, der Mann der Lat, ist zwar der Mann der Sünde; doch auch sein Bruder Habel ist von Sünde nicht frei, denn er schaute die Herrlichkeit Gottes mehr als statthaft war, er der Betrachtende, Müßige. Der Messias wird gewißlich kommen, aber nicht eher, als bis alle Seelen wirklich da sein werden, die Gott am Anfang zu schaffen gedachte. Überall finden wir die Züge eines tiefsinnigen Skeptizismus und einer inbrünstigen Kezerei, worin auch diese Religion, wie jede andere, glühend und lebendig bleibt. Nicht alles davon ist Volksüberlieferung, sei sie von anderen Kulturen oder aus eigener Kraft geholt; vieles ist nur taubblütige Rabbinertünstelei, Phantasie verhoelter Menschen, wie es eine Wollust verhoelter Menschen gibt; aber auch die Rabbiner toben unter der Hand ihren Zweifel, ihr Heidentum und ihre Kezerei mitten in der Gesetzespedanterie apokryph aus. Zweifel, Heidentum und Kezerei eines Volkes zu kennen ist ebenso wichtig, wie die Kraft zu kennen durch welche jene Regungen vom Kanon ausgeschlossen, zerdrückt und zerstäubt werden. Und jedenfalls sind die tieferen, feineren, abseitigen Züge zu schade, um nur einer literarischen Liebhaberei zu dienen.

Um eine solche handelt es sich in unserm Buche, schon vermöge seines Anlasses, keineswegs. Der Mythen- und Religionsforscher findet ein Material darin, das auch dem Gelehrten schwerer zugänglich ist, als er ahnt; und ein Jude, der sich selbst wissen will, wird die alte Unruhe seines Volksgeistes mit Erstaunen sehen und vor der Kirchhofsruhe von heute etwas weniger resignieren. Aber auch der literarisch Genießende möge das Buch nehmen und seine

bald über- bald ohnmächtigen Phantasien in sich klingen lassen. Sie werden ihm in einer Sprache geboten, die, ganz urtümlich ohne Künstelei, mächtig und einfach, mit biblischem Klang den Geist anrührt.

Moritz Heimann

Der letzte Geschichtsschreiber

Vielleicht wird niemals wieder dem Vortrag historischer Erkenntnis eine zugleich so tiefe und so breite Wirkung erlaubt sein wie in der Beredsamkeit von Erich Marcks. Diese beiden Bände: „Männer und Zeiten“ sind erstaunlich als Ganzes, auch wenn man den Urkisten unter den deutschen Professoren schon kannte. Es ist der Eindruck von etwas ganz Einmaligem, einer äußersten Zuspitzung und doch wieder Zusammenfassung, am besten wohl: der Schnittpunkt zweier Linien, die eben noch weit voneinander waren und es gleich wieder sein werden. Denn vielleicht werden niemals wieder die Forderungen der Wissbegierde und der Lust an menschlicher Vergangenheit in ein so künstliches Gleichgewicht kommen. Es genügt nicht festzustellen: Wir haben so etwas wie eine Soziologie, dort und da die Anfänge eines großen geschichtlichen Epos, sondern man muß fragen (beim Tolstoi geschieht es bereits sehr bestimmt): Weshalb wird so auf zwei Seiten, von den lebendigsten und ehrlichsten Interessen, die „Geschichte“ umgangen? Erich Marcks' große Gestalten, der Philipp und der Coligny, der Bismarck und der Kaiser Wilhelm, oder auch die tragischen Masken, die er den ganzen Völkern und Staaten wie so viel riesenhaften Einzelleibern gibt, scheinen zu antworten: Es fehlte bloß an der Beschönerung der Persönlichkeit, deren Geheimnis Erklärung und Bersenkung, Forschung und Einbildung, Zweifel und Glaube zugleich ist. Aber nur ein Ton zu viel in einer jener Koloraturen des Worts, für deren Blüten aus sich selbst

die Tatsache, der Tatsachenverband doch nicht mehr als Motiv ist, und dies Motiv gerät ins Schwanken, wird zugedeckt; nur eine Sachlichkeit, ein Name, eine Zahl zu viel, und die Lösung in Geist, in Form, in Mühelosigkeit stockt. Beide Grenzen werden gelegentlich gestreift, mitunter am selben Ort, wie etwa in der Festrede auf Großherzog Friedrich von Baden; anderwärts mit besonderer Eleganz eingehalten wie in der Antrittsvorlesung zu und über Hamburg. Und ist nicht am Ende der Sieg dieses historiographischen Stils, der mit Recht sogar zwei polemische Kritiken aus der Fachliteratur rettet, so persönlich und noch viel persönlicher als sein Prinzip? Eine naseweise Zukunft könnte von ihren Historikern bald unendlich weniger und bald unendlich mehr wissen wollen. Sie könnte gerade auch ihre Helden unbekümmerter um „Quellen“ zu lieben und unbekümmerter um Tradition zu zergliedern verlangen. Erich Marcks steht als ein letzter Großer dieser Entwicklung entgegen. Es ist nicht zufällig, daß das neue Reich und seine Macht die Hintergründe seiner Arbeit und seines Pathos sind. Sie vervielfachen ihren Widerhall bei einem Bürgertum, das eben dies und eben so zu hören auf lange zufrieden sein wird.

Carl Brinkmann

Ehrfurcht

Nichts Gemeineres gibt es, als Respekt vor Autoritäten; und nichts Edleres. Jemanden süßen Lächelns und buckelnd ernstnehmen (oder mit Stirngekräusel und Wesentlichkeit ernstnehmen), deshalb weil es gang und gäbe, ja vorgeschrieben ist, ihn ernstzunehmen — das heiße ich mit einer Feigheit und (plebejische) Bequemlichkeit: Feigheit, sofern man nicht wagt; Bequemlichkeit, sofern man zu träge ist, eine eigne, ehrliche, Urwuchs-Meinung sich zu bilden . . . Aber wieviel herrliche Schönheit liegt in einer Hierarchie; in

einer Pyramide der Werte, die lebendig, unter Menschen besteht! Ehrfurcht vor dem Größeren und aufrechte Unterordnung unter den Größeren: Kennzeichen guter Rasse.

Wer jedoch ist der Größere? Das kann der gestempelte Bonze nicht lehren; das Herkommen nicht; nicht die vox populi, die sich als Druckerchwärze niederschlägt. Wer der Größere sei, lehrt allein das Erleben. Man wird, in Diskussionen, oft erregt versuchen, dem Gegner die Größe des verehrten Mannes argumentativ zu Gemüte zu führen; man wird nie Erfolg damit haben; denn Verehrung hat, letzten Endes, keinen verständigen Grund, sondern eine gefühlige Ursache. Nur ganz selten verehrt man einen Denker um seines besonderen Erkenntnisvermögens willen und einen Künstler wegen seiner enormen Gestaltungskraft; vielmehr pflegt, gerade in den Fällen glühendsten Hingerissenseins, dem Willensinhalt, der „Persönlichkeit“, dem Typus Mensch die Begeisterung zu gelten. Jeder bewußt Lebende trägt das Gespenst seines Antipoden in sich, als kondensiertes Symbol alles Widrigen, alles Feindlichen, aller heimlichen Angst; als imaginäre Worpuppe jedes seiner kämpferischen Vorstöße. Liebe, Veneration, Ehrfurcht fließt nun ein, wer mit hervorragend trefflichen Puffen nach derselben Puppe zielt; wer, an andern Objekten und mit bessern Mitteln, der Bekämpfer des Gleichen ist; der, sozusagen, kapitalkräftigere Ethos-Affozie; der potenzierte Kollege.

Die Selbsthasser, Misauten, psychischen Masochisten (in der Literatur ein einflussreicher Klüngel heut!) werden freilich der Ehrfurcht gemeinhin nicht fähig sein; werden es höchstens zu „sachlicher Wertschätzung“, „objektiver Würdigung“, „kühl anerkennendem Seltenlassen“ bringen — Triffons, deren Gebärde Erbreechen verursacht. Ehrfurcht zu fühlen ist nur der Selbstbejaher imstande; denn dieser Empfindung Gegenstand ist: der gesteigerte eigne Typus. Je erfüllter aber von Ehrfurcht einer

lebt, mit desto wütenderer Wucht verfolgt er die, welche den Mantel des Priesters zu Unrecht tragen. Ja, es kann kommen, daß er zum Sklaven seiner Ehrfurcht wird und daß sein Schaffen, der Absolutheit, Positivität, inneren Unabhängigkeit beraubt, zu einem bloßen Verteidigen seiner Götter und Kriegsführen gegen seine Teufel herabsinkt. Und dieses nun ist die tragische Ironie: daß gerade der Sklave der Ehrfurcht leicht als ein Kowboy und Lummel erscheint; gerade er leicht als ein jeder Ehrfurchtbarer Bube — weil er mit den „Autoritäten“ respektlos und zynisch verfährt; (mit den falschen!). Da explodieren dann jene heftigsten Entrüstungen, die es gibt: die Über-Entrüstungen; und alle Zahnheitsforderer und Stiftsdamen beschimpfen dann aufs frechste die enthusiastische Impertinenz. Der unaufgeregte Bürger, maues Gefäß limonadiger Instinkte, der Moderantist (wie Friedrich Schlegel ihn nannte) kann natürlich niemals dahinterkommen, daß, wo viel Haß raucht, viele Liebe glüht, und daß kaum jemand Blasphemien verspricht, dem nicht ein Gott im Busen wohnt.

Sehr häufig kommen die Moderantisten unter „radikalen“ Politikern vor. Wer kennt nicht die Sorte derer, die Schwefel hauchen und Pech schäumen, sooft ihr Parteiplunder zur Debatte steht; denen kein Schmähwort zu gössig duftet, ihre bieroppositionellen Reden und Leitartikel zu schmücken; die das, was tausendmal gesagt worden ist, tapirhaft-plump, hemmungslös-rüde in die Massen schreien; die aber jedem, der sich untersteht, Götzen zu figeln, die zufällig keine politischen sind, sondern als philosophische, wissenschaftliche, artistische in der Kultur herumstehn und stören — sogleich indigniert den Rücken zuwenden und die Gewichtigkeit ihres männlichen Ernstes voll Würde entgegenhalten. Heil ihnen! Denn sie sorgen dafür, daß besseren Menschen, als welche so oft so traurig sind, der Lachstoff nicht ganz verkümmert.

Kurt Hiller

Festflänge

Patriotische Aphorismen von * * *

Wenn im Wechsel der Monde die patriotischen Treuhändler, gestützt auf Chronik und Kalender, wieder einmal ein Nationalfest ankündigen, dann erschauern alle Deutschen (es sind nicht wenige und nicht die schlechtesten), denen die Liebe zum Vaterland nicht wie ein Preiskurant um den Hals hängt. Sie möchten diese Liebe nicht den Blicken unkeuscher Gaffer aussetzen, möchten ihr Innerlichstes dem Zwange entziehen, auf offenem Markte von den unberufensten Zudringlingen betastet, beklopft, behorcht zu werden; sie wissen nur nicht: wie. Denn jedes Nationalfest zwingt heute zum Lippentribut. Eingeklemmt zwischen Mob und Gegenmob, die einander in Presse und sonstiger Öffentlichkeit beklaffen, eingeschüchtert von den drohenden Gebärden plebejischer Fahnenchwinger und abgestoßen von dem kalten Zynismus rüpelnder Gegenwehr: wagen sie keinen Protest gegen die plumpen Griffe auf dem Instrument der Liebe.

So folgt Fest auf Fest, so bringt jeder neue Tag sein patriotisches Erbauungstündlein, so geht das in steigendem Crescendo seit einem Vierteljahrhundert, seit der Thronbesteigung des jungen Kaisers, der am 15. Juni 1888, nach den neunundneunzig Tagen eines trauervollen Interims, sich die Hohenzollernkrone aufs Haupt setzte. Seit fünfundzwanzig Jahren gibt es, im Politischen und Sozialen, keine Reservatrechte der Persönlichkeit mehr; sie muß, in den von oben her befohlenen Formen, mittun; muß, und wenn sie im Festbetrieb ersticke. Der Kalender wird auf die Möglichkeit patriotischer Verwendung durchspäht, und wehe dem Manne, der dem Gebote, sich national zu begeistern, ausweichen möchte. Er ist vaterlandslos, gemieden, geächtet; und will er nicht wie ein gerupftes Huhn auf der Gasse enden, so bleibt ihm zwischen Märtyrertum und politischem Muckertum kein Drittes zur Wahl.

Der patriotische Zaumel ist Alltag geworden, er kann nicht echt sein. Die Erziehung zum Patriotismus durch Festräusche und Festreden, mit Fähnlein und Lämplein, mit geschwollenen Anbiederungen nach oben und Fußstritten nach unten, hat dem natürlichen Gefühl der Hingebung an das

Vaterland alle Weihe, alle Spontaneität, alle Freiwilligkeit genommen. Sich, wie seinem Gott, dem Vaterland „in Dankbarkeit freiwillig hinzugeben“, ist in Deutschland unmöglich geworden. Patriotismus ist heute durch Reglementierung, Unterricht und apologetische Rechtfertigung ein ganz gemeines Schulfach, mit einem unbarmherzig starren Katechismus, den Zeloten verwalten. Die Liebe zum Vaterland wird mechanisiert, man brillt sie an wie die Lehren einer toten ungeglaubten Religion und mißbraucht die paar quellreinen Heroismen der Vergangenheit zum Nutzen einseitiger Politik oder gar dynastischer Zwecke. Man raubt ihr so die barbarische Urkraft, die erbbebengleich in Zeiten wirklicher Not aus den Tiefen des Volkes bricht, wie es 1789 in Frankreich geschah, 1813 und 1870 in Preußen-Deutschland, wie eben jetzt auf dem Balkan. Sie allein ist, vernünftig geleitet, im nationalen Sinne schöpferisch. Um aber unverfehrt zu bleiben, und damit man in kritischen Tagen auf sie als Reserve zurückgreifen könne, bedarf sie langer Bruchzeiten. Auch profane Fahnen schont man.

Es ist, als ob man den natürlichen Wurzeln der Vaterlandsiebe nirgends mehr traute. Sie ist, ursprünglich, ein Gefühl der Enge, der Heimlichkeit, der Heimatlichkeit; sie sitzt ganz nahe bei der Selbstliebe, dem Willen zu sich, dem in seinem Wesen Beharren-wollen (in suo esse perseverare). Im Familienverband, im Clan, in der Stammesgenossenschaft beherrscht sie den einzelnen fast automatisch, sie trägt noch keine individuellen Züge und räumt dem Individuum geringe oder gar keine Reservatrechte ein. Das gab dem Clannmenschen seine unvergleichliche Kraft und Geschlossenheit und seiner Gegenwehr den Charakter einer blinden Naturgewalt: noch in den Japaner-siegen gegen die Russen schlug sie durch, denn der Japaner war, bis vor einem Menschenalter, genossenschaftlich gebunden. Wir sind heute von dieser clanhafsten Gebundenheit meilenfern, wir sind zu großen Staaten zusammengewachsen oder künstlich zusammengeschmiedet, die Völker, die sie im gleichen Rechtsverbande umschließen, sind, besonders in Deutschland, mehr neben- und übereinander geschichtet als ineinander gewachsen, sie sind die Riesenspeicher für die denkbar stärksten Gegensätze geworden, tausend künstliche Bänder halten die staatlichen Organisationen umschlungen, schon schwebt der Mensch über dem Boden, und dahin ist, dahin wie das goldene Zeitalter der Urväter ist das natürliche Bruderschaftsgefühl, das diesseits von Gut und Böse, Recht und Unrecht allen Regungen des allgemeinen Willens die schöne Selbstverständlichkeit von Instinkthandlungen gibt. Trotzdem sind noch, trotz aller Bewußtheit, Sprache, Heimat, Sitte und die Gemeinsamkeiten des nationalen Schicksals in Vergangenheit und Gegenwart machtvolle, naturhaft gefärbte Realitäten, oder vielmehr: die geschichtlich wirksamsten Impersonalitäten unseres Lebens, die der individuelle Überwurf der

meisten Menschen nur dünn verhüllt. Also auch unser Patriotismus hat noch eine naturhafte Basis: aber er ist dämonisch blind und elementar nur noch bei den ganz großen Katastrophen der Geschichte, wo das Nationalgefühl, die unreflektiert empfundene Solidarität im Staate einen letzten Wall sieht, der es vor dem Abgrund und den Krämpfen der Auflösung bewahrt. Was dann der fanatisierte Demos austrichten kann, haben die Jakobinerheere, hat der Sturmwind der revolutionären *levée en masse* gezeigt, derengleichen die Welt vorher nie erlebt hatte. In solchen Augenblicken, aber nur in solchen, begreift die Vaterlandsliebe die Liebe zum Staate in sich. Sonst schwingt sogar schon im naiven Patriotismus ein leiser Unterton des Mißtrauens gegen den Staat mit; er muß bei steigender Geistigkeit seiner Träger sich täglich von neuem beweisen. Denn zwischen den heutigen Menschen, der in einer Atmosphäre hart erkämpfter Selbstbestimmung lebt, und die tiefen Gebundenheiten seiner Heimatliebe schiebt der Staat seine Maschinerie: man kann nun zwar dem blutleeren Räderwerk der Verwaltung und der Bureaucratie Nutzen und Unentbehrlichkeit bescheinigen, aber einen lebenden Leichnam kann man schwer lieben.

Man fordert in Deutschland für den Staat und seine Diener, die als zufällige empfunden werden, göttliche Ehren. Aber der Staat ist kein Gott, sondern eine überaus künstliche Maschine, die von gelehrten und erprobten Mechanikern bedient werden soll. Gegen sie ist die schärfste Kontrolle oberste patriotische Pflicht. Ebensowenig ist der Staat eines mit der Nation; er lebt von dieser, nicht umgekehrt; er darf an dem (vergleichsweise) ewigen Leben der Nation teilhaben, aber sich nicht an deren Stelle setzen wollen. Darum liest sich die reine Staatengeschichte, mit ihrer Einstellung auf die lärmenden Außerlichkeiten des Vordergrundes, auf das Machtspiel, das sich als Rechtspiel maskiert, wie die Geschichte sinnloser Zusammenbrüche, Trümpfe, Demütigungen und Neubildungen; sie wirkt so kalt und grausam wie die Geologie mit ihrer Aufzählung der Erdrevolutionen: aber wo die Geologie irrt, lügt jene. Hat man sich in diese reine Staatengeschichte eine Zeitlang vertieft — zum Beispiel in Treitschke, der doch, in seiner Beschränkung, ein genialer und hinreißender Stilist ist —, so verflacht man; schließlich schwankt man mit verbundenem Kopf einher. Und in das Unheiligtum dieser Geschichte, die große Menschen wirr macht, dieses Knäuels von Heroismus und Feigheit, Verrat und Aufopferung, dieser endlosen Kette irrationaler Brüche führen die Herren Lehrer die Jugend, um Vaterlandsliebe zu lernen wie ein Handwerk: die Jugend, die unfähig ist, das Wesen zweckvoller politischer Gestaltung zu begreifen. Aber die Geschichtsstunden wurden, aus nationalen Gründen, bei den letzten Unterrichtsreformen vermehrt und die Schulzeit ist mit nationalen Festtagen übersät.

Das Vaterland ist ein sich stets erneuerndes Erlebnis, es ist nur sehr bedingt ein politischer Begriff: das folgt aus dem, was oben über die naturhafte Basis der Vaterlandsliebe gesagt wurde. Darum ist der beste Zugang zu ihr von der Natur und der Idee her; die Natur bejaht sich selber, die Idee stellt Forderungen an die Zukunft und läßt hoffen. Den schlechtesten Zugang schaffen der Historismus und der Macchiavellismus. Der echte Historismus, der die Grüste der Vergangenheit nach der Wahrheit durchwühlt, schwächt den politischen Willen durch Romantik; und der unechte, wie er heute im Schulbetrieb wuchert, verdichtet aus royalistischer Liebedienerei das Geschehene zu einem Lügengewebe und lähmt den Willen zu politischer Wahrhaftigkeit. Der Macchiavellismus aber, der sich zeitgemäß Realpolitik nennt, dürfte nur großen schöpferischen Temperamenten und politischen Architekten, wie Napoleon oder Bismarck, erlaubt sein. In Fichtes Reden an die deutsche Nation ist das Vaterland eine ethische Aufgabe, kein Faulbett für solche, die sich in die Aborte schuldbeladener Vergangenheiten verliebt haben und ihre landpastöralichen Moralitäten darüber breiten. (1806 war Preußen ungläubig und unfrohm: daher Niederlage; 1813 war es wieder fromm und gläubig: daher Sieg.) Allein von der Idee her läßt sich diese Aufgabe lösen und spontan Geschichte machen. Paul de Lagarde hat dafür ein schönes Wort: „Ein Vaterland gehört in die Zahl der ethischen Mächte, und darum können seine Angelegenheiten nicht vom Regierungstische aus, sondern nur durch das ethische Pathos aller seiner Kinder besorgt werden.“ Aber Lagarde, welcher der Regierungsweisheit mißtraute, der sogar eine Art Instinktabneigung gegen den großen Kanzler gehegt zu haben scheint, weil er die Macht vor das Recht, die Freiheit (er meint: die innere Form des nationalen Lebens) hinter die Einheit gestellt habe; der in dem Absolutismus der bevorrechteten Stände des ancien régime die Ursache erkennt, die Frankreichs Zusammenbruch verschuldet hat: Lagarde bietet als seiner Weisheit höchsten Gipfel doch wieder die Inthronisierung des kaiserlichen Absolutismus. Er wünscht sich einen Kaiser, „der nicht bloß durch seine Persönlichkeit, sondern dem Rechte nach Kaiser ist, der neben sich Nichts, unter sich nur Untertanen, über sich Gott und das jüngste Gericht hat.“ Eben hörten wir, das ethische Pathos aller seiner Kinder solle das neue ideale Deutschland ans Licht heben, es solle von unten auf, nicht von oben her wachsen; und nun soll es der Kaiser auf dem Verordnungswege schaffen. Aber wer schafft den Gott-Kaiser, den deutschen Zaren, den Übermenschen mit dem langen, ungebrochenen, zäsarischen Willen? (Man fühlt sich plötzlich in Zarathustras gefährliche Nähe gerückt.) Bismarck, der sonst mit so starken Vorbehalten anerkannte: durch einen Staatsstreich, neben dem des Ersten Napoleon achtzehnter Brumaire und Cromwells Erdrosselung des Langen Parlamentes harmlose Kinder-

spiele wären. Das ist Romantik, die sich für Realismus ausgibt. Der geistvolle Mann ist im Politischen oft ein ins Ungefähre bauender Schwarmgeist. Im übrigen wäre zu wünschen, die regierende Weisheit hätte den konservativen Radikalismus dieses deutschen Carlyle so ernst genommen, wie seinen Haß gegen den Liberalismus: sie hätte sich aus Patriotismus längst umgebracht . .

Die Ansprüche, die in schwindelnd jähem Wechsel seit vierzig Jahren an den Patriotismus gestellt wurden, an seine Fähigkeit, zu vergessen und umzulernen, an seinen Willen, zu vertrauen und positiv zu sein, an seine hieb- und stichfeste Vasallentreue: nur ein Idiot oder Gefinnungslump konnte sie erfüllen. Und wie reichlich wurden sie erfüllt! Und wie fraß sich dieser fragenhafte Patriotismus gerade unter den Nachkommen jener Schichten ein, die immer als die wahrhaft tüchtigen Grundkräfte des preussischen Staates gegolten hatten und zu gelten haben! Jener Schichten, deren heldenmütige Opferbereitschaft, deren Sehnsucht nach freiem Deutschtum, deren Verlangen nach einem Staate mit neu verteilten Verantwortungen — denn Freiheiten sind nicht Frechheiten — in die Befreiungskämpfe stürmte; die in der Sticluft der Restauration den Jämmerlingen auf deutschen Thronen und Thronchen, den Duodeztyrannen in Württemberg, in Hessen, in Braunschweig, in Hannover (noch leuchtet das Göttinger Siebengestirn am historischen Himmel) die Fäuste zeigten; die Anno Acht- undvierzig immerhin Verfassungen erzwangen und gegen einen König, dessen kränkelnde Romantik in den Berliner Märztagen, bei Olmütz und gegenüber den Erbkaiserlichen zwischen Ja und Nein hin und her schwankte, an dem deutschen Beruf Preußens festhielten. In dieses beste edelste deutsche Blut schlich sich das patriotische Gift; die Frankfurter, die Gothaer, die Männer des Nationalvereins verstarben und verdarben; die Phantasmagorie des neuen Deutschen Reiches verdichtete sich zu eiserner Notwendigkeit; und in den Pausen zwischen Amterstreberei, Spezialistendrang und Geldhunger betätigte das junge Geschlecht seinen Patriotismus durch das bekannte, sehr kurze, sehr heisere Hurra . . . Als Bismarck, der entkrönte, über den Parasitismus der hinterrücks zum jungen Herrn Entlaufenen, der von Bötticher und verwandter Bruchstücke, seine posthumen Flüche stöhnte — ‘Get you home, you fragments’ —, wird er schwerlich in sich, in seiner Methode, in seinem napoleonischen Haß gegen die Ideologie die Quellen solcher Erfüllungen gesucht haben. Er mochte später Grund gehabt haben, die Liberalen zu hassen — Herr von Bennigsen, der es ablehnte, erst einmal in die Kutsche zu steigen, war ein papierner Held; aber deutsche Liberalität und Idealität, der er doch den Odem seines Werkes dankte, hat er zugleich mit erschlagen. Keine Bewunderung kann diesen Makel verdecken, daß er die bauenden

Kräfte im deutschen Staate erst wieder gesucht hat, als er in die Fronde gedrängt war und gegen den Absolutismus der Krone, die er geschmiedet, wie ein 'Komödiant der Straße' seine privat gewordene Autorität verfechten mußte. Faustens, des blinden Sehers, laßtes, reinstes, höchstes Sehnen: 'Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn', es ist an dieses dämonischen Mannes Ohr vorbeigeklungen; und erst der Schimpf seines Sturzes hat ihm den Blick geöffnet in die Gemütswelt des erleuchteten Untertanen, den Geheimrat und Schutzmann fürsorglich in die Mitte nehmen und wie zwischen Mauern ans selige Ende führen. Solange er in der Macht war, erzog er zum Hader aller gegen alle und sah sich durch die Abwanderung von Millionen in die Sümpfe der Verdrossenheit und der Negation schmerzlich belohnt. Das steht auf der Schuldseite seiner großen Leistung — untilgbar; — und so unentschuldigbar wie die Jagd auf des armen Friedrich Tagebuchsessen, eine Jagd mit Bütteln und Knütteln, eine Jagd auf das sterbensblasse Ideal eines deutschen Fürsten, der als einzige positive Gabe eines erwarteten Lebens einem treuen und begabten Volke ein bißchen Liebe und ein bißchen Vertrauen hinterließ.

Was die Monarchie für Deutschland wert sei und was die Hohenzollern-Dynastie im neuen Reiche bedeute, wissen wir erst seit der bismarcklosen Zeit.

Bismarck schuf die Einheit Deutschlands mit den Mitteln der preussischen Militärmonarchie, aber gegen den preussischen Partikularismus und das Legimitätsgefühl der Hohenzollern. Die unitarische Richtung war ihrem Blute ursprünglich fremd. Er hat ihre Macht und ihre Stellung mit revolutionären und antidynastischen Mitteln erhöht, und nun ist es in alle Ewigkeit unmöglich, den monarchischen Sinn und die Anhänglichkeit an die Hohenzollern mit Gründen der Legimität zu stützen. Friedrich Wilhelm IV. verschmähte eine Kaiserkrone, an der der Ludergeruch der Revolution haftete, und sein unvergleichlich tüchtigerer Bruder hat sie getragen, nicht aus dynastischer Eitelkeit, sondern unter dem Zwange übermächtiger Tatsachen, die von allem Anfang durch die gemeindeutsche demokratische Strömung bestimmt waren: und das Bekenntnis zu ihnen wurde ihm in harten Kämpfen von Bismarcks siegreichem Machtwillen aufgezwungen. Dies ist die historische Wahrheit.

Die glühendsten Patrioten des neuen deutschen Nationalismus haben für das Erbkaifertum der Hohenzollern den Weg frei gemacht, indem sie den anderen Dynastien ihre unfühnbaren Versündigungen am deutschen Schicksal vorhielten; die Erziehung zum politischen Wollen bestand darin, dem deutschen Volke die Hohenzollern als das durch göttliche Fügung prästabilierte deutsche Fürstengeschlecht einleuchtend zu machen: auf Kosten aller anderen

Fürstengeschlechter. Nie hat der wildeste Republikaner so respektlos von diesen gesprochen wie Heinrich von Treitschke: „Und was hatten diese Staaten geleistet, um die Schuld ihres Daseins zu sühnen? Das Haus Wittelsbach stand dreihundert Jahre lang mit beispielloser Ausdauer regelmäßig auf der Seite der Feinde Deutschlands, hat unseren Glauben durch römisches, unseren Staat durch französisches Unwesen unvergeßlich geschädigt . . .“ Die Dynastie der Hohenzollern war von diesem Unwesen historisch nicht belastet. Sie hatte in dem Großen Kurfürsten und im Großen König, dem genialsten aller modernen Herrscher, dem Preußentum die machtvollsten Organisatoren seines Staatswesens geschenkt; aber selbst Treitschke erklärt es für historisch grundfalsch, anzunehmen, in Friedrich II. hätte je das Bewußtsein einer deutschen Mission, staatlich wie kulturell, vorangeleuchtet. Von ihm ab tappten die Hohenzollern als Preußen und als Deutsche im Dunklen, des rechten Weges unbewußt; und im Sturm und Drang der neuen Zeiten waren mit den Trümmern des unaufgeklärt gewordenen Absolutismus — der Immanuel Kant durch einen Wöllner den Mund verbieten und den Neudruck von Fichtes „Reden an die Deutsche Nation“ durch einen Oberpräsidenten von Brandenburg 1824 verbieten ließ — keine deutschen Eroberungen zu machen. Man streiche den Revolutionär Bismarck aus dem Leben Wilhelms I.: und die deutsche Zukunft sah schwarz und chaotisch aus. Man muß bis zur Unzurechnungsfähigkeit hohenzollernblind sein, um gegen alle Erfahrung und Psychologie anzunehmen, daß die Erbweisheit des preußischen Königsgeschlechtes immer die Wege wandeln wird, die sich das deutsche Volk von einer gütigen Vorsehung und Allmacht erhofft. Dieser Glaube setzt eine fortgesetzte Fälschung der noch lebendigen Geschichte des letzten Jahrhunderts voraus; und wer, um ihn zu pflegen, dem monarchischen Sinn einen so löcherigen Glauben zumutet, einen Glauben, den die Vorgänge zersetzen, die zu der weltgeschichtlichen Abschwächung von Bismarcks Royalismus vor der Novemberkatastrophe 1908 führten: der untergräbt ihn systematisch und mit unpatriotischen Mitteln. Die Monarchie ist eine Form; eine schöne, nützliche, durch deutsche Gewöhnung geweihte Form. Aber je weniger Inhalt, Wegweisung und Beeinflussung in Kulturdingen sie dem nationalen Leben geben will, je mehr sie sich bescheidet, den Ausgleich der Kräfte und Gegensätze durch formale Tätigkeit zu erleichtern und durch ihr bloßes Dasein, erhöht über allen Kampf und Streit, das Gefühl des Beharrlichen im Strudel der Entwicklung zu steigern: als desto segensreicher wird sie empfunden und desto freiwilliger werden ihre Vertreter von freien Männern geehrt werden.

Friedrich III. hatte zwar ein starkes, königliches Selbstgefühl; aber es lebte in ihm doch eher als die persönliche Allüre eines natürlich stolzen Mannes; seine politischen Anschauungen wiesen in die freiere und modernere

Richtung des englischen Gemeinwesens, das selbst ein so ehrlicher Royalist wie Lagarde als „königlich“ empfand. Es ist nicht unnütz, sich mit dieser Möglichkeit zu beschäftigen, weil der natürliche Instinkt dieses selbstbewußten Monarchen, der doch schließlich auch ein Hohenzoller gewesen ist, die Zeit vorgeahnt zu haben scheint, in der die Herrschaft einer feudalen und klerikalen Aristokratie über ein industrialisiertes und intellektualisiertes Volk ein gefährlicher Widersinn geworden sein wird.

Wilhelm II. hat die modernen Inhalte seiner Zeit zum Teil herzlich bejaht: nämlich soweit sie die Technik, die Wirtschaft, die kapitalistische Organisation der modernen Gesellschaft betrifft, und soweit die Leistungen und die Ansprüche der Techniker, der Industriellen, der Finanzleute reichen. In diesem Umkreis ist er ohne Vorurteile; und sein Flottenenthusiasmus wies ihm einen Platz an ihrer Seite an. Aber im Politischen und Kulturellen hat er in die Bahnen des aufgeklärten Absolutismus zurückdenken wollen: er ist mit diesem Anspruch und dieser Überspannung des Rechtes auf monarchische Initiative gescheitert. Seine Vorstellung vom Gottesgnadentum ist tief und ehrlich empfunden. „Er trat aus Koblenz,“ sagte er 1897 von seinem Großvater, „wie er auf den Thron stieg, hervor als ein ausgewähltes Rüstzeug des Herrn, als welches er sich betrachtete. Uns allen, und vor allen Dingen uns Fürsten hat er ein Kleinod wieder emporgehoben und zu hellem Strahlen verholfen, welches wir hoch und heilig halten mögen; das ist das Königtum von Gottes Gnaden, das Königtum mit seinen schweren Pflichten, seinen niemals endenden, stets andauernden Mühen und Arbeiten, und seiner furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer allein, von der kein Mensch, kein Minister, kein Abgeordnetenhauses, kein Volk den Fürsten entbinden kann.“ Mit dieser Auffassung kann ein Monarch, wie verhängnisvolle Beschlüsse er fassen mag, für seine Entscheidungen eine mystische Sanktion geltend machen; aber wie sie sich in absolutistischer Praxis darzustellen pflegt, darüber hat kein geringerer als — der posthume Bismarck Aufklärung gegeben: die allerhöchste Unterschrift deckt schließlich alles; wie sie erreicht worden sei, erfahre kein Mensch. . . Unsere Erfahrung ist entscheidender als die Bismarcks. Wir wissen, daß, vom Politischen abgesehen, keiner der aristokratischen Inhalte des modernen Lebens in Philosophie, in Kunst, in Dichtung, in Literatur und Musik, keiner jener Inhalte, für die unsere edelsten Minderheiten gelebt, gekämpft und gewirkt haben, dem Kaiser Förderung zu danken hatten; und darum müssen wir, noch ehe die Festklänge die Sinne benebeln und bittere Erfahrungen betäuben, das Gerede der byzantinischen Schädlinge der Monarchie brandmarken, als sei es königlichen Amtes, solche Förderungen zu leisten — oder geleistet zu haben.

Dr. Wislizenus

Novelle von Moriz Heimann

I.

In seinem Hause, das, vom Dorf eine halbe Stunde entfernt, mit Garten und Gehöft völlig für sich allein im Ausschneit eines Kiefernwaldes lag, saß an einem Abend gegen Oktoberende der Dr. Wislizenus vor seinem Tische und las. Sein Dienstmädchen, ein junges, gegen den ortsfremden und in vielen Stücken absonderlichen Herrn noch immer scheues Kind von wenig über fünfzehn Jahren, öffnete die Tür und gab ihre abendliche Meldung ab: „Herr Doktor, ich gehe jetzt.“ — „Schön,“ sagte er und erhob sich, um nach seiner Gewohnheit hinter dem Mädchen sogleich die Haustür abzuschließen. Er war ein Mann am Ausgang der dreißiger Jahre, mittelgroß und breitschultrig, mit tiefen, trägen und melancholischen Augen in einem Gesicht, dessen luftgesunde Farbe zu seinen überfeinen Zügen in demselben Gegensatz stand, wie der kurzgehaltene, aber dicke, braune Bart um Wangen und Kinn; die scharf gezeichnete und dabei nervöse Oberlippe war rasirt.

Er streifte das neben ihm gehende Kind mit einem flüchtigen Blick; ein zarter Busen, ein hübscher Mund, dachte er, und sagte: „Bringen Sie uns morgen einen Liter Milch extra heraus!“ Er hatte fast jeden Abend einen Wunsch ähnlicher Art, nur um die Leerheit und Verlegenheit des gleichgültigen Abschiedes in etwas zu mildern. Als sie gegangen war, trat er über die Schwelle, stieg die drei breiten und niedrigen Stufen zum Hof hinab, fröstelte, nahm den ausgestirnten Himmel wahr und fühlte an Brauen und Bart den dichten Nebel, der über dem Erdboden floß. Er ging in das Haus zurück und drehte den Schlüssel in dem elegant und weich federnden Schloß, das er im Sommer hatte anbringen lassen, mit Genuß herum. Zwei winzige Lampen mit offenen, gegen den Luftzug durch feldartige kleine Gläser geschützten Flämmchen erhellten den Flur mit einem schwachen Schein, der in einem zum Dachgeschoß führenden Treppenschacht bis zur völligen Ohnmacht aufgebraucht wurde. Wislizenus sah gedankenlos aufmerksam in das Glucklumpchen der einen Lampe hinein; je kleiner das Licht, um so mehr Geister zieht es heran. Er durchschritt das Eßzimmer und kam wieder zu seinem mit Büchern und Schriftstücken in großer Ordnung bedeckten Lesetisch. Er wollte sich setzen, da überkam ihn das Gefühl der Stille.

Er hatte auch vorher die Magd in ihrer Küche nicht gehört, und in die Zimmer kam sie nur auf seinen seltenen Ruf. Doch schien es jetzt, als ob ihre unbehilfliche, stumme, dumpfe Gegenwart sich doch wie ein Lärm durch

die Mauer geschwungen hätte; und jetzt erst kreuzte keine Welle von außen in seine Seele hinein. Die Stille schien sich um das Gerüst des Hauses wie eine ungeheure Schwärze dicht zu drängen, dann wegzusinken, und immer weiter weg, so daß das Haus in einem Kreise von etwas stand, was noch geheimnisvoller als Stille war und jenseits erst wieder an sie grenzte. Und dennoch war sie, die magisch weggebannte Stille, unerklärlich wie, in das Zimmer gedrungen, siedete in den dunklen Ecken und suchte in den konzentrischen Kreisen, die über der Lampe an der Decke zitterten, noch eine Verwandlung, noch ein Geheimnis zu erleiden. Die Möbel, ein birkenes Klavier, Kommode und Schrank vom selben Holz, schimmerten wie die Politur alter Italienergeigen. Wislizenus sah sich unwillkürlich um, ob die Fensterläden geschlossen wären.

In diesem Schweigen wurde ihm die Seele leer, nur daß er die Leerheit noch als eine Spannung aus Beängstigung und Ungeduld durch seinen ganzen Körper bis zur Bitterkeit verspürte. Seine Gedanken und Empfindungen, die längst durch jeden Zeugen ihm so unerträglich ins Oberflächliche, Absichtliche und Lügnerische verkehrt wurden, daß er, um sich nicht für immer zu verlieren, Stadt und Menschen hatte fliehen müssen, hier in der Einsamkeit ohne Zeugen getrauten sie sich auf andere Weise nicht ins Klare und blieben wesenlos und furchtsam wie Gespenster. Gespenster fürchten den Menschen tiefer, als der Mensch sie; Wislizenus fühlte sich diesen Abend, wie jeden, fast eher gemieden, als einsam. Vor einem Menschen hätte er sogleich seine kühle, gewohnte Fassung wiedergewonnen; aber wenn er das weiße Fensterkreuz so lange anstarrte, bis es zu einem unbegreiflichen Grade vorhanden und sinnlos war, dann überkam ihn ein Verlangen nach etwas, das ihn hier sähe und ihm möglich machte, zu verzweifeln. Kein Mensch und doch ein Zeuge — ohne einen Zeugen lohnte es sich nicht, das Gesicht zu senken und in Tränen auszubrechen.

Er schreckte zusammen, er hörte den letzten Hall eines langen Klirrens vom Flur; und immer wieder nur den letzten Hall, sobald er den Kopf aufmerksam zur Seite wandte. Es war eine Täuschung, denn genau entsann er sich, daß er die beiden kleinen Flurlämpchen nicht auf die Steinfliesen geschmettert hatte; erst jetzt, nachträglich, merkte er das Gelüst dazu in seiner tödlichen Ungeduld.

Er atmete sich zweimal tief zur Ruhe und setzte sich, griff zu seinem Buche, einer mathematisch-philosophischen Abhandlung aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Er war kein guter Leser mehr; Stellen, von denen seine eigenen Gedanken sich bestätigt glaubten, erfüllten ihn mit einer so großen Genugtuung, daß er nicht dazu kam, sie auf ihre Wahrheit zu untersuchen, sie fielen dadurch aus ihrem Zusammenhang. Sein auf diese Weise abwechselnd taubes und allzu hellhöriges Verständnis zerriß die ruhige

Deduktion des ehrwürdigen Schweizer Gelehrten, und indem seine Art zu lesen nichts mehr von Arbeit an sich hatte, half sie ihm auch nicht die Zeit flüssiger und leichter machen.

Eine Stunde ließ er vorbei, dann ging er an das Abendessen, das im Speisezimmer von der Magd sauber für ihn vorbereitet war: Brot, kaltes Fleisch, in einem geflochtenen, dunklen Korb die ländlich spröden, aber einen ganzen Herbst duftenden Äpfel, und eine Flasche roter Meersburger. Die nötige Hantierung dabei machte er mit Hast und Ungeduld ab, besorgte aber das Geschäft des Essens selbst langsam und gründlich.

Eben als er sich zum zweiten Mal ingoß, glaubte er einen Wagen klappern zu hören; der Weg zu seinem Hause war eine Sackgasse, und wer immer kam, mußte zu ihm wollen. Wirklich hielt das Gefährt vor seiner Tür, und durch das Geknarre des noch ein paarmal träge anratternden Fuhrwerks und den derben Zuruf des Kutschers hindurch erkannte sein empfindlicher Sinn die Stimme seines Freundes, des Dichters Wohlgethan.

Es wurde ihm fast schwach von einer jähen, kalten Wut. Ein Dichter, das war das Letzte, was er sich im Bereiche seiner Hände, seiner Stimme und, vor allem, seiner Ohren gewünscht hätte. Aber verurteilt, sich selbst zu beobachten, merkte er im selben Augenblick, daß seine Wut, so echt sie war, doch auch ein wenig gespielt war. Es war da in ihm eine Freude über den Besuch, die er verdecken wollte, eine Freude über die Störung seiner Einsamkeit, eine Befriedigung, daß ein geheimer, beschämender Wunsch ihm erfüllt wurde und er noch obenein darüber grollen durfte.

Als er dann aber hinausging, verwandelte jeder Schritt ihn ins Bürgerliche zurück, so daß er mit der schicklichen Eilfertigkeit den Gast zu empfangen strebte. Er traf ihn eben, als er den Kutscher ablohtete. Die Wagenlaterne hing unter der Deichsel, und von dem braunen, winterzottigen Pferde sah man nur vier Beine und den Leib, und dieses phantastische Ungeheuer ohne Rücken, Hals und Kopf kehrte, mit dem schattenhaften Wagen hinter sich, um und fuhr in die Nacht zurück. Unwillkürlich zeigte Wislizenus mit dem Finger auf die Erscheinung. Wohlgethan, der es bemerkte, fragte, was es gebe. „Toller Spuk,“ lautete die Antwort, ohne daß der Dichter gleich wußte, was gemeint war. Dann fesselte der Anblick der immer kleiner werdenden Wolke von Lichtdunst auch ihn, er machte eine Bemerkung darüber, aber seine Ungeduld war nicht mißzuverstehen, und Wislizenus führte ihn ins Haus, indem er ihm nach einem kleinen Kampfe die Reisetasche abzwang. Nur ein Etui aus gelbem, glänzendem Leder und von der Größe eines Lexikons gab er nicht aus der Hand; und als sie im Speisezimmer einander zur erneuten Begrüßung gegenüberstanden, wog er es in der linken Hand dem Freunde vor der Nase.

„Ein Manuskript?“ fragte Wislizenus.

„Weiser Mann!“ rief Wohlgethan heiter, und ahnte nicht, wieviel Besorgnis sich hinter dem erratenden Wort versteckte. „Aber sage mir einmal erst: du bist hier ohne Bedienung, sehe ich; und ich mache dir Umstände?“ Wislizenus wies jeden Versuch, ihn zu entlasten, sogleich herzlich und bestimmt zurück, und es wurde ihm davon mit einem Schläge wärmer und wohler. „Soll ich uns einen Tee brauen?“ fragte er, „wie in alten Zeiten, mit Rotwein und einem Schuß Mandarinennarrak?“

Wohlgethan ließ es sich gefallen, und während der Freund aus einem großen eichenen Eckschrank, ab und zu gehend, das Gerät und aus der Küche Wasser auf den Tisch holte, knotete er schon an seinem Lederetui. „Du kannst dir denken,“ hub er an, „daß ich dich mit etwas Zweideutigem, Fragwürdigem überfalle. Würde ich dich sonst überfallen? Ich brauche deinen Rat; mehr noch: deinen Zuspruch.“

„Wie, wenn es aber ein Abspruch wird?“ warf Wislizenus ein und regulierte die Flamme am Spirituskocher.

„Nun, dann werde ich, wie immer, auf dich hören — oder nicht. Ich bin vor allem besorgt um die Originalität meiner Arbeit. Ich bin in der Hölle, im Fegefeuer und im Paradies gewesen und schreibe ein Epos darüber, nichts geringeres, mein Lieber.“

„Ich nehme an, du sprichst von einer modernen Hölle nebst den weiteren Stationen, und also von einem modernen Epos?“

„Das versteht sich; nichtsdestoweniger wird mir die Kritik, vielleicht auch schon die frühere Instanz, den Dante vorhalten!“

„Den Dante — — so so! Aber darum keine Sorge, lieber Wohlgethan: Auch Dante ist nicht an einem Tage vom Himmel gefallen, auch er hatte Vorgänger, auch er war ein Plagiator.“

Wohlgethan rückte sich befriedigt die Weste zurecht, und nachdem sie ihren Tee getrunken hatten, drängte er förmlich ins Nebenzimmer.

Der Dichter begann seine Vorlesung, anfänglich mit den kleinen Störungen und Unterbrechungen, die bei jedem natürlich sind, der einen leiblichen, bürgerlichen Menschen in eine Phantasiwelt führt und sich bald vor dieser, bald vor jenem ein wenig schämt. Dann wurde er fester, und die harte Fassung seiner Strophen und die Schärfe des Ausdrucks beschwichtigten seinen Argwohn, daß man seine Begeisterung vielleicht für gelegentlich und seinen mystischen Flug für Spielerei halten könnte.

2.

Der erste Gesang dieses neuen Epos enthielt die Schilderung einer Pest, die eine kleine Fürstenstadt mit ihrer stinkenden Geißel zerschlägt. Der Dichter begann mit einer allgemeinen Anrufung an die Urfeindin der Menschheit in einem apokalyptischen Stil, ging allmählich ins einzelne über,

zeigte das verheerte Land, die verödeten Dörfer, die brennenden Scheiterhaufen, und behandelte dann den ersten Pestfall in der Residenz als ein grauſig tragisches Jdyl, indem er die Seuche zuerſt in der Vorſtadt einen alten Handlungsgärtner mitten in der Verſorgung ſeiner Beete und Glashäuſer befallen ließ. Die ſchöne jugendliche Tochter des Gärtners, von ihrer Mutter früh verwaist, ſieht den Alten dahinsinken, ſie eilt zu ihm, hebt ihn mit der Kraft der erbarmungsvollſten Güte auf ihre Arme, um ihn in das Haus zu tragen. Vor der Schwelle bricht ſie unter ihrer Laſt, aber noch nicht von der Krankheit zuſammen. Der Alte liegt zerkrampft am Boden, ſeine rechte Hand hält die langen Stiele zweier Roſen, ſo, daß die Blüten auf ſeinem Munde liegen und ſein Atem in die roten Blätter bläſt. Auf den Schreckensruf der Tochter kommen zwei Gehilfen aus dem Gewächshaus, aber wie ſie die beiden Niedergebrochenen ſehen, heben ſie im Entſetzen ihre vier Hände abwehrend gegen ſie, ſuchen ſich vergeblich aus der Erſtarrung zu ſchütteln und wagen ſich nicht näher. Das Mädchen mißt ſie mit Blicken, beide haben ihr in Morgen- und Abendſtunden zur Liebe nachgeſtellt; ſie ruft ſie um Hilfe an, aber ſie ſchütteln nur immer die Hände und die Köpfe. Da nimmt ſie dem Alten die Roſen aus der Fauiſt, faßt ſie wie eine Rute, tritt vor die beiden Männer hin und ſchlägt ihnen mit der Roſenrute raſch hintereinander in die blaſſen Geſichter. Entſetzt raſen ſie davon. Der eine von ihnen wohnt in der Stadt bei einer Witfrau zur Miete; noch zitternd vor Schrecken kommt er in ſeiner Stube an, um ſein Bündel für die Wanderschaft zu ſchnüren; aber ſchon hat ihn die Krankheit erfaßt.

Und ſo ſchildert nun der Dichter, wie das Übel Haus vor Haus und Straße vor Straße ſich in das Herz der Stadt hineinfrißt. Die Beſchreibung der Seuche mit ihren medizinischen Beſonderheiten ſpart er ſich bis zur Erkrankung des Adjutanten am fürſtlichen Hofe auf, nachdem er vorher ſeine glänzende Erſcheinung, ſeine Laſterhaftigkeit und Graufamkeit geſchildert hat.

Ungefähr dieſes war der Inhalt des erſten Geſanges. Wiſlizenus hörte mit der intenſiven Aufmerkſamkeit zu, die dem Vorleſenden das Wort leicht vom Munde nimmt; ſo daß Wohlgethan in eine immer wachſende Sicherheit geriet und ſich in allen Stücken gebilligt, ja bewundert glaubte. In Wirklichkeit wurde er von Wiſlizenus mehr als einmal um ein paar Duſend Verſe betrogen, und nicht die reine, dumpfe Freude, zu nehmen, was gegeben wurde, hörte ihm zu, ſondern die Überwachtheit eines Sachverſtändigen. Wiſlizenus ließ ſich von keinem Zug der Kompoſition überraiſchen, ſondern erkannte ſogleich ſeinen Zweck und fühlte alſo jede Willkür der Bindung mit doppelter Klarheit. In ſolchen Augenblicken verlor er, ohne es an ſeiner Miene merken zu laſſen, die Aufmerkſamkeit und fühlte, wie auch bei jedem Fehler und

jeder Schwäche anderer Art, eine Verwerfung und Geringschätzung gegen den Dichter, der er immer versucht war, nachzuspinnen, so daß er sich mit Willen zum Hören erst wieder zurückleiten mußte. Bei allem Hochmut dieser Regungen waren sie doch von Selbstverachtung nicht frei, denn als guter Kenner seiner selbst spürte er eine Schadenfreude darin, deren Bewußtsein ihn demütigte.

Als der Vorlesende nach der Beendigung des ersten Gesanges aufsaß, nickte Wislizenus: „Es ist sehr gut! sehr gut, sehr stark.“

Wohlgethan erwiderte eifrig: „Das war nicht mehr als ein Vorspiel. Jetzt erst beginnt das Gedicht. Ist es dir recht, wenn ich gleich weiter lese?“

Wislizenus bat darum, aber Wohlgethan zögerte noch und bemerkte: „Das, was nun kommt, bedarf allerdings noch überall der Feile. Du mußt es dich nicht stören lassen, wenn dir Einzelheiten ungenügend erscheinen.“

Wislizenus beruhigte ihn und sagte: „Du weißt, daß ich auch das Unfertige recht zu hören verstehe, und ein Werk wie dieses wird noch lange eine stete Arbeit von dir wollen. Du wirst noch für die zehnte Auflage Korrekturen einfügen, das prophezeie ich dir.“

Wohlgethan errötete: „Prophezeist du zehn Auflagen?“

„Auch das,“ sagte Wislizenus.

Der Dichter wurde glücklich über die ganze Haut. „Du hast recht,“ sagte er, „es muß verbessert werden, solange es lebt! Ein solches Werk muß seine Form haben wie einen glasharten Überguß, wie der Stahl von Geldschranken, von dem jeder Meißel abfligt.“

Er begann den zweiten Gesang zu lesen. Das Land und die Stadt sind verödet. Die Pest, die nichts mehr zu morden hat, liegt wie ein gelblicher Nebelschwaden unbeweglich über der Erde. Und in diesem Schwaden hocken auf Hecken, Gemäuer, Baumstämmen und Zäunen die Seelen der Toten als weißliche Kugeln von verwestem Licht. Sie schaukeln leise hin und her und können sich nicht aufwärts in den reinen Luftraum lösen. Mit einer schnellen Verwandlung ließ der Dichter die Wolke der Seuche gleichnisartig zu einer Wolke der menschlichen Leidenschaften werden und verteilte auch in diesem Lustpfehl die schwankenden Seelen phantastisch, doch mit beginnender Ordnung.

Während dieser Stellen geschah es, daß Wislizenus tief erblaßte und sich so stark in seinen Sessel zurücklegte, daß der ohnedies etwas unsicher gewordene Dichter es merkte und fragend aufsaß.

„Verzeih,“ sagte Wislizenus und strich sich über die Stirn: „Es gibt keine Phantasie über unser Leben nach dem Tode, die ich nicht, und sei es auf einen Augenblick, auf eine Stunde, eine Nacht, ja manchmal auf eine ganze Woche glaubte. Es gibt nichts so Absurdes, daß ich es nicht einmal, und nichts so Gewisses, daß ich es immer glaubte. Das Irrsinnige hat

keinen gänzlich irren Sinn für mich, und die reine Wahrheit keinen gänzlich reinen. Doch du sollst dich nicht stören lassen, Wohlgethan, für dich war das ja ein Triumph.“

Wohlgethan fuhr fort; aber das Bewußtsein, so wörtlich genommen zu sein, beunruhigte ihn, er fühlte sich stellenweise verzagt und mußte sich dabei ertappen, zuweilen selbst nicht zu verstehen, was er las, sondern die Worte nur wie einen betäubenden Druck im Gehirn zu spüren, wobei er doch sicher war, richtig und mit Ausdruck zu lesen.

3.

Aber von jetzt an war die tiefe Stille des Hauses gestört. Beide, der Leser und der Hörer, lauschten zuweilen zerstreut hinaus, und es wunderte sie nicht, als sie vom Wege her eine Stimme sich nähern glaubten. Nicht lange, und sie erkannten wirklich eine menschliche Stimme, die sich in einem betrunkenen Singsang entlud und in ein veritables Heulen überging.

Wohlgethan warf sein Manuskript nervös hin, mit einer vorwurfsvollen Geste, als trage sein Gastfreund Schuld an der Störung. Der aber lächelte und hörte nur immer mit einem wunderlichen Vergnügen dem Loben von draußen zu. Als er jedoch den Dichter vor Wut an der Lippe kauen sah, raffte er sich höflich und entschuldigend auf und sagte, daß er selbst von dem Zwischenfall überrascht sei, es käme manchmal in drei, vier Wochen kein Ungerufener zu ihm heraus. „Aber,“ fügte er hinzu, „das wird dich doch nicht aus dem Konzept bringen; fahre nur fort!“

Draußen ging das Geheule und Gesänge weiter, und der Trunkenbold schien sich damit zu vergnügen, auf dem Staketenzaun mit einem Prügel Harfe zu spielen. Wohlgethan las mit zusammengezogenen Augenbrauen ein paar Verse, dann aber unterbrach er sich: „Ich kann nicht,“ und reckte den Kopf zum Hören, „das ist ein toller Hund, nichts Besseres. Wenn eine Hundeseele in einen Menschenleib fährt, dann ist der Teufel los.“

Wislizenus maß ihn mit einem seltsamen Blick, stand auf und machte sich an einer Kommode zu schaffen: „Ich kann dir nicht helfen, lieber Dichter, oder soll ich dir den Hund niederschließen? Ich habe einen schußfertigen Revolver hier im Schub.“

Wohlgethan versetzte hochmütig: „Wenn es keine bürgerlichen unangenehmen Folgen hätte, ich sagte nichts dawider.“

„Wir wollen ihm doch noch eine Gnadenfrist geben,“ meinte Wislizenus und begab sich wieder auf seinen Platz.

Der Betrunkene war verstummt und schien weitergegangen. Es war plötzlich stiller als vorher im Haus, und Wohlgethan fing wieder zu lesen an. Dem Hörer schien es, daß die Unterbrechung dem Dichter irgendwie nicht unwillkommen gewesen sein mochte. Sie war gerade an einer Stelle ein-

getreten, wo das Gedicht einen kleinen Bruch hatte. Es kam von der weiter als nötig malenden Schilderung der bleichen, kugelhaften, erschrocken hin- und herwehenden Seelen nicht los und bedurfte eines gewaltsamen Überganges: Vom reinen Himmel dröhnt Posaunenklang, der Erzengel Michael, die Wage in der linken, die Lanze mit dem Fähnlein in der rechten Hand, fährt mit Scharen von Engeln hernieder, die Seelen im Schrecken lösen sich von den Stellen, an denen sie kleben, und wimmeln dem Marktplatz zu. Erst in dieser Schilderung gewann die Dichtung wieder Kraft; aber Wislizenus war tiefer verstimmt als bei jeder früheren Schwäche, und es war nichts von Schadenfreude, sondern eher eine Erbitterung in seinem Urtheil. Dichter, o Dichter, sagte er in seiner Seele, und er überhörte nicht ein Geräusch, das ihm wie das Klirren seiner Hostür vorkam. Und richtig, ein paar Augenblicke später donnerten ein paar derbe Fäuste schon gegen die Haustür.

Wohlgethan fuhr entsetzt in die Höhe: „Das ist doch aber —“

Wislizenus beruhigte ihn: „Jetzt haben wir ihn, jetzt werden wir ihn am heften los.“ Er nahm aus seiner Börse ein Geldstück, ging hinaus, holte sich eine brennende Lampe aus der Küche und schloß die Haustür auf. Er leuchtete einem riesenhaften Menschen, der in der Blendung des plötzlichen Lichtes verstummte, ins Gesicht und fragte ihn ruhig und ohne sonderliche Strenge: „Was wollen Sie hier?“

Der Betrunkene starrte ihn an, sein Gesicht war von einem mächtigen, verwilderten Bart umwuchert, seine Augen blinzelten irre und wild, sein Atem strömte im Nebel sichtbar wie eine Wolke von ihm aus. Er wußte nichts zu antworten und heftete seine Augen auf die Schwelle.

Wislizenus reichte ihm das Geldstück hin und sagte: „Da, kaufen Sie sich was dafür, Schnaps am besten; Sie haben noch nicht genug.“

Der Betrunkene nahm das Geld und sah Wislizenus an. Er war weder aus dem Dorfe, noch auch aus der Gegend überhaupt. Einen solchen fanatischen, wahn sinnigen Blick hätte in dieser dürftigen, sich kläglich und klügl ich haltenden Bevölkerung kein Auge hervorzubringen vermocht. Die beiden Männer starrten einander an.

„Warum haben Sie denn noch Licht, he?“ fragte der Betrunkene.

Wislizenus wußte nicht, warum er mit dem ganzen Aufwande, nicht nur einer gelegentlichen, sondern seiner letzten Energie antwortete: „Weil ich hier lese, und dazu brauche ich Ruhe, und nun scheren Sie sich!“

Der Betrunkene drehte erst seinen ganzen Leib weg, ehe er die Füße regte, dann tappte er davon. Wislizenus blieb noch ein Weilchen stehen. Die Sterne, wie von einem wahn sinnigen Engel ausgeschüttet, funkelten, der Nebel schwankte in Strähnen, von den Feldern her kam der Geruch von Rüben, Kohl und verfaulenden Pilzen.

Wislizenus trat zurück und schloß die Thür wieder ab. In seinem Zimmer

fand er den Dichter mit einem Bleistift in seinem Manuskript Notizen machend und kaum aufsehend, als er zu ihm trat. Er nahm, indem er den Bleistift in eine an der Uhrkette baumelnde Hülse zurücksteckte, sogleich sichtlich erfrischt seine Vorlesung wieder auf: Die Seelen der Verstorbenen, vom Engel Michael wie Schafe zusammengejagt, fahren auf dem Platze der Residenz auf und ab, gewöhnen sich aneinander und erkennen einander. Damit hebt ihre Qual an. Aber ehe sie ihr gänzlich ausgeliefert werden, gibt es noch eine Unterbrechung; die schöne Gärtnerin aus dem ersten Gesang kommt lichthaft, doch in ihrem Umriß unverstellt, nur blinden Auges, in ihrer Rechten noch die Zuchtrute weisend, dahergeschwebt, hält still und schlägt die Augen auf. Kaum aber hat sie gesehen, so wirft sie Kopf und beide Arme dem Himmel entgegen und fliegt wie ein Pfeil aus dem düstern Brodem ins Helle hinauf. Und wenn dieser stummen Gespenster- und Todeswelt noch Sinne geblieben wären, so hätte sie die Bewegung des Mädchens als einen Schrei des Entsetzens und ewigen Abschieds vernommen; so aber waren sie zurückgelassen, der Wohlthat der Sinne beraubt und zum Wissen verdammt.

„Damit schließt der zweite Gesang,“ sagte der Dichter, „und im dritten beginnt die Hölle, die Hölle des Wissens.“

Wislizenus hatte einen winzigen Rest vom Geruch der Nacht in seinen Sinnen; der peinigte ihn, daß er eine Erinnerung, einen Gedanken, ein Einverständnis über seine Person hinaus suchen mußte. Nach einem Seufzer des Verzichtes brach er, als der Dichter schwieg, unvermittelt aus: „Verflucht sei doch keiner wie der Mensch, der uns lehrte, in der Natur etwas zu suchen, das spricht! Welch eine Qual, das Unfaßbare vor Augen zu sehen. Die Trauer, daß die Natur uns nichts gibt, das ist alles, was sie gibt. Die Linie des Horizontes ist die größte Marter, die ich kenne; das Licht ist eine schlimmere Ungeduld als die Pubertät; und wenn ich nun denke, daß es doch vielleicht Menschen geben könnte, die in Heiterkeit Herren darüber sind, worüber ich nicht Herr bin —! Zu denken ein Gemüt, das alle Schönheit, alle Seele, die Feierlichkeit, das Geheimnis der Bäume, des Horizontes, des Lichtes und der Dunkelheit nicht, wie ich, mit Trauer und Sehnsucht faßte, sondern mit Freudigkeit und Besitz! Es ist das Wesen des Horizontes, traurig zu machen — wie? das sagte ich schon? — aber zu denken der, den es heiter machte! Die Unfaßbarkeit der Schönheit — zu denken der, der sie faßte — versteh es recht: nicht der die Schönheit faßte, sondern die Unfaßbarkeit! Doch verzeih! glaube nicht, daß ich nicht gehört hätte! Vielleicht nur — bin auch ich schon unter deinen „wissenden Seelen“.

Der Dichter schüttelte besorgt den Kopf und sagte ungetränkt: „Du bist nervös, Freund. Die Einsamkeit, ja, in dieser Übertreibung, wie du sie pflegst, ist doch ein Gift.“

„Laß weiter hören,“ sagte Wislizenus; und der Gast begann seinen dritten Gesang, der von der Strafe der Seelen handelte, die zum „Wissen“ verdammte sind. Jetzt löste das Gedicht sich in Gestaltung auf, und es war schnell ersichtlich, daß es Repräsentanten der Menschheit einzeln vornehmen, ihre Lüge entlarven und ihre Sünde abstrafen wollte.

4.

Aber der Vorlesende kam nicht weit, ein Gegenstand wurde an die Haustür geworfen, von dem Wislizenus sogleich vermutete, daß er das Geldstück wäre, das er dem Betrunkenen gegeben hatte. Und wirklich donnerte es gleich darauf wieder an die Tür, und ein heulendes Schimpfen hob an. Wohlgerhan war tief getränkt. Wislizenus aber sah ihn an und wurde mit einem Schlage blaß bis in den Bart; ihm schwindelte, wie einem bei vorgestellter Wut schwindelt; er ging an die Kommode, nahm seinen Revolver heraus und steckte ihn in die Tasche. Als er an der Haustür war, den Schlüssel umdrehte, hörte er den Betrunkenen, immer brüllend, zurücktaumeln, er öffnete die Tür und trat hinaus. Der Betrunkene stand fünf Schritte vor ihm auf dem Hof, riesengroß in dem schwachen Licht vom Flur, er lachte wütend und schrie:

„Willst du Hund mir für eine lumpige Mark dein Haus ablaufen? Willst mir dein Licht ablaufen für eine Mark? Willst Bücher lesen?“

Wislizenus nahm den Revolver aus der Tasche und trat auf den Betrunkenen zu. Der schrie ihn mit gesteigerter Wut an: „Für eine Mark tu ich es nicht wieder!“ Wislizenus hob den Revolver und schoß; der Betrunkene fiel mit einem japsenden Laut zusammen.

Einen Augenblick blieb Wislizenus stehen, dann ging er zurück, schloß, wie jedesmal, die Haustür sorgfältig, und kam in sein Zimmer. Dieses Mal traf er den Dichter nicht beim Korrigieren, Wislizenus ging hinter ihm zur Kommode und legte den Revolver hinein, dann nahm er wieder seinen Platz ein.

„Was war das,“ fragte Wohlgerhan entsetzt, „es war mir doch, als ob — ich hörte doch —“

Wislizenus sah ihn prüfend an. „Du kannst jetzt ungestört weiter lesen. Lies weiter, Wohlgerhan! er wird dich nicht mehr stören.“

„Was hast du gemacht?“ fragte der Dichter.

„Ich habe ihn abgeschossen wie einen Hund, der er war,“ lautete die Antwort.

Er ist wahnsinnig, fuhr es Wohlgerhan durch den Sinn, und alle seine Glieder lösten sich vor Schreck. Er sah, wie seinem Gegenüber die Schläfen bebten, aber seine Stimme klang beherrscht, als er fortfuhr, ohne daß freilich Wohlgerhan unterscheiden konnte, ob der Wahnsinn oder der teuflische Hohn zu ihm spräche:

„Wäre ich an deiner Stelle, oder wären wir beide an der Stelle irgend-eines verschollenen Helden, — würden wir uns über diesen Zwischenfall leicht fassen. Sollte das flüchtige Leben einer Fliege“ — er zeigte auf eine, die winterträge an dem Manuskripte trock — „nicht leicht wiegen gegen Verse, die vielleicht die Unsterblichkeit von Jahrzehnten in sich tragen? Gesteh es: auf eine so großartige Weise ist noch keinem Dichter geschmeichelt worden.“

Doch Wohlgethan war nicht imstande, die Sache von dieser Seite zu nehmen. Mit einer fast kindlichen Bangnis rief er aus:

„Aber, Wislizenus, ein Mensch! es ist ja ein Mensch!“

„Ich dachte, es wäre ein Hund,“ erwiderte Wislizenus, „ich dachte, es wäre eine Fliege. Hund, Fliege, Mensch, liegt an dem Namen was? Du wirst doch nicht den Aberglauben des Wortes haben! Ich versichere dir, es war ein gänzlich verwahrloster Landstreicher und Chausseefeger. Er war, und jetzt ist er nicht mehr. Schade, ich dachte, daß dir damit etwas Gutes geschehe, — aber wem ist denn was Übles geschehen? Niemandem. Ich versichere dir wiederum, es hat ihn keine Qual gekostet. Der Schmerz ist ein Übel, der Tod nicht. Er war, und jetzt ist er nicht mehr, basta. Lies weiter.“

Wohlgethan zitterte vor Furcht: „Lesen?“

Wislizenus sagte: „Es war einer von den wilden Landstreichern, vielleicht schon über die Fünfzig, der sich nach seiner ersten Zuchtstrafe, nicht viel über zwanzig Jahr alt, von der menschlichen Gesellschaft abgelöst hat. Seinem Aussehen nach würde ich ihn für einen Vitauer halten. Niemandem ist Übles mit seinem Tode geschehen, es sei denn, du glaubtest, ihm selbst. Glaubst du das?“

„Ich kann nicht philosophieren in diesem Augenblick,“ erwiderte Wohlgethan.

„Kannst du es nur, wenn es ein Spaß ist?“ höhnte Wislizenus offen heraus; „glaubst du, daß er eine Seele hatte? Nein, du glaubst es nicht, so wenig du es von der Fliege glaubst. Dann ist also nichts weiter geschehen, als daß eine etwas groß geratene Fliege geklatscht wurde. Oder bist du ein wenig angesteckt von deinem eigenen Gedicht? und hätte er also doch ein Stück Seele gehabt? O, nicht wahr, lieber Freund, dann haben wir —“

Unwillkürlich warf der Mitschuldige ein: „Wir?“ „Nein, ich,“ sagte Wislizenus, „dann habe ich ihm wohlgetan, dem Leibe, den die Seele gewiß gequält hat, und der Seele, die sich verzweifelt in ihrem Gefängnis stieß. Dann hofft sie vielleicht, diese Seele, draußen auf dem Zaun und schaut durch den hölzernen Fensterflügel zu uns herein. Eine Seele kann gewiß durch ein sichenes Brett sehen.“

Wohlgethan, aufs äußerste gequält, erhob sich zitternd und wollte hinaus.

„Wohin?“ fragte Wislizenus.

„Nachsehen, ob nicht zu helfen ist,“ sagte Wohlgethan mit Tränen in den Augen.

Aber als er sich zum Gehen wandte, hielt ihn das laute Gelächter seines Freundes zurück. „Nun, Wohlgethan, setz' dich,“ sagte er. „Hast du wirklich diesen ganzen Spuk geglaubt? O, die Eitelkeit der Dichter ist doch grenzenlos! Es als möglich anzunehmen, daß man einen Menschen tötet, damit ein Dichter ungestört Verse vorträgt!“

Zweifelnd, aber von einem beginnenden Jubel bedrängt, sagte Wohlgethan: „Ich habe doch den Schuß gehört!“ „Natürlich hast du ihn gehört,“ sagte Wislizenus, „er hat ja getnallt. Ich habe den Revolver ständig voll Patrapatronen; ohne die getraute ich mich nicht so allein hier zu hausen. Mehr als einen Knall aber hat man wohl in den seltensten Fällen nötig, und für die seltensten Fälle — Sorge ich nicht. Ohne ein Gewaltmittel, kannst du sicher sein, wären wir den Kerl nicht losgeworden. Der kommt nicht wieder, ich sah ihn noch gerade durch den Nebel davonturkeln, dem Walde zu, dort mag er seinen Kausch ausschlafen, oder in der Feuchtigkeit verklammern oder sich an seinem Hosensriemen aufhängen. Würde es dir irgend etwas ausmachen, welcher von den drei Fällen eintritt?“

Wohlgethan sann einen Augenblick nach und antwortete: „Doch. Wenn ich in der Zeitung lese, daß da und da im Walde ein erhängter Trunkenbold aufgefunden wurde, so ist mir das vollkommen gleichgültig. Wenn es aber dieser und jener bestimmte Mensch ist, den ich kenne oder der mir auch nur begegnet wäre — am Schalter eines Bahnhofs, wenn ich ein Villett löse, gleich ist ein Interesse da, und mir wenigstens ist es in solchen Fällen so, als ob mein Verhältnis zu ihm stärker gewesen wäre, als es in Wirklichkeit war.“

„Nun, siehst du,“ sagte Wislizenus, „so hätte ich ihn ja schon deshalb nicht töten dürfen, weil er gar nicht so losgelöst in der Welt herumschwamm, wie ich glaubte; hing er doch schon mit einem Fädchen an dir.“

„Und an dir,“ versetzte Wohlgethan lebhaft, „und nicht an einem Fädchen, sondern an einem Seil, wenn du ihn getötet hättest. Der Mord ist ja eine Tat in der moralischen Welt auch ohne seine Wirkung, — und das war der Fehler in deiner ganzen Philosophiererei von vorhin. Du wolltest den Mord nur nach seiner Wirkung wägen, das eben ist der Fehler.“

„Sieh da,“ sagte Wislizenus, „nun bist du wieder ein Dichter.“

Als aber Wohlgethan nach einem weiteren Gespräch doch wieder zu lesen anhub, mußte er die Bemerkung machen, daß er aus dem Umkreis seiner eigenen Dichtung vertrieben war und sie so von außen fühlte, wie kaum ein fremder Hörer. Eine schreckliche Nüchternheit befieng ihn, und seine Verse klangen ihm nüchtern, willkürlich und sinnlos am Ohr vorbei. Dabei konnte

er sich nicht enthalten, zuweilen hinaus zu horchen und in den dunklen Fenstern nach einem Paar Augen zu spähen.

Sein Gedicht bewegte sich indessen jetzt lebhafter vorwärts als in den einleitenden Partien. Es zeigte an scharf aufgefaßten Beispielen, wie die wissend gewordenen Seelen der Lüge inne wurden, von der sie während des Lebens umgeben waren. Da war zuerst ein reicher Wohltäter, dicker als die andern bleichen Lichtkugeln, der im Schweben noch wackelte und immer dicker wurde von der Erkenntnis, daß er Heuchelei statt Dank, Neid statt Dank, Fluch, Haß und Todesfeindschaft statt Dank überall geerntet hatte, wo seine Hilfe hingeflossen war; und alles das schmeichelte ihm jetzt mehr, als ihm im Leben Demut und Kriecherei geschmeichelt hatten; so daß er sich aufblähte vor Selbstgefälligkeit und moralischer Überlegenheit hoch über die andern Seelen hinaus; aber im Augenblick des Triumphes spürt er durch alle seine Gespenstatome hindurch, daß auch er gelogen hat mit jedem Pfennig und jedem Goldstück, die er in die Hände der Armut gelegt, daß er unterdrückt, verhöhnt, verachtet und verspottet hat, wenn er spendete: er sinkt wie ein gepulster Kinderballon zu einem Mißhäutchen zusammen, — und da lachten die Seelen auf dem Markte.

So in einem bösen, immer böseren Reigen führte der Dichter seine Typen vor. Aber die saubere Ordnung und Vollständigkeit seiner Gesichte erschien ihm jetzt pedantisch und quälte ihn, so daß er immer abgehakter las und für jeden Vorwand, aufzuhören, dankbar gewesen wäre.

So war er denn wie erlöst, als Wislizenus, gleichsam unwillkürlich und bezwungen, bei einem Absatz ihn unterbrach: „Es ist stark; stark und gut“. Wohlgethan, der verständlicher Weise dem Wort nicht glaubte, sah ihn bedenklich an; aber Wislizenus stand auf und, als ob er von der Vortrefflichkeit des Gehörten geradezu bedrängt wäre, ging er durch das Zimmer und sprach mit dem Verständnis, das ihn auszeichnete, und dabei mit gut gesteigerter Hingeringheit über das Werk.

Sonderbarer Weise wurde Wohlgethan davon nur immer mutloser. Es war in den Worten seines zweideutigen Freundes etwas, was das Gedicht als Leistung richtig und dabei weit über das Mittelmaß einschätzte, was ihr aber einen Platz ganz außerhalb der Wahrheit anwies, in der die wirklichen Meisterwerke der Kunst zu Hause sind. Niemals hatte Wohlgethan eine solche Hellhörigkeit für diesen zweideutigen Ton gehabt wie jetzt, und so überwand er sich, und mitten während der Expektoration des andern klappte er sein Manuskript zu und sagte: „Weiter wollte ich dir ohnehin nicht vorlesen.“ Wislizenus nahm das mit einer lebhaften Geste an, als verstünde er den Dichter vollkommen. Dann erkundigte er sich nach dem Plan und Fortschritt des Werkes, aber Wohlgethan wich ihm aus und sagte: „Verzeih, daß ich darüber nicht spreche, ich möchte mir jedoch nichts vorwegnehmen;

man muß sich eine gewisse Selbstüberrascung sichern. Ich bin dir sehr dankbar, daß du mir zugehört hast und bisher nicht ganz widerwillig gefolgt bist."

Wislizenus, den das geschlossene Manuscript befriedigte, bezeugte eine große Wärme und sprach noch einmal zusammenfassend über das Gedicht, in einer Weise, die den Dichter, und schließlich ihn selbst, mit dem Stand der Dinge, nämlich mit der Lektüre und dem Aufhören der Lektüre, aufs beste versöhnte. „Nun aber,“ schloß er, „müssen wir noch etwas miteinander trinken und auch rauchen, und dann heißt es zu Bett, es ist elf Uhr vorbei, da schläft die ganze Welt hier — bis auf das, was wacht, natürlich.“

Er brachte aus einem Schrank im Nebenzimmer Gläser und eine Kiste Havannazigarren, bat den Freund, sich zu bedienen und holte inzwischen aus einer Kammer neben der Küche den Wein, eine dicke Flasche, deren ehrwürdiger Altersstaub etwas Besonderes versprach und auch hielt. Er goß ein, es war ein schwerer, wie reines, flüssiges Harz leuchtender weißer Burgunderwein von einem alten Jahrgang. Dann setzte er sich wieder an seinen Platz, aber bevor er mit dem Freunde anstieß, legte er ihm die Hand auf den Arm und sagte: „Diese unendliche Stille! jetzt erst ist sie wieder da, jetzt erst hat sie auch dich vollständig bezwungen und deine widerstrebenden Wellen in sich bezogen.“

Der Dichter horchte ins Zimmer hinein, und auch ihm schien die Stille so ungeheuer, daß er sich im Augenblick kaum vorstellen konnte, das Haus stehe über der Erde, vielmehr schien es tief hinein gesunken und überlagert von Schichten der Dunkelheit und des Schweigens.

Sie saßen unter spärlichem Gespräch, rauchten, tranken die Flasche und noch eine zweite leer, ohne daß der Dichter merkte, daß der andere ihm immer zweimal einschenkte, ehe sich einmal. Dann begleitete Wislizenus seinen Gast in das unter dem Dach gelegene, ziemlich kahle, aber saubere Fremdenzimmer, deckte ihm das Bett ab und sagte, er selbst schlafe in dem Zimmer geradeüber, falls Wohlgerhan etwas wünsche; er habe, da die Post sehr früh zu ihm herauskomme, nur noch eine Viertelstunde zu schreiben. Dann wünschten sie einander gute Nacht, und Wislizenus ging in sein Zimmer hinunter.

5.

Er saß eine Viertelstunde in seinem Sessel, ohne sich zu rühren, und er bedurfte der äußersten Anstrengung, um sich zu erheben und an die Arbeit zu gehen, die ihm bevorstand. Seine Lat erregte ihm alle paar Minuten ein augenblickscurzes Erstarren; aber nur weil sie so vollkommen unwiderstuflich war. Nur weil es ihm unverständlich war, war es ihm schauderhaft zu denken, daß, ein paar Stunden in seinem Leben zurückgerechnet, ein Motiv von Flaumfederleichtigkeit genügt hätte, etwas zu verhindern, worein keine Macht der Welt jetzt noch eine Änderung bringen konnte. Vor dieser

Tatsache wurde sein Impuls zur That ihm noch geringer, als er ohnehin gewesen war. Sobald er aber wieder diesem Impuls nachdachte, corrigierte er seine ganze Gedankenkette, indem er, statt ein paar Stunden aus seinem Leben, jetzt ein paar Stunden im Leben überhaupt zurückrechnete; und nicht etwa nur im Leben seines Freundes, des Dichters, oder des toten Bagabunden. Denn nun sah er den Freund vom Wagen steigen, sah die vier Beine und den Leib des Pferdes im Nebellicht sich riesenhaft davonbewegen, und wußte nicht, wo er das Messer hätte einsetzen müssen, um das Stück dieser wenigen Stunden aus der Welt herauszuschneiden. Und unter der Verschnürung dieses Zwanges vermochte er nun auch den toten Bagabunden nicht so von allem Zusammenhange der Menschen loszulösen, daß ihn ein Zufall hier auf den Hof geblasen hätte. War es kein Zufall, so war es das Schicksal, — und plötzlich erschien es dem verstrickt sinnenden Manne etwas tief und großartig Erregendes zu sein, sich vorzustellen, wie dem bärtigen Straßenläufer eine Parze den Faden zugespunnen habe, von der Wiege, vielleicht auf einem Weichselfloß, bis zu diesem abseitigen Hofe einer märkischen Kiefernebene. Da war einer jener Augenblicke der Erstarrung, und wie mit einem lautlosen kugelförmigen Brausen fühlte Wislizenus sein Haus von allen andern menschlichen Häusern abseits in einer Einöde liegen, wie kaum einer der Kontinente sie noch bergen mochte; der Bagabund aber wuchs ihm in diesem Zustand, der eine schwache, wankende Ähnlichkeit mit dem Alpdrücken seiner Kindheit hatte, zu etwas so irrsinnig Großem, als ob sein breiter Bart den ganzen Hof füllte.

Dennoch war in all diesem keine Spur von Angst. Die vollkommene Sicherheit, die Wislizenus wußte, schützte ihn vor jeder inneren Hast, sie glich etwa dem Zustande, wenn er am Morgen eine Belästigung durch einen zu schreibenden Brief fühlte und dann beschloß, die Arbeit bis zum nächsten Tage zu schieben, wo ihm dann der befreite Tag besonders lang und heiter vorkam.

Er horchte zur Treppe hinauf, und als ob ihn das versichert hätte, daß der Dichter schlief, richtete er sich besonnen auf sein Geschäft ein. Er ging in die Küche, die neben dem Hausflur lag und ein Fenster nach Stall und Garten hin hatte, und schloß vorsichtig die Läden fester. Dann öffnete er, nachdem er seine elektrische Taschenlampe zu sich gesteckt hatte, die Haustür ohne Geräusch und ging auf den Hof. Die Nebelschicht war gewaltig in die Höhe gewachsen, die Sterne waren verschwunden, und eine zarte, zähe Feuchtigkeit schlug sich nach allen Seiten hin nieder. Er näherte sich, die Füße über den Erdboden schiebend, der Stelle, wo er den Toten vermutete, blieb nach ungefährrer Schätzung stehen und ließ jetzt erst den scharfen Strich seiner Taschenlampe vor sich im Dunkel suchen. Sobald er gefunden hatte, was er suchte, ließ er den dünnen Strich des Lichtes auf dem

dunklen Körper mehrmals auf und ab zucken, und zu seiner, ihn wunderte selbst wie ungeheuern Erleichterung sah er den Toten auf dem Rücken, mit dem Kopf zum innern Teil des Hofes nach dem Stalle zu liegen. Er prägte sich die Lage des Körpers genau ein, stellte das Licht seiner Laterne ab und steckte sie in die Tasche. Dann schritt er zum Stalle, die Schritte zählend, es waren sechzehn, sperrte die Stalltür auf, und ging wieder die sechzehn Schritte zurück. Er hatte sie aber in der Sorgfalt seines Zählens etwas kürzer genommen als vorhin, und als er sich bückte, faßten seine Hände in das kalte, feuchte Gesicht des Toten. Einen Bruchteil einer Sekunde zitterte sein Bewußtsein so genau im Gleichgewicht, daß es um ein Haar in ein fassungsloses Entsetzen hätte umschlagen können. Aber er hielt sich und nahm mit voller Kraft, wobei nur eine Hitzwelle über seinen Körper ihm zeigte, wie kalt er eben gewesen war, den Toten über den Arm, zog ihn zu seinem Leibe empor und schleppte ihn rückwärts in den Stall. Hier ließ er ihn sacken nieder, legte seine wieder angezündete Taschenlaterne auf den Holzkloß und sah sich genau um. Der Stall enthielt nichts als sauber aufgeschichtetes buchenes Brennholz, ein paar alte, zum Zerschlagen hineingestellte Kisten, Art und Säge und anderes Handwerkszeug, wie es in einem gut gehaltenen Hause gebraucht wird. Er bettete den Leichnam an der dunkleren Wand des Stalles und stellte die Kisten davor. Dann nahm er einen Arm voll der Buchenscheite, soviel etwa am nächsten Morgen zum Heizen des Küchenherdes und eines Ofens nötig schien, und wollte den Stall verlassen; aber zwei-, drei-, viermal schien es ihm an Holz zu wenig, und er packte sich jedesmal noch einen Griff davon auf den Arm. Und so, eine lächerliche Last von Holz in der Beuge des linken Arms an sich pressend, und ein paar Stücke in der rechten Hand neben sich schleppend, schlich er sich hinaus und in die Küche, wobei er die Tür mit dem Ellenbogen herunterdrücken mußte, und hob seine Last in den Kasten, in welchem, wie er mit Befriedigung feststellte, noch Holz war, so daß die Magd am nächsten Morgen nicht notwendigerweise die ihr abgenommene Arbeit bemerken mußte. Dann ging er sacken zurück, schloß die Stalltür und steckte den Schlüssel zu sich. Und mehrmals ging er vom Stall gemessen sechzehn Schritte hin und wieder, mit den Füßen breit über den weichen Erdboden wischend. Der Nebel brodelte in dem schwachen Licht vom Flur dick, und troff wie Regen. Wislizenus war höchlichst damit zufrieden und sagte sich, kaltmütig vor lauter Erschöpfung: gäbe es einen Verdacht, so fände der Dümme soviel Spuren wie nötig. Es gibt aber keinen Verdacht, und so verraten auch die deutlichsten Spuren nichts. Eben, während er diesen Gedanken hatte, trat sein Fuß einen harten Gegenstand in den Sand, er hob ihn auf, es war ein knotenreicher Stock aus Wacholder ohne Krücke. Das Hauptindizium, dachte er, und nahm den Stock ins Haus mit. Er stellte ihn in

eine Ecke des Hausflurs, löschte die kleine Lampe und ging in sein Zimmer nach oben, zu schlafen.

Wirklich verfiel er, kaum daß er sich im Bette ausgestreckt hatte, in Schlummer; und als er aufwachte, war er sogleich so überwach und übermunter, daß er glaubte, es sei schon Morgen und die Zeit, der Magd das Haus aufzuschließen, wie er täglich zu tun hatte. Er machte Licht, es war halbdrei Uhr. Rechnete er nach, so konnte er nicht länger als anderthalb Stunden geschlafen haben. Er löschte das Licht wieder und sah so angestrengt in das überströmende Dunkel des Zimmers, als ob er beobachtet würde. Er sah sich mit einer Last von an der Schnittfläche ziegelroten Buchenscheiten aus dem Holzstall über den Hof gehen, im vollständigen Dunkel der Nacht. Wie konnte er sich sehen, wenn es doch dunkel war? und doch sah er so bestimmt, daß er die scharfe Keilform der harten Buchenstücke so genau wie ihre Farbe bemerkte.

Es fiel ihm ein, daß in den Erzählungen russischer Dichter die Mörder immer in einen so tiefen Schlaf, wie der seinige gewesen war, verfielen, und immer, wie er, mit plötzlicher Überwachheit daraus aufjagten. Aber was sie auftrieb, war immer das Gewissen, die beginnende Neugeburt ihrer Menschlichkeit. Er jedoch, Dr. Wislizenus, lag da, hörte ein leises Graben und Schaben des Wurms im Holz, hörte von den Treppenstufen die Geräusche, die unschuldigen, die doch nichts weiter waren, als ein über ein paar hundert Jahre hingezogenes Erdbebenkrachen des versinkenden Hauses, all das leise Knacken und winzige Splintern, das vom Quillen der Feuchtigkeit, vom Nachzittern der Tritte, von der bloßen Schwere der Lasten stammte, und wußte nichts vom Gewissen — so wie er nichts vom Strich des Horizontes mit dem Mond darüber wußte, von Wald, Wasser und Luft nichts wußte; und sogleich wies er es mit Geisteskraft triumphierend zurück, daß in dieser Form, in diesem Vergleich das Gewissen sich einschleichen könnte. Es schien ihm sicher, daß das Gewissen nur aus der Furcht vor den Folgen der Tat entstünde. In Salas y Gomez gäbe es kein Gewissen, und ich bin in Salas y Gomez. Salas y Gomez raget aus den Fluten — zu denken die Nacht des Weltmeers, die eine unbewohnte Insel umfängt! Wenn ich jetzt schliefe, würden auch nur Träume dieses Salas y Gomez hier bevölkern, ungehört würde es im Gebälke ticken! Könnte sein, daß ich eine unsterbliche Seele habe, die einmal Rechenschaft ablegen muß. Gut, so werde ich bis dahin warten. Ja, wenn die Wahrscheinlichkeit davon wie tausend zu eins wäre, so würde ich mich um einen Vorteil betrügen, wenn ich auch nur eine Stunde früher als nötig Qualen wegen einer Tat erleiden wollte. Das wäre so sinnlos, wie es ehemals sinnlos war, daß ich über die Tötung eines Käfers Qual empfand.

Während Wislizenus diesen und ähnlichen Gedanken nachging, konnte

er nicht verhindern, daß er, ohne jeden Zusammenhang, sich selbst wieder mit dem Arm voll Holz aus dem Stall schreiten sah. Er schüttelte seinen Kopf gegen das Bild wie gegen Kopfschmerzen, aber es blieb, ging und kam wieder, unabhängig von seinem Willen. Wie lächerlich dieser Magddienst an ihm! Das stumme, aufdringliche Bild flüsterte ihm etwas in die Seele: etwas von der ungeheuern, nie zu fassenden Sinnlosigkeit und Nutzlosigkeit seiner Tat.

Wislizenus richtete sich auf. Das Bewußtsein von der Sinnlosigkeit der Tat fing an ihn zu quälen und zu zerfleischen. Er erinnerte sich, daß er an seinem Freunde, dem Dichter, etwas hatte strafen wollen mit seiner Tat. Aber in seinen überheblichen Gedanken über den Dichter, über die Dichtung, über das tote, affektierte Gerede des Verses gewahrte er jetzt seine eigene, unfassbar große Lebensschwäche.

Wen der Schein und das Gleichnis, der Selbstbetrug des Weisen und der kindliche Hochmut des Dichters bis zur Raslosigkeit, bis zum Gelüst, sie zu verhöhnen und zu strafen, empören kann, der steht unsicher in seinen Schuhen, und daß er immer recht hat, ist nur sein lügenvollstes Unrecht, nichts Besseres. Wislizenus hatte die Stadt und ein in Jahrzehnten aufgebautes Leben verlassen, weil er glaubte, die Wirklichkeit so hüllenlos entdeckt zu haben, daß jede Form menschlicher Gemeinsamkeit davor zu einer Nichtigkeit wurde. Ein Mensch, der seine Notdurft verrichtet, erregt das Lachen oder den Ekel — denk ihn nicht obenhin, denk ihn wirklich, und er erregt weder Lachen noch Ekel. Eine nackte Frau im Bett, von ungefähr vorgestellt, macht wollüstig, aber stell' sie dir nicht von ungefähr vor, stell' sie dir wirklich, ja in der Wollust selbst vor, und dir macht sie keine. Ein Geschwür, eine Wunde, eine Verkrüppelung so schaudervoll, daß sie nicht das Mitleid, sondern die Mordlust wecken, sie sind nicht schaudervoll, wenn du sie wirklich betrachtest, Linie an Linie, Farbe neben Farbe.

Aber Wislizenus ließ diese Gedanken nur wie Hunde an sich empor springen, wehrte ihnen nur mit den Händen und schenkte ihnen keinen Blick; sein Blick suchte über die Meute hinweg den Jäger. Und plötzlich fühlte er einen schweren Schlag: Es ist! Die Welt ist! In diesem Augenblick ist sie, zum ersten Mal. Der ganze Verlauf bis hierher hat den Sinn, diesen Augenblick geschaffen zu haben. Bis hierher war alles Traum, Schauspiel und Wahn — jetzt aber ist die Welt! Sie ist — und nun erst ist sie auf ewig unverstänlich.

Weiter versuchte er in die Nacht nicht vorzubringen, weiter wäre er freilich auch nicht gekommen. Er ließ sich in das Bett zurückfallen, stopfte sich die Rissen unter jede Höhlung des Körpers und verbrachte, ohne sich zu regen und ohne zu schlafen, die langamen Stunden; bis endlich die ersten Sperlinge schlugen und das Haus und der Stall und der Garten wieder aus der Nacht in das Licht empor gehoben wurden.

Es war freilich nur erst ein graues, schwaches Licht in der Welt, als er aufstand, die Haustür aufschloß und den Hof, aufmerksam suchend, auf und nieder schritt. Der Nebelregen hatte alle auffälligen Spuren zur Genüge verwischt. Um das viele Holz zu rechtfertigen heizte er den kleinen weißen Ofen in seinem Arbeitszimmer selbst, setzte sich an seinen Tisch, wo zwischen den Büchern noch die Weinflaschen, Gläser und Zigarren und Aschenschalen von gestern standen, und ließ diese abgestandene Unordnung, gegen seine sonstigen Gewohnheiten, unberührt. Die Magd kam, er hörte sie in der Küche wirtschafsten. Da sie sich über nichts im Leben ihres Herrn wunderte, weil nichts im Leben ihres Herrn ihr verständlich war, nahm sie es auch mit ihrer gewohnten, scheuen Gleichgültigkeit hin, daß er geheizt hatte. Sie deckte im Speisezimmer den Frühstückstisch mit ihren bäuerischen, schüchternen Gebärden, und Wislizenus fühlte durch ihr Ab- und Zugehn den Tag in sein gewohntes Geleise gebracht.

Nicht lange, so fand sich Wohlgethan ein und gewahrte mit Erstaunen den reich besetzten Tisch, auf dem drei große, in der Form verschiedene Kannen, eine jede über einer kleinen Spiritusflamme, warm gehalten wurden.

„*See, Kaffee, Schokolade, was befehlst du?*“ „*Das ist ja sybaritisch,*“ meinte Wohlgethan. „*Ach,*“ sagte Wislizenus, „*das ist quoad Magen mein einziger Luxus, er wäre unnötig, wenn ich eine Magd hätte, die von selbst wüßte, was sie mir an jedem Morgen zum Wetter gehörig zubereiten müßte; dann brauchte ich nicht für alle Möglichkeiten zu sorgen. Teewetter hatten wir schon eine ganze Woche nicht, für Kaffee ist es noch zu flau, ich werde Schokolade nehmen. Wenn ich eine Phantasie habe, woran ich zuweilen zweifle, so wird sie durch diese Düfte — trinkst du den Tee so dünn? — jedenfalls wird sie nach der geographischen Seite hin nicht erregt. Höchstens an die Verpackung denke ich zuweilen, ein Kaffeespezialgeschäft gehört zu den stilvollsten Dingen, die ich kenne, ja, und dann natürlich an das Wetter. Heute ist Schokolade, bald wird es Kaffee sein, und dann werden ja auch die Tage für Tee noch einmal in die Welt kommen.*“

Das war nicht die gewöhnliche Art zu reden bei Wislizenus, und Wohlgethan sah über seine an den Mund gehobene Teetasse aufmerksam zu dem Gastfreund hinüber. Die Magd kam herein und sagte: „*Ich habe ein Markstück beim Absegen auf der Schwelle gefunden.*“

„*Sechzehn,*“ unterbrach Wislizenus.

Das Mädchen legte das Geldstück auf den Tisch. „*Was sechzehn?*“ fragte Wohlgethan. „*Sechzehn Schritt,*“ erhielt er zur Antwort und ein rätselhaftes Lächeln dazu. Das Mädchen wußte nicht, ob es gehen oder Bescheid bekommen sollte.

„*Die Mark gehört Ihnen,*“ sagte Wislizenus, „*ich habe sie gestern schon*

einmal verschenkt, aber der stolze Vagabund hat sie mir gegen die Tür zurückgepfiffert, fort mit Schaden," und er schob das Geldstück dem Mädchen hin.

Wohlgethan wurde es unbehaglich zumute. In der Nüchternheit des Morgens erschien ihm der ganze gestrige Abend wie etwas widerwärtig Übertriebenes. Sein Verdacht gegen Wislizenus kam ihm ganz unausdenkbar absurd vor, und während er sich das mit den stärksten Ausdrücken innerlich sagte, spürte er, daß er Wislizenus nicht mehr ohne die Bitterung von Verdacht würde anschauen können. Ja, er fühlte die ganze Niedertracht jedes Verdachtes in dem Zwiespalt in sich, nach welchem man einen Menschen wegen eines vermuteten Verbrechens verachtet, den man wegen eines eingestandenen oder sonstwie offenbaren beklagen, bewundern, sich vor ihm entsetzen, aber jedenfalls ihn nicht verachten würde.

„Wie verteilen wir den Vormittag?“ fragte Wislizenus. „Ich schlage vor: erst ein Spaziergang, dann liest du vor Tisch deine Sache zu Ende.“

„Lesen?“ fragte Wohlgethan hastig, „o nein, ich habe auch nichts mehr zu lesen. Vom vierten Gesang habe ich ja kaum mehr als eine Skizze. Zwölf sollten es werden, ich weiß nicht. Nein, und am Vormittag lesen, das geht nicht, ich bin ein Abendvogel, das weißt du ja.“

Wislizenus ließ eine kleine Pause vorbei, ehe er sagte: „So wirst du heute abend weiterlesen.“

Doch Wohlgethan wehrte das sogleich ab: „Heute abend muß ich in Berlin sein, ich gedenke mit dem Mittagszuge zu fahren. Ich habe ja, Egoist der ich bin, wieder deine Zeit, wie dein Interesse mehr als gebühlich für mich genommen.“

„Ja, Egoist, der du bist, Dichter, der du bist,“ unterbrach ihn Wislizenus, „schade, nun hast du mir alle deine starken Geister ins Haus gebracht, und heute abend werde ich hören, wie sie noch ein Weilchen herumfegen, in acht Tagen haben sie sich zur Ruhe gelegt, wie der Staub unter dem Dach.“

„In acht Tagen?“ fragte Wohlgethan gespannt; worauf Wislizenus lebhaft erwiderte:

„Ja, so lange werde ich wohl brauchen. Du unterschätzt doch hoffentlich nicht selbst die Wirkung, die von deinem Werke ausgeht. Den Himmel und die Hölle beschwören, das ist nichts Alltägliches, und man findet sich nicht so schnell damit ab, wenn man auch weiß, daß alles nur ein Gleichnis ist. Vielleicht nicht einmal ein bloßes Gleichnis. Das Volk beobachtet immer richtig, es schließt nur falsch; und wenn es nicht aufhört, von Gespenstern zu fabeln, so bin ich nicht abgeneigt, zu sagen: es muß etwas daran sein. Gerade daß die Gespenster nur Unsinn und Schabernack treiben, gerade das könnte vielleicht mehr für als gegen ihre Existenz aussagen. Man könnte sich vorstellen, daß der Mensch die Aufgabe hat, das Leben durch die Seele oder die Seele durch das Leben bis auf den letzten Tropfen aufzuzehren, und wem das nicht

gelingt, der ist nicht fertig, nicht zu Ende, nicht vollendet oder erlöst oder wie du es nennen willst, und der muß weiter spuken, wie er auch vor dem Tode mehr gespukt als gelebt hat. Goethe und Napoleon spuken nicht, aber der Faule, der Dumme, der Eitle, der Hochmütige, der Geizhals, die gehen um. Sehr viel weniger Frauen gehen um als Männer, und Kinder hoffentlich gar nicht. Es ist sehr interessant, daß du deine Hölle unbewußt so zu bevölkern scheinst, wie das Volk seine Kirchhof- und ehemaligen Spinnstubengeschichten."

Wohlgethan wurde es warm ums Herz, und Wislizenus merkte wohl, daß es nur noch eines burleskos derben Wortes bedurft hätte, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Aber er hütete sich wohl, in diesen Ton zu verfallen, sondern besaß sich einer höflichen Haltung, wodurch alle Entschließungen gültig wurden. Sie verhandelten weiter bis ins einzelne über Wohlgethans Epos, nur Wislizenus richtete bei aller scheinbaren Aufmerksamkeit seine Gedanken auf den Ablauf der Stunden, dessen ihm geläufige Anzeichen er auf das genaueste kontrollierte.

Er fürchtete, daß die Magd vor der Zeit nach dem Stallschlüssel fragen könnte, und war froh, als ein Blick auf die Uhr ihm zeigte, daß es nahe an zehn war. Als er aufstand, erhob sich auch Wohlgethan und machte nun seinerseits den Vorschlag, auf einem Umwege nach einem ausgiebigen Spaziergange ins Dorf zu gehen.

Wislizenus dachte einen Augenblick nach, dann rief er das Mädchen herein. „Hast du deine Sachen schon gepackt?“ fragte er Wohlgethan, und auf die bejahende Antwort gab er dem Mädchen den Auftrag: „Nehmen Sie die Tasche des Herrn Doktor und tragen Sie sie ins Dorf zum Gastwirt Moser. Dort bestellen Sie, ich ließe um ein Fuhrwerk bitten zu dem Zuge, der um halbzwei Uhr geht, es braucht aber nicht hier heraus zu kommen, wir werden selbst noch vor der Zeit im Gasthof sein, denn wenn es dir recht ist, Wohlgethan, so essen wir unten. Unser Mittagessen steht zu unserm Frühstückstisch immer in einem bedenklichen Kontrast. Und Johanna, Sie brauchen dann heute nicht mehr herzukommen, ich gebe Ihnen frei. Kommen Sie morgen früh, wie gewöhnlich.“ Er sah sich in beiden Zimmern schnell um und fügte noch hinzu: „Im Arbeitszimmer sind Sie ja fertig, nun räumen Sie nur hier noch das Geschirr weg, mehr habe ich für heute nicht nötig.“

So geschah es. Nach einer knappen Viertelstunde verließ das Mädchen, mit der lebernen Tasche Wohlgethans, das Haus, und eine Weile darauf machten die beiden Männer, nachdem Wislizenus das Haus abgeschlossen hatte, sich auf ihren Spaziergang. Sie gingen in den Forst, aus dem Wislizenus sein Grundstück herausgeschnitten hatte, tief hinein, kamen an einen See, der in dem Schleier der sonnenlosen Herbstfeuchtigkeit recht groß aussah, und beschloßen, um den See herum zu spazieren, einen Weg ins Dorf

von guten anderthalb Stunden. Der See war überall umbuscht, wenn auch die Erlen und Weiden schon besendünn in die graue Luft ragten. Birken standen noch im Goldschuppenkleid des Herbstlaubes, und ferne Pappeln tauschten mit dem Honiggrün ihrer Blätter einen Frühlingsrest in die Landschaft, so wie sie ja im Frühjahr etwas vom Herbst vorwegnehmen. Das Schilf, das stellenweise weit in den See hineinbuchtete, war im ganzen noch grau, zeigte aber schon den rötlichen Anhauch des Winters. Nur die Akazien waren in ihrer Herbstentwicklung unterbrochen, ein früher Nachtfrost hatte wie ein Brand die gefiederten Blätter gekrümmt und getötet, so daß sie wie eine zarte Wolke den Wipfel grau umhüllten. Es war völlig windstill, und kein Blatt bewegte sich. Der Anblick war ungewöhnlich friedevoll. Schläge von frischer Saat leuchteten still, die kalte Feuchtigkeit der Luft, die in der Nähe menschlicher Behausung und menschlicher Hantierung etwas Unwirkliches bekommt, war hier draußen in der tiefen Lautlosigkeit von großem Reiz; und die beiden Spaziergänger atmeten, ein jeder von seinen zwischenmenschlichen Gedanken befreit, tief und stark. Nur entdeckte Wislizenus in sich, daß er die anderthalb Stunden Weges, die vor ihm lagen, sonderbarerweise wie einen Gewinn betrachtete, wie einen Waffenstillstand oder etwas Ähnliches. Und immer, wenn der Stachel dieses Gedankens ihn traf, ließ er seinen Schritt entschiedener ausgreifen, als wollte er dem Schicksal seinen Willen und seine Kraft auch auf diese Weise bezeugen.

Sie kamen um den See herum, durch einen kleinen Birkenwald auf die Felder, die zu der einen Seite der Dorfstraße das Hinterland bildeten, und bogen über ein bäuerliches Gehöft ins Dorf ein.

7.

In der Wirtsstube wurden sie von dem Gastwirt, einem kleinen, fetten und bleichen Menschen, empfangen. „Schönen guten Morgen, meine Herren, bitte näher zu treten. Fuhrwerk steht zur Verfügung, meine Herren, Ihr Mädchen hat alles bestellt, Herr Doktor.“ Er komplimentierte sie in das halb private Zimmer für die nobleren Gäste, das neben der großen Wirtsstube lag, und bot ihnen seine kleine Auswahl von Mittagsgerichten an, die aber, wie Wislizenus wußte, von der tüchtigen Hausfrau aufs beste zubereitet wurden. „Das Gescheiteste ist, Herr Moser, Sie schicken uns Ihre Frau,“ sagte Wislizenus. „Wird gemacht, Herr Doktor,“ antwortete der Wirt und rief hinaus.

Während die Frau, eine zarte, freundliche, saubere Erscheinung, kam und wegen des Essens so lange verhandelte, bis man sich wie gewöhnlich auf Koteletten mit Zubehör geeinigt hatte, hörte Wislizenus den Wirt in der Gaststube schimpfen. „Was sitzen Sie denn da immer in der Ecke? Faul ist die Bande, daß sie nicht die Hand rührt um ein Stück Brot. Wenn

Sie nicht bald machen, daß Sie rauskommen, schmeiß ich Sie raus. Scheren Sie sich hin aufs Feld, helfen Sie Rüben pußen, dann können Sie sich ein Fünfgroschenstück verdienen. Nehmen Sie sich bloß in acht, daß meine Geduld nicht zu Ende geht —“ und in diesem Stile weiter, wobei Wislizenus mit seinem geübten Ohr bemerkte, daß das alles nicht ganz so böse gemeint war, und daß eher ein gutes Zureden als eine Drohung in den Worten lag. Die Wirtin deckte ein weißes Tuch über den Tisch und sagte dabei: „Das ist eine Herumtreiberin, der ist der Kerl davongelaufen, und nun sitzt sie den ganzen Vormittag da drin auf der Fensterbank und geht manchmal hinaus, kommt dann wieder, trinkt einen Schnaps nach dem andern und redet kein Wort.“

Die Frau ging ab und zu, legte die Bedeckung auf, und als sie sich zur Küche wandte, fragte Wohlgethan: „Was für ein Kerl?“ Die Wirtin verstand die Frage erst nach einem Blick mit offenem Mund, und gab Auskunft: „Ihr Kerl, mit dem sie getippelt ist.“

Wohlgethan wurde, ohne es zu merken, blaß und sagte zu Wislizenus mit einem Lächeln: „Das ist vielleicht unser Besuch von gestern gewesen.“

„Sehr wohl möglich,“ antwortete Wislizenus, „sogar wahrscheinlich.“

Die Frau ging in die Küche hinaus. Wohlgethan stand auf und trat an die Glastür, die zur Gaststube führte. Nahe bei der Tür, durch die sie gekommen waren, sah er das Frauenzimmer hinter einem braun gestrichenen Tisch sitzen, ein Schnapsglas vor sich. Sie hatte einen blau und rot gewürfelten Umhang um die Schultern, einen verbeulten Kapotthut auf dem Kopf. Ihr Gesicht war rot und geschwollen, von Wetter, Trunk und Lastern, doch sichtbar auch von Tränen. Sie wuschte sich noch jetzt zurweilen mit dem Zeigefinger den Augenwinkel aus. Ihr Alter war unbestimmbar, sie konnte ebenso weit in den Dreißigen, wie in den Vierzigen sein. Dabei lag in dem verstockten, trotzigem Schmerz, mit dem sie dasaß, etwas, das über ihre Verkommenheit einen Hauch von besserem Wesen bildete.

Wohlgethan hatte das alles mit einem Blick übersehen und kam in einer Verstimmung an den Tisch zurück. Auf eine Bemerkung von ihm begann Wislizenus ihm allerlei von diesen Straßenläufern zu erzählen, die er oft im Wirtshaus beobachtete, und sprach um so beflissener und ruhiger weiter, als er Wohlgethans zerstreute Verstimmung wachsen fühlte.

Zu ihrer beider Erleichterung kam das Essen, und als sie eben fertig gespeist hatten, knallte auch schon der Kutscher mit der Peitsche vor der Tür. Es gab einen hastigen Ausbruch, Wislizenus begleitete Wohlgethan zum Wagen, während der Wirt und die Wirtin, unter Bezeugung ihrer Höflichkeit, in der Haustür stehen blieben. Als nach dem teils forcierten, teils doch herzlichen Abschied Wohlgethan davongefahren war, trat Wislizenus in das Wirtshaus zurück und bat um Kaffee. Die Wirtin ging an ihre Arbeit,

Wislizenus streifte die Landstreicherin mit einem prüfenden Blick, gewahrte dann, daß ihre Augen unter zusammengewachsenen Brauen schielten, was sie weniger entstellte, als ihr einen phantastischen, wilden Ausdruck verlieh.

Als sich Wislizenus wieder in dem hinteren Zimmer an den Tisch setzte, wo inzwischen die Spuren des Mittagessens abgeräumt waren, folgte ihm der Wirt und begann in vertraulicher und zynischer Weise zu schwätzen. „Meinen Sie wohl, daß ich die wegstriege, Herr Doktor?“

Wislizenus tat, als ob er nur aus Höflichkeit fragte: „Was hat es denn für eine Verwandtnis mit dem Frauenzimmer?“

„Nun lassen Sie sich erzählen,“ sagte der Wirt. „Sie kam gestern nachmittag so gegen vier, kann auch halbfünf gewesen sein, es dunkelte schon, mit einem Kerl hier an: ob sie über Nacht bleiben könnten. Haben Sie Schlafgeld und Papiere? frage ich; das war alles in Ordnung — ich muß von Polizei wegen die Frage stellen, woher so ein Plunder die Papiere hat, geht mich nichts an. Ich kann auch gerade Arbeiter brauchen, ich habe noch Rüben draußen, und meinen Knecht brauche ich zum Pflügen, und also schön, sagte ich ihnen allen beiden, daß sie ein paar Tage Arbeit haben könnten.“

Wislizenus unterbrach den Wirt: „Ich könnte wohl auch meinen Garten anfangen umzugraben.“

„Schönes, fruchtbares Wetter, versteht sich,“ sagte der Wirt. „Ja, also die beiden setzen sich, genau da an den Tisch, wo das Frauenzimmer jetzt sitzt; was der Kerl war, war ein stotischer Mensch, einen Kopf größer als ich, sie redeten nicht viel mit einander, mit einemmal war meine Karline verschwunden. Der Kerl denkt offenbar, sie ist schon in den Stall zum Schlafen, und geht nach. Wie er die Stalltür aufmacht und die Laterne hebt, hat er seine Bescherung. Da liegt sie mit dem Hausknecht im Heu. Und nun, denken Sie, der Kerl, der das doch gewohnt sein muß, kriegt einen Kappel, schlägt die Stalltür zu, ohne ein Wort zu sagen, und geht davon. Das Weibstück kam nachher wieder in die Stube und wartete bis in die halbe Nacht, aber wer nicht kam, war der Kerl. Ja, nun kriege ich sie nicht weg. Sie will warten, bis ihr Andreas wiederkommt.“

Indem trat die Wirtin mit dem Kaffee ins Zimmer, der Wirt unterbrach sich, machte sich zu schaffen, und Wislizenus geriet darüber, und als er den bleichen, aufgeschwemmten Menschen mit der zarten, sauberen Frau verglich, auf den Verdacht, daß nicht der Hausknecht, sondern der Wirt selbst in seiner offenbar verwilderten und wahllosen Sinnlichkeit den Weg ins Heu gefunden hatte.

Die Wirtin trat in die zur Gaststube führende Thür, kreuzte die Arme über den Leib und betrachtete eine Weile die Landstreicherin. Eine Regung von weiblichem Mitleid mochte über sie gekommen sein, und sie sagte: „Der Herr hier weiß etwas von Ihrem Mann, er hat ihn gestern abend noch gesehen.“

Auf das hin polterte die Frau aus ihrer Ecke hervor und streckte ihren grotesken, mit dem Hut bedeckten Kopf zu Wislizenus ins Zimmer. Der sah flüchtig auf und warf hin: „Er sprach um eine Gabe an, machte Krach und ging dann weiter, nicht zum Dorf zurück, sondern in den Wald.“ Die Wirtin erläuterte: „Herr Doktor wohnt draußen, nicht weit vom See.“

„Er ist ins Wasser gegangen,“ schrie die Landstreicherin, „ich habe es gewußt. Wie ich sein Gesicht gesehen habe, habe ich gewußt, der tut sich was an.“ Sie trat aufgeregt, mit der rechten Faust auf die linke schlagend, ganz ins Zimmer. Aber der Wirt faßte sie beim Arm und geleitete sie wieder auf ihren Platz. Wislizenus hörte ihn sie energisch, aber leise zurechtweisen, wie man einen Hund kuschelt. Er zahlte und verließ das Wirtshaus zur Hintertür, und hielt den direkten Weg nach seinem Hause.

8.

Auf dem Wege fiel ihn eine Pein an, deren er nicht Herr wurde. Seine Tat, die er als ein vollkommenes Nichts vor sich und dem Weltlauf durchsetzen wollte, wuchs ihm vor Augen mit der Schnelligkeit, wie etwa ein mörderischer Bucherpilz in einer kinematographischen Darstellung. Schon nahm das bloß Kriminalistische unbequeme Dimensionen an, noch war ja der Tote nicht gründlich vor nachforschenden Augen verborgen und eigentlich kaum etwas geschehen, die Spuren des Ereignisses zu verwischen. Gestern abend, als er sich die Arbeit auf zwei Nächte verteilte, hatte er geglaubt, ein Tag sei eine geringe Spanne Zeit; jetzt aber schien ihm der halbe Tag, sowohl der hinter ihm lag, als der noch vor ihm lag, in aufbringlicher Weise die Länge seiner Stunden vorzudehnen. Prüfte er die ganze Lage, so mußte er sich gestehen, daß es nur einer winzigen Änderung seiner Willenskraft bedurfte, und sie war in einem Augenblick noch vollkommen ungefährlich, im nächsten fast schon verzweifelt. Über diese kleine Änderung war er nicht mehr Herr. Gestern hatte er die Tötung eines Menschen mit einem Blick wie aus zehntausend Meter auf die Erde angesehen, heute fühlte er sich versponnen und gegen allen seinen Stolz in das Getriebe niedergezwängt.

Dennoch erreichte er es immer wieder, seine Kaltblütigkeit zurückzugewinnen und sich klar zu machen, wie unwahrscheinlich es wäre, daß ihm im bürgerlichen Sinne irgend etwas Verhängnisvolles passieren könne. Schließlich war Wohlgethan der einzige, der zu fürchten gewesen wäre, und, dessen war er sicher, der würde den Mund nicht eher aufstun, als bis ihn einmal das dichterische Gewissen jückte. Der würde nicht eher ihm, dem Freund Wislizenus, den Strich unter die Rechnung setzen, als bis er es mit der nötigen biographischen Emphase tun könnte, oder wenn es ihm sonst bequem wäre, ihm sonst zu einer Attitüde verhülfe. Hat jemals ein Dichter eine

ehrliche Empfindung gehabt, und wenn er sie hatte, ist er ihr reinen und einfachen Sinnes gefolgt?

Wislizenus fühlte böser und wilder als in der vergangenen Nacht den unbändigsten Haß, nicht nur gegen Wohlgethan, sondern gegen die Dichter und ihre Werke überhaupt in sich aufzucken; einen so übermächtigen, daß er die körperliche Erregung der Wollust an sich erlitt; zugleich den Haß der Ohnmacht, aller Welt die Wahrheit über die Nichtigkeit, Eitelkeit und Lügenhaftigkeit der Dichter beweisen zu können. In einem gemalten seelenvollen Auge steckt mehr Seele, als in allen aufbringlichen Dichtungen zusammengenommen — und welch ein Betrug ist noch dieses gemalte Auge! Wislizenus ging Schritt auf Schritt in diesem Gedankengang weiter, der ihm wieder alle Erscheinungen vernichtete, indem er alle wirklich nahm. Und damit gewann er auch wieder ein Mittel, seine Tat in eine Bagatelle zu verwandeln, nur daß es nicht mehr mit Stolz, sondern mit Bitterkeit und Verzweiflung geschah.

Aber hierbei fiel ihm unversehens ein, daß die Landstreicherin in den Augen ihres Gefährten den Selbstmord wollte gesehen haben; und so abergläubisch wie die Verbindung auch anmutete, seine Tat, sinnlos für ihn selbst, bekam für das Schicksal des Bagabunden eine mehr als zufällige, eine geheimnisvoll vorbestimmte Bedeutung. Wo er am freiesten glaubte gewesen zu sein, bei einer ungeheuerlichen Handlung fast ohne Motiv, da also wäre er das unfreieste Ding gewesen, ein Werkzeug in der Hand eines Dämons, ein Siegel, den der Sturm vom Dach auf einen Menschenkopf schmettert. Und wie sehr er sich auch dagegen sträubte, die nicht bezweifelte Notwendigkeit des Weltganzen schon in einem einzigen Teile abgeschlossen offenbar zu sehen, und so sehr er dieses als Aberglaube und Schwachsinn verwarf, er hatte fortan keine Geistesmacht mehr dagegen.

Zu Hause angekommen, wurde er von dem schweigsam berebten Einverständnis seiner Wohnung wieder zur Ordnung gebracht. Er kleidete sich um, legte eine derbe, blauleinene Arbeitshose und eine gleichfalls leinene, weiße Jacke an und machte sich daran, seinen Garten umzugraben. Der Stall lag mit dem Giebel, in welchem die Tür war, nach dem Hof zu, mit der Front zum Garten hin. Hier war in einer Ecke ein Komposthaufen angelegt, und in dessen Nähe begann Wislizenus ein Grab auszuheben. Abwechselnd schaufelte er an der Grube und warf in den von draußen sichtbaren Teil des Gartens seine regelrechten Spatenstiche um; so hatte er sich in der vergangenen Nacht seine Arbeit eingeteilt. Da er die verrotteten Blätter des Komposthaufens als Dung in den Garten ingrüb, war das Hin- und Wiedergehen, falls ihn jemand beobachtet hätte, begründet. Aber es kam, wie gewöhnlich, den ganzen Nachmittag über niemand dort hinaus, die Arbeit selbst machte ihn tüchtiger und entthob ihn jeder Angst, und als es zu dunkeln

anfang, ließ er den Garten im Stich und vollendete, wiewohl zitternd von der großen Anstrengung und unter strömendem Schweiß, das Grab in kurzer Zeit; die Wurzeln eines Apfelbaums, die die Stätte des Grabes durchzogen, machten ihm, da der Spaten nicht scharf genug war, besonders zu schaffen.

Was ihm aber jetzt noch bevorstand, das erfüllte ihn zugleich mit Schauer und mit einer tiefen Verlockung. Er ließ die volle Nacht herankommen, ehe er sich in den Holzstall begab. Seine entzündete elektrische Taschenlampe legte er auf den Hautloß, räumte die Kisten beiseite und hatte nun, wovor ihm gebangt und wonach er verlangt hatte, den Toten vor Augen. Er bezwang sich und sah hin. Was er sah, schien ihm in Folge des schwachen und magisch bläulichen Lichtes weniger schreckhaft, als es in Wirklichkeit war. Das Gesicht des Toten hatte nicht die erdige Vergeistigung, die sonst über einem toten Gesicht liegt, sondern es schimmerte in einer unwirklichen Transparenz aus dem schwarzwuchernden Bart hervor. Nur die Augen, die Augen standen offen. Und Wislizenus deckte sein weißes Tuch über das Gesicht. Dann machte er sich daran, wie gestern rückwärts schreitend, den Toten hinauszutragen, und die Schwäche, die ihn dabei überfiel, war fürchterlich. Er konnte sie nur überwinden, indem er den Körper des Mannes immer fester gegen sich drückte, der Gedanke übermannte ihn: nur die Liebe kann eine solche Last tragen.

Es gelang ihm, den Toten in sein Grab zu betten. Es war neblig wie gestern, und über dem Nebel funkelten die Sterne fast schon winterlich. So schwach das Licht davon auch war, genügte es ihm doch, das Grab zuzuschaukeln, die Spuren durch Würfe von dem Komposthaufen zu bedecken. Dann versorgte er sein Haus und sein Gerät, kam in sein Zimmer und setzte sich an seinen Tisch. Er fing zu zittern an, warf den Kopf im Stuhl zurück und gab sich, von den ersten spärlichen Tränen fast verbrannt, der erslösenden Verzweiflung hin.

Aber die Nacht brachte er nicht eigentlich in Verzweiflung zu Ende, sondern sein Gefühl glich am ehesten der Trauer, einer breiten, nicht ganz von Selbstgenuß freien, musikalischen Trauer. Er versuchte sich über das ganze Bett hinzubehnen, und ob er auf dem Rücken oder auf der Brust lag, immer hielt er die Arme weit ausgebreitet. Dabei wich das Bewußtsein nicht von ihm, daß die gegenüberliegende Kammer, daß das ganze Haus leer war, er selbst Alleinherrscher in seinem nächtlichen Bereich. Nur die kurzen Schlummerunterbrechungen seiner hingebungsvollen, bitteren Bereitschaft endeten immer mit derselben quälenden, unbeschreiblich erschlaffenden Nüchternheit. Und wie er in der vergangenen Nacht das Bild des Mannes mit den Buchenscheiten nicht hatte abwehren können, so in dieser nicht die Wiston eines Grabes in seinem Garten, eines regelrecht aufgeworfenen Grabhügels, dessen Decke und Böschungen mit noch erkennbaren flachen Spatenschlägen

geglättet waren und das mit Kränzen und besonders mit einer Anzahl trivialer Palmenwedel gehörig prangte und trauerte.

Früh war er auf den Weinen, und als das Mädchen mit Brot und Milch vom Dorfe kam, hatte er sich längst im Garten warm und frisch gearbeitet. Er hatte es sich abgerungen, über die Stelle des Grabes hin- und herzugehen; und als sie ihn zum Frühstück rief, stieß er den Spaten in den Boden, holte sich vor ihren Augen eine Harke und reinigte die ganze Ecke des Gartens von den herumliegenden Klumpen der verwesenden Blätter und anderer Bestandteile des Komposthaufens. Er erklärte ihr, daß er die Beete für Gemüse und Blumen zugunsten eines Standes von Nadelbäumen, die er im nächsten Frühjahr setzen wolle, unwirtschaftlich genug, beschränken werde, und folgte ihr dann ins Haus. Als er auf seinem Tische die derben, spröden Apfel in ihrem braunen Korbe vorfand, ging ihm für einen Augenblick die Sicherheit aus, er fühlte es in seiner Kehle würgen, und es war ihm, als ob er in seinem ganzen Leben keinen Apfel mehr essen würde.

Das indessen war vorläufig seine letzte Prüfung. Denn nun behnte sich der Tag, behnten sich die Tage ins Leere vor ihm aus. Die Ungebuld, die ihn erfaßte, war die der Langeweile. Er las und schrieb ohne Ausdauer, unterbrach jede Tätigkeit durch eine andere und war ohnmächtig, sich das geringste Ereignis auszumalen, das seinen Zustand hätte durchbrechen können.

9.

So ging die Woche zu Ende und der Sonntag, von dessen Ruhe und Waffenstillstand unmerkliche Spuren selbst bis zu ihm drangen. Am Montag Morgen fiel ihm, er wußte nicht was, im Betragen seiner jungen Magd auf; mittags kam überraschenderweise ihr Vater zu ihm heraus. Es war ein kleiner und behender, sonst nicht auf den Mund gefallener, dreister Mann, der aber dieses Mal vor Wislizenus erst die Mühe drehte und verlegene Redensarten machte, ehe er seine Sache vortrug. Und kurz und gut, er kündigte dem Herrn Doktor den Dienst seiner Tochter auf, ja sogar: obwohl Herr Doktor zweifelsohne nie anders als sorglich und freundlich gegen das junge Ding gewesen wären, müsse er als verantwortlicher Vater doch bitten, das Kind schon heute aus der Stellung zu lassen und am besten gleich mitzugeben.

Wislizenus, der über das unerwartete Verlangen sehr betreten war, fühlte sich auch nicht beruhigt, als er die Gründe des Mannes erfuhr. Jene Landstreicherin, die er im Wirtshaus gesehen hatte, war, trotz alles Lamentierens, von dem Wirt davongejagt worden. Allgemein war man der Ansicht, daß ihr Gefährte sich keineswegs ein Leid angetan, sondern wahrscheinlich, wie sie beide gewollt hatten, sich nach Berlin aufgemacht hätte. Sie schien es zu glauben, ließ sich vom Wirt die Papiere aushändigen und zog davon. Bald aber stellte sich heraus, daß sie die Gegend nicht verlassen hatte. Sie

war hier und da gesehen worden, niemand wußte, wovon sie sich nährte, vielleicht ging sie über Tags in benachbarte Dörfer betteln; soviel war sicher, daß sie sich immer wieder in der Umgegend einfand, daß sie in Torfhütten oder Heumieten oder wohl auch im Freien irgendwo übernachtete. Und nun hatte es sich herausgestellt, daß Eudriane von Knechten, zugezogenes Volk, das bei der Leutenot aufgenommen würde — nicht einen Schuß Pult wert — hinter dem Frauenzimmer her wären. An den Abenden gingen sie truppweis auf ihren widerwärtigen Raub aus, die Wirtshaustüren klapperten in einem fort, das Gejohle dauerte bis in die Nacht, und wenn sie zurückkämen, ließen sie keine anständige Frau, die ihnen begegne, ohne Unflätigkeit und handgreifliche Beleidigungen vorbei. Unter diesen Umständen sei es unmöglich, daß ein junges Mädchen, nun gar abends, sich getrauen dürfe, den weiten Weg hier von Herrn Doktor bis ins Dorf zu machen.

Das Mädchen hätte ja im Hause schlafen können, wie jede Magd; aber Wislizenus erinnerte sich, daß schon beim Mieten die Eltern das nicht hatten zugestehen wollen. Jetzt noch einmal den Vorschlag zu machen wehrte ihm eine zornige Mutlosigkeit.

„Herr Doktor werden ja ohne Schwierigkeit etwas Passendes finden,“ meinte der Mann. „Das braucht Ihre Sorge nicht zu sein,“ erwiderte Wislizenus schroff. Er machte der Unterredung ein Ende, indem er das Zimmer verließ. Als er auf dem Hofe erregt hin- und herging, sah er Vater und Tochter zur Tür heraustreten, achtete aber ihrer Verlegenheit nicht, sondern ließ sie ohne Abschied ziehen.

Er war zornig, als ob er einer Undankbarkeit begegnet wäre. Sich sogleich einen Ersatz aus dem Dorfe zu holen, schien ihm dafür die rechte Strafe und Genugthuung; aber wiewohl er sich beim Auf- und Abgehen, heftig gestikulierend, diesen Beschluß einredete, wußte er, daß er ihn nicht ausführen würde. Er wußte, daß er irgendwo in seiner Seele einen unerwarteten, lähmenden Schlag empfangen hatte. Waren die Miene und Haltung des Mannes nicht drohend gewesen? War nicht eine versteckte, verstockte Feindseligkeit in der Entschiedenheit gewesen, mit der er seine Bitte vortrug? Wäre nicht die Heiterkeit in Wislizenus für immer zerstört gewesen, so hätte er keinen Sinn in der Drohung und Feindseligkeit gesucht, — kleine Leute, die kündigen, nehmen leicht eine solche Miene an, wie der Vater des Dienstmädchens ihm gezeigt hatte. Aber Wislizenus mußte deuten und Zeichen sehen.

Er ging hinaus und prüfte die Zimmer und Kammern, öffnete Schränke, zog Schübe heraus, es war alles in Ordnung. In der Küche fand er in einer Schüssel Kartoffeln, geschält, geschnitten und gewaschen, auf einem Teller Fleischstücke in Bröseln, eine Konservenbüchse mit Reineclauden geöffnet. Indem er das Geschäft, ein neues Mädchen zu dinge, aufzuschieben

glaubte, beschloß er für heute, sich das Mittagessen selbst zu bereiten. Er zündete Feuer im Herd an, setzte die Kartoffeln im richtigen Topf zum Sieden hin, fand auch das Tischzeug und legte es auf. Dann briet er das Fleisch, es geriet auf der einen Seite zwar etwas schwarz, aber schließlich stellte er sich sein ganzes Mittagmahl in leidlicher Sauberkeit auf den Tisch. Als er aber essen wollte, waren die Kartoffeln kalt geworden, das Fleisch war zäh und der Appetit darauf ihm auch sonst durch den Geruch beim Braten verschlagen. Er hielt sich an die süßen Früchte, deren Zucker ihn erfrischte, die ihn aber doch nicht genug sättigten, um ihm seine beginnende Nutzlosigkeit vor diesem Geschäft zu nehmen. Dann mußte er abräumen, das Geschirr reinigen, Wasser tragen, und als er sich endlich die Hände gewaschen hatte, war es längst vier Uhr vorbei. Die Zeit hatte ihm schon lange keine Früchte getragen, dennoch schien es ihm, als ob er sie erst jetzt verlöre. Es kam ihm das erste Mal im Leben zum Bewußtsein, wieviel Arbeit, Treue und Entfagung dazu gehören, auch den kleinsten Haushalt zu führen, und er traute sich nicht zu, soviel für einen Menschen zu schaffen, wie seine schmale, vierzehnjährige Magd für zwei geschaffen und dabei immer noch einen lebendigen Tag gehabt hatte. Als er Licht machte und die Haustür schloß, erinnerte er sich der Befriedigung, mit der er jeden Abend das Mädchen zu entlassen pflegte. Hatte die Hofstür nur erst geklappt, so war das Mädchen in die Nacht, in das Nichts zerstorben. Heute aber klappte die Türe nicht, und gerade heute fühlte er sich nicht allein. Er ersahnte ihren Schritt, das Krachen eines Besens, das Klirren eines Tellers. Er sah ihre Gestalt vor sich, und indem er sich ruhelos durch die Zimmer trieb, wurde sie ihm, was sich bisher niemals angedeutet hatte, auch als Weib gegenwärtig. Und da geschah es nun, daß er, wie in einem Blitz, die Gefahr erkannte: wenn sie noch hier im Hause diente, so würde er sie, vielleicht heute, vielleicht morgen, irgendwann, aber sicherlich bald, überwältigen, zerstören, töten — und das war es, was ihr Vater gefürchtet und was ihn so drohend gemacht hatte!

So völlig grundlos der Verdacht auch war, so trug er doch das Seine dazu bei, daß Wislizenus nicht die Sicherheit fand, sich für Essen und Trinken und wessen er sonst bedurfte, aus dem Dorfe zu versorgen; gerade daß er es sich gefallen ließ, jeden Morgen einer Semmelfrau, die für ein paar Pfennige den Weg bis zu ihm hinaus nicht scheute, Weißbrot und Milch abzunehmen. Er erinnerte sich, im Laufe des Sommers einmal das Preisverzeichnis eines Berliner Versandgeschäftes bekommen zu haben, und suchte einen halben Tag lang nach dem Papier, fand es auch schließlich. Nun bestellte er sich durch die Post Vorräte und Konserven in einem Umfang, als ob es eine Expedition auszurüsten gälte. Die Sachen kamen, er fühlte sich freier, fühlte sich noch mehr auf einer Insel einsam und geborgen als vorher.

Und von nun an fegte er Haus und Hof, wusch und pußte er Geschirr,

und kochte. Unter den Konserven waren Büchsen, die durch einen einfachen Handgriff in kleine Herde zu verwandeln waren, denen ihr Brennmaterial in Gestalt von festem Spiritus, als kleine, widerwärtig weiße Pasten, beigegeben war; eine Vorrichtung, die Wislizenus besonders praktisch gebüht hatte. Aber die auf diese Weise zubereiteten Speisen schmeckten sad und entnervt, und Wislizenus mußte sich wieder in das Hantieren mit Pfanne und Kessel schicken; anfangs tischte er sich die Speisen immer noch sorgfältig, und solange er Wäsche hatte, reinlich auf; aber es dauerte nicht lange und er gewöhnte sich an den Schmutz. Er aß zuweilen aus der Pfanne, am Herde stehend; es kostete ihn jedesmal einen Entschluß, das Geschirr zu reinigen; war er aber erst dabei, so konnte er sich nicht genug mit Arbeiten ähnlicher Art tun. Stundenlang wühlte er dann in den Dachkammern alte Kisten mit modrigem Papier, Zeitschriften und broschierten Büchern um, bis er den Staub der Heiserkeit in seiner Kehle schmeckte und sich ihrer durch tiefes, knarrendes, sinnloses Sprechen vergewisserte. Oder er segte den Hof gründlich wie eine Tenne, oder putzte die messingnen Türgriffe des ganzen Hauses.

So hielt er sich sein Anwesen in gutem Stande, er selbst aber verkam. Er rasierte sich nicht mehr die Oberlippe, schnitt sich nicht den Bart und ließ sein ganzes Gesicht von einer Wildnis zuwachsen, die er selbst noch um vieles unheimlicher und melancholischer glaubte, als sie war. Der Herbst blieb klamm und kalt, die Betten wurden feucht, und Wislizenus lernte, plump und geschlagen und jämmerlich zusammenzukriechen, wenn er schlafen wollte, und fröstelnd und müde, vor dem kalten Wasser scheu, in den Morgen zu schleichen.

Ein Brief, den er von Wohlgethan bekam, frischte ihn noch einmal auf. „Zugestanden,“ schrieb der Dichter, „lieber Wislizenus, daß ein toter Landstreicher in der Wirklichkeit mehr wiegt als hundert tote Helden im Heldengedicht. Du hast mir eine Lehre gegeben, und es kann sein, daß ich dir dafür dankbar bin, ich weiß es nicht genau, — es kann ja auch sein, daß deine mit so vielem Aplomb an mich gebrachte Lehre nur eine glatte, bürgerliche Trivialität ist. Eine gemalte Rose riecht immer nur nach Öl und Terpentin, und von einem ganzen Snyder mit Wildschweinskopf, Rebhuhn, Fasan und Hummer, nebst Rettichen, Spargeln und blauen Riesentrauben wird kein Philister für einen Groschen satt. Zugestanden, daß eine Pfalzpatrone oder eine andere Patrone empfindlich laut und aufdringlich knallt. Zugestanden alle Weisheit, Satttheit und Überlegenheit. Soll ich deswegen Ingenieur werden? etwa Elektrotechniker oder sonst etwas mit mathematischer Rechtfertigung? Ich kann zur Zeit freilich, das gestehe ich dir offen, nicht arbeiten, die Verse fließen mir nicht, und wenn ich sie kriechen sehen soll — lieber sehe ich Raupen auf Kohlblättern kriechen. Dir wird das nicht besonders wichtig erscheinen, du bringst einen Landstreicher zu Fall

und braust einen Abendtee. Ich aber —“ und in ähnlichem Stile ging es sechs ganze groß, flüchtig und ohne Korrektur geschriebene Seiten lang. Es war ein recht pikierter Brief; gut so; der hatte seinen Hieb weg; der hatte ein Stückchen Menschenübermacht am eigenen Leibe erfahren.

Aber am nächsten Morgen empfing Wislizenus einen andern Brief von dem Dichter — aus einer andern Tonart.

„Ich habe dir gestern aus einer üblen Laune geschrieben, du wirfst mir das Zeugnis ausstellen, daß das meine Gewohnheit nicht ist, und ich finde es heute selbst unbegreiflich, ich glaube, ich habe dir nicht einmal für den seltsamen, mich wahrhaft revolutionierenden Abend bei dir gedankt. Muß ich es Laune nennen? Es scheint mir treffender, von einer Krisis zu sprechen. Die Wilber stockten, stauten sich an einem Hindernis, schwellen gegen einander in meiner Seele an, und ich fürchtete, daß sie sich ins Nichts ergießen würden. Da schrieb ich dir meinen Brief in Unmut, aber der Unmut war nur die Maske eines bitteren, sehr bitteren Verzagens. Immer wieder gibt es diese Augenblicke des Unterliegens, und gegen ihren Druck und ihre Schmach hilft doch die hundertfach gemachte Erfahrung nicht, daß sie vorübergehen wie ein Wölkchen, ja, daß in ihnen der neue Durchbruch der Kraft sich anzeigt. Eben dieses letzteren darf ich mich rühmen, gegen dich darf ich es. Mein Werk strömt, und strömt in das richtige Bette. Jetzt erst höre ich auch hinter jedem deiner Lobsprüche den Tadel, ich gebe dir recht, und werde dich ins Unrecht setzen. Das Schiefe meiner Konzeption besteht darin, daß ich mit einem erdichteten Geschick eine erdichtete Welt heimsuche, ich werde eine wirkliche Welt heimsuchen. Mein kleines, von der Pest geschlagenes Fürstentum wird nicht die Insel bleiben, die es jetzt ist, ich werde mich nicht darin tummeln, wie ein Knabe in einem Park. Dieses Fürstentum und sein Fürst und der Adjutant des Fürsten werden das Jahr 66 gegen Preußen mitmachen. Ich werde Modelle haben. Ich werde Bismarck in mein Gedicht miteinbeziehen. Ich sehe mit einem Schlage so tief in die Dinge, daß ich das Recht habe, zu richten. Ich werde wirklich an Dante rühren, und jetzt, wo ich das weiß, beunruhigt mich die Rivalität mit dem großen Schatten nicht im geringsten.“

Wislizenus las den Brief, der sich immer weiter in eine bald vage, bald mit tatsächlicher Kraft aufblühende Hoffnung aufschwang, las und verstand ihn schließlich nicht mehr, so ungeheuer war die Gleichgültigkeit, die, schwer wie ein körperliches Übel, in ihm zu lasten begann. Nicht einmal der Enttäuschung war er noch fähig, daß auch Wohlgerhan seiner Macht fortan entzogen war. Aber an diesem Tage kochte er sich kein Essen, sondern suchte mit stumpfem Eigensinn so lange in Küche und Kammer herum, bis er in einer Schublade einen Kanten glashartes Brot entdeckte, das er splitterweise mit den Zähnen abbrach und verzehrte.

Die Welt war inzwischen in den Winter gekommen, in einen trüben, kalt regnerischen Winter, dessen Tag sich nur wie ein müdes, blindes Greisenauge öffnete. Der Sonderling auf dem abgelegenen Hofe führte sein gemiedenes, aber übrigens nicht beargwöhntes Leben immer tiefer in den Schmutz hinein. Abwechselnd versagte er sich die Nahrung, und verfiel einer gierigen Wut, zu essen. Abwechselnd ließ er die Unsauberkeit im ganzen Hause wie einen pelzigen Schimmel wachsen, und fegte und scheuerte unermüdblich wie eine taubstumme Magd.

10.

Eines späten Nachmittags, als er, menschlicher gefaßt als sonst in den letzten Wochen, vom Stall in den Hof und wieder zurück, immer sechzehn Schritte tat, klinkte es an der Hofthür. Herein kam ein Weib in einem blau und rot gewürfelten, mit Schmutz bedeckten Umhang und mit einem formlosen Kapotthut auf dem Kopf, die Landstreicherin aus dem Wirtshaus. Ihre Augen schielten unter den zusammengewachsenen Brauen zu Wislizenus hin, er unterbrach seinen Gang nicht, und sie wagte sich weiter auf den Hof. Er ging ins Haus hinein und verließ es nicht vor dem nächsten Morgen. Da war sie weg, aber Wislizenus fand in dem Stall, den er längst nicht mehr verschloß, Anzeichen, daß sie darin übernachtigt hatte. Am Abend kam sie wieder.

Es dauerte nicht lange und sie hielt sich über den Morgen hinaus auf dem Hof; nicht lange, und sie stand neben ihm in der Küche, als er eben aus der Pfanne mit dem Löffel zu essen begann. Sogleich holte er sich einen Teller, füllte von dem Inhalt der Pfanne die Hälfte darauf und ging mit dem Essen in sein Zimmer.

Sie blieb, sie wuchs ungeheuerlich in das Haus hinein, er kochte für sie. Und in einer Nacht fühlte er, daß sie im Hause schlief. Es war ihm unmöglich, sich vorzustellen, in welcher Ecke sie sich hingelagert hatte; aber er fühlte, daß sie im Hause schlief. Ihr furchtbares Gesicht sah ihn mit einer entsetzlichen Verführung aus dem Dunkel an.

Am Morgen nach dieser Nacht wusch er sich zum erstenmal wieder mit Energie und nahm sowohl den ersten Schauer als auch die Erfrischung des kalten Wassers begierig an. Er ging hinunter, und der Eindringling war verschwunden. Wislizenus tat seine häuslichen Verrichtungen umständlicher und sorgfältiger als sonst, aß früher als sonst, und diesesmal ungestört, zu Mittag und setzte sich danach an seinen Arbeitstisch; las mit Anstrengung und Stolz, bis es dunkel wurde. Dann zündete er die Lampe an und las weiter.

Aber in der Nacht wußte er wiederum, daß der Gast im Hause war — sie lag auf dem Divan im Arbeitszimmer, nirgend anders, roh, mit gelockerten Kleidern, sicherlich wach, ja mit offenen, hochenden, triumphierenden Augen. Sie wartete — indem er es wußte, ohne es zu wissen, war

er in den Wirbel des Blutes gezogen, aus dem keine andere Macht als die des Zufalls rettet, und nicht mehr gegen den Abergwitz seiner Vorstellung, nur gegen ihren Sieg suchte er sich zu wehren. Er knirschte Schimpfwörter zwischen den Zähnen hervor, aber er hörte sie nirgends in seiner Seele, sie kamen nur aus der Gewohnheit der Sprache. Er rief die Frauen, eine nach der andern, die er geliebt und besessen hatte, in seine Phantasie, da ekelte ihn vor ihrer Gewaschenheit, vor ihrer Schönheit, vor den treuherzigen, täuschenden Augen. Es schien ihm: je blanker der Leib, je engelhafter das Angesicht, um so schauerlicher der Liebesvorgang, um so mehr Unzucht. Wahrheit ist nur im Tier, und zum Tiere macht den Menschen nur der Schmutz. Er hob sich auf, tappte hinunter und fand, wo er suchte, eine Schlafende.

Um die fünfte Stunde des nächsten Tages, wieder lesend und dieses Mal durch den abgestumpften Sinn vor Zerstreung bewahrt, hörte er den Eindringling die Haustür öffnen. Er begann zu zittern, die Buchstaben der aufgeschlagenen Seiten gefroren zu einem formlosen Gallert. Die Landstreicherin kam schwer, leise und glözend herein, und das Unerhörte geschah, sie setzte sich zu ihm gegenüber an den Tisch. Sie lächelte zweideutig; und er starrte verzweifelt in ihre schielenden Augen. Immer mehr zu ihm hingezwungen, wie es schien, beugte sie sich über den Tisch vor, griff in ihre Brust und holte ein kleines Päckchen Papiere heraus. Es waren ihre und des abhanden gekommenen Landstreichers Polizeipapiere.

Wislizenus stand langsam und zitternd auf, er wollte sprechen, und zutiefst in seiner Seele sammelte sich noch einmal das Wort der Gesundheit und Kraft, nüchtern und übermächtig genug, das freche Weibsbild zu vertreiben. Aber je näher er das Wort zur Kehle bekam, um so sinnloser wurde es, er öffnete den Mund und stöhnte. Die Frau spießte den Zeigefinger auf die Polizeipapiere und schob sie triumphierend auf dem Tisch ihm zu. Das Wort erlosch vollends in seiner Seele, er ließ die Schultern sinken, und mit dem schweren Schritt, den man wohl annimmt, wenn man im plumphen Scherz einen überraschen will, ging er hinaus; das Weib neben ihm, an ihrer Brust, wohin sie die Polizeipapiere gesteckt hatte, wild und hastig knöpfend. Auf dem Hof lehrte er noch einmal um, nach dem Hausflur zurück, dort stand in der Ecke, wohin er ihn gestellt, der Wacholderstoß des toten Landstreichers. Niemandem, auch der Dirne nicht, war er aufgefallen. Wislizenus faßte ihn und wanderte hinaus. Als er, ohne Überdick, wie er war, fröstelnd sichtlich zusammenschauerte, drängte sich die Dirne an ihn und nahm auch seine Schultern unter ihren Umhang, und sie zogen in den Wald hinein. Aus dem Hause leuchtete die Lampe golden in die Nacht nach ihnen aus und erlosch in immer trüberem Schwelen kurz vor dem Anbruch des Tages.

Geselligkeit und Geisteskultur

von Karl Foël

Als vor einigen Jahren vom Urenkel Schillers Baron v. Gleichen-Rußwurm ein Werk über Geselligkeit erschien, wollte ein Kritiker dem Himmel danken, daß da ein Weltmann an dieses Thema geraten sei und kein Gelehrter. Und in dem Buche selbst wird der Mangel an geselliger Repräsentation in Deutschland daraus erklärt, daß hier zu sehr Professoren das Geistesleben gestaltet hätten. Darf nun ein Mann der Wissenschaft und gar einer der vielgescholtenen „Philosophieprofessoren“ die Geselligkeit noch geistig werten wollen, wenn man mit ihr die Wissenschaft so sehr in Gegensatz findet? Und gerade die Philosophie — kann sie und muß sie nicht eher den Unwert der Geselligkeit lehren? Galt nicht die Weltfremdheit und mehr, die Weltflucht als Kennzeichen der Philosophen, schon seit der alte Heraklit in seine Vergeseinsamkeit zog? Und gab es ungeselligere Geister als jenen Zyniker Diogenes, der mit der Laterne auf offenem Markte keine Menschen gefunden haben will, oder jenen philosophischen Timon, der noch bei den Dichtern der Neuzeit den Typus des Menschenfeindes abgibt? Und was braucht der Philosoph die Menschen? „Die Rede des Philosophen,“ sagt Themistius, „gilt nicht weniger, auch wenn sie unter einer einsamen Platane vorgetragen wird und niemand zuhört als die Zikaden.“ Viel höher als alle Geselligkeit stand den alten Denkern der Mann, der sich selbst genügt. Aber auch der erste moderne Mensch, Petrarka wars, der sich Solivagus Silvanus nannte und der das Leben der Einsamkeit nicht nur besang, sondern auch lebte, sich ein Häuschen auf dem Lande erwirbt, durch die leuchtenden Wiesen streift, auf dem buschigen Hügel sich lagert, dem Gesang der Vögel lauscht, sinnend, wie Böcklin ihn malte. Und dann der heißeste Denker der Renaissance, Giordano Bruno wars, der da ausrief, daß alle, die auf dieser Erde ein himmlisches Leben kosten wollten, einstimmig die Flucht in die Einsamkeit empfehlen.

Wunderbar, wie hier selbst beim geselligsten Volk der Erde, den Franzosen, die Denker oft wie Abtrünnige dastehen, wie Verräter am Geist ihres Volkes. Als der Adel aus ganz Frankreich an den Glanz des Hofes flattert, zog einer sich auf sein Landgut zurück: Montaigne wars, den man den ersten nannte, der in Frankreich zu denken gewagt habe. Dann meidet Descartes Paris und zieht auf zwanzig Jahre nach Holland und wechselt dort vierundzwanzigmal den Aufenthalt, um ganz intognito zu bleiben, und zieht sich zuletzt in ein Dorf zurück und dort in ein vom Dorf noch durch Wall und Graben getrenntes Schlößchen und dort wieder in sein Schlafzimmer, in sein Bett, das ihm die Wiege der Gedanken war — und da, in letzter, tiefster Einsamkeit, findet

er den Anfang seiner Philosophie. Der größte Denker Frankreichs schalt Paris den Ort der Schimären, und in dem Volke, das wie kein anderes das Leben als Bühne nimmt, als glänzende Szene, folgt er dem epikurischen Grundsatz: bene qui latuit, bene vixit. Und sein Nachfolger Malebranche blieb in der Klosterzelle als der große Träumer, wie Voltaire ihn nannte. Ist's nicht, als wollte Frankreich in seinen großen Denkern Buße tun für seinen geselligen Leichtsinn?

Nur in seinen Denkern? Es war zu Zeiten Malebranches, als im Rausch des Pariser Weltlebens der feurige Rançé zu seiner Geliebten eilt und ihren blutigen Leichnam findet — da erneuert er den strengsten aller Orden, den ungeselligsten, weil es der Orden des ewigen Schweigens ist, den Orden der Trappisten. Und will nicht auch heute Kostas im Chantecler den tieferen Geist Frankreichs aus dem Stilleben der Natur holen und in dieser Dichtung, die selber fern von Paris im Frieden des Landlebens geschaffen ward, den Geist der Boulevarde und der Salons verspotten? Vielleicht aber hat keiner den Beruf des Menschen zur Einsamkeit tiefer, schauerlicher gemalt als das Genie des Leichtsinns, als Maupassant, der den Menschen einmal vorführt, jeden Menschen, wie er durch unendliche Gewölbe wandert — ewig allein. Dampfe Klopfklaute nur bringen durch die Mauern als Zeichen für uns, daß dahinter noch andere Wesen wandeln, Leidensgefährten, die Verständigung suchen, und wir bilden uns ein zu erraten, was die andern meinen, aber keiner im Leben, keiner versteht den andern, und jeder wandelt im unendlichen Gewölbe seinen einsamen Weg bis zum Tode. So schauert das gesellige Genie Frankreichs bisweilen zusammen wie unter eiskaltem Hauch, der alle Geselligkeit als Lüge hinwegweht in einer Stimmung, wie sie der nordische Dichter Kielland malt, da er einer leichten Pariser Gesellschaft nach üppigem Diner lachende Tänze vorspielen läßt, bis die Töne düsterer anschwellen und zuletzt in so hartem Dröhnen die drückende Schwere des Lebenskampfs hörbar wird, daß die leichte Gesellschaft von Grauen gepackt auseinanderstiebt. All unser Elend kommt daher, daß wir nicht allein sein können, jammert schon Labrunère. Ach, und wie bitter klingt Chamforts Vergleich der Gesellschaft mit einem Räuberwald!

Aus dem Räuberwald der Gesellschaft flieht Rousseau in den Wald der Natur, und er gedenkt am liebsten der Tage, die er allein zubrachte. Wenn er vor Sonnenaufgang sich erhob, das Erwachen des Tages zu sehen, da wars sein erster Wunsch, daß nicht Briefe, nicht Besuche den Reiz ihm stören möchten — wenn er dann um die Ecke gebogen, wie klopfte sein Herz vor Freude, da er aufatmend sagen konnte: Nun bin ich Herr über den Rest des Tages! Und er suchte sich irgend einen wilden Ort im Walde, wo nichts ihm die Hand der Menschen zeigte, wo kein dritter trennend trat zwischen ihn und die Natur. Und in der einsamen Natur findet Rousseau

wieder, was sein Zeitalter verloren: den Glauben. „Schon in den Griechen,“ sagt Jakob Burckhardt, „scheint jede tiefe Einsamkeit das Gefühl der Nähe göttlicher Wesen geweckt zu haben.“ Und so fühlten die mystischen Geister aller Völker vom Perser Sadi, der zu den Tieren der Wüste zieht; denn die Sicherheit sei in der Einsamkeit, bis zum Spanier Molinos, der in seinem „geistlichen Führer“ predigt: Es gibt kein gesegnetes Leben als ein einsames. Und so tönt in des Erzvaters deutscher Philosophie, des Meister Eckhardt wunderbarer Predigt „Von der Abgeschiedenheit“ und bei Angelus Silesius: „Die Einsamkeit tut not“.

Wie klingt das alles so fremd, so fern unserm heutigen Leben. Und doch! Wer waren denn die Denker, die zuletzt in die deutsche Sphäre einschlugen, die Modephilosophen von gestern und heute? Zwei Einsame, und mehr, zwei Prediger der Einsamkeit: Schopenhauer und Nietzsche. Oder soll ich noch Ed. v. Hartmann nennen, dem die Geselligkeit eher Unlust bedeutet, wie der Zwang unserer Gesellschaften beweise. Doch wie zahm spricht er gegen Schopenhauer, den beredtesten Ankläger, den gefährlichsten Feind der Geselligkeit. „Wenn ich ein König wäre, würde ich keinen Befehl so oft und so nachdrücklich erteilen als: Laßt mich allein!“ „Dem intellektuell hochstehenden Menschen gewährt nämlich die Einsamkeit einen zweifachen Vorteil: Erstlich den, mit sich selber zu sein und zweitens den, nicht mit andern zu sein.“ „Zunächst erfordert jede Gesellschaft notwendig eine gegenseitige Anpassung: daher wird sie, je größer, desto fader. Ganz er selbst sein darf jeder nur, solange er allein ist — Zwang ist der unzertrennliche Gefährte jeder Gesellschaft“ und ihre Begleitung das gegenseitige Selbstlügen. „Geselligkeit gehört zu den gefährlichen, ja verderblichen Neigungen, da sie uns in Kontakt bringt mit Wesen, deren große Mehrzahl moralisch schlecht und intellektuell stumpf oder verkehrt ist.“ „So kommt es denn, daß, obwohl in dieser Welt gar vieles recht schlecht ist, doch das Schlechteste daran die Gesellschaft bleibt“ — „daß es, seltene Ausnahmen abgerechnet, in der Welt nur die Wahl gibt zwischen Einsamkeit und Gemeinheit.“ „Alle Pumpe sind gesellig.“ „Bekanntlich werden Übel dadurch erleichtert, daß man sie gemeinschaftlich erträgt: zu diesen scheinen die Leute die Längeweile zu zählen; daher sie sich zusammensetzen, um sich gemeinschaftlich zu langweilen.“ „Aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder voneinander ab.“ Darum vergleicht Schopenhauer liebenswürdig die Menschen mit einer Gesellschaft Stachelschweine, die sich an einem kalten Wintertage zu gegenseitiger Erwärmung recht nahe zusammendrängen, aber durch die gegenseitigen Stacheln immer wieder voneinander abgetrieben werden. Oder er vergleicht „die gewöhnliche Gesellschaft jener russischen Hornmusik, bei der jedes Horn nur einen Ton hat und bloß durch das pünktliche Zusammentreffen aller eine Musik herauskommt.“

Denn monoton wie ein solches eintöniges Horn ist der Sinn und Geist der allermeisten Menschen: sehn doch viele von ihnen schon aus, als hätten sie immerfort nur einen und denselben Gedanken. Hieraus erklärt sich nicht nur, warum sie so langweilig, sondern auch, warum sie so gesellig sind und am liebsten herdenweise einhergehn — die Monotonie seines eigenen Wesens ist es, die jedem von ihnen unerträglich wird — nur zusammen — sind sie — etwas — wie jene Hornbläser.“ Und darum sei das Ertragen der Einsamkeit der Gradmesser des Menschen; denn in ihr fühle der Jämmerliche seine ganze Jämmerlichkeit, der große Geist seine ganze Größe. Und wie selbst Kant in der Absonderung von aller Gesellschaft und im Sichselbstgenugsein etwas Erhabenes und in der Einöde einen tragischen Reiz findet, so preist auch Schopenhauer eine ganz unbewegte Landschaft mit unbegrenztem Horizont unter wolkenlosem Himmel ohne Menschen und Tiere als Aufruf zu ernstem Sinnen.

Ich denke an solche Landschaft: Zwischen Alpenwiesen ein blauender See, über den der Blick frei in den hellen Süden schweift, ein Bild von tiefatmender Ewigkeit, am kristallklaren Himmel keine ziehende Wolke, kein Hauch, kein Laut, nichts Menschliches ringsumher — doch nein, da hinter dem Ruheplatz ein Denkmal, auf dem zu lesen steht, daß an dieser Stätte Nietzsche den Gedanken der ewigen Wiederkunft faßte, wie er es stolz verkündet „6000 Fuß hoch über dem Meere und viel höher über allen menschlichen Dingen“. Was war hier oben die „große Welt“ da unten? Wie war in diesem reinen Äther aller künstliche Glanz der Salone erloschen, wie aller Esprit so armselig verflattert, wie aller Scherz und Streit so leer verhallte! Hier stand er, der Einsiedler von Sils Maria, und er nennt seine größte Gefahr, den Ekel am Menschen, am „Gesindel“, der ihn den verborgenen Schmutz auf dem Grunde mancher Natur riechen lasse, und er nennt „seine größte Unvernunft“, daß er sich „so lange in diesen Niederungen und Kuhställen“ aufhielt. „In der Hauptsache aber halte ich fest, daß eine tiefe und strenge Einsamkeit auf mich wartet“ —, „daß eine tiefe Stille über mich, eine Art Begrabensein zu den Bedingungen gehört, unter denen allein noch etwas in mir erwachen kann.“ Und so freut er sich „in jenen himmlischen Abgrund der Einsamkeit des Schaffenden (zu) stürzen — —, in dem wir leben müssen, in dem zuletzt wir allein leben können!“ Und Nietzsche bekennt: „Mein ganzer Zarathustra ist ein Dithyrambus auf die Einsamkeit — — O Einsamkeit, du meine Heimat Einsamkeit!“

Was floh Zarathustra vor Tier und Menschen? — —

Sechs Einsamkeiten kennt er schon — —

Nach einer siebenten Einsamkeit

Wirft er suchend jetzt die Angel über sein Haupt — —

Ihr Meere der Zukunft! Unausgeforschte Himmel — — —

Fangt mir, dem Fischer auf hohen Bergen,
Meine siebente, letzte Einsamkeit!

So himmelhoch hat keiner noch die Einsamkeit gepriesen als Nietzsche, so tief aus Herzensgrunde hat keiner noch auf Erden nach Stille gelehzt, so sternweit hat sich kein Mensch noch von den Menschen wegesehnt — als er im Zeitalter der Sozialschwärmerei, da alle Arbeit genossenschaftlich wird, da die Städte zu Völkern anschwellen, da ein rasender Verkehr Massen zu Massen führt. Und schauen wir ein modernes Massenfest der Großstadt, und dann schauen wir auf ihn, den Einsamen auf seiner Alpenhöhe, und dann fragen wir, wo wohnt die Kultur? Hier bei den Massen, die heute toben und morgen tot sind, oder dort bei dem Einsamen, durch dessen Geist die ganze Menschheit zieht in Jahrtausenden der Vergangenheit, Jahrtausenden der Zukunft? Alle wahre Kultur ist geistig, denn materiell sind nur ihre technischen Mittel. Die innersten Formen dieser Kultur, die höchsten Schwünge des Geistes aber sind poetisch, spekulativ, religiös. Scheint da nicht die Geselligkeit der Tod dieser innersten Kultur? Der Religionsstifter zieht in die Wüste, in einsamer Kammer träumt der Dichter, und der Denker schweift in ewigen Gedanken weit hinaus über diese kleine Menschenwelt. Nietzsche, der Dichter, der Denker, der Prophet sein will, gibt er nicht ein Bild von allen Dreien? Und er hebt die Hände rufend: O Einsamkeit, du meine Heimat Einsamkeit!

Und dennoch, dennoch! — hier gerade wendet sich das Bild — hört mans nicht leise zittern in diesen Worten: O Einsamkeit, du meine Heimat Einsamkeit! Ja keiner, keiner hat höher die Einsamkeit gepriesen, aber keiner, keiner hat tiefer an ihr gelitten als Nietzsche. Wie klingt es staunend, klagend durch seine Briefe: „Himmel, was bin ich einsam!“ „Immer mehr Einsamkeit, immer kältere Winde umblasen mich.“ „Nichts um mich als meine alten Probleme, die alten rabenschwarzen Probleme — dies ist Einsamkeit.“ „Jahrelang kein Tropfen Menschlichkeit, kein Hauch von Liebe!“ „Ich bin in meiner Einsamkeit wie eingeschneit und lebe so hin, ein wenig allzu verlassen und allzu tot geschätzt selbst von meinen Freunden.“ „Und so, Freund, geht es mir mit allen Menschen, die mir lieb sind: Alles ist vorbei — — man schreibt sich Briefe noch, um nicht zu schweigen. Die Wahrheit aber spricht der Blick aus: Und der sagt mir: — — Freund Nietzsche, du bist nun ganz allein!“ Und da sitzt er, der schon den Zarathustra gedichtet, mit kranken Augen allein im dürftigen Garçonlogis. „Kein Mensch, der mir vorliest! Alle Abende melancholisch im niedrigen Zimmer, frostklappernd 3 — 4 Stunden die Erlaubnis abwarten zu Bett zu gehen.“ Und er träumt von einem „Musenkloster“ und von einem wohl eingerichteten Schloß im Walde, wo er sich Freunde einlade, und er hört nicht auf von den Gärten Epikurs zu schwärmen, wo er mit Freunden lustwandele. Ja,

er nennt vollkommene Freundschaft ein Wort, das trunken mache: so viel Trost, Hoffnung, Würze, Seligkeit schließe es für den in sich, der immer notwendig allein war. Doch am ergreifendsten spricht Nietzsches Nachgefang zu „Jenseits von gut und böse“, wo er am feierlichen Lebensmittag der neuen Freunde harrt, „Tag und Nacht bereit: Wo bleibt ihr, Freunde? Kommt! 'sist Zeit, 'sist Zeit!“ Sie kamen nicht, und er schied dahin am Lebensmittag, und — wer weiß? — er starb vielleicht an der Einsamkeit. Schon ein Jahrzehnt vor dem Zusammenbruch, bei Beginn seiner fruchtbarsten und das heißt seiner einsamen Periode beginnen in den Briefen die Zweifel am eigenen Urteil, an seinem „Einsiedlergeschmack“; denn „so ein einsames Wesen ist allen Gefahren der Geschmacksverirrung preisgegeben“, hat eine Art schlechten Gewissens und wird sich selber bedenklich. „Einer mit seinen Gedanken allein gilt als Narr, und oft genug auch sich selber: mit Zweien aber beginnt die Weisheit und die Zuversicht und die geistige Gesundheit“ — ja die geistige Gesundheit; denn — wunderbar — acht Jahre später hat Nietzsche die geistige Gesundheit völlig verloren, als er völlig verlassen war, als er in der tiefen Einsamkeit seines Züricher Lebens wirklich, wie er es einst gefürchtet, mit den Menschen auch alle Maßstäbe des Urteils verloren hatte, als er alles vom Konzert bis zum Höckerweib für vollkommen und sich selber für einen Gott erklärte. Nietzsche endet in Einsamkeit und in Größenwahn — ist da kein Zusammenhang? Nietzsches Größe wie Nietzsches Tragik liegt in der Einsamkeit, und so gibt Nietzsches Leben ein gewichtiges Exempel für das gewichtige Problem, für den Wert der Geselligkeit.

Ein Doppelantlitz trägt er, in dem sich soviel moderne Sehnsucht verkörperte, ein heiter geselliges und ein einsam weinendes. „Ich brauche jemanden, der mit mir lachen kann und einen ausgelassenen Geist hat.“ Wie gab er sich so sprudelnd heiter an der Table d'hôte von Sils Maria, daß seine Tischnachbarschaft begehrt war! Und er braucht doch die Einsamkeit, die er beklagt, und er sieht darin den Widerspruch seines Lebens, „daß alles das, was ich als radikaler Philosoph nötig habe — Freiheit von Beruf, Weib und Kind, Freunden, Gesellschaft ich als ebensoviel Entbehrungen empfinde.“ Und wie schauervoll malt Zarathustra, was des Einsamen wartet. „Einst wird dich die Einsamkeit müde machen, einst wird dein Stolz sich krümmen und dein Mut knirschen. Schreien wirst du einst: Ich bin allein.“ „Einsamer — — Kezer wirst du dir selber sein und Hefe und Wahrsager und Narr und Zweifler und Unheiliger und Bösewicht.“ „Fürchtbar ist das Alleinsein mit dem Richter und dem Rächer des eigenen Gesetzes. Also wird ein Stern hinausgeworfen in den öden Raum und in den eisigen Atem des Alleinseins.“ Mit seinen Tränen entläßt so Zarathustra den Schaffenden in seine Einsamkeit. Und so wandert er selber

immer wieder in seine einsame Bergeshöhle und auch immer wieder zu den Menschen. Denn Nietzsche brauchte die Menschen und ihre Liebe, wie er sich selber brauchte und seine Einsamkeit.

Und auch Schopenhauer, aus soviel härterem Holze geschnitzt als Nietzsche, öffnet einmal seinen harten Panzer und zeigt sein Herz in dem Geständnis: er habe zeitlebens sich schrecklich einsam gefühlt und stets aus tiefer Brust geseufzt: jetzt gib mir einen Menschen! Er habe ihn erst unter Hunderten, dann unter Tausenden, dann unter vielen Tausenden gesucht, aber er habe nur Wichte gefunden. Und sonderbar! An der Wiege dieses größten Menschenfeindes stand die Geselligkeit. War doch seine Mutter ein wunderbar geselliges Talent, und in ihrem Salon tritt Schopenhauer Goethe näher, und er schreibt sein wildes, weltfluchtendes Werk im heiteren Verkehr mit Dichtern und Künstlern.

Ist nicht ein Widerspruch? Und werden wir hier nicht im Kreise geführt wie Emerson in seinem klassischen Essay „Gesellschaft und Einsamkeit“, wo er so drastisch den Weltflüchtigen malt, der sich selbst nach dem Tode sehnt, nur um den Menschen entrückt zu werden, und wo er so bitter klagt: Wie einsam sind alle Menschen! Sie dürfen ja nicht einmal sagen, was sie voneinander denken, wenn sie sich auf der Straße begegnen. Und er mahnt das liebe Herz, sich mit dem schmerzlichen Gedanken abzufinden, daß alles Suchen und Werben um die heilige Freundschaft, in dem unsere ganze Jugend verrann, vergeblich war, weil auch die liebsten Freunde durch unüberschreitbare Abgründe getrennt sind, und er zeigt die bittere Not, in der es jede erwachsene Seele unwiderstehlich wie mit Peitschenhieben in die Wüste treibe und zu den widerhallenden Felsen der Einsamkeit. Und er zitiert Dante und Michel Angelo als schlechte Gesellschafter und Newton, der seine Mondtheorie nicht veröffentlichen will, um nicht seine Bekanntschaften zu vermehren, und er findet, daß es keine großen Entdeckungen gegeben hätte, wenn die Entdecker sogenannte nette Leute gewesen wären. Und doch fordert er, ein Mensch muß mit Gesellschaft umkleidet werden, sonst fühlt er Armut und Nacktheit. Ja, auch für die Literatur gelte kein anderes Gesetz. Willst du schreiben lernen, mußt du auf der Straße lernen. Ein Weiser sei eine Kerze, die nur der liebevolle Wunsch aller Menschen anzuzünden vermag. „Es ist so leicht unter Großen groß zu sein.“ So streckt Emerson beide Hände segnend aus: Einsamkeit ist notwendig und Geselligkeit ist fruchtbar; dann aber führt er uns lächelnden Mundes zu dem fürchterlichen Dilemma: „Einsamkeit ist unmöglich und Geselligkeit ist verhängnisvoll.“

Doch fragen wir: Gibt es Einsamkeit, und gibt es Geselligkeit im vollen Sinn? Oder gilt nicht Mörkes Klage, daß kein Mensch „ganz des andern sein kann?“ Und gilt nicht schwerer noch der Spruch, daß „keine Brücke

führt von Mensch zu Mensch?“ Und wiederum, wo ist der Mensch, der nur sich selbst gehört? Wo gibt es reine Einsamkeit? Ich rede nicht vom modernen Menschen. Und wenn er in die Wüste flieht, bald findet mans so originell, daß es aufhört originell zu sein; denn bald gründet dort ein spekulativer Kopf ein Hotel zur Einsamkeit mit Telephon in jedem Zimmer und unterhaltsamer Table d'hôte. Oder empfahl nicht jüngst der Prospekt eines Ostseebades als einen seiner besuchtesten Spaziergänge den zur stillen Einsamkeit? Aber einst gab es doch Einsamkeit, einst in frommen Zeiten? Doch selbst bei den indischen Waldmönchen findet Oldenberg sie gar selten, zumal die buddhistische Regel die Genossenschaft fordert, in der die Brüder sich gegenseitig aufrichten. Und wie war es denn, als vor mehr als anderthalb Jahrtausenden der erste christliche Fromme in die Wüste zog? Bald folgten andere ihm nach, und das erste Kloster ward gegründet als ein leibhafter Widerspruch — denn Mönch heißt ja ursprünglich Einstebler. Man lese nur die Lebensbeschreibungen eines heiligen Antonius oder Hilation, wie diese ersten Eremiten vor dem Zudrang ganzer Wallfahrten und vor Tausenden von Miteinsieblern, die sich immer bei ihnen niederlassen, immer weiter fliehen, immer entlegenere Schlupfwinkel aufsuchen bis zu Grabmälern, Schlangenhöhlen und unzugänglichen Felsverstecken. Da bleibt allerdings nur ein Weg der Einsamkeit: wie die Mönche von Tibet, von denen Sven Hedin erzählt, sich einmauern zu lassen auf Jahrzehnte des Lebens und damit völlig zu verblöden.

In bloßer Einsamkeit versinkt der Geist, wie schon der Mangel an Sinnesreizen ja zum Einschlafen bringt. Das reine Ich, die Seele ohne Welt ist leer, wie eben eine Kraft leer ist, ohne Gegenstand, an dem sie sich entfalte. Gibt es Tragischeres als jenen Stirner, der sein Ich als frei und einzig in die Welt hinausgerufen und dann nichts mehr zu sagen hatte und geistig versank? Ja, am Ende der Einsamkeit steht der geistige Tod. Man kennt die Isolierhaft als allerschwerste Strafe, die viele gar bald dem Wahnsinn in die Arme führt. Doch schon auf dem Wege der Einsamkeit lauert ja die Langeweile und lauert die Schwermut. Und die beste Kur für den Melancholiker bleibt die Geselligkeit. Sie belebt den Sanguiniker und sie nur, die Geselligkeit lehrt das Lachen. Wer aber weinen will, geht in die Einsamkeit. Sind doch die Franzosen als das Volk der Geselligkeit auch das Volk der Heiterkeit, der gaieté; wird doch den südlichen Völkern, weil sie im Freien, im Öffentlichen, in steter Geselligkeit leben, das Leben so leicht, so festlich, und während dort das Leben wie ein Rausch dahintollt, hocken in tausend deutschen Winkeln hunderttausend Sehnsüchtige allein in Sonntaglangeweile, daß man Mauern durchbrechen möchte, um endlich Menschen zu Menschen zu führen, Menschen, die nacheinander die Arme recken und sich nicht finden können, weil sie sich nicht zueinander trauen. Wenn wir

aber die Mauer durchbrochen haben, finden wir vielleicht im Hintergrund der Kammer einen Dürerschen Hieronymus. Sollen wir seinen Frieden stören? Sollen wir die deutsche Gemütsiefe, die in des Herzens und des Hauses innerster Kammer scheu und zart sich birgt, hinausrufen in den Lärm der Geselligkeit, wo sie so leicht verlacht wird, weil sie nicht glänzt?

Wahrlich, hier steht das deutsche Wesen heute vor einem schweren Problem in einer ernststen Gefahr. An Stätten internationalen Lebens erkennt man den Deutschen oft als den formloseren Typus und sieht nur zum Teil mit Glück deutsche Männer den Engländer kopieren und deutsche Frauen die Französin. Und vielleicht wären die hierin französisch gewöhnten und verwöhnten Polen und Elsaß-Bohringer leichter zu gewinnen durch eine ausgesprochenere deutsche Salonkultur. Brunetièrre gibt zu, Frankreich habe keinen Faust und keinen Hamlet, dafür aber die Briefe der Madame de Sévigné, d. h. es hat nicht die großen, tiefen Monologe, aber die feinen Dialoge, es hat weniger Originale, aber mehr Causeure. Und hier eben steht jetzt das deutsche Wesen am Scheidewege. Soll es seine männliche Kultur verweiblichen? Soll es individueller oder sozialer werden? Soll es noch in der Kammer spinnen oder den Salon schmücken? Soll es sich zur Innerlichkeit ausbauen oder zur Weltlichkeit? Langsam, langsam beginnt es, nun zur Weltkultur berufen, seinen besonderen Stil, seine eigene Form herauszuprägen. Muß es nicht, was es an Form ausbildet, an Inhalt einbüßen, was es an gefelliger Breite gewinnt, an origineller Tiefe verlieren? Jede Form ist äußerlich, jeder Stil glättet. Sollen die bunten deutschen Stammestypen von Nord und Süd, von Ost und West, sollen die bis zur Simplizissimusreihe scharfgeprägten Typen, die in Deutschland und nur in Deutschland den Beruf des Einzelnen so leicht schon auf der Straße erkennen lassen, — sollen sie alle verschwinden im glatten Gentleman? Sollen auch sonst die prachtvollen Sonderlinge, die das deutsche Wesen stets so reich gemacht, im Salon mit ihren Ecken ihre wertvollen Eigenheiten abschleifen? Die Gesellschaft ist der Feind der festen Eigenart; sie ist beständige Anpassung, beständige Ausgleichung; sie verähnlicht die Menschen, und das Ende wäre, daß sie sich nichts mehr zu sagen hätten, weil sie sich alle daselbe zu sagen hätten. Und so droht am Ende der Geselligkeit die geistige Leere, wie am Ende der Einsamkeit.

So sind wir nun völlig im Zirkel gefangen, in dem wir vom Preis der Einsamkeit zum Lob der Geselligkeit und wiederum vom Fluch der Einsamkeit zum Fluch der Geselligkeit geführt wurden. Und doch entspricht sich alles. Man muß den Gegensätzen klar ins Auge schauen, dann sieht man: sie fordern und fördern sich, und jeder stirbt, wenn er allein bleibt. Es gibt keine reine Einsamkeit, und es gibt keine bloße Geselligkeit, nein, die Einsamkeit nährt sich von der Geselligkeit und die Geselligkeit von der Einsam-

keit. Wer kennt sich, wenn er sich nicht auch im Lichte der andern sieht? Und wer kennt die andern, wenn er sie nicht aus sich heraus versteht? Für Einsamkeit und Geselligkeit gibts dieselbe Gefahr: die Eintönigkeit. Denn alles Leben bedarf der Anregung, und alle Anregung bedarf der Verschiedenheit. Am höchsten blühte die Geselligkeit immer in den Zeiten, da die Menschen möglichst verschieden waren, und sie erblühte zuerst, wo die Menschen schon äußerlich sich distanzieren: bei Hofe. Eine Gesellschaft ohne Verschiedenheit ist keine Gesellschaft, sondern Masse. Die Verschiedenheit der Geschlechter gibt darum einen Hauptantrieb der Geselligkeit, und die Verschiedenheit der Berufsinteressen hält noch den kleinstädtischen Stammtisch in Gang.

Geselligkeit braucht verschiedene Rollen, entfaltet sich gleichsam als Drama, wie die Einsamkeit gern lyrisch austönt. Doch ein immer wiederholtes Drama, dessen Personen längst aufeinander eingespielt sind, führt zur kalten Routine, führt zu jener Gesprächsleere, die einen Hofmann bei Raupach zittern läßt: „Wie schrecklich, wenn wir eines Morgens aufwachten und hätten gar kein Wetter!“ Die Unterhaltung nährt sich vom Wechsel der Stoffe, den wieder der Wechsel der Personen befruchtet. Und immer neue Figuren zu immer neuen Dramen braucht die Geselligkeit; drum blüht sie nicht in der Erklusivität eines Lebenskreises; drum blüht sie nur, wo auch ein Zufluß von Outsiders in steter Anregung die Reibung der Kräfte erhält. Wie jedes Drama aber im Streit der Gegensätze doch einheitlichen Stil hat, so auch das Drama der Geselligkeit. Und wie jedes Spiel seine Regeln hat, seine gemeinsamen Voraussetzungen für seine Teilnehmer, so auch das Spiel der Geselligkeit. Alle Gesellschaft wächst nur aus festem Boden, aus gemeinsamem Stamm als Blüte eines Volks und Zeitgeists und mindestens eines bestimmten Lebenskreises; dann mag sie von außen sich bereichern. Doch ein Grundstock muß sein; ein Lebensstil muß jede Gesellschaft beherrschen, wenn sie nicht, wie man zu sagen pflegt, zu gemischt sein soll, wenn sie nicht nach Emersons Ausdruck zusammensitzen soll wie in einem improvisierten Gefängnis. Ein häuslicher Ton muß alle Gäste umspinnen; das gesellige Haus muß feste Mauern und offene Türen haben, Respekt verfühnen mit Vertraulichkeit, den Reiz des Fremden mischen mit dem Reiz des Heimischen.

Da gibts eine Stadt, in der so wenig ein fester Lebensstil sich abgesetzt hat, daß man zu sechs verschiedenen Stunden zu Mittag isst. Man braucht die Berliner Geselligkeit gewiß nicht leer und ledern zu schelten (wie einst mit romanischem Anspruch der Autor der *Société de Berlin*) und darf doch zweifeln, ob sie der Vollhöhe der dortigen Kultur entspricht, weil diese Stadt noch nicht oder nicht mehr zur Stadt geworden ist, weil sie noch nicht als Einheit eine Gesellschaft erzeugt hat und nicht erzeugen konnte, weil eben

in diesem Welthotel eigentlich niemand zu Hause ist, weil da aus jährlich neuen Heimen ein jährlich neuer Verkehr ausströmt, wo man im Wechsel der Massen wie auf dem Maskenball sich grüßt, ohne sich zu kennen. In dieser Stadt der modernsten und monumentalsten Wohnstraßen spinnt sich das Lebensband so lose wie einst unter den Zelten auf dem Markte der Nomaden. Bald hundert Jahre sinds, daß Heine schrieb: „Es ist hier ungemein viel gefelliges Leben; aber es ist in lauter Fetzen zerrissen. Es ist ein Nebeneinander vieler kleinen Kreise.“ Ist nicht solche Schilderung, seit diese Stadt als Städtkreis noch zehnmal größer geworden, auch zehnmal wahrer geworden? Ja, dieses Berlin mit seinen großen gefelligen Ansätzen wartet auf große Frauen, auf immer mehr große Frauen. Und andere Städte gibts von reicher Tradition, in denen man Klagen hört, daß in den ererbten, geschlossenen Beziehungen die Gefelligkeit zu erstarren drohe, weil alle zu gut sich kennen. Mag's zufälliger, persönlicher Eindruck sein, ich fand die Gefelligkeit erstaunlich hochstehend und besonders liebenswürdig im modernen Athen, vielleicht weil dort ein überaus reger öffentlicher Sinn sich paart mit einem überaus starken Familiensinn. Die ideale Gefelligkeit wäre die Familie, die sich zur Welt erweitert. Gewiß ein Widerspruch! Aber alle Kultur besteht aus solchen Widersprüchen, sucht Ausgleich von Gegensätzen. Auch in aller Gefelligkeit lauern ihre Feinde, eben die unausgeglichnen Extreme. Hinter den Mauern steckt der Philister, der langweilige, und vor den Toren tobt der Barbar, der ungesittete.

Hier hat die Frau ihre große Rolle nicht nur als Figur der Gefelligkeit, sondern als ihr Halt, als Herrin des Herds, die auch den Fremdesten heimisch macht, die auch den Wildbesten sänftigt, da sie als Weib nach Sitte strebt wie der Mann nach Freiheit. Die Frau hob die Gefelligkeit, und die Gefelligkeit hob die Frau. Die Stellung der Frau ist ein Gradmesser der Gefelligkeit; denn die Gefelligkeit ist die Kultur der Frau. In keinem Lebenszweig hat sie es weiter gebracht, weil sie in keinem so hoch und weit die Kraft des Ausgleichs, die Kraft des heimischen Sinns, sozusagen die Familienkraft betätigen konnte, die ihr so tief, so ursprünglich innewohnt, daß der alte Indier im Sanskrit Weib und Heimat mit einem Worte benennt. Doch mit dieser weiblichen Bindkraft geraten wir wieder an eine Grenze der Gefelligkeit. Denn ihre reine Pflege führt zu einer Verweiblichung der Kultur und ruft nach dem männlichen Gegentrieb, ruft nach Kampf, Freiheit und Fremde. Und so ringt sich erst im Ausgleich männlicher Freiheit und weiblicher Bindung das wahrhaft Menschliche heraus. Ist doch alle Kultur Ausgleich des Individuellen und Sozialen, d. h. ja zuletzt von Einsamkeit und Gefelligkeit. Oder ist nicht alles Leben organisch und alles Kulturleben als höheres Leben höher organisch, d. h. zugleich tiefer geeinigt und reicher gegliedert? Denn ein Organismus fordert zugleich Bindung und

Lösung der Teile. In diesem Organismus der Kultur ist jedes Genie gleichsam ein neues Organ, das dem Ganzen der Menschheit zuwächst, eine neue Bahn für ihren Lebensstrom, ein neues Auge, das sich ihr auf tut. Doch dieses neue Organ muß sich zur Selbständigkeit abschneiden, um seine spezifische Energie auszubilden, und muß doch zugleich vom ganzen Organismus gespeist sein, um für ihn wirken zu können. Und so sind beide organisch gefordert, Gemeinschaft und Absonderung, aber nicht, wie Emerson es will, ihre mittlere Linie, die beide nur aufhebt. Nein, wollen wir geistig leben, so brauchen wir unsere Stunde der Einsamkeit wie unsere Stunde der Geselligkeit, bis beide sich in der Tiefe des Geistes durchdringen und wir unsere Einsamkeit in unsere Geselligkeit tragen und unsere Geselligkeit in unsere Einsamkeit. So nur im Kampfe, im wechselnden Hervortreten der Gegensätze bei steter Gefahr der Einseitigkeit ward jener Ausgleich gewonnen, aus dem alle Geisteskultur emporstieg. So solls nun ein rascher Flug durch die Geistesepochen der Geschichte erweisen.

Wer kommt uns als ausgeprägtester geistiger Typus aus der ältesten griechischen Dichtung entgegen? Der Mann, um dessen Schicksal, um dessen Seele Heimat und Fremde ringen, Odysseus. Und die stimmungsvollste homerische Szene ist wohl, wo er, der gestrandete Ungekannte, in düsterer Erinnerung am gastlichen Tisch der heiteren Phäaken sitzt und es als höchste Wonne des Lebens bekennt, im festlichen Kreis dem Sänger zu lauschen, in dem hier der Dichter sich selber in die Handlung einführt. Ja, der Sänger an geselliger Tafel ist ein ältester Träger griechischer Geisteskultur. Und er wird zum fahrenden Sänger, selber zum Odysseus, und auf der Wanderschaft erweitert sich ihm die Seele zum Denkergeist. Wunderbar! Das erste größere Philosophenfragment, das uns erhalten, beginnt mit liebevoller Ausmalung eines frohen Gelages, an dem der ernste Xenophanes, der vielgewanderte Barde, seine Weisheit kundgibt. Ja, schon die ältesten sieben Weisen setzt die griechische Legende zu klugen Gesprächen beim Gastmahl zusammen. Mags Dichtung sein, die Dichtung spiegelt das Leben, und die Wahrheit blieb, daß die Geselligkeit den Geist nährte und der Geist die Geselligkeit. Wir wissen jetzt, wieviel griechische Lyrik geradezu als Gelagepoesie gebichtet ist. Staunend merkt J. Burckhardt es an: es fehlt den Griechen das einsam gebichtete Lied. Und Wilamowitz zeigt, wie sehr, wie nur zu sehr die griechische Lyrik an der Gesellschaft hängt. Und darum „vergeht sie auch mit dieser Gesellschaft und hat niemals erneuert werden können“. Und darum ist ihr die Lyrik anderer Zeiten, anderer Gesellschaften mindestens ebenbürtig. Und darum, findet ein anderer Literaturhistoriker, bleibt für uns ein Schleier über Sapphos Liedern, weil wir die Kreise nicht kennen, für die sie bestimmt waren.

Und gar bald offenbarte die griechische Lyrik ihren sozialen Zug, als sie sich in

die Mehrheit der Stimmen spaltete, als sie das Drama gebar; und bald schärfte und vergeistigte sich der dramatische Streit zum philosophischen Disput. Und bei alledem gingen Literatur und Geselligkeit so ineinander, daß noch Plutarch berichtet, die Gelage seiner Zeit seien von der Komödie unzertrennlich und könnten eher des Weins als des Menander entbehren. Ich glaube, daß die ja dialogische, sokratische Literatur, diese gesellige Philosophie aus Anregungen der Komödie, ja der Gelagepoesie erwuchs; jedenfalls gibt das „Symposion“ von den Sokratikern an die beliebteste bis in die letzten Zeiten der Antike festgehaltene philosophische Literaturform, deren höchste Blüte nur uns in Platons „Gastmahl“ geschenkt ist, wo Sokrates, der Meister der sozialen Philosophie, triumphiert über Agathon und Aristophanes, über die Meister der sozialen Poesie, der Tragödie und Komödie, wo aber dieser Sokrates selber als Schüler einer Frau erscheint. Und ist nicht symbolisch, wie die Sokratiker ihren Meister auch sonst als Schüler der großen Gesellschaftskönigin Aspasia vorführen? Doch ebenso symbolisch ist, wie Platon seinen Sokrates als glänzendsten Meister des Gesprächs und doch zugleich als nachdenklichen Sonderling malt, wie er sein Symposion, dies hohe Lied antiker Geselligkeit, beginnen läßt mit jenem Sokrates, der zum Staunen der wartenden Gäste im Torweg sinnend stehen bleibt, und wieder schließen läßt mit des Alkibiades Erzählung vom sonderbaren Sokrates, der einmal im Felde einen ganzen Tag und eine ganze Nacht auf einem Flecke stand, in tiefes Nachdenken versunken. Ja, Sokrates, das individuellste Individuum zugleich das sozialste, Sokrates, der absonderlichste Mensch der Antike und zugleich der geselligste, dem die Geselligkeit zur Philosophie, die Philosophie zur Geselligkeit wird, der nur in Gesprächen denkt, die seine Schüler und Entelshüler weiterspinnen. Das antike Denken pflanzt sich überhaupt fort in Philosophenschulen als freien Vereinen, die im Park der Akademie oder in den Laubgängen, in denen die Peripatetiker wandeln, oder im Garten Epikurs geistigen Austausch pflegen. Und von alledem haben die tiefste Konsequenz schon Platon und Aristoteles gezogen, indem sie verkünden: das Denken selber ist ein Gespräch, ein Gespräch der Seele mit sich selbst. So deuten die größten Denker der Antike das Denken als innerliche Geselligkeit.

Und solche innerlichen Gesprächsführer sind wir alle. Wir alle haben andere Menschen in uns aufgenommen, mit denen wir in stiller Stunde reden. Und vielleicht ist der größte Geist, das Genie nur der Mensch, der am meisten Menschen in sich trägt, der aus der Seele seines Volks, ja der Menschheit, heraus denkt und fühlt, der Mensch, der in sich tausend Stimmen vernimmt und darum voller Fruchtbarkeit ist, aber auch voller Selbstkritik. Wer will hier noch scheiden zwischen Individuellem und Sozialem, zwischen Einsamkeit und Geselligkeit? Es gibt eine Einsamkeit in der

Geselligkeit, die fühlende Brust unter Larven, und es gibt eine Geselligkeit in der Einsamkeit für den reichen Geist, dem die Fülle der Gesichte kein trockner Schleicher stören darf. Der Mensch ist stets allein — so mag es Maupassant finden in Paris. Der Mensch ist nie allein — so kann mans selbst in einer Wüste finden, wo in der stillsten Sternennacht das unbefähigte Ohr dem Menschen tausend Laute vorspiegelt. Wie sagt es Angelus Silesius? Die Einsamkeit tut not; doch sei nur nicht gemein, so kannst du überall in einer Wüste sein. Und wenn ein heiliger Antonius, ein Hilarton schon allen Menschen entflohen sind, dann strömt ihnen noch in der Vision die üppigste Gesellschaft zu. Der reiche Geist ist nie allein — selbst in der ödesten Gesellschaft nicht. Denn er kann Larven beleben, kann Schatten Blut zu trinken geben, daß sie reden. Der Einzelne belebt die Gesellschaft wie die Gesellschaft den Einzelnen. Denn Funken sprühen unsichtbar von Mensch zu Mensch; Seelen entzünden sich, bereichern sich aneinander in stetem Geben und Nehmen. Wir leben nicht nur mit andern, sondern in andern wie andere in uns. Und mit andern steigen und fallen wir. Und so groß ist die Macht dieses Ensembles, daß noch in keinem Volk und keiner Zeit ein einzelnes Genie aufstieg wie ein Berg aus tiefer Ebene, sondern stets ein ganzes Gebirge da stand, wo die höchsten Spitzen des Geistes aus der Fülle der Vorberge aufragten.

Dilthey bestaunt die Tatsache, daß ein Hochstand der Literatur stets mit einem Hochstand gesellschaftlichen Lebens verbunden war. Aber man lese nur Platons „Symposion“, da versteht man, wie beide ineinanderklingen, wie Literatur aus Geselligkeit quillt und Geselligkeit aus Literatur, wie da in der Geniezeit Athens das ganze Glück von Hellas, die ganze Geistesfülle der Antike ausströmt, aufjauchzt in diesen Symposien, wo im frohen Verein festlich bekränzt Staatsmänner kühne Pläne entrollen, Denker von hohen Ideen sprühen, Redner mehr berauschen als der Wein und Dichter ihre schönsten Lieder singen. Und doch! „Es fehlt das einsam gedichtete Lied“. Es fehlt der klassischen Antike die Wüstenstille des Orients und die deutsche Waldesstille, und vielleicht ging sie zugrunde, weil sie zu laut und hell war, zu öffentlich und gesellig, zuletzt zu rhetorisch in bloße Form sich austönte, weil sie im ganzen zu wenig von jenem inneren Halt und jener Heiligkeit hatte, die nur die Stille gibt und die Dämmerung. Laut und hell aber klingen die Stimmen der Alten über die Gräber der Jahrtausende hinweg, ja lebendiger klingen diese Stimmen der Toten als heute die der Lebenden — darum, weil die antike Literatur gehört ward und nicht gelesen, und das heißt, weil sie da war für die Geselligkeit.

Und wars soviel anders später in den Zeiten der Troubadours und der Minnesänger? Am stillen Herb zur Winterszeit — da mochte der Sänger sich bilden und versuchen, doch das volle Lied entquoll ihm auf der Wart-

burg im feurigen Wettstreit, im Festglanz des Hofes. „Mit den Anfängen des höfischen Lebens zeigen sich auch die Anfänge der höfischen Poesie, mit seinem Hinwelken stirbt sie.“ So sagt Weinhold, und er hält den heutigen Deutschen, die bei den Gastmählern sich langweilen, ihre Altvordern vor, die wie die Griechen Musik und Poesie an die Tafel riefen. „Die Harfe wanderte von Hand zu Hand.“ Aus dem mittelalterlichen Rätselwettstreit erwuchs das erste deutsche Drama, und noch in Calderons Komödien und Shakespeares „Verlorner Liebesmüh“ klingen die dichterischen Konversationsspiele der Liebeshöfe nach. Und klingen nicht Shakespeares Dramen überhaupt als eine höchste Ausstönung der leidenschaftlich bewegten und beredten englischen Gesellschaft seiner Zeit?

Vielleicht ist alle Literatur ursprünglich nichts anderes als eine gesellige Unterhaltung, als höheres Spiel — und doch von tiefstem Wahrheitsernst und voll Bekenntniswert, wie Goethes Dichtungen Konfessionen sind und doch begonnen als gesellige Improvisationen. Wie sich beides verträgt? Man sagt, was das Herz voll ist, des läuft der Mund über — darin liegt schon der Ausgleich, den wir suchen, der Ausgleich zwischen Individuellem und Sozialem, zwischen Innerlichkeit und geselliger Mitteilung. Gerade das volle Herz kann Herzlichkeit spenden, gerade das reiche Gemüt kanns gemütlich machen. Und so ist's Lüge, jenes Entweder-Oder zwischen Innerlichkeit und Äußerlichkeit. Lüge ist jeder Stil, der nur glättet, jede Form, die nur Form, nur äußerlich ist und nicht Ausdruck eines lebendigen Innern. Lüge aber auch ist jenes Gemüt, das nur in sich, nur sich selbst lebt; denn das tiefste Gemüt fühlt am wärmsten mit andern, und das allertiefste schwingt mit der ganzen Welt. Und so kam, daß, als die Menschen am meisten nach innen wuchsen an Herzenskraft und Geistesiefe, sie auch am meisten nach außen wuchsen an Weltinn.

So traf die mystische Tiefe des Reformationszeitalters zusammen mit dem Festglanz der Renaissance. Und so wechseln all die Großen jener Zeit in ihrer Sehnsucht und in ihrem Leben zwischen Einsamkeit und Weltlichkeit, zwischen stiller Einkehr und lautem Treiben von Hof und Hauptstadt. Da flüchtet Petrarca in sein geliebtes einsames Landleben, aber er kehrt immer wieder ins höfische Leben zurück. Doch während alles sich im Palaste tummelte, habe er sich hinaus ins Grüne geschlichen oder ins stille Studierzimmer. Ja, da war er allein — aber darum ungesellig? Da saß er und schreibt und datiert: in der Stille der düstern Nacht, aber was er da schreibt und so datiert, sind Briefe an seine Freunde. Oder er schreibt ein Buch, das er sein Geheimnis nennt, aber er hat es doch veröffentlicht. Ach, und er fand es so süß, daß ihn so auf einsamer Flur die Einladung traf nach Rom, wo er auf dem Kapitol unter dem Jubel des römischen Volkes den Lorbeer des Dichters empfängt.

Und wiederum, die in die große Welt gingen, fanden damals sich selbst. Am Hof von Urbino als hoher Schule der Geselligkeit, da schildert Castiglione den Cortigiano — das ist der vollendete Hofmann, aber er ist, weil er der vollendete Mensch ist, weil er über das Höfische hinaus sich selbst ausbildet, weil er selbständige, volle Persönlichkeit ist. Denn wiederum zeigt sich, wie gerade der individuellste auch der sozialste sein kann, der eigenartigste auch der geselligste — nur wer reich ist, kann spenden: das gilt erst recht in Geistes- und Herzensdingen. Weil die Renaissance in wahrhaft tropischer Fülle und Buntheit Persönlichkeiten, ja Originale hervortrieb, schuf sie die Anfänge unseres europäischen Gesellschaftslebens. Weil sie das Individuum zur Freiheit löste, hieß sie es gerade neue, höhere Bande suchen, und weil sie die erterbten Gesellschaftsformen durchbrach, erhob sie die Geselligkeit zur freien, bewußten Kunst, und die Kunst wiederum stieg auf aus der Harmonie der Menschen, aus der Geselligkeit. Die Instrumente gesellen damals sich zum Orchester, die Virtuosen zum Konzert. Keine Gesellschaft jener Zeit wird uns geschildert ohne Musik, und während die bescheidene Bewirtung den Schlemmer fernhielt, läßt die Gesellschaft sich als empfängliches Publikum nieder und als Gerichtshof des Geschmacks. Die Sprache abelt sich zum *bel parlare* der feinen Konversation, die sich bis in die höchsten Probleme erhebt. Nicht nur Boccaccios und Bandellos leichtfertige Dichtungen steigen als Erzählungen auf im geselligen Kreis. Alles wird nun gesellschaftlich. Die bildende Kunst liebt das Thema der *santa conversazione*, und Raffael malt in der Schule von Athen, in der Disputa eine vornehme Gesellschaft.

Die Gesprächsfülle jener geselligen Zeit schlägt nun nieder in einer reichen Dialogliteratur, an der sich alle beteiligen, die großen Schriftsteller damals, Petrarca wie Lorenzo Valla und Alberti, Machiavelli wie Savonarola, Castiglione, Pietro Aretino und Guicciardini, Bruno und Galilei wie Tasso, der meint, daß alles sich dialogisch behandeln lasse. „Wenn wir die Verfasser von Dialogen beim Wort nehmen dürften,“ sagt J. Burckhardt, „so wäre die Hervorbringung der erhabensten Gedanken nicht wie bei den Nordländern in der Regel eine einsame, sondern eine mehreren gemeinsame gewesen.“ Doch auch im Lande der Reformation schreiben sie Gespräche, Agricola, Hans Sachs und Erasmus, Hutten und Karlstadt. „Niemals ist der Dialog so populär gewesen,“ sagt sein Historiker Hirzel. Aber ist es ein Wunder? Nennt doch Ranke mit Recht die ganze Reformation ein einziges großes Gespräch. Und man denke an Luthers Tischreden! Gerade der Reichtum an Eigenarten drängte damals zum Ausgleich im Gespräch. Auch die abgeklärteste Gesellschaft der Renaissance konnte, wie wirs in Goethes „Tasso“ nachfühlen, gleichsam die Seelen selber in Sammet und Seide kleiden und doch zum Mittelpunkt einen herzenvollen, herzenstollen Dichter haben.

So konnte der große Lorenzo de Medici in Florenz einen herrlichen Musenhof sammeln, gerade weil er, wie wieder J. Burckhardt sagt, die „so verschiedenen Menschen in Freiheit sich ergehen“ ließ. Ja, große Seelen knüpften damals in Freiheit das Band der Geselligkeit, und in den Gärten von Florenz erneuerte man die Gespräche der platonischen Akademie, damals als Künstler wie Lionardo Zauberfeste arrangierten. Ach, wie Festesrausch zog die Renaissance vorüber und zerging in leeren Schaum, als die Seelen leer wurden, und die Geselligkeit sank zum toten Schein, als die Freiheit dahin war, als die Menschen Schatten wurden und stumme Trabanten ihrer Herren.

Die freie städtische Gesellschaft versank, der Fürst stieg auf als Erzieher, und die Kultur des siebzehnten Jahrhunderts, der Geist des Barock schwingt um das Hofleben wie die Planeten um die Sonne. Die französische Tragödie war wesentlich Hofkunst und das dichterische Ideal das vornehm Glänzende. Ja, Boileau, den „Gefetzgeber des Parnass“, schildert Hettner einen kleinlichen Oberzeremonienmeister. Auch die Denker damals vom Vorkanzler Bacon an leben in höfischen Beziehungen, und Descartes' Lehre konnte unter Molières Spott Modesache werden in der großen Welt, weil sie aus ihr hervorgegangen war. War doch Descartes in der vornehmen Gesellschaft geradezu gebrängt, ja verpflichtet worden, sein Werk zu schreiben, und erst um seinen Ruf zu rechtfertigen, sucht er die Muße der Einsamkeit. Vorher aber hatte er auf weiten Reisen, wie er sagt, im großen Buch der Welt gelesen und den Strudel des adligen Wellebens gekostet in Tanz und Spiel, dessen Gesetze er dann zu erforschen sucht. Und während Descartes aus dem Spiel eine Philosophie macht, nimmt Madame de Sévigné die Philosophie als ein Spiel und will Descartes' Lehre lernen, so wie man l'Homme lernt. Und sie behielt recht. Die Dame stieg auf den Thron des achtzehnten Jahrhunderts, das die Franzosen ihr philosophisches nennen, und sie machte die Philosophie zum glänzendsten Spiel ihres Salons. Nie vorher, nie nachher war die Frau als Frau und mit ihr die Geselligkeit eine größere Kulturmacht als im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts. Und die Frau errang diesen Triumph nur durch ihr Weiblichstes, ihr geselliges Talent. Da war Julie de Lespinasse, von unscheinbarem Außern, von zweifelhafter Herkunft und so ohne Mittel, daß sie keine Bewirtung anbieten konnte. Sie hatte nichts als jene Kunst der Konversation, die schon nach Labrunère sich weniger darin offenbart, daß man selber Geist zeigt, als daß man andere anregt, Geist zu zeigen, oder wie es Shlensschläger von Madame de Stael rühmte, daß sie jeden Partner geistig wachsen macht. Und damit lockte jene täglich auserlesene Männer in ihr Haus, Prälaten und Hofmänner, Offiziere, Gelehrte und Künstler. Mit einem leicht hingeworfenen Wort fachte sie die Unterhaltung an und brachte sie in die bunteste Fülle. Nichts gab es, das ihr fremd schien; nichts, das sie nicht angenehm zu machen wußte. Ja

angenehm, aber Madame Helvetius fand in ihrem Salon ernste Gespräche nicht angenehm und störte sie, und Madame Geoffrin fuhr stets lächelnd dazwischen, wenn eine Debatte das Maß leichter Amut überschritt. Und nun wird alle Literatur selber mehr oder minder salonmäßig. Diderots Schriften sind Plaudereien, Briefe und Dialoge; Holbach und Helvetius hätten ihre Schriften überhaupt nicht geschrieben ohne ihren Salon. Und das waren noch die starken Geister. Wer aber zählt all die Flattergeister, die damals die Philosophie zur Schaumschlägerei machten, wie hundert Jahre später der Salonprofessor Bellac in Paillerons „Welt, in der man sich langweilt“?

Doch sonderbar. In jener geselligsten Zeit des geselligsten Volkes erklären die gutherzigsten, mitleidigsten Leute wie eben ein Holbach und ein Helvetius den Menschen für einen Erzegoisten, und die lebenswürdigste Salonherrin klatscht dieser Entdeckung begeistertem Beifall, und eine Gesellschaft von „Egoisten“ bildet sich, eine Gesellschaft von Ungeellschaftlichen; gleichzeitig aber erklärt der einzige, der damals wirklich ein unleidlicher Egoist war, Rousseau, den Menschen für das lebenswürdigste Wesen — wem keine Gesellschaft gäbe. Aber ist es wirklich so sonderbar, so unverständlich? Es gibt einen Egoismus, den die Gesellschaft verschuldet, es ist die Eitelkeit. Die Eitelkeit kommt nicht aus Stärke, sondern aus Schwäche des Selbstgefühls, aus Überschätzung nicht so sehr seiner selbst als gerade der andern, der Gesellschaft, an deren Urteil, deren Beifall der Eitel hängt. Die Eitelkeit ist, die gerade die französischen Gesellschaftsmoralisten, wohl aus besonderer Erfahrung, zum Grundfehler des Menschen stempeln, die Eitelkeit ist, die Helvetius meinte, als er den Egoismus als einzigen Grundtrieb der Menschen behauptete in jenem Buche, das er selber nur aus Eitelkeit geschrieben, die Eitelkeit ist, die nach jener Salonherrin die Welt regiert, weil sie damals die Salone regierte, die Eitelkeit war der verzehrende Grundtrieb auch in Voltaire, der Stachel zu seinen Erfolgen, zu seinen Sünden und Leiden. Und in Voltaire kommt es zur Krisis zwischen Genie und Salon, zwischen Persönlichkeit und Gesellschaft, gerade weil er nicht genug Persönlichkeit war, nicht genug Halt in sich selbst hatte, weil seine Eitelkeit zuviel von der Gesellschaft erwartete. Aus dem Pariser Saus und Braus drängt ihn in ländliches Stilleben, und aus der fruchtbaren Ruhe dort reißt ihn wieder ins schwelgerische Salonleben, bis er Paris sich wieder so sehr verleidet hat, daß er es schilt: *cette grande, vilaine, turbulente, frivole et injuste ville que je déteste et que je hais*. Und als der Greis aus seinem Landschloß sich doch noch einmal in dieses verwünschte Paris locken läßt, da stirbt er in der Aufregung seines gesellschaftlichen Triumphzugs.

Am stürmischsten aber vollzog sich der Wechsel zwischen Salon und Idylle, der Kampf zwischen Persönlichkeit und Geselligkeit bei Rousseau.

Er war der eigentliche Gegenspieler des Salons, der Richter und Hinrichter der gesellschaftlichen Kultur — und er hing doch an ihr mit allen Fasern seines eisten Herzens. In die Wälder will er sich vergraben, aber er läßt sich immer wieder in die Salons ziehen und von vornehmen Damen feiern und verwöhnen. Das Glück der Einsamkeit preist er wunderherrlich, doch in der Einsamkeit erdichtet er sich eine neue Gesellschaft, die er bequemer genießt. Das Geheimste seiner eigenen Natur sucht er da zu erlauschen, doch er schreibt als Bekenntnis nieder und liest im Pariser Salon vor mit einem Skandalerfolg; die Formen der großen Welt tritt er mit Füßen; aber er sagt es selber: ich spielte den Zyniker, den Verächter der Sitte aus Scham, weil ich sie nicht zu befolgen verstand. So bestrickend war damals das Spiel der Gefelligkeit, daß es sogar seinen Verächter zum Spieler, zum Lügner machte. Denn das Spiel ward zur Lüge, die Gefelligkeit blühte sich aus im höflichen Schein — und damit ward sie reif für die Schnitter der Revolution. Doch so ergreifend groß wiederum war damals die gesellige Kunst, so unerreicht in allen Zeiten der Menschheit, daß sie ihr Zauberspiel fortspann über alle Schrecken des Todes hinweg, daß die adlige Gesellschaft noch im Kerker den Schein des Salons aufrecht hielt und den drohenden Henker ignorierte und die Mitspieler lächelnd entschuldigte, wenn sie aufs Schafott gerufen wurden.

Der alte Salon brach zusammen in der Revolution, die er selber vorbereitet hatte als Sammelpunkt der Aufklärer. Der alte Salon bereits hatte in einem d'Alembert, einem Voltaire, einem Rousseau Kritiker aufgenommen, die schon durch ihre Abstammung einen inneren Zwiespalt mitbrachten und damit den Stachel, die strenge Ständebesonderung zu unterwühlen, die Tocqueville für das Zeitalter Ludwigs XV. aufzeigt. Der alte Salon schon hatte revolutioniert, hatte statt des Königs die Gesellschaft auf den Thron erhoben als wahren Richter und Gesetzgeber. Die Gesellschaft als moralische Macht ward zuerst von Locke verkündet, der die Furcht vor der gesellschaftlichen Strafe, vor der Schande in den Menschen stärker fand als die Furcht vor den Strafen, die Staat und Religion androhen. Und diesen Gedanken vertieft Adam Smith so weit, daß er das Gewissen als die in uns tönende Stimme der Gesellschaft erklärt, die uns bisweilen gerechter richtet als die Gesellschaft draußen.

Die Philosophie der Aufklärung beginnt bei Locke und Leibniz mit Schriften, die Niederschlag von Gesprächen sind und setzt sich fort in den klassischen Dialogschriften eines Berkeley und Shaftesbury. Das ganze Jahrhundert der Aufklärung ist wie in ständiger Debatte, äußerlich und innerlich. Da blühen jene römischen Konversationen, die Justi schildert als Anregung für Winkelmanns Schriften. Da kommen jene hinreißenden Virtuosen des Gesprächs von einer Bohemenatur wie Rameaus Neffe bis zur hohen

Diplomatie eines Talleyrand, der die Konversation das schönste und größte Stück der Menschen nennt. Da kommen sie, deren Schriften man geschriebene Gespräche oder den schwächeren Nachhall ihrer sprühenden Unterhaltung nannte, ein Montesquieu und Diderot, ein Galiani und G. Forster, ein Johnson, den die Einsamkeit krank machte und der im Gespräch erziehen wollte. Auch eine Natur wie Lessing mit seiner scharfgeschliffenen Dialektik ist nur so zu verstehen, daß er immer wie aus einem inneren Disput heraus schreibt. Aber auch der junge Goethe pflegte sich in der Phantasie sein einfaches Denken in gesellige Unterhaltung zu verwandeln, und so drängte der nach innen getretene gesellige Streit wieder zur Entladung im Drama.

In den zahlreichen Dialogschriften der Revolutionszeit vernehmen wir das Echo der Kaffeehaus- und Klubdebatten. „Denn,“ meint damals Berkeley ironisch, „in den Kaffeehäusern sind die Männer, die von Staat und menschlicher Gesellschaft mehr verstehen als Plato und Cicero.“ Ja, man kann sagen, die Aufklärung wanderte vom fürstlichen Hof durch die abligen Salons in die bürgerlichen Cafés und dabei wird sie immer kühner und freigeistiger. Kein Zufall ist's, daß das wildeste Buch der englischen Aufklärung, das den Segen des Pastors preist, daß Mandevilles Bienensabel vom ersten leidenschaftlichen Cafébesucher geschrieben ist. Und war nicht Frankreichs schärfster Aufklärer Voltaire Stammgast im Café Procope? 1755 gründeten sich auch die deutschen Aufklärer ein Stammcafé und bald darauf die italienischen Aufklärer sogar eine Zeitschrift „Il Caffè“, weil sie da ihre Lehren in Form von Kaffeehausgesprächen kundgeben.

Seitdem es Cafés gibt, ist Europa wohl dreimal so geistreich und paradox, dreimal so radikal geworden. Wenn all die alten Räume reden könnten, vom alten Literaten- und später Politikercafé Procope in Paris durch das römische Nazarenercafé Greco, durch Josty, Stehely und die andern Berliner Revolutionscafés bis zum alten Café Kaiserhof und dem Münchner Café „Größenwahn“, wenn all das, wenn nur ein Zehntel von dem, was da an Ideen ausgesprudelt ward, aus dem Gespensterdasein ins Leben treten müßte, es würde genügen, aus dieser alten Erde ein Chaos zu machen, in dem Paradies und Hölle durcheinanderwirbeln.

Der Radikalismus ist ein Schößling der Gesellschaft; denn sie stachelt durch den Wettstreit zu Extremen, schon weil sie spielt. Das Spiel ist ein Produkt der Gesellschaft, wie die Gesellschaft auch wieder ein Produkt des Spiels. Nennt doch ein moderner Psychologe „die Spielvereinigung schon die gesellschaftliche Schule der Kinder“. Der spielende Geist aber ist der esprit — es ist der unverantwortliche Geist und darum leicht ausschweifend. Doch der geistigen Ausschweifung ist auch jeder Philister fähig — natürlich nur am Sonntag — da liebt ja der friedlichste Bürger ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, da wird mit der Zigarre die Welt

in Brand gesteckt — es kostet ja nichts; und die Welt steht ja doch wieder am Montag morgen gesund auf. Wer in der Geschichte des menschlichen Denkens zu Hause ist, der weiß, wie viele Lehren so als Sonntagstheorien aufstiegen und beim nächsten Hahnenschrei in den Ortus stürzten, der riecht es auch jeder Lehre an, aus welcher Gesellschaft sie stammt. Da gibt es Lehren, die duften nach höflichem Parfüm, und andere, die schmecken nach dem ästhetischen Tee der Salons und wieder andere nach aufregendem Kaffee und beizendem Tabak, noch andere endlich riechen nach der Kneipe. Doch gibts auch Lehren, die gar keinen Gesellschaftsduft, sondern höchstens Schulstaub an sich tragen oder gar nur nach der Lampe riechen. Und das waren die vergänglichsten.

Gewiß, jeder große Geist hat gearbeitet, und es gilt von ihm, was Campanella seinen Richtern antwortet, die ihn fragen, woher er soviel Weisheit habe: ich habe mehr Öl verbraucht als ihr Wein. Gewiß ist Philosophie Schulweisheit, aber sie ist auch Weltweisheit, sagt Kant, und seine Lehre ist im Tiefsten Versöhnung deutscher Schuldoktrin mit englischer Welterfahrung. Gewiß, dieser Kant war ein strenger Kathedermann und mehr: es lebte in ihm jener Zimmergeist, der das neuzeitliche und namentlich das deutsche Denken vertiefte und herausführte aus der lauten Arena der Antike und heraus aus der Kirche des Mittelalters. Eine Stunde tiefster Selbstbestimmung war's, da jetzt in Kant die Philosophie gleichsam aus einer Spieloper der Salons zu einer innerlichen Kammermusik wird, und aus dem Kaffeehauslärm der Aufklärung zieht sich das Denken nun auf sich selbst zurück zur Selbstkritik der Vernunft. Wie einst Descartes, im schwäbischen Winterquartier und dann im holländischen Dorf ins Zimmer sich einschloß und dort sich selbst, sein eigenes Denken als sichersten Ausgangspunkt fand für das erste neuzeitliche System des Idealismus und wie noch der kühnste der Idealisten, wie Fichte, einst „unbekannt aller Welt“, sich „bloß in sich selbst vertiefen“ wollte und da, am warmen Winterofen stehend, zuerst vom Ich selber als Grundgedanken seiner Lehre gepackt ward, ja wie einem J. Böhme schon, diesem Kindergemüt unter den deutschen Denkern, mit dem Sonnenstrahl im dunklen Zimmer die Erkenntnis ausleuchtete, so sehn wir auch den größten deutschen Denker Kant in der stillen Studierstube, den sinnenden Blick zum Fenster hinaus auf eine Turmspitze gerichtet in einsamer Meditation täglich zur Dämmerstunde — doch vorher hatte er seine geselligen Stunden beim Mittagmahl, zu dem er Freunde lud, nicht weniger als die Zahl der Grazien, nicht mehr als die Zahl der Musen, so forderte dieser Kenner der Geselligkeit, und seine liebsten Freunde waren Kaufleute und im Salon der Gräfin Kayserling hatte er den Ton der großen Welt sich angeeignet, und er hatte ihn nicht nur äußerlich. Die weltfremde Philosophie verfällt als Scholastik; wer aber zu hören weiß, der wird bei Kant wie bei

allen großen Denkern vor hundert Jahren den starken, tiefen Weltton vernahmen.

Und nicht nur der Denker, noch mehr der Dichter ward damals weltmännisch in Goethe. In ihm, der an der Gesellschaft litt wie Tasso und doch Tasso mit Antonio versöhnte, in ihm, der mit seinem Plutus ruft: „Zur Einsamkeit! Da schaffe deine Welt“ und der doch so gern auch rief: „Freunde, Gleichgesinnte, nur herein,“ in ihm, der in „Wilhelm Meister“ die Erziehung einer Persönlichkeit aufweitet zur Erziehung der Gesellschaft, der als Faust beginnt in enger Klausur, nur seinem Glück und seinen Visionen hingegen, die kein Fremder stören darf, und der doch als Faust endet mit weltumfassendem Gemeinsinn und mit dem Sehnsuchtsruf: „Solch ein Gewimmel möchte ich sehn“, in ihm war das schwerste Problem gelöst, war der Ausgleich gewonnen zwischen Innerlichkeit und Weltoffenheit, Persönlichkeit und Geselligkeit, ein Ausgleich, wie ihn kein Volk und keine Zeit gezeitigt. Ein Goethe als Festordner am Musenhof zu Weimar, als Zentrum einer idealen Geselligkeit — und die Deutschen sollten an einer Salonkultur verzweifeln? Es bleibt eine gewaltige Tatsache, daß die größte Epoche der deutschen Literatur zugleich die größte Epoche der deutschen Geselligkeit war. Man mag es in Steffens Lebenserinnerungen nachlesen, mit welcher Seligkeit er die berauschend reiche geistige Geselligkeit von Weimar, Jena und Berlin genießt, wie er auf einem Hofmaskenfest den Beginn des neuen Jahrhunderts feiert im engsten Kreis mit Schiller, Goethe und Schelling. Vor allem war es damals nach Treitschkes und Diltheyns Urteil die glänzendste Epoche des Berliner Gesellschaftslebens, wo große Frauen eigentlich erst den Ruhm Goethes zum Siege führten über die Aufklärung. Genie und Geselligkeit lebten damals ineinander und füreinander, wie Mann und Weib, wie Klassik und Romantik.

Doch damit ist für beide wieder die Grenze und Gefahr bezeichnet. Denn in der Romantik wuchs schließlich die Geselligkeit empor über die Persönlichkeit, die sich darin erweichte, zersetzte und zuletzt mit sich selber auch wieder die Geselligkeit entleerte. Und auch die großen Frauen damals umschwebte jene Gefahr, die gerade die größte von ihnen und zugleich die philosophischste, die Rahel Barnhagen deutlich macht, indem sie über die andern urteilt: Bettinas Phantasien brechen den Dingen ihr „Wahrheitsherz“ aus, und „Madame Herz lebt gepußt“ und Madame de Staël fehlt die „horchende Seele“, die still und allein nachdenkt und es nicht immer bald vielen sagt. So vermißt sie an ihnen Innerlichkeit, Ernst und Wahrheit. Das aber sind gerade die Forderungen der Philosophie, und darum hatten die großen Zeiten geistiger Geselligkeit, in Antike und Renaissance, Aufklärung und Klassik alle einen philosophischen Ton, nicht weil die Philosophie an sich gesellig ist, sondern gerade weil sie mit ihren Forderungen von

Innerlichkeit, Ernst und Wahrheit ein Gegengewicht bietet gegen die Ausartung der Geselligkeit in Außerlichkeit, Schein und Spiel — während die Geselligkeit wiederum die einsame Philosophie schützt vor scholastischer Erstarrung und Verbüsterung.

So kommt gerade bei den philosophischen Freunden der Romantik der gesellige Trieb gar herrlich und fruchtbar heraus, bei einem Schleiermacher, der da verkündet: „Nachdenken findet nicht statt ohne Mitteilung“ und in den Monologen bekennt: „es trocken mir in der Einsamkeit die Säfte des Gemüts, es stockte der Gedanken Lauf“, „drum mag ich alles gern in Gemeinschaft treiben“. Und wie schön sagt damals Solger: „Das beste Philosophieren ist und bleibt doch immer das gesellige. Es ist das eigentlich wirkliche; es lebt unmittelbar, es kommt aus dem Herzen und geht zum Herzen.“ Aber noch schöner sagt Schelling: „Auch ich sehe den Philosophen lieber mit dem geselligen Kranz im Haar, als mit der wissenschaftlichen Dornenkrone“. Und doch wird in ihm schon das große Denken wechselnd weich. Noch zarter rankt sich im edlen Novalis. Gewiß lebt er voll Innerlichkeit; „er konnte besonders in größeren Gesellschaften lange stillschweigend, in Nachdenken versunken dastehen“, und wenn er dann sprach, so klang es „wie aus einer tiefen Vergangenheit des Geistes“. Doch Dorothea Schlegel mahnt: „Sie müssen ihn sehen; denn wenn Sie 30 Bücher von ihm lesen, verstehen Sie ihn nicht so gut, als wenn Sie einmal Tee mit ihm trinken.“ Und Novalis selber sagt: „Ich produziere am meisten im Gespräch“. Und er steigert zu dem Selbstbekenntnis der Romantik: „Gemeinschaft ist unser innerstes Wesen“. „Unser Denken ist Zwiesprache, unser Empfinden Sympathie“. Oder wie's der Erzromantiker Fr. Schlegel ausdrückt: „Geist ist innere Geselligkeit, Seele ist verborgene Liebenswürdigkeit“. Ja, er nennt sich selber „eine unendlich gesellige und in der Freundschaft unersättliche Bestie“, und bekennt: „O, wie gesteh ich so gerne, daß ich der Freunde bedarf! Denn in den Freunden nur leb ich.“ So wollten die Romantiker als „gesellschaftliche Schriftsteller“ alles gemeinschaftlich treiben, suchten „gesellschaftlichen Wig“ und „Sympoesie“, wollten „symphilosophieren“, „symfaulzen“, „symexistieren“ und so erschöpften sie sich vielfach nur in geselligen Anregungen zu dichterischen Improvisationen.

Ja, in den Romantikern offenbart sich alle Größe und Tragik der geselligen Kultur. Sie machten die Geselligkeit groß, wie sie selber groß wurden durch Geselligkeit. Die Romantiker wandelten und leuchteten gar herrlich als Planeten. Als aber die klassischen Sonnen erloschen waren, versanken sie selber ins Dunkel. Doch wir wollen die Romantik nicht schelten; schuf sie doch erst den deutschen Salon und vom wärmenden Feuer seiner geistigen Geselligkeit erglänzte Berlin noch auf Jahrzehnte als „Metropole der Intelligenz“. Aber auch München empfing damals die Weihe

geistiger Kultur, als die kunstbegeisterten Könige die Talente zusammenriefen und zum Beispiel Paul Hense in Maximilians Dichterkreis berufen wurde mit der bloßen Verpflichtung, an des Königs gefelligen Abenden, den sogenannten Symposien, teilzunehmen.

Doch blasser und blasser wurden die berühmten Berliner ästhetischen Lees; matter und matter brannte das Feuer in den deutschen Kaminen; rauher und lauter tobten draußen die Winde der Zeit. Leer war die Gesellschaft und festlich zwar, doch wie in leiser grauer Trauer glänzt Feuerbachs Symposion Platons. Nun flüchten sich gerade romantische Seelen von der Gesellschaft zur Mutter Natur. Aber nicht wie der Romantiker Lieck, der die schönste Gegend ohne Freunde einen Rahmen ohne Gemälde nennt. Nein, nun läßt Byron, selber verletzert von der englischen Gesellschaft, seinen „Manfred“ einsam durch die wilden Schauer der Alpen stürmen. Nun eifert Ruskin gegen die modernen Verkehrsmittel und entdeckt die künstlerische Schönheit der Natur. Nun ruft Carlyle: „In diesen Tagen des lauten Geredes ehre ich für mein Teil die Schweigsamen“, und er preist die „göttliche Macht des Schweigens“, die schließlich in Molke zur Lat führt. Und „im Schweigen seiner Schwermut“ löst sich nun Kierkegaard als der ewig „Einzelle“ selbst von seiner Braut, und der Ankläger der Kirche sehnt sich nach dem Kloster. Und nun versenkt Maximilians Nachfolger auf dem Bayernthron, Ludwig II., die Erfüllung seiner Kunstträume in nächtliche Einsamkeit. Nun treibt Ibsen seinen größten Helden Brand in die Felsenwildnis und zeigt im „Volksfeind“ den Starcken am mächtigsten allein. Nun steigen die Denker von den Kathedern und stürmen als wilde Ankläger von den Menschen fort. Und Schopenhauer, Stirner, Dühring und Nietzsche leben verkannt und verschollen und Feuerbach fühlt sich geborgen nur in seinem Bruckberger Schloßchen und steht, im Jahre 48 unter die Menschen gerufen, wie geblendet und gelähmt, und Fr. Strauß lebt „versteckt in enger Klause“ und fandt so „einsam traulich“ in seinem „lieben Gartenhause“. Und Darwin zieht in die ländliche Stille, aus der schließlich Tolstoi Flammen predigt gegen das moderne Menschentreiben. Von den „Fliegen des Marktes“ sehnt sich Nietzsche fort und preist als den Größten den, der am einsamsten sein kann, und preist die Einsamkeit als Kardinaltugend des Philosophen und findet in der Einsamkeit höchste Fruchtbarkeit, Glück und Genesung und findet in ihr Elend und Ende.

Inzwischen aber strömen die Menschen zahlreicher als je heute zusammen, doch mehr als Masse wie als Gesellschaft. Rascher als je führt sie der Verkehr zueinander, aber auch auseinander. Höher als je stieg der Reichtum der Menschen und üppiger als je ward ihre Geselligkeit. Klingts nicht wie eine Sage aus alten Zeiten, wenn vor wenig mehr als hundert Jahren Karoline v. Humboldt berichtet, daß sie als preussische Gesandtenfrau in

Nom so wenig wie andere zum Essen einlade, aber nächstens doch Gebäck zum Tee zu geben hoffe? Ja, reicher sind wir an äußeren Mitteln der Geselligkeit, aber auch an inneren Fähigkeiten? Fehlen uns nicht die großen Persönlichkeiten und mit ihnen die große geistige Geselligkeit und mit ihr die große Literatur?

Und doch! Wer nicht völlig blind und taub ist gegen die Zeichen der Zeit, der hört heute lauter den Ruf nach Persönlichkeit schallen, der spürt, wie ein Zug zur inneren Sammlung aus äußerer Zerstreuung durch die Zeit geht, der sieht jetzt die müde glimmenden Funken in den Kaminen wieder angefacht zu höherer Pflege der Geselligkeit, der fühlt es wieder wärmer werden in den Geistern und Herzen und darum auch in den Häusern. Denn der Mensch wärmt das Haus, wie der Mensch es erkaltet. Möchte es der Fluch der letzten Menschenalter sein, daß aus der materialistisch gewordenen Welt die Seelen auswandern mußten in die Einsamkeit. Nun ist es Zeit, daß sie heimkehren in die Welt. Nun sollen wir uns besinnen, daß Persönlichkeit erst ist, wer Eigenart in der Gemeinschaft zeigt, wer aus der Gesellschaft sammelt für die Einsamkeit und in der Einsamkeit für die Gesellschaft, wer so sich selbst lebt, indem er andern lebt, und als Talent sich in der Stille bildet, um ein Charakter zu sein im Strom der Welt. Mögen sie recht gehabt haben, die Freien und Großen des späteren neunzehnten Jahrhunderts, daß sie sich feindlich losrissen von der Massensucht der Zeit. Die Freiesten und Größten waren sie nicht. Denn in klassischen Zeiten hat es sich immer erwiesen, und so möge es sich auch in unsern Tagen wieder bewähren, daß die Liebe nicht nur fruchtbarer ist als der Haß, sondern auch stärker.

Musikerbriefe

Herausgegeben von La Mara

Spontini an E. F. A. Hoffmann

Verehrter Herr,

Es wäre mir sehr leid, wenn Sie gestern nicht in der Vestalin gewesen wären, denn ich glaube, es war die schönste Vorstellung, die ich von dieser Oper in Berlin veranstaltet habe. Mad. Wilder war herrlich; mit ihrer prachtvollen Stimme, ihrer Haltung akzentuierte sie den imposanten und stolzen Charakter der großen Vestalin. Mad. Schulz übertraf sich selbst; noch nie war sie so vollendet im Ausdruck, in der Macht der Empfindung, in der Gewalt der Leidenschaft, in der richtigen Charakterisierung, wie in der Methode ihres Gesangs. Stümer war minder kalt als gewöhnlich, er war sehr gut. Auch Blume und Hilbrand, Orchester und Chöre verdienen Lob.

Nach dem zweiten Akt geruhte S. Majestät den [Intendanten] Herrn Grafen von Brühl auf die Bühne zu schicken, um mich zu dieser prächtigen Vorstellung zu beglückwünschen und mir seine hohe Befriedigung an derselben zu bezeugen. Der Herr Graf sagte mir das vor aller Welt. Könnte diese Ehrenbezeugung des Königs, sowie der durch Applaus sich kundgebende Beifall des Publikums, dank Ihrer lebenswürdigen Fürsorge, in den morgenden Zeitungen hervorgehoben werden, so würde ich mich Ihnen nicht nur in hohem Grade verpflichtet fühlen, es wäre dies zugleich die beste Antwort auf die ungerechten und böswilligen Angriffe meiner Feinde. Die Glückwünsche, die mir Herr Graf Brühl im Namen des Königs dargebracht hat, waren öffentliche, denn er entledigte sich seines Auftrags in Gegenwart aller, die sich auf der Bühne und rings umher befanden. Auf diese Weise namentlich muß man die Kabalen niederschlagen.

Leben Sie wohl, mein vortrefflicher Herr Hoffmann; ich vermag Ihnen nie genug zu sagen, wie dankbar und ergeben ich Ihnen bin.

Freitag früh.

Spontini.

Wied an Brendel

Lieber Freund,

Meißen, den 19. Juni 1852.

Ich sitze schon seit mehreren Wochen hier in einer schönen Gegend, um mein Buch „Klavier und Gesang“ zu vollenden, und ich komme binnen einigen Wochen zum Abschluß, erscheine dann in Leipzig, um einen Verleger zu suchen, der nicht mit den Achseln zuckt und zu viel zu tun hat.

Alles was in Signalen und bei Ihnen, wornach sich die Nachfrage fast täglich mehret, erschienen, ist darinnen mit begriffen, revidiert, verbessert,

verkürzt, verlängert, verändert pp. Von den vielen hinzugekommenen Artikeln setze ich Ihnen einige her:

„Opernwirtschaft.“ Motto: es ist ein Fehler im Schöpfungsplan, daß man viele deutsche Opern nicht singen kann.

„Viel Klavierlernende und keine Spieler.“ An einen Vater, der keinen Jungen hat.

„An den Wohlbekannten.“

„An die Neue Zeitschrift für Musik“ sine studio et ira.

„Gesang und Gesangslehrer.“

„Aphorismen über Klavier und Gesang.“

„Eine Klavierlektion.“ pp.

Ich habe nun die Absicht einige Bruchstücke in Ihrer Zeitung, Signalen, Illustrierter Zeitung und Echo vorher erscheinen zu lassen. Hilft mehr als alle Anpreisungen. Laten, Laten!!

Was ich Ihnen anbieten soll, setzt mich aber in die größte Verlegenheit und ich werde Ihnen wohl einige Kapitel oder Bruchstücke zur Auswahl zuschicken müssen. Sie stehen auf einem idealen — ich auf einem ganz praktischen Standpunkt; Sie mit einem Fuß in der Zukunft — ich ganz in der Gegenwart. Ich halte meine Sache für sehr zeitgemäß und neu und erwartet von dem größten Teil der Musikwelt — Sie mit Wagner sehen sie als Lappalie und völlig schon abgetan an.

„Gesang und Gesangslehrer“ halte ich für eins meiner besten Kapitel; ich möchte es so gern in Ihrer Zeitung wissen. Es ist ja nicht möglich, wenn Sie konsequent sein wollen. Es kann ja auch nicht fehlen, daß ich mich satirisch ergehe über die Gesangslehrer, welche die Stimmen schulen sollen — für die Zukunftsopern. Glauben Sie denn, daß ich die Weimarsche Klaviertrampelrichtung von Liszt, H. von Bülow und ihre sauberen Zukunftskompositionen umgehen werde? Mit nichten! Ich bin froh, daß ich nun endlich zum Schreiben gekommen; übrigens lasse ich mir ein unverwundbares Panzerhemd von Meißner Blech, mit Meißner Schillerwein getränkt, hier machen und nehme einen Mamelucken als Koch an. So schonungslos und ungeschminkt sind die unglaublichsten Torheiten der heutigen Musikwelt noch nicht geschildert worden.

Mein Arbeiten wird aber aufgehalten. Von der Sontag sind die jungen schönen Sängerinnen und dazu eine Schwedin angekommen, um sie zu bilden nach der Methode, wie Louise Wölfel singt, deren Gesangsstandpunkt freilich für Leipzig zu neu war. Ich mußte drei Tage nach Dresden um sie einzurichten, und die Wölfel, die großes Talent zum Unterrichten zeigt und bereits — zum Schrecken des armen Böhme — in den größten und feinsten Häusern Unterricht à 1 *R.* gibt, lehrt einstweilen den schönen und keuschen — keinen verluberten Ansaß. — Ich muß nun alle Wochen zwei Tage dort sein.

Ich wohne hier im „goldnen Schiff.“

Freund! ich habe die Rheinische Zeitung noch nicht gesehen, aber ich kann mir denken, wie sich ein Bischoff am wasserreichen Rhein geriert, Ihnen gegenüber. Er hat sich fest gefahren und reitet sein Steckenpferd immer im Kreis herum, ohne rechts und links und nach vorwärts zu schauen; das würde auch stutzen und stätisch werden. Mit ein paar dummen und gemeinen Floskeln ist ein reicher schaffender Genius, sogar mit einigem praktischen Talent wie Wagner nicht abgetan. Aber Kladderadatsch wendete ich nicht gegen ihn an. Hätte ich Zeit, so würde ich gegen solchen Standpunkt und Borniertheit und Flachheit und Frechheit zu Felde ziehen — weder Berlin noch Dorfbarbier sollte mir zum Muster dienen pp. Mündlich mehr.

Einstweilen sende ich Ihnen hierbei: mein offenes Sendschreiben an den Ossian in Dresden — eine Gesellschaft, welche auf Aktien ein großes Schaugebäude mit zwei großen Konzertsälen, Menagerie, Reiterbude pp. zusammen bauen will. Es dürfte dem einen Teil der musikalischen Welt wohl interessant sein, meine Erfahrung darüber zu hören. Er sollte 100 Exemplare drucken zum Verkauf — hatte nur 30 gedruckt, welche gleich vergriffen waren, und folglich ist es nicht mehr zu haben und ich kann darüber disponieren. Wollen Sie es nicht nehmen mit dem Gestrichenen? —

Unter uns gesagt: Böhme geht es nicht gut: seine Rachen-Kultur und Ausbrennung, Zäpfchenverschneidung und Drüsenauschneidung macht kein Glück und zu mir und der Wölffel sind fast alle seine Schülerinnen gekommen, um gleich von ihm abzugehen — wenn wir sie nehmen wollen — das geschieht aber nicht. Demohngeachtet sind aber die Hälfte aufs geradewohl abgegangen in der Hoffnung, daß wir sie später nehmen.

Freundschaftlich

Fr. W.

Carl Maria von Weber an Friedrich Wilhelm Berner in Breslau
[Der Empfänger, Oberorganist, war Webers Lebensretter. Zur Zeit von dessen jugendlicher Kapellmeistertätigkeit in Breslau hatte er ihn, der, statt aus einer vermeinten Weinflasche, aus einer Flasche Salpetersäure, die sein Vater für Kupferstecherarbeiten benutzte, getrunken hatte, bewußtlos in seinem Zimmer aufgefunden und noch Hilfe bringen können.]

Mein vielgeliebter Bruder!

Ich empfehle dir hiermit aufs angelegentlichste meinen sehr lieben Freund, den berühmten Klarinettenisten Heinrich Bärmann aus München. Es wäre eine Schande, wenn ich mehr zu seinem Ruhme sagen wollte als seinen Namen, und ihr werdet Euch gewiß alsbald verstehen und lieb haben lernen.

Nun eine Frage, lieber Bruder. Da ich nichts vergesse, was dich betrifft, so ist mir auch deine hohe Meisterschaft im Paukenschlagen unvergesslich. Ernstlich, dies Instrument wird auffallend vernachlässigt, und buchstäblich

bloß gepaukt. Könntest du dich nicht entschließen, einen jungen talentvollen Musiker, den wir dir schicken würden, zu unterrichten? und unter welchen Bedingungen? Du tust ein gutes Werk an unsrer übrigens so herrlichen Kapelle.

In meinem Hause ist alles gesund. Komm her und besieh dir es selbst. Ich bin am Schlusse meiner Oper und Ende August gehe ich damit nach Wien, wo es Gott gnädig geben möge! Ich umarme dich herzlichst und bin mit alter Brudertreue
Dein Weber.

Hofsterwis bei Pilsnitz, d. 18. Juli 1823.

Weber an Justizrat Friedrich Wollant in Berlin

[Ein Singspiel des Adressaten „Die Alpenhirten“, hatte Weber in Prag zur Aufführung gebracht. Der erwähnte Morlacchi war Kapellmeister der italienischen Oper in Dresden, den Weber bei seiner häufigen Abwesenheit vertreten mußte. Durch Spontini, den eifersüchtigen Rivalen des „Freischütz“-Komponisten, wurde die Aufführung der „Euryanthe“ immer aufs neue verzögert. Lina war die Gattin, Max der Sohn und nachmalige Biograph Carl Marias.]

Das ist recht schön von dir, mein sehr lieber Bruder, daß du einen unendlich Geplagten mit so lieben Zeilen erfreust, die er dir nur verdanken, aber nicht ordentlich erwidern kann. Meine Plage und ununterbrochene Anstrengung hoffte ich jetzt bald beendet zu sehen, aber leider ist diese Hoffnung verschwunden. Morlacchi hat um abermaligen Urlaub gebeten, um noch in Neapel eine Oper zu schreiben. Hat es dabei so listig einzurichten gewußt, daß man ihm wenigstens bis Ende Juni noch bewilligen mußte. — Anfangs Juli gehe ich aber unfehlbar ins Marienbad, denn wenn man acht Monate den Dienst für Biere getan hat, ist es Zeit, daß man die paar Knochen, die noch zusammenhalten wollen, wieder gehörig befestigt und stärkt. Marschner ist nicht angestellt und wird es schwerlich werden. Ich bin also immer noch allein.

Im Argen liegt Euer Opernwesen, und sehr interessant ist mir, was du darüber schreibst. Bin nur sehr begierig, was mir Spontini antwortet und wie sich die Sache noch drehen und wenden wird. Auf keinen Fall kann ich nun selbst die Aufführung [der Euryanthe] vor dem Herbst wünschen. Argern will ich mich dabei wahrlich nicht, sondern es wie eine fremde Komödie betrachten, die allerdings wunderbarlich genug ist. Ein öffentlicher Schritt würde immer das letzte Hilfsmittel bleiben, und nur höchst gezwungen würde ich ihn tun. Ich bin daher noch so milde wie möglich aufgetreten, um mir ein gehöriges Crescendo zu sparen. Am neugierigsten bin ich, was nun Brühl tut und tun muß.

Meine Lina hat einige Tage das Bett gehütet, ein Katarrhfieber. Es geht aber gottlob besser, und Max ist ganz munter.

Viel Glück zum neuen Quartier. Der Himmel lasse es dir darin wohl ergehen! In einigen Tagen ziehe ich wieder nach Hosterwitz. Komme doch einmal wieder her — aber bald, wenn du Euryanthe noch sehen willst, denn im halben Mai geht die Devrient auf Urlaub.

Die Berliner Musik-Zeitung ist eine wahre Spontini-Hofzeitung und beehrt mich mit gütiger Opposition. Immer zu! — —

Freue mich deiner Tätigkeit und erwarte mit Vergnügen die versprochenen Geschenke. Ich kann an Arbeiten gar nicht denken, muß nur büffeln, und das verleidet mir alles, auf lange.

Nun lebe wohl, herzlichster Bruder, Lina grüßt mit mir bestens dich und deine liebe Frau. Immer in treuer Liebe

Dein Weber.

Dresden d. 22. April 1824.

Weber an Charles Kemble in London

[Der Empfänger, Eigentümer und Direktor des Coventgarden-Theaters, selbst ein feiner Komiker und Bruder der berühmten Schauspielerin Mrs. Siddons, hatte bei Weber eine Oper für sein Theater bestellt und ihm die Wahl zwischen „Oberon“ und „Faust“ freigelassen.]

Mein lieber Herr Kemble,

Niemand verliert mehr als ich, indem ich nicht von Ihrem liebenswürdigen Vorschlage in seiner ganzen Ausdehnung Gebrauch machen kann, aber indem ich mich auf die drei Monate April, Mai und Juni, oder wenn Sie wünschen, Mai, Juni und Juli beschränke, kann ich Ihnen wenigstens die Gewißheit meiner Ankunft in London geben.

Die wichtigste Sache ist, mir so bald als möglich das Gedicht vom Oberon zu schicken, welches ich aus einer Menge von Gründen dem Faust vorziehe. Außerdem bitte ich Sie um die Gewogenheit, mich zu gleicher Zeit wissen zu lassen: 1. Welchen von Ihren Schauspielern Sie nach Ihrer Meinung die Rollen geben würden. 2. Welche Stimme, Sopran, Mezzosopran, Tenor, Bariton, Bass, diese Künstler besitzen und welches ihr Umfang ist. 3. In welchem Genre von Musik sie am liebsten singen, und welches die Rollen in den bekanntesten Opern sind, in denen sie excellieren.

Was nun die Bedingungen meiner Ankunft in London betrifft, so bin ich außer Stande sie selbst zu bestimmen. Ich kenne nicht die Gebräuche bei Ihren Theatern. Ich weiß nicht, in welcher Art ich werde nützlich sein können. Ich unternehme diese Angelegenheit mit Ihnen, mein Herr, erfüllt von dem Vertrauen, das ein Künstler dem andern schuldig ist und überhaupt einer Person von Ihrem Verdienst und Ihrer bekannten Redlichkeit.

Ich bitte Sie also, mir im einzelnen alles aufzuzeichnen, was ich für Ihr Theater zu tun haben werde, und welches Honorar Sie mir dafür bestimmen.

Ich erlaube mir einzig und allein einige vorläufige Fragen über diesen Gegenstand, den Gebrauch anderer Theater anlangend.

Würden mir die Kosten der Reise durch eine bestimmte Summe wiedererstattet werden? Würde man mir eine passende Wohnung und eine Equipage zu meiner Bedienung geben? Würde mir ein Honorar für die Direction der Oper bestimmt? u. u. Ferner in welcher Art würde man sich über das Eigentumsrecht der Partitur, des Gedichts und des gestochenen Klavierauszuges der neuen Oper, die ich für das Theater von Coventgarden schreibe, einigen? In jedem Falle behalte ich mir alles dies für Deutschland und alle anderen Länder vor, ausgenommen England und seine vereinigten Königreiche.

Dies sind meine Gedanken und meine Ansichten über unsere Angelegenheit, die ich als das Resultat von nur geringem Nachdenken zu betrachten bitte und die ich nur auf das Papier warf, um die kostbare Zeit nicht zu verlieren, ohne einen Schritt vorwärts getan zu haben.

Ich wiederhole, daß das Wesentlichste für mich ist, das Gedicht so bald als möglich zu erhalten. Ich arbeite nicht schnell, ich liebe es, meine Werke reifen zu lassen, und fühle die ernste Verpflichtung, wenigstens bis zu einem gewissen Grade der schmeichelhaften Meinung des Londoner Publickums zu genügen.

Ich habe schleunigst die Kopie der Partitur und der Orchesterstimmen der *Preciosa* anbefohlen, die auch in kurzer Zeit abgeschickt werden. Es ist ebenfalls an Ihnen, mein lieber Herr Kemble, den Preis dafür zu bestimmen.

Indessen bitte ich Sie, verehrter Herr, den Ausdruck meiner Hochachtung zu genehmigen, mit dem ich die Ehre habe zu sein

Ihr sehr ergebener Diener Carl Maria von Weber.

Dresden, d. 7. Oktober 1824.

Weber an Castil-Blaze in Paris

[Castil-Blaze, Musikschriftsteller, Feuilleton-Redakteur des „Journal des Débats“, hatte sich auf unrechtmäßige Weise die Partitur des „Freischütz“ verschafft und die Oper mit einem neuen Text, der die Szene nach Schottland verlegte und die Fabel umgestaltete, unter dem Titel „Robin des bois ou les trois balles“ im Odeon-Theater in Paris im Dezember 1824 zur Aufführung gebracht. Nach Erscheinen der „Coryranthe“ bearbeitete er sodann nach dem Klavierauszug eine neue Partitur, die er den Bühnen anbot.]

Mein Herr!

Es gab eine Zeit, wo ich es als eine der ersten Freuden meines zukünftigen Aufenthaltes in Paris betrachtete, die persönliche Bekanntschaft des Verfassers der „Oper in Frankreich“ zu machen, eines Werkes, dem ich immer alle die Achtung bezeigen werde, die es bei so passendem Titel verdient. Ich war überzeugt, daß ich nur gewinnen könnte bei der Unterhaltung

mit einem Schriftsteller, der von den reinsten und gerechtesten Ansichten erfüllt ist, und ich wünschte mir schon im voraus Glück dazu. Beurteilen Sie, mein Herr, nach alledem meinen, ich kann wohl sagen, tiefen Schmerz, all diese schönen Hoffnungen zerstört zu sehen durch die Art, mit der Sie mir gegenüber gehandelt haben. Sie nehmen sich zuvörderst vor, meine Oper „der Freischütz“ für die französische Bühne zu bearbeiten. Nichts auf der Welt konnte schmeichelhafter für mich sein und meine aufrichtigste Dankbarkeit erheischen. Aber Sie hielten es nicht für nötig, mit dem Komponisten darüber zu sprechen, ihm Ihre Ideen über die vielleicht für Ihr Publikum unvermeidlichen Veränderungen mitzuteilen.

Da die Oper gar nicht gestochen oder veröffentlicht war, so hatte kein Theater oder Musikhändler das Recht, sie zu verkaufen; indessen die Oper ist in Szene gesetzt, und Sie ignorieren mich sogar bis zu dem Grade, daß Sie die Rechte des Komponisten für sich in Anspruch nehmen. Ich sehe alles dies und erwarte von einem Tage zum andern mit einem Brief von Ihnen, mein Herr, beehrt zu werden. Es schien mir unmöglich, daß ein Mann von Ihrem Verdienst und mit Ihren Ansichten über die Kunst alles das vergessen könnte, was ein Künstler und Mensch dem andern schuldig ist. Im Gegenteil, hören muß ich in diesem Augenblick, daß zu erwarten ist, daß Sie die Partitur des Freischütz veröffentlichen werden . . .

O mein Herr, was sollte aus alledem, was uns heilig ist, werden, wenn es erlaubt wäre, die Manuskripte anderer stechen zu lassen, ohne deren Erlaubnis und ohne dieselben auf einem legitimen Wege erhalten zu haben? Mein Herr, ich wende mich an niemand anders als an Sie selbst, an Ihre Redlichkeit, an alle die edlen Gefühle, die Sie so viele Male ausgesprochen haben, indem Sie über die Kunst und über das, was man ihr schuldig ist, redeten. Lassen Sie mich hoffen, daß nichts als eine den Künstlern so natürliche Nachlässigkeit Sie gänzlich die Existenz des Komponisten des Freischützen vergessen ließ, und sein Sie versichert, daß ich soviel als möglich die Gefühle wahrer Hochachtung, die ich Ihren Talenten schuldig bin, bewahren werde, mit denen ich die Ehre habe zu sein

Ihr sehr ergebener Diener C. M. v. Weber.

Dresden, 15. Okt. 1825.

Mein Herr!

Es ist Ihnen überflüssig erschienen, mich mit einer Antwort auf meinen Brief vom 15. Oktbr. zu beehren, und Sie sehen mich also gegen meinen Willen zum zweiten Mal in die Notwendigkeit versetzt, Ihnen zu schreiben.

Man hat mir mitgeteilt, daß auf dem Theater des Opéra ein Werk aufgeführt wird, in dem Stücke aus der Euryanthe enthalten sind. Es ist meine Absicht, dieses Werk selbst in Paris aufzuführen. Ich habe meine

Partitur nicht verkauft und niemand in Frankreich besitzt sie. Wahrscheinlich haben Sie aus meinem gestochenen Klavierauszuge die Stücke genommen, deren Sie sich bedienen wollen. Sie haben nicht das Recht eine Musik zu verstümmeln, indem Sie von derselben Stücke einführen, bei denen die Begleitung von Ihnen ist. Es war schon genug, in den Freischütz eines aus der Curyanthe hineingesetzt zu haben, bei dem die Begleitung nicht von mir ist. Sie zwingen mich, mein Herr, mich an die Öffentlichkeit zu wenden, und in den französischen Zeitungen bekannt zu machen, daß dies ein Raub ist, den man an mir begeht, nicht allein an meiner Musik, die nur mir gehört, sondern auch an meinem Ruf, indem man unter meinem Namen verstümmelte Stücke zu hören gibt. Um alle öffentlichen Streitigkeiten zu vermeiden, die weder für die Kunst noch für die Künstler vorteilhaft sind, bitte ich Sie inständigst, mein Herr, aus dem Werk, was Sie arrangiert haben, alle die Stücke herauszunehmen, die mir gehören. Ich vergesse gern das Unrecht, das man mir zufügt, ich werde nicht mehr von dem Freischütz sprechen, aber lassen Sie es dabei bewenden, mein Herr, und lassen Sie mir die Hoffnung, Ihnen einst mit Gefühlen begegnen zu können, die Ihres Talentes und Ihres Geistes würdig sind.

Ich habe die Ehre zu sein, mein Herr,

Ihr sehr ergebener Diener E. M. v. Weber.

Dresden, d. 4. Jan. 1826.

Rossini an Franz Liszt

Mein teurer Abbé, Freund und Kollege!

Wundern Sie sich nicht, wenn Sie meine Schriftzüge sehen! Die Zuneigung und Bewunderung, die ich seit Wien, das ist seit dem Jahre 1822 für Sie empfinde, machen mir's zur angenehmen Pflicht, Ihrer zu gedenken und persönliche Nachrichten von Ihnen zu erfragen — denn die künstlerischen lese ich zu meiner größten Freude in den Zeitungen.

Erlauben Sie mir, Sie um eine Gunst zu ersuchen, und zwar handelt es sich um Folgendes: Die Gräfin Hedwig Castellane, Gattin des Grafen Castellane, der als französischer Generalkonsul nach Pest (Ihrer teuern Heimat) geht, möchte gern einen guten Musikmeister oder hervorragenden Musikdilettanten, gleichviel welchen Geschlechts, empfohlen haben. Die Gräfin ist eine glühende Bewundererin des berühmten Franz Liszt und eine gute musikalische Dilettantin, dabei von auserlesener Vornehmheit, genug, Ihrer und meiner Sklavendienste würdig. Wollen Sie mir einen Gefallen erweisen, so tun Sie es bald, denn die Abreise des Grafen nach Pest steht binnen wenig Tagen bevor. Hoffentlich nehmen Sie diese meine Bitte nachsichtig auf.

Eine sogenannte nervöse Krankheit hat mir mehrere Monate hindurch

viel Leiden verursacht; jetzt befinde ich mich besser, bin aber noch immer nicht völlig hergestellt. Man wird eben alt; doch das Herz bewahrt seine Sympathien und Zuneigungen und drängt mich, Ihnen zu sagen, daß ich in der Liebe und Bewunderung für Sie hinter keinem zurück stehe. G. Rossini.

Passy bei Paris, 24. Juli 1868. Avenue Ingres.

P. S. Meine Frau läßt sich Ihnen empfehlen. Seit mehreren Monaten habe ich unsern lieben Mr. Olivier nicht gesehen. Er sollte vor meiner lästigen Krankheit bei mir speisen, aber er kam nicht, weil er Paris eilig verlassen mußte. Schenkt Gott mir Gesundheit, so sehe ich ihn im nächsten Herbst und dann sprechen wir von unserm guten Biszt.

Moscheles an Wilhelmine Schröder-Devrient

Geschätzte Freundin!

London, den 13. Febr. 1846.

Das Zutrauen, welches Sie zu meiner Meinung, Aufrichtigkeit und Freundschaft hegen, indem Sie mich fragen, ob es ratsam sei, daß Sie in der bevorstehenden Saison nach London kommen sollen, ist mir schmeichelhaft und angenehm. Ganz bei Seite gesetzt, wie sehr es mich freuen würde, Sie wiederzusehen und Ihr Talent zu würdigen, muß ich Ihnen die hiesigen Zustände auseinandersetzen, die leider weder einladend noch versprechend für Sie sind. Sie wissen, daß trotz der brillanten Aufnahme der deutschen Oper hier (zu welcher Sie so glorreich beigetragen haben), sich diese weder halten, noch ein neuer Versuch gemacht werden konnte. Nur die italienische Oper florierte. Die belgische (französische) Operngesellschaft holte sich Lorbeeren ohne Geld, und selbst die englische Oper liegt darnieder. — Ohne Theater-Engagement ist für keine Sängerin (ausgenommen italienische) in Privatsoireen oder Konzerten etwas Erhebliches zu hoffen. Staudigl und Pischel machten zwar Ausnahmen, aber der erstere hat sich so vorteilhaft ins Englische hineingefungen, und der letztere durch sein vielseitiges Talent so beliebt gemacht, daß sich ihre Bemühungen endlich lukrativ belohnten. Zudem sind dieses Männer, die, ohne ihre Frauen reisend, ökonomisch leben können und in den Umgegenden von London und in den Provinzen gar leicht Engagements annehmen können. — Aber Sie! können nicht allein reisen, müssen eine Gesellschafterin oder wenigstens ein Kammermädchen mit haben — Sie wissen die Kosten des Londoner Lebens und des Reisens! — Ich wage es kaum zu hoffen, daß mein hiesiger Einfluß alle diese widerwärtigen Umstände zu Ihrem Vorteil bekämpfen kann, denn ich habe mit dem Arrangement der Soireen bei den Großen nichts zu tun; den italienischen Akkompagnateurs Costa etc. wird dieses meistens überlassen. Auch dieser ist jetzt von seinem Platz verdrängt und Balse an seine Stelle bei der italienischen Oper aufgenommen; ob dieser Ihnen günstiger gesinnt sein dürfte als der erstere, stände zu erwarten. Bei den Philharmonischen Konzerten habe ich

auch keinen Einfluß mehr, weil Costa die Direktion an meiner statt bekommen hat. —

Im voraus läßt sich der Erfolg einer Reise nach London für Sie nicht bestimmen; haben Sie aber anderseits solche Ermunterungen oder Empfehlungen, die Sie zu dem Versuche bewegen könnten, so stehe ich zur Zeit hier gänzlich zu Diensten. Ohnehin wird mein hiesiger Wirkungskreis mit Ende der Saison zu Ende gehen, denn ich folge einer Einladung des Direktoriums des Konservatoriums in Leipzig, die Ober-Professorstelle des Klavierunterrichts anzunehmen, und etabliere mich zu nächsten Michaelis dort und werde Ihnen viel näher sein, wenn Sie noch in Dresden bleiben sollten.

Mit freundlichen Grüßen der Meinigen, aufrichtigst der Ihrige

J. Moscheles.

Friedrich Wilhelm Konstantin Fürst von Hohenzollern-Hechingen an Franz Liszt

[Vorliegendes Schreiben ist das einzige unter den hier vorgeführten, das von einem Nichtkünstler stammt. Doch hat sich der Autor, der, nach Abtretung seines Fürstentums an die Krone Preußen, in Löwenberg in Schlesiens eine eigene Musikkapelle hielt, als eifriger Musikfreund und namentlich als Beschützer der Kunst Wagners, Liszts und Berlioz' betätigt. — Der erwähnte Möllendorf war Adjutant, Seifritz Kapellmeister des Fürsten. Unter l'écrivisse ist der fortschrittsfeindliche damalige Dresdner Hofkapellmeister Krebs zu verstehen. Die Sängerin Wagner war die Nichte des Dichterkomponisten, Johanna.]

Mein lieber Liszt!

Seit drei Wochen befinde ich mich hier in der königlichen Elbestadt, in Begleitung von Möllendorf und Seifritz, um so nach langer Zeit auswärts mich der Kunst, meines Lebensprinzips, zu erfreuen. Ich bin incognito hier, evitiere somit alles Hofleben, chacun à son goût, je vous donne le mien. — Als wahres Land-Konfekt hatte ich eine wahre Sehnsucht, einmal mich aus dem Alltagsleben herauszureißen, um so ganz der Kunst mich hinzugeben. Meine Träume, meine Dichtung waren allerdings schön, aber die Wahrheit, die ich zu ergründen suchte, war, in Wahrheit gesagt, schrecklich. Welche Enttäuschung harrte nicht meiner!?

Der Opern sah ich viele, als Orpheus, Lucia, Lucrezia, den Propheten, endlich morgen [folgt] der Lannhäuser. Die Aufführungen waren aber sous toute critique, chaque théâtre de second ordre, même de province, nous en donnerait, du moins si le chef d'orchestre n'est pas ganache, de meilleur. Reiffiger schläft taktierend et l'écrivisse marche son chemin que la nature a bien voulu lui donner. Die Wagner, wenngleich stimmlos, vermochte allein noch zu verfühnen. Der treffliche Tichatschek kam von Berlin

krank zurück, wird aber dennoch morgen im Lannhäuser auftreten. Krebs konnte die Oper nicht einstudieren, und im eigentlichen Sinne des Wortes war es Lichatschef, welcher den Geist und die Tempi u. s. w. anordnete. In den Proben soll es die komischsten Szenen gegeben haben! Le médecin malgré lui!!

Bis heute war das Theater stets leer, aber schon seit vier Tagen sind keine Plätze mehr zu erhalten. Man ist mehr als gespannt auf das große Kunstwerk, und unsere Gegner stehen da wie die Ochsen am Berge. Ich freue mich wie ein Kind auf die Vorstellung. Seifriz, der in der Probe war, referiert mir, daß die Produktion sehr gut ausfallen dürfte, da sich nicht nur bei der Sängerin Wagner und den Herren Lichatschef, Mitterwurzer und anderen, sondern auch bei den Choristen wie dem Orchester der größte Fleiß wie die innigste Liebe zur Sache bekundet.

Das Licht macht sich Licht, macht sich Wahrheit, wenn dabei auch alle Zöpfe und Perücken moralisch zu grunde gehen!!

Je n'ai d'ailleurs jamais trouvé un rassemblement d'artistes étrangers d'aussi mauvaise figure qu'on n'en rencontre ici, et cela avec l'unique exception de plusieurs Rococos d'ancienne date, qui sont ainsi eux-mêmes au bout de leur mauvais latin. Das Orchester könnte als vorzüglich zu bezeichnen sein, denn mit solchen Kräften könnte das Unglaublichste erzielt werden; aber vermoderte Schlagspelze und einseitig rückwärts schreitende Leiter müssen das Grab dieser an sich schönen Anstalt hervorrufen! Auch wir waren in Arkadien geboren! —

Auch als Musiker im höheren Sinne des Wortes sind die Mitglieder der Kapelle meist stumpf, aufgeblasen, aber auch entêté comme un Allemand, was als Blödsinn bezeichnet werden dürfte. Wie könnte es auch anders sein; sie kennen und hören nichts als Dresden und mit diesem die Urteile ihrer alten Papas und Vorgesetzten. Hier ist die Musik nicht frei, sie ist in Ketten gebunden, und endlich, wo das Urteil eines Band das Ruder der Kritik führt, da kann wahrlich die Wohlfahrt nicht gedeihen. Was noch als ein Übelstand hier angeführt werden kann, das ist der sogenannte Künstlerverein, der eine Art von Ureopag ausübt und den ich nur als einen Hemmschuh der Kunst des Fortschrittes zu bezeichnen vermag. — —

Ich komme aus dem Lannhäuser. Die Aufführung war vorzüglich, die Aufnahme eine immense, vielleicht als eine nie dagewesene zu bezeichnen: es regnete Kränze und anderweitige Ehrenbezeugungen; das Hervorrufen, die Bravos waren endlos: le tout sans politique et sans claue: es war ein kolossaler Sieg für die Zukunftsmusik und eine Demütigung für die Hagestolze u. Ignoranten. Sie können sich denken, lieber Bisz, in welchem Zustand ich mich befand und wie freudig Seifriz und ich uns die Hand drückten! Krebs wurde nolens volens mit fortgerissen, er wurde dirigiert und mußte gehorchen, er war nichts als des großen Geistes Taktierstock.

Und nun ein herzlichtes Lebewohl, Gott sei mit Ihnen! Mes respects à Madame la Princesse. Pensez à moi et ne m'oubliez pas!

Votre affectionné

F. G. E. Prince de Hohenzollern.

Dresden, Stadt Wien, den 22. Juni 1858.

Louis Ehlerl an Hans von Bülow

Berehrtester Freund,

Ihre Nachrichten sind in der That so überraschend, daß ich im ersten Augenblick den letzten Akt eines Birchpfeifferschen Stückes zu lesen glaubte. Es fehlt wirklich nur noch das Duett mit obligater Schallmei. Mir wurde ganz kuhreigenartig zu Mute. Was werden Sie aber von meiner Intimität mit Frau v. H. denken, wenn ich Ihnen erzähle, daß a tempo mit Ihrem Brief einer von ihr eintraf, voll resoluter Naturempfindungen aus dem Engadin, allerlei Thé dansant Krims-Krams, Reiseplänen, aber ohne ein Wort über die carte du jour. Es gibt Menschen, die ganz ohne Merkforgan geboren werden, denen man die Türe aufmachen kann, und sie meinen, man wolle frische Luft hereinlassen. Eigentlich beneidenswert, aber es setzt eine gewisse Übung im Packen des Koffers voraus. Übrigens tut man dieser Frau Unrecht, wenn man sie — selbst in Zeiten der größten Not — zu den Leuten zählen wollte, welche mit verantwortlichen Gedanken und Empfindungen wirtschaften. Sie ist ein vollständiges Kind, aber ein gefährliches wie alle Kinder, die die Linie der 40 passiert haben. Ebenfogut könnte man Gifel Grimm für irgend etwas, was sie tut oder spricht, zur Rechenschaft ziehen, und das täte man doch selbst in dem Fall nicht, daß man mit ihr verheiratet wäre. Wie ich auf sie komme? Ach mein Gott, ich war jetzt anderthalb Wochen mit ihr auf Wilhelmshöhe zusammen, und konnte vor ihrem Kindergeschrei nicht zu Mittag und nicht zu Abend essen.

Ihrer Abneigung gegen die K. sekundiere ich übrigens von ganzer Seele. Sie ist eine berechnete kleine Person. Dieses Exemplars bedurfte ich gerade noch, um meiner immer mehr zunehmenden Abneigung gegen alles Semitische den Rest zu geben. Von ihrem Talent halte ich aber ungeheuer viel. Nur werfe ich mir solchen Erscheinungen wie ihr und N. gegenüber immer die Frage auf: was ist das Talent, wenn es in solcher Verbindung auftreten kann? Ich habe dieses Rindvieh einmal das E-moll-Konzert von Chopin (er hatte es bei Taufsig studiert) so spielen hören, daß, hätte ich die Augen geschlossen, ich geglaubt hätte, Taufsig säße am Klavier. Es war eine bloße Kopie, aber eine bis zur Sinnentäuschung getriebene. Gleich darauf spielte er ein Notturmo von Chopin so vollkommen dämlich, mit den gemeinsten Sprach- und Akzentfehlern. Das hatte er sich selbst einstudiert.

Gebe der Himmel, daß Ihnen das Wasser bringt, was die Seele Ihnen schuldig geblieben ist. Ich glaube an beides nicht. Ich glaube nur an Ruhe,

gute Lust und 200,000 Taler. Im übrigen muß man die Ärzte, die lästigen Menschen, namentlich die neugierigen und teilnehmenden, mit der größten Freimütigkeit zur Türe herauswerfen.

Lassen Sie bald wieder etwas von sich hören. Ich habe so ein dunkles Gefühl, daß wir uns etwas sein könnten, wenn wir nur wollten. Finden Sie nicht, daß die aparten und zugleich honnetten Leute in verflucht wenig Exemplaren ausgegeben sind? Immer der Ihrige

Berlin, 7. Sept. 74.

Louis Ehlers.

Ludwig Schnorr von Carolsfeld an Adolf Jensen

Verehrter Freund!

München, den 12. Juni 1865.

Als Sie damals von uns gingen, konnte ich ein schmerzliches Gefühl nicht unterdrücken, verstand ich auch ganz gut, was fehlte, Sie zurückzuhalten. Sie taten recht und ich segnete schon tausendmal Ihren Entschluß, da von Tag zu Tag, ja von Woche zu Woche sich die Aufführung hinauszog. Sie hätten doch nicht bleiben können und wir hätten beschämt uns gestehen müssen, daß wir Ihnen freilich im besten Glauben Lustschlösser vorgemacht.

Erst vorgestern (den 10. Juni) ist Tristan in Szene gegangen. Der Aufführung ging noch eine auf zwei Tage verteilte Generalprobe voraus, die überraschend gut ging, so daß wir einen besseren Beweis für unser durchgebildetes Studium des Werkes nicht wünschen konnten. Der Abend kam und zeigte das Theater von einer Menschenmenge gefüllt, wie es selten zu sehen sein mag. Der König betrat die Loge und wurde mit endlosem Jubel begrüßt. Gleich darauf betrat Bülow den Dirigentenplatz und die Einleitung begann, ohne daß ein Laut hörbar gewesen wäre als Nachklang jener immer noch künstlich genährten Mißstimmung. Die Vorstellung ging sehr gut und obwohl meine Frau immer noch nicht gänzlich hergestellt war, hat sie doch Wunder geleistet und alles hingerissen. Nach jedem Akte wurde stürmisch mehrere Male gerufen, nach dem letzten hatten wir das Glück, Wagner in unserer Mitte vor das jubelnde Publikum führen zu dürfen. Die Tat war schon geschehen, als wir vier Wochen früher die Generalprobe im Kostüm hatten, aber sie war nur geschehen für die Priester unserer heiligen Kunst, jetzt aber ist sie für das Volk geschehen — das Wort ist in alle Welt mit mächtigem Schalle erklingen, kein Ohr kann sich der Wundersage verschließen: Tristan ist zum zweitenmale geboren und Dr. Hanslick hat seine Wette verloren — der Sch—fstopf! — Wir gedachten Ihrer, als wir nach vollbrachter Tat am Teetisch saßen (Tristan und Isolde Tee trinkend)! — wir gedachten Ihrer und wünschten Sie unter den Zuhörern gehabt zu haben. Geblieben waren die ganze Zeit über: Dräseke, Vorges, Damrosch, Gasperini, Lausig, Pohl, Kapellmeister Laubert (!), Kapellmeister Neswabba, Kalliwoda, Pruckner, Seidl 2c. 2c. — letztere sind teilweise zum zweiten

Male gekommen und gewiß noch mehr als ich genannt habe, doch habe ich keine Gelegenheit gehabt mehr zu sehen. Wenn es irgend geht, machen wir noch zwei Vorstellungen und dann bleibt mir armen Geplagten nur acht Tage Zeit zu meiner Erholung, denn für den 28. Juni ist in Dresden angefügt — Faust von Gounod!!!!!!!!!!!!

Mit diesem Mißklang schließe ich dies Briefchen — jedes Scheiden klingt ja schlecht, da mag diese Schandharmonie so mit durchschlupfen. Leben Sie wohl, bester Freund, und lassen Sie einmal etwas von sich hören — wie würde ich mich freuen, einmal Ihre Oper durchsehen zu können!

Meine Frau grüßt herzlich auch Ihre Frau, wenn uns auch unbekannt noch.
Ihr Schnorr v. Carolsfeld.

Jensen an Frau Margarethe von Wignau, geb. Mandel
Baden-Baden, 17. März 1877, Lichtenthaler Str. 44.

Hochgeehrte Frau!

Ich bitte halten Sie ein! Beschämen Sie mich nicht durch allzuviel Güte und Freundschaft, deren ich ja ganz und gar unwert bin! Schließen Sie sich nicht dem kleinen Häuflein Kurzsichtiger an, die in mir etwas finden, was sicherlich gar nicht vorhanden ist; wie hätte es sonst der Allgemeinheit, wie den hochgelahrten Musik-Autoritäten bis dahin so durchaus entgegen können?! Ich bin ja gar kein zünftiger Musiker, ebensowenig wie Bach, Beethoven, Schumann und Wagner es waren. Aber mein armes Herz hat für die Kunst gelodert, so heiß und so schnell, daß es nun bald in Asche zerfallen muß, und mit Freuden gäbe ich meinen letzten Herzschlag, wenn ich dadurch einer irrenden Seele einen Blick in des Himmels Unendlichkeit eröffnen könnte. War doch auch mein Leben ein Umherirren, ein Suchen nach dem Schönen und Wahren! Früher, als ich noch unbefangen war, glaubte ich, jeder guten Tat müsse der Lohn folgen und wartete dann darauf, wenn ich etwas Gutes vollbracht zu haben glaubte. Ja, du guter Gott, da konnte ich lange warten! Mir war offenbar von einer feindlichen Fee ein böser Talisman in die Wiege gelegt worden. Das erbärmlichste, nichtswürdigste Stümperwerk fand Beachtung und Anerkennung, wogegen das, worein ich meine ganze Seele gelegt hatte, mit dem Schund in einen Topf geworfen, oder im günstigsten Falle — ignoriert wurde. Da blieben ihm wenigstens die unsauberen Hände fern!

So lernte ich den Beifall des Pöbels zu verachten und gewöhnte mich allmählich daran, nicht verstanden zu werden. Mein Umgang ward immer kleiner, meine Bibliothek immer größer und meine im Jahre 1869 beginnende Brustkrankheit überlieferte mich vollständig der Einsamkeit.

Die letzten Jahre entschädigten mich für meine schweren körperlichen Leiden durch zahlreiche, höchst wohlthuende Freundschaftsbeweise von auswärts,

in deren Reihe der Ihrige, hochgeehrte Frau, nun vorläufig als der letzte dasteht. Dankerfüllt bitte ich Sie, mir Ihre Freundschaft (als das Wertvollste, was der Mensch spenden kann) zu erhalten. Daß es mir niemals vergönnt sein sollte, Sie persönlich zu begrüßen, glaube ich schwerlich; doch werde ich, wenn die lieben Seckendorffs zu Ihnen kommen, im Geiste bei Ihnen sein.

Ich kann schließlich nicht unerwähnt lassen, daß ich zu den Bewunderern des Genies Ihres Herrn Vaters gehöre und daß drei seiner älteren Stiche, „Mater dolorosa“, „Ecce homo“ und die „Madonna della Sedia“ seit meiner Verheiratung mein Zimmer zieren.

Der Übersendung der versprochenen Bilder sehe ich mit Vergnügen entgegen und bleibe mit herzlichsten Grüßen an Sie und Ihren Herrn Gemahl! Ihr hochachtungsvoll ergebener A. Jensen.

Geb. an Widmann

Mein lieber Freund!

Wintertthur, 26. Juni [1869].

Herzlichen Dank für deine freundliche Einladung. Aber es scheint doch, daß wir unser Wiedersehen einstweilen verschieben müssen. Meine Ferien beginnen erst den 10. Juli. Dein Vorschlag, schon diesen Montag zu kommen, nähme mir also 14 Tage, und das kann ich wirklich nicht gut. So müssen wir es denn schon verschieben, bis du wieder zurück bist, in die letzte Juliwoche. Falls du übrigens schönes Wetter haben solltest und ohne meinen Besuch sonst noch die letzte Woche auch gern fortbliebest, lasse dich ja nicht abhalten. Ich begreife deine Sehnsucht, die Ferienzeit recht los und lebig zu genießen und auch wo möglich fern von dem Plageort zuzubringen, sehr gut, und theile sie in tiefster Seele. Schreibe mir doch auf alle Fälle gelegentlich etwas von deinen Plänen für die vier Wochen. Vielleicht könnte ich doch sonst einmal einem der Orte, wo du gerade bist, nahe kommen, und würde dich dann natürlich besuchen.

Was deine pessimistischen Ideen betrifft, so kann ich dir beim besten Willen nicht zustimmen. Brieflich würde mich das zu weit führen. Ich muß sagen, ich kann nicht anders, als die Welt für die schönste und lebenswürdigste Einrichtung halten, die sich vorzustellen mein armer Schädel nur immer fähig ist. Und ich muß hinzufügen, daß alles Elend in der Welt diese Vorstellung in mir nicht im geringsten zum Wanken bringen kann. Und alle Theilnahme für fremdes Unglück, die du hoffentlich auch an mir voraussetzen wirst, um so mehr, da ich selber an mehr als einer unter den traurigen Welteinrichtungen schwer gelitten und noch zu tragen habe — alle Theilnahme und Erfahrungen halten mich von einer, wenn du willst, etwas naiven Vorstellung nicht ab, die ich nur recht ungeschlacht dahin ausdrücken will, es wäre unerträglich langweilig in der Welt, wenn immer alles in Ordnung, ohne Schmerz und Unglück abginge. Ja, ich behaupte sogar, es

müßte unserm Organismus das Gefühl für Freude, Erquickung, Wonne und tausend der edelsten und herrlichsten Gefühle der Seele total abgehen, wenn der Schmerz, das Elend und noch viel Schlimmeres gar nicht da wären. Ja, ich behaupte sogar, manche unserer erhabensten Regungen des Heroismus, der höchsten Aufopferung sind ohne ein ebenso weitgehendes Unglück gar nicht zu denken. Freilich lehrt die Erfahrung, das Elend ist oft genug derart, daß es eben keine Zeit zu bergl. läßt; ich meine, wo es plötzlichen, unerwarteten Lob bringt. Aber eben das, was du ja im Buddha so schön betonst, die liebevolle, werktätige Teilnahme, das ist doch nicht auch nichts. Das Wichtigste ist mir übrigens meine erste Behauptung, das Gefühl für Freude ginge uns ab ohne den Schmerz. Denke einmal: Wer hält wohl das Atemholen für ein Vergnügen? Kein Mensch, es müßte denn sein, er hätte eine Zeitlang am Kehlkopf gelitten, oder hätte in sehr schlechter Luft weilen müssen. Nehmen wir aber jemand an, der gar keine derartigen Erfahrungen hätte, weder an sich noch von andern, es würde ihm natürlich nie einfallen, sich an seinem Atemholen sehr zu erfreuen, oder wenn er es doch einmal tut, es wäre gewiß ein sehr mattes Gefühl. Wende das auf die vorher von mir genannten Gefühle an, streiche sämtliche Unglücksfälle, die du im Buddha aufzählst, aus der Welt aus; was übrig bleibt, ich bekenne dir, ich nehme es nicht für die jetzige. Ich weiß nicht, was du dazu sagen magst; verwechsle mich aber nicht etwa mit Salonmenschen, die aus langer Weile gelegentlich von Unglücksfällen lesen wollen, wegen der angenehmen Emotion, in die sie dabei kommen können. Ein Lungenschwindfüchtiger ohne Geld, aber mit großen Plänen kann das Unglück in der Welt nicht bloß für mixed pickles ansehen. Also schließlich, es ist doch eine schöne Welt, und besser nützt nüt, quod erat demonstrandum.

So leb denn wohl; ein Mehreres über verschiedene interessante Materien, wenn wir uns einmal sehen. Einstweilen guten Humor, gutes Wetter, gute Gesundheit; dann machst du es am Ende wie der Herrgott, siehst an das Berner Oberland, und siehst da, es war sehr gut.

Mit herzlichem Gruße dein

H. G.

Die Planmäßigkeit als oberstes Gesetz im Leben der Tiere

von J. von Uexküll

Wer über das Innenleben der Tiere einen Überblick* zu gewinnen versucht hat, wird erkannt haben, daß bei aller Verschiedenheit dieses Innenlebens dennoch ein relativ einfacher Grundplan vorwaltet, der den verschiedenen Organen ihre effektorischen, zentralen oder rezeptorischen Funktionen zuweist. Diese drei Grundfunktionen müssen in jedem Tier vorhanden sein, damit es seine Rolle als selbständiges Subjekt in der Welt spielen kann.

Wie jede der drei Grundfunktionen nicht ohne die andern zu verstehen ist, da sie alle drei zusammen eine Einheit bilden, so ist die Rolle des Gesamttieres als eines Subjektes nicht ohne die dazu gehörigen Objekte verständlich.

Jedes Tier als Subjekt besteht aus den drei Organtypen, von denen stets zwei, die effektorischen und die rezeptorischen, mit der Außenwelt in Berührung kommen. Die Außenwelt, mit der sich die effektorischen und rezeptorischen Organe berühren, ist aber durchaus nicht die gleiche. Wie bereits im ersten Aufsatz** ausgeführt, haben wir zwischen einer zu den effektorischen Organen gehörenden Wirkungswelt und einer zu den rezeptorischen Organen gehörigen Umwelt zu unterscheiden. Wie sehr diese beiden Welten aufeinanderfallen, will ich an einem Beispiel erläutern, das ich meinem eigenen Buche „Umwelt und Innenwelt der Tiere“*** entnehme.

Die Meduse *Rhizostoma pulmo*

Die Oberfläche des Meeres ist eine einzige Weide mit reichem Pflanzenwuchs überdeckt. Wie auf den Landweiden sich die Kämmer ernähren, so ernähren sich auf der Meeresweide die Medusen. Ebenso verschiedenartig wie die beiden Weiden, ebenso verschiedenartig sind die Tiere, die darauf leben. Aber in jedem Falle passen Weide und Weidender gleich vollkommen zueinander.

Der Pflanzenwuchs des offenen Meeres besteht aus zahllosen einzelligen Algen, insbesondere Diatomeen, die in verschiedener Dichte und in wechselnde Tiefe hinab wie feinste Pünktchen aufgehängt sind. Sie können jeder Wellenbewegung widerstandslos folgen, ohne ihren Platz zu wechseln, wie das Wasser selbst. Um diesen feinen Nahrungstaub aufzunehmen, bedarf das weidende Tier eines pulsierenden Magens, der das Wasser unfiltriert aufnimmt und filtriert entläßt. Nur auf diese Weise kann der Nahrungs-

* Neue Rundschau, Okt. 1912. ** Desgl. Januar 1912. *** Berlin, Springer, 1910.

staub in genügender Menge gesammelt werden, um ein größeres Tier zu ernähren. Zugleich muß das Tier, wenn es schwerer als das Wasser ist, Schwimmbewegungen ausführen, die es an der Oberfläche halten.

Die Betrachtung von *Rhizostoma pulmo*, einer der großen Medusen des freien Mittelmeeres, lehrt uns, auf welche geistreiche Weise die beiden notwendigen Bewegungen der Nahrungsaufnahme und des Schwimmens miteinander verknüpft sind. Eine ruhende *Rhizostoma* gleicht annähernd einem aufgeschlagenen Regenschirm, der aus elastischer Gallerte verfertigt ist. Sie zeigt sowohl Stiel wie Schirm. Der Stiel gleicht seinerseits einem schweren herabhängenden Eiszapfen. Er ist mit Längskanälen durchsetzt, in die von außen feine Poren münden, die der Wasseraufnahme dienen. Der Stiel ist mit vier federnden Spangen an die Unterseite des gleichfalls federnden Gallertschirmes befestigt. Zwischen den vier Spangen ist der häutige Magen ausgespannt, in den die Längskanäle des Stieles münden.

Es gilt, einmal den Magen in rhythmische Pulsation zu versetzen, und zweitens Schwimmbewegungen mit dem Schirm auszuführen. Beides geschieht durch eine feine Schicht Ringmuskeln, die am inneren Schirmrande sitzen und bei ihrer Zusammenziehung den elastischen Schirm stark nach oben wölben. Lassen die Muskeln in ihrer Tätigkeit nach, so flacht sich der Schirm dank seiner Federkraft wieder ab. Da der durch die Muskeln herbeigeführte Schirmschlag nach unten energischer ist, als der federnde Schlag nach oben, so ist damit eine Bewegung des Gesamttieres nach oben gegeben. Der schwere Stiel sorgt dafür, daß die Richtung „Schirm oben“ dauernd erhalten bleibt und nach äußeren Störungen bald wieder eingenommen wird.

Damit ist die Schwimmbewegung gegeben. Bei jeder Kontraktion des Schirmrandes wird, wie wir sahen, der Schirm gewölbt und der Gipfel nach oben gedrängt. Dadurch wird ein Zug auf den Stiel ausgeübt. Dieser kann dem Zug nicht allsogleich folgen, weil sein Reibungswiderstand im Wasser zu groß ist. Daher werden die federnden Spangen gedehnt und das Magenlumen erweitert. Nach Beendigung des Muskelschlages flacht die Glocke wieder ab, die Spangen federn zurück, der Stiel nähert sich dem Schirm und verengt das Lumen des Magens. Auf diese Weise wird die Schirmbewegung und die Magenbewegung durch eine einzige Muskel-tätigkeit ausgelöst. Die Pulsationen des Magens treiben ihrerseits die Nahrung in die Verdauungskanäle, die sich an der Unterseite des Schirmes strahlenförmig ausbreiten. Zugleich bringt auf diesem Wege frisches Atemwasser zu den inneren Geweben. So werden durch die Kontraktion der Randmuskeln alle Bewegungsfunktionen, deren der Körper bedarf, ausgeführt.

Die Tätigkeit der Randmuskeln ist also für *Rhizostoma* ungleich wichtiger, als es sonst Bewegungen peripherer Teile in der Regel sind. Denn bei *Rhi-*

zostoma werden die Funktionen des Schwimmens, Fressens, Verdauens und Atmens durch die Ringmuskeln ausgeführt oder wenigstens eingeleitet. Kein Wunder, daß sich das ganze animale Leben des Tieres auf diese Muskeln konzentriert. Hier sitzen die einzigen Rezeptionsorgane, die sogenannten Randkörper, hier sitzt das ganze Nervensystem.

Die Randkörper von Rhizostoma bilden kleine Säckchen, die einen Stein und ein Nervenpolster enthalten. Man schließt daraus, daß das Anschlagen des Steines an das Nervenpolster einen Nervenreiz erzeugt.

Schneidet man einer Rhizostoma alle Randkörper bis auf einen einzigen weg, so schlägt sie trotzdem ruhig weiter. Hält man aber diesen Randkörper mit einem feinen Stäbchen an und verhindert es, die Schwingungen des Schirmrandes mitzumachen, so bleibt die Meduse augenblicklich stehen. Erst wenn man den Randkörper künstlich in Schwingungen versetzt hat, beginnen auch die Schwimmbewegungen von neuem. Der Randkörper benimmt sich wie eine Glocke, deren Klöppel plötzlich festgehalten wurde und die daher nicht mehr tönen kann.

Wenn wir vom Bord des Schiffes aus die schimmernde Fläche des blauen Meeres überschauen und darin die stummen Glocken der Medusen einherschweben sieht in zahllosen Scharen wie wundervolle Blumen eines Zaubergartens, so überkommt uns unwillkürlich das Gefühl des Neides. In all dieser Farbenpracht einherschweben zu dürfen, frei und unbekümmert, von den klingenden Wogen getragen, durch den strahlenden Tag und die glänzende Mondnacht, muß ein herrliches Los sein. Aber die Meduse vernimmt von alledem nichts. Die ganze Welt, die uns umgibt, ist ihr verschlossen. Das einzige, was ihr Innenleben ausfüllt, ist die gleichmäßige Erregung, die, von ihr selbst erzeugt, immer im gleichen Wechsel in ihrem Nervensystem entsteht und vergeht.

So ist dieser wundervolle Organismus für das Allernotwendigste gebaut. Der Bauplan sichert dem Tiere die Nahrung und die notwendige Bewegung, ohne daß irgendwelche Reize der Außenwelt mitsprechen. Eine Umwelt, die das Nervensystem mit reichen Erregungen erfüllt, gibt es für Rhizostoma nicht, nur eine Umgebung, aus der ihr Magen die Nahrung entnimmt.

Als Beispiel, wie sehr die Gegenstände, welche in der Umwelt der Tiere vorkommen, von den unsrigen abweichen, möchte ich die Giftzange eines Seeigels vorführen.

Die Giftzange, die ein selbständiges Organ des Seeigelkörpers ist, richtet sich, sobald sie von einem schwachen chemischen Reiz getroffen wird, auf. — Sie öffnet sich auf einen starken chemischen Reiz und streckt dabei ihre Lasthaare vor, deren Berührung die Schließmuskeln reflektorisch erregt und die Zange zuschnappen läßt.

Für die Umwelt der Giftzange gibt es nur eine Reizkette, deren Glieder

sich in der Zeit nacheinander abspielen. Für uns ist diese Reizkette bald eine Nacktschnecke, bald ein Seefern, die sich dem Seeigel nähern. Beide nähern sich langsam, beide geben chemisch stark wirksame Stoffe ans Wasser ab, beide führen schließlich zu einem Berührungszreiz. Das sind die Merkmale, die der Seeigel allein benützt. Deshalb bilden Nacktschnecke und Seefern in der Umwelt des Seeigels den gleichen Gegenstand, während sie für uns Menschen von Grund aus verschiedene Gegenstände sind.

Durch die ausschließliche Betrachtung der höheren Tiere hat sich in unser Denken ein fast unausrottbarer Fehler eingeschlichen, nämlich die Überzeugung, daß in der Kette der Grundfunktionen die zentrale die wichtigste sei. Ja es wird oftmals ausgesprochen, daß die Ausbildung der zentralen Funktion die Aufgabe der Gesamtentwicklung der Tiere von der Amöbe bis zum Menschen gewesen sei. Durch diese Übertreibung der Bedeutung der zentralen Funktion wird unser Verständnis für die niederen Tiere und ihre Stellung zur Umwelt außerordentlich erschwert.

Es bedarf sehr eindringlicher Belehrung von Seiten der Natur, um uns aus diesem Irrtum zu reißen. Eine solche Belehrung erteilt uns die Seeanemone.

Die Seeanemonen bestehen im wesentlichen aus einem Magen sack, der oben die Mundöffnung trägt. Von dem oberen Rande des Magen sackes strahlen die Tentakel aus. Die Tentakel sind hohle Schläuche, die aus einer Längs- und aus einer Ringmuskelschicht bestehen und auf ihrer Oberfläche klebrige Drüsen tragen.

Wir haben drei getrennte physiologische Faktoren vor uns, von denen jeder auf eine getrennte anatomische Grundlage Anspruch erheben kann: 1. Die Drüsen, die den klebrigen Schleim produzieren, müssen ein eigenes Nervensystem besitzen, das sie mit ihren sehr spezialisierten Rezeptoren verbindet, die nur auf den chemischen Reiz der Nahrung reagieren. 2. Die Ringmuskeln, die auf jeden chemischen Reiz antworten, bedürfen eines eigenen Nerven netzes und eigener Rezeptoren, die aber weniger spezialisiert sind und auf chemische Reize aller Art ansprechen. 3. Die Längsmuskeln verlangen ein besonderes Nerven netz, das sie mit den Tastorganen verbindet. Diese drei selbständigen Reflexbögen, die auf verschiedene Reize eingestellt sind, handeln trotzdem gemeinsam, weil sie räumlich an das gleiche Organ gebunden sind. Ihr Zusammenarbeiten ist überraschend zweckmäßig und den Bedürfnissen der Anemonen angepaßt. Fällt ein Steinchen auf die Anemone herab, so lassen es die Arme ruhig passieren, höchstens verkürzen sich hie und da die Längsmuskeln, wenn der Berührungszreiz zu stark war.

Nahet sich der Anemone ein Tier, das nicht wie der Stein chemisch indifferent ist, so werden die Tentakel durch Ringmuskelflex lang werden

und an das fremde Tier anstoßen. Produziert dieses chemisch schädliche Stoffe, wie es etwa eine säurebildende Nachtschnecke tut, so werden auf die Berührung hin die Längsmuskeln sich schnell zusammenziehen, weil die Lastorgane durch den chemischen Reiz reizbarer gemacht und die Muskeln durch die Dehnung der Erregung zugänglicher geworden sind. Auf diese Weise vermeidet Anemonia die Schädlichkeit.

War das Tier essbar, z. B. ein kleiner Oktopus de Philippi, so werden auf den schwachen chemischen Reiz der Nahrung die Tentakel gleichfalls lang, die Längsmuskeln verkürzen sich auch bei der Berührung, aber nicht so stark, d. h. sie ziehen sich nur an den Berührungsstellen zusammen. Dadurch werden sie zu Ranten, die sich um die Beute schlingen, und fahren dann erst in gemeinsamer Kontraktion zusammen. Aber sie fahren nicht leer zurück, denn die Drüsen haben infolge des Nahrungstreizes die Beute am Arm festgeklebt, und diese wird nun mit fortgerissen. Handelt es sich um einen leicht beweglichen Bissen, wie etwa ein Stück Fischfleisch, so schlägt, wie Nagel das beschrieben, der Tentakel zum Munde hin. Dies geschieht durch die überwiegende Kontraktion eines besonders starken Muskelstranges, der die Beute immer nach dem Munde ziehen muß.

Das Verhältnis der Seeanemonen zu ihrer Umwelt ist ein besonders interessantes. Ihr Nervensystem, das in drei getrennte Nervengezette zerfällt, besitzt nur analytische Funktionen. Das Beutetier wird von den Rezeptoren in seine physikalischen und chemischen Eigenschaften zerlegt. Eine Synthese findet im Nervensystem nicht statt. Nur das Zusammenarbeiten der verschiedenen Muskulaturen und Drüsen am gleichen Organ führt zur Synthese einer einheitlichen Handlung. Es ist die Innenwelt einer Anemone keine Einheit, sondern mindestens eine Dreieinheit. Bald geraten die einzelnen Rezeptoren getrennt, bald gemeinsam in Erregung und bringen ihre Gefolgs-muskel zur Verkürzung. Die Einheit liegt nur im Bauplan des Gesamttieres. Dies lehrt uns handgreiflich, daß das Zentralnervensystem nicht die Einheit des Tieres zuwege bringt, wie es bei komplizierten Tieren oft den Anschein hat. Das Zentralnervensystem ist genau so ein Teilorgan oder eine Summe von Teilorganen, wie alle anderen Organe. Nach den Bedürfnissen des Gesamttieres wird das eine oder das andere Organ mehr ausgebaut.

Das Schicksal des Zentralnervensystems ist, wie sich hieraus ergibt, der Natur völlig einerlei, wenn sie nur ihren wirklichen Zweck erreicht, das ist die Durchführung der Planmäßigkeit.

Erst von dieser Erkenntnis aus lassen sich die Beziehungen höherer Tiere, wie z. B. der Krebse zu ihrer Umwelt verstehen.

In dem Beispiel der Seeanemone trat im Gegensatz zur Meduse schon eine Trennung in den Objekten der Umwelt ein, die bei den höheren Tieren

von allergrößter Bedeutung ist. Das ist die Trennung in Futter und Feind.

Sehr summarisch gesprochen wird das Futter aufgesucht, der Feind aber geflohen. Die Beine oder die sonstigen Bewegungsorgane können sowohl zum Hin- wie zum Wegehen dienen. Das Laufen besorgen die Muskeln der Beine mit ihren Nervenzentren schon allein. Es kommt nur darauf an, welche Stellung ihnen gegeben wird, damit ein Hinlaufen oder ein Weglaufen daraus werde.

Obgleich nun das effektorische Organ in beiden Fällen das gleiche ist, trennt sich dennoch die Umwelt in gänzlich verschiedene Teile. Der Feind wird nur durch das Auge wahrgenommen, das Futter durch die Riechfühler. Jede Erregung, die vom Auge ausgeht, ruft einen Fluchtreflex, resp. eine Verteidigungsstellung hervor. Jede Erregung des Riechfühlers ruft eine Annäherungsbewegung und Fressbewegungen hervor. Eine zentrale Vereinigung beider Erregungen findet nicht statt. Im Gegenteil bietet die Trennung des zentralen Netzes die Möglichkeit, Feind und Futter zu unterscheiden und verschieden zu behandeln.

Man kann also sagen, daß Fress- und Fluchtreflex von den Rezeptoren an bis hinab zu den Effektoren getrennt verlaufen. Man kann aber nicht behaupten, daß selbst die Krebsse von einem Zentrum regiert werden; denn es gibt gar kein einheitliches Zentrum, sondern die Planmäßigkeit beherrscht sowohl Rezeptoren wie Effektoren als auch die zentralen Netze gleichmäßig. Und zwar ist es eine Planmäßigkeit, welche die Organe des Körpers in gleicher Weise umfaßt, wie die Gegenstände der Umwelt und der Wirkungswelt.

Von noch höhergestellten Tieren sind die Insekten vor allem deswegen so interessant, weil sich bereits in ihrer Bauart die beiden Beziehungen zur Umwelt und zur Wirkungswelt deutlich aussprechen. Die Beine, die Flügel, die Fresswerkzeuge sind Organe, die schon für sich allein mit dem zugehörigen Teil der Wirkungswelt fertig werden. Die Beine können alleine laufen, die Flügel alleine fliegen, die Fresswerkzeuge alleine fressen, ganz unbekümmert darum, ob der übrige Körper auch noch vorhanden ist oder nicht. Nur der Beginn, die Dauer und die Richtung des Fluges sowie des Ganges wird vom Hirn aus geregelt. Das Fressen aber tritt zum Beispiel bei den Libellen immer ein, sobald irgendein Gegenstand und sei es das eigene Körperende des Tieres, ihm zwischen die Kiefer gesteckt wird. Es besitzen alle diese Organe eine in sich vollkommen geschlossene Reflexkette und diese kann bei den Fresswerkzeugen vom Zentrum aus gar nicht beeinflusst werden, sondern läuft immer in gleicher Weise ab.

Dagegen sind die einzelnen Bewegungsorgane von den Erregungsreservoirten des Hirns zu beeinflussen und zwar sind sie dort so ineinander

gehängt, daß, sobald die Flugapparate ihre Erregung erhalten, den Beinen die Erregung entzogen wird. So lassen die Beine los, wenn der Flug beginnt.

Die Erregungsreservoirs werden von dem einzigen großen Receptor, dem Auge, beherrscht. Ein fallender Gegenstand beliebiger Form und Farbe erzeugt im Auge der großen Libelle durch seine Bewegung eine besondere Reizart, weil alle Lichtkegel nacheinander getroffen werden (Motorezeption). Darauf beginnt der Flug in die Richtung des fallenden Gegenstandes. Nun kann zweierlei eintreten, entweder der Gegenstand ist ein Beutetier, für dessen Form das Hirn ein Schema besitzt (Iconozeption). Dann stürzt sich die Libelle darauf, faßt es und die Fresswerkzeuge vertilgen es. Wurde dagegen kein Schema durch den fallenden Gegenstand erregt, so biegt die Libelle ab und fliegt fort.

Man sieht daraus, daß die Libelle in ihrer Umwelt bestimmte geformte Gegenstände, die Beutetiere, deutlich von anderen Gesichtseindrücken unterscheidet — obgleich sie auch auf diese reagiert, denn die Libelle biegt auch den feinsten Zweigen mit der größten Sicherheit im Fluge aus. Ihre Flugrichtung wird also durch die scharfen Konturen heller oder dunkler Flecken merklich beeinflusst.

Alle die vorgeführten Tiere waren bei allen Unterschieden, die sie boten, in einem Punkte einander gleich. Sie waren als fertige Subjekte in eine fertige Umwelt hineingesetzt (Reflextiere). Vielleicht gelang es einem oder dem anderen Tier, im Lauf seines Lebens durch wiederholte Erfahrungen seine Umwelt in einzelnen Punkten zu erweitern und dadurch seine Reaktionen zu vervollkommen. Wir können sie in diesem Fall als Erfahrungstiere bezeichnen.

Alle diese Tiere hatten aber auch nichts anderes zu tun, als ihre fertigen Effektoren von Fall zu Fall nach Maßgabe der verschiedenen Reize zu gebrauchen, ohne daß ihnen die Aufgabe gestellt wurde, nun auch ihrerseits einen effektorischen Apparat zu erzeugen.

Es gibt aber eine große Anzahl von Tieren, besonders unter den Insekten (zum Beispiel die Spinnen), die vor die Aufgabe gestellt sind, einen fein durchgebildeten Apparat zu bauen und die daher ihre Effektoren nicht je nach den momentan einwirkenden Reizen gebrauchen können, sondern eine ganz bestimmte vorgeschriebene Reihenfolge von Handlungen unternehmen müssen. Diese Tiere nennt man Instinkttiere.

Die Instinkttiere zeichnen sich dadurch von den Erfahrungstieren aus, daß sie nie etwas durch Erfahrung gewinnen, sondern stets bleibt ihre erste Handlungsreihe die vollkommenste.

Sowohl Reflex- wie die Erfahrungstiere vollführen Handlungsreihen. Diese sind aber durch die Natur der äußeren Gegenstände bedingt. Denken wir zum Beispiel an die besprochene Reaktion der Seeigelzange.

Ober werfen wir einen Blick auf einen kleinen Hundshai, der nach einer toten Sardine sucht. Der Hai ist tagblind und nimmt die Sardine nur mittelst der Nase wahr. Auch hier wirkt der fremde Gegenstand wie drei aufeinander folgende Reize: schwacher chemischer Reiz, starker chemischer Reiz, mechanischer Reiz.

Auf den schwachen Reiz erhebt sich der Hai und schwimmt vorwärts, nun wirkt der Geruch auf die linke Nasenöffnung stärker ein als auf die rechte. Der Hai dreht nach links, schwimmt gerade auf die Beute zu und berührt dabei ab und zu den Boden. Trifft er auf etwas Weiches, so schnappt er zu.

Die Reizreihe ist in diesem Falle schwacher Duft — links, stärkerer Duft — weich.

Sowohl beim Seeigel wie beim Hai sehen wir eine bestimmte Reizreihe auftreten, die durch die objektiv gegebenen Verhältnisse bestimmt ist.

Demgegenüber betrachten wir jetzt das Verhalten eines Instinktieres des von Wasmann beschriebenen Trichterwicklers* oder Lütendrehers der Birke.

Wissen die Leser, wie eine Lüte gedreht oder gerollt wird? Das ist gar nicht so einfach: nehme ich zum Beispiel ein Blatt Papier, das zwei parallele Seiten hat, und beginne es an einer Seite aufzurollen, so wird im Leben keine Lüte daraus, sondern eine Rolle. Erst wenn ich aus der einen Seite einen Halbkreis ausschneide, gelingt es ganz leicht.

Nach dieser Vorbemerkung bitte ich, folgender Schilderung der Tätigkeit eines Instinktieres Aufmerksamkeit zu schenken.

Ein kleiner, nur wenige Millimeter messender Rüsselkäfer macht seinen ersten Ausflug. Er setzt sich auf ein Birkenblatt und beginnt von einer bestimmten Stelle aus unweit des Stieles eine steile S-förmige Linie in das Blatt zu schneiden, die bis zur Mittelrippe führt. Dann schneidet er von der anderen Seite ausgehend eine flache S-förmige Linie, ebenfalls bis zur Mittelrippe durch. Nun beginnt er entlang der ersten Schnittlinie das Blatt aufzurollen, wodurch eine zierliche Lüte entsteht. Dann rollt er die zweite Blatt Hälfte um die erste und legt seine Eier in die nach oben gerichtete Lütenspitze. Endlich verschließt er durch Eindringen der Blattspitze die Lütenöffnung. Dadurch ist eine zierliche wetterfeste Wohnung für die jungen Larven gezimmert, die ihnen zugleich zur Nahrung dient.

Auch hier ist eine durch die Bauart des Birkenblattes mitbestimmte Reizreihe gegeben, aber das Blatt ist nicht allein bestimmend für den Ablauf der Handlungen des Rüsselkäfers. Denn wir sehen, daß das Männchen desselben Käfers auf demselben Birkenblatte ganz gemütlich speist und vielleicht die leckersten Stellen aus sucht, ohne je darauf zu verfallen, so kunst-

* Der Trichterwickler. München 1881, Ushendorff.

volle Linien zu schneiden. Es muß also noch ein innerer Faktor dazukommen, der das Weibchen befähigt, aus dem Birkenblatt eine Lüte zu machen. Diesen inneren Faktor nennt man Instinkt.

Was ist der Instinkt?

Haben wir eine Geheimstruktur im Gehirn anzunehmen, die den ganzen Ablauf der kunstvollen Handlungsreihe bestimmt. Oder haben wir das Instinkttier, auch wenn es alle Organe besitzt, dennoch nicht als ein fertiges Tier anzusehen, bevor auch seine Erzeugnisse oder seine feststehenden Handlungen vollendet sind, welche es, wie die Amöbe ihre Pseudopodien, immer von neuem wiedererzeugt. Sind vielleicht doch bestimmte Gene im Gehirn tätig, die vergängliche Strukturformen entstehen lassen, welche auf die Arbeit der Erregungsreservoirs einen bestimmenden Einfluß ausüben?

Diese Fragen sind noch nicht gelöst. Um aber ein Interesse an diesen Problemen einzuflößen erlaube ich mir die Schilderung eines unserer größten Naturforscher über diese Dinge herzusetzen. Fabre* schreibt: „Eine Bastardwespe, die eifrig für ihre Larve Nahrung herbeizuschaffen bemüht ist, verläßt ihr Erdloch. Sie wird binnen kurzer Frist mit dem Ertrage ihrer Jagd zurückkehren. Den Eingang hat sie vorher aus Sicherheitsrücksichten sorgfältig mit Sand verstopft, den das Insekt, rückwärtsgehend, hineingefegt hat; nichts unterscheidet die verborgene Mündung jetzt von der übrigen sandigen Bodenfläche. Dies bildet jedoch keine Schwierigkeit für den Hautflügler selbst, seine Lür mit unfehlbarer Sicherheit wiederzufinden.“ Nun schildert Fabre seine Versuche, die Wespe irre zu führen, die alle fehlgeschlagen, und fährt dann fort: „Wenige Tage später versuche ich, das Problem unter einem neuen Gesichtspunkte in Angriff zu nehmen. Es handelt sich darum, die unterirdische Galerie der Bastardwespe in ihrer ganzen Ausdehnung bloßzulegen, ohne im übrigen etwas daran zu verändern; dies wird erleichtert durch die geringe Tiefe dieses Ganges unter der Oberfläche, seine nahezu wagerechte Richtung und die schwache Dichtigkeit des Erdreiches, in dem er ausgegraben wurde. Ich hebe einfach die oberen Schichten nach und nach mit einem Messer ab und verwandle so die unterirdische Wohnstätte in eine gerade oder in gekrümmter Form verlaufende Rinne, die, ein paar Dezimeter lang, offen daliegt von dem Punkte an, wo sich das Eingangstor befand, bis zu der Nische am entgegengesetzten Ende, wo die Larve inmitten ihrer Nahrungsmittel liegt. Wie wird sich nun die Mutter bei ihrer Heimkehr verhalten, wenn das frühere Souterrain in vollem Tageslichte, von der Sonne beschienen, vor ihr liegt?

Nach langem Warten wagt sich die Wespe endlich in die Rinne, den Rest des ursprünglichen Ganges hinein und gelangt zuletzt, geleitet von unbe-

* Bilder aus der Insektenwelt. Kosmos. II. Reihe.

stimmten Erinnerungen, vielleicht auch durch den Geruch der Fliegen, die sie früher in die Nische geschleppt hat, bis zu der Stelle, wo die Larve liegt. Hier ist nun die Mutter nach langem, angstvollem Suchen bei ihrem Kinde, allein sie verrät keine Spur von Freude darüber, oder bemüht sich nun eifrig um dieses. Die Bastardwespe erkennt ihre Larve nicht wieder; diese ist für sie ein wertloses Ding, das ihr nur hindernd im Wege liegt. Sie marschirt über den Wurm weg und tritt ihn bei ihrem hastigen Aus- und Eingehen schonungslos mit Füßen. Gegen eine so grobe Behandlung setzt die Larve sich zur Wehr: ich sah sogar, wie eine Larve die Mutter an einem Fuße packte, bis diese sich nach einem lebhaften Kampfe von den scharfen Kiefern losmachte und forteilte. Eine solche widernatürliche Szene wird nur selten zu beobachten sein; in jedem derartigen Falle aber kann man die vollständige Gleichgültigkeit des Hautflüglers gegen seine Nachkommenschaft wahrnehmen und die brutale Geringschätzung, mit der er das ihm hinderliche Würmchen behandelt.

Dieses Verhalten ist lediglich eine Verkettung von Instinkthandlungen, deren eine die andere hervorruft, in einer Reihenfolge, welche die schwerwiegendsten Umstände nicht umzustossen vermögen. Die Bastardwespe sucht nichts anderes als ihre Larve; um aber zu dieser zu gelangen, muß sie in das Erdloch eindringen, und um in diese Galerie zu kommen, ist es für sie unerlässlich, zuerst deren Eingang aufzufinden. Und auf der Suche nach dieser Tür bleibt die Mutter hartnäckig stehen, während vor ihr die Galerie völlig offen daliegt, sammt dem Proviant, den sie eingetragen hat, und der Larve selbst. Ihre Handlungen sind einer Reihe von Echos vergleichbar, von denen eines das andere in einer bestimmten Reihenfolge weckt und von denen das folgende nicht ertönt, wenn das vorhergehende nicht gesprochen hat. Nicht wegen eines Hindernisses, die ganze Wohnung steht ja völlig offen, sondern weil der gewohnte Eingang fehlt, kann die erste Handlung nicht vor sich gehen. Dies genügt, daß auch die folgenden Handlungen unterbleiben; das erste Echo bleibt stumm, und die anderen schweigen gleichfalls. Welch einen Abgrund sehen wir da zwischen der Intelligenz und dem Instinkt kaffen! Mitten durch die Trümmer der in Ruinen liegenden Wohnstätte stürzt die von der Intelligenz geführte Mutter zu ihrem Kinde hin — nur vom Instinkt geleitet, bleibt sie dagegen halsstarrig dort stehen, wo sich früher die Tür befand.“

So weit Fabre. Jedem Unbefangenen wird es einleuchten, daß bei den Instinkthandlungen von einer allmählichen Anpassung an die Außenwelt nicht die Rede sein kann: entweder wird die Handlung nach einer bestimmten Melodie ausgeführt oder sie wird gar nicht ausgeführt. Hier sehen wir das oberste Gesetz des Lebens, die Planmäßigkeit, ganz unmittelbar am Werke.

Zwei Skizzen von Irene Forbes-Mosse

Die Leuchter der Königin

An der Tür der Königsgemächer standen sie. Acht feine, schmalhüftige Geschöpfe. Sie hatten alle die sanfte, bräunliche Haut, die langen Augen ihres Stammes, und in ihrem Bächeln lag die ganze, zitternde Lücke der Sümpfe ihrer Heimat.

In den Händen hielten sie Kerzen, und fürwahr, schönere Kerzenhalter hätte man auch in der Schatzkammer Salomonis nicht gefunden.

Schon viele Stunden wachten sie; und die Nacht war noch jung, ihre Kerzen noch lang. O wie die kleinen Füße brannten; aber sie standen unbewegt. Mit den schmalen Eidechsenaugen starrte jede ins Licht, und das bewegte sich nicht, so leise ging des Mädchens Hauch, so reglos waren seine Hände.

Zwei der Mädchen waren Schwestern, andre hatten sich von Kleinauf gekannt; andre wieder waren aus entfernteren Dörfern, aber alle doch von demselben Stamm, wo die Männer hager und kühn und rachsüchtig, die Frauen schön und schweigsam sind. Früh reifen sie, in einem heißen, plötzlichen Frühling; ihre Kinder tragen sie wie kleine, hartgewickelte Mumien auf dem Rücken und haben nie gelernt, sie zu lieblosen. Später verschwinden sie dann im Dunkel ihrer Behnhütten, verweltet, verachtet

Diese aber waren noch jung, ihre kleinen Brüste stachen fast durch die engen Gewänder, und sie hatten glatte, bräunliche Arme wie Lotosstengel. Schlank waren sie, mit den feinen Knochen, den straffen, bebenden Sehnen edler, schwer zähmbarer Tiere.

Und die Nacht wurde länger, und ihre jungen Glieder stöhnten nach Schlaf.

Der Aufseher der Sklaven steckte den Kopf durch den Vorhang der äußeren Halle; er blickte spähend umher, dann wandte er den Kopf zurück und schien ins Dunkel hinein Befehle zu geben. Nun trat er vor, von zwei Dienern gefolgt, die, ohne aufzublicken, Kissen und Decken an die Erde warfen und eilig ordneten. Alles geschah lautlos und mit größter Schnelligkeit; die Decken glitten wie Rosenblätter auf die glatten Fliesen hin.

Sowie die Männer fortgegangen waren, steckten die Mädchen ihre Kerzen in den geschmiedeten Ring an der Tür und lagerten sich: eine lang ausgestreckt, mit leerem emporgewandten Gesichte, wie Lote auf Flüssen treiben; andre zusammengerollt, mit verschränkten Armen, als herzten sie etwas im Traum: eine kleine Gazelle, irgendetwas vergessenes Spielzeug; eine auch lag auf dem Leib, die Stirn in die Arme gebohrt, wie sich Arbeiter zu Mittag lagern, wo die Steinmauer Schatten wirft auf den Weg.

Und die Kerzen brannten: ein Strahlenbündel, ein zehrender achtfacher Akkord.

Eine einzige Dienerin war an der Tür stehen geblieben. Die Arme hingen ihr an den Seiten herab, doch die Hände waren gespannt, als griffen sie nach etwas, und den Hinterkopf hatte sie zurückgelehnt und fest an die Mauer gedrückt. Sie trug ein durchsichtiges Zeug, düsterblau wie Sommernächte, mit silbrigen Lichtern, wo es den Gliedern auflag.

Die Herrin da drinnen ah, nun war sie wohl selig. Nun war die Türe geschlossen und niemand durfte hinein: die Boten nicht, welche Kunde brachten von Siegen oder Niederlagen, die fremden Gesandten nicht, mit Geschenken und spitzfindigen Verträgen. Und auch die Statthalter, die von Tribut redeten, von Mißwachs und Empörung, vor dieser Tür mußten sie stille stehn. Droben auf den Dächern wandelten die Sterndeuter; aber die Liebenden frugen nicht nach ihrem Spruch.

Drinnen waren die allerweichsten Kissen; ein Springbrunn plätscherte die Luft kühl, böse, glänzende Vögel saßen auf ihren Stangen. Eine schwarzblanke Göttin saß und starrte wie steingewordner Urteilspruch; Scherben mit Räucherwerk dufteten zu ihr auf, ein blutiges Läubchen lag zu ihren Füßen.

Und tiefer hinein gingen der Sklavin Gedanken, durch den Duft von Sandelholz und schmelzendem Wachs aber vor dem letzten Vorhang hielten sie ein, wie von einem Stich getroffen, denn dort, an der Erde, in einer silbernen Mondblase, lag ja das feine, schmiegsame Panzerhemd des Feldherrn, schimmernd, wie eine Schlangenhaut in seichten Gewässern

Herrin! In allen Liebestkünsten wohlbekannt, als verriete ihr irgendein Zauberspiegel, welche Gestalt sie annehmen sollte, um diesen oder jenen zu gewinnen. O sie konnte Schwesterlich sein, wie ein kühlrauschender Baum, mit Schatten und Labung für alle Sehnsucht und Mühsal, und mütterlich wie ein schwerer, fruchtbladener Zweig: da, da, ich hab' es für dich aufgespart Oder auch wie ein Springbrunn, der sich neigt, und perlt und leuchtet, von dem Regenbogenband der Lebenslust durchwunden, und fliehend ausweicht und sich nicht greifen läßt. Einem edlen Pferde konnte sie gleichen, mit schlankem, schauerndem Hals, mit harten, bebenden Beinen: „Sturmwind komm, sei mein Meister, wenn du's wagst!“ — Aber auch ganz weich und reumütig kam sie geschlichen, eine kleine, betrübte Pantherfähe, die die Krallen hinstreckt, daß man sie ihr schneide, denn sie will es gewiß nie, nie wieder tun.

Rätsel konnte sie aufgeben, listig und lauernd; mit den Philosophen diskutieren, die Lider zusammengekniffen, in der schmalen Hand eine Blume, die sie wand und drehte und zerpufte, wie sie die Theorien wand und drehte und in Fasern riß. Zu fremden Herrschern war sie gereist und hatte ihnen

geholfen ihre Gesetzbücher schreiben. Denn das verstand sie. Alle Ungenauigkeit war ihr verhaßt, und auch wenn sie grausam war, geschah's mit Ordnungsliebe.

Nur selten gönnte sie sich weiche Lagen, wenn sie fünf grade sein ließ. Dann ging's wie Honiggeruch von ihr aus: das arme Volk blieb festgeklebt an ihrem Lächeln. Einmal, so wurde erzählt, hatte sie ein kleines elendes Bettlerkind seiner Mutter vom Arm genommen und an der eignen Brust gefäugt; die Mantelspange hatte sich gelöst und sie hatte vor den fremden Heerführern gefessen wie aus Kupfer und Gold getrieben, in ihrer feinen, warmen Nacktheit, ruhevoll wie ein kostbares Gefäß; sie, in deren Mundwinkeln doch die Arglist tausend alter Nilschlangen spielte

Denn sie war nicht mehr jung, diese Frau mit dem geschmeidigen Körper. Da waren so leise Hieroglyphen, an den Schläfen, an den Augen; junge, grausame Augen spürten sie auf. Und bisweilen, wenn die Nacht in einem breiten Sonnenstrahl vor ihr knieten oder tanzten, da merkten sie den hilflosen Ausdruck über das Anlitz der Herrin schlüpfen: „Ja, ihr könnt Zeit verschwenden — könnt im hellsten Sonnenlicht sitzen, ihr Eidechsen“

Die Halle war grau geworden. Es drangen ferne Geräusche an des Mädchens reizbare Ohren. Ein neuer Tag. Müdigkeit? Pah — sie wurde nur immer feiner und beweglicher, ihre Augen nur immer größer und brennender, wenn sie eine Nacht durchwachte.

Die andern dehnten sich auf ihren Polstern. Ein kleiner Gartenjunge schlüpfte herein, Tau und Grasblüten im Haar und einen Korb am Arm.

„Feigen — Feigen!“ rief er heiser.

„Ssss“ machten die Mädchen und blickten furchtsam zur Tür. Aber dann zogen sie ihn zu sich, eine jede wollte Feigen haben, abwechselnd wurde er gekniffen und am Haar gerissen und abgeküßt mit süßen, klebrigen Lippen, die mehr haben wollten; es war ein verstohlnes Raufen wie in einem Nest voll junger Wilbkäsen.

Das Mädchen, welches Wache gestanden, löschte die Kerzen. Ihr Gesicht war auch erloschen; Haß und Liebe gingen schlafen; ein neuer Tag fing an; sie fühlte ihre Wangen ganz grau.

„Feigen — Feigen,“ rief ihr der Kleine ins Ohr. Sie hatte die Arme erhoben und nestelte an ihrem Haar. „Geh weg, Dionys, was schreist du hier am frühen Morgen“ — sagte sie verdrießlich. „Ach du stachliges Ding,“ sagte der Kleine, „war ich nicht sonst dein Herzensdieb, dein kleiner Traubensuchts? Was ist dir für ein Wind in die Krone gefahren? Wart, ich hab dir ein schönes Haarband mitgebracht.“ Er fuhr mit der Hand auf den Grund des Korbes und brachte eine kleine bläuliche Schlange hervor. Die Mädchen schrien auf; aber jene, die gewacht hatte, nahm das Tier, das sich

sofort in zart-schillernder Spirale an ihrem Arme festwand. Fast schmeichelnd ging ihr Blick den Windungen nach. „Komm, schön Schwesterchen,“ schienen die beiden einander zu sagen.

Der Knabe hatte die verstreuten Weinblätter in seinen Korb gepackt: „Gib mir das Tier zurück,“ sagte er ungeduldig, „ich muß laufen, wenn der Aufseher kommt, gibt es Schläge.“ Aber das Mädchen gab die Schlange noch nicht her. „Sie ist glatt und fein und wechselt die Farbe bei jeder Windung gleicht sie nicht unserer königlichen Frau? Ich meine, sie sollte ihr wohlgefallen; ich meine“ — und ein Lächeln kam und ging in ihren Wangengrübchen, als gälte es dort Untiefen zu erleuchten — „ich meine, es müßte unserer Königin wohl anstehen, solch schillerndes Geschmeide zu tragen am Hals oder an der Brust, ja doch, festgebissen an der Brust.“ Und sie lachte auf und riß sich die Schlange vom Arm und warf sie dem Knaben in den Korb zurück.

Dann knüpfte sie den Zipfel ihres Schleiers um die erloschenen Kerzen und legte sich das Gebind über die Schulter.

„Kommt nun,“ sagte sie gemessen, „es ist Zeit, der Jungvermählten das Bad zu richten.“

Der Günstling

Nachdem die Gräfin Rhoben, das Fräulein von Dieveneck und die dem Haushalt der jungen Herzogin zuerteilten Kammerfrauen derselben eine tiefe Reverenz gemacht, welche von der Neuvermählten in ihrem großen, von Seide und Federbüschen überdachten Bett durch ein unbehagliches und darum hochmütig wirkendes Nicken erwidert wurde, blieb Ihre Hoheit allein.

Dieses Gemach, in welchem sie nun zum ersten Male ruhte, wirkte beklemmend, und wenn man bei Betreten desselben der hochgeborenen Frauen gedachte, die alle, nach altem Brauche, hier ihre Brautnacht verlebte hatten, so war es wie Gespenster, aus sammetverbrämten Särgen auferstanden, daß man sie, blaß und warnend, umhergehen sah. Aber jung und warm und lebensdurstig, nein, das ging hier nicht an.

Ihre Hoheit dehnte die kleinen, brennenden Füße, die den ganzen, langen Hochzeitstag so schrecklich weh getan. Gott, sie war auch so furchtbar erschauert gewesen, und das Bewußtsein davon, unter all den neugierigen Blicken, hatte ihre runden, ach zu runden Wangen immer heißer und röter werden lassen. Aber das wurde jetzt besser, in der Dunkelheit.

Sie war ein wenig eingebuselt; nun fuhr sie wieder auf. Ihr Herz klopfte so rasch: es war doch etwas Erstickendes mit all dem Damast an den Wänden; wenn man nur ein Fenster öffnen könnte! Wie lange lag sie wohl schon da? Diese kleine Dieveneck war eigentlich niedlich, mit amüsanten Augen, so ein bißchen chinesisches. Ja, aber auf Freundschaften

mußte sie hier wohl verzichten. „Sei recht vorsichtig“ — das war der Rehrreim aller Ermahnungen gewesen bis zum letzten Augenblicke, als sie das töchterreiche Schloß ihrer Eltern verließ.

Sie seufzte, so tief es ihre durch rechtzeitiges Schnüren wohlerzogene Lunge vermochte, und wollte sich eben etwas anders legen, denn die große Seidenrolle knirschte so ärgerlich unter ihrem Genick, als sie auf dem Kies unter den Fenstern Pferdegetrappel und leises Sprechen vernahm. Sie stützte sich auf den Ellbogen und zog die Knie ein wenig an, ihre fein gezeichneten Brauen hoben sich, strebten einander zu, wie zarte, zuckende Fühlhörner: das war ja ihres Veters, ihres jungen Gemahls Stimme, sie hatte ihn gleich erkannt; und jene andre, tiefere auch, die ihr unlieb war wie mit der Hand über Sammet zu streichen. Noch einen Augenblick, dann trabten die Pferde davon, erst weich klingend über den Kies, als ob bei jedem Schritt ein Beutel voll Silber leise aufschlüge, dann sacht dröhnend: ja, sie ritten über die Brücke, die zur Allee führt.

Plötzlich war sie aus dem Bett geglitten und rannte auf schmerzenden Füßen den Fenstern zu. Sie griff in den schweren Damast, der Geruch alter Seide fuhr ihr ins Näschen, sie blickte hinaus in die fremde, nächtliche Welt.

Gradaus, mitten in der Allee, zwischen den Platanen, die weißgefleckt im Monde standen, sah sie zwei Reiter. Dort war die Erde mit kurzem, moosigem Rasen bedeckt, wie mit einem Fell; geisterhaft, ohne einen Laut, konnte man darüber wegtraben, das mußte sie und sie sah, wie die Reiter kleiner wurden, undeutlicher, bis sie ihren Augen ganz verloren gingen, in den weißen Dunst hinein, zwischen den Bäumen. Ja, oder wars, weil sie ein bißchen kurzsichtig war?

Sie ließ den Vorhang fallen, sie tappte sich zurück in ihr großes Bett; es war ganz kalt, sie lag erst starr, und nur langsam, nicht auf einmal, fing sie an zu weinen, lautlos und ergiebig, weinte über die erste, schwere Kränkung ihres Lebens

Es hatte sich aber begeben, daß der junge Herzog, als er, von Wein erhitzt und der hergebrachten, platten Wiße seiner Vetter überdrüssig, sich zurückzog für die Nacht, auf der Treppe mit dem Stallmeister, Herrn von Holz, zusammentraf, dessen Blick er den ganzen Tag wie eine weiche Last im Nacken gespürt hatte. Derselbe stellte sich ehrfürchtig an die Wand, um den Gebieter vorbeizulassen, sah denselben auch gar nicht an, sondern blickte bescheiden auf die Spitzen seiner tadellos sitzenden Reiterstiefel. Vielleicht war aber doch ein leichtes, mitleidiges Zucken unter seinem röthlichen Schnurrbart gewesen, genug, der Herzog fühlte sich genötigt, ihm zu winken und dann, noch im Vorzimmer seiner Privatgemächer, wo die wartenden Lakaien lautlos auseinanderstoben, dem ergebenen Diener und Vertrauten klarzu-

machen, daß er sein eigener Herr, daß von Zwang oder Überredung keine Rede sei, daß ihm diese gespreizte Wichtigtuerei wegen der Erbfolge nur lächerlich dünke, und das Geschwätz scheinheiliger Hofprediger erst recht; und daß, wenn er auch seiner Mutter zu Gefallen die kleine Kusine mit dem spitzen Kinn zum Altar geführt, und es ja vielleicht auch das Vernünftigste gewesen sei, er sich seine Freiheit, seine Freude am Augenblicke nicht rauben lassen, sondern sie erst recht mit Argwohn, wie ein verbrieftes Recht, behüten würde. Das möchten sich auch seine Untertanen gesagt sein lassen, nun er großjährig sei, ob er auch oft Langmut walten ließe, wo andere mit Strenge und Gerechtigkeit vorgingen — ihm sei nun einmal dies zu Gerichtssitzen und dieser unnatürliche Abstand zwischen Herrscher und Volk ein Greuel — aber zu toll dürften sie's auch nicht treiben, und bei Übergriffen, da knackte etwas in ihm, da sei er fähig, ohne das geringste Bedenken seinem Gegner das Genick zu brechen

Dies alles von kurzen, etwas harten Handgebärden begleitet, wie sie lebhaften, unreifen Menschen eigen sind, die schon nach vielem zu greifen gelernt, aber noch keine Zeit hatten, sich im Halten zu üben.

Vom Stallmeister gefolgt, war er sodann in seine Gemächer gegangen, um nach kurzer Zeit, gestiefelt und im dunklen Reitermantel, herauszukommen. Durch Seitengänge, eine Wendeltreppe hinab, schritten die beiden den Ställen zu.

Dieser warme Pferbedunst, als sie eintraten, hatte etwas Berausches. Hunde fuhren knurrend aus dem Stroh, Stallknechte schnarchten in finstern Ecken, von Herrn von Holks leiszgrollender Stimme zurückgeschreckt, wenn sie schlaftrunken herbeitaumelten, Strohhalm im Haar, rot und zwinkernd unter den tiefhängenden Laternen.

Zwei Pferde standen bereit, gesattelt, mit den Köpfen nach vorn gestellt, mit dem tiefen, abenteuerlichen Licht in den Augen, das edlen Pferden in der Nacht zu eigen ist. Sie wieherten gedämpft, verstehend, als der Stallmeister in ihre Nähe kam.

„Du hattest schon satteln lassen, Holt?“ sagte der junge Herzog, und eine kleine Wolke ging über sein Gesicht.

„Eurer Hoheit Wünsche sollen stets rasch in Erfüllung gehen, soweit sie in mein Departement gehören,“ erwiderte der Stallmeister; und wieder legte sich sein Blick wie ein weicher, lastender Druck auf des Herzogs Genick, auf seine Arme und hastigen Hände, die eben am Kopfzeug des Pferdes nestelten.

„Ja,“ sagte der Herzog und lachte ein bißchen schrill, „Wünsche darf man nicht kalt werden lassen.“

Auf einen leisen Ruf des Stallmeisters kam ein Stalljunge mit krausblondem Kinderkopf auf dem Nacken eines jungen Gladiators herbei, und

führte das Pferd des Stallmeisters, der selber mit dem seines Herrn voranging, ins Freie. Wieder fuhr ein Hund aus einer Ecke hervor, Gestalten richteten sich im Stroh auf, sanken wieder hinein in die Dunkelheit, das Rascheln, das leise Klirren, der warme, beißende Geruch blieben zurück.

Herr von Holt hielt dem Herzog den Bügel, dann sprang er selbst auf, der junge Stallbursche reichte ihm die Peitsche und blieb ganz starr und weiß im Mondlicht stehn und blickte ihnen nach, mit weichem Mund, mit überwachen, strahlenden Augen. Sacht ritten die beiden über den kiesbedeckten Hof. Die Fenster der jungen Herzogin glänzten. Da gab der eine sich einen Ruck. „Eine Stunde, Stallmeister,“ sagte der Herzog, und seine knabenhafte Stimme klang dunstig in all dem Tau und der schwimmenden Klarheit.

„Alle Stunden meines Lebens, so lang und soweit Eure Hoheit befiehlt,“ sagte der Mann und grüßte. Und dieser stolzweiche Gruß war wie die Liebkosung einer Hand, die sehr leicht sein kann, weil sie sehr stark ist.

So ritten sie davon, über den tiefen Kies, daß es klang wie ein Beutel voll Silber, der leise aufschlägt bei jedem Schritt, und dann, sacht dröhnend, über die Brücke, und weiter, nun fast ohne Widerhall, in schnellerem Tempo, über den Sammet der Allee, zwischen den großen, fleckigen Platanen, hinein in die weiße, schwimmende Ferne.

Tullia d'Aragona

Eine Kurtisane der Renaissance

von Emil Schaeffer

Anno salutis MDXIX. Vor den weitgeöffneten drei Pforten der Kirche von Santa Maria sopra Minerva stauten sich die Römer, in atemloser Neugier auf das mittlere Portal starrend, durch das vier Kleriker eine mit goldenen und purpurnen Decken geschmückte Bahre trugen. Hinter ihr schritten Kardinäle und Bischöfe, apostolische Notare und Pronotare einher, die Gesandten der Stadt Florenz, die Oratoren der erlauchten Republik Venedig, die Vertreter kaiserlicher Majestät und des Allerchristlichsten Königs. Den letzten Kavaliern dieses vornehmen Geleites drängte ungestüm die Menge nach, den vom Dunste der tausend knisternden Pechfackeln durchschwelten Riesendom so schnell füllend, daß die Schweizer Landsknechte Mühe hatten, die stürmende Masse von dem Katafalk mit dem Sarge fernzuhalten. Während die Orgel zu brausen begann, flüsterte ein deutscher Pilger, der, eben am Liber angelangt, halb wider Willen von dem tobenden Schwarm in die Kirche gezogen worden war, zu seinem Nachbarn: „Verzeiht die Frage, wem gilt diese Totenfeier?“ Erstaunt blickte der Römer den Fremden an: „Habet Ihr noch niemals von Luigi d'Aragona gehört, dem Enkel des Königs von Neapel, dem reichsten Fürsten der Kirche?“ Der Nordländer nickte bejahend. „Bierundzwanzigtausend Dukaten waren seine Einkünfte, denkt nur!“ — fuhr der Römer fort, — „war er doch Abt von Chiaravalle, Bischof von Aversa, Erzbischof von Otranto und Lecce, Kardinal von Santa Maria in Cosmedin, und habet Ihr nie vernommen, daß ihn Papst Julius gesegneten Andenkens zum Könige von Neapel machen wollte? Doch still! Lauschet den trefflichsten Kehlen Italiens! Claudio de' Alessandri und Andrea di Silon werden singen . . .“.

So bestattete man den Vater

Anno salutis MDLVI. In ein Seitentor der Kirche des heiligen Augustin schleppen verummumte Kuttenträger der Genossenschaft vom heiligen Kreuze einen nackten Sarg, dem nur drei Menschen folgten: der Gastwirt Matteo Moretti, in dessen Herberge die Tote ihre letzte Zuflucht gefunden hatte, seine Gattin Lukrezia und die einzige Magd der Verbliebenen. Arme Leute werden schnell begraben; bald konnten die Drei durch menschenleere, in miternächtiges Dunkel gehüllte Straßen wieder den Heimweg antreten. Matteo brach zuerst das Schweigen: „Nun muß sich die Signora Tullia daran gewöhnen, allein zu schlafen. Wie ihr das gefallen mag?“ „Schweig', Matteo, rede nicht so unchristlich, wo die Ärmste uns doch in ihrem Testament bedacht hat, so gut sie's konnte! Wenn man bedenkt, wie reich sie einmal war und in welchem

„Ist sie gestorben ist!“ Signor Matteo zuckte die Achseln. „Solches Volk denkt eben nie ans Ende. Sie hätte sich schon etwas ersparen können; denn wahrhaftig, einmal ist sie die teuerste Kurtisane von ganz Italien gewesen!“ Lukrezia seufzte: „Und noch dazu die Tochter der reichsten Eminenz und Enkelin eines Königs!“ Lautes Lachen unterbrach sie: „Euch Weibern kann man vorlügen was man will Kardinalstochter, . . . Prinzessin, . . . diese alte Gott verzeih mir! Und ihre Gedichte! Hat sie die etwa auch allein gemacht? Aber dabei fällt mir ein, geh doch morgen zu Francini, dem Tröbler! Sie hat ja eine Menge Bücher hinterlassen und was soll uns der Plunder? Vielleicht gibt er einen Scudo dafür.“ . . .

So verscharrte man die Tochter

War sie's wirklich? Floss in den Adern der römischen Kurtisane Lullia d'Aragona das erlauchte Blut der Herrscher von Neapel und Hispanien? Sie selbst hat es geglaubt oder wenigstens bis zum letzten Atemzuge die Rolle der natürlichen Prinzessin aufs Glänzendste gemimt; hat, wenn die Lebenskomödie pathetisch wurde, um die vielbesungenen weißen Schultern stets mit effektvoller Gebärde den Königsmantel geschlagen. Und die anderen? Außer ein paar Skribenten, denen die Partie des schimpfenden Thersites besser behagte als die eines zehnten oder zwanzigsten Liebhabers der Lullia d'Aragona, haben ihr alle gern geglaubt. Die Literaten, denen sie sich als Kollegin gab und die Lullia, der Dichterin, Weihrauchopfer brachten, um Lullia, die Kurtisane zu gewinnen, beugten mit gut gespielter Verehrung ihr Knie vor der Fürstentochter. Die zahlungsfähigen Bourgeois imponierten sich gewaltig, wenn sie mit einem goldenen Schlüssel die Pforte zu Lullias Schlafgemach entriegeln durften, „und liefen ihr nach“ — wie der treffliche Menschenkenner Aricino spottete, — „um sich zu adeln“. Und die echt geborenen Nobili endlich, die wirklichen Aristokraten? Sollten sie der Tochter einer ferraresischen Hetäre nicht den seligen Kardinal von Aragonien zum Vater gönnen oder sich vielleicht wegen dieser Marotte mit der reizenden Lullia verzanken? Gab es doch im ganzen großen Rom keine Kurtisane, die man ihr vergleichen durfte. Nicht wegen ihres philosophischen Wissens und ihrer Kenntnis des Lateinischen; denn auch die Camilla Porzia zitierte Ovid und Horaz, die Squarcina verstand Griechisch und die Nicolosa las sogar hebräische Psalmen! Aber wie raffiniert wußte sich diese Lullia nicht anzuziehen! Ganz ehrbar, gar nicht auffallend und doch — begegnete man ihr auf der Straße, so hämmerte einem das Blut in den Schläfen! Und erst in Lullias Haus! Die Padrona erlaubte jede Freiheit und trotzdem atmete man in einer guten geistigen Atmosphäre, war sicher, zu jeder Tageszeit kluge und interessante Menschen zu treffen; Lullia lenkte die Konversation, und wenn sie beim fröhlichen Wortgeplänkel einen leisen Hieb versetzte oder Angriffe mit unendlicher Grazie parierte, wie lustig flackerten dann unter dem blinkenden Goldhaar ihre großen, dunkel brennenden Augen! Sang

sie gar mit wunderweicher Stimme zärtlich Lieder zur Laute, „dann schmolzen alle Herzen in keuschem Begehren, dann war sie eine andere Kleopatra, lockte die Seelen der Lauschenden, und alle fielen ihr zur Beute.“ Nein, diese Göttin in Menschengestalt besaß keine Rivalin unter den Lebenden! Mehr noch! Derselbe Zufall, der hundert Dramen des Sophokles vernichtete, hat uns einen Schriftsack aufbewahrt, worin zu lesen, daß sechs adelige Jünglinge „nach dem Brauche der alten und ruhmvollen Ritter jedermann zum Kampfe herausfordern, der sich erdreistete zu behaupten, ein weibliches Wesen, der hochedlen Signora Lullia vergleichbar, habe in alten Zeiten bereits gelebt oder könnte in einem künftigen Jahrhundert geboren werden“ . . .

Plötzlich aber verließ Lullia fluchtartig ihren Minnehof, seine Paladine und Troubadoure, und ihr Todfeind, der Dichter Giralbi, der ihr wünscht, „zerstreuen von der unheilbaren Krankheit in einem Spittel zu verrecken“, berichtet mit viel Behagen das „Warum“: Sie verkaufte sich einem reichen Deutschen, der „als ein Berg des Schmutzes“ allen Römern verächtlich war. Diese Sünde gegen den guten Geschmack machte sie den Quiriten so widerwärtig, daß ihr Haus verödete und Lullia es für geraten hielt, aus Rom zu verschwinden. Mochte dies nun wahr sein oder eine boshafte Novelle, — jedenfalls verlegte Lullia die Stätte ihrer Triumphe nach Venedig, das, ebenso wie Rom, damals ein Paradies für ihresgleichen, eine „terra da donna“ war. Bald wurde auch an den Lagunen ihr Haus das Refugium für die „Intellektuellen“; schöngeistige Patrizier „unterhielten sich mit seiner Herrin über Poesie und Philosophie“, Bernardo Tasso, der minder begabte Vater eines Genies, widmete ihr verliebte Reime, von denen sich Lullia die Unsterblichkeit erhoffte, und Sperone Speroni, der Literaturpapst Venedigs, erwies der Kurtisane eine Ehrung, die tausend Gelehrte vergeblich anstrebten: In einem damals vielbewunderten Dialoge, der heute wie Trionfal wirkt, läßt er Lullia an einem Gespräche über „freie Liebe zwischen freien Menschen“ teilnehmen und schenkte ihr dadurch ein Berühmtheits-Kapital, das die Kardinalstochter, die sich auf Reklame verstand, sehr geschickt zu verzinsen mußte.

Aber seinen vollsten Glanz erreichte Lullias Gestirn, das sich noch immer in der Aszendenz befand, erst in Ferrara, wo gerade zur Zeit ihrer Ankunft eine nicht minder gefeierte Römerin von freilich sehr anderer Wesensart zu Besuch weilte — Vittoria Colonna. Nun ereignete sich am Po, was allerorten zu allen Zeiten geschah, seit der trojanische Prinz den goldenen Apfel der Liebesgöttin gereicht hatte: man verehrte Juno und begehrte Venus, man küßte respektvoll das Barett vor der strengen Hoheit Vittorias und schmachtete unter den Fenstern der Lullia, „die Gott als Sonne schuf, während er die Marchesa di Pescara zum Monde machte“. Daß jedoch Sonnen bloß den Augen, nicht aber den Wünschen der Sterblichen erreichbar sind, mußte, wie ein amüsanter Brief aus jenen Tagen erzählt, zu seinem großen Schaden ein junger Edelmann

erfahren, „dessen Namen um der Ehre seiner Familie willen verschwiegen bleibe“. Umsonst hoffte dieser Jüngling, Tullia, die den Spleen hatte, in Ferrara für keusch zu gelten, „durch goldene Geschmeide und Perlenketten von hohem Werte“ sich gefügig zu machen. Ihr hartnäckiges Sprödetum entfachte, was vielleicht nur Degierde gewesen, zur unlöslichen Blut, und der Mabile warb in geziemenden Worten um die Hand der Kurtisane. Aber die Tochter des Kardinals von Aragonien „war nicht nach Ferrara gekommen, um einen Hausstand zu gründen, sondern um wieder nach Rom zurückzukehren“. Da verschaffte sich der Verschmähte eines Abends listigerweise Zutritt bei der Geliebten, und das Spiel begann von Neuem. Tullia erklärte ihm endlich rund heraus, sie wolle ihn weder zum Freunde noch zum Gatten, und der abgewiesene Freier stieß vor ihren Augen sich den Dolch ins Herz. Aber „die Gottheit, die über Loren und Berrückte wacht, sorgte dafür, daß er sich nur eine geringfügige und gar nicht tiefgehende Wunde beibrachte“. Tullia verlor keinen Augenblick ihre Seelenruhe, rief Mägde und Diener, und als der Blutende, noch immer von Ehe fahelnd, nicht vom Plage wich, bedachte sie den Ärmsten mit folgender Standrede: „Wenn Ihr nicht weicht und gegen meinen ausdrücklichen Willen in meinem Hause weilet, so schwöre ich Euch bei meinem königlichen Geblüt, daß ich, sobald nur der Morgen graut, zu des Herzogs Hoheit gehen werde, um Klage zu führen gegen Eure maßlose Zudringlichkeit, und ich bin gewiß, seine Herrlichkeit wird nicht zulassen, daß jemand, den ich niemals beleidigt habe, mir solchen Schimpf antun darf“. Als den „Wahnsinnigen“ selbst diese Drohung nicht vertreiben konnte, ließ sie ihn, kurz entschlossen, durch ihr Personal in ein Kämmerlein sperren, „sandte dann um einen ihrer Freunde, einen tüchtigen Soldaten . . . und der leistete ihr Gesellschaft bis zum nächsten Morgen.“

Tullia verschmähte es, in einem Palaste Ferraras als Herrin zu schalten: Zwängte jene Verachtung, die alle zum Kurtisanentum Geborenen gegen einen „Erretter“ hegen, das entscheidende „Nein“ auf ihre Lippen, empfand die gute Schauspielerin einen Degout vor dieser jämmerlich inszenierten Selbstmordkomödie, lauerte sie auf ein noch edleres Wild, das sich im Fangnetz verstricken sollte? Vielleicht . . . vielleicht auch nicht; für gewiß bleibt nur, daß sie einen Edelmann verschmähte, der ihr ein Vermögen und den Prunk seines Wappens zu Füßen legte, um in Siena, wenige Jahre später, einen Menschen zu heiraten, mit dem sie wahrscheinlich nie das Lager teilte und dessen Namen wir nur ein einziges Mal dem ihren gesellt finden, — im Ehekontrakt. Aus Geschäftspolitik hat sie Notar und Priester bemüht; denn über verheiratete Frauen stand der Sittenpolizei Sienas keine Macht zu. Tullia, die Gattin des Silvestro Guicciardi, durfte in jeder Straße wohnen, sich nach Gurdünken kleiden und ihre Feinde, die sie als Kurtisane dem Rat denunziert hatten, mit ihrem hellsten Richern verspotten.

Trotzdem lebte sich nicht angenehm in Siena. Den Musen war hier kein gastliches Heim bereitet, die engen Straßen dieser Stadt, die nicht umsonst das Bild einer Wölfin zum Wahrzeichen hatte, erdröhnten vom Schreien und Toben der Partekämpfe, und als die Reihe des Geschlagenwerdens an die Faktion kam, zu der Tullias Freunde gehörten, floh sie „mit wenig Habseligkeiten und in schlechter Verfassung des Körpers und der Seele“ nach Florenz, wo das Häfcher- und Sbirrenregiment Cosimos de' Medici dafür sorgte, daß seine Untertanen sich weniger für Angelegenheiten des Staates als für literarische Probleme interessierten. Als Tullia, natürlich ohne den Gatten, nach Florenz kam, herrschte dort in unbeschränkter Machtfülle auf allen Feldern der Gelehrsamkeit und schönen Literatur der Dichter, Historiker und Philologe Benedetto Varchi. Die Fremde erkannte bald, daß sie ohne die Gunst des Allgewaltigen, „dem jeder Mann von Bildung seine Aufwartung machte“, keine gesellschaftliche Stellung in ihrem neuen Domizil erobern konnte. Aber Messer Benedetto saß, verärgert durch einen Prozeß, auf seinem Landgute, weit vor den Toren der undankbaren Stadt, deren Richter ihn zu einer empörend hohen Geldstrafe verurteilt hatten, und Tullia mußte warten, bis die Zorneswolken das Haupt des Achilles der Florentiner Akademiker nicht mehr umschatteten. Inzwischen sandte sie respektvolle Sonettengrüße in Varchis Billeneinsamkeit, und als er endlich wiederkam, fanden sich der bereits ergrauende Gelehrte und Tullia rasch zu einem Liebesbunde, den beide ihrem literarischen Renommee schuldig zu sein glaubten. Sie wechselten glühende Verse, die bestimmt waren, von ganz Italien gelesen zu werden, hin und her gingen die zärtlichen Brieflein, und wenn dem mehr als vierzigjährigen Damon seine auch nicht mehr ganz junge Phyllis gestand, „ich schreibe ohne Seele, denn die habet Ihr; ohne Herz, denn das weilet bei Euch, . . .“, so mußte der berühmte Mann, — vielleicht eben weil er's war — über eine beneidenswerte Eitelkeit verfügen, um solche, — von einer Tullia geschriebenen — Sätze mit ernst bleibender Miene lesen zu können. Die Florentiner spöttelten zuerst über das schäferliche Tun der beiden, die einander mit Lauben und Wasserflaschen, mit Pflaumen und Salzfüßern beschenkten; doch als ihr Lächeln zum Lachen wurde, gab Messer Benedetto, vielleicht nicht ungern, in einem Sonett, das die Klatschereien des Pöbels beklagt, seine Demission als Liebhaber, um fortan nur mehr der Dichterin als literarischer Beirat zur Seite zu stehen. Tullia wird nicht untröstlich gewesen sein; war doch erreicht, wozu sie der Autorität Varchis bedurfte, — nun konnte er gehen.

Wiederum hatte sie, um ihre eigenen bescheidenen Worte anzuführen, „ihr Haus zu einer weitberühmten und gefeierten Akademie gestaltet, deren Besucher, edle Herren und Schriftsteller, Fürsten und Kardinäle, Tullia rühmen und preisen wegen der seltenen, mehr noch wegen der

einzigartigen Gaben ihres hochedlen und anmutvollen Geistes". Die Florentiner freilich ließen die Präsidentin dieser sonderbaren Akademie nur als eine „Gelehrten-Kurtisane“ gelten, die gerade jetzt nicht allzu glimpflich daran gemahnt werden sollte, daß nur Schmeichler in Lullia d'Aragona keine Dirne sahen: Cosimo der Erste hatte ein Reskript über die „Gewandung der Männer und Frauen“ erlassen, worin ein Passus lautete: „Die öffentlichen Dirnen sind verhalten, auf ihrem Haupte und zwar an einer für jedermann sichtbaren Stelle einen Schleier oder irgend einen Stoff zu tragen, dessen Saum einen Daumen breit und von Gold oder einer anderen gelben Farbe sein muß, damit man solche Weiber von den anständigen und ehrenhaften Frauen unterscheiden könne.“

Daß man die Muse eines Benedetto Barchi, die Urenkelin eines Königs von Neapel zu jenen Unglücklichen zählen würde, denen die herzogliche Verfügung „eine Pön von zehn goldenen Scudi für jeden Fall des Ungehorsames androhte“, daran dachte Lullia keinen Augenblick. Wie mußte ihr da zumute werden, als sie vom Magistrat den bündigen Befehl erhielt, ihre Toilette mit der Vorschrift des Herzogs in Einklang zu bringen! . . . Den gelben Schleier nehmen, . . . auf alles Künstertum verzichten, . . . mit eigener Hand sich ins Verzeichnis der öffentlichen Dirnen eintragen, . . . sich gleichstellen und gleichgestellt werden den Weibern der Gasse und der Gasse? . . . Unmöglich! . . . Niemals! . . . Und mit jenem sicheren Sinn für alles Abenteuerliche im großen Stile, der mehr als ihr Abelsprädikat diese Hetäre vor den Tausenden der Berufsgenossinnen auszeichnete, betrat Lullia den einzigen Weg, der sie nicht allein aus jeglicher Fährnis heraus, sondern sogar zu Rang und Ehren führen konnte. Barchi mußte ihr ein demütiges Bittschreiben aufsetzen, Lullia fügte dazu ihre eigenen Verse, all' die sorgsam aufbewahrten Reime, in denen Italiens Dichter ihr als einer Schwester in Apollo huldigten, und ließ dies stattliche Konvolut ehrfürchtig der Gattin Cosimos überreichen. Und das Wunderbare geschah! Die Gebieterin über Toskana, die stolzeste nicht nur, sondern auch die keuscheste Frau ihres Landes, Donna Eleonora di Toledo aus dem Geschlechte der Herzöge von Alba und der alten Könige von Castilien, — sie ließ von einer Lullia d'Aragona sich Reime widmen, und noch bewahrt das Florentiner Staatsarchiv das Gnadengesuch der Kurtisane mit dem eigenhändigen Randvermerk des Medici: „Fasselli gratia per poetessa“, „Gewährt, weil sie eine Dichterin ist!“

Der amtliche Bescheid auf Lullias Eingabe hat ihr ein seltenes Talent für Poesie und Philosophie zugesprochen und besäßen wir nur die Verse ihrer Freunde, wir müßten Lullia nicht bloß für eine Mariengleiche, vom inneren Leuchten der Heiligkeit strahlende Frau, sondern auch für die hehrste Tochter Kalliopens halten. Aber zum Schaden für Lullias Glorienschein

sind ihre Werke nicht zugrunde gegangen. Wir besitzen noch ihren konfusen, mit Bildungsflöskeln grell aufgepußten Dialog „Über die Unendlichkeit der Liebe“, an dem das einzig Interessante der Kontrast zwischen der mystischen Blut dieses Titels und der pedantischen Silbenstecherei des Inhaltes ist. Wir kennen das nach einem spanischen Roman bearbeitete Epos „Il Meschino e il Guerino“, durch dessen Ottaverime-Gestrüpp sich nur ein Philologe hindurchzukämpfen vermag, und haben endlich ihre Sonette, die „den Ruhm ihres Namens der Welt erhalten sollten“. So hoffte Tullia, so schworen ihre Freunde; aber heute, wo Tullias Frauenreize uns nicht mehr verwirren, können wir die „Dichterin“ nur eine leidlich geschickte Verfemacherin heißen, die ihre literarische Existenz vom reichen Erbe Petrarcas bestritt. Fast immer scheint der Reim eher dagewesen zu sein als die Empfindung, vergebens suchen wir in den meisten Sonetten nach der Fähigkeit, das individuelle Erlebnis durch eine individuelle Ausdrucksform zu objektivieren. Die Tragik ihres Daseins war, daß Tullia königlich einherschritt als Priesterin des delphischen Gottes und dabei mit einem Lächeln, das allen alles verhiß, um Kundschaft buhlte, daß die keusche Gewandung einer Priesterin den feilen Körper einer Kurtisane durchscheinen ließ. Die Verse jedoch verraten nichts vom Zwiespalt ihrer Seele. Im Dialoge Speronis findet Tullia melancholische Worte für das Elend der Kurtisanen, ihr eigenes Dichten aber war kein Ventil für den Kummer ihres Daseins; gelassen slicht sie schönklingende Worte zu schönklingenden Reimen, die, süßlich und temperamentlos zugleich, ebensogut wie von einer Hetäre auch von einer Äbtissin verfaßt sein könnten. Also Literatur? Ja. Mit Ausnahme freilich von acht, an einen jungen Florentiner Blondkopf gerichteten Sonetten, in dessen Armen die vierzigjährige Tullia zum ersten Male empfand, daß Liebe und Leidenschaft bisweilen mehr sind als Deklamationsthemata, und lediglich wegen dieser acht „Erlebten Gedichte“, die sich zu den vielen anderen verhalten wie eine Sturzwelle zu einem Wiesenbächlein, darf die Nachwelt als letzte Instanz ihr „Placet“ unter das Urteil des ersten Cosimo setzen.

Wir lesen in diesen Reimen, wie Tullia, die „noch“ immer schöne Tullia, mit jagender Scheu um den jungen Pietro Manelli wirbt, der gelassen hin- nimmt, was — vor einem Dezennium freilich — der ferraresische Nobile auf seinen Knien umsonst erbettelte; wie es den Jüngling eine kurze Weile amü- siert, die vielgefeierte Tullia zur Geliebten zu haben, und wie er, ihrer all- mählich schwindenden Reize müde, sich von der Verzweifelnden abwendet, wie auch Tullia d'Aragona die Tragödie der alternden Amoureuse seit den Tagen der Sappho bis zur Marschallin des „Rosenkavalier“ erdulden mußte. Aber auch von jener anderen Krankheit, der ältliche Sünderinnen selten entfliehen, wurde Tullia, wahrscheinlich nach dem Bruche mit Pietro,

befallen: sie wandte ihr Auge dem himmlischen Bräutigam zu, sie wurde fromm. Mit heftigen Sätzen weist die Kurtisane in der Vorrede zu ihrem Epos den armen toten Boccaccio wegen seiner schmutzigen Histörchen zu recht; dankt dem lieben Gott, daß er, ob schon ihr Körper noch in frischer Jugendlichkeit prange, ihre Seele mit dem Lichte des Heils erleuchtet habe, und schwört, allen Frauen und Männern den Weg der Gnade zu weisen. Aber wie das bisweilen so geht, sie strauchelte auf der dornenvollen Bahn zur Tugend und entwich aus Florenz nach Rom, weil es ihr peinlich sein mochte, ein Knäblein, das sie, von wem wissen wir nicht, am Ende ihrer Liebeskarriere dort empfangen hatte, umgeben von Dichtern und Gelehrten zur Welt zu bringen.

Und nun verläuft ihr Lebenspfad, den ohnehin bloß ein paar Briefe, Novellen oder amtliche Urkunden mit spärlichem Schimmern erleuchten, vollends im Dunkel, das nur zwei Tatsachen mit kurzem, aber erbarmungslos grellem Lichte erhellen. Im Jahre ihrer Wiedertekehr nach Rom, anno 1547, bewohnte sie den Palazzo Carpi; neun Jahre später hatte sie das letzte Obdach in einem elenden Gasthof zu Trastevere, wo die Armen haufen. Dort machte Lullia ihr Testament, dort starb sie, vergessen von allen, die sie voreinst umschwärmt hatten, und weder Tasso oder Barchi, keiner ihrer dichtenden Bewunderer hat ihr die armseligen vierzehn Zeilen eines Sonettes als Scheidegruß auf die ungeschmückte Bahre gelegt . . .

Lullia d'Uragona ist zur rechten Zeit gestorben.

In den Tagen ihrer Jugend, als noch die Sonne der Renaissance über Italien funkelte, war das Laster so von Kultur erfüllt und die Kultur so lasterhaft gewesen, daß beide nur eines schienen, und erst die Gegenreformation hat die verwischten Grenzlinien wieder nachgezogen. Man beschwor nicht mehr die Schatten der Aspasia und Diotima, wenn man jetzt von Kurtisanen sprach, und kein Broccardo verglich ihre Art zu lieben mit der Gnade Gottes, die alle umfängt. Als die fröhlichen Päpste aus dem Hause Medici regierten, fand niemand ein Arges dabei, wenn Karbinäle beim hellen Glanz des Tages eine kluge Hetäre besuchten. Die alternde Lullia hat es vielleicht noch mitangesehen, wie der furchtbare Paul der Vierte einen Bischof, den man im Gemache einer Kurtisane, noch dazu einer jüdischen, betroffen hatte, zu lebenslänglicher Haft in den Kerker der Engelsburg verdammt und die ungläubige Genossin seiner Sünde aus der Stadt peitschen ließ. Das Inventar von Lullias hinterlassenem Besitz verzeichnet einen Tragsessel, in dem sich vornehme Kurtisanen zur Messe bringen ließen; wäre sie unter Paul dem Vierten im Hause des heiligen Petrus so erschienen, — weder ihre königliche Abkunft noch ihr Dichtertum hätten sie vor dem Büttel geschirmt. . . .

Lullia d'Uragona ist zur rechten Zeit gestorben. . . .

K u n d s c h a u

Kunst und Genossenschaft

von Karl Scheffler

Je weiter die wirtschaftliche Mechanisierung unseres Lebens fortschreitet, je bestimmter und subtiler die Arbeit organisiert wird, und je konsequenter die Arbeitsteilung auch im Geistigen durchgeführt wird, desto weniger werden im sozialen Organismus Fremdkörper geduldet und Ausnahmen gestattet. Selbst jene Ausnahmerecheinungen, die Talente und Genie heißen, werden im gewissen Sinne nicht mehr geduldet. Weil sie nicht zu entbehren sind, werden sie unmerklich aber unaufhaltsam umgestaltet, damit sie die allgemeine Ordnung nicht stören, damit sie sich als dienende Glieder dem Ganzen einfügen. Alles soll zweckmäßig sein, auch das seiner innersten Natur nach Zweckfreie und Übernützliche. Wird die Religion Regierungs- und sogar Polizeizwecken ausgeliefert, so wird die Kunst den allgemeinen Erwerbszwecken systematisch preisgegeben. Wodurch ihr von ihrer edlen Romantik, ihrer Mystik und stolzen Freiheit naturgemäß vieles genommen wird. Dieser Zustand wird nun aber im allgemeinen von den Künstlern keineswegs als eine Entthronung betrachtet. Im Gegenteil; der Künstler muß heute nicht nur ein Maschinenteil in dem ungeheueren mechanischen Getriebe des wirtschaftlichen Lebens werden, sondern er will es auch werden. Die Zeit erzieht ihn so, daß er die Einordnung in den Mechanismus als ein gutes Recht fordert. Er will nicht mehr zweckfrei abseits stehen, zugleich oberhalb und unterhalb der Gesellschaft, sondern er will als ein legitimes Glied betrachtet werden. Er will vollwertiger Bürger sein, ein sozialer Arbeiter mit allen Pflichten und Rechten eines Arbeiters und er greift, wie jeder zweckvoll Arbeitende in diesen Tagen, zu dem Mittel des Zusammenschlusses, der Berufsorganisation, um unter den Bürgern seinen Platz zu erobern und zu behaupten. Er gibt die stolze, freie Einsamkeit auf und wird etwas wie ein Angestellter, wie ein Beamter oder — auf der andern Seite — etwas wie ein Unternehmer. Er gewinnt dadurch Sicherheit der Existenz und Stetigkeit der Lebensführung; er zerstört dadurch das Geheimnis, das zu andern Zeiten um den Künstler gebreitet war. Die Zeit zeigt auf diesem Punkte ihren ganzen Rationalismus. Frühere Epochen ließen es sich angelegen sein, den höheren, den zweckfrei lebenden Menschen einen weiten

Lebensraum zu geben. Nicht nur war Platz für den Künstler, den religiösen Apostel und den Eremiten, sondern es wurde in den Mönchsorden sogar die Idee des weder von Erwerb, Weib, Kind, oder Besitz abhängigen, des nur Gott unterworfenen, das heißt also des äußerlich zweckfreien, des innerlich aber um so mehr nur im Ziel gesicherten Menschen zu einer sozialen Institution gemacht. Nicht zufällig sind die Klöster denn auch wichtige Schulen unserer Kunst und Kultur geworden. Zwar ist der wirtschaftlich zweckfreie Mensch in früheren Zeiten immer auch von den wirtschaftlich Wohlbefestigten mehr oder weniger verachtet und wohl gar als Paria behandelt worden; aber er wurde zugleich auch gefürchtet, man hatte Scheu vor ihm, es war Geheimnis um ihn. Diesen Zustand will unsere Zeit nicht mehr dulden. Sie postuliert als Ideal die Gleichberechtigung. Die Folge ist, daß die Herdenmenschen sagen oder denken: wir sind geistig genau was die Künstler sind; und die Künstler sagen: wir wollen wirtschaftlich und sozial dasselbe sein, was die Bürger sind.

Am deutlichsten spiegeln sich die allgemeinen Tendenzen der Zeit in den Berufskämpfen unserer Schauspieler. Es ist noch gar nicht lange her, daß der Schauspieler zum fahrenden Volke gehörte, daß er abseits von der Gesellschaft lebte, gemieden, und darum eben im Lichte der Romantik. Die großen Schauspielgenies waren stets auch ein Stück Zigeuner. Die Situation des Standes, die im „Wilhelm Meister“ z. B. sehr deutlich gemalt worden ist, forderte gewissermaßen zum Talente auf. Die Lage des Berufs war so, daß eigentlich nur echte Talente, nur Menschen mit Theaterblut auf die Idee kamen, Schauspieler zu werden. Langsam hat sich dann im neunzehnten Jahrhundert die Bourgeoisierung des Schauspielers vollzogen, die soziale Einebenung. In dem Maße wie sich die Zahl der Schauspieler und wie sich die Arbeitsgelegenheiten mehrten, während zugleich der Kampf ums Dasein erschwert wurde, in dem Maße, wie sich nun auch die künstlerisch kaum Interessierten des Berufs bemächtigten, traten die Forderungen nach wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Gleichberechtigung hervor. Das konnte nicht geschehen ohne eine wachsende Scheu vor der Bohemiallüre, ohne eine langsame Verphilisterung. Rundfragen in Tageszeitungen, von der Art, ob sich die Schauspielerin auf der Bühne küssen lassen oder ob sie Hosenrollen spielen dürfe, waren in all ihrer Vächerlichkeit Symptome der Wandlung. Ganz deutlich ist es in den letzten Jahren geworden, wohinaus die Entwicklung will: der ganze deutsche Schauspielerstand ist auf dem Wege sich in einer Genossenschaft zu organisieren, um so als Großmacht dem Verein der Theaterbesitzer und Theaterdirektoren gegenüberzutreten zu können. In demselben Tempo, wie der Theaterbetrieb eine Ange-

legenheit des Kapitals, des Unternehmers wird, schreitet naturgemäß im Schauspielersstand die Proletarisierung voran. Das Verhältnis von Angebot und Nachfrage ist dasselbe wie auf den andern Arbeitsmärkten; darum mußte die Organisation kommen. In den Machtkämpfen ist von der Kunst nun gar nicht mehr die Rede, sondern nur vom Normalvertrag, von Kündigungsfristen, Kostümgeldern, Gagen usw. Es ist eben unvermeidlich, daß diese Entwicklung der Dinge auf die Kunstauffassung des Schauspielers zurückwirken muß. Nicht zufällig verschwinden die bedeutenden Talente, die großen Ausnahmen von Jahr zu Jahr mehr vom Theater. Die berühmten Namen scheinen alle schon einer anderen Epoche anzugehören. Was sich an Stelle der Persönlichkeitsleistung entwickelt, ist Niveaufkunst. Die mittlere Tüchtigkeit steigt, die Gipfel verschwinden mehr und mehr. Und aus dieser man möchte sagen historisch gegebenen Tatsache werden wie von selbst die Konsequenzen gezogen. Da große Tragödien fehlen, da der Schauspieler Züge eines mehr oder weniger gut versorgten Schauspielbeamten annimmt oder doch anzunehmen strebt, so wird der künstlerische Nachdruck auf andere Dinge als auf genialische Persönlichkeitsäußerungen gelegt, nämlich auf die Regieleistung, auf das Ensemblespiel, auf künstlerische Ausgeglichenheit, kurz auf das, was sich organisieren läßt. Von dort ist es dann nur ein Schritt zur Ausstattungskunst, zur Herrschaft des Malers im Theater. Auch die allgemeine Banalisierung des Repertoires hängt mit dieser professionsmäßigen Schauspielerei und andererseits freilich auch mit der Kapitalisierung des Theaters zusammen. Wo bedeutende Schauspieler dem Publikum die Werke großer Dichter nicht mehr interessant machen, wo die Schauspieler selbst die großen Rollen nicht mehr als ein Recht ihres Genies fordern, da muß der literarische Ehrgeiz bei allen geringer werden. Es steigt die Unterhaltungsdramatik, der Schauspieler wird in vielen Fällen ein pflichtmäßig durch hundert Abende dieselbe Rolle spielender Routinier und die Grenzen von Theater, Varieté und Lichtspielbühne verwischen sich mehr und mehr. Als Reaktion erhebt diesen Zuständen gegenüber die Utopie ihre Forderungen nach Idealtheatern, nach Festspielhäusern, Volksbühnen und Weihestätten der Kunst. Aber auch sie rechnet nicht mit dem großen eigentümlichen Schauspieler, sondern mit dem disziplinierbaren, einer Regieidee sich gehorsam unterwerfenden, bürgerlich tüchtigen Niveaufkünstler.

Sieht man von hier hinüber zu den Dichtern und Schriftstellern, so spürt man auch dort denselben Drang zum wirtschaftlichen Zusammenschluß und in der Folge eine allgemeine Nivellierung. In einer merkwürdigen Weise verschwinden die Künstlerindividuen, die man ohne Zögern als Dichter bezeichnen könnte. An ihrer Stelle erblickt man den Schriftsteller, das heißt

einen mehr werktätig im Prosaischen Stehenden und zweckvoll Wollenden. Es verliert sich das romantisch Priesterliche, das sonst dem für sich allein lebenden Dichter eigen war, seit auch er in den wirtschaftlichen Existenzkampf unmittelbar hineingezogen ist und auf Organisation sinnen muß, um sich im Marktbetriebe der Literaturverwertung behaupten zu können. Eine Genossenschaftsidee ist, zum Beispiel, schon darin, wenn sich namhafte Dramatiker zusammentun, um mit den Filmfabriken zu paktieren oder um sich gegen sie zu wehren. Eine Genossenschaftsidee, die die Tendenz hat, entweihend zu wirken. Es ist auch bezeichnend, daß heute nicht mehr die Individuen die Prinzipien machen und vertreten, sondern daß unpersönliche Prinzipien die Individuen benutzen. Die Tageszeitung wird von keiner einzelnen der daran mitarbeitenden Persönlichkeiten dargestellt; sie ist überpersönlich und unterpersönlich zugleich. Die geistige Führung übernehmen immer entschiedener bewußt geleitete, kapitalkräftige Verlagsanstalten. Das heißt: das Ideal wird zu einem Objekt der Unternehmung. Die Folge ist, daß der Schriftsteller mehr oder weniger fest mit einem solchen Verlag verbunden ist, daß er in einigen Punkten schon wie ein mittelbarer Verlagsbeamter wirkt, dessen Arbeit ebendarum nur Teilarbeit sein kann. Der Poet wird unmerklich zu einem Zwitter, der zwischen Inspiration und Geschäft lebt, und der Schriftsteller macht etwas, das man Redakteurliteratur nennen könnte. Der Dichter weilt nicht mehr im Reich der Träume, während die Erde verteilt wird; er fordert realen Anteil und ist nicht zufrieden, als Gast im Himmel des Zeus willkommen zu sein. Auch er wird Bürger und will bourgeoismäßig gesichert sein, weit entfernt davon als „reicher Bettler“ Genüge zu finden; ohne zu bedenken, daß dieses Wollen ihm den Weg zur letzten und höchsten Freiheit sperren muß. Denn auf dem Parnass weiß man nun einmal nichts von Schriftsteller-Witwen- und Waisenkassen, von Pensionsfonds, von Schiller- und Kleiststiftungen. Was bisher nie gelingen wollte, ist in diesen Jahren gelungen: Schriftsteller haben Schutzverbände gegründet, die vor Übergriffen der Verleger schützen sollen. Vor wenigen Wochen erst hatten wir in Berlin eine diese Organisationsinteressen betreffende Nachversammlung von Schriftstellern. Arbeitgeber — Arbeitnehmer. Die Folge muß auch in diesem Fall das Aufgeben der Einzigartigkeit, der stolzen Einsamkeit und Bedürfnislosigkeit sein und die Herrschaft des Niveaus. Notwendig muß ein gewisser, wenn auch in verschiedenen Überzeugungsnuancen schillernder Konventionalismus Platz greifen, der mit der produktiv machenden Tradition aber nicht verwechselt werden darf. Er kann erkannt werden in der Professionalisierung, in der Verkunstgewerblichung der Literatur, in der Herrschaft eines unterschiedslosen, oder gewaltsam Unterscheidungsmerkmale aufsuchenden Stils, in der Herrschaft eines Stils für alle.

Eigenartig ist die Situation in den bildenden Künsten und in der Architektur. Dort steht den in den Akademien seit langem offiziell zusammengeschlossenen Berufsverbänden eine nicht so systematisch organisierte, revolutionäre Künstlerschaft gegenüber. Bis zu gewissen Graden ersetzt die Akademie mit ihrem Unterricht, ihren Titeln, Würden und offiziellen Arbeitsgelegenheiten die alten Zünfte. Doch hat der Berufsverband in diesem Fall den Charakter einer Staatsinstitution angenommen, das heißt, er hat sein Selbstbestimmungs- und Selbstverwaltungsrecht in wichtigen Punkten abgegeben. Darum wirken die akademischen Künstler fast wie Staatsbeamte. Das Verhältnis der Akademiker zu den Kunstidealen der Staatsautorität ist beamtenhaft dienend, die künstlerische Weltanschauung, das heißt die Weltanschauung überhaupt, wird im Umkreise der Akademie stillschweigend vorgeschrieben und stillschweigend akzeptiert. Dieses eben ist aber der Charakter des Beamten, daß er ein Exekutivorgan ist ohne viel eigenen Willen, dem die Möglichkeit genommen ist, schöpferisch und revolutionär zu sein. Von der Malerakademie gelangt man dann wie von selbst in den Bereich des Museumswesens. Dort ist die Situation noch durchsichtiger. Spricht doch der Sprachgebrauch unumwunden von Museumsbeamten. Die Kunstwissenschaft ist systematisiert; über die Brauchbarkeit des Kunsthistorikers entscheidet nicht die Gabe der Intuition, sondern die Fähigkeit, nach äußeren Merkmalen zu analysieren, nicht die Begabung, sondern das Wissen. Wenn aus diesem Kunstbeamtentum einmal frisches, lebendiges Talent hervorgeht und neue Organisationsziele weist — man denke an Hugo von Tschudi, — so gerät es stets auch in Konflikt mit den Offiziellen und mit den „Vorgesetzten“. In der Kunstwissenschaft, soweit sie rein theoretisch auf den Universitäten vertreten wird, geht es nicht anders. Am allerdeutlichsten ist der Künstler als Staatsbeamter aber in der Baukunst zu erkennen. Dort entscheidet das Talent schon gar nicht mehr, sondern nur noch das Examen. Wer ins „höhere Baufach“ will, muß das Abiturium haben, er wird auf dem Polytechnikum Regierungsbauführer, Regierungsbaumeister und Doktor ing.; er geht von Examen zu Examen, in denen natürlich nur das allgemeine Lehr- und Lernbare abgefragt werden kann. Es handelt sich um eine festgelegte Karriere, die zum Geheimratstitel hinführt und deren Produkt der Baubeamte ist.

Das sind bekannte Tatsachen. Weniger wird beachtet, daß eine Art Genossenschaftsbildung mit allen ihren Folgen auch auf seiten der der Akademie grundsätzlich feindlich gegenüberstehenden bildenden Künstler stattfindet. Auch in der Umwelt der Sezessionen zwingt das Verhältnis von Angebot und Nachfrage zu Berufsverbindungen, die dem Geiste einer freien Kunst eigentlich widersprechen. Verbände, die das Handwerkliche, das Geistige, die Qualität der Leistung überwachen wollen, sind in der Kunst segensreich;

Verbände aber, die darauf ausgehen, auf den Markt Einfluß zu gewinnen, widerstreiten der Arbeitsweise der Kunst. Wenn darum die wirtschaftliche Konstellation zu dieser letzten Art von Verbindungen dennoch zwingt, so kann es nicht ohne Folgen geistiger Art bleiben. Schon der Zusammenschluß freier, revolutionärer Künstler zu Sezessionsverbänden ist halb eine wirtschaftliche Schutzmaßnahme;* die Ausstellungen werden darum auch mehr und mehr Verkaufsausstellungen und es gibt öffentliche Proteste, wenn den Mitgliedern einmal — wie in diesem Jahre in Berlin — die Ausstellungsmöglichkeit geschmälert wird. Ein lehrreiches Symptom war neulich auch die Wahl eines Kunsthändlers zum Präsidenten der Berliner Sezession. Es ist mit dieser Wahl auf die Tatsache hingewiesen worden, daß die freien Künstler glauben ohne einen kaufmännischen Vertreter nicht mehr auskommen zu können und daß sie dieser Erwägung sogar das ideale Prestige in einem wichtigen Punkt opfern. Der Kunsthandel ist nicht ohne Ursache zu einem so bedeutenden Machtfaktor geworden. Dem freien Künstler fehlen die unmittelbaren Beziehungen zum kaufenden Publikum, sogar zum Exponenten dieses Publikums, zum Sammler. Er braucht den Kunsthändler um so mehr, als er in der Großstadt nicht länger abseits als Bohème, sondern auf gleicher Stufe mit den Großstadtbürgern leben will. Darum geht er auch fleißig in die Gesellschaft, damit man ihm schon aus gesellschaftlicher Rücksicht etwas abkaufe. Er macht Besuche und muß dann die Bewirtung auch erwidern. Dazu braucht er eine „herrschaftliche Wohnung mit allem Komfort der Neuzeit“ und was dazu gehört. Um den Aufwand bestreiten zu können muß er zu guten Preisen und regelmäßig verkaufen; er bedarf also nur um so mehr der Gesellschaft und des Kunsthändlers. Nun gerät aber der in dieser Weise mittelbar abhängige Künstler, wenn er nicht ein ganz Selbständiger ist, unwillkürlich dahin so zu malen oder zu modellieren, wie Gesellschaft und Kunsthandel, oder wie die geistige Mode es wollen. Es handelt sich natürlich nicht um eine plumpe, bewußte Anpassung, sondern um ein unmerkliches unbewußtes Aufgeben oder Abschleifen der Eigenart. Damit vollzieht sich dann eine gewisse Einebenung. An Stelle ursprünglicher Persönlichkeitskunst tritt eine sezessionistisch liberale Niveaunkunst oder eine revolutionäre Programmkunst. Das Konventionelle wird mehr betont als das Individuelle; oder vielmehr, das revolutionär Begonnene wird langsam konventionalistisch umgestaltet. Es treten die Einzelnen zurück und die Verbände hervor. Sind unsere Akademiker konservativ gouvernementale Kunstbeamte, so kann man viele Sezessionisten heute schon mittelbare liberale Kunstbeamte nennen. Herrscht dort die Regierungsorganisation, so herrscht hier die Marktorganisation. Der Markt wird immer

* Eben jetzt ist sogar die Gründung eines „Wirtschaftsverbandes der bildenden Künstler“ in der alten Kunststadt München und auch in Berlin beschlossen worden.

mächtiger. Über den Kunsthandel ließe sich schon ein interessantes Buch schreiben. Die Entdeckung des Kunstwerks als Kapitalsanlage kann ja auf den Künstler unmöglich ohne Wirkung bleiben. Je höher die Bilderpreise hinaufklettern, je vorurteilsloser die Werte internationalisiert werden und je fester die Marktorganisation wird, desto mehr wird auch der Künstler davon profitieren wollen. Er wird in das merkantile Getriebe hineingezogen und gerät auch dadurch unter die Diktatur der Marktwertungen.

Besonders lehrreich sind auch die Verhältnisse in der vom staatlichen oder städtischen Baubeamtentum unabhängigen Baukunst. Dort ist es bemerkenswert, daß die Rolle des Bauherrn in andere Hände übergeht und daß dieser Vorgang auf die Künstler zurückwirkt. Früher waren die Einzelnen Bauherren: der Fürst, der Adelige, der Bürger; heute ist es das unpersönliche Kapital, vertreten durch Banken, Gesellschaften oder spekulierende Mittelspersonen. Es folgte wie von selbst daraus, daß für den unpersönlichen Auftraggeber auch unpersönlich gebaut wird. Der Architekt ist nicht so sehr Künstler als vielmehr ein Erfüller wirtschaftlicher Baubedürfnisse. Oft ist er geradezu ein Angestellter großer Baugeschäfte, also Privatbeamter und Vorsteher eines Baubüros. Die Situation im Berufe wird charakteristisch beleuchtet durch die in den Fachzeitschriften nicht verstummende Diskussion über die Frage: wer darf sich Architekt und Baumeister nennen? und durch den Umstand, daß sich auch die freien Architekten immer fester in Berufsverbänden, wie zum Beispiel in dem „Bund deutscher Architekten“, zusammenschließen. Je fester sie sich aber zusammenschließen, desto mehr muß sich auch die Arbeitsweise uniformieren, muß der Stilbegriff an die Stelle des Stilerlebnisses treten, desto mehr wird der Architekt die künstlerische Verantwortung von sich abschieben, auf die „Verhältnisse“ und sich mehr als Exekutivorgan fühlen denn als Gestalter.

Es wäre falsch, aus alledem zu folgern, daß es mit den Künsten überall abwärts gehen muß; doch kann man sich der Einsicht nicht wohl verschließen, daß sich wichtige wirtschaftliche und soziale Grundlagen der Künste langsam aber stetig verändern und daß sich der Künstler vor neuen Voraussetzungen sieht. Nun gelingt dem Baumeister ein lebendig schönes Bauwerk aber nur, wenn er die Schwierigkeiten des Terrains und des Bauplatzes, wenn er die profanen und idealen Bedürfnisforderungen zu seinen Leitmotiven macht, nicht wenn er sich an Idealklischees hält. So verhält es sich, im übertragenen Sinne, auch mit der Entwicklung der Künste auf dem Boden gegebener wirtschaftlicher und sozialer Tatsachen. Es bleibt dem Künstler heute nur die Möglichkeit zu sagen: zwingt mich die Zeit mehr als früher mich einzuordnen, kann ich heute nur noch herrschen, indem ich diene, und muß ich mich einem Ganzen anschließen, da ich selbst ein Ganzes kaum

noch sein kann, so muß alles daran gesetzt werden, daß die Kunstidee, die mich zwingt, in einer neuen Weise monumentalisiert werde, damit ich meine Arbeit wie von selbst ebenfalls monumentalisiere, damit ich in der umfassenden großen Vereblung mit verebelt werde, damit die allgemeine Erhöhung auch mich erhöhe. Das Persönliche steht höher als das Unpersönliche; höher als das Persönliche steht dann aber wieder das Überpersönliche, jenes große Anonyme, das wir Stil nennen. Dahin also haben die Künste zu streben, wenn der Weg zum groß Persönlichen versperrt oder doch unnatürlich erschwert erscheint. Es gilt auch hier aus der Not eine Tugend zu machen. Ist eine Niveaunkunst das Schicksal der Zeit, so muß gleich nachdem es begriffen worden ist der Wille einsetzen, das Niveau zu heben und vom Normalen schon Vollkommenheit zu verlangen. Geschieht das konsequent und mit Erfolg, so kann es gar nicht fehlen, daß auf dem erhöhten Niveau sich eines Tages wieder unter neuen Voraussetzungen bedeutende Individuen erheben, daß aus dem verebelten Allgemeinen das Mysterium des Einzigartigen wieder hervorstößt. Die Aufgabe ist, das Ende zu einem neuen Anfang zu machen. So verfährt die Natur. Und die Kunst ist ja Natur — Menschennatur. Die oben skizzierten Verhältnisse in den Künsten brauchen nicht unter allen Umständen in Niederungen zu führen; sie können sogar höher hinauf führen, wenn sich die Allgemeinheit aufschwingt, sich in eben der Weise große sittliche Forderungen zu diktiert, wie es in der neueren Zeit in den Künsten immer nur einzelne Individuen getan haben. Daß ein solcher Aufschwung im Bereiche der Möglichkeit liegt, daß es nicht Utopie ist, mit ihm zu rechnen, beweist uns die Weltgeschichte.

Hebung der Energie

von Robert Hessen

Das Lob, jemand habe „keine Nerven“, ist natürlich ein anatomischer Unsinn. Robuste Menschen haben genau so viele Nerven wie zarte, nur der Tonus, will sagen die funktionelle Güte, ist verschieden. Wir haben in jener Wendung einen Ausklang der fernem, fast schon sagenhaften Zeit vor uns, als von den Nerven das Gleiche wie von den Mägen verlangt wurde: sie sollten arbeiten, ohne daß man sie spürt; als Nervenbeschwerden, zumal bei Frauen, von jedem normalen Arzt für „bloße Einbildung“ erklärt und mit Grobheit kuriert wurden.

Seither haben sich die Bezeichnungen „nervenschwach“ oder „neurasthenisch“ für solche Menschen, die leicht zusammenklappen, „nervös“ für

solche, die bei der geringsten Gelegenheit auffahren und heftig werden, allmählich eingebürgert. Besonders „nervös“ ist einem Scheltwort fast gleichwertig. Da hat sich denn schließlich im Dr. med. Marcinowski ein Ehrenretter gefunden, der dem Publikum zuruft: Wie kommt ihr eigentlich dazu, Höchstleistungen von unverfeinerten Nerven zu verlangen? Verfeinerte Nerven aber können selbstverständlich nicht so widerstandsfähig wie grobe sein.

Mit anderen Worten: Nervosität ist eine zielbewußt angestrebte und erreichte Begleiterscheinung hoher Zivilisation, die ohne Nervenverfeinerung ihre Aufgaben einfach nicht bewältigen könnte. Sie ist an sich keine Krankheit, sondern eine schätzbare Naturanlage, durch die für Empfänglichkeit sowohl wie für Reaktionskraft auf stattgehabte Erregungen ein viel höherer Grad garantiert wird, als irgend ein phlegmatischer Dickhäuter ihn zeigen könnte. Alles Schöpferische in Kunst und Staatskunst, Dichtung und Wissenschaft ist nur durch solche gesteigerte Aufnahmefähigkeit und ausgiebigere Verarbeitung von Eindrücken möglich, die zum Ausgleich freilich meistens mit einer geringeren Widerstandskraft gegen rohe, unzweckmäßige Reizungen gepaart ist, die von Konstitutionen niederer Ordnung anstandslos vertragen werden. Nur wo den von der gütigen Natur Bevorzugten auch noch eine starke, muskulöse und vegetative Ausstattung auf den Weg mitgegeben war, kommen solche Vollmenschen, solche Prachteremplare zustande wie Bismarck und Goethe, die das patriarchalische Alter von 83 und 82 Jahren erreichten. Bismarck war zweifellos ein äußerst feinfühligster Mensch; er würde sonst nicht so verschwenderisch auf persönliche Angriffe geantwortet haben; aber auch enorm nachhaltig, woher die Selbständigkeit, mit der er der öffentlichen Meinung seines Volkes Jahre hindurch unbeirrt und fast heiter zu troßen vermochte. Michelangelo dagegen ist niemals zur innern Ausgeglichenheit gelangt, weil vielleicht schon durch Abkunft, vielleicht durch unhygienische Aufzucht, gewisse Triebe der Schwächung in ihm wirkten, die zwar sein hohes Alter nicht zu hindern vermochten, aber zugleich düstre Schatten der Unbefriedigung mit Selbstvorwürfen wegen mangelnden inneren Haltens auf seinen dornenreichen Weg warfen. Welche Sünden gerade an diesen für eine hohe Mission Ausersehenen in früher Jugend verübt werden, beweist unter andern das Beispiel Mozarts, der bei seinem wunderbar feinen Ohr den Trompetenton vorerst nicht ertragen konnte. Die Angehörigen versuchten nun allen Ernstes, den kleinen Mann totschreien zu lassen, und setzten ihn mit Gewalt dem Geschmetter von Blechinstrumenten aus, bis er in Krämpfe fiel.

Auf ähnliche Weise, nur noch erfolgreicher, werden in ganz jungen Jahren Zehntausende begabter Kinder gemartert und angebraucht, geneckt, geängstigt und gezüchtigt. Sind sie erregungsfähig, dann stellen sich täglich Eltern und andre Erwachsene herum, die an dem kleinen strampelnden Ding mit

den funkelnden Augen ihren Spaß haben wollen. Sind sie später „empfindlich“, das heißt von feinstem Ehrgefühl für Kränkung und Recht, dann werden sie angeschrien und geprügelt, um sie durch Ungerechtigkeit abzuhärten, bis der Tonus ihrer Ganglien gestört und die Nervosität im übeln Sinne fertig ist. Freilich liegen heut schon Millionen solcher Kinder in den Wiegen, um sich zur Plage ihrer Eltern auszumachsen, ohne sie durch irgendeine Begabung höherer Art zu entschädigen.

J. Marcinowski in seinen neuesten Büchern („Nervosität und Weltanschauung“, „Der Mut zu sich selbst“) nähert sich als behandelnder Leiter einer Anstalt unserm Problem zwar, wie er kaum anders kann, von der pathologischen Seite, das heißt, ihm stehen ausgesprochene Kranke im Vordergrund seines Interesses. Aber die Wärme seiner Subjektivität, sein fesselnder Vortrag, der Spürsinn, mit dem er seinem Gegenstand neue Seiten abzugewinnen weiß, nicht minder auch die Ehrlichkeit, mit der er frühere Irrtümer offen eingesteht, bürgen dafür, daß er den Anteil noch vieler Leserkreise wie den Beifall noch vieler Fachmänner erringen wird. Sicher sind mehr Barmherzigkeit für die trotz allen humanitären Nebensarten mißhandelten Kinder und eine freiere, verständigere Auffassung der heut als „unmoralisch“ verrufenen Zeugungskraft zu erwarten, sobald seine Auffassungen auch nur tiefer wenigstens in die Ärzteswelt eindringen wollten. Natürlich wird nicht jeder erfahrene Praktiker mit allem und jedem einverstanden sein. Manches ist ja schon von Kant in seinem Versuch „Über die Macht des Gemütes, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden“, 1797 in Hufelands Journal für praktische Heilkunde herausgebracht worden, ohne recht überzeugt zu haben, sonst würden wir hier nicht immer noch vor dem Anfang einer allgemeinen Besserung stehen.

So betrifft auch mein Haupteinwand den uralten Streit zwischen Ärger und Einsicht, worüber allein ein dickes Buch zu schreiben wäre. „Wie kommt es,“ fragt ein nervöser Laie, „daß jede Kleinigkeit mich ärgert?“ In dem Wort Kleinigkeit aber liegt schon ausgedrückt, daß das Unwichtige der Sache erkannt war. Marcinowski überschätzt hier doch wohl die Rolle der Logik, als ob nur wegen mangelnder Verstandeskritik jene „fehlerhafte Verarbeitung von Reizwellen im Gehirn“ erfolgte, worauf das Wesen der Nervosität beruhen soll. Den geistvoll klingenden Satz der alten Stoiker: es komme nur darauf an, seine Meinung von den Dingen zu ändern, und sie hörten auf, uns lästig zu sein, wende man gefälligst einmal auf einen Augenverletzten an, der in einem völlig verdunkelten Zimmer, mit schwarzen Binden dicht umwickelt hinter einem Bettschirm liegt und, weil jemand die äußere Tür ein wenig öffnete, doch nicht schnell genug schloß, schmerzgefoltert aufschreit. Man sage ihm: „Aber Verehrtester, Sie haben ja höchstens den

tausendsten Teil des Lichtreizes empfangen, den ihre Mitbürger als angenehm empfinden!" Sein wunder Sehnerv wird aus dieser „Meinung“ so wenig Nutzen ziehen, wie irgendein anderer Nervöser, der sich den als Dauertrauma wirkenden Schädigungen seines Berufes nicht entziehen, die erlittene Gewebseinbuße nicht auf dem Fleck ersetzen kann, aus philosophischer Belehrung.

Hier hat uns die moderne, nur mit exakten Beobachtungen der leiblichen Reaktion arbeitende Experimentalpsychologie vorwärts geholfen, deren Ergebnisse Marcinowski, wie es scheint, noch nicht voll auf sich wirken läßt. Sie hat unter anderem erwiesen, daß die alte Redewendung: „Ich erschraf so, daß mir das Herz stillstand und die Knie schlotterten,“ auf einer Täuschung beruht, weil die Sache umgekehrt verläuft: erst will das Herz stillstehn, darauf erschrickt man im Bewußtsein.

Es handelt sich in solchen Fällen um einen „Schock“, der mit der plötzlichen Wirkung eines Giftes wie Blausäure vergleichbar ist. Die Lebenskraft wird auf einen Hieb im Bereich des gesamten vegetativen Systems herabgesetzt, der Blutdruck sinkt, das Herz pulsiert matt und zittrig. Daran erst merkt man, daß man sich erschrocken hatte.

Ähnlich verhält es sich mit dem Ärger. Er ist eine Willenskreuzung, das heißt eine Verneinung unseres Eigendaseins, und wirkt rein körperlich. Viele Menschen ärgern sich so, daß immer ein Teil ihrer roten Blutkörperchen zerfällt, wobei das Blutrot sich in Gallenfarbstoffe umsetzt, weshalb das Augenweiß der „Choliker“ eigentlich dauernd mehr oder minder gelb angehaucht ist.

Diese Wirkung tritt auf der Stelle nach dem Ärger ein und ist bei dem dazu „Disponierten“ durch Logik nicht aufzuhalten. Im Gegenteil erfolgt, wie das Leiden selbst, auch die Abhilfe vonseiten der Gewebefaser. Am besten fahren diejenigen, die unmittelbar nach dem Ärger den diesmal viel zu hoch gewordenen Blutdruck regulieren, indem sie ans offene Fenster treten und mit langen, tiefen, auf der Höhe der Inspiration angehaltenen Atemzügen das aufgeregte Herz beruhigen. Dann bleiben am ehesten auch lästige Nachwirkungen auf die Leber fern. Englische Gentlemen zeigen ihre unzerstörbare Ruhe, nicht weil sie so vorzügliche „Meinungen“ hegen und sie so zweckmäßig wechseln, sondern weil sie von kleinauf bei Rudern, Cricket und Fußball ihr Herz geübt und hierdurch ihren Blutdruck in die Gewalt bekommen haben.

Damit sind wir beim zweiten Einwand und zugleich bei der Energie. Marcinowski scheidet in fast altmodischer Weise „rein nervöse Störungen“ von „körperlicher Schädigung“, als ob Nervenschäden der geweblichen Haftung entbehrten, oder als ob wir neben dem Gehirn und seinen greifbaren, in ihren Reizungs- und Funktionsverhältnissen satzsaft bekannten Nervenzellen noch

ein zauberhaftes, nicht näher zu bezeichnendes und gerade darum für den sorglosen Wortgebrauch so sehr bequemes Etwas bei uns führten, durch das ohne Ansehung der Nervenstränge, der Ganglienkugeln „rein nervöse“ Störungen zustande kämen.

Wir haben für dieses Etwas zurzeit ein Duzend Ausdrücke — ich nenne schnell nur Seele, Geist, Vernunft, Empfindung, Verstand, Gemüt, Willen, Vorstellungsvermögen, Gefühl, Charakter, Phantasie, — doch wirkt weniger der Gebrauch, als die Vermeidung dieser Worte naturwissenschaftlich bei Ärzten. Gewiß, Physik ist nicht jedermanns Sache, und von Zehntausenden, die in ein Telephon hineinsprechen, darf man vielleicht bei einem oder zweien eine Ahnung davon vermuten, daß sie Schall in Elektrizität umgesetzt haben. Doch was trauriger ist: selbst bei einem hochstudierten Akademiker, der soeben vor einem riesigen Auditorium über „die Gesetze des Geistes“ geredet hat wie ein Jurist über die Paragraphen des Zivilrechts, wird man — trotz aller Achtung vor seinem sonstigen Wissen — füglich bezweifeln dürfen, ob er auf Befragen mehr Energien als etwa Wärme, Licht und Schall herzuzählen wüßte. Wie soll da jemand nun seine eigene Energie heben, ohne mit den Energien (oder Kräften) vertraut zu sein?

Die ganze moderne Physiologie drängt aber dahin, auch die sogenannten „nervösen“ Vorgänge in einer Weise zu erklären, die den früheren Sprachgebrauch beiseite läßt. Jeden Tag wird es deutlicher, daß die wesentlichsten Eigenschaften dessen, was die Laien Geist nennen, der physikalischen Energie (oder Kraft) zukommen. Sie ist in unendlichen Mengen im freien Weltraum vorhanden, wir spüren unaufhörlich ihr Wehen und Wirken, aber kennen ihren Urquell nicht. Die durch Ludwig Büchners „Kraft und Stoff“ populäre Meinung, alle Energie stamme von den Sonnenstrahlen, ist in ihrer Engsichtigkeit bedauerlich. Schon Copernicus hat es gewußt und ausgesprochen, daß der weiten Fixsternwelt gegenüber unser winziges Sonnensystem nichts als einen geometrischen Punkt bedeutet.

Wir würden die Energie ein Wunder nennen, wenn sie nicht so alltäglich wäre. Wie der stumpfe Werktagsmensch pflegt jedoch leider auch der Durchschnittsgebildete ihre kostbaren Geschenke gedankenlos auszunutzen, ohne sie überhaupt nur benennen zu können. Hartnäckig vermutet er als Ursache ihrer wichtigsten Leistungen etwas Metaphysisches, um nicht bei der Physik bleiben zu müssen. Ich glaube daher keine Unbescheidenheit zu begehen, wenn ich außer Wärme, Licht, Elektrizität und Schall die heut bekanntesten Spielarten der Energie als Magnetismus, chemische Spannung, Arbeit, Molekularbewegung, Kohäsion, Schwere und Elastizität aufzähle. Alle diese Formen sind gleichwertig und fähig, ineinander — wenn auch häufig wohl erst über die Zwischenstation der Elektrizität — überzugehn. Wie durch Lavoisier seit 1774 die Unzerstörbarkeit des Stoffes, kennen wir durch Robert Mayer seit

1842 die Unzerstörbarkeit der Energie. Sie ist unsaß-, aber nicht verbrauchs-fähig; ewig mit einem Wort. Alle, die Gott suchen, haben ihn längst in dem unausgesetzt aus der Unermeßlichkeit andrängenden Lichtäther, der uns nicht nur umgibt, sondern alle unsere Fasern durchzieht und entweder die Energie trägt oder selbst, ungreifbar und doch so fühlbar, Energie ist. In steter Wallung, wie Sahulka das erläutert hat, drückt er den kleinen Tropfen gegen die Wand (Kohäsion), preßt er von allen Oberflächen der Erdkugel her den Stoff gegen den Erdmittelpunkt (Schwere). So wird uns, je mehr wir lernen, den „göttlichen Geist“ von den anthropomorphen Vorstellungen des Aberglaubens zu säubern, die göttliche Energie desto vertrauter werden.

Die Materialisten leider haben sich und uns nicht genügt mit ihrer unphysikalischen Behauptung: der menschliche Gedanke sei eine „rein stoffliche Leistung“. Der Stoff an sich vermag nichts ohne Energie; sie erst beflügelt ihn, läßt ihn in Aktion treten, belebt ihn und zerlegt ihn dabei, bis er zerfällt, um sich in anderer Gemeinschaft neu zu organisieren. Wohl aber vermag der Stoff Energie zu binden; diese Fähigkeit verleiht ihm seine Würde, seinen Grad, weil, je höher der Stoff organisiert ist, er desto feinere Formen der Energie spielen läßt. So betrachtet, enthüllt sich uns auch das früher einmal so rätselhafte „Seelenleben“ als Kraftwechsel im Stoffwechsel.

Hier schneidet sich die moderne Physik mit Marcinowstis „rein nervösen Störungen“. Auch an solchen Leidenden liegt ein körperlicher Mangel vor, nämlich ein Verlust an Tonus im Nervengewebe, weil es die normale Zusammensetzung nicht mehr hat, weshalb es nur noch geringe Mengen von Energie zu binden vermag und selbst von so geringen Mengen zu früh ermüdet wird.

Wie es nun, wenn man gute Elektrizität haben will, verkehrt ist, sie an sich züchten zu wollen, sondern wie man taugliche Kohle, taugliches Zink vorsorgen muß, die, in Kontakt gebracht, freie Energie an sich zu ziehen und einen starken elektrischen Strom zu entwickeln vermögen; so verkehrt ist es, „Geist“ an sich züchten zu wollen und die Leibesfaser, von der es doch abhängt, zu vernachlässigen.

Der feinste und stärkste Tonus der Hirnzellen, das höchste Maß ihrer Reizfähigkeit und Ausschlagskraft sowie das beste Verhältnis zwischen diesen beiden findet sich beim Genie, oder sollte sich doch finden. Aber wir wissen ja schon, bei wievielen Zeitgenossen die an sich erwünschte „nervöse Anlage“ infolge minderwertiger Leibesfaser in krankhafte Nervosität oder gar Nervenschwäche umschlägt. Methodisch hat die Voraussetzungen eines bessern Verhaltens Wilhelm Ostwald studiert und ist bekanntlich zu dem Schluß gekommen, daß Abkunft von Eltern, die eine mäßige Verfeinerung der Nerven nicht mit dem Verlust ihrer animalischen Robustheit bezahlt hatten, der Genialität am günstigsten sei; Eltern, wie denen von Werner Siemens,

gebildeten Bandleuten, die in steter Berührung mit der Natur nicht von großstädtischen Einflüssen abgehört wurden. Solche Menschen sammeln leicht in ihren Nerven einen Hunger nach Kraft und vererben die Fähigkeit, einen gewaltigen Kraftspeicher anzulegen, auf ihre Kinder. Nichts ist sodann einem gesunden Nerventonus förderlicher, als ein ungestörtes, ungeschrecktes Aufwachsen in Landluft mit Garten und Wald, Berg und Bach. Die heutigen Methoden der frühen Knetung von Kinderhirnen in den großen Abbruchanstalten führen zu Verbrauch und Ermattung. Will man tatsächlich die Genialität vermehren, dann züchte man Gewebsfasern, die die größte Menge von Energie zu binden fähig werden; züchte man Menschen, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie gerne leben und standhalten können.

Ostwald hat uns in seinem „Energetischen Imperativ“ (Akademische Verlags-Gesellschaft, Leipzig) erneut auf die verkannte Bedeutung der Energie hingewiesen. Seine kühne Hypothese, daß sie das Ursprüngliche, der Stoff nur eine andre Anordnung, eine Ausdrucksform von ihr sei, nähert sich dem Kirchenglauben. Die Pfarrer sagen: „Am Anfang war Gott“, und Ostwald: „Am Anfang war die Kraft“.

Was Ostwalds geistreicher Anschauung entgegensteht, ist hauptsächlich die Polarisation alles dessen, was uns in der Natur erkennbar ist. „Am Anfang war der Rhythmus,“ pflegte Hans von Bülow zu sagen. Wenn alles und jedes doppelartig eingerichtet ist, männlich und weiblich, Ebbe und Flut, Wärme und Kälte, Wellenberg und Wellental, elektrisch positiv und elektrisch negativ sich entsprechen, so leuchtet es nicht ein, weshalb gerade das Weltall selbst einpolig sein sollte. Wenn Stoff im Grunde das Gleiche wie die Energie wäre, woher dann die reizvolle, starke Anziehung der beiden für einander?

Antipoden

von Hans Wantoch

Von zwei Büchern* epischer Kunst ist zu berichten. Beide von Rang und Namen, beide nach Schöpfer und Schöpfung einander antipod und zugleich doch beide auch repräsentativ. Bezeichnend und bedeutend sind diese zwei Romane von Wassermann und Kellermann nicht nur für die

* Der Mann von vierzig Jahren, Roman von Jakob Wassermann. Der Tunnel, Roman von Bernhard Kellermann. (Beide bei S. Fischer, Verlag.)

kleine Weile unseres Daseins, sondern: ein Schwarm ist hinter jedem von ihnen her, der weit zurückreicht. Der Urzwiespalt menschlichen Begreifens scheint manifestiert: Hedonismus auf der einen Seite und auf der anderen Skepsis, die einen Grübler und Sänger die anderen, Frager diese und jene Priester. Gleichgültig dünkt es dabei, ob der bejahte Inhalt der jüdische Jahveh ist, hellenische Schönheit, machiavellistische Macht, der Schillersche Künstlermensch, „der reifste Sohn der Zeit“, oder das Willenswerk der entpersönlichten Menschenmasse wie hier: Manhattan-Hoboken. Gleichgültig, ob der bezweifelte Inhalt sich in Savonarolas Hinopferungsfanatismus präsentiert, oder wie hier in betrachtender Umgrenzung gegen demokratisch verbrüdernde Allrätigkeit. Denn alle diese Gestaltungen der beiden Formen und die beiden Formen selber sind von einer einzigen und vereinigenden Idee überhöht: Zeitgenossenfunktion des Individuums.

Jakob Wassermann, der sich fast stets an dem wirren Geleucht seltsamer Schicksalsarabesken entzündete, der in die bannenden Hell-Dunkelgestalten aus Leben und Legende verschwärmt war und immer nur das Peripherische, das am meisten Besondere und zuweilen das Absonderliche gezeichnet hat: hier setzt er ein Allgemeinstes über sein Buch, durch keine Nuance individuell angefärbt, die Unsinnlichkeit einer Ziffer, den starren Begriff einer Zahl. Hier gibt er ein Lebensalter, die $\alpha\mu\eta$ der vierzig Daseinsjahre, die uns allen wehmüsig im Rücken liegt oder uns, Gott gebe es, mit ihrer oszillierenden Buntheit eines Tages zufallen wird. Sanfte Traurigkeiten des Decrescendo umgaukeln die Zeit, sachte Ermattungen und, seltsam darein gemengt, eine aufsprühende Begehrnis; denn eine neue Wandlung täuscht ein neues Werden ins Blut. „Johannistrieb“, sagen die Leute; Physiologisches aber reflektiert sich ins Seelische, Anstieg und Ausklang der Manneskraft rühren sich an, und abenteuerhaft wie der Jüngling, fahndet der Mann von vierzig Jahren mit menschenwerbender Don-Juan-Allüre. Denn dies ist die merkwürdigste Gemeinschaft von Anfang und Ausgang: Weibliches drückt sich in diesen Übergangstationen des Maskulinums sinnfällig aus. Wert und Wirken wird nicht an der losgelösten Existenz des eigenen Wertes erkannt, und der innere Reichtum nicht an der Objektivierung seiner persönlichen Gedanken, sondern auf feminine Art, wie so wundervoll in diesem Herrn von Erfft, dem ringsum die Lichter der Dinge und Menschen die Erkenntnis seiner eigenen Fülle ins Bewußtsein spiegeln wie einem Weibe. Nach Frauenweise schwärmt er nach Neuem und Neuestem rastlos, reiseromantisch aus, Herr von Erfft auf Erfft, l'homme entre deux ages, der Mann in dieser schwankenden Durchgangstation zwischen dem juvenilen Nicht-mehr der tausend Möglichkeiten und dem Noch-nicht greisenhaft abgeschlossenen Vollbrachtseins. Es ist die Meisterschaft Jakob Wassermanns, daß er diesen zwitterigen Zustand der Manneseele mit all ihren femininen Facetten und Blinkflächen

zeichnet, es ist sein Verdienst, daß er die physiologischen Analogien von Anfang und Ende ins Seelische transponiert hat, und es ist die Würde seines künstlerischen Temperaments, daß er eine Einzelgestalt zum Exempel erhöht, zu Typus und Sinnbild hinführt.

Melancholien sich ermannender Resignation geben den Auftakt: „Noch einmal saddle mir . . .“ Und Herr von Erfft reißt urplötzlich von Gattin, Kind und Gutshof aus. Die Schollenflucht ist sein Alexanderzug nach einem imaginären Großen im Fremden. Aber sein Erleben ist nur Erleben, nur was in ihm ist, lockt es empor, es bereichert ihn nicht, und keine Tat spaltet sich weiterwirkend von ihm. Denn die bunte Lebensmelodie, die ihn umschwirrt, ist kontrapunktiert von ungläubiger Skepsis: Daheim sitzen Weib und Kind, wartet Haus und Hof. Nur Durchgangsstationen gibt es auf dieser Fahrt: Würzburg, Karlsruhe, Paris, London; die Weinabe-Umarmung einer entflammten Jüdin, zwischen die der wachsame Zorn ihres Vaters fährt; rasche, blonde Liebesnächte mit schleunigen Künsten und lockeren Talern; der Taumel zur Sängerin Tannhauser; eine vorübergehende Heimkehr und das Blachfeld von Sedan. Ja, auch Heimkehr und Siebziger-Zug sind nur Stationen, denn Ziel ist hier kein Willensende, sondern nur ein anderer, neuer und weiter hinausgerückter Zustand. Man schleift das Schwergewicht seiner Vergangenheit, wenn man einmal jenseits des unerschöpflichen Bestehens ist, jenseits von Jungsein und seinen tausend Möglichkeiten. Der Lebensunband des Wagemutes, einen ohnmächtigen Rest dahinzugeben für das Ungewisse einer neuen Fülle, ist aus den Muskeln. Und wenn Herr von Erfft heimkehrt, um für die Sängerin Tannhauser sein Band mit Agathe zu lösen, dann wissen wir gleich: Angst und Gemächlichkeit sind stärker. Erinnerungen stellen sich ein an das Nichtloskönnen des Fürsten Pückler und an das bigamistische Festhalten eines geliebten Dichters. Wo ist der unbekümmerte Mut unserer jungen Tage? Man verpackt sich in den Überbleibseln besserer Zeiten, man verkeilt sich in die Allerweltsgewöhnlichkeit, und wirklich, nichts Engbrüstigeres hätte erdacht werden können als dieses Ende, das auch nur ein Vorübergehendes ist: der Unerfättliche und Abenteuerhafte reißt sich in die Kompanie, Don Juan, Casanova, Ahasver wird Sekondeleutnant vor Sedan. Ohne enthusiastischen Antrieb, ohne mitschwingende Begeisterung für ein Allgemeines und Höheres, nur, ut aliquid fieri videatur . . . Freilich, Kriegsjahre zählen doppelt, besonders, wenn man halb totgeschossen wird, und man wird fünfundvierzig und wird fünfzig, und . . . man hat seine kleine Freude, dazusein.

Ein Mittelstück in dem Buch spiegelt das Ende. Zwischen Bibelots und köstlichen Bänden und von Orgelklängen umschwirrt, taucht der Domherr de Briandts auf, wie vergessen aus der Allongeperückenzeit (ich sehe ihn immer — was kann ich dagegen? — mit dem komischen Helm des

roisoleil); verquollen der Kopf, verschrumpft das Gesicht, und — wie dann? *Comm' è la vita, comm' è la vita?* Man wird fünfzig und sechzig: und immer noch eine kleine Lust in der Seele, ein zartes Verlangen, eine hüpfende Sehnsucht. Und „man soll das Leben loben, in jeder Form“ . . . Weiter nach allen Seiten, runder und reicher dünkt uns dieses Werk Wassermanns. Seine Kunst ist menschlicher, seine Ausgeglühtheit hat uns nie heißer entflammt, und seine erzählerische Gelassenheit nicht herzlicher ergriffen.

Dies unersättliche Wort aber von der Allverherrlichung des Lebens steht bei Kellermann. Mit dem nachdrücklichen Auftakt von Björnsons Nationalhymne hebt unser Bekenntnis über ihn an: „Ja, wir lieben“ diesen bejahenden Dichter. Priesterlicher Diener, Genosse und Paladin des Daseins ist er. Trotz allem Wissen von Birnis trug er es gleich einem holden Geschenk zu den Herzen der Menschen, und sein Ziel war, die Ganzheit begreifend zu umspannen. Projektiv, als Spiegelung in die Seelen Einzelner geschah es zuvor. Aber der Lebensunband wünschte sich los von dem Zwang der Mittelbarkeit. „Vester“ und „Ingeborg“ und später „Das Meer“ waren Verheißungen, „Der Tor“ ein Verlangen, doch Kellermanns letztes ist blanke, bare und klare Erfüllung, die überwältigt. Ein monumentaler Künstlergedanke überspannt die unabsehbaren Fluktuationen des neuzeitlichen Lebens. Mit seinen beiden Polaritäten: Erfindsamkeit eines höchstpersönlichen Geniehirns und Handgriffs-Millionen der Ausführung durch eine wimmelnde Unzahl mechanisierter Menschenmassen. Mit seinen beklemmend gegensätzlichen Ironien: die immer noch individuell angefärbte Menschlichkeit der tausend und abertausend Kleinen, Geduckten, Namenlosen in der engen Umgrenzung ihres Dacheims und der Handvoll Übermächtigen restlose Entselbstung durch die einschnürende, umpanzernde Übermacht ihres eigenen Gedankens. Und mit all den Zwischenstationen der Beziehung vom Hirn ins Handeln: die bewegende Mittlerschaft des Kapitals, die teuflische Katastrophentücke der Dinge und dann jenes merkwürdig bunte, verwirrende und funktionelle Verbundensein, wie in Ungarn etwa urplötzlich vor verwunderten Zigeuneraugen ganze Armeen von Baumstämmen niedergefäbelt werden, wie sich in London auf einmal die Obdachlosenmasse entvölkern, weil . . . Ja, was denn? Dies nämlich ist der weltbewegende Motor und der dichterisch entfaltende Anlaß: ein Tunnelbau Newyork-Biskaya, sechshundert Meter unter dem Boden des Meeres; eine Tunnelbahn, die Europa und Amerika auf vierundzwanzig Stunden Zeitdistanz aneinanderrückt. Dies ist das äußere Geschehen, das in sinnbildlicher Verdichtung das Walten und Wirken der anonym wirtschaftenden Kräfte in unserer Gegenwart vor entzückt erkennenden Blicken emporbringt. Aus äußerster und versprengtester Verschollenheit eines ungarischen Komitatsnestes führt die ungeheuerer Kurve des Verkehrs-

zusammenhanges eine einzelne Existenz an die sichtbarste Stelle: den jüdischen Leichenwäschersohn Samuel Wolffohn, das Finanzgehirn des Tunnel Syndikats. Und ein zweites Mal läuft diese Kurve vom Zenith den umgekehrten Weg an die Peripherie, daß irgendwo, in einer Seitengasse von Berlin, Wien oder Petersburg, ein Menschlein an dem Spieß des Ruins zittert, zappelt, jappt und schnappt und kaputt ist, weil . . . nun eben, weil sich einen Halbtage zuvor dieser nämliche Samuel Wolffohn, Unterschlagener und Betrüger, unter die Räder einer Newyorker Schnellbahn geworfen hat. Weltentlauf, denkt man, was geht es mich an; Weltenironie! Das verbürdende Verbundensein Aller mit Allem in dieser demokratischen Zeit, das beschwingende und zugleich bestürzende Bewußtsein eines Etiam tua res, was und wo immer es geschieht — hier ist es grauenhaft plastischer und begeisternd packender Ausdruck geworden, Weltbild und Dichtwerk.

Aus den ungeheueren Elementkolossen der Gegenwart türmt Bernhard Kellermann seinen „Tunnel“. Da ist die langfingerige Rekordraserei des Erwerbs, und da ist Mac Allan, der kindhafte Erfinder des Tunnelprojekts, ist der Kampf des naiven Erfindergedankens (mit den simpel lachenden Augen) gegen das hart gestanzte Kapital. Da ist das tragisch gespannte Ringen arbeitsamer Tüchtigkeit um den Erfolg, und, eingeklemmt wiederum in die Tragödie, der Poffenwitz von Poffe und Selbstparodie (wenn bei der Gründerversammlung des Syndikats einer ausruft: „Es ist nur gut, daß Photographen da sind“): wenn die Schaubudenallüre der Eitelkeit während der expansivsten und eiligsten Gehirnarbeit, die Millionen- und Milliardenwerte in Bewegung setzt, nicht vergessen wird. Oder: wenn der Projektionsapparat einer Newyorker Zeitung plötzlich das Reklamebild hinblitzt: „Mr. Hunter, Broker, 37. Straße, 212 East, bucht soeben sein Billett für die erste Fahrt Newyork-Europa“, eine Fahrt auf einer Trasse, für die noch kein Spatenstich geschlagen, nicht einmal ein Spaten gekauft worden ist. Dieser ganze Witz der Fixigkeit, die alles, noch im warmen Entstehen, zum fiebernden Zeitungsreferat, zur Kinosenation, zu Bericht und Historie macht. Such is life! So ist das Leben, unser Leben und seine kontraposten Ironien. Aus Angst vor dem Zu-spät stürzt man sich in Übereilungen. Schwindelgigirbeln die Bodenpreise für die fünf Riesenstationen jener Bahn, die noch gar nicht besteht, empor. Und jetzt, jetzt steigt aus dem Gelärm feilschender, hadernder, ihrem Gott „Erwerb“ dienender Menschen die homerische Blasphemie auf, „Nearer to thee, my God.“ Da ist der Rausch des Geldes, der all diese Verknechteten und Entrechteten, die Nummern, Automaten, Maschinen zu Menschen machen könnte; da ist der Babelturmbau des Tunnels und der Minotaurus der Bohrmaschine, die, hunderte Meter unter dem Boden des Meeres, das Erdinnere in sich frist und Felsstücke, Geröll und Gestein aus ihrem Ufer wirft. Welch eine seltsame und verblüffende

Ironie, daß unser Sprachgefühl vor diesen überwältigenden Gebilden neuzeitlicher Präzisionstechnik nach den schaurigen und verquollenen Mythen längstverschütteter Jahrtausende tappt! An Kindheitsvorstellungen der Menschenphantasie klammert sich unser Begreifen. Da reißt es der uralte Menschenfeind des Unlebendigen in die Tiefe, eine dreitausend Leichenkatastrophe verschüttet das Werk. Ungeheuer ist der Bogen der Verzweiflung gespannt, aus hilflos jammernnden Tränen über die demolierende Wut einer rasenden Menschenmasse wiederum zurück in das kindisch weinende Wimmern. Aber Mac Allan triumphiert. Der Mensch bleibt Sieger. Und wie, wie ist seine Seele? Andere Energien statt dieser sind in ihm wach. Platt drückt der Wille jedes Fühlen an die Wand. Die Arbeit powert ihn aus, sie beraubt den Menschen seiner Menschlichkeit, sie reißt ihn von Weib und Kind, Familie und freundlicher Geneigtheit; die Arbeit entreißt ihm Gattin und Tochter, die der Pöbel ermordet; sie entreißt ihm sein Selbst, seinen Stolz und die unbeugsame Selbstbewahrung. Sie schlingt ihn ganz in sich ein, mit Kopf und Knochen, Herz und Hirn. Und dennoch: heldenhaft ragend steht er am Ende in der Gloria des Vollbringens.

Was für eine entflammende Menschlichkeit ist dieser Mac Allan! Man erwünscht sich sein Bild ausgeschöpft in irgendeiner Situation wie die Bilder der Heroen aus Legende und Geschichte als dauerndes Vermächtnis, wie Goethes ruhige Hingegossenheit auf dem Porträt von Tischbein oder wie Beethovens den Sturm und Feuergeist, der gleich einem Sturmbock durch die fürstliche Cortège in dem böhmischen Kurorte segt. Man erwünscht sich ein Bild Mac Allans in diesem Heldenepos der Augen, das von allen Überragenden in unserem Bewußtsein lebt. Und hier ist es: Ausdruck der höchsten Beherrschtheit, wie Mac Allan von der Leiche seines pöbelhaft hingemordeten Weibes geht: „In seinem Geiste sah er, wie er sich über die geliebte Frau warf, sie umschlang, schluchzte, schrie, betete, sie um Verzeihung bat für jeden Augenblick, da er sie nicht glücklich gemacht hatte — in Wirklichkeit aber stand er an der Lüre und sah sie an.“ Eine Fülle von Menschlichkeiten ist um diesen Ehern: Hobby, der unerschöpfliche Elegant, der nach sechzehn-, siebzehn- und achtzehnständiger Arbeit a quatre epingles, gutgelaunt und voll Humoren ist; Strom, dieser wie blankgehämmerte, gleichsam unkörperliche und zweidimensionale Nur-mehr-Arbeiter; Wolffohn, der sich vom Leichenwäscherproß zum Finanzminister der Welt hinaufwandelt, erst Ungar, dann Österreicher, Berliner, Engländer, Amerikaner, erst Jude, dann Katholik und Protestant, nur scheinbar Herrscher, in Wirklichkeit persönlichkeitsloses Werkzeug seines eigenen Ehrgeizes; Blynd, die ausgedörrte Indianermumie und König unabsehbarer funkelnder, blitzender, strahlender Dollararmeen. Sie alle sind in das Werk dieses Einen und Einzigen verstrickt, ihre Energien und ihre Einfälle, ihre Gedanken und ihr Geld; be-

sonders aber: unser heißgelaufener Anteil, als wäre dies eine Stichprobe für die Gültigkeit unserer Zeit, als wäre dieser Tunnelbau Symbol und Beweis, ob wir auf dem richtigen Wege sind. Hart an der Verzweigung führt das Gelingen vorbei. O, wie man dann bebt und bange ist! Wie dann aber wirklich der erste Zug in vierundzwanzig Stunden und mit zwölf Minuten Verspätung durch den Infernoschlund rast, dann, ja dann, ist ein Jauchzen und Jubilieren am Ende des Werkes, ein Leuchten und ein Glanz. Der Enthusiasmus als künstlerisches Bekenntnis, wie er sich bei Walt Whitman in explosiven Exclamationen, in anrufenden Schreien angekündigt, wie er sich in den Dithyramben Emil Verhaerens lyrisch entfaltet hat, hier ist er zum erstenmal episch vollendet und gekrönt. Weimar und Hoboken sind ausgehöhnt. Three cheers for Mac Allan! Three cheers for Mr. Kellermann!

Falsche Geständnisse von Martin Beradt

I.

In Berlin wurde an einem Tage des vergangenen Jahres ein Gymnasiast an einem Lederrücken hängend tot in der Wohnung seiner Mutter aufgefunden. Die Mutter rief die Polizei herbei, die Polizei fahndete nach dem Mörder, aber die Nachforschungen wurden eingestellt, als die Ärzte dartaten, ein Selbstmord liege vor.

Da nun jeder Grund für einen Selbstmord fehlte, so wandte sich die Mutter an einen Detektiv um Beistand. Wohl von ihr darauf gelenkt, trug er seinen Verdacht einem Dienstmädchen nach, das er schon um ihres Namens willen nicht hätte mit diesem brausenden Wind überfallen sollen. Der Verdacht war aufgetaucht, weil das Mädchen, das getauft war auf den Namen Elisabeth Heinrich, den Toten zuerst bemerkt hatte, ihn aber eine Stunde lang hatte steif am Fensterriegel hängen lassen.

Inzwischen war das Mädchen aus den Diensten seiner Frau gegangen und zurückgekehrt nach dem kleinen Städtchen Kummelsburg, in welchem es zu Hause war. Bald darauf verschied seine Mutter; wie seine Verfolger annahmen, unter der Last eines anvertrauten Geständnisses. Den Vater konnte dies nicht hindern, von Gewerbes wegen, denn er schlug sich durch als Dirigent einer kleinen Stadtkapelle, weiter seine Musik zu machen. Der Detektiv, Paul Schwarz mit Namen, kam also in dem Städtchen an und brachte sich unter in einem Hotel am Orte. Ein Stadtfsergeant, bei dem er

sich offenbar als mit amtlichen Mandaten versehen einführte, besorgte die Bekanntschaft mit dem Vater und stellte ihn vor als den Möbelfabrikanten Schwarz aus dem kleinen Städtchen Obersißko; es floß ein, daß, was Geld anlange, es auf das beste mit ihm stünde. Am nächsten Tage erschien der nunmehrige Fabrikant bei dem Dirigenten und bestellte für sich zum Geburtstag ein kleines Ständchen, lernte das Mädchen dabei kennen und dazu noch eine Freundin von dem Mädchen, lud gleich beide zum Geburtstagskuchen ein und war auf seinem Geburtstag ein aufmerksamer Mann. Dann wiederholte er seine Besuche, machte Spaziergänge mit dem Mädchen durch die Stadt, wobei ihnen nachgesehen und sie sehr beneidet wurde, und endlich verlobte er sich mit ihr in aller Form.

Die Verbindung mit dem reichen Fremden verdroß einen Onkel, der, um sich gültlich zu tun, sich in Obersißko nach dem Eidam seines Bruders erkundigte und die Antwort bekam, es sei am Ort nicht ein Möbelfabrikant des Namens ansässig. Das Mädchen weinte sehr darüber, und als Schwarz den Anlaß hörte, ward er aufgebracht und ersuchte sie, noch einmal sich nach dem Städtchen mit einer Anfrage zu wenden. Diesmal traf eine Antwort ein, die bestätigte, daß er in Obersißko angeessen sei und alles sich in bester Ordnung befände. Anscheinend hatte Schwarz auch die dortige Polizei in den Glauben versetzt, er habe einen amtlich unterstützten Auftrag auszuführen.

Die Verlobung war öffentlich gefeiert worden, er hatte das Mädchen reich beschenkt, mit den Gegenständen, die sich solch ein Mädchen wünscht, nun gaben sie sich freier. Sie besuchte ihn oft des Abends im Hotel, und eines Abends, fast drei Monate, nachdem sie bekannt geworden waren, erzählte er ihr dort, ein Bekannter habe ihm mitgeteilt, sie sei an dem Mord des Gymnasiasten in Berlin beteiligt. Verlobte, fuhr er fort, müßten von einander alles wissen, sie solle ihm sagen, wie es darum stünde. Sie wußte nichts anzugeben, auch als er weiter in sie drang und ihr Gewissen ausholte. Über seinem Drängen, ihrem Bestreiten wurde es spät, wurde es tief in der Nacht, er bat sie, bei ihm zu bleiben, und was sie nie getan hatte, bewilligte sie nun und blieb.

Am nächsten Morgen hub er wieder damit an, sie zu bedrängen, wie es mit dem Mord gewesen sei, und schließlich erklärte er, er löse die Verlobung auf und lasse die Trennung in die Zeitung setzen, wenn sie ihm jetzt nicht mit dem Wie und Wo käme. Darauf erfand sie die Geschichte eines Schlossers Schulz, und weil ihre Vorstellungskraft von der Nacht noch wild war, so schilderte sie die Einzelheiten des Streites, mit dem Schulz sich auf den Gymnasiasten gestürzt hatte, schilderte, wie er ihn würgte, ihm Pulver in den Mund streute und ihn schließlich aufknüpfte.

Kurz darauf, auf einem gemeinsamen Spaziergang, wurde sie angehalten von einem Mann, der sie aufforderte, zu ihrer Vernehmung auf das Gericht zu kommen. Sie ging hin mit Schwarz, und in seiner Gegenwart, der

hinter ihr stand wie eine Schildwache, wiederholte sie ihre Angaben, aus Furcht, sie verliere sonst ihren Verlobten. Unmittelbar danach wurde sie verhaftet. In der Nacht widerrief sie ihr Geständnis, das bei weiterer Nachforschung sich auch als erdichtet erwies. In Berlin, wohin man sie transportiert hatte, wurde sie nicht lange danach frei gelassen. Vorher schon hatte ihr Verlobter in einer Rummelsburger Tageszeitung bekannt gegeben, daß er sein Verlöbniß löse, nachdem er den Mord an dem Gymnasiasten aufgeklärt habe.

2.

Es ist zu ersehen, daß es falsche Geständnisse gibt. In der Zeitung war zu lesen, der Untersuchungsrichter habe dem Mädchen den Widerruf des Geständnisses nicht glauben wollen. Es war ja doch bekannt, ein Geständnis wurde immer widerrufen; unter einem Druck abgegeben, wird es zurückgenommen, wenn der Druck gewichen ist. Aber man sollte denken: ein Geständnis und sein Widerruf gleichen sich aus, wie etwas nicht mehr gilt, wenn es durchstrichen ist. Doch ein Richter glaubt immer willig dem Geständnis und glaubt nicht oder nur unwillig dem Widerruf. Denn, so geht es bei ihm innerlich, was hätte den Mann oder die Person dazu bringen sollen, die Tat zu gestehen, sie hätten sie denn begangen? Was sie dann dazu brachte, ihr Geständnis zu widerrufen, das war klar.

Es gibt indessen Geständnisse von Jungfrauen, daß sie ihr Kind ermordet haben, und es sind Mädchen bekannt geworden, und zufällig sind es ebenfalls Dienstmädchen gewesen, die dafür zu schweren Strafen verurteilt worden sind. Wie sie den Mord an ihren ungeborenen Kindern gestehen konnten, sollte einem Richter, der die nicht immer sauberen Waffen seines Handwerks und die Art des ganzen Betriebes und Umtriebes kennt, nicht menschlich fremd sein.

Es wird ihm doch nicht unbekannt sein, daß es Polizeikommissare gibt, die, wenn sie einige schwere Verbrecher, also meist junge Menschen von 21 oder 23 Jahren, verhaftet haben, sie freundschaftlich auf ihre Stube laden, sie mit guter Bouillon versorgen und, wofür diese Menschen am dankbarsten sind, ihnen haufenweise Zigaretten geben. Dann wird tapfer zusammen unterhalten, gelacht, man spricht von gemeinsamen Bekannten, von früheren Streichen, wie sich, nach der Ansicht dieser jungen Leute, etwa kriegsführende Offiziere bei einem Waffenstillstand benehmen würden. Die Grenzen verweisen sich, der Kommissar, oft mehrere, reden dem jungen Mann gut zu, was der eine zu lügen unterläßt, lügt der andere ihm vor, sie tun, als wüßten sie schon alles, prahlen mit der eigenen Klugheit und erzählen, diesmal stünde es schlecht um den guten, denn Albert, ein Komplize, habe „gepiffen“. In einem Augenblick des Schwankens, ob es stimme, aus Wut, verraten zu sein, wird dann aus Unbesonnenheit fast freundschaftlich ein Geständnis abgelegt, als wenn es kapitulieren hieße und einem der

freie Abzug mit dem Degen bliebe. Aber der Abzug wird nicht gewährt, sondern der Einzug in das Gefängnis vorbereitet. Ein Protokoll wird aufgenommen, es wird gefragt: „Also Sie bleiben doch dabei?“ (aber oft buzt man sich auch), und wenn dann der Düpierte mit „ne, ne, das habe ich nicht gesagt“ zurückzuckt, wild aufgebraust: „Aber eben hast du uns doch das Ganze mit allen Einzelheiten erzählt.“ Da bestätigt dann der Arme aus Ehrgefühl (denn er hat sechzig Zigaretten verbraucht), daß es so war, läßt es zu Protokoll nehmen und unterhaut es mit seiner idiotischen Verbrecherhandschrift. Am nächsten Morgen wird das Geständnis widerrufen.

Beschuldigte, eben eingeliefert, noch ganz kopflos, werden, besonders in sehr schweren Fällen, in den ersten Tagen oft vierzehn Stunden lang vernommen oder wenigstens so lange den Verhören von Zeugen zugezogen. Woher haben ihre Nerven, fragt man, überhaupt die Kraft, kein Geständnis (wenn auch ein falsches) abzulegen? Gestern ist ihr Schicksal ihnen plötzlich zertrümmert worden, die Tür zum Leben schloß sich hinter ihnen, unklar, wann sie wieder aufgeht. Ist es nicht das einfachste, so kurz wie möglich alles abzumachen, einzugestehen, was einem angefonnen wird, um möglichst rasch eine niedrige Strafe zu erlangen und dann hinterher ein neues Leben zu beginnen? In Amerika. In Transvaal.

Anderer können nicht einmal soweit denken. Stumpf, sofort, geknechtet, geben sie alles zu, was man von ihnen fordert, sie wissen gar nicht, daß sie ein Geständnis ablegen, verstehen nicht das Protokoll, das man ihnen vorlegt mit dem Geständnis. Ich bin bereit, zu beschwören, daß ich noch nie ein Protokoll, das sich auf mich bezog, wurde es mir vorgelesen, verstanden habe. Im Bestreben, sie zu sammeln, nicht das kleinste zu überhören, konnte ich nie meine Gedanken in der Weise zusammenhalten, die wohl nötig gewesen wäre. Außerdem sieht jeder geängstigt zunächst die Tiergesichter der Aktuare, den abgerissenen Knopf an ihrem Armel. Wie sollte eine Landstreicherin aus Drczechowo, wie eine hinterwäldlerische Mörderin ihres Kindes den Mut haben, sofort mit einem: ich habe nicht verstanden, einzugreifen! Daß sie aufpassen solle, daß man besseres zu tun habe, als sich noch länger mit ihr abzugeben, würde sie, begleitet von einem Donnerwetter, zu hören bekommen, bis sie zu der stumpfen Ruhe beschwichtigt würde, die man braucht.

3.

Anderer, von einer moralischen Kraft getrieben, gestehen mehr, als sie begangen haben, weil ihr Gewissen sie die ganze Nacht gemartert hat in ihrer Zelle. Man muß diese Zelle kennen, die selbst eine Erpressung zum Geständnis ist: sie dampft von Wärme, ihre Wände stehen nicht still, sie kreisen um einen wie ein rotierender Kegel, wie eine Walze, wie eine Trommel.

Oder sie gestehen, was verlangt wird, weil mit der Gewalt seiner Augen der Untersuchungsrichter ihnen das Geheimnis aus dem Herzen riß, wie ein

Operateur mit seiner Zange die Wucherung von Fleisch in der Kehle packt. Mit ihrer natürlichen Überlegenheit, der geradezu ermordenden Fülle von Gewalt machen diese Männer zuweilen dem Armen klar, der das Unglück hat, vor ihnen zu stehen, daß an Tatsachen dies und das schon feststehe und ein Leugnen nicht mehr helfe. Ein Richter lügt nicht, zu lügen bekommt nur ein Polizeikommissar fertig, aber er kombiniert, und oft steht für ihn schon so viel als bewiesen fest, wie für einen temperamentvollen Anwalt, der seinem Klienten rät, unbedingt einen Prozeß zu beginnen. Hinterher sieht man, daß die gleichen Symptome sehr verschiedene Tatsachen decken können.

Und Mittel, ein Geständnis abzuwingen, hat der Untersuchungsrichter viele. Er braucht nicht einmal einzuschüchtern, zu drohen, anzufahren, zu verwunden, warten zu lassen. Er braucht nur anfangs menschlich oder ein wenig persönlich zu sein, und wenn er kein Geständnis erzielt, kalt und sachlich zu werden, und hat damit die grausamste Waffe in der Hand.

Sein fürchterlichstes Mittel aber bleibt die Erklärung, daß die schon Monate dauernde Voruntersuchung noch viele Monate dauern werde, wenn nicht ein Geständnis abgelegt wird, und daß sie sofort erledigt sei, geschähe es. Der Heroismus der Angeklagten vor dieser Lockung ist so erstaunlich, daß ihnen um feinetwillen ohne weiteres sollte verziehen sein.

Aber auch in der Verhandlung noch wird der Angeklagte um das Geständnis gequält. Mancher Vorsitzende bedeutet ihm, daß er seine Lage verbessere durch ein Geständnis und sie schlechter mache, wenn er leugne. Der Angeklagte, auf diesen Wink geständig, wird zuweilen um seinen Lohn geprellt: er erhält nicht die mildernden Umstände bewilligt, auf die er Aussicht zu haben schien.

Oftmals aber hat ein Geständnis tatsächlich die Wirkung, daß man darin ein reuiges Verhalten sieht und Sanftmut läßt bei der Bemessung der Strafe walten. Man faßt sie dann auf (die man sonst als Unschädlichmachung oder als Vergeltung oder als sonst etwas ansieht) als zur Besserung bestimmt und sieht diese Besserung schon in dem Geständnis. Aber ein Sexualverbrecher wird nicht deshalb kleine Schulkinder später schonen, weil er aus Feigheit, Angst, Berechnung ein Geständnis ablegte. Aus den gleichen Motiven der Feigheit, der Angst und der Berechnung wird er gerade künftighin ein starkes und erwachsenes Weib für seine Wünsche zu gewinnen unterlassen und die Siebenjährigen bevorzugen.

Mit dem Strafmaß sollte ein Geständnis nichts zu schaffen haben, und einem Laien wird diese Art Paktierens überhaupt nicht eingehen in den Kopf.

4.

Warum in aller Welt bemüht sich der Richter um das Geständnis? Es hat niemand nach dem Gesetz die Pflicht, eine Erklärung abzugeben, wenn er angeklagt ist. Man sollte nicht auf ihr bestehen.

Aber der Richter hat ein Gewissen, das er beruhigen möchte, Sofas, die er am Nachmittag benutzt und nicht von Qualen durchtobt haben möchte. Ein Geständnis gibt eine Gewißheit: es ist eine Gefälligkeit für den Richter.

Es gibt andere, die nicht den inneren Stachel haben und dennoch den Wert auf das Geständnis legen: ihre Arbeit wird sauberer, wenn das Geständnis in den Akten liegt wie eine bezwungene Frau.

Es ist wohl auch Unfleiß dabei im Spiele. Der Untersuchungsrichter, der ein Geständnis erlangt, braucht nicht von allen Seiten weitere Belastungsmittel zusammenzuholen. Eine kleine Reihe davon genügt.

Endlich ist mit dem Affekt zu rechnen. Man gibt dem Angeklagten das Recht zu lügen; wenn man es ihm nicht gäbe, er nähme es sich. Wie sollte er auch nicht, plötzlich in das Dunkel tretend, unfähig zu übersehen, was man ihm andichtet oder vorwirft, an den Krücken der Lüge zu gehen versuchen (wenn jener Tatbestand aus einem Grunde schonungsbedürftig ist) und erst wieder aufrecht gehen, wenn er sich sicher fühlt? Manche lügen auch, wie andere die Augen schließen, wenn etwas Gefährliches durch die Luft fliegt. Nun erfährt ein Richter oftmals, daß offenbar Schuldige faustdicke Lügen in das Gesicht spritzen; ist die eine fortgestreift, so fährt schleimig die andere heraus. Es macht ihn schließlich wild, immer nach neuen Unbekannten zu forschen, die nach der Behauptung des Beschuldigten die Tat begangen haben. Trotz der offensibaren Lügenhaftigkeit der Erfindung aber ist er gezwungen, jeder Behauptung nachzugehen, um erst ihre Unwahrheit durch Zeugen zu beweisen. Das führt schließlich zu einem Kampf des Richters mit dem Verbrecher, zu einem Kampf, der den Richter aufreibt, seine Geduld erschöpft und für ihn nur durch ein Geständnis enden kann, weil dieses allein die Erklärung des Besiegteins, die Unterwerfung enthält. Aber der Richter, den wir uns wünschen, hat überhaupt keinen Affekt, wir denken ihn uns von Menschlichkeiten frei.

5.

Es ist unklar (wenn wir nach Rummelsburg zurückkehren), wie weit die Polizeiverwaltungen unfreiwillig das Kesselstreiben gegen das Mädchen Elisabeth Heinrich unterstützt haben. Das Verfahren, das anhängig geworden ist gegen den Detektiv Paul Schwarz, wird es klar stellen.

Elisabeth Heinrich selbst ist in guter Hut und auf dem Weg zur *virgo sancta*. Ich würde ihr einen Orden umhängen lassen, so überwältigend groß, daß dahinter ihr Kleid, wie man sich ausdrückt, vor Dürftigkeit weinen sollte. Ein Pächter hat neulich einen Orden erhalten, weil er von Staats wegen entehrt worden war. Öffentlich ist es auch ihr geschehen, und darum sollte er ihr an die sanfte Brust genäht werden.

Paul Schwarz ist ein hundsgemeiner Lump, über den es nicht notwendig

ist, ein Wort zu sagen. Der Detektivberuf ist nicht legitim, er ist noch anrüchig im Volk wie Schinder und Henker. Schwarz hat ihn zwiefach anrüchig geübt: er ist nicht bei seinem Gewerbe geblieben, sondern zum Schinder geworden.

Aber dieser Mann hat gezeigt, auf das äußerste übertreibend, wie man ein Geständnis abpreßt, wie man aus einem Menschen, nicht anders denn aus einem Vieh, mit brutaler Fleischerhand den Zarbestand heraushaut, den man braucht.

Auch er hat sein Verdienst: viele sind durch ihn geweckt worden. Auch der blödere wird nun sehen, wie leicht man, wie leicht man insbesondere von Frauen, Geständnisse erzwingt. Mir hat ein Angeklagter einmal gesagt, man glaubt uns nur, wenn wir etwas zugeben. Er hatte recht. Aber warum verliert ein Beschuldigter durch eine Anschuldigung die Glaubwürdigkeit und gewinnt sie zurück, soweit er sich belastet? Wo ist die Stelle der allgemeinen Menschheitspsychologie, die es übernehme, das zu stützen?

6.

und letztes aber soll man, das mag beigelegt sein, auch im Leben mit dem Geständnis geizen. Es ist wirklich so, wie jener ältere Mann in einer Keyserlingschen Novelle es fordert: Auseinandersetzungen sollte man vermeiden. Sie führen zu Geständnissen, und indes man nur ein Geschwür zu öffnen glaubt, schneidet man sich zuweilen ein ganzes Bein ab, mit dem der andere dann herumläuft. Denn wer ist sicher, daß sein Geständnis wirklich vor den hinfiel, der ihn liebt? Und wer will dem kalten Stein, wer dem laufenden Wasser gepredigt haben? Alle Dinge der Welt lassen sich zurückkaufen, aber für die Rücknahme eines Geständnisses gibt es keinen Preis.

Es ist auch zu sagen, daß diese Gewalttätigkeit nicht nötig ist. Wenn ein Tag vorbei ist, wird jedes Geständnis falsch. Wir sind morgen nicht mehr, was wir heute waren, und der uns zu besitzen glaubt, besitzt nur die Haut, die wir gestern abwarfen. Niemals erneuert sie sich so rasch wie nach einem Geständnis. Es ist, als ob sie sich schälte und wüchse wie im Sommer, bis alles wieder dasteht, was verloren war; nur der Stolz bleibt tief verwundet. Paul Schwarz hat kein Geständnis von Elisabeth Heinrich erlangt; er hat sie, in diesem letzten Sinn, auch nicht besessen.

Aber zu fragen bleibt, ob sie ihn nicht liebt, trotz allem. Er war für sie immerhin ein Mann und ein Mann von Welt und vielleicht nicht unfundig des Vogelfangs. Das Herz der Frauen aber ist sonderbar und zuweilen tückisch für sie selbst.

Junius, Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Der Tod Erich Schmidts, des weithin sichtbaren Berliner Literaturhistorikers, hat ein paar Tage lang den einflussreichsten Zeitungen der Reichshauptstadt Gelegenheit gegeben, dem Liebling Hymnen zu singen wie einem Unsterblichen und sein Grab mit dem Lorbeer des Unerseßlichen zu schmücken. Und die ernstere Provinzpresse, die künstlerisch und literarisch, aus Geschmacksunsicherheit oder aus Snobismus, am Schleppseil der Berliner hängt, hat tapfer mitgetan. Es ist die üble Gewohnheit auch der reichsdeutschen Journalisten geworden, in Hyperbeln zu sprechen; sie ist unvermeidlich mit der Ausdehnung des Betriebs gewachsen, der dem wägenden und messenden Wort und der ruhigen Besinnung keinen rechten Spielraum gestattet; im Gedräng greift man nach den schreiendsten Farben, weil sie den Schein des ruhig gewachsenen Urteils am ehesten vortäuschen und im Kaleidoskop der vorüberwirbelnden Eindrücke und Vorfälle am einprägsamsten sind. Diesem neudeutschen Stilprinzip, das ohne Nuancen die kräftesten Wertabstufungen nebeneinander stellt und einem Erich Schmidt in dem Pantheon der Unsterblichen neben Helmholtz oder Bunsen, neben Mommsen oder Jakob Burckhardt den Platz weist, ist wieder ein tapferer und sympathischer Mann zum Opfer gefallen, ein Mann von anständiger Lebensleistung und herzlich unvermutterter Lebenshaltung, als den wir den Verstorbenen ehren. So hohe Selbsteinschätzung in ihm sich geregt haben mag, der schließlich keine faustischen, der nicht einmal niegischische Ansprüche an sein Tageswerk zu stellen gewohnt war: der Kultus schmockhaft lächerlicher Übertreibungen hätte ihn bei Lebzeiten gründlich angewidert. Uns können sie die Freude, sein Leben zuschauend genossen zu haben, noch nachträglich trüben.

Diese Freude hatte ihren Grund in der Frische und dem Freimut seiner Persönlichkeit; in der Sicherheit seines Auftretens, an der gemessen man erst sah, wie geschmacklos und parvenühast viele seiner akademischen Kollegen zwischen Dienstfertigkeit und Hochmut hin- und herpendeln; in dem energischen Protest gegen die wüste Horde christlich-germanischer Frommler, die das große Erbe der weltbürgerlichen Epoche parteibind verwalten (siehe: Aufsatz über Berthold Auerbach; und sonst); in der Vorurteilslosigkeit seines Umganges, der mit gleicher Selbstverständlichkeit leuchtendste Spitzen und dunkelste Anonymitäten umfaßte, aber mit besonderer Rücksicht die Kritiker und Feuilletonisten der Tagespresse pflegte, deren Witz und Schlagfertigkeit und künstlerhafte Reizempfänglichkeit er schätzte und offenbar zu genießen schien; vor allem jedoch in der Liebe, die ein berufsmäßiger Verwalter des Gewordenen, Gewesenen, endgültig Gewerteten dem dichterischen und literarischen Schaffen seiner Umwelt zuwendete. Das war vorbildlich

in einem Lande mit so starker historisch-philologischer Überlieferung. Es wirkte beinahe wie ein Protest gegen die verkniffene Überheblichkeit gewisser Literaturgeschichtspaffen, die durch ihr lärmendes Naturburschentum die unreife studentische Jugend betören und auf Umwegen der Hölle eines nationalistischen Schreiertums zuführen. Das sind starke Charaktereigenschaften, die durch Kontrast sich noch steigerten. Erich Schmidt war mannhaft, wie der Held seiner großen Lebensbeschreibung; ihn nahm er bei mancher offiziellen Gelegenheit als Amulett gegen höfische Anfechtungen mit, wie wenn er ihn, dem Naturforscher Meister Gottfrieds ähnlich, aus dem Wust des Versunkenen zu Tat und Kampf neu aufgerufen hätte: „Komm, tapferer Bessing.“ Ja, diesen allzeit mutigen Bekenner verleugnete er nicht einmal im Angesicht des Kaisers, den er mit der aufrechten Ehrfurcht des freien Mannes als Jubiläumsrektor 1910 in die Aula der Berliner Universität geleitete; und so manchem Byzantiner unter den besternten Forschern hat es geschwindelt, als er verkündete, daß aus den Tiefen des freien und schöpferischen deutschen Geistes die Wiedergeburt des schlecht verwalteten und mutlos gelenkten preussischen Staates rührte. Das war noch mutvoller, als aus dem Vorstoß der Schiller-Stiftung zu scheiden, nachdem der junge Kaiser Hauptmanns Webern den zuerkannten Preis versagt hatte.

Alles das bleibt auch in dankbar treuer Erinnerung schön. Aber Größe, Unsterblichkeit, Einzigkeit? Nein. Manche Schmöcke haben dem herrlich gebauten, dem so zuversichtlich dreinschauenden und aus dem Quell der Lebensfreuden munter schlürfenden Mann sogar einen Cäsarenkopf bescheinigt. Eine kindhafte Übertreibung, eingegeben von der Unfähigkeit zu physiognomischer Analyse. Nie ist in diesem Kopf ein zäsarischer Gedanke aufgeblüht, ein Gedanke von der Allgewalt und der entscheidenden Fernwirkung eines bedeutenden Geistes. Wilhelm Scherer war es, der, im Bezirk der neueren deutschen Literaturgeschichtsschreibung, Schule gemacht hat. Die Motivjägeri, die Motivvergleichung, das Achten auf die innere Sprachform, das Entdecken und Begründen von Abhängigkeiten, Entlehnungen, Verflechtungen, Gruppenzusammenhängen: der ganze Apparat des kritisch-historischen Betriebs blühte, unter des Meisters (übrigens auch einseitigen) Impulsen, in Scherers Schule; Erich Schmidt war begabter Epigone, nur durch lebhaftere Empfänglichkeit und durch den langen Atem seines philologischen Eifers die Mitstreiber überragend. Sein „Bessing“ zeigte ganz kraß die Schranken seiner Begabung, — die zum Teil freilich auch die Schranken der ganzen Scherer-Schule sind. Die Seele in Bessings Aufklärungsarbeit kommt nicht an den Tag: in dem Gestrüpp der vollgestopften, aber im Grunde ganz äußerlichen Milieuschilderungen wird sie flächenhaft gesehen. Sie wird vom Biographen nicht entblößt, nicht in ihrer Nacktheit dargestellt, er versuchte nicht zu zeigen, wie sie wurde —

was sie war: er erstickte sie dem Blicke von außen durch mit Bienenfleiß zusammengerastete Zufälligkeiten. Das ist mißverständener Laine. Der Stil der Darstellung entspricht der Methode. Er besteht aus unendlichen Ketten zum Teil schöner, zum andren Teil aber gesuchter Einzelheiten: die Synthese zu einheitlicher Vorstellung ist der Gehirnarbeit des Lesers überlassen, die an der Kunstwidrigkeit des Prinzips scheitert. Man erstickt unter himmelhoch getürmten Sägwürsten. Anekdotenhafter Vortrag verrammelt geradezu die Perspektive; aber die Schule Schmidts pflegt ihn in Essay und Feuilleton durch gezielte Ausbreitung des wuchernden Kleinkrams, wozu die „Forschung“ die Zettelsäcke liefert. Der Blick vom Wesentlichen in Dichtung, Literatur und Kulturbewegung wird dadurch abgelenkt; und während sich kleineres Kaliber auf diesem Gelände in selbstsicherer Pose tummelt, halten sich wesenhafte Geister fern und gehen die großen Dinge unberührt ihren Gang. Wer kann sich wundern, daß auf dem Gebiet, auf dem es von Kärnern wimmelt, die Männer fehlen, bedeutend genug, um einen Erich Schmidt zu ersetzen? Unfre Klage gilt nicht dem, was wir nur zu sehr begreifen: sie spricht die Trauer aus um den Verlust eines treuen und begabten Mannes, der allzu früh in die Schattenwelt entschwand. Si quis piorum manibus locus.

Carl Schrader ist, beinaheachtzig, gestorben: einer der ehrlichsten Liberalen der Alten Schule. Er wirkte, wie die Erinnerung an Achtundvierzig. Ist es nicht merkwürdig, daß wir immer an das Revolutionsjahr, an die Zeit jener reinsten, idealsten, aber ohnmächtigsten Hoffnungen deutscher Politik denken müssen, wo von ehrlichem Liberalismus die Rede ist? Wenn Schrader in den letzten Jahren sprach, lagen Trauer und Verzicht um seinen Mund; und diese Herbststimmung in seinem Herzen, die stille Verzweiflung, die das Ideal betrachten lehrt als ein Gedankenwesen ohne Brücken zur vorwärtsstürmenden Gegenwart, ohne in die Wirklichkeit übergreifende Kraft, teilte sich auch den feineren Hörern mit. Er war, in seinem Pessimismus und der stummen Hingebung an seinen nagenden Kummer, unendlich sympathischer als die feiste und satte Zukunftsgläubigkeit Albert Trägers, dessen jovialer Spießbürgerlichkeit nichts den Appetit verderben konnte; aber an dem großen Mißverständnis seines politischen Lebens ging er doch ahnungslos vorüber. Eine bürgerliche Demokratie mußte, in Bismarcks Zeiten wie heute, um sich in der Atmosphäre einer erfolgumkränzten Militärmonarchie und eines mit Gewalt geschaffenen Riesenreichs behaupten zu können, im Wehrmachtssinne des Wortes national sein, bedingungslos national (sie ist es heute); sie hätte die Erfahrungen der Konfliktzeit unter so wesentlich veränderten Umständen nutzen und dadurch versuchen müssen, für wirklichen Parlamentarismus und Liberalismus einen beschränkten Raum, aber doch einen Raum, frei zu halten; sie hätte dadurch Bismarck, der bis 1878 schließlich

doch 'liberal' regiert hat, den wirksamsten seiner Vorwürfe, den der Reichsfeindschaft, entwunden. Auch die Abschaffung der Eisenzölle (1873), die sie aus Grundsatz betrieb, war übereilt: denn sie wirkten als Finanzzoll, und nun wurde es immer schwieriger, den anschwellenden Reichsbedarf zu decken. In die Lücke, die sie ließ, sprangen parlamentarisch die Konservativen und Klerikalen; und der Erfolg war eine um so gründlichere Verjungerung und Klerikalisierung Preußens, als die Liberalen auch in sozialen Fragen versagten und, vor den misstrauischen und bald tauben Ohren des unheimlich wachsenden Industrievolkes, unentwegt das Evangelium von Angebot und Nachfrage predigten. In den Nekrologen auf den trefflichen Mann lese ich Klagen und Vorwürfe; es war verdienstvoller, zu zeigen, daß das alte Achtundvierzigertum nach dem großen Kriege ein Anachronismus geworden, daß es nur Gesinnung, nicht Programm sein durfte. Die um Schrader hatten keine auswärtige Politik; sie hatten keine positive Arbeiterpolitik; sie hatten keine Bauernpolitik. Durch Einführung des Reichstagswahlrechts waren auf lange Frist alle konstitutionellen Beschwerden beschwichtigt. Mit solchen Negationen waren politisch keine Eroberungen zu machen; und daß die um und hinter Schrader — der ja auch ein Mann der Banken war — mit ihnen in Handel, Verkehr und Börse recht gute Geschäfte machten, wurde dem Liberalismus als Partei zum Verhängnis. Das ist die Wahrheit.

Im August dieses Jahres wird im Haag der aus Dollargold erbaute Friedenspalast eingeweiht werden. Mancher Ehrengast wird, im Trubel der Feierlichkeiten, der Überraschung gedenken, mit der alle Welt die Zirkularnote des Grafen Murawiew vom 17./24. August 1898 gelesen hatte, durch die der Zar zur Verminderung der Wehrlasten auffordern ließ, deren Druck den Völkern den Atem raube und sie zu erdrücken drohe. Der ersten platonischen Tagung vom Mai bis Juli 1899 folgten, gewittergleich und Schlag auf Schlag, bis heute Entladungen, die der Staatengeschichte des Planeten ein völlig verändertes Gesicht gaben; und wie damals, vor dem Kriege mit Japan und der russischen Revolution, wache Politiker meinten, das Zarenmanifest sei aus den finanziellen Nöten des Moskowiterreiches geboren, so wird es im August dieses Jahres im Haag Mißtrauische geben, die sagen werden: die Russen hätten wohl Grund, den Frieden von London als einen unerhörten und unerhofften Sieg des Slawentums festlich zu begehen. Denn so wird der Friede wohl heißen, der bis dahin den Balkangreueln und den Balkanhändeln ein Ende gemacht haben wird. Heute steht fest, daß sie mit russischem Gelde und mit russischem Vorwissen unternommen wurden; daß Iswolski nachträglich an Ahrenthal Rache genommen hat; daß Sir Edward Grey mit im Geheimnis war; daß die status quo-Formel von vornherein nur als Vorbehalt für immerhin

mögliche türkische Siege gegolten hatte; daß die Bemühungen Poincarés als Fürsprechers der Westmächte und Rußlands darauf berechnet waren, das Gegenspiel des Dreibundes zu lähmen und Österreich an dem Einmarsch in den Sandtschak und der Erraffung seines Anteils an der liquidierten Türkenmasse zu hindern. Das sind Resultate, die über die Tragikomödie von Skutari hinaus festgehalten werden müssen, ebenso wie die kaum zu überbietende Düpierung der öffentlichen Meinung in Deutschland durch die Presse und als offiziell gestempelte Sachkenner vom Schlage der von der Goltz. Wir waceten durch ein Meer von Ignoranz, diplomatischer Unfähigkeit und absichtlicher Irreführung; wir haben mit neuen Milliarden für Rüstungszwecke diese Blindheiten zu büßen; und sind im Begriff, — uns neue Binden um die Augen zu legen. Ich spreche von Kleinasien, wo angeblich die Türken ihre Kraftreserven hätten und imstande seien, sich staatlich zu reorganisieren und als Nachbarn von Russen und Engländern (in Ägypten und Persien) ihre nationale Selbständigkeit zu behaupten. Es sind die schäbigen Reste der deutschen Türkenhoffnung, die sich in dieses Loch flüchten. Die Nationalität der Maulwürfe, die in Armenien, in Syrien, in Anatolien wühlen, ist unschwer zu erkennen. Die loyalen deutschen Untertanen aber werden auf den glorreichen Potsdamer Vertrag mit Rußland verwiesen; sie dürfen sich freuen, daß sie von dem persischen und ägäischen Meer abgeschnürt wurden; sie dürfen auch sogar noch immer von der Mission ihrer Bagdadbahn sprechen, obwohl diese nach dem Koweit-Vertrage bis an den Persischen Golf englischem Golde und englischem Einflusse ausgeliefert ist und Lord Curzons Traum sich buchstäblich erfüllt.

Dieser Vertrag ist auch in anderer Hinsicht interessant. England gibt der Türkei Geld, das, zum Bau von Kreuzern und Torpedos, in englische Werften zurückfließen soll; mit dem Rest sollen Reformen in Anatolien und Syrien durchgeführt werden, nach dem Grundsatz der Dezentralisation zur Konsolidierung der Türkei. Vor dem Balkankrieg und dem Zerfall ihres europäischen Reiches hat England von den Jungtürken Reformen in Mazedonien verlangt: es sollte dezentralisiert werden. Dieser Rat lieferte den Nagel zum Sarge. Serben, Bulgaren, Griechen, Kurden, Albaner, Araber hatten — scheinbar — gleiche Rechte erhalten; scheinbar: die Jungtürken waren grausame Autokraten. Der Staat verlor das Zentrum und ging in Trümmer. Man sieht, wie schwer es ist, das englische Prinzip sogar in Ungarn oder dem dynastischen Völkerstaat der Habsburger durchzuführen: es setzt nationale Gleichartigkeit voraus. Ob trotzdem der kluge Grey an die Erfolgsmöglichkeit seines Rates für Kleinasien glaubt?

U n m e r k u n g e n

Wetter, Landschaft und Seele

Geistreiche Leute rümpfen über Wettergespräche die Nase. Aber auch sie fluchen mitunter dem Wetter, das also doch wohl für ihren Geist einige Bedeutung haben muß. In der Tat ist es eine Macht, deren Einflüssen sich niemand entziehen kann. Man müßte sich darum wundern, wenn in unserer wissenschaftlichen Zeit kein Einfluß auf das Seelenleben nicht in den Bereich wissenschaftlicher Untersuchung gezogen würde. Den Anfang hat Willy Hellpach gemacht, dem wir so schöne Aufschlüsse über das Wesen der Hysterie verdanken, mit seinem (1911 bei Wilhelm Engelmann in Leipzig erschienenen) Buche „Die geographischen Erscheinungen: Wetter, Klima und Landschaft in ihrem Einfluß auf das Seelenleben“. Er scheidet die geopsychischen Einflüsse, die Einflüsse, die von Erde, Wasser und Atmosphäre auf unsere Seele ausgeübt werden, in unmittelbare (dem Zentralnervensystem durch Änderung unsers körperlichen Zustands und Befindens wahrnehmbare) und in solche, die uns durch die Sinne vermittelt werden, und nennt die ersten tonische, die zweiten sinnliche. Wetter und Klima wirken tonisch; alles, was durch die Sinne vermittelt wird, faßt er, als Bild der uns umgebenden Natur, in dem Worte Landschaft zusammen. Hauptvermittler ist das Auge; aber Vogelgesang und Wasser-rauschen oder (feierliche, beruhigende, unheimliche) Stille, der Duft der Blumen, des Heues, des Nadelwaldes, der aufgelockerten Ackerscholle, des Salzwassers färben das gewöhnlich so genannte Landschaftsbild.

Allen für Wetter und Landschaft Empfänglichen wird das Buch Freude machen durch die Fülle von Erinnerungsbildern, die es hervorruft; es gibt nicht viele unter den geschilderten Seelenzuständen, die ich nicht selbst erlebt, oft erlebt hätte. Und die Erforschung des Zusammenhangs zwischen Gemütsstimmung und Naturerscheinung verspricht praktischen Nutzen. Den größten Teil des Materials hat dem Verfasser die rohe Empirie geliefert: was die Leute über ihr Leibliches und seelisches Befinden bei Gewittern, bei diesem und jenem Wetter, in einem fremden Klima, beim Anblick einer Landschaft aussagen, und was sich aus Erlebnissen vieler als Volksglaube oder Aberglaube niedergeschlagen hat. Hellpach verachtet diese Quelle nicht, aber beobachtet ihr gegenüber (wie übrigens auch den mehr oder weniger wissenschaftlichen Modetheorien gegenüber) die gebührende kritische Vorsicht und zeigt, welchen Selbsttäuschungen man bei Wettererfahrungen ausgesetzt ist. Wie zum Beispiel eine Stimmung, die allein durch körperliches Befinden (also durch tonische Einwirkung) verursacht zu sein scheint, vom Landschaftsbilde, umgekehrt dieses von jener gefärbt wird; wie sich Vorstellungen einmischen, die aus sozialpolitischen Erwägungen, zum Beispiel der sozialethischen Vorzüge des Landlebens vom Stadtleben, entspringen; wie unbeachtet bleibt, welchen Anteil die einzelnen Wetterelemente (Temperatur, Feuchtigkeit, Bewegtheit, Zusammensetzung, elektrische Spannung, Druck der Luft) an dem Einflüsse auf Befinden und Stimmung haben, und wie oft dieser Anteil falsch abgeschätzt wird. Das trifft namentlich auf die Zu-

sammensetzung der Luft, ihren Sauerstoff- und Kohlen säuregehalt zu. An die Reklame für Luftkurorte erinnernd, schreibt er: „unsre wirklichen Kenntnisse von den seelischen Wirkungen der Luftzusammensetzung, soweit es sich nicht um die Wirkung sinnlich gefühlbetonter Eindrücke — Gerüche — sondern um echte tonische Wirkungen handelt, sind äußerst gering. Sie sind gleich Null, was die Verhältnisse der natürlichen Atmosphäre angeht, und hinsichtlich der viel größeren Schwankungen in geschlossenen Räumen beschränken sie sich auf die Erfahrung, daß eine stark benutzte Luft Unbehagen hervorrufen kann, wobei es sich um Sauerstoffmangel, oder um Kohlen säurewirkung, oder um einen kombinierten Effekt von beiden handeln mag.“ Von besonderer Wichtigkeit für unsre Zeit fieberhaften Kolonienhungers ist die Erforschung der Wirkungen der verschiedenen Klimaarten, der Übersiedelung aus einem Klima ins andre und der Bedingungen, unter denen ein Klimawechsel am leichtesten überstanden wird. Endgültige Aufschlüsse über all das kann Hellpach noch nicht geben, sondern vorerst nur zeigen, mit welchen Methoden solche zu erstreben, in welchem Umfange bei diesen Untersuchungen Experimente anwendbar seien. „Sind wir erst auf solchen Wegen ein tüchtiges Stück vorwärts gekommen, dann wird sich uns ein neuer Knäuel jener ewigen ehernen großen Gesetze entwirrt haben, nach denen wir alle unsers Daseins Kreise vollenden müssen; und gesegnet mit tieferer geopsychologischer Erkenntnis, als diese Blätter sie zu bieten vermochten, werden wir dereinst mit besserem Recht als der tastende Überglauben des Mittelalters an manchem Faden inneren Lebensgeschehens ablesen: wie's die Sterne wollten. Zwischen dann und heut aber liegt Arbeit, viel Arbeit.“

In dem Abschnitt über die Periodizität des seelischen und des Naturgeschehens vermisse ich ein Urteil Hellpachs über die Zweckmäßigkeit des Wechsels von Arbeit

und Ruhe, wie er durch die jüdisch-christliche Woche geordnet wird. Nach meiner Erfahrung hat ein normaler Mensch an sechs Tagen strammer Arbeit grade genug; wenn viele am Montag noch weniger leisten als am Sonnabend, so kommt das nur daher, daß ihre sonntägliche Erholung das Gegenteil einer vernünftigen Erholung ist. Durch Mitteilungen über die Leistungsfähigkeit in den verschiedenen Monaten wird die auch aus andern Gründen zweckmäßig zu nennende frühere Ferienordnung (Anfang des Schuljahrs am 1. Oktober, Schluß am 15. August) gerechtfertigt.

Daß es geographische Einflüsse gewesen sein müssen, was die Menschenrassen erzeugt hat — auf welche andre Weise könnte man sie sich entstanden denken? — darin stimmen wohl alle überein. Aber auch, daß der einmal entstandene Rassencharakter sich in einem andern geographischen Milieu mit zäher Beharrlichkeit behauptet, kann von keinem Kenner der Völker und ihrer Schicksale geleugnet werden. Doch ist diese Beharrlichkeit der Rasseneigentümlichkeiten vielfach unterschätzt worden; Hellpach meint darum, es sei geraten, in der Geopsychologie die völkerpsychologische Methode vorerst einmal ganz zurückzustellen, und er bringt so schlagende Beweise für die Unabhängigkeit der Volksart von geographischen Bedingungen bei, daß er dadurch eine Besorgnis beschwichtigt, die ich eine Zeitlang gehegt habe. In Schlessien (wahrscheinlich also wohl im ganzen nordöstlichen Deutschland) hatten wir früher ein dem russischen ein wenig ähnliches Kontinentalklima; seit 1899 aber ist unser Klima ähnlich wie die Sportmoden englisch geworden; ich fürchtete deshalb, wenn diese Änderung Bestand haben sollte, unser Volk werde spleenig werden. Warme Winter und kalte Sommer hat es ja immer bei uns gegeben, aber nicht in so langer Aufeinanderfolge wie in den letzten anderthalb Jahrzehnten. Aus jedem der ersten fünf Jahrzehnte meines Lebens weiß ich mich mehrerer heißer

Sommer und noch besser mehrerer sehr strenger Winter zu erinnern: Winter mit Schlitten- und Eisbahn vom Dezember bis Ende Februar und einer Durchschnittstemperatur von -10° R., die mitunter bis -25° R. stieg. Der letzte echte norddeutsche Winter, dessen ich mich entsinne, war der von 1874/75: tiefer Schnee von Anfang Dezember an, Mitte März noch -17° R., und die Kälte nicht ein einziges Mal von Tauwetter unterbrochen. Im Januar 1899 zuerst fiel mir auf, daß wir einmal um Mittag $+12^{\circ}$ R. hatten (im Schatten natürlich, welche physikalisch inkorrekte Beifügung hier nicht entbehrt werden kann); während ich dann in den folgenden Jahren oft (allerdings in dem ziemlich hochliegenden Lande!) Hundstage erlebte, in denen sich die Temperatur nicht über $+8^{\circ}$ R. erhob. Annäherung der Juli- und Augusttemperatur an die Januar-temperatur und dieser an jene war das Charakteristische dieser Periode, nicht „verregnete“ Sommer. Die Niederschlagsmenge war nur im Jahre 1903 übermäßig groß. Vielmehr hatten wir oft über Trockenheit zu klagen, die nicht immer mit Hitze kausal verknüpft ist, sondern manchmal schon mit mangelnder Winterfeuchtigkeit oder in einem kalten Frühling beginnt. Seit 1899 haben wir — in diesem Zeitalter des Wintersports! — keinen richtigen Winter mehr, und seit 1902 nur zwei Sommer gehabt, die diesen Namen verdienen, 1904 und 1911.

Über etwaige Wirkungen der Klimaänderung auf die norddeutsche Volksart bin ich, wie gesagt, durch die von Hellpach angeführten Tatsachen beruhigt, aber einen großen Verlust für die Jugend bedeutet sie doch. Die jungen Leute lernen die wohlthätige tonische Wirkung anhaltender strenger Kälte, verbunden mit der „sinnlichen“, die vom blauen Himmel und der blendend weißen Schneedecke ausgeht (von der freilich in der heutigen Großstadt keine Spur zu sehen sein würde) gar nicht kennen, erleben auch nicht den herrlichen

Übergang eines echten Winters in einen echten Frühling: Wenn nach zehn Wochen einer Kälte von zwanzig Grad plötzlich der Laubwind erbraust, die Eisdecke der Flüsse krachend berstet, die Kruste gefrorenen Schnees, welche die Straßen bedeckt (an Schneeabfuhr dachte vor fünfzig Jahren niemand) zermürbt, die Eiszapfen vom Dache fallen und klirrend zerspringen, die Fenster abtauen (eine dichte Schicht gefrorener Menschen- und Kochofenausdünstung ersetzte das fehlende Doppelfenster) und nach dreitägigem Hochwasser und Schmutz die lachende Sonne das Grün hervorlockt und warme Luft den Spaziergänger umspielt. So wars anno 48: nicht blos der Völkerfrühling, auch der in der Natur kam deutlich wahrnehmbar mit Brausen. Jetzt, einzelne schöne Winter- und Sommertage abgerechnet, das ganze Jahr hindurch dasselbe graue Glend. Den Rheumatischen und alten Leuten mit entzündeten Schleimhäuten kann ja strenge Kälte Beschwerden verursachen, aber nicht weniger schadet der ewige Wechsel in diesen charakterlosen Jahreszeiten. Des Sommers weht in die bei hohem Sonnenstande örtlich erwärmte Luft beständig kalte hinein. (Woher der kalte Luftstrom kommt, das zu ergründen wäre eine Hauptaufgabe der Meteorologie, die ihre Unwissenheit hinter dem Spiel der Maxima und Minima verbirgt, wobei, wie zu meiner Freude Hellpach Seite 83 rügt, mitunter Symptom und Ursache wechselt werden.) Diese zweierlei Sommerluft schadet der Gesundheit mehr als anhaltende Winterkälte bei Windstille, besonders da die einander bekämpfenden verschieden erwärmten Luftströme elektrische Spannungen erzeugen, die sich in häufigen Gewittern lösen. In den wenigen Hochsommertagen, die mir südlich von den Alpen zu weilen vergönnt war, hat mir nichts so wohl getan als die Ausgeglichenheit der Temperatur.

Karl Jentsch

Der Dichter-Historiker Berner von Heidenstam

Vor kurzem ist der zweite Band von Heidenstams Werk: „Die Schweden und ihre Häuptlinge“ auf Deutsch erschienen.* Damit ist ein Ganzes vor uns hingestellt, das nicht durch seinen Kunstwert allein, sondern durch seine Absicht schon die freudigste Beachtung verdient. Es handelt sich bei dieser Arbeit um nichts Geringeres als den Versuch: die Geschichte eines gesamten Volkes dichterisch zu gestalten, die Vergangenheit zum lebenatmenden, lebenspendenden Bild vor dem Auge des Heute erstehen zu lassen.

Wo die Wissenschaft versagt, weil sie nur Erkenntnis begehrt und nicht schaffende Wirkung, tritt die hier lange verpönte Kraft der poetischen Einbildung wieder an den Stoff der toten Jahrhunderte heran mit dem alten, wundertätigen Schöpferwort: Stehe auf und wandle! Die Dinge sind zu diesem Punkte herangereift, langsam, unmerklich, aber unwiderstehlich folgerichtig. Der einst so mächtige Strom geschichtlicher Forschung ist in schwunglosen Teilarbeiten, in kurzfristigen Spezialuntersuchungen, wie das unheimliche Fachwort lautet, allmählich zu kleinen und kleinsten Rinnfallen auseinandergefließt, die aller Wucht und Frische bar, unter öden Tatsachenklaubereien versanden. Das ist die eine, die negative Vorbedingung. Die zweite aber, die bejahende stellt ungefüme Forderungen gegen diesen Mangel auf. Sie lautet: Unsere Gegenwart ist stolz und selbstbewußt genug geworden, daß sie in Wahrheit eine Vergangenheit will. Sie begnügt sich nicht, wie das schwächere Zeiten tun, mit dem kargen Wissen des Einstigen. Sie begehrt danach, ihr eignes Werden — und als solches möchte sie dank ihrer Stärke alles vor ihr liegende begreifen — wirklich in ihr Gefühl aufzunehmen

* Bei Albert Langen, München. 1912. Erster Band ebenda 1910.

als ein reges, tätiges Stück ihrer selbst, so wie der Mann seine Jugend in sich tragen möchte. Diesem Wunsch aber vermag der Gelehrte, wie wir eben sahen, nicht mehr zu genügen. So kommt es mit Notwendigkeit, daß der Dichter an seine Stelle tritt. Seine Tätigkeit wird — auch das erklärt sich von selber — von der des guten alten historischen Romanschriftstellers im Sinne Dahns etwa eben so weit entfernt sein wie von der des neuen Historikers von Fach. Einmal ist unser Denken auch der Vergangenheit gegenüber zu wirklichkeits sicher geworden, als daß es uns erlaubte, sie einfach zum Lummelplatz persöhnlicher, wenn auch noch so schöner Empfindungsphantasien zu benützen, und auf der andren Seite sind wir, wie bereits angedeutet, soweit herangewachsen, daß wir die Entwicklung unseres Volkes nicht nur in unserem Gedächtnis aufbewahren, sondern mit Herz und innerem Gesicht erfassen wollen. So muß der Dichter-Historiker, den ich meine, sich im Gegensatz zu dem früheren Romancier demütig unter die harte Herrschaft der überlieferten Tatsachen stellen und im Gegensatz zu dem jetzigen Gelehrten — soweit dieser nicht selbst künstlerisch zu Werke geht wie z. B. Erich Marcks — diese Tatsachen von innen heraus reiflos befehlen.

Diese Aufgabe hat nun Berner von Heidenstams oben genanntes Buch gelöst. Seine Darstellung der schwedischen Geschichte, die er uns hier geschenkt hat, ist ganz Tatsächlichkeit im besten Sinn und zugleich doch ganz Bild und blutreiches Leben. Es ist wohl eingewendet worden, daß er anfangs in der Schilderung erster Vorzeit der Sage zu viel Raum gegeben; ich finde, er hat auch hierin recht, denn damals, in jenem Hell Dunkel frühen Entstehens, war die Sage eben die farbegebende Wirklichkeit. Man kann ihm außerdem im späteren Verlauf der Erzählung einzelne Irrtümer in der Auffassung vorwerfen, vom Standpunkte einer andersgerichteten Auffassung aus, aber dies ist

Kleinlich und berührt den Kern der Sache nicht im geringsten: die wundervolle künstlerische Bewältigung des Werdegangs einer Nation, die nirgends bei ihm versagt. Damit hat er mit Meisterhand das geleistet, worauf es ankam, und niemand in seiner Heimat war so befähigt dazu wie er, der schon in früheren großen Arbeiten einzelne Abschnitte der schwedischen Geschichte auf ähnliche Weise zu unvergleichlich regem, leuchtendem Dasein wiedererweckt hat. Von ihnen liegen uns: „Der Stamm der Folkunger“* und „Karl XII. und seine Krieger“* sowie „Die Karolinger“* in deutscher Übersetzung vor, drei Werke, deren herbe Reife wenig ihresgleichen hat in der heutigen Literatur Europas. Besonders die wuchtige Darstellung Karls XII., des eigentlichen Nationalhelden der Schweden, ist eine Lat, für die ihm nicht nur seine Landsleute, wie sie es tun, den höchsten Dank zollen sollten. Denn durch sie ist die Gestalt eines ganz eigenartigen und doch merkwürdig vorbildlichen, rätselhaft gewaltigen Königs aus der Dämmerung historischer Erinnerung und volkstümlicher Verehrung in den Tag dichterischer Anschauung gerückt worden, so daß jeden der Hauch seltner menschlicher Größe unmittelbar umweht.

Für Heidenstams innerste Befähigung zum Epischen legen schon seine Gedichte** ein bereedtes Zeugnis ab. Von ihnen sind sehr viele nicht eigentliche Lyrik im landläufigen Sinn sondern kleine, bildgetränkte Erzählungen voll verhaltenen, knapp gebändigten Gefühls, das für gewöhnlich unter der Decke der äußeren Geschehnisse geflüßentlich verborgen hinausragt und nur hin und wieder in einer Rede etwa übermächtig hervorbricht. Es liegt im Charakter dieses Dichters, möglichst hinter seinen Schöpfungen zurückzutreten, das eigne Glück und Weh nicht unmittelbar auszuströmen sondern lieber an fremde

* Alle drei bei A. Langen, München.

** Bei A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf.

Gestalten, die seine Feder erstehen läßt, zu verschenken. Sogar in seiner Selbstbiographie „Hans Alienus“ versteckt er sich und sein Erleben hinter Symbolen, deren Gewänder aus allen Jahrhunderten entlehnt werden. Gerade in diesem Buche aber verrät er uns seine eigenste Kunstüberzeugung, die, dem griechischen Ideal sich nähernd, eine streng gehaltene, doch von innen her warm durchseelte Form verlangt. So versteht es sich leicht, daß er immer ein Feind des Naturalismus war, den er oftmals vortrefflich verspottet hat, daß er zugleich sich keiner anderen modernen Richtung anschließen konnte.

Wie alle Ausgeprägten, die die Gesetze ihres Werdens und Luns allein in sich tragen, steht er einsam da, nur auf sich selbst beruhend, in sich selbst bestimmt. Populär im Sinne von allgemein einschmeichelnd ist Heidenstam natürlich nicht. Nur jeder, der sich wahrhaft ihm erschließt, vermag ihn zu begreifen; sein Wesen erfordert, als etwas durchaus Notwendiges, unbedingte Hingabe. Die aber bringt ihm die Zeit, wenn die andern nachreisen. Auch hier ist seine Art nicht stürmisch oder blendend, sondern stolz verhalten und durch ihr eigenes Sein gewiß.

Friedrich Stieve

Der erste Bibliophil

Allen Christgläubigen, zu denen diese Schrift kommen mag, entbietet Richard von Bury, durch Gottes Barmherzigkeit Bischof von Durham, seinen Gruß im Herrn und bittet sie, sich seiner in Frömmen vor Gott zu erinnern, bei seinen Lebzeiten und nach seinem Tode.“ Aber nach seinem Tode hat man angefangen, ihn wieder zu vergessen. Es ist ja auch schon lang her, daß er starb. Jetzt, nach fünf- und achtundsechzig Jahren, hat ihm der Abbe Franz Blei eine schöne, numerierte Auferstehung in Halbpergament bereitet (Insel-Verlag).

Der Traktat über die Liebe zu den Büchern: „Philobiblon“, ist der Abschluß des ersten Rinascimento in England, das sich nicht lang hat halten können. Es ist bei allen Geburten ja so, daß sie, dicht nach dem Augenblick, da sie geschah, dem Tod näher sind als dem Leben. Man braucht deswegen nicht gleich zu sagen, daß dies ein Zurückkehrenwollen in das Nichts bedeute — man braucht es nicht immer gleich so aufzufassen, aber beim ersten Revival of Learning wird man das schon müssen. John of Salisbury, der Mönch Bacon steigen auf, kulminieren und schon muß ihnen Bury zu Hilfe kommen, weil sie wieder unterinken. Er konnte ihnen aber weiter nicht viel helfen, dieses erste Auftreten des Humanismus in England war viel zu wenig auf ein Bedürfnis gestützt; man studierte Virgil, um ihn studiert zu haben und weil man gerne sagen wollte, daß Verse nur Verse seien, wenn sie wie die Virgils seien, die Philosophen waren Philosophen, Sokrates war ein großer Philosoph. Sokrates war ein vorbildlicher, und es galt im ersten Revival of Learning, ihn zu kopieren, den Geist mit Masken seiner Erscheinung, seiner Bescheidenheit, seiner Festigkeit zu überziehen, so sehr galt dies, daß man in einem Kloster gar ein Siegel hatte, welches Sokrates zeigt, mit dem Helm der Minerva als heilige Jungfrau erscheinend. Das sagt dann schon alles. Die Sensationen der Bibel waren vorbildlich geblieben, das erste Revival mischte sich hinein und da entstand eine heillose Verwirrung der geistigen Ströme, alles ging durcheinander, selbst bei den gebildeten Mönchen ging alles sehr durcheinander, die Philosophie, die olympische Mythologie, die biblischen Testamente begannen in die Köpfe der Gebildeten von allen Seiten gleichzeitig hineinzudringen, die Verwirrung war ungeheuerlich und wie aus einem zerebralen Sabbath steigt Sokrates, der die Mutter Gottes ist, als Tochter Zeus' empor. Merkwürdig, es

muß dabei irgendwie ein Frühling in der Luft gewesen sein, denn überall begann das Aufblühen gleichzeitig: Dante, Petrarca, die deutschen Minnesänger, die keltischen Romanciers der Tafelrunde, die schlanken Troubadoure, die singenden Könige, Ritter des dritten Kreuzzugs und Abälard. Der Frühling hielt sich überall gut und nur in England schrieb ihm Bury auch schon das Testament. —

Ich möchte jetzt sagen, wie die Ideen des Herrn de Bury sind, denn es ist immer interessant, zu wissen, wie die Ideen eines Menschen über die Bücher sind, man könnte vielleicht sogar meinen, daß man einen Menschen kennen lernt — nicht in dem Umfang seiner Bildung, sondern in der Subtilität seiner Menschlichkeit — wenn man erfährt, wie er über die Bücher denkt; nicht etwa nur über dieses, jenes Buch gerade, vielmehr über alle, über diese Lebewesen, über die Bücher als Volk (und nicht allein als Nation, Rasse). Besonders müssen uns die Ideen dieses Mannes interessieren, weil doch vor ihm niemand etwas über die Bücher geschrieben hat und weil er sozusagen alles zugleich war und zuerst: Bibliognost, Bibliophil und Biblioman.

„Die Wahrheit durch die Stimme ist deutlich allein für das Ohr; sich dem Gesichts entziehend ... kommt sie uns nur durch eine sehr feine Bewegung und endigt fast in dem Atern, da sie begann. Die im Buch geschriebene Wahrheit zeigt sich aber immer und ohne Pausen.“ Der ganze erste Teil des Philobiblon ist wie dieser Satz von einer verblüffenden Selbstverständlichkeit. Es zeigt sich ja auch bald, daß dem guten Bischof die tieferen Gedanken, die er hat, keine sonderliche Freude machen, daß er gar nicht weiß, wo er ins Tiefere hinuntergräbt. Auch will er es gar nicht, und was er will, ist, sein anderes Wissen zeigen, nicht sein eigenes Erfahren, vielmehr sein gelehrtes Kennen. Und wenn man doch sagen wollte, daß es ihm auch um sein eigenes Erfahren zu tun sei,

könnte man es nicht sehr gut belegen: „Die Bücher sind Lehrmeister ohne Stoch und Rute, ohne Schreien und Zorn. . . . Irrt man sich, so schimpfen sie nie.“ Oder konstatiert er dies: „Kommt man zu den Büchern, so findet man sie nie schlafend.“ Das geschah wahrscheinlich schon damals mit den Rednern und Bury beabsichtigt also einen Witz. So sind seine Einfälle, wenn er sie beabsichtigt, und sie sind gar nicht zu vergleichen mit denen, die er für gewöhnlich hält. Er kommt sich nur dort bedeutend vor, wo er zitieren kann. Der Erzphilosoph Aristoteles wird auf jeder Seite genannt, sonst würde ja auch dieses Buch, aus mehreren von solchen leeren Seiten bestehend, wo er nicht genannt wird, ein sehr wenig schönes Buch sein. . . dachte Bury mit seiner Zeit. Jeder mögliche Grieche und Lateiner wird herangeholt und aus dieser Überschwümmung vom Sand der Zitate schwingt er sich eigentlich nur einmal empor, — beinah schon auf den letzten Seiten — zu einer großartigen Glorifikation der Bücher. Auch da ist kein Jubeln, diese Glorifikation ist sachlich, sie sagt das Stofflichste, was sich von den Büchern sagen läßt; aber in diesem Zusammenlauf von Schätzen anderer verehrter Geister, der dieses eine Mal nur ausbleibt und die das Buch sonst füllen, ist es doch wie ein Jubeln, eine Gloria zu lesen, uns sehr ergreifend, wie er, nun in einen kosmischen Schwung geratend, anhebt: „Aus den Büchern gewinnen wir die Metalle und kostbaren Steine, wie jedes Mineral Stoff und Wesen. Wir lernen die Natur der Pflanzen kennen . . . und dieser ganzen Sippe des Neptun, der Ceres und des Pluto. Gefällt es uns, die Bewohner des Firmamentes zu besuchen, so bringen wir unter unsern Fuß den Taurus, den Kaukasus und den Olymp, wir versetzen uns in der Juno Reich und wir messen mit dem Mittel des Fadens und des Zirkels die Territorien der sieben Planeten. Und kommen ans letzte Firmament, herrlich im

Schmucke der Zeichen, Grade und Bilder in mannigfachem Wechsel. Da entdecken wir den südlichen Pol, den kein Auge sieht, den kein Ohr hört und wir bewundern verzückt die leuchtende Bahn der Milchstraße und den in himmlischen Zeichen gemalten Zodiakus. . . Also erreichen wir, von den Büchern geführt, den Lohn unserer Seligkeit und waren doch nur Reisernde.“ — Weil dieser Dithyrambus so schön ausgefallen ist, muß er sich gleich entschuldigen: diesmal nicht mit dem Erzphilosophen, nur mit Seneca. —

Der Herr von Bury war der erste Bibliophil und beinah auch Biblioman. Das „beinah“ muß ich schon davorsetzen, denn die Manie Burys war keine blinde Bersessenheit, viel eher war sie eine sanfte Liebe, die viel Fußnoten bringt, die sich oft erklären möchte und immer wieder entschuldigen, er sucht Belege und Beweise, wo er sie nur findet, und man sieht ihm die Angst an, verspottet zu werden. Die echten Christens sind aber gerade deswegen die echten, weil sie nichts erklären, weil sie alles könnten, nur nicht ihre Liebe erklären und auch entschuldigen sie sich nicht, auch beweisen sie nichts und ihre Angst ist eine ganz andere. Nein, Richard de Bury wäre beinah ein Biblioman geworden, er war also überhaupt keiner, er war eher einer, der an eine Liebe zu sich selbst denkt, wenn er an seine Liebe zu den Büchern denkt, er wäre eher ein Don Juan der Bücher geworden, wenn er nicht so ordentlich gewesen wäre. Don Juan war ja auch ordentlich, er hat einen Katalog von seinem Leporello zusammenstellen lassen, aber er war nicht ordentlich im Erkennen seiner Geliebten, ja, man kann sagen, daß Don Juan keine einzige von seinen Geliebten gekannt hat, sonst wäre er gar kein Don Juan gewesen. Richard de Bury dagegen kannte sie alle durch und durch und sein Katalog schmolz ihm zu einer Einheit zusammen. Er hütete ja zwar seine Inkunabeln mit besorgter Zärtlichkeit, aber man wird aus dem „Philo-

biblon“ bald erkennen, daß er sich eher mit der Gesamtheit seiner Bücherei verheiratet hat, als daß er sich in jedes einzelne verliebt hätte. Nein, er war vorsichtig, wenn man will: er war gescheit genug, er wollte sich nicht mit Fesseln an seine Bücher binden lassen, deswegen nahm er sie nicht zu Geliebten, er wollte frei sein, deswegen schmolz er sie zu einem geistigen Körper zusammen und ging mit ihm eine Ehe ein. Nun sammelte er Erfahrungen, die man verwerten kann, und weil er als erster das wollte, wissen wir von keinem Bibliophilen vor ihm, der sie uns mitgeteilt hätte. Deswegen glaube ich trotzdem, daß es schon vor ihm Bibliophilen gegeben haben wird, am Ende gar bibliomane, die waren es nur und starben dann. Der Herr von Bury aber sagte es zwei Jahre, bevor er starb. Um nichts in der Welt hätte er dies Buch ungeschrieben gelassen, denn seine Vermachenschaft war eine geistige; und deswegen ist ja auch dieses Testament umfangreicher, als Testamente gewöhnlich sind, es ist für die ganze Welt geschrieben, auf daß sie seine Erbschaft antrete, in zwanzig Kapitel ordentlich geteilt und „da es vornehmlich von der Liebe zu den Büchern handelt, gefiel es mir wohl, ihm, nach dem alten Beispiel der Lateiner, den griechischen Namen ‚Philobiblon‘ zu geben“. (Das ist sein letzter Satz und da kann er nicht die Lateiner zu kurz kommen lassen. —)

Richard de Bury wurde im Jahre 1281 geboren, er starb 1345. Bei der Thronbesteigung Eduards II. stellte er sich mit politischer Geschicklichkeit gleich auf seiten des Nachfolgers. Er hat eine selten glückliche Karriere gemacht. Er hat — wie wir schon wissen — eine vernünftige Passion für Bücher gehabt, und auf seinen Reisen und mit königlicher Unterstützung brachte er manches zusammen. „Wir zogen die Bücher den Bechern vor, zählten lieber die Manuskripte als die Gulden und besaßen lieber das kleinste Heftchen als das herrlichst aufgeschirrte Paradespferd“. Unter

„wir“ meint er natürlich nur sich selbst und man kann ihm ruhig glauben. Er hat die Becher nicht geliebt, er war nüchtern und auch seine einzige Berauschtigkeit war gewissermaßen nüchtern, war eine sehr ungefährliche Leidenschaft, wofür man die Bibliophilie durchaus ansehen kann.

Theodor Tagger

„Die Befreiung“

Von dem großen Erlebnis des deutschen Volkes, das jetzt überall in Jubelfeiern berufen wird, ließen sich nicht nur „Festspiele“ dichten. Auch zur Tragödie gäbe es einen Stoff — zur Tragödie, die freilich nicht die Geschichte von etwas „Traurigem“ ist, wohl aber Bericht von einer erhabenen Notwendigkeit, in deren Wettern auch edelstes Gut zernichtet wird. Nur an der Oberfläche trifft der Blick die festliche Unbedingtheit eines schönen Aufschwungs; darunter liegt das tragisch bedingte Schicksal des deutschen Seins. Wer dies ganz fühlen will, der soll nur einmal diese Welt vor sich aufleben lassen, durch das prachtvolle Buch, das in der billigen Langewieschenschen Sammlung Tim Klein herausgegeben hat: „Die Befreiung“, eine Zeit in Urkunden, Berichten und Briefen. In diesem Buche spricht niemand über die Ereignisse, die Ereignisse selbst sprechen, und so hat alles in diesem Bande einen doppelten Wert. Denn wer auch das Wort nimmt, nicht nur das Berichtete, sondern auch der Berichtende, durch die Tonart seines Berichts charakterisiert, ist uns wichtig. Und so steht neben Fichtes stählerner und Schleiermachers feuriger Rhetorik das entzückend ungrammatikalische Platt des alten Blücher, der in der Begeisterung seines Kinderherzens alle Regeln der Orthographie über den Haufen reitet; neben dem scharfen, intelligenten und bisfigen Junkerstil des Generals von Marwitz die reichere, zarte und starke Mensch-

lichkeit des großen Sneyenau; Bojens kluger und klarer Soldatenstil neben des Professor Steffens akademischem Pathos; des Generalissimus Schwarzenbergs edle, österreichisch fromme Romantik neben dem trocknen ritterhaft derben Glanz des preussischen Bülow; Kleists wilde Vorklänge neben dem mädchenhaft zarten Freiheitssehnen Schenkendorfs. Und, zu Arnolds brausender Rhetorik gesellt, die monumentale Größe seines Herrn und Freundes, des Ginen, der der wahre Bewegter der Zeit und der Befieger Napoleons war — der Freiherr von Stein. Und dann, die Berichte französischer und sächsischer Offiziere kontrastierend, die Fülle deutscher Zeugen geringeren Ranges, die Memoiren der Wolzogen, Henkel, Schwerin, Reiches, Rochlitzens Leipziger Tagebuch, Försters Lützower Erinnerungen, und dann die Fülle der anonymen Zeugen, die zu uns aus Zeitungsdokumenten, Armeebefehlen und Aufrufen reden. Eine Vielfalt der Stimmen, eine Mannigfaltigkeit der Gestalten, sehr geeignet, uns den höchsten Begriff von der Kraft, dem Reichtum, dem einmütigen Aufschwung jener Generation zu geben. Freilich, die Monarchen bleiben der dunkelste Fleck im Bilde, und neben der launischen Willkür des Zaren und dem ängstlichen Hochmut des österreichischen Kaisers erscheint die kleinnütige Korrektheit des Preußenkönigs höchstens menschlich, aber ganz gewiß nicht politisch im besseren Licht. Immerhin, man meint des ehrbaren Klauen geschichtsfälschendes Schlagwort, das sie jetzt auf die höchst häßlichen preussischen Jubiläumsmünzen gedrückt haben, wenigstens in einer Inversion anwenden zu können: Der König kam (sehr mißtrauisch, sehr zögernd, sehr spät!), weil alle, alle riefen. — Aber ist denn auch nur das wahr? Waren es wirklich alle, die da zum Franzosenkrieg riefen? War es das ganze Deutschland, das sich erhob? Um dies zu verneinen, braucht man noch nicht einmal an das zu denken, was als größter Einwand oben

auf liegt! Daß es zu vielen Tausenden deutsche Rheinbundtruppen waren, die im französischen Heer 1813 von preussischen Kugeln fielen. Diese Menschen deutscher Nation waren von ihren Landesvätern abkommandiert, und die soldatische Bravheit, mit der sie sich für die französische Sache aufopferten, hat mit ihrer eigentlichen Gesinnung vermutlich so wenig zu tun, wie das dynastische Interesse ihrer Monarchen mit dem eigentlichen Leben Deutschlands. Ihr Widerspruch gegen die deutsche Bewegung von 1813 ist in all seiner Deutlichkeit nur ein äußerlich erzwungener und deshalb höchstens traurig. Aber es gibt einen wahrhaft tragischen, einen ganz von innen herkommenden Widerspruch innerhalb des deutschen Volkes gegen die große Bewegung der Zeit. Er tritt sehr viel weniger augenfällig auf und bedeutet unendlich viel mehr; er ist keineswegs die Sache einzelner Personen, aber er ist für uns in höchster sinnbildlicher Kraft in einer Gestalt zusammengefaßt. Das tragisch Erschütternde jenes schönen Dokumentenbuches, das viele hundert Zeugnisse so vieler Männer zusammenstellt, besteht darin, daß des größten damals lebenden Deutschen Namen nur viermal ganz bedeutungslos auftaucht. Viermal nur ist in diesem Buche von Goethe die Rede. Einmal ist eine gleichgültige Anekdote über eine Begegnung mit Lützowschen Freiwilligen, einmal eine unendlich mühsam gewundene Aussprache mit dem Historiker Luden über die deutsche Nationalidee, einmal die berühmte zornige Äußerung an den alten Körner, über die Aussichtslosigkeit der Napoleongegner, denen „der Mann zu groß“ sei und zuletzt jene grotesk trotzig eingetragene in die Annalen, daß er sich im Jahre der Schlacht bei Leipzig dem „ernstesten Studium der Chinesischen Geschichte“ gewidmet habe. Kann ein tieferer, ein mehr dramatischer Konflikt gedacht werden als der, der den größten Mann, den geistigen Herrscher eines Volkes in entscheidender Stunde von der politischen Sache seiner

Nation so vöbllig entfernt? Der Freiherr von Stein, dem man Goethes Äußerung zu Köbner hinterbrachte, machte es sich (mit dem Recht eines großen Leidenschaftlichen) doch zu leicht, wenn er sagte: „Laßt ihn, er ist alt geworden.“ Dieser angeblich Senile hat beinahe noch zwei Jahrzehnte das geistige Europa beherrscht. Und auch sonst scheint mir bloße Privatpsychologie die Haltung Goethes nicht zu erklären. Gewiß, der ästhetische Reiz der Napoleonsgestalt berückte ihn — aber das „bloß Ästhetische“ hat in diesem ganzen großen Leben niemals entschieden — oder, als reine Spiegelung der Lebenskraft aufgefaßt, überall, und da war ja der künstlerische Reiz dieser jungen Volksbewegung kaum geringer. Gewiß, das unordentlich wilde der ganzen Bewegung verletzte den immer empfindlicher werdenden kosmischen Sinn des alten Goethe — aber doch ist ein Unterschied zwischen der Haltung, die er dem wahrlich wilderen Aufbruch der französischen Revolution entgegenbrachte und seinem Benehmen von 1813. Was sich in Frankreich vollzog, das konnte er verfolgen und beurteilen wie etwa das Schicksal eines mißratenen Bruders; man mißbilligt ihn, man verachtet ihn schließlich — aber er bleibt unseres Blutes und aus unserem härtesten Urteil will ein Ton tiefster Teilnahme nicht verschwinden. Und dem, was in der französischen Revolution Gestalt wurde und was, wollend oder nicht, Napoleon über Europa trug, war Goethe tief verbrüdet, denn auch er war ein Sohn jener großen Aufklärung, die mit Vernunftstimmen Menschenrechte verkündete, und war nur ihr größter und letzter Sohn, weil er ihre großen Begriffe mit Gefühl zu erfüllen, sie in Gestalten zu wandeln vermochte. Was aber 1813 in Deutschland geschah, das war in keinem Sinne sein Werk, und so stand er ihm mit einem verlegenen und nicht immer bewaheten Respekt gegenüber. Es war ein Werk der Romantik, ein Werk jener Generation, die die Kräfte des Bluts, mit dem Goethe

nur der geistigen Freiheitswelt zur Form verholfen hatte, wieder als eigentliche, herrschende Gewalten anerkannte. Statt des allmenschlichen erwachte der nationale Geist, statt freien Willens gebot mystische Notwendigkeit, und statt weisen Ermessens war schwärmerische Hingabe die Lösung. In diesen Zeichen stand die große Bewegung von 1813 und Goethe mußte sich von ihr wenden. Mit so vollem Recht, wie die Männer um Stein ihr Werk taten. Die Jungen von damals haben es dem alten Goethe nicht vergessen — von den kleinsten Schmähungen bis zu der erhabenen und doch ungerechten Anklage wider den selbstgerechten Zauberer Klingensor in Immermanns „Merlin“. Aber Goethe sah auch, wie die Jungen die Freiheit, die sie meinten, nie empfingen, und wie der Geist der Autorität, der blutgebundenen, gottgewollten Zusammenhänge, den sie wider die Franzosen wachgerufen hatten, sie selber in seiner dumpfsten und häßlichsten Form überkam, — als der Despotismus der heiligen Alliance. Daß im notwendigen Befreiungskampf wider die Franzosen zugleich jener Geist befreiender Vernunft bekämpft werden mußte, den die Franzosen über die Welt gebracht hatten, das war die tragische Konstellation von 1813, die Goethe erkannte und in der er seiner geistigen Herkunft gemäß Stellung nahm. Diese zwiespältige Situation des deutschen Genius aber, die in Goethes Haltung sichtbar wird, sie weist uns so tief in das immer noch lebendige Schicksal deutschen Lebens hinein, daß hier die große Möglichkeit und vielleicht sogar die Notwendigkeit für die „Tragödie von 1813“ liegt: in jeder Befreiung droht uns eine neue Knechtung.

Julius Bab

Glaßbrenner

„Mit den Kopf fühlen.“

Man kann nicht sagen, daß sein Leben eine Tragödie gewesen sei. Und doch war Tragik darin: die Tragik des Clowns. Aber Glaßbrenner machte keinen Gebrauch davon. Dabei war ihm wirklich etwas Bitteres widerfahren: er hat als Berliner Student Hegel gehört und den Begriffs-enthusiasmus einer hohen Philosophie erlebt. Und dann ging er hin, der Judas, und verkaufte ein erlauchtes System für dreißig Wiße.

Vielleicht hat er unter dieser andauernden Katastrophe seines Geistes und seiner ganz miserablen Zeit nicht dauernd bewußt gelitten. Aber dieser Konflikt war doch das schmerzliche geheime Gesetz seines Daseins.

Sicher war dies geheime Gesetz aber nicht nur schmerzlich. Es brachte auch Heiterkeit. Es brachte jene Heiterkeit des Bewußtseins, die dem glänzt, der sich entschlossen hat, das Aktuelle gegen das Entfernte einzutauschen — mag das Aktuelle auch das Kleine, das Entfernte das Großartige sein.

Er wurde im Jahr 1810 in Berlin geboren: ungefähr in der Zeit, in der Gutzkow, der Sohn des Bereiters, das Licht des Hofes der königlichen Ställe erblickte. Die beiden wurden Schulkameraden. Gutzkow brachte das Pathos auf, das zum großen Stil gehört. Glaßbrenner mißtraute dem Pathetischen grundsätzlich. Es war ihm etwas für seine Zeit Unanwendbares und darum Wirkungsloses. Ihm kam es aber auf Anwendung und Wirkung an. Er wollte ganz dicht an die zeitgeschichtlichen Wirklichkeiten heran: bis dahin, wo sie schon polizeigefährlich sind. Glaßbrenner und Gutzkow wollten im Grund Ähnliches. Sie wollten — von der Idee des Kampfs der sozialen Klassen noch unberührt, rein aus ihrem moralischen Gefühl und aus ihrem naturrechtlich-rationalistischen Denken heraus — die soziale Demokratie. Gutzkow umschrieb

seine Hoffnungen in grandiosen Parabeln. Glaßbrenner pickte den politischen Akttag. Er schuf einen Stil der direktesten Banalität. Seine Kunst hat nicht wie die Gutzkows zwölfbändige politische Romane hervorgebracht, sondern fliegende politische Blätter mit politischen Kalauern und politischen Gassenhauern. Wer hatte nun recht? Es ist kaum zu entscheiden. Aber es gibt Leute, die für Gutzkow eine Passion haben und lieber Glaßbrenner heißen möchten.

Glaßbrenner konnte nicht anders. Wenn er den Tag treffen wollte, mußte er den Kalauer und den Gassenhauer wollen. Nur sie entsprechen politischer Gegenwart. Je ferner die Dinge sind, desto besser lassen sie sich pathetisch behandeln. Je näher sie sind, desto banaler muß man mit ihnen umgehen. Auch der Dichter. Das ist ein Gesetz der allerbesten Ästhetik.

Die Leute glauben es nicht leicht, aber es ist doch so: in einem Gassenhauer kann dieselbe Menge formaler Kraft enthalten sein wie in einem Psalm — beide können im Verhältnis zu ihren Aufgaben, ja sogar absolut den künstlerischen Wert haben. Das hat Glaßbrenner besser bewiesen als einer. Er ist vielleicht bis zum heutigen Tag der stärkste Dichter des politischen Gassenhauers und des politischen Kalauers geblieben.

Das läßt sich in Beispielen nicht leicht zeigen. Glaßbrenner, der auf die Größe des hegelischen Systems verzichtet hat, ist auf seine Weise Systematiker geworden. Er ist so sehr Künstler, daß er sich fast nicht zitieren läßt und fast nur durch das ganze Lebenswerk wirkt. Mit diesem Vorbehalt mag man vom einzelnen sprechen.

Über das sehr aktuelle Problem des preussischen Wahlrechts läßt er den gut gesinnten Erdarbeiter Schlundowski von der umgekippten Schiebkarre herab folgendermaßen reden:

„Der Mensch is keen direktes Jeschöpf!

Der Mensch wird immer erst durch Vätern und Müttern, un darumwejen kann er ooch nicht direkt wählen. Auch is er keen dummes, wildes Vieh, wie die neue Preuß'sche (er paßt, damit seine Pfeife nicht ausgehe) sagt, sondern ein jesittertes Wesen mit andere jesitterte Wesen zusammen, un also folglich muß seine Freiheit en Bisten beschränkt werden, un wenn man allens genau bedenkt un sich an das erhabene Beispiel der weisen Natur hält, so muß erschtens der Mensch 30 Jahr alt sind, weil er natürlicherweife mit 30 Jahr mehr Verstand hat als mit 29, indem er ein Jahr älter jeworden is. Zweetens muß der Mensch männliche Jattung sind, indem ein Mensch weibliche Jattung wird niemals ordentlich wählen, weil derselbe teils durch Küche, Stuben-, Näh-, Strick- und Mutterpflichten vom Staat zurückgehalten wird. Drittens muß der 30jährige Mensch männliche Jattung 500 Daler jährliches Einkommen haben, weil dies in der Natur bejründet is. Viertens muß der 30jährige Mensch männliche Jattung mit 500 Daler jährliches Einkommen eine Zeitlang an einen Ort jelebt haben, weil er ja sonst nich wissen kann, wie de Intressen stehn. So wie keen Boom Früchte tragen wird, wenn er nich eine Zeitlang an einen Ort jestanden hat. Fünftens muß der 30jährige Mensch . . . seinen König lieben, weil sonst die Staatsform nich jesichert is . . ."

Der Kalauer ist die Arabeske des Volksgeistes. Den Volksgeist hat Glasbrenner begriffen wie wenige vor ihm und nach ihm. Zuweilen erinnert Hebel an ihn, zuweilen Ludwig Thoma. Es ist das Wertwürdige des Kalauers, daß er eigentlich rein abstrakt entwickelt wird. Er entwickelt sich nicht aus der sachlichen Bedeutung der Worte, sondern er entwickelt sich ursprünglich aus dem sinnlichen Klang, aus der sinnlichen Komik einer Wortabänderung. Erst dann tritt die sachliche Bedeutung hinzu. Wer weiß, ob das nicht die tiefste Psychologie aller Dichtung ist? Erst die

Arabeske — dann der Sinn? Vielleicht macht das den künstlerischen Reiz der Dichtungen Wedekinds oder der Totengräber und der Küpel Shakespeares in ihrem barocken Widerspiel wider die höchsten tragischen Akzente.

In dem Diskurs des trefflichen Schlundowski über das „ochsdrogierte“ Wahlrecht, nach dem die preußischen „Derortierten“ zu wählen sind, ist eine unvergleichliche Schnoddrigkeit, durch eine zugleich naive und spekulative Kunst zum Systemgesteigert. Die aufgelegte Schnoddrigkeit ist ein wesentlicher Zug der Kunstform Glasbrenners. In seinen Gassenhauern wird die Schnoddrigkeit direkt kanailenhaft. Und zwar kanailenhaft im Metrischen und im Klang, nicht bloß in dem Stoff, dem die Satire gewidmet ist. Eines der politischen Lieder, denen man eine heiter-bitterbisse Auserstehung in einem ausgezeichneten Kabarett wünschen möchte, fängt an:

Unser kleine Michel
Wollte mal regieren:
Hatte er kein Land nicht,
Konnt' er nicht regieren!
Nahm seine Mutter ein Faß voll Sand,
Setzt ihn drauf: Da hast du Land!
Schönes Land!
Faß voll Sand!
Alleruntertänigst!

Unser kleine Michel
Wollte mal regieren:
Hatte er kein Zepfer nicht,
Konnt' er nicht regieren!
Nahm seine Mutter 'nen Knotenstock,
Hau nur immer um dich grob!
Knotenstock!
Nur recht grob!
Alleruntertänigst!

Ein anderes beginnt:
Heil uns!
Heute morgen gegen dreiviertel auf Elfen,
Heil uns!
Einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen,

Heil uns!

Ist dem Volke ein Prinz geboren,
Zu Glück und Segen auserkoren!

Heil uns!

Eine Kanone verkündet's durchs ganze
Land:

Ein Prinz ist geboren von Zicke-Zacke-
Zuckerant!

Heil uns!

Das Problem Glasbrenner ist künstlerisch so kompliziert, daß man in die tiefsten Zusammenhänge der Poetik hineingerät. Seine Mittel mit einiger Vollkommenheit auch nur anzudeuten ist hier unmöglich. Sein Formenrepertoire reicht bis zu Montesquieus *Lettres persanes*, wenn er die „Strip-pen“ des chinesischen Reiches — alias die Paragraphen der preussischen Verfassung — mit einer konfisziierten Anzüglichkeit meldet, und bis zu Swift, wenn er „Anthropologie“ treibt und einer intelligenten, auch gutartigen Gesellschaft von Tieren die normalsten Exemplare der Menschheit im Käfig vorführt. Es macht den Tieren einige Schwierigkeit, „Menschisch“ zu verstehen. Die Kraft des Dichters reicht zurück bis zu den volkshundlichen Charakteren des Theophrast, bis zu den Miniamben des Herondas, bis zu den Göttergesprächen des Lucian. Glasbrenner hat zwar bloß den Guckkästner unter den Linden, den Jargonreporter der Weltgeschichte für die Berliner Schusterjungen, dann den Nante Nantino, diesen Vormärzlude, schließlich den Rentier Buffey, der die Woffische liest. Aber die Götter des Lucian, die nicht mehr an sich selber glauben, sind nicht tiefsinniger als der Guckkästner, der das Kommen und das Gehen einer preussischen Revolution von einer Ecke der Weltgeschichte aus mit überlegener Resignation betrachtet. Die Volkskunde des antiken Bürgers Theophrast ist nicht eindringender als die des im schätzbaren Gründerjahr 1876 verstorbenen Berliner Kleinbürgers Adolf Glas-

brenner, dessen Vater die Helme der Berliner Generale und die Hüte der Berliner Hofdamen mit fremden Federn schmückte.

Manchmal schlägt aus diesem Dichter ein heimliches Pathos hervor. Bei dem Färberlied denkt man an die sonore Stimme Freiligraths. Aber dann kommt der Kaulauer.

„Ich bin ein Färber und mich färbert sehr.“

Wer untersteht sich, zu behaupten, er wisse, was das heißt? Dennoch begreift es jeder. Er begreift es aus dem Klang, der da reizt.

Es war eine sehr verbitterte Generation, die des Vormärz, die nach Großem und Eindeutigem Sehnsucht hatte und sich biedermeierisch verbiegen mußte, so daß ihre Menschlichkeit nur in Malicen zurückschnellen konnte. Sie genierte sich wegen ihrer Gefühle, wenn sie liebte. Und sie mußte einigermaßen den Trottel spielen, wenn sie Opposition machen wollte. Heine dort — und hier Glasbrenner. Sie sind alle eins.

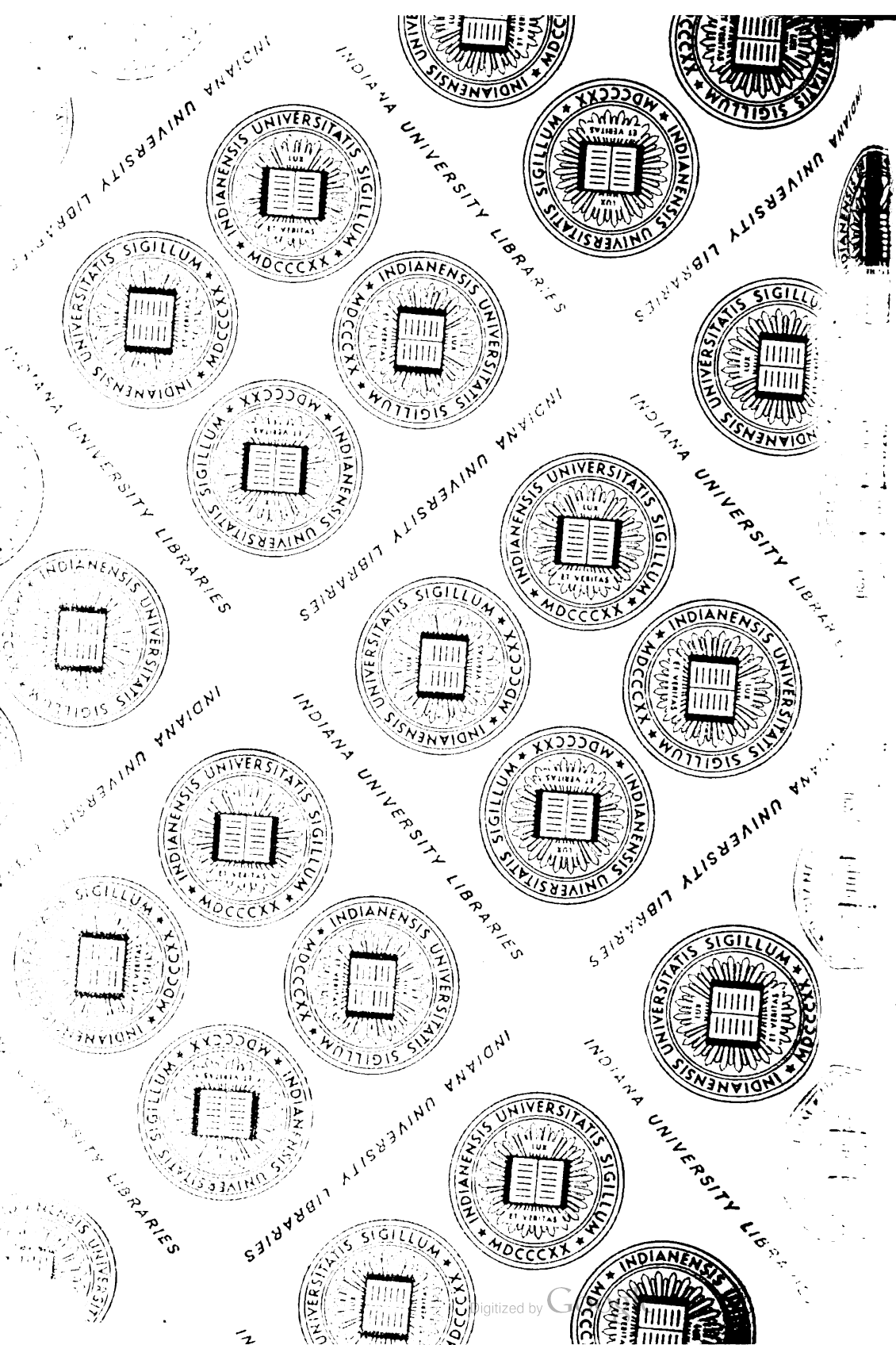
Es ist heute Gelegenheit gegeben, Glasbrenner im Zusammenhang seines Werkes zu sehen. Der Vorwärts-Redakteur Franz Diederich, dem wir eine schöne Sammlung sozialer Lyrik — sie heißt „Von unten auf“ — verdanken, hat eine prächtige Auswahl aus den Schriften Glasbrenners in einem starken Band des Vorwärts-Verlages vereinigt. Zeitgenössische Holzschnitte, die an die beste Zeit des Holzschnittes in den Fliegenden Blättern — an die Fliegenden der vierziger Jahre — erinnern, geben dem Buch eine sinnliche Farbe mehr. Die Einleitung, die Glasbrenners politische Stellung und seine künstlerische Bedeutung würdigt, ist ausgezeichnet.

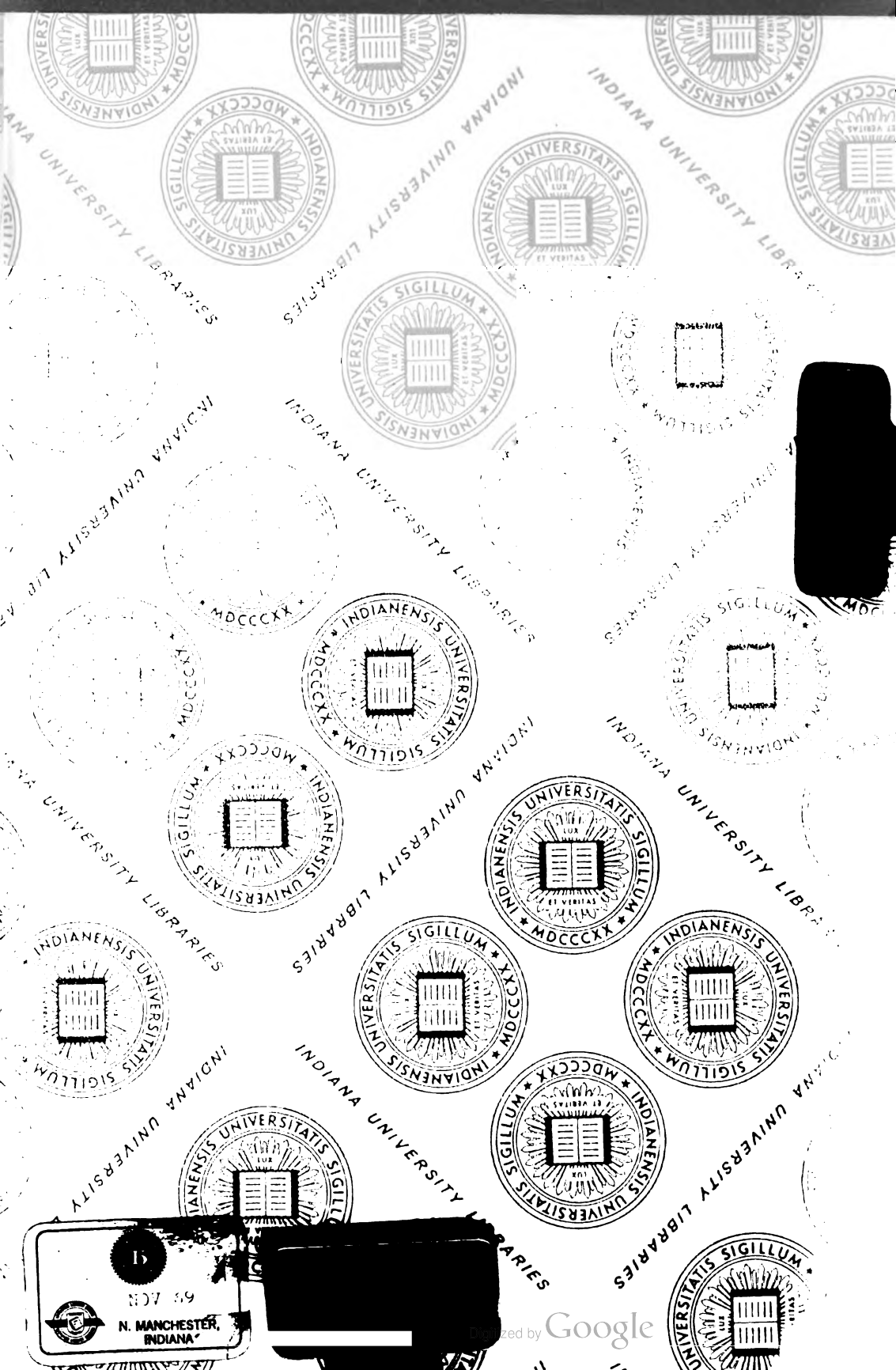
War Glasbrenner ein Plebejer, ein Prolet? Dennoch sagt man zu ihm wie Roxane zu Cyrano:

„Brodez!“

Wilhelm Hausenstein

Digitized by Google







3 0000 093 470 296